CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

J

den

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 262 982

Freie Bühne

für

den Entwickelungskampf der Zeit.

IV. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal

1893.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

ED

PT
3
N48
v. 4 I
+

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Halbband des vierten Jahrgangs der „Freien Bühne".

Seite.

Romane und Novellen.

Arne Garborg, Frieden 4, 113, 225, 354, 510
Julius Hart, Die Tochter der Luft 39
Hartleben, Wie der Kleine zum Teufel wurde 118
Georg von Ompteda, Einsamer Tod 319
Ferdinand Klar, Kahnfahrt . . 665
Gustav Esmann, Kinder . . . 690

Dramen.

G. Hirschfeld, Zu Hause . . . 294
Christian Ehrenfels, Der Kampf des Prometheus 334, 406, 526, 646
Max Halbe, Jugend 429 481
Ernst Rosmer, Dämmerung . . 609

Gedichte.

John Henry Mackay, Drei neue Gedichte. 326
Bruno Wille, Vorfrühling. . . 668

Litteratur.

Felix Holländer, Von Hermann Bahr und seiner Bücherei. . . 82
Otto Julius Bierbaum, Lieder eines Menschen 197
Heinrich Hart, Mit und ohne Dühring 210
Heinrich Ströbel, Litteratur-Psychiatrie 421
Bölsche, Neue Romane 590
Julius Hart, Neue Romane . . 592
Bölsche, Neue Romane 685
Ledebour, Neue Romane . . . 688

Seite.

Philosophie und Religion.

W. v. Polenz, Oberst v. Gizycki . 145
Bölsche,
Die Angst vor der Aufklärung . 206
Die Metaphysik in der modernen Physiologie 273

Naturwissenschaft.

Wilhelm Bölsche, Naturwissenschaftlicher Unterricht in den Schulen. 29
Lehmann-Hohenburg, Virchow gegen Darwin 392

Socialpolitik.

Irma von Troll-Borostiani, Das Recht der Frau . . 543, 630
Benedikt Friedländer, Hertzkas Freiland 672

Bildende Kunst.

F. H. Meißner, L. Ury 23
H. Schliepmann, Kaleidoskop . . 101
Julius Levin, XXIV. 173
O. Mittelberg, Die Sezessionisten in Berlin 201
H. Helferich, Ein offener Brief. . 204
Julius Levin, XI. 455
H. E. Schmidt, Berliner Kunststeindrücke 578
H. Helferich, Ueber die Salons . 681
H. E. Schmidt, Die Berliner Kunstausstellung. 715

Seite.

Verschiedenes.

Zu unserm vierten Kampfesjahr . . 1
L. Schönhoff, Würdelos . . . 89
Wille, Ein Jubelfest der Aufklärung 290
Arne Garborg, Einiges über Spiritismus 314, 472, 554

Seite.

Otto Rittmann, Praktische Pädagogen 447
Heinrich Hart, Kleine Interviews 580

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

107, 216, 350, 478, 596, 719

Zu unserm vierten Kampfesjahr.

Zum vierten Mal tritt die „Freie Bühne" mit dem Jahreswechsel vor ihren Leserkreis, — den alten, der ihr von Beginn an treu geblieben und den andern, den sie sich langsam hinzugeworben.

In unserer schnell lebenden Zeit sind drei vollendete Kampfesjahre schon eine gute Strecke. Und reich an Wandel, wie dieses Ende des Jahrhunderts ist, ist es nicht jedem gegeben, drei Jahre lang sich selbst und seinen Idealen getreu darin verbringen zu können.

Unsere Ideale sind nie so eng gefaßt gewesen, daß wir nicht freien Schritt dabei behalten hätten.

Fern lag es uns und liegt es uns heute mehr als je, unseren Titel, der seinen Klang von der „Welt der Bretter" in übertragenem Sinne entleht, aufzufassen, als wenn das Theater, das dichterische Abbild der Wirklichkeit, der einzige Gegenstand unserer Betrachtung sei.

Gewiß war es ein bedeutsames Zeichen der Zeit, als grade auf der „Bühne," im naturalistischen Schauspiel, der große, freie, zur Vollempfindung des Wirklichen drängende Zug der Moderne staubaufwirbelnd zur Geltung kam.

Aber ein besonnener Sinn wußte, daß hier nur eine besonders brausende Welle anbrandete des viel allgemeineren Sturms. Hinter der Dichtung stand die Welt selbst, der Dichter schöpfte nur als ein besonders glücklicher Erbe aus einer großen, unaufhaltsamen Bewegung, die, wenn auch vielleicht weniger laut, doch auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, im wissenschaftlichen wie im ethischen und sozialen, nach Entfaltung drängt.

Es verschlägt uns deshalb wenig, daß zu dieser Stunde gerade in der Poesie der umgekehrte Ruf wieder aufdringlich ertönt: es habe eine gewisse übertriebene naturalistische Kunstströmung abgewirtschaftet und alles, was ihr einseitig gedient, sei mit ihrem Schwinden dem Untergang geweiht. Das, was wir mit steigendem Nachdruck zu unserm individuellen Programm

gemacht und in all seinen vielseitigen Regungen vorzuführen bestrebt gewesen sind, und was allerdings als Kern auch der engen naturalistischen Bewegung zu Grunde lag: die Annäherung an die Bedürfnisse des Wirklichkeitssinns, die Versuche, auf freiem Boden eine neue Versöhnung der Geister und Gemüter anzubahnen: — das ist im Augenblick mächtiger als je und es ist ein Zeichen nur seiner Macht, daß es an ganz unerwarteten, dem ersten Keimboden scheinbar völlig fremden Orten dem Brachfelde entsprießt. Das letzte Jahr ist in einer erstaunlichen Weise im Banne dieses allgemeinen Werdens gewesen. Kein Halt-Ruf der Aengstlichen und vorschnell Entmutigten kann an dieser greifbaren Thatsache rütteln. Umsonst sucht man aus der notwendigen Verstimmung und Verschiebung gradezu aller Parteien, aus der berechtigten Ernüchterung vor flüchtigen Schlagworten des Augenblicks und aus den unvermeidlichen kecken Reaktionsversuchen der sinkenden, im Todeskampf ringenden Mächte einen wirklichen Umschlag der Entwickelung herauszudeuten. Wir glauben nicht an ihn.

Woran wir allerdings glauben, ist, daß jede Entwickelung aus tausend Fäden sich spinnt.

Daß es hoffnungslos ist, ihr ein bestimmtes Programm unterschieben zu wollen.

Daß man viele Meinungen hören muß, um aus dem Bunten einen einzigen reinen Lichtstrahl schließlich zu gewinnen. Und daß es wertvoller ist, auch bisweilen die Rede der Stammelnden aufzuzeichnen, als sich der glatten Dialektik eines Einzigen, der das Himmelreich verspricht, blind gläubig anzuvertrauen.

Unter diesem Gesichtspunkt hat die „Freie Bühne," seitdem sie Monatsschrift geworden, noch intensiver als vorher ihren Weg gesucht, — und wir sehen keinerlei Ursache, ihren Zielpunkt zu verrücken. Alles, was das letzte Jahr im Einzelnen lehrt, ermutigt uns sogar in einer Weise, die wir vor drei Jahren noch kaum zu erhoffen wagten.

Wir sehen, wie auch in Kreisen, wo bisher alles Heil von politisch-sozialen Bewegungen ausschließlich erwartet wurde, ein Bedürfniß sich belebt nach einer parallelen Bildungsbewegung, die sich durchaus mit dem berührt, was unsere besten Mitarbeiter so oft in diesen Blättern vertreten haben. Kraftvolle Individualitäten der Zeit, die direkt nichts mit irgend einer politischen Partei zu thun haben, erheben ihre Stimme unnachsichtig vor den offenkundigen Schäden unserer Kultur und suchen Wege zur Besserung auch aus einer Reformierung der Geister, nicht blos aus Besserung der Verhältnisse heraus. Solche Stimmen zu sammeln — zumal wo sich der Kritik ein positives, aufbauendes Element beimischt — erachten wir nach wie vor für unsere wesentliche Aufgabe, unbekümmert darum, ob der Einzelne nun grade immer die volle Wahrheit erfaßt habe, und bloß im

Wunsche, jedem ehrlich Strebenden gerecht in der Debatte zu werden. Wie schon im letzten Jahre, wird die „Freie Bühne“ auch in der Folge sich insbesondere bemühen, ein Sammelpunkt der reichen Diskussion über die ethischen Zielpunkte unsererer Tage zu sein. All' das vielgestaltige Leben wird sie zu fassen suchen, das — unklar noch, aber doch im Wunsche von zweifelloser Macht — die Ideale unseres sittlichen Lebens umzugießen bestrebt ist im Sinne fortgeschrittenen Menschheitsfühlens, die befreiende Weltauffassung des Naturforschers, der allein die Wahrheit heilig ist, in Einklang setzen will mit den Forderungen des Gemüts und durch Ueberwindung des ausgelebten, entwickelungsfähigen Autoritätsdogmas uns einem wirklichen ethischen Frieden, einer ethischen Freiheit zuführen möchte, einerlei ob es sich nun monistische Philosophie oder Egidysches Christentum oder Pflege ethischer Kultur benenne.

Unser Programm mag sich aber nach all' diesen Richtungen hin ausdehnen wie es will: naturgemäß wird es doch immer auch wieder anknüpfen bei der Kunst. In ihr spiegeln sich alle Stimmungen und Strömungen. Sie ist der echte Tummelplatz der allerfreiesten Individualität. Und in ihren besten Gaben wird sie — ganz abgesehen von den ästhetischen Formfragen zur gleichberechtigten Mitkämpferin in dem großen Kulturfeldzuge. Von einer Dichtung wie Arne Garborgs „Frieden“ dürfen wir ohne Scheu verkünden, daß sie auch einen religiösen, einen ethischen Schwertschlag in ihrer Art bedeute.

Stärker und mit energischerer Gliederung der Parteien rauscht der Kampf des Veraltenden und des thatkräftig Jungen im Moment durch die bildende Kunst. Soweit das Wort hier helfen kann — und zwar helfen natürlich im Sinne der aufstrebenden Kraft — werden unsere Spalten in nächster Zeit uneingeschränkt auch dieser Phase des Entwickelungskampfes offen stehen. Die freundliche Beihilfe kompetentester Mitarbeiter ist uns dabei gewiß.

So bieten wir zur Jahreswende ohne Scheu unsern Lesern wie unsern Mithelfern unsern Gruß und hoffen ein ferneres, im Geiste der Wahrheit treu verbundenes Zusammengehen. Es wird ein scharfes Jahr, auf das wir lossteuern. Die Gegensätze aller Art verhärten sich, — es wetterleuchtet am ganzen Horizont. Uns aber trägt das Bewußtsein ernster, sachlicher Anteilnahme.

Frieden.

Roman
von
Arne Garborg.

Aus dem Norwegiſchen von Marie Herzfeld.
(Einzig berechtigte Ueberſetzung.)

I.

Draußen, im Weſten, bricht ſich das Meer an einer ſieben Meilen langen niedrigen Sandküſte.

Es iſt das wirkliche Meer. Die Nordſee, breit und frei, ungebuchtet, ungeteilt, — endlos. Schwarzgrün und ſalzig kommt es in gewaltigen Wogen aus den weſtlichen Strichen herangewälzt, getrieben von den Stürmen des Nordeiſes und des Kanals, ſeine mähnenweißen Wellenpferde aus dem Meeresnebel führend, ſo daß die brandende Hohlſee emporſteigt und mit ihrem tiefen, ewigen Orgelton aus den fernſten Abgründen donnert. Dann wirft es ſich gegen den Strand und zerſchellt in weißem Giſcht, mit Geklatſch und Getoſe und langem Gebrüll, das in dumpfem Murren erſtirbt.

Von der niedrigen Sandküſte dehnt ſich ein elendes graues Land mit ginſterbraunen Hügeln und bleichen Mooſen, überſäht mit Granitgrus, baumlos und bar —, Flachland, das gen Oſten durch einen langen, niedrigen Fjellrücken abgeſperrt iſt. Endlos erſcheint die nackte Heide. Doch hie und da blaut eine einſame Waſſerlache, die zurückgeht, oder ein großer ſtiller See. Hier ſauſt der Wind Tag und Nacht. Und Grauwetter liegt tief über dieſer Wildniß, in der der Haſe von Stein zu Stein flieht und allerhand braunes, ſtilles, wildes Gevögel in verſteckten Neſtern ſitzt und blinzelt und ſchläfert.

Ueber dem Ganzen ſpannt ſich der Himmel aus, weit und grau, vom Bergzug zum Meer und ſo weit als man ſieht, — das einzig Lichte über dem Daſein. Den hat man vor Augen, wo immer man geht. Voll Wolken und Regen hängt er wohl allzeit. Manchmal ſenkt er ſich auf die Erde herab und hüllt das Land in Regen und in Nebel wie in ein Tuch. Und es regnet und regnet, bis alles ſchwimmt.

Da und dort, die Hügel und Höhen hinan, kriechen niedrige Häuſer in kleine Haufen zuſammen, wie um Schutz zu ſuchen. In der dichten Luft verhüllen ſie ſich halb, wickeln ſich in Torfrauch und Waſſerdunſt, wie in einen Traum; abgeſchloſſen liegen ſie gleich Zwergneſtern auf den Halden

verstreut. Rund um die Häuser schimmern bleich grüne Flecken von Acker und Wiesen, gleich Inseln in der Heidewildniß; jedes Stück und jeder Streifen ist von Steinwällen umgeben und wie mit langen Reusen versperrt.

In diesen Heimstätten wohnt das Volk.

Es ist ein starkes, schwerfälliges Volk, das sich mit Grübeln und Plage durch's Leben gräbt, sich mit der Erde abgiebt und die Schicht durchforscht, dem Lande Korn abringt und den Träumen Hoffnung, an den Schilling glaubt und sich mit Gott vertröstet.

II.

Kalt und ruhig lag der Herbsttag auf Land und Meer. Der Abend nahte.

Der Himmel war grauverschleiert, die Sonne hinter der Nebelbank im Westen versteckt; hie und da lagen blaue, lange Himmelsstreifen und ruhten aus.

Es hatte gestürmt, dann aber hatte der Wind sich gelegt, wie so oft gegen Abend. Es war still, daß man den eigenen Athem hörte.

Die Dämmerung sank blau und kalt herab. Das Sausen von Quellen und Bächen schnitt scharf durch die Luft. Hoch über den Halden segelten zwei große schwarze Vögel nach West. Weit drinnen im Nordost meckerte die Sumpfschnepfe wie ein Höllenpferd.

Enoch Haave zuckte zusammen, während er auf seinem Stadtgefährt über die Haalandshügel zurückrumpelte. Dies Teufelsgelächter in der Abendstille klang so grauenhaft. — „Hü, Brauner!" am klügsten, drauf loszufahren. Er hatte noch ein gutes Stück Weg nachhause.

Er war in tiefen Gedanken, Enoch, und das sonngebräunte Antlitz mit den niedergeschlagenen Augen und dem gequälten Zug um den Mund sah unruhig und sorgenvoll aus. Wann würde er damit denn endlich Ernst machen? Wie lange wollte er hier wie ein Sündenknecht herumgehen und niemals Frieden finden? Er hatte sich doch nicht auf Lebenszeit dem Satan verkauft! Wie Lars Danielsen kürzlich in der Erbauungsstunde gesagt. Und überdies, — Lebenszeit . . . „Du Thor, in dieser Nacht begehren sie Deine Seele von Dir" . . . was konnte es ihm dann nützen, das bischen, daß er hier gesammelt hatte? —

Auch „sammelte" er nicht einmal. Eher ging es nun den andern Weg. Die Erbschaft Annas war auf dieses Urbarmachen draufgegangen, und doch war nicht mehr als das halbe Brachfeld umgelegt. So mager, wie hier der Boden war, konnte es lange dauern, ehe das Geld wieder hereinkam. Nur gut, daß der Silberstaat noch übrig war, und die Goldringe . . . „Man ist kein Bettler, so lang Silber im Hof ist," wie der Vater oft gesagt hatte. Nun war aber Enoch da und dort schuldig, beim Kaufmann für Waaren, bei Simon Ramstad für eine Kuh; Hans, der Knecht, sollte zum März seinen Lohn kriegen, und dann waren die Steuern da, welche wuchsen und wuchsen . . . . Was man weggeben wollte, für das erhielt man wenig; aber was man einhandeln sollte, war unsinnig theuer; auf allen Seiten ging es so knapp und karg, daß man ganz mutlos werden konnte. Und die Kinder wuchsen zu und Schuhe und Kleider brauchten sie einmal.

Der Segen fehlte. Es war keine Dauer in den Sachen, wenn Gott nicht mitthat; es lohnte sich auch im Zeitlichen nicht, dem bösen Feind zu dienen.

Ach ja, ja!

Wer sich überwinden könnte und ein Gotteskind werden! Da dürfte man auch über das Irdische beruhigt sein. Man konnte seine Sorge dem Herrn auflegen, der selbst der jungen Raben gedachte. Und wie es im Katechismus stand: „Für wen sorgt Gott am meisten? Für seine gläubigen Kinder.“ Und ebenso: „Hat man Nutzen davon, daß man Gott liebt? — Ja, großen Nutzen; denn wir wissen, daß jenen, die Gott lieben, alles zum Guten ausschlägt.“ Sich auf Gott selbst verlassen zu dürfen! Frei zu sein von allen Aengsten; alle Furcht und Unruh' los sein . . . noch nie in seinem Leben hatte Enoch einen frohen Tag gehabt. Es war ein Unfrieden in ihm, den er selbst nicht begriff, ein schnürender Knoten rings um die Brust, der niemals nachließ, immer ging er herum, als ob er Böses gethan, als ob er etwas zu fürchten hätte; niemals war er sicher, niemals konnte er sich in Ruhe setzen, nicht einmal mehr in der eigenen Stube; — ja, wenn er meinte vergnügt zu sein, eine ganze Weile lang, in guter Gesellschaft oder frisch bei der Arbeit, — die Unruhe war in ihm und nagte dennoch; es wurde nur eine äußerliche Freude. Und es trieb ihn von Einem zum Andern ohne Aufhör; alles, das neu war, betäubte eine Zeit, doch nur eine Zeit lang; dann kam der Unfrieden wieder und er war nicht weiter als vorher. Ja ja; was konnte er anders erwarten; wer nicht mit Gott in Frieden lebte, der hatte es so; es war auch Grund genug, um unruhig zu sein, wenn jede Stunde, die verging, Einen nur näher und näher zum Abgrund der Hölle brachte.

Die Mähre blieb stehen, so daß er fast nach vorwärts stürzte; es ging wieder bergan und der Braune wollte ihn herunter haben. Enoch stieg vom Wagen und ging den Hügel hinauf. Er war ein mittelhoher Mann, breitschultrig und wohlgewachsen; er war stattlich von Ansehen und hielt sich gut; doch der Kopf beugte sich wie unter einer Last und die Augen starrten müde und versonnen zu Boden.

Es war so seltsam still geworden, und es dunkelte und dunkelte. Oede und leer war die Welt nur. Nirgends ein Laut und nirgends Leben; nur er und die braune Mähre mitten auf der finstern Höhe. „Ach ja; Gott steh uns bei . . . Tag und Nacht!“ —

Sie waren auf den Berg gekommen; Enoch hielt an und setzte sich wieder auf. Pst . . . war das etwas —? Bm . . . Er hielt das Roß und horchte. Ganz, wie er sich es gedacht. Es hatte etwas dahinter gesteckt; es stak gewöhnlich etwas dahinter, wenn alles so stumm wurde . . . „Hü! vorwärts, Brauner!“ trieb er; die Sache gefiel ihm nicht.

Durch die totenstille Luft fuhr ein Gekrach, ein schweres dumpfes Gekrach, Tosen, das den ganzen Raum erfüllte. Es kam von überall und nirgends, am ehesten von Nordost, von dem öden Winkel, wo das Land aufhörte und das Meer begann, geradewegs hereingerollt aus den Nebelwelten des nördlichen Eises. Es war wie ein Brausen in der Luft, ein langer, dumpfer, grollender Ton; das Meer kochte auf in seinen tiefsten Gründen und erhob sich wie zum letzten Streit; der Bauer erbebte in Angst und

Entsetzen vor dem kommenden Zorn und großen Untergang, der die Welt in ihren Säumen lösen und die Erde in die See versenken und die Himmel aufrollen sollte wie ein Kleidungsstück.

Es war das Tosen des Meeres.

Es mußte diese Nacht ein schweres Unwetter gegeben haben, draußen auf der See, versuchte Enoch sich einzureden. Aber er konnte seine Unruhe nicht betäuben. „Die Sonne wird erlöschen und der Mond werden wie Blut . . , und das Meer und die Wasserwogen sollen erbrausen" . . . Wenn der Menschensohn nun kam; wenn der Himmel zerriß mit Knattern und Gekrach und die große Posaune hervorblitzte mit ihrem Donnerschall, so daß die Gräber sprangen und die Toten auferstanden . . .

„Hü! aber geh doch, Brauner!" Er peitschte mit dem Zügel, bis die Mähre in Trab kam. Schrecklich, wie langsam es ging; es war schon dunkler Abend, und da fuhr er noch immer. Und nun kam erst diese böse Friedhofshöhe.

— — Aber nein; der Richter erschien nicht diese Nacht. Es war noch nicht 6000 Jahre her seit Erschaffung der Welt, und da erst sollte er kommen. Aber wer Gott nicht mit sich hatte, fürchtete sich immer . . . „Hü, vorwärts" . . .

Allein bekehren mußte er sich. Ganz im Ernst: er mußte und er wollte. So ging es nicht mehr weiter. Jeder Tag konnte der letzte sein, und es war nicht ausgemacht, ob er dann noch Zeit behielt, sich's zu überlegen. Außerdem, wenn man stets und ständig der Gnade widerstrebte, so konnte Gott schließlich die Geduld verlieren, und da wurde man verhärtet . . . Verhärtet! Das war ein so schwerwiegendes Wort, daß es Enoch graute.

Nein; gleich morgen, ehe die Gnadenzeit um war . . , o Gott, reiße mich nicht fort mitten in meinen Sünden; o Gott, sei barmherzig in Deiner großen Langmut . . .

Es donnerte und krachte dumpf und schwer; Enoch kroch zusammen auf seinem Wagen und fröstelte. Und wenn der Herr dennoch kam! Niemand wußte Zeit noch Stunde und wir hatten von Krieg gehört und von Kriegsgräueln . . . und die Sünde war so groß, daß Gott gewiß bald müde sein konnte . . . Wenn morgen schon alles zu spät war! . . . Hü Brauner! — — O Gott, reiße mich nicht fort . . . o Gott! sei langmütig . . . Wenn nur dieses Tosen schweigen könnte! —

Nun war er auf der Friedhofshöh'; da fuhr er niemals gern so spät. Es war so öde und schwarz und weit von den Menschen —; Zigeuner und anderes Arge konnte da hinter den großen Steinblöcken lauern. Hier hatte der Vater einmal in einem Hügel Zwerge gesehen . . . alter Aberglaube und Unsinn; allein, dennoch, — etwas war es gewesen. Man konnte nicht wissen, was man zu sehen kriegte; der Teufel war stark, und wenn man nicht Gott zur Seite hatte — — —

Wenn nur wer käme und er Begleitung hätte! — Da drunten lag der Wasserbach, schwarz und still, fast ganz unter dem Friedhofskegel; da war er ertrunken, der Sohn des alten Pastors Inel . . . Und einige wollten Rufe gehört haben —. Und hinter dem großen Fels hier droben hatten sie Berta Aalvestad gefunden, die da erfroren ist; — immer kam es ihm vor, die Leiche müsse noch hier oben sitzen. — — —

— — Möchte wissen, was wohl Gunnar heute abend trieb. Er hielt sich wach, so lang es nur ging. Wartete auf den Vater und das Mitgebrachte. — Ja, Du bekommst etwas Mitgebrachtes, Gunnarmann. Morgen, wenn Du aufstehst, so —

— Hörte er nicht etwas? — Nein . . . Vorwärts . . .

Ja, morgen sollte ein Freudentag sein. Eine neue Mütze bekam er, und einen neuen Katechismus mit dem Papst drin, und das beste von allem: Süßäpfel! — Ja ja, sie kriegen was, die Madels auch. — Drei Mädel nach einander! Der Bub, der nach Serina kam, mußte sterben! Kein Segen, auch darin. Aber Gott sei Dank, daß Gunnar sich so gut machte . . . und gesund war. — Schon zehn Jahre alt; der wurde bald eine Hülfe. — Ihn nur nicht zu seinem Abgott machen! — Ihn züchtigen . . . „wer das Reis haßt, liebt seinen Sohn" — nein . . .

. . . Nein; er konnte seine Gedanken nicht beisammen halten. Diese irdischen Dinge, die sonst nur allzusehr seinen Sinn erfüllten, — nein, sie halfen auch nicht. Nein, nein; außer Gott kein Frieden . . . morgen, sobald er zur Ruhe kam . . . bis morgen würde der Herr doch wol warten. — Gottlob, nun begann der Wind zu wehen und zu blasen; da legte sich die Brandung bald. Und dann wurde es hinter der Kirche minder schaurig. Hü, Brauner! —

Er fühlte sich mutiger; es wurde heute abend nichts aus dem jüngsten Gericht. Warum sollte es auch heute abend kommen, eher als an einem anderen Tag? Meeresbrüllen hatte er so oft gehört.

Was war das? — Er fuhr zusammen, daß es ihm vor den Augen blitzte. Hinter dem Berg, von der Kirche her hatte er etwas wie einen Ruf vernommen.

Er hielt das Roß an und horchte, und das Herz hämmerte in der Brust, so daß er es hörte. Ach gottlob! Leute! Wagengerassel. Er zog den Athem tief hervor und fühlte sich erleichtert und froh. . .

Aber von was für Art mochten sie sein, waren es Betrunkene? — Denn man sang. Man konnte nicht wissen, worauf ein Trunkenbold verfiel — —

„Tonne auf des Felsen Gipfel,
„Die manch' frohe Seele grüßt . . ."

sang es, und ein Gefährt kam in vollem Trab auf ihn zugerempelt. Sich nur beiseite stellen und dann rasch vorüber. . . .

„Was Teufel — ist jemand da?" rief eine laute, derbe Stimme. Meinertreu, das war ja Napolon Storbrekke.

Es schauderte Enoch vor dem schrecklichen Fluch; heute abend noch den Bösen rufen! „Bist Du so spät draußen?" fragte er kleinlaut.

„Na ja, freilich bin ich's!" schrie Napolon; „im Finstern, da geht's den Trollen am besten! — Kommst von der Stadt, Enoch!"

„Ja. Ich war nur schnell ein bissel drinnen."

„Und ich muß schnell ein bissel hinein; so kannst bei mir gleich verzälen, ob drinnen was auszurichten ist. Ein Schmarren, wie immer, denk' ich mir?"

Enoch erzählte; Napolon saß und fluchte. „Himmel Sakrament!" „Donnerwetter noch einmal!" — Als Enoch schloß, wie gewöhnlich: „es schaut traurig aus!" da rief Napolon, so daß es hallte, er wollte nach Amerika.

Ja, das wollte er. Vom Hofe weg und von dem ganzen Plunder und, zum Satan hinein, geradezu nach Amerika. Denn bei Gott, hier konnte ein odentliches Leut' bald nicht mehr leben! „Das hab' ich auch dem Lensmann auf Oase gesagt; — ich war heut abends drüben; er hat mir ein Glaserl oder zwei eingeschenkt; gescheiter Kerl, dieser Lensmann Oase! — pssst! wirst stehen! — Ja, das hab' ich gesagt. Aber weißt, was er d'rauf gesagt hat? Wenn solche Leut' fortgehen, sagt er, wer sollt' denn da daheim bleiben? Wir müssen eben dazuschauen, sagt er, daß wir ein bissel was vom Bettelvolk wegschicken, sagt er; — aber wenn's auf die Art weitergeht, so sind wir bald alle miteinand' Bettelvolk, ja wol! Das sag' ich und fluch' eins drauf, ich, Napolon Salomonsen Storbrekke!" —

„Na, ich mein', Du solltest nicht gar soviel fluchen, Napolon," warf Enoch leise ein.

Doch das Andere hörte er nicht.

„Pssst! so steh' doch! — Ja, 's ist, wie ich' s sag', — ob Du stehen bleist, Du Satan! — weißt Du vielleicht, was ich jetzt Steuer zal'? Rat' einmal, Enoch! — Ja, sie reden alleweil von der elenden Walkmühl', die ich aufgerichtet hab', . . . als wenn sonst noch was übrig wär' als diese Stampfen! Wenn ich die nicht hätt', wär' schon längst nichts mehr übrig von mir als ein ausgehungerter Bettler; bei Gott und Seligkeit! — Fünf Thaler, Väterchen! — Ja, Du, das glaubst nicht; aber ich schwör' Dir d'rauf, auf was Du willst; — fünf blanke Speciesthaler Steuer, und noch zwei Schilling drüber! Da kannst Dich wol nimmer wundern, wenn man ein Bettler wird. Da hab' ich mir voriges Jahr halt aus der Bank ausgeliehen, so daß ich jetzt noch Zinsen und Abzüg' obendrein zalen muß; und zal' ich nicht auf den Tag, so kommt der Advokat wie ein Wolf daher. . . Nein, ich halt' es mit dem Torkjel Tutling, oder eigentlich sollte ich sagen: Torkjel Tuatans; Gott's Tod, wir sollten die Büchse nehmen und sie davon jagen! alle mit einander! Sonst essen sie uns bei lebendigem Leib auf! — ja wol thun sie es. Außer wir machen es wie der Per Rudlerig! — der schwindelt sich durch und hilft sich so; ja, ja; das ist auch eine Art, das! — pssst! — Aber schaust, — es ist nicht meine Art . . . Na, jetzt kannst Du gehen, altes Biest, Du; — meinst Du, ich kann das Roß zum Stillstehen bringen? — Gute Nacht, Enoch! — Er rasselte davon.

„Tonne auf des Felsen — Pssst! — Enoch!!"

„Nanu?"

Du kommst wol zu Hilge auf die Hochzeit.

„Ja, . . . ich mein' wol."

— „Na, da treffen wir uns doch. B'hüt Gott."

„Tonne auf des Felsen Gipfel. . ."

— Enoch fuhr nach seiner Seite weiter.

Schau, schau! Ob das nicht ganz seltsam war mit dem Teufel. Immer fand er etwas; immer stellt er es so an, daß etwas dazwischen kam. . .

Nun konnte Enoch sich nicht bekehren, ehe er auf jener Hochzeit gewesen.

III.

Die Lichter waren auf die langen Tafeln des Hochzeitshauses gesetzt, denn es war schon Abend.

Am unteren Tischende saß ein Häuflein älterer Männer mit Kreidepfeifen und Bierkrügen, in traulichem Gespräch; weiter oben saß eine andere Gesellschaft und spielte Karten; doch draußen in der Stube ging der Tanz los, mit Fiedelgetön und Rufen und Schnalzen und Lärmen, das es durch das Haus hallte. Hilge Haade feierte die Hochzeit seiner jüngsten Tochter, und das mußte ein Fest sein, das sich hören und sehen ließ.

Das Bier war stark und gut, und es flutete Branntwein. Nils Ramstad spielte und alles war auf seiner Höhe. Die ganze Nachbarschaft war herbeigebeten, und Verwandte und Bekannte; das Haus wimmelte von einem frohen Schwarm, der sich drei sorglose Tage versprach.

Enoch war der nächste Nachbar und konnte nicht anders als da sein; aber er fühlte sich nicht wol. Er saß in der Hochzeitsstube bei den Alten und hörte zu und dachte, er sei in des Teufels Kirche. Selten war auf seinem Gesicht ein Lächeln zu sehen und seine großen Augen blickten unfroh. Er trank, wenn man ihm zutrank und antwortete, wenn man ihn fragte, sonst aber saß er nur da, still und fremd, gleichsam im Hexenkreis seiner eigenen Gedanken.

Es war furchtbar, all diese Leute zu sehen, die hier herumgingen und herumsausten und dem Teufel dienten; im nächsten Moment konnten sie vor ihrem Richter stehen und wie erging es ihnen da? — Sogar die Alten, die ja wußten, sie hätten nicht mehr lang dahin, dienten dem Satan so treulich, als hätten sie es verschworen, tranken und lachten und schwatzten los, dachten an Alles, nur nicht, daß sie sterben sollten . . . Und dann all das Grausliche, das zu hören war; dies schreckliche Fluchen ringsherum; da gab es Einen, der den Teufel bat, ihn zu holen; ein Anderer wünschte „Gottes Tod"; oben bei der Kartenpartie saß Napolon Storbekke und lärmte und schwor, daß nur so die Funken sprangen. Und über dieses lachten die Leute. Je mehr er lärmte, desto mehr Gelächter; wie die kleinen Buben lagen sie auf dem Tisch und lachten; da war nicht Einer, der an das Wort vom Mühlstein dachte. Enoch starrte und starrte, und ihm wurde manchmal ganz sonderbar; es kam ihm vor es seien Leichen, die er sah, angekleidete Beingerippe, die herumgingen und schlotterten; und wenn sie gähnten oder lachten, mit ihren weißen Zahnreihen, so durchschauerte es ihn. Sie hätten nur wissen sollen, wer hinter ihnen saß und die Klauen schärfte; dann lachten sie wol nicht! Und die Jungen draußen, die sich plagten und tanzten, mit dem Weibsvolk scherzten und sich in Sünden wälzten, was sie wohl sagen würden, wenn der Bräutigam kam —? . . . Aber kein Gedanke, nicht ein Gedanke . . . und doch waren solche darunter, die vor kurzem erst zur Confirmation gewesen . . . Ja, des Satans Haus war das, und der Höllen Pforte; er wollte nur eine Weile sitzen, so daß er sagen konnte, er sei da gewesen, und dann wieder heim.

Die Fiedel draußen jubelte und klang; eine wunderliche Teufelsmacht stak in diesem Spiel; er mußte es anhören, ob er Lust hatte oder nicht. Es war schön in seiner Art, allzu schön; manches mal konnte man fast glauben, es sei etwas Gutes; aber dann kam die Teufelsart, mit Lockung und Lust, Gaukelbildern und Traumgesichtern, einer Höllengewalt, die die Seele in Wirrniß zog, fort von Gott und hinein in Sünde und Wollust und ewige Reue.

— „Da hilft keine weltliche Macht!“ rief Napolon Storbrekke bei seiner Kartenpartie; er schlug auf den Tisch, so daß es klatschte. „Da habt ihr die Majestät selbst; — und nun herbei mit dem Trunk!“ — Fluchen und Lachen. „Sollst leben Gaumen; ich weiß, das Naß magst Du gern.“ Napolon trank. Dann erhob er sich und ging nach vorn; „jetzt hab ich so lang gewonnen, daß es mir zuwider ist,“ sagte er. Er hatte schon eins zu viel; die kleinen, kaltblauen Raubvogelaugen starrten; die Buckelnase glänzte und sein scharfes, grobgebautes Fleischergesicht war rot wie Glut. „'s ist keine Freud', mit euch zu spielen,“ brummte er; „es ist wie mit Kindern spielen. Wenn sie nicht mehr verstehen, so sollten sie, bei Gott, sich mit dem Napolon Storbrekke lieber gar nicht einlassen! — Na, wie geht's denn bei euch?“ grüßte er die Alten; — „was sagt ihr zu der Jugend, die da aufwachst? — Da soll doch das kreuzbeinige Donnerwetter dreinfahren, wenn ich für so Einen aufstehe, — nicht einmal, wenn ich auf einer Rollegge sitz'! Nicht tanzen können sie, und nicht trinken können sie, und nicht Kartenspielen können sie und nicht raufen; wie soll auf diese Art noch Leben sein auf einem Hochzeitsfest?“ – Dröhnendes Gelächter.

Napolon bekam Bier und setzte sich zu Großsprechereien hin. Geschichten aus der Zeit, da er noch mit Vieh handelte, — eine lustige Anekdote nach der andern, am liebsten darüber, wie er den Spitzbuben und Roßkamm Per Rudlevig betrogen hatte. „Bei Gott, er hat es verdient; kann ich ihn noch einmal dran kriegen; so thu' ich's; meinertreu, ich thu's. Soll man nicht einen Schelm foppen, wenn man dazu kommt? Ja ich, ich thu's. Weiß nicht, was ihr dazu meint.“

„Ich mein', Du bist zu hart gegen den Per Rudlevig,“ sprach Enoch ernst. „Wenn Du Dich recht besinnst, so wirst Du wohl auch Deine Fehler haben, fürcht' ich.“

„Tod und Teufel, das ist ein wahres Wort, Enoch! Sollst leben, alter Freund und Confirmationskamerad; Du bist ein Gerader, der kein Wort unter den Tisch steckt! — Ach ja, 's ist, wie ich's sag'; der Per Rudlerig trödelt herum und stielt; ich trödle herum und trinke; kommt Per Rudlevig ins Himmelreich, so komm' ich auch hinein; ja wohl komm' ich!“

Es entstand ein solches Gelächter, daß man Enoch mit seinen Mahnworten gar nicht vernahm. —

Ob er jetzt nicht bald gehen konnte! Er saß in der Sünder Gesellschaft und in der Spötter Gilde, trank mit den Gottlosen und hörte böse Reden an; wenn er heute Nacht abberufen würde, er wäre schlecht vorbereitet. Er fühlte sich geradezu wie besudelt von all der Sünde rund herum; so etwas sehen und hören und nicht hindern, das hieß „sich fremder Sünde theilhaft machen.“ — — —

— — „Meinertreu, Enoch, jetzt wirst Du von dem Gin da kosten; ich glaub', das wär' nur recht.“ —

Hilge selber kam, der Vater der Braut. Er hatte einen Anflug von Schwips, aber nicht mehr als sich gehörte; er setzte sich zu Enoch hin und begann zu reden. „Heute verheuere ich meine letzte Tochter, so daß ich Dich nimmer zu einer Hochzeit bitte“, sagte er. „Und wir sind alleweil gute Nachbarn gewesen, so daß Du mir diesmal eben ein bissel Ehre anthun kannst. Und die Berta Maria, die heute die Braut ist, die hast Du ja gekannt,

seitdem sie auf der Welt ist. Ich trink' Dir zu, Enoch, und Du mußt austrinken; Du bist doch nicht wegen irgend was böse, daß Du so schlecht gelaunt da sitzest?"

„Nein, nein!" fiel ihm Enoch ins Wort; er trank. Es war dumm von ihm; er führte sich ganz ungehobelt auf; wenn man unter guten Leuten war, so mußte man sein wie ein gut's Leut; sie konnten's übel nehmen, wenn er da saß wie ein Schmollhans . . . Hilge war ein gutmütiger, freundlicher Mensch, den Enoch gern leiden mochte; gradeaus und umgänglich war er sein Lebtag gewesen, und wenn er heut' lustig war und Andere auch gern wollte lustig sehen, so war das nicht mehr als man voraussetzen mußte. . .

„Trink man aus," sagte Hilge," „dann kriegst wieder frisches; es schmeckt am besten, wenn's just vom Faß kommt!"

Die zwei Nachbarn setzten sich zu einander. Enoch mußte zeigen, daß er nicht beleidigt war; er that Hilge Bescheid in Trunk und Rede. Mitten drinn kam der Bräutigam. Er hatte Flasche und Glas, schenkte einen Bittern ein.

„Jetzt mußt auch mit mir trinken, Enoch, — an meinem Ehrentag! — Weißt noch, wie ich zu Dir in die Schule gegangen bin? — Du hast Dich heute so stolz gehalten und hast nie was nehmen wollen; aber Du wirst doch uns und unseren Sachen so viel Ehr' erweisen daß Du von dem bissel, das wir haben, ein wengerl kost't. Auf Deine Gesundheit, Enoch!" —

Ja, da ließ sich nichts thun. Enoch kostete vom Branntwein. Und damit kam er nicht weg; er mußte austrinken. Der Bräutigam war so schrecklich zuthunlich und freundlich; und dann, was konnte man machen; man vertrug doch immer einen Schluck . . . . Er redete ein paar Worte mit dem Bräutigam von alten Tagen, setzte sich dann wieder zu Hilge hin. „Das ist ein prächtiger Mann, den Deine Tochter da kriegt," sagte Enoch. — „Wol, wol; glaub' schon selber, daß er nicht so übel ist," antwortete Hilge. „Und sein Hof ist nicht so schlecht, daß er sich nicht durchbrächte." —

Es war Enoch, als bekäme er auf einmal alle Gedanken los. Er sah sich mit freieren Augen um; es war hier auch wirklich nicht so arg. Aus der Umkehr wurde heute Abend, so wie die Sachen standen, ja doch nichts; so mochte er ebenso gut mitthun. Der liebe Gott konnte doch nichts besonderes dagegen haben, daß er hier saß, in einem gewöhnlichen, gemütlichen Gespräch, ohne Fluchen und Schwören und sonstiges Schlechte. Er sah, wie alles war und daß er nicht gut anders thun konnte, als er that. Ob Einer ein bissel mehr sündigt oder ein bissel weniger, das kam, solang man nicht bekehrt war, so ziemlich auf eins hinaus. Das Bier war auch eine Gabe Gottes und Hilge ein gemütlicher Mensch . . . nur aufpassen daß es nicht zu viel wurde . . .

So nach und nach glühte es auf in seinem Blick und die bleiche, freie Stirn wurde gleichsam wärmer. Die Anna kam einmal an die Thür und guckte hinein; es ging ihr förmlich das Herz auf, ihren Mann zu thun zu sehen wie andere Leute; er war in der letzten Zeit so wunderlich geworden, daß sie oft nicht wußte, was sie von ihm denken sollte.

Enoch Haase war ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er schaute hübsch aus. Sein Gesicht war klar und klug, hatte große, reine Züge, er war gutmüthig und fast kindlich, wenn er lachte, und dabei griff er sich dann gern mit der einen Hand an's Kinn. Seine Haare waren so schwarz, daß es in ihnen fast blaute; kein Mensch besaß hier solches Haar wie er;

der Schopf fiel ihm gern auf die Stirn hervor. Vom Ohr wuchs ein ein dichter, braunroter Bartrand unter das Kinn hinab, der im Verein mit dem Haare gleichsam einen Rahmen um das offene, ernsthafte Antlitz legte. Er trug eine kurze blaue Tuchjoppe und eine schwarze, glänzende Lastingweste um den Hals, um den weißen, frischgebügelten Hemdkragen hatte er eine schwarze Seidenkravatte mit einem Knoten, — die Zipfel waren gut in die Weste hinein gesteckt. Mit dem strengen, dunkeln Kopf auf den festen, wohlgebauten Schultern sah er anders aus als die Anderen, fast fremdartig; manche fanden, es gehe gleichsam kalte Furcht von ihm aus.

— — Merkwürdig, solch ein Schluck Bitter; er wärmte und that wohl; nun fühlte Enoch nicht diese Art Angst in der Brust. Ein Gläschen konnte hingehen; es war nur wenn mehrere kamen . . .

Wunderlich, daß das Verkehrte allem Fleisch und Blut so süß erschien. Gute Gesellschaft und ein guter Trunk, und Fiedelklang und Saus und Braus . . . Augenlust, Fleischeslust und ein üppig Leben . . . so wollte er's gern haben, der alte Adam.

Napolon war schon so voll, daß er sang:

„Wenn wir uns hielten an's reine Wasser,
Würden nicht alle wir Freudenhasser?
— Ja!
Drum schenket ein . . ."

Armer Napolon; immer hängt er so an dem Branntwein.

Die Fiedel zog doch am meisten. Das war ein Singen und Klingen, das ganz wundersam zu Herzen ging, ein Unterton gleichsam, ein Mitklang, etwas, das nicht nur allein aus den Saiten kommen konnte . . . war das etwa der Teufel? — Sie waren nicht just leichtsinnig, diese Töne; ebenso hätte man sie können schwermütig nennen; — eine wilde, betörende Mischung von Lachen und Weinen. Und es kamen Einem so viele Erinnerungen dabei, allerlei, das man am liebsten vergaß; das ganze Jugendleben; kaum gluckten sie auf der Geige, so summte es von alten, dummen Geschichten, Verrücktheiten und tollen Einfällen aus jungen Tagen . . . aus der Zeit, da er selbst getanzt und sich herumgetrieben und mit Weibersachen abgegeben . . , nur so ein bissel. Er erinnerte sich so gut dieser Hochzeit auf Ramstadt, auf der sie dabei war, die, mit welcher man ihn eine Zeitlang geneckt hatte . . . tüchtiges Mädel, nichts zu reden; aber ihre Leute . . . Nichts als Armut und Verkommenheit, so daß nichts daraus werden konnte. Aber ein sauberes, prächtiges Dirndel war's. Und sie tanzten und scherzten; waren sogar in der Scheune . . . o du Jugenthorheit und Gedankenlosigkeit. . . An so was dachte man lieber gar nicht; das war nun aus und vorbei; nun diese Fiedel . . . „Der versteht's Spielen, dieser Nils!" — „Wohl, wohl. Er kann's. Der spielt." — Sie waren so schön, diese alten Tage. Es fiel ihm ein, wie es zu damaliger Zeit oft war, — öfter als jetzt. — Sonnenschein und blauer Himmel ewig lang, und warm auf der Höh'; und es roch so gut von Blumen und Heu; und der Kiebitz schrie und das Rotkehlchen schlug und die Feldhühner kreischten, wenn sie sich an lauen Abenden hie und da trafen . . . Unsinn und böses Zeug und schreckliche Sünde; aber doch that es Einem wie leid dabei — —

Na wahrhaftig, spielt Nils da nicht den alten Springtanz auf, . . . just denselben, den Enoch und Kristina vor zwanzig Jahren auf Ramstadt

getanzt. Enoch stand auf und ging hinaus, — wollte sich „ein bissel auslüften," blieb zuerst im Gang stehen und schaute dem Tanz zu; begab sich dann in den Garten; da hielt er an und hörte lang der Geige zu. —

Ob denn wirklich so viel Unrechtes an der Fiedel war —? War sie denn nicht auch Gottes Werk? — Nein, wie dieser Nils doch strich; das schallte und hallte durch's ganze Haus. Und sie plagten und tanzten sich ab, als ob sie in der Dreschtenne wären. Die Burschen hatten sogar die Joppe fortgeworfen; die Dirndeln waren warm und rot, daß sie nur glänzten. Narrenzeug, Teufelswerk; tanzten auf einem Abgrund . . .

Die Leute trieben hinaus und hinein; Schwatzen und Lachen und Singen und Lärmen, wohin man sich drehte. Ein Seegast aus der Stadt hatte ein neues Lied, das alle lernen sollten; es war von einer Jungfrau im fernen Engeland; sie war so ungemein reich:

„Ihr Ei—nkommen im Jah—r
„Sechsmalhunderttausend war . . .

Dann kam darin ein Matrose vor, der freite; sie war dumm genug, daß sie ihn haben wollte; aber um das scheerte der Vater sich nicht, wie ganz natürlich, und so gab's Geschichten. Da nahm sich der Matrose ein Herz und redete mit dem Reichen frisch von der Leber weg; es sei nicht recht, sich auf Hab und Gut zu stützen; er hätte für seinen Theil immer noch genug; auf das Irdische sei kein Verlaß; mitnehmen konnte er es doch nicht —:

„Am letzten Tag hast Du nichts davon,
Du mußt in die Erde hinab!"

. . . Entsetzlich, daß sie hingehen und dergleichen mitten in Völlerei und Tand und Scherz singen konnten; dachten sie denn gar nicht nach? — —

In diesem Moment verlor er das Uebergewicht; er mußte sich halten, wäre fast über die Steintreppe gestürzt. Da erschrak er so, daß sein Kopf sofort klar wurde. Er war betrunken gewesen.

Grauen packte ihn. Fort, fort aus diesem Sündenhaus . . . Er stolperte mit mühsamen Schritten davon, durch den Zaunweg und heim, und nahm sich dazu nicht mehr Zeit als er brauchte, um sich den Hut heraus zu holen.

Das war die Welt und die Lust der Welt. Säufer und Hurer zechten und lärmten auf ihrem Weg zur Hölle; der Teufel tanzte lachend herum um sie; die Fiedel jubelte den Takt; das wilde Getöse erhob sich zum Himmel wie ein Schrei; sich retten, sich retten, ehe es zu spät . . . Gott, reiß mich nicht mitten in meinen Sünden fort . . .

Er brachte sich durch die Hinterthür in Sicherheit, blies das Licht aus und hastete ins Bett. Als Anna eine halbe Stunde nachher heim kam, lag er da, bleich und schweißtriefend, mit der „Geistlichen Kette der Betenden" zwischen den Händen und schlief.

IV.

Nein; hat der Teufel einmal einen Finger von Dir, so glaube nicht, daß er Dich losläßt! — Es kam auch heute nicht dazu.

Heute war „Grützetag". Die Hochzeiter hielten Umzug; da mußte

auch Enoch sie empfangen. Jetzt, da er daran gedacht, sich der Sünde zu enthalten, kam die Sünde zu ihm. Und heute wurde es noch schlimmer, denn heute mußte er selber Wirth sein. Des Teufels Hochzeitsbitter sollte er sein; selber sündigen und zu Sünde verführen; er kriegte anderes zu thun als seiner Seele zu gedenken; unser Herrgott mußte nun bis morgen warten — wie gewöhnlich.

Taschenspieler, Taschenspieler . . . Immer „morgen" niemals „heute"; unser Herrgott zuletzt; alles andere früher — — —

Die Sitte brechen —? Enoch saß im Unterbeinkleid und starrte wohl fünf Minuten lang den einen Strumpf an —: die Sitte brechen?!

Aber das konnte er auch nicht. Sie würden es übel nehmen. Sie würden glauben, er thue es aus Knickerei. Gehe auf die Hochzeit und lasse sich aushalten, aber ziehe sich zurück, wenn er an die Reihe käme . . . Haha, sich mitten in der Hochzeit zu bekehren, um eine Mahlzeit zu ersparen; nein, nein; das nur anzunehmen; es mochte gehen, wie es wollte.

Er verzog den Mund und packte an, zerrte den Socken hinauf und dann das Beinkleid, betäubte sein Gewissen und ließ allem seinen Lauf; Anna hatte ihn nie so seltsam gesehen wie diesen Morgen. —

— Es wurde ein böser Tag. Im Hochzeitshof kriegten die Leute ihren ersten Rausch: dann zogen sie mit dem Spielmann an der Spitze erst zu ihm, dem Enoch und dann zu Per, füllten nach und füllten nach, bis sie müde waren; dann ging's zurück ins Hochzeitshaus, und als sie endlich mit der „Grütze" fertig geworden, waren sie so betrunken, daß sie fast alle sangen.

Das war ein Lärmen und Tosen ohne Maß und Ziel. Die Leute tummelten sich in einem wirren Nebel herum, jauchzten und schrieen, trällerten und sangen; jeder hatte seine Tonart und jeder sein Lied, so daß alles in eins zusammenfloß; Weibergekreisch schnitt hinein und Mädchengelächter; wer reden wollte, mußte schreien. Im Gebäude lärmte der Tanz mit einem Gestampf wie von einem Walzwerk und einer Erschütterung des Bodens, daß das Haus erbebte, und mit Ho! und Hei! und heulenden Rufen; die Fidel pfiff und winselte mit aller Macht, war aber kaum zu hören; der Spielmann hatte so viel getrunken, daß er nur da saß und nickte.

Alle Thüren hingen weit offen, und dennoch standen die Stuben in einem Nebel von Schweiß und Rauch. Die Talgkerzen in den Leuchtern und an den Wänden in alten Messingschildern glotzen in der dichten Luft so matt, als schliefen sie. Alles tummelte sich im Halbdunkel und Halbtraum. und es war ein Wimmeln aus und ein, und hin und her, ein Taumeln und Stolpern und Fäusteballen; alte Feinde lagen sich um den Hals und alte Freunde gerieten an einander und wollten sich prügeln; Lachen und derbe Worte klangen heiser aus dem Lärm; nun war Hochzeit! nun war Festzeit! alle waren lustig und alle ausgelassen; die Alltagssorgen weg und vergessen; die Leute fühlten sich einmal frei.

Doch in der Tenne draußen lag Napolon Storbrekke und spie. —

— Enoch und Anna gingen heim, sobald man das Brautskaol ausgebracht hatte. Es wäre nicht rätlich gewesen, heute des Trunks sich zu enthalten. Enoch fühlte sich schwer in den Gliedern und unruhig im Gewissen. Aber gottlob; nun war es vorbei.

Nun würde Gott ihm die rechte Reue schenken. Er probirte schon heute Abend; aber es wurde nichts daraus. Der Teufel lag die ganze Zeit

da und flüsterte ihm zu, er sei nicht ärger als jeder Andere. Ja, er war sogar besser als der und jener. Allein gerade das galt es: der ärgste aller Sünder zu sein. So lang man das nicht war, sondern sich mit Anderen messen wollte und etwas herausfinden um sich zu entschuldigen, ja, vielleicht sich noch herauszustreichen, so lang war man unbußfertig und so lang war der Weg zur Gnade versperrt.

Er seufzte so schwer, daß Anna schon zu fragen im Begriff stand, was ihm fehle; aber sie hielt an sich. Es war nichts, wobei sie ihm helfen konnte, fürchtete sie.

— Nachher waren sie nicht mehr bei der Hochzeit. Aber Enoch's Niedergeschlagenheit hielt an.

Es war ein paar Tage später; sie saßen bei Tisch und aßen die Janse. Es gab Fisch in Fett. Und doch war es still bei Tisch.

Hans, der Knecht, und Marta, die Magd, hatten eine Weile das Gespräch in Gang erhalten, und Anna hatte mitgeholfen; es gab genug zu reden, jetzt, gleich nach der Hochzeit. Der und jener war so und so betrunken gewesen; den Napolon Storbrekke hatten sie am Morgen des dritten Tages bei Enoch im Stall gefunden, in der Kälberhürde; — dieser und jener hatten sich gerauft der und der Bursch hatte sich so viel zu dem und dem Dirndel gehalten, das wir bald wieder eine Hochzeit erwarten durften, — „oder doch wenigstens eine Kindtauf'." Allein sie mochten sprechen, wovon sie wollten, so saß Enoch und schwieg, als ob er taub sei. Da waren die Andern auch nach und nach verstummt.

Draußen arbeitete und stürmte es, der Himmel war grau und herbstlich. Die Bäume im „Hag" dort hinter der Straße standen nackt und feucht da und schwankten und sausten. Von Vögeln war nichts zurückgeblieben als da und dort eine Elster oder eine schwerfällig flatternde Krähe.

Da hörte man Holzschuhe im Gange draußen und die Thür öffnete sich still und bescheiden. Es war Per, der Nachbar von droben. „Wohl bekomm's," sagte er leise und setzte sich.

Er war ein kleiner, rothaariger, sanftmütiger Mensch, schmaläugig und schmalgesichtig, mit dem Südwester auf dem Kopf. Den nahm er heute ab; es war im Ganzen etwas Feierliches an ihm. Er sah fast aus, als käme er mit einer üblen Nachricht. Zum Vorwand trug er ein paar Zeitungs-Blätter unter dem Arm.

Man hatte sich gesagt, was zu sagen sich gehörte, — vom Wetter und der Jahresernte; dann lieferte er die Zeitungen ab, mit höflichen Entschuldigungen, daß er sie nicht früher zurückgeschickt. Dann entstand eine Pause. Per saß und seufzte; die anderen warteten. Es schien, als sollten sie etwas Neues hören.

— — „Ihr, ihr habt wol nichts von dem Unglück gehört, das heute passiert ist," kam es endlich.

„Ist was passiert?" — „Hier in der Gegend?"

„Ja, Gott steh uns bei, ja freilich. Ganz in der Nähe auf Storbrekke."

„Hilf Gott!" seufzte Enoch; er fuhr förmlich zusammen.

„Nein, was ist denn los?" — „Ist wer krank, etwa?"

„O," seufzte Per, „es ist wohl viel ärger. Es ist der Napolon, der —; ja, man red't gar nit gern darüber."

„Na?" —

„Du weißt ja, wie er sich auf der Hochzeit übernommen hat —"

„Na aber?"

„Nun ist er . . . von hier abberufen."

Es ging wie ein Schatten durch die Stube.

„Aber um Jesu Christi willen!" — „Der Napolon?"

„Ja. Heute um halb elf Uhr hat's ihn weggerafft mit einem hastigen Tod."

„Ach, Herr Jesus!" „Was Du da sagst!" — „Himmlischer Vater!"

Steif und still saßen sie da, mit erblassenden Wangen und erschrockenen Augen; es überkam sie so schwer, daß sie kaum zu athmen wagten.

„Nein, kann das wahr sein?" — „Aber wie ist denn das nur zugegangen?"

„Ja leider, — wahr ist's. — Ich weiß nicht, wie es kommt, — aber mir ist's, als ob der Napolon — zum Sterben nicht vorbereitet gewesen . . . Ich hab mein Lebtag nichts gehört, was mir so aufs Herz gefallen wär' wie das."

„Aber wie ist es denn zugegangen?"

„O, es ging sehr schnell. Mein Knecht, der Laß, kommt gerade von dort; — er hatte mit ein paar Erdäpfeln hinauf sollen, die ich mir im Frühling von Napolon ausgeborgt hatte, — und als er hinkam, waren sie just daran, die Leiche herzurichten."

Es begann zu dämmern. Der Wind draußen sauste und sang, tutete in den Schornsteinen und schlug an die Thüren; sie fühlten Grauen und zogen sich zusammen.

— — „Herr, laß uns unsere Tage zählen, auf daß wir Weisheit bekommen in unser Herze," murmelte Enoch; er war ganz grau im Gesicht.

„Geschah es durch irgend einen Unfall," fragte Hans; „fiel er sich zu tode oder —?"

„Nein, durchaus nicht. Es kam nur so über ihn. Und so ganz jäh, wie es kam. Er ging herum und war gleichsam nicht recht frisch nach dieser Hochzeit; heute aber war es ihm eingefallen, er wollte in die Stadt. Ob er sich nun krank fühlte und den Doktor zu fragen wünschte oder was es sonst war, — genug, er nahm den Knecht hinaus, um die Mähre zu beschlagen. Aber just wie sie so vor der Stallthür stehen und sich damit plagen . . . die Mähre ist ein bissel unruhig und mag nicht still stehen . . . ehe sich's Einer versieht, fällt er nach rückwärts; das Leben war im Nu verloschen. Sie hörten nur, wie es in ihm ein bissel wieherte oder lachte; aber er rührte sich nimmer, und als sie nachschauten, was denn los sei, — da war nichts mehr zu thun."

„O, Namen Jesu!"

„So schrecklich schnell!"

„Nein, nein!"

Ein neues Schweigen in der Stube.

Klein-Gunnar hängte sich an den Vater und jammerte, er fürchte sich. Sirena versteckte sich im Schooß der Mutter.

„Gott, bewahre uns vor einem hastigen, unvorhergesehenen und plötzlichen Tod!" betete Enoch; „lieber Gott, strafe uns nicht in Deinem Grimm und züchtige uns nicht in Deinem jähen Zorn!"

Seufzer ringsum gaben Antwort.

Perr saß gebeugt da, die Ellbogen auf dem Knie, die Hände zusammengelegt; — „es giebt wol Einen, der eine Absicht damit hatte," sprach er. Doch meinertreu, es ist ein schweres Unglück."

„Die Absicht sehen wir," antwortete Enoch. „Er gebrauchet bald Leiden, bald Wohlthaten und bald der Anderen Beispiel, die den Menschen zum Nachdenken bringen . . . möchten wir doch nun auf den Ruf mit Ernst achten. Wir wissen nicht, wann das Stündlein schlägt, keiner von uns."

„Das ist wahr," murmelten sie rings im graukalten Abenddunkel. —

Der Wind draußen sauste und brauste, pfiff in den Rauchfängen und riß an den Thüren; die Finsterniß nahm zu; die Welt wurde abgesperrt. In jedem Winkel stand der Tod auf der Lauer; niemand konnte wissen, wen zunächst er nahm; bald wahr vielleicht auch in diesem Haus eine Leiche zu schmücken . . . „Ich fürchte mich, Vater," jammerte Grunar.

„Heute Abend ginge ich nicht allein in den Viehstall, und wenn es mein Leben gälte," sagte Marta und es überlief sie ein Schauer.

V.

Enoch ging geradewegs nach dem Stall. Da kroch er zum Ständer der braunen Mähre hin, legte sich auf die Knie und betete.

Gott hatte nun ein ernstes Wort gesagt; es mußte nun abgethan werden. Zu leise und zu schwach hatte er in diesen Tagen an der Gnade Thor gepocht; es galt Macht gebrauchen, sich hinein zu drängen; es konnte bald versperrt sein; — er war bei der Hochzeit auch betrunken gewesen.

Er betete um Reue, um richtige, wahre Reue, bettelte und bat. Er befand sich wol in Seelennot; allein es war nur Angst vor Gottes Urteil, und das taugte nicht viel; Angst hatte auch Judas gehabt; Angst hatte selbst der Teufel. Die Reue, die Reue war's, die erwachen mußte, die tiefe Herzenstrauer, daß er Gott zuwider gehandelt; „o Gott, schaffe mir ein neues Herz in der Brust!" —

Und er bohrte und grub in seinem verflossenen Leben nach Sünde, prüfte seinen Wandel nach den Geboten des Herrn und fand, daß er sie alle gebrochen, und das nicht einmal, sondern siebenmal, in jeder Zeit und Stunde, durch sein ganzes Dasein, in Schlechtigkeit oder Schwachheit, in Gedanken und in Thaten.

Gab es einen schlimmeren Götzendiener als ihn? Er besaß mehr Abgötter, als er aus dem Gedächtnis aufzählen konnte; aber der, welchem er am meisten gedient, war der Mammon. An die Erde hatte er sein Herz gehängt, an die Erde im Wortsinn; der Hof war ihm Eins und Alles gewesen, seine Liebe und sein ständiger Gedanke. Außer diesem gab es für ihn nichts Gutes und nichts Schönes; neben ihm trug er zu nichts Lust auf Erden. An den Hof hatte er gedacht in der Jugendzeit; als er sich zum Schulmeister machte, war es nicht, weil er die Kinder Gottesfurcht lehren wollte; es war ihm nur um der zwanzig Thaler im Jahr, damit ihm etwas zum Wirtschaftsbetrieb blieb. Zugleich hatte er mit Schafen gehandelt, sich mit Lüge und List Geld erschwindelt, — Sünde gegen das siebente Gebot —; und da es etwas lange währte, bis er den Hof bekam, hatte er, Gott ver-

zeihe uns, nicht halb und halb seinem eigenen Vater die Gesundheit verwünscht — Sünde gegen das vierte und fünfte Gebot —, nur aus Liebe zu diesem Hof? Und seither hatte er umgebrochen und geschaffen und gebaut und gescharrt, und nicht einen Gedanken gehabt außer für diese Mammonsarbeit. Als dann der kleine Gunnar kam, hatte er einen neuen Abgott gekriegt, der sein Herz noch fester an die Welt band; von dem wahren Gott hatte er sich fern gehalten wie vor etwas Bösem.

Und wie oft hatte er nicht Gottes Namen mißbraucht, den Ruhetag entheiligt, seine Eltern gekränkt, seinem Nächsten Böses gewünscht; und wenn er zum sechsten Gebote kam, was sollte er da erst sagen und womit sich da verteidigen? Er war nicht viel mehr als ein Bub gewesen, als er mit dem Scherzen und Schäckern anfing; Scham und Schrecken, wenn er daran dachte; und er liebte die Sünde und suchte die Sünde, bis die Eltern dahinter kamen und das Weibsvolk vom Dienste jagte. . . Und nachher das mit der Andern, die auch eine Zeitlang sein Abgott gewesen, so daß er Tag und Nacht an nichts Anderes dachte, . . . und erst alle diejenigen, die er in der Jugend Tage „angesehen" um „ihrer zu begehren" . . . o, sie waren wol aufgeschrieben! Ein ganzer Sumpf von Unreinheit lag es vor ihm; o pfui, o pfui, welch ein Sünder er war; nicht ein reiner Fleck von der Fußsohle bis zum Kopfscheitel! Und dennoch bereute er nicht; zitterte nur vor der Strafe, die er verdient; „o Gott, sei mir gnädig; o Gott, sei mir gnädig!" . . .

Aber wieviel er auch bat, bekam er doch keine Antwort, — keine Andeutung, daß Gott ihn gehört. Hatte er vielleicht es so lange hinausgeschoben und hinausgeschoben, daß Gott sich nicht mehr um ihn kümmerte? — Nein, nein; er mußte Hilfe haben; er wagte nicht ins Bett zu gehen ohne Frieden . . .

„Kann man nicht durch Christum Glauben und Trost empfangen, ohne daß man vorher Bedauern über die Sünde fühlt? Nein," stand in „Wahrheit zur Gottesfurcht"; „der Glaube, welcher Christum fassen soll, muß im Gefühl unsers sündigen Jammers erweckt sein." . . . „Woraus soll solcher Kummer über die Sünde entstehen? Nicht allein aus der Furcht vor Strafe, denn sie ist dann wie Achat's Heuchelei in I. Kön. 21, 27 u. f., sondern aus der Betrachtung von Gottes Liebe und Wohlthaten, wenn man da seine eigene Undankbarkeit sieht gegen einen so frommen und wolmeinenden Gott" . . .

Er versuchte an Gottes Liebe zu denken. Er rechnete sich all das Gute vor, das er von Gott hatte, — Leben, Gesundheit, Essen und Trinken, Witz und Verstand, alles, was er für Leib und Liebe brauchte, — und dennoch hatte er selber an nichts als an Böses gedacht . . . Jede Minute hatte er die Hölle verdient, aber Gott hatte ihn geschont, ihn geschont und aufrecht erhalten, ihn bewacht und bewahrt, ja, was mehr war: er hatte seinen eigenen Sohn gesandt, damit für ihn Erlösung möglich sei, wenn er einmal erwachte, und Gnade an Stelle von Strafe, und Seligkeit anstatt der Hölle; und er hatte ihn lassen in christlichem Land geboren werden, wo der Weg zum Gnadenthron frei und offen lag und hatte ihn aufgeklärt mittels seiner Gaben und stand nun mit ausgebreiteten Armen und harrte seit vierzig Jahre lang; nur Liebevolles und Gütiges als Antwort auf alles Verkehrte und alles Schlechte; — Enoch dachte sich in das hinein, bis ihm dünkte, er sei ein Hund und Schurke; aber dennoch wollten die Sündenzähren ihm nicht kommen . .

Er ging hinein, zündete Licht an und setzte sich hin, im Lavs Linderoth zu lesen. Vielleicht daß er da ein starkes Wort fand, das sein hartes Herz zermalmte. Dann nahm er Johann Arndt und zuletzt die Bibel. Als die Bettzeit nahte, las er das Gebet, das gute, alte Gebet aus dem Gesangbuch seines Vaters.

Allein er mußte sich ohne die Gnade niederlegen.

Er lag da und zitterte vor Tod und Hölle und fand keinen Schlaf: wagte nicht zu schlafen; denkt euch, wenn Gott kam. Er betete, ja, er weinte fast vor Angst; aber gar kein Zeichen bekam er, das er konnte als Erhörung deuten. Anna lag und lauschte lange Stunden und entsetzte sich.

Gegen Morgen schlief Enoch ein, doch schlief er unruhig. Ihm schien, er gehe auf einer Straße in regendunklem Wetter. Die Luft war dämmerig und schwer und er hatte die Brust voll böser Ahnung. Da sah er auf der Heide einen Mann daherkommen; der Mann trug eine schwarze Hundsfellmütze auf dem Kopf. Und im Gesicht war er aufgetrieben und rot. Er blieb stehen und stierte Enoch an, öffnete den Mund und wollte reden, aber er konnte es nicht; es wurde nur Gebrüll und Lallen. Da wurde er wie krank und sank um; er begann zu speien, aber was er spie war nur rauchende Feuerlohe.

Da erstarrte Enoch vor Grauen; nun wußte er, wer das war. —

In solchen Träumen wälzte er sich, bis er aufstand, angstvoll und siech. Er kleidete sich wie im Taumel an, ging und trieb ein und aus, als habe er keine Ruhe, konnte auch zu keiner Arbeit kommen. Anna mußte ihm schließlich sagen: „wolltest Du nicht heute in die Mühle und malen?“

Endlich kam er fort. Anna ging mit banger Sorge herum. Hilf Gott, sollte Enoch in Grüblerei verfallen?! —

— Der Haave-Hof lag auf dem obersten Absatz eines Höhenzugs, der sich wie eine große, runde Welle aus den weiten Flächen im Westen und Süden erhob.

Drei Männer wohnten auf dem Gehöfte in niedrigen, eingeschossigen Häusern, die auf die gewöhnliche Art gebaut waren: die Stube an dem einen Ende, die Vorratskammer am anderen; zwischen beiden Räumen der „Gang“ mit der Außenthür, die von dem Vorbau überwölbt war; an beiden Enden des Hauses angebaute Torfscheuer.

Enoch wohnte zu äußerst im Westen, in neuen, getheerten Balkenhäusern, die mit Backstein gedeckt waren. Die Straße führte gerade an seinen Fenstern vorbei und jenseits davon, gegenüber den Stubenscheiben, befand sich das „Hag“ —: ein paar alte Bäume, zumeist Ebereschen und eine schwere, alte Weide, die sich gegen Nordwesten verloren.

Den Höhenzug abwärts, am Südhang, lagen die umfriedeten Weiden, die Aecker und neugebrochenen Felder und schöne Brachwiesen, alles mittels Steinwällen kreuz und quer geteilt. Die Weideplätze reichten bis zum Elo und dem Torfmoor; jenseits von diesen erhob sich die Ramstadshöh, schwarz und so weit ausgedehnt, als man nur sehen konnte.

Von den Berghöhen im Osten kam der Skarebach in weißen Schnellen und mit starkem Brausen herab, trieb Mühlen und ein Stampfwerk und bog sich dann in stillem Fluß durch das Moor bis ganz an die Haave-Wiesen heran. Dann folgte er dem Hügelzug in großem Schwung. Hier besaß er wieder eine größere Strömung, so daß die Haaveleute das Gefälle

für eine Mühle bekamen. Enoch hatte die seinige weit im Norden an seiner Außenmark, am Ende eines Teiches, den zu graben gewiß eine ganze Sommerarbeit gekostet hatte.

Da hielt er sich heute auf und dörrte und mahlte.

Es war elendes Wetter, ein schwerer, dichter Regen, gemischt mit Schneeschlossen. Das Mühlenhaus lag einsam und dem Froste bar da. Auf der Ginsterheide erhoben sich rundum kleine, rnnde Hügel, die für Hünengräber galten; weiter unten und gegen Norden zu streckte sich das sinkende, weiche Heidlandsmoor mit seinem starren, langen Schilf. Ein Stückchen weiter abwärts, mitten in der Fläche lag alt und grau der Heidlands-Hof; es war, als wollte er sich unter seinen vielen niedrigen Torfdächern in die Erde verkriechen; es hieß, es habe da in alten Zeiten gespukt, nach einem Mann, der sich aufgehängt. Sonst war nichts zu sehen als Heide und Moor, Moor und Heide und hie und da ein Gehöft, das hinter einem Hügel steckte, als ob es sich am liebsten verbergen möchte. Durch den Regenschleier bemerkte man in Osten und Norden die Oase-Höfe und die weißgetünchte Kirche.

Gegen Abend lichtete sich das Wetter; in die Luft und den Himmel kam eine stahlgraue kalte Klarheit; schwarzblaue Wolken trieben nach Westen dem Meere zu. Starkes Bächerauschen erfüllte die Luft.

Enoch fühlte sich matt; die Erinnerung an Napolon hatte ihn den ganzen Tag über verfolgt. Er betete und betete, doch ohne Nutzen; das Gebet wurde jeden Moment von fremden Gedanken durchbrochen. Nun lag Napolon in der Hölle und brannte. — Vielleicht bat er Abraham um Erlaubnis, zur Erde rückkehren zu dürfen und vor seinen Bekannten Zeugenschaft zu geben, und denk' Dir, wenn er die Erlaubnis bekam! Wir waren so sündensicher und gleichgiltig, daß es schon Not that. Es war gegen das Wort; aber nimm an, er käme gleichwol. Wenn er nun plötzlich in der Thür des Malhauses stand . . .

Enoch schloß die Thür ab; dann zündete er Licht und Laterne an und versuchte, sich in Gottes Gewalt zu geben. „O, wenn nur Du mit mir sein wolltest, — dann hätte es keine Gefahr!"

Es war ein großes Mahlhaus und durch eine Wand entzwei geteilt; in dem inneren Raum befand sich die Dörre, im äußern die Mühle. Enoch hielt sich im inneren auf. So oft er hinaus mußte in den kalten, mehlweißen Mahlraum, mit all den seltsamen Schatten, wenn das Licht kam, — empfand er Schauder. Denk Dir, wenn nun Einer auf dem Rand der Mehlkiste saß.

Draußen ging man. Er hörte deutlich, daß man ging. Wer konnte es sein? Er wartete und wartete, allein niemand kam. Dann war es wol niemand gewesen. „Lieber Herr und Gott, stehe bei mir; bewahre mich vor allem Bösen" . . . Nein; es ging wieder. Deutliche, schwere Schritte. Er wagte nichts mehr als hinauszuschauen, nahm die Laterne und guckte durch die äußere Thür. Nein, es war niemand. Nur das Gebrause des Bachs schlug ihm entgegen wie ein Ruf, ein geller, langtönender Notschrei. Er schlug die Thür zu und barg sich innen; das wollte er nicht mehr thun. Aber draußen ging es und ging es.

Es war nichts! Er siebte Korn mit aller Macht, mochte nicht länger mehr hören. „Wen Gott nimmt wahr, der kennt keine Gefahr" . . . War

es der Teufel, der umherging und auf ihn lauerte? Der Böse hatte vielleicht Angst, Enoch reiße sich nun los, und so wollte er ihn fassen, so lang es noch Zeit war. . .

„O Gott, verjage diese schrecklichen Gedanken!"

Die Dörre knirschte und knackte, leise und geduldig; es klang, als jammerte sie —: „ah — oi!" „ah — oi!" . . . War etwas los mit der Mühle? Sie knarrte und kreischte, als ob sie in Steinen ginge . . . er mußte hinaus nachschauen. Nein; es war gar nichts. Vielleicht soll er ein bischen mehr Korn aufschütten; das vertrug sie schon. Aber die Mehlkiste füllte sich; er mußte ausschöpfen. „Ah — oi; ah — oi;" . . . wunderlich, was man alles hörte, wenn man so allein war . . . Da ging es wieder. Nicht drauf achten. War es ein Mensch, so kam er, und war es etwas Anderes, so half es doch nicht . . . „Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiliget sei Dein Name, zu uns komme Dein Reich" . . .

Da setzte die Mühle ein und sang mit ihrer harten Steinstimme durch Lärm und Gesause: „im Höllenpfuhl, im Höllenpfuhl!"; er vernahm es deutlich. Und die Dörre drinnen klagte und klagte, erstickt und still: „ah — oi, ah — oi" . . . „im Höllenpfuhl", „ah — oi!" „im Höllenpfuhl", „ah — oi" . . . Entsetzen ergriff ihn; kalter Schweiß brach heraus; ohne es zu wollen und zu wissen, legte er die Hand an die Schleusensperre und stoppte das Rad.

Aber da wurde es so grauenhaft still. Als ob jemand jäh gestorben sei . . . Er flüchtete in die Dörrkammer und schloß die Thür. Schreckbar still. Es lag eine Leiche drinnen. Allein hier lag die Seele in der Glut und wand sich —: „ah — oi, ah — oi" . . . Er hielt es nicht länger aus; sperrte die Dörre, barg das Korn in bebender Hast und lief zur Thür . . . war seiner selbst nicht mächtig, bis er nicht so weit gekommen, daß er wieder seine Weidenplätze sah.

Da bekam er plötzlich eine so innige Sehnsucht nach Gott. Wie ein Kind, wenn es allein draußen ist und seinen Weg verloren hat, und das Dunkel fällt herab, und das Kind giebt alles auf und weint nur, weint nach dem Vater; — also ward alles in der Welt Dunkel und Schrecken und seine Seele weinte, weinte nach Gott, nach seinem Vater da droben im Himmel. Er legte sich hinter einem Zaun auf die Knie —: „O, ich bin so kummervoll, weil ich nicht zu Dir kommen kann. O Theuerer, öffne doch Dein Gnadenthor, damit ich hinein schlüpfen kann und Ruh und Frieden finden . . . und Vergebung für all meine Sünden. O Gott, sei gut mit mir und laß mich nicht zu lange draußen stehen. Du siehst ja, ich bin schwach; vergiß alles Böse, das ich gethan und laß mich ein, o theuerer, theuerer Herr Jesus Christ!"

Er wurde ruhiger und ging heim. Allein eine Antwort von Gott bekam er nicht.

(Fortsetzung folgt).

L. Ury.

Eine Malerstudie von **Franz Hermann (Meißner).**

Gerade in diesen Tagen, in welchen ein vor Jahresfrist geschriebener Aufsatz über den Sonnenmaler L. Ury zu einer kleinen Abänderung in meine Hände zurückgekehrt ist, sind es drei Jahre her, daß ich Werke dieses Künstlers in einer Gesammtausstellung kennen lernte. Es war ein trüber, feuchter Dezembertag, die Luft wogte in schmutzigen Fetzen durch die nassen, kothigen Straßen, die Laternen, die Wagenlichter, die elektrischen Lampen trieben in dem Frühdunkel einen wilden Fasching von Reflexen . . . . . ruhiges, fast gedämpftes Licht fiel in dem vornehmen Raum einer bekannten Berliner Kunsthandlung auf eine mit bordeauxrotem Stoff bespannte Wand, die ihrem ganzen Umfange nach mit seltsamen Bildern behängt war.

Raum und Bilder standen in gewaltigem Gegensatz, — es war als wenn eine Dame der Gesellschaft sich von einem Handwerksburschen den Hof machen ließe, — dort geschliffene, genau abgemessene Kultur, alles Einzelheit und diese thätig in scharf klapperndem Mechanismus, — hier wildes, gewaltiges, schonungslos sich geberdendes Naturgefühl, das einen fast humoristischen Anflug von Weltgewandtheit hier und da trug. Bei mir war nach dem ersten Vorübertasten meiner Nerven Widerspruch da, ganz entschiedener, ganz energischer und fast empörter Widerspruch, — je mehr ich in meiner eigenen, damals sehr gährenden, verworrenen, nach Lösung drängenden Stimmung die große Begabung bei diesem homo novus zwar erkannte, aber ein bedenkliches Unbehagen vor ihrem Wege empfand. Ich ging die Bilder zweimal, dreimal durch, — die fremde Technik interessierte mich zweifellos, — es gab da neue Worte der Empfindung und neue Worte des Ausdrucks, — mir schien aber in meinem plötzlichen Davorgestelltsein bei einer nicht günstigen Beleuchtung, als klafften Abgründe, — große Spalten zwischen Culturlosigkeit und Cultur innerhalb derselben Persönlichkeit, die nicht zusammenkamen. Ich dreht mich um und jetzt kriegte ich Bilder eines Berliner Süßmeiers zu sehen. Mit verlorenem Auge, — abwesend, — ich suchte etwas, — ich empfand einen schmerzenden Heißhunger nach irgend etwas und die Qual um mein eigenes Suchen ward übergroß.

Mit drei Schritten war ich wieder von den Bildern dieses fremden Ruhestörers — mit drei Gedankenschwingen war ich darin und hatte die Persönlichkeit gepackt, die etwas Gewaltiges offenbarte in diesem Dutzend von Rahmen; die Urnatur, saft- und kraftstrotzend, farbenglühend, lebendig unter

wunderbarem Lichtglanz, wie sie ein ganz ungebrochenes, ein jungfräulich unberührtes Temperament mystisch empfindet als schaffensschwangere Allmutter. Den anscheinenden Widerspruch zwischen Kulturlosigkeit und Kultur verstand ich und empfand ihn nun als ein Moment. Dort die mächtige Farbensymphonie einer in Sonnenlicht funkelnden Landschaft, so lebenathmend, so heiliger Kraft voll wie es außer Ury kaum ein anderer Lebender zu empfinden vermag, — hier aber Kraft derselben Macht der Empfindung spielende Bewältigung perspektivischer und zeichnerischer Probleme in einer neuartigen Weise, die in vielen Werken sehr bedeutend war, — in anderen verblüffend ungeschickt. — An jenem Abend pulste ich zum ersten Male meinen Jubel über diesen Fund in einem Artikel für die „Wiener Allgemeine Kunstchronik" aus.

Drei Tage später wußte ich, daß meine Begeisterung keine augenblickliche, voreingenommene war, denn die Spitzen der „Berliner Kritik" welche heute so spaßhaft eine „gewisse" Genialität anerkennen müssen, tobten geradezu über die „Verrücktheit" dieser Bilder, und daß ist in meinen schüchternen Anfängen stets ein sicherstes Zeichen gewesen, das mich der Augenblick nicht hingerissen hatte, daß im Gegenteil dieser Mann im Auge zu behalten war. Einige Wochen später suchte ich ihn auf. In den ganzen 12 Stunden, die wir im Durchsehen der Mappenbilder, im Wandern durch die Straßen, im Austausch unserer Theorieen zum ersten Mal beisammen waren, wars wie ein Neuschaffen geistiger Existenz, — denn dieser Naturmensch erwies sich kritisch durch und durch, als Theoretiker und Raisonneur, merkwürdig wenig methodisch in seinen Anschauungen, vielmehr springend, hastig, aber scharf, — ganz Nervosität, ganz Subjektivität. —

Ury ist 30 Jahre alt; er ist von kleiner schmächtiger Gestalt, deren Habitus nichts von Künstlerschaft verräth, — in sich gekehrt, trotzig, dabei Gesellschaftsmensch. Er stammt aus einer östlichen Kleinstadt, er kam zur Kunst, ohne selbst zu wissen wie, indem er seinem angeborenen Trieb dazu nachging. Gegen den strengen Willen seiner Angehörigen. Nach dem Wenigen, was ich bis jetzt darüber weiß, wird man ein Buch über dies Werden einmal schreiben können. Es sind wenig deutsche Akademien, an denen er nicht gewesen ist, — nämlich immer nur ein paar Wochen, bis ihn eine Todesangst packte: er könne unter der officiellen Dressur seine Farbenträume ertödten lassen. Er war in Paris und Brüssel, wo er das Meiste lernte, was er erlernt hat, — er war Dank eines Stipendiums der Berliner Akademie (!) in Italien, — überall in seiner Angst vor dem drohenden Handwerk, in seiner Zähigkeit: die Kunst bei seinen Gesichten anfangen zu lassen und mit seinen Mitteln, ein ganz moderner Mensch, den nichts von außen anhaftete, den kein Flitter und keine Verlockung beschwindelte.

So ist er alles aus sich selbst geworden. Wie er die Natur empfindet und sieht, thut es keiner außer ihm; ganz eigentümlich ist seine Weise zu malen, bei der der Pinsel das Unwesentlichste schafft, deren Farben und Mischungen sein Geheimniß sind. Wie die alten Meister malt er auch sozusagen bei verschlossenen Thüren, denn er läßt auf seine Arbeit keinen Fremden sehen. Gleich den Werken dieser alten Meister haben seine Bilder trotz ihrer strengen Modernität, der Unmittelbarkeit ihrer Tongebung einen Glanz, eine Kraft des Kolorits nnd eine Klarheit, wie sie in der Gegenwart

unbekannt sind, und hier liegt in technischer Beziehung auch der Grund, warum keiner die Sonne und ihre Wirkung, ihr Leben in den Farben so glühend zu malen vermag als Ury, warum auch Niemand das Huschen eines Lichtreflexes in seiner zitternden Beweglichkeit, seiner blitzartigen Intensivität so verblüffend darstellt.

Ury ist Pantheist. Das All in seiner Gesammtheit, in dem Geheimnis seines Lebens, in dessen Aeußerung jeder Art ist die Gottheit, der er mit begeisterter Hand dient. Eine große Landschaft, ein kleiner Ausschnitt davon, ein Innenraum, eine Straße mit vollständigem wildestem Verkehr, ein Café mit dem Tausenderlei von Einzelheiten, eine Menschengestalt, wird ihm zur andachtsvoll empfangenen Offenbarung. Bei der Riesenkraft seines Temperaments, bei der Schärfe eines ganz eigenen Sehens, das an der Darstellungsweise anderer Maler nichts gelernt hat, sondern alles gleichsam a priori umfaßt, sind seine Gebilde niemals streng naturalistisch getreue Darstellungen nach der gewohnten Art, — ganz im Gegenteil, — er ist in zu hohen Maße Farbenmensch, die Symphonien seiner meist tiefen, einfachen, großen, stechenden Farbenlagen sind zu rein und zu volltönig und haben eher einen Stich ins Phantastische als daß sein packendes Auge ihn verleiten könnte. Nicht alle Werke des Künstlers verraten diese immensen malerischen Eigenschaften, auch nicht alle Werke haben die greifbare Plastik seiner besten, und auch nicht in allen ist die zeichnerische Charakteristik so verblüffend, wie in den reichsten Schöpfungen. Auch in letzterer, wie in allen Beziehungen, ist seine Art neu, — er ist chic ohne Fadheid, flüssig ohne Weichlichkeit, erschöpfend ohne Pedanterie, — die gegenseitige Durchdringung aller dieser Eigenschaften aber bringt seine friedliche Gebundenheit und Größe in der Wirkung seiner Werke hervor, die im Augenblick freilich nur wenige — — allerdings die Besten — ganz zu genießen verstehen, der aber eine Rolle zu spielen in der nächsten Zukunft vorbestimmt scheint.

Alles andere ist der Künstler eher als ein Fachmeier. Was er sieht und was eine Reaction auf jene äußerst feinen und empfindlichen Nerven hervorbringt oder durch modernes Rauschen des Verkehrs und Klingen der Sehnsucht nach Natur in sein helläugiges Träumen hineinsticht, stellt er dar: Landschaften, Straßenleben, Interieurs, Menschen, — in der Behandlung von Vorwürfen letzterer Art aber darin Maler vom Scheitel bis zur Zehe, daß er nur die Erscheinung in ihrem lebensvollem Verhältniß zum Macrocosmos, nie aber eine novellistische oder anekdotische Beziehung sieht. Auch jede Technik beherrscht er in ihrem spezifischen Charakter mit Meisterschaft: sein Pastell ist von einer rauschenden, duftigen Farbenfreude und Delikatesse, im Gouache sind die Grau in Grau gearbeitete Blätter von berückender Zartheit und Tiefe der lokalen Stimmung, — selbstherrlich, ein Individuum ganz für sich steht er auch hier in der Zeit.

Ohne weiteres biegen diese gegebenen Charakteristiken auf eine Individualität ab, die zu stark ist und zu tief in ihren Grundlagen als daß sie nicht ein wichtiger Punkt in der Entwickelnng der Gegenwart wäre. Ury kommt wie Liebmann und Skarbina von Menzel her, er ist eine etwas gesteigerte Vereinigung jener beiden Künstler, deren Theorien er weiterentwickelt und vertieft. Er ist nicht wie Skarbina ein genialer Fortsetzer von Menzel in einer bestimmten Richtung, — aus der Kunst eines ganz modernen Volksgefühls neigt er sich vielmehr dem Altmeister zu. Nimmt

man eins von Menzels vollendetsten Kunstwerken wie den leider viel zu wenig bekannten „Park des Prinzen Albrecht", so ist eine schlagende Analogie mit den besten Landschaften Ury's darin spürbar: nämlich in der liebevollen Treue, die ein Werk bis ins Kleinste hinein mit Leben erfüllt, die mit naiver Sicherheit Dingen ein feines Mitharfen im Gesammtton verleiht, welche man bis dahin nicht für merkbar und als außerhalb des Interesses der Malerei stehend, gehalten hat, — weiterhin in dem poetischen Schwung, der über die völlige Plastik der Darstellung hinaus der Oertlichkeit einen individuellen Zauber einschmiegt. Menzel ist in dieser Art gegen seine Nachkommen ein feinsinniger Poet, und Skarbina ist es, moderner als sein Meister, gleichfalls. Bei beiden wurzelt die Kunst in einer vornehmen Sphäre, — dort ist es zu Fleisch und Bein gewordene Theorie, hier ist es exklusive Freude und sorglose Schau am Vorhandenen. Erst Liebermann hat Menzels Anschlag tiefer gefaßt, indem er von der Breite und Vollgewalt unserer Sehnsucht nach Resignation sich treiben ließ und die Erscheinungen als rein subjektive Formen in der Art der Musik auffaßte, wovon die moderne Stimmungslandschaft herkommt. Wo Liebermann sich seiner Bestimmung als nächstes Glied nach Menzel bewußt ist und sich diesem annähert, — in der „Holländischen Dorfstraße" z. B. und dem herrlichen „Münchener Biergarten" hat er seine höchsten Lösungen erreicht, — der Biergarten ist in meiner Anschauung geradhin nicht mehr und nicht weniger als die Krone der zeitgenössischen Genremalerei, denn als letztes Wort innerhalb seiner Grenzen liegt alles darin, was in dem lebendigem Kunstwerk seiner Zeit liegen muß. Ist Menzels Schaffen, in seiner kühleren und kritischen Stellung zur Erscheinung, der volle Ausdruck einer Zeit, die den Umschwung der 70 er Jahre einleitete, so ist Liebmann es nicht minder für den Uebergang, der unter dem Zeichen eines gewaltigen Bedürfnisses nach Neuerung stand.

In der Landschaft, — die demzufolge in erster Linie der lebensfähigen Kunstarbeit stand, — empfand der mit seiner Arbeitskraft und seinen Gedanken in der Gegenwart stehende Moment den seelischen Ausgleich gegen den Druck der exacten Wissenschaft, — nach innen gedrängt, empfand er ihre Stimmung als trübendes Geheimniß, — aber in der Annäherung fand schon Liebmann den Faden in die Zukunft: ein mit seiner Arbeitskraft und seinen Gedanken in der Gegenwart stehender Mensch kann nach dem Gesetz des Ausgleichs in der Landschaft, — die dementsprechend in der ersten Linie der lebensfähigen Kunstarbeit stand, — nur Stimmung suchen und empfinden, so lange die exacten Wissenschaften das Hauptwort sprechen und das Leben der Begabten nach Innen drängen. Wenn Liebmann in seinem „Biergarten" auf Menzel zurückgreift, so ist ein Faden in die Zukunft hinein darin unverkennbar: aus dem Bund schwungvoller Empfindung des Volksbedürfnisses mit der Sicherheit des exacten Könnens kann die künstlerische Individualität das Kunstwerk einer freien Zeit schaffen. Wo Liebermann als zweites und triebkräftiges Glied dieser Kette aufhört, hat der jüngere Ury, als drittes Glied zusammenfassend, begonnen .....

Ury ist nicht nur ausschließlich Landschafter, wenn er auch dort sein gereiftetstes Werk, das überhaupt eine der besten Landschaften der Gegenwart ist, geschaffen hat, — mit dem Titel: „Hinter den Scheunen". Es ist eine Wiese da, mit schwellendem, weichem, saftstrotzendem, sonnig durchglühtem

Gras, von dem ein Mädchen mit der Sichel Ernte hält. Eine Scheune schließt den Hintergrund ab, deren Bau eines bedächtigen mit Leib und Seele an seinem Grund und Boden hängenden Altvordern Werk ist, — sie steht in wärmsten Sonnenglanz wie die wunderbar gemalten Baumgruppen daneben. Ein goldiges Flimmern ist die Luft, eine wehende Wärme und ganz Sonnenduft. Es ist ein Portrait nach der Natur, es ist aber mit entzückender Reine und Tiefe des Auges gesehen und von heiliger Empfindung durchfluthet, — da giebt es nicht Bauwerk und Gegenstände mehr, da wächst alles organisch ineinander, und ein Leben, ein Saft und ein freier Zauber rinnt gemeinsam in allem. Und doch ist die Offenporigkeit keine schrankenlose, — es ordnet sich Alles einem harmonischen Maaß unter, in dem nichts Unklares, Unbestimmtes, Verwaschenes sichtbar ist. — Dies Werk, in dem alles urfrisch quellende Kraft ist, und alles doch Rhythmus, ist gleichsam ein Selbstbildnis des Künstlers, der dahinter auftaucht wie der erste Mensch des Mythus, mit reinen Sinnen erwacht er, halb staunend des Wunders der Erscheinung, halb jubelnd, im Schoß der Allmutter Erde, — in seine inbrünstige Schau, in sein tastendes Begreifen fällt der Frühhauch ferner hoher Kultur mit dämmernder Ahnung. —

Ich greife wahllos ein anderes Bild aus der weiten Reihe innerlich abgeschlossener Werke. „Unter den Linden bei Sonnenuntergang". Ganz hinten um das Brandenburger Thor wölbt sich früher Abendglanz, von einem Regenfall weiche, frische, die Wangen lüstern umkosende Luft erfüllt die belebte Straße, unter deren hinrollenden Equipagen ein greller, züngelnder, lohender Riesenreflex vom Thor bis zum Café Bauer schießt, — ein chiques Paar, das den Damm überschreitet, schwebt zwischen Luft von oben und unten scheinbar frei, — ein unsagbarer Glanz und Glorie ist lebendig. — —

Eine weitere Schöpfung, die der Landschaft „Hinter den Scheunen" an Konzentriertheit des ganzen Organismus nahezu ebenbürtig ist, gehört demselben Typus der Berliner Straßenbilder an, den Ury geschaffen und damit den Anstoß für eine schnell wuchernde Spezialität bei den Pharisaeern gegeben hat. Schon die Aufgabe zeigt den Löwen, der seiner Beute sicher ist. Wer bei Anbruch der Nacht auf der Fußgänger-Insel mitten im Potsdamer Platz steht und in die Leipziger Straße hineinsieht, den umtobt nervenerschütternd die ganze Hölle. Von den elektrischen Lampen, den Gaslaternen, den Reflexen aus Läden, Fenstern, Laternen der rollenden Droschken, Equipagen, Omnibusse, Pferdebahnwagen, dem Lackanstrich auf den Gefährten und dem Asphalt namentlich, wenn er vom Regen feucht und glatt ist, schießt ein Orkan von Blitzen, — ein Läuten, Schnauben, Rasseln, Rollen, ein Vorübergleiten, Wandeln, Auftauchen und Verschwinden von Menschen mischt sich dahinein, — es ist ein wilder Chaos, das zu malen eines Menzels — oder eines Urys würdig ist. Der letztere hat es in seiner Leipziger Straße bei elektrischem Licht gethan. In seiner Kühnheit ist dieses düster gestimmteste aller Bilder ebenso einzig, wie in der grandiosen Lösung, die in diesem Tausend von Lichtblitzen und Strömen jeden individuell behandelt wie die eleganten sausenden Kutschen, die Omnibusse, jenes den Damm überschreitende, holdselig schauende Damenpaar. Ueber all diesem hochnervösen, blitzartig bewegten, wogenden Gewirr schwebt in dem Werke aber des Künstlers düster-monumentale Ruhe, — sein Bekenntnis von der Allgewalt des Lebensnervs. —

Ury ringt selbst in den besten seiner Bilder neben technischer Virtuosität im Einzelnen noch mit seiner Jugend, seinem „autochtonen" Werden, — er steht trotzdem als eine scharf umrissene Persönlichkeit da, welche die eine der gegenwärtigen Kunstströmungen um einen Schritt weiter geführt: nämlich die Bändigung subjektiven Stimmungsschwungs durch den Rhythmus eines objektiven Sehens. Dies gemeinsame Merkmal haben alle Bilder von Ury: die Persönlichkeit des Künstlers entäußert sich ihrer selbst in der Individualität der Oertlichkeit, der in ihrem trautesten Zauber, in dem Geheimnis ihrer organischen Existenz diese Hand den Ausdruck eines vollen Kunstwerks leiht. — Unverkennbar ist hier der Aufstieg des dritten Gliedes in der Entwickelung und seine Grenze; als viertes fügt sich Uhde an, in dem die Individualität des neuen Menschentums in der Darstellung durch die moderne bildende Kunst die ersten Schritte geht.

Eine glänzende Illustration für Nietzsches Gottmenschentum ist dieser Aufstieg, für den die zweite Strömung in unserer Kunst: das Schaffen der Gigantenfamilie — Böcklin, Klinger, Thoma, Stuck — auf dem rassencharakteristischen Wege der Phantastik vielleicht noch schärfer zeugt und damit den Trugschluß von einer Dekadence verweht.

Mißlich sind Voraussagungen über das weitere Werden eines Künstlers, da das völlige Ausleben aller Kräfte von einer selten günstigen Vereinigung der Lebens-Bedingungen wenigstens beim Kulturentwickelnden abhängt, — aber auch wenn Ury früh als Kämpfer auf dem Felde der Geistesschlacht zu fallen bestimmt ist, steigt aus seinem bisherigen Wirken das Prinzip siegreich über die Person empor. —

Wenn Ury hernach aber in glücklichem Wachsen sein letztes Wort in seinem Meisterwerk aussprechen darf, so kann dies keine anderen Elemente weisen, als die charakterisierten, weil sie Manifeste seines Könnens und seiner Grenzen in gleichem Grade sind. — — —

Naturwissenschaftlicher Unterricht in den Schulen.

Vortrag, gehalten am 9. Dezember 1892 in der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur zu Berlin*)

von

Wilhelm Bölsche.

Mancherlei Visionen mögen wohl dem modernen, denkenden Menschen in schlafloser Nacht auftauchen und bang an seinem Glauben an die Vollkommenheit der Welt seines Tages rütteln. Da ist die Vision des Todes, der Knochen, der Vergänglichkeit mit all' ihrem regen Gaukelspiel von Träumen über ein Jenseits, zu deren würdiger Läuterung unsere Weltanschauung noch immer nicht völlig vorgedrungen ist. Es hat Zeiten gegeben, da diese Vision ganz Herr war über die Menschheit, all' ihr Thun und Lassen bestimmte. Das ist heute doch in dem Maße nicht mehr der Fall. Dafür ist eine andere Vision stärker geworden, die man die soziale nennen könnte. Sie ruft uns das Antlitz des Elends herauf, sie klirrt mit den Ketten der Tausende, die im nackten Brodkampf untergehen, ohne je bis zur edeln Höhe des kulturfördernden Geisteskampfes durchgedrungen zu sein, und sie fragt, wo unsere „Ethik" sich versteckt halte vor all dieser Not? Aber eine dritte Vision regt sich noch hinter jenen, — und sie ist mir immer als die trübste, die folterndste erschienen. Es ist die Vision einer Jugend, die heranwächst, ohne daß wir wissen, wie wir sie erziehen sollen, die Vision von Millionen großer, fragender, hoffender Kinderaugen, die uns anstarren und Antwort von uns verlangen, während wir selbst noch ratlos über die Lösung sind.

Gewiß ist, das heute an allen Ecken und Enden geprobt und gesucht wird nach dem rechten Weg zur Jugendbildung. Aber dieses Suchen, das ehrliche, aber ungeschickte so gut wie das streberhafte, das mit einem „Nennen" sein persönliches Entdeckerglück machen möchte, — es hat uns mit einer Confusion beschenkt, die alle Begriffe übersteigt. Man fühlt, daß neue Schläuche not thun, aber man findet sie nicht. Einstweilen zerreißt man vollends die alten und der Wein fließt in den Sand. Die junge heranwachsende Generation befindet sich in der Lage einer Schaar von armen Miethern, die bei Regenwetter mit ihrer leicht verderbenden Habe ankommen,

*) Für die Hörer des Vortrags sei bemerkt, daß dieser (mit dem Recht, aber wohl auch dem Nachteil der völlig freien Improvisation) manchen Punkt stärker nach seinem Stimmungselement hin ausmalte, dafür aber auch manchen Uebergang mehr verwischte, als wünschenswert war. Diese nachträgliche Niederschrift, im Gedankengehalt völlig identisch, mag formal hier als der korrektere Ausdruck gelten.

um ein neues Haus zu beziehen, und statt des Hauses den Baumeister und seine Leute in einer ungeheizten Bretterbude bei einer ersten Beratung über den Grundriß finden. Und das ist noch nicht einmal der schlimmste Fall. Vielfach ist das Kind selber das Versuchsobjekt: der Frosch, den der Professor unter die Luftpumpe setzt, um zu studieren, wieviel Luft er zum Leben braucht; „stirbt der Frosch, so ist wenigstens eine werthvolle Thatsache für die Wissenschaft festgestellt.“ Zu der völligen Confusion der angeblich „Competenten“ kommt um das Wirrsal voll zu machen, der Indifferentismus einer großen Menge selbst unsere besser denkenden Köpfe. Da gibt es Leute, die jegliche Diskussion über die Jugendbildungsfrage am liebsten in's nächste Jahrtausend vertagen möchten. Erst sollen die sozialen Verhältnisse so weit gebessert werden, daß allen irgendwie bildungsfähigen, gesunden Kindern der Welt zu einer gewissen Bildungshöhe gleichmäßig verholfen werden kann, — einer Bildungshöhe, die man sich im allgemeinen jedenfalls sehr weit oberhalb des gegenwärtigen Volksschul-Niveaus denkt. Vorher soll alles Spintisieren überflüssig sein. Als wenn die Frage nach dem besseren Unterricht dadurch überhaupt berührt würde, daß die Kopfziffern der Lehrer und der Schüler ins Ungeheure wächst! Der Ruf nach neuen Grundlagen unseres Unterrichtssystems müßte erschallen, und mit derselben Intensivität erschallen, auch wenn es nur ein einziges Kind zu erziehen gäbe.

Lassen Sie mich versuchen, mit ein paar Worten Ihnen eine kleine Ecke nur jenes großen Confusionsnetzes vorzuführen. Es ist das in gewissem Sinne jedenfalls auch ein ethischer Beitrag. Denn abgesehen von dem engen Bande, das überhaupt grade Ethik und Jugenderziehung — seien nun beide wie sie wollen — von jeher verknüpft hat und verknüpfen muß, ist eine bestehende „Confusion“ auf einem wichtigen Lebensgebietes an sich schon allemal ein besonders geeignetes Operationsfeld für ethische — d. h. durch Ethik objektiv gemachte und den Parteien entrückte — Behandlung.

Man wird sich in solchen Fällen meist nur von Beginn an darüber klar sein müssen, daß gerade bei solcher Betrachtung das „Schweben über den Parteien“ zu einer nicht ganz harmlosen Kritik aller Parteien zu werden pflegt, — so daß der Ethiker auf so hitzigem Boden schwerlich zum gern gesehenen Gaste werden wird. Das ist übrigens recht einerlei — wenn er nur sachlich etwas hilft.

Wenn man heute vom naturwissenschaftlichen Unterricht reden soll, so steht man, ohne es zu wollen, sogleich auf einem ganz bestimmten Kampfboden. Man wird in den Gegensatz hineingezerrt zwischen sogenannter klassischer Erziehung und sogenannter moderner, dem Tagesleben angepaßter. Streitplatz sind der Natur der Sache nach die höheren Stufen bereits des Unterrichts, die Volksschule bleibt durchweg im Hintergrund. Aber es wäre schon gut, wenn man dort oben nun wenigstens zwei Gegensätze ganz klar hätte. Thatsächlich ist das in keiner Weise recht der Fall. Von beiden Seiten wird in nur allzu vielen Fällen nicht nur gegen, sondern auch um Windmühlen gekämpft.

Der Naturwissenschaftler kämpft in der Schulfrage in fast Neunzehnteln der Fälle gegen das, was unsere Praxis heute aus dem „klassischen“ Unterricht gemacht hat. Ein anderes Bild, als das vor Augen stehende, erkennt er nicht an. Er nimmt es als Verkörperung eines Ideals und da ihm diese verwerflich ist, wirft er unbedenklich das Ideal selbst in die Rumpelkammer.

Auf der andern Seite kann sich der Vertreter des klassischen Prinzips unter erweitertem naturwissenschaftlichem Unterricht schlechterdings nichts denken als eine Erweiterung dessen, was heute das Lehrfach „Naturkunde" mit Einschluß der gangbaren Physik und etwa noch der Mathematik bietet. Und hier sieht er wieder ein trauriges Bild, hier sieht er die hoffnungslos unbrauchbare Fleischwerdung eines Ideals, das er nun ebenso heftig verdammen zu müssen glaubt. Von diesem Boden aus haben beide gleich Recht und Unrecht. Der wahre Konflikt aber kommt seiner Lösung keinen Zoll näher, denn in Wahrheit treten die beiden wirklichen Ideale gar nicht in Konkurrenz.

Es ist für mich vorläufig eine offene Frage, ob man auf den Idealgehalt der Antike eine moderne Jugendbildung noch aufbauen könne. Die Frage ist deßwegen für mich offen, weil der Versuch faktisch bisheran nicht vorliegt. Theoretisch kann man allerlei pro und kontra reden. Aber die Erfahrung mangelt uns absolut. Das mag paradox klingen, und doch ist es so. Was wir „klassische Erziehung" nennen, ist allem näher als dem wahren Geist der Antike. Es ist mit Renaissance-Flittern notdürftig überkleidetes Mittelalter, — mittelalterliche Scholastik. An sich ist der Ideengehalt des klassischen Altertums gewiß noch nicht ganz ausgepumpt, so wenig wie der etwa des Christentums, von dessen eigentlichen und besten ethischen Teilen wir uns mit Recht fragen, ob ihre Zeit nicht erst in der Zukunft liegt. Ich erblicke auch keinen Schaden darin, daß uns die Wurzeln des Griechentums beispielsweise jetzt offener liegen und in eine weitere Völkerperspektive hinüberleiten. Das ist alles nur Bereicherung. Ein Zufall ist es schließlich denn doch nicht, daß dem Künstler von heute gewisse Werke der Antike noch immer unerreichbar scheinen. So lange das ist, ist der Zeitraum trotz der paar hundert Jahre kein endgiltig trennender und eine Quelle hier sicher noch, wobei es nun allerdings Problem sein mag, ob sie ausreicht. Mag man sich streiten, ob die Antike die Blüte aller denkbaren Kulturentwicklung gewesen sein: eine Blüte war sie gewiß. Und ob man nun bei dieser oder jener Ecke einsetzte: wenn nur das Ziel des Unterrichts wäre, Kulturgeschichte wirklich zu lehren, so müßte schon etwas erreicht werden.

Aber von all' diesem möglichen Wert klassischer Erziehung schwimmt in unserm Unterrichtssystem kaum eine verlorene Planke herum.

Die Renaissance wurde auch einst befruchtet vom Altertum. Aber sie wußte neues Leben damit zu zeugen. Die Sixtinische Madonna, das jüngste Gericht und die Peterskuppel sind aus ihm erwachsen und des Columbus Fahrt, des Kopernikus Rechnung, das Fernrohr Galileis, die Kepler'schen Gesetze. Aus dem aber, was wir humanistischen Unterricht nennen, ist als sichtbarstes Resultat nur jene gallenbittere Verurteilung der Antike hervorgegangen, die aus den Reihen der Gegner erklingt, — jener Zweifel an jeglichem Heil, das noch von dorther kommen könnte, jene skrupellose Identifizierung des „humanistischen" Ideals mit einer öden, scholastischen Wühlarbeit in einer wertlosen alten Plunderkiste, die als solche allerdings nur ein Hemmniß freier Fortentwickelung sein kann.

Wenn ich sage, daß unser naturwissenschaftlicher Unterricht, wie wir ihn heute in Schulen haben, nahezu ebensowenig dem Ideal entspricht und so Anlaß umgekehrter gegnerischer Mißverständnisse und Verurteilungen mit Recht werden muß, so bin ich mir wohl bewußt, daß hier mehr Entschuldigungsgründe vorliegen als dort. Er ist ein Stiefkind in der Entwickelung unserer

Schule gewesen und als schwächerer Teil unwillkürlich selbst mit in das Nest scholastischer Art hineingezogen worden. Aber es handelt sich ja hier nicht um Anklagen und Entschuldigen. Es ist mir nur darum zu thun, die Thatsache mit derselben Schärfe festzustellen, um meinen Satz zu rechtfertigen, daß wir auf beiden Seiten noch gar keine rechten praktischen Vergleichungspunkte für die „Ideale“ besitzen, da wir nur mit gefälschten Surrogaten uns abplagen. Die Argumente der strengen klassischen Philologen gegen den naturwissenschaftlichen Unterricht sind in dieser Hinsicht durchaus kein verächtliches Material, sie treffen — innerhalb ihres Horizonts, der sich mit dem „Bestehenden“ abgrenzt, — vielfach sehr gut ins Schwarze; bloß daß dieses Schwarze eben die scholastische Methode ist, die sie drüben auf ihrem Feld ganz genau ebenso anwenden, ja die von ihnen erst in die Naturwissenschaft der Schule mühsam eingewandert ist. Es ist durchaus richtig, wenn gesagt wird, daß die Naturkunde unserer Schulen wenig nütze. Daß das Auswendiglernen eines Pflanzensystems, das Anstarren von ein paar ausgestopften Vögeln, die wie ein Allerheiligstes aus dem Glasschrank geholt und gezeigt werden, das pedantische Durchnehmen eines Lehrbuchs mit möglichst trockenen Artbeschreibungen im Schulzimmer wenig bildend und anregend auf den Geist wirke, bezweifle ich gewiß nicht. Er ist viel schlimmer noch als „nicht anregend,“ dieser Unterricht! Er pflanzt in das jugendlich empfängliche Gemüt die unglückliche Vorstellung, daß die „Natur“ etwas Fremdes, Wunderliches inmitten des Lebens sei, verschlossen für gewöhnlich wie das Kabinett des Gymnasiums, mit einem Geruch von Spiritus, auf Drähte und Nadeln gespießt, ummauert mit einer geisttötenden Zeichensprache und lateinischen Namen auf uniformen Etiquetten.

Zu diesem allgemeinen Schreckbilde, das dem Wörtchen „Naturkunde“ entspringt, kommen allerdings oft noch allerlei Spezialargumente, höchst drolliger Art. Der Eine sieht in einer Erweiterung des naturwissenschaftlichen Unterrichts eine drohende Epoche einseitiger Erziehung durch Mathematik. Nun ist allerdings zweifellos, daß eine Jugendbildung, die sich bloß auf Mathematik stützen wollte im strikten Sinne des Wortes, die ungenügendsten Resultate erzielen müßte. Die Begabungsgrenzen, für das, was man mathematische Phantasie nennen kann, schwanken so ungeheuer stark und die rein rechnenden Fähigkeiten sind so wenig direktes Kriterium tieferer Geistesbildung, daß schon in der Praxis hier schwer durchzukommen wäre, so unvergleichlich wertvoll und notwendig auch der mathematische Unterricht als Stützbalken des naturwissenschaftlichen und als Geistesgymnastik schlechthin ist, wenn es mit Maß und Methode richtig verwandt wird. Ihn mit „Naturwissenschaft“ aber identifizieren zu wollen, ist nur wieder möglich auf Grund eines im heutigen Schulunterricht begründeten Mißverständnisses.

Die ganz Weisen kommen uns wohl auch mit solchen Argumenten allgemeinster Art, wie sie ein gewisser blasierter Zug in modernen Halbbildungskreisen züchtet, die der Naturwissenschaft am Zeuge flicken möchten, aber keine Ahnung von ihrem wahren Wesen haben. Da heißt es, die Naturforschung verrohe, man weist auf die Spezies des modernen jungen Streber-Mediziners hin, den doch in Wirklichkeit nicht die Wissenschaft, sondern die Streberei, das Carrieremachen und die Geldjagd verroht haben. Der mit der Naturgeschichtsstunde eindringende Darwinismus ist dem Andern ein Popanz, mit dem er alles widerlegen zu können meint und der Häckel-Virchow'sche Streit wird wichtig

in die Debatte gemischt, als wenn es sich schon darum handle, Häckel's „Anthropogenie" zum Hülfsbuch für Sextaner zu machen. In Wirklichkeit dürfte es für das Eindringen des Entwickelungsgedankens im weiteren, die Weltanschauung der ganzen werdenden Generation auf's Innerlichste durchdringenden Sinne schließlich sehr gleichgültig sein, ob eine oder ein Dutzend Stunden Naturkunde in der Woche gegeben werden: hinein gerät er doch, wenn sein Siegeslauf so fort geht, und wenn der Naturlehrer selbst — ganz hinausfliegen sollte, so wird eben der Geschichtslehrer schließlich an seine Stelle treten und die Drachenzähne säen. Im Uebrigen können wir in der Praxis schon ein weites Ende reformieren, ehe diese entfernten Fragen überhaupt ernstlich in Betracht kommen. Es sind ganz andere Ecken, wo das Ideal sich zunächst realisieren müßte, um jener *großen* Konkurrenz mit dem eventuellen antikisierenden endlich gewachsen zu sein. Wenn die „Natur" nach wie vor das Allerheiligste im Kabinett mit Staub und Spiritusduft hinter grünen Vorhängen und auswendig gelernten Paragraphen bleibt, so verschlägt es wahrhaftig blutwenig, ob nun auch noch eine genealogische Tabelle des Tierreichs ebenso blind und seelenlos mit auswendig gelernt wird, die Kräuterbude und Alchimistenwerkstatt des Mittelalters werden wir doch nicht los und wenn auch die Büste des alten Darwin selber noch zu der verräucherten Landkarte des dumpfen Schulzimmers kommen sollte.

Es kann trotz des angedeuteten Verhältnisses, das uns sowohl im klassischen, wie im naturwissenschaftlichen Lager durchweg nur mit Surrogaten rechnen läßt, dem denkenden Beobachter der gegenwärtigen Sachlage kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß *die Partei der Naturwissenschaftler* (der in korrektem Hinblick auf das „Vorhandene" die der Neu-Philologen mit Recht liiert ist) auf dem Punkte steht, *praktisch die Schlacht zu gewinnen*. Man mag dieses Resultat lieben oder hassen: leugnen kann man seine Wahrscheinlichkeit nur sehr schwer. Es vollzieht sich da ein Wandlungsprozeß, den die Stimme dieses oder jenes Predigers nicht aufhalten kann, weil er seine Stärke aus allgemeinen Zeitströmungen schöpft, die ganz unabhängig von dem engeren Schulzwist sind und uns alle forttragen, ob wir nun wollen oder nicht.

Wenn es aber denn so sein soll, — wenn der antikisierende Unterricht für den Moment eine große Niederlage sehen sollte, eben weil er die Entwickelungsmöglichkeit zu einem wirklichen Kulturgeschichtsunterricht verpaßt und sich mit dem schlechtesten aller Surrogate nur allzulange beholfen hat — und wenn der naturwissenschaftliche Unterricht selbst in dem Surrogat-Kampfe den Plan behaupten sollte: — — muß uns dann nicht, einerlei wie wir nun dem *Innersten* der Probleme gegenüberstehen, wenigstens die heilige Pflicht erwachsen, diesen naturwissenschaftlichen Unterricht, auf den eine so ungeheure Verantwortung fallen könnte, loszulösen von dem Fluche des bloßen Surrogathandels und *ihn* wenigstens nach allen Kräften seinem *Ideal* nahe zu bringen?

Dazu aber gibt es nur einen einzigen Weg.

Wir müssen den „naturwissenschaftlichen Unterricht" erweitern zum Begriffe eines *wirklichen Lebensunterrichts*, eines *Wirklichkeitsunterrichts*.

Die klassische Theorie focht zum Teil mit der These, man müsse, um den werdenden Geist „humanistisch" zu bilden, dem Menschheitsideal nahe zu führen, etwas *möglichst Entlegenes* als Unterrichtsobjekt wählen, das

aber an sich ganz von idealem Gehalt durchtränkt sei und so später — als Methode gleichsam — das nüchterne Leben um uns her auch zu idealisieren vermöge; man fand dieses „möglichst Entlegene" in der Antike. Der naturwissenschaftliche Unterricht wird sicher nicht etwa den „idealen Gehalt" in seinem Unterrichtsstoff missen wollen. Er vertritt nur konsequent den Standpunkt, daß man eben diesen Gehalt herausschälen könne gerade aus dem möglichst Naheliegenden. Das Naheliegendste ist die vor Augen stehende, uns selbst und alles sichtbare einschließende Natur. Und der ideale Gehalt in der Beschäftigung mit ihr ist das Erwecken der selbstlosen Hingabe an den Reiz der Erkenntnis, der Freude an der Schönheit und Gesetzmäßigkeit des Vorhandenen, des Gefühls für die Zugehörigkeit zu einem großen, alles Menschliche weit überragenden Ganzen.

Ich denke mir, daß ein Lehrer, der in diesem Sinne schon bei sehr kleinen Schülern und Schülerinnen einsetzen wollte, keinerlei „Apparat" nötig hätte. Er braucht weder sein kleines Auditorium in ein besonderes Heiligtum voller Spiritusflaschen und vergifteter Vogelbälge zu führen, noch wird er ihre ersten Schreibkünste dazu mißbrauchen, ihnen ein System zu diktieren das wörtlich auswendig gelernt werden muß, aber keinerlei Bilder, sondern nur Buchstabenstriche im Gehirn absetzt. Er wird eher die Schiefertafel selbst zur Hand nehmen als Objekt und seinen Schülern etwas von ihrer Natur von dem Stückchen Natur, das sie umschließt, erzählen. Er wird ein Stück Zoologie beibringen können vor dem Schwam, vor der Kreide. Er wird eine Fülle von Anregungspunkten haben vor dem schwingenden Pendel der Uhr, vor einem herabfallenden Buch, vor dem bunten Streifen, in den sich der Sonnenstrahl beim Durchgang durch die Wasserflasche zerlegt. Mit etwas Darstellungsvermögen und Wissen wird er die ödeste Schulstube, die wie eine Gefangenzelle aussieht, verklären zu einem wundervollen Ausschnitt des Naturganzen, einem Museum, das monatelang alle Fassungskraft der Hörer erschöpfen mag.

Allerdings wird hierbei zu Anfang etwas zu erringen sein, das nur zu viele ganz übersehen, eben weil es bei ihnen selbst niemals erreicht worden ist, ja ihnen nicht einmal als Ziel irgendwo aufgestellt wurde.

Das heilsame Staunen über das Alltägliche muß geweckt werden, wie ich es nennen möchte.

Vom ersten Erwachen unseres kindlichen Bewußtseins an drängt uns alles zum Gewöhnen an die Dinge um uns her. Das Kind lernt durch die Praxis, daß ein Glas, von dem es in freier Luft die Hand wegzieht, zu Boden fällt; daß Feuer das Haus verbrennt und Eis das Wasser starr macht; daß die Kerze wenn sie angezündet wird, das Zimmer erhellt; daß man lauter rufen muß, um einen Entfernten mit dem Schall zu erreichen; daß die Pflanze im Blumentopf wächst und Blüten treibt; u. s. f. Eine blinde Gewohnheit reiht sich an die andere. Und das bleibt bei unzähligen Menschen gerade vor den alltäglichen Dingen ihr Leben lang so. Der ehrsame Bürgersmann wandelt ein halbes Jahrhundert lang über das Pflaster seiner Vaterstadt ohne je zu der Frage zu kommen, was ein solcher Pflasterstein für ein Mineral sei, was er in der Natur bedeute, wie er entstanden sei. Eine Ausnahme machen die Dinge, vor denen der Beruf, das Geschäftsinteresse zur Frage zwingen. Aber solch eine Interessenfrage hat heute meist eine böse Beimischung. Es ist nicht jene ideale Erkenntnisfrage, und man

wird die Erfahrung machen, wie Leute, die aus Beruf selbst irgend einen Winkel etwas erschöpfender beherrschen, in ihrem eigentlichen Erkenntnisbedürfnis eher noch stumpfer geworden sind, abgesehen von der Masse reiner Reflexionssachen, völlig geistloser Einübungen, die auch auf dem scheinbar beherrschten Gebiet sich immer wieder einstellt. Man betrachte die vielen Frauen am Kochtopf, die durch allerlei mechanischen Gebrauch überkommener Gewohnheiten sehr komplizierte Leistungen leidlich zustande bringen und doch von tieferem Erkenntnisdrang vor ihren Objekten nie die leiseste Regung verspürt haben uud den einfachsten Erklärungen des Physikers und Chemikers wie Märchen aus einer fernen Welt lauschen würden.

Zum Glück tritt die schlimmste Verhärtung in diesem Punkte meist erst später ein. Das Kind ist lange Zeit noch empfänglich für ein Wecken jenes „Erkenntnis-Sinnes." Lange ehe das normale Kind zur Schule kommt, fängt es an, alle Dinge ringsum einigermaßen mit seiner Phantasie zu beleben. Dieses Phantasieleben, wobei ein paar Schieferstücke ein Haus und ein alter Holzschuh in der Pfütze ein Schiff auf dem Weltmeer darstellen, hat unser bestehender Unterricht als wertloses Material verworfen und sucht sie als „Spielerei" sogar nach Kräften auszurotten. Man sagt dem Kinde, daß das „seiner unwürdig sei," wenn es die Schule betritt, und die Schule macht hier einen ungeheueren Einschnitt, der für Zahllose verhängnisvoll wird. Der naturwissenschaftliche Unterricht in meinem Sinne würde jene kombinierende, mit lauter Bildern arbeitende Phantasiethätigkeit nicht vernichten, sondern bloß etwas lenken. Stets würde er seine beste Stütze darin haben, die seiner Arbeit fruchtbarsten Boden verheißt. Am schwimmenden Holzschuh könnte er in der That erläutern, was das Wesen des großen Schiffes macht und warum es nicht untersinkt. Der Pedant jammert, daß der Knabe nur Freude an Büchern habe, in denen bunte Bilder wären, und sein Ziel ist erreicht, wenn er den blasierten Großstadtknaben erzogen hat, der Bilderbücher für Jugenddummheiten hält. Jener andere Lehrer würde gerade an den Bildersinn anknüpfen und sich mühen, das Schulzimmer, die Straße die Natur in Wald und Feld jedem einzelnen Objekt nach zu einem einzigen großen Bilderbuch zu machen, in dem die Phantasie sich ein Menschenleben lang nicht satt sehen sollte.

Man hat wohl gesagt, der klassische Unterricht sei nötig, um gewissermaßen dem biogenetischen Grundgesetz der organischen Entwickelung treu zu bleiben: der rechte Mitarbeiter der modernen Kultur müsse die notwendige Phase der klassischen Kultur erst durchmachen, wie das Säugetier im Mutterleibe das Kiemenstadium des Amphibiums. Solchen Verallgemeinerungen gegenüber darf man sich wohl im Ganzen etwas skeptisch verhalten, denn auch die Natnr kürzt und wandelt jene Wiederkehr der Ahnenstufen im Ei je nach dem Bedürfnis der Arterhaltung sehr stark. Soll das Gesetz aber einmal gelten, so darf man wohl daran erinnern, daß gerade jenes Erwecken der „Verwunderung vor dem Alltäglichen" im besonnenen Naturunterricht in der That eine der bedeutsamsten Kulturwenden der Menschheit wiederspiegelt. Auch geschichtlich war der Anfang unserer neueren naturwissenschaftlichen Entwickelungswelle, die uns heute so hoch trägt, wesentlich bedingt durch ein plötzliches (damals, in des Copernikus nnd Galilei Tagen, allerdings selbst vom Aufleben der klassischen Schriften sehr glücklich befördertes) Aufflackern jener „Verwunderung." Die Legende hat das mit gesundem Sinn verkörpert

in der Geschichte von Galilei, der zum ersten Mal bei Schwingungen zweier Lampen im Dome zu Pisa sich „verwundert" und auf die Fallgesetze gerät, oder der anderen von Newton, der den fallenden Apfel zum ersten Mal „nachdenklich" anschaut, mit dem Bilde des kreisenden Mondes vergleicht und auf diesem Wege zum Gravitationsgesetze kommt. Aus neuerer Zeit mag man an die That des großen Darwin erinnern, die nicht Legende ist: wie er als erster „denkender" Betrachter des so lange rein automatisch geübten künstlichen Veredelns von Rosen- oder Taubenrassen die ganze bestehende Schulmeinung der Biologie, die in allen Lehrbüchern und Systemen gepredigt wurde, mit einem Ruck zu Falle gebracht hat.

Sie wenden mir vielleicht ein, daß alle diese Gedanken weder ganz neu, noch auch sehr unbeachtet seien. Nun, es ist um neue Gedanken heut ein seltsames Ding, wir haben alle nicht viele. Gesagt ist das Meiste schon oft, aber es fragt sich, ob es immer im rechten Moment geschehen ist. Der Moment macht oft praktisch die Hauptsache. Für den Anschauungsunterricht sind schon Viele eingetreten. Aber das Wichtige in dieser Stunde ist der Hinweis auf das Reifwerden des Falls vor dem bevorstehenden Aufschwung des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Geht diese Gelegenheit ungenützt vorüber, so ist in ein paar Jahrzehnten die Sache schlimmer als je und alles wird den klassischen Unterricht als ein gesegnetes Aegypten zurücksehnen.

Glauben Sie mir, daß es sehr revolutionäre Gedanken sind, die jene Wörtchen „Erziehen zum heilsamen Verwundern an der Natur" umschließen. Revolutionär unserm ganzen Schulsystem auch ärgerlich gegenüber. Dieser Naturgeschichtslehrer, wie ich ihn in seiner Rolle angedeutet, wäre eine ganz neue Art Lehrer. Da es für ihn durchaus keine Mühe machen könnte Jahre lang — und in den unteren Lehrstufen durchweg — ganz ohne Lehrbuch in der Hand des Schülers und ohne geisttötendes Diktat seine Stunden zu geben, so fielen die „häuslichen Arbeiten" für dieses Fach von selbst fort. Das Auswendiglernen ersetzte sich durch die im Stoff gebotenen Wiederholungen im Unterricht selbst. Deckt doch ein derartiger Naturunterricht blos Stück für Stück ein großes logisches Netz auf, in dem Eines das Andere tragen hilft und eine Taste zahllose andere intelektuell immer mit anschlägt. Und würde doch außerdem eine solche beständig von sichtbaren Objekten ausgehende Lehrstunde in einer für unsern Buchunterricht ganz unbekannten Weise die Aufmerksamkeit durch Anregung aller Sinne wecken; jede Verstärkung der Aufmerksamkeit bedeutet aber schon ganz von selbst ein festeres Einprägen ins Gedächtnis. Der Naturlehrer würde ferner durch nichts an das enge Klassenzimmer gefesselt sein. Er kann — und muß allmählich sogar — seine Stunden an den allerverschiedensten Orten abhalten und zu den verschiedensten Zeiten. Er wird, wenn abends der herrlichste Sternenhimmel prangt, nicht seine für astronomische Objekte bestimmten Stunden (ein erweiterter Unterricht wird uns doch solche ganz unbedingt liefern!) auf den heißen Mittag verlegen und im Zimmer einen bestäubten Sternatlas aus dem Winkel holen oder ein Diktat über Crownglas und Flintglas, Okular und Objektiv geben, das am Abend, wenn die Sterne draußen funkeln, wiederum im Zimmer auswendig gelernt wird. Was jetzt mit sehr zweifelhaften Erfolgen (über die Herr Oberst von Gizycki hier neulich treffliche Worte gesprochen hat) als eine Art ärgerlicher Konzession hin und wieder einmal im Sommer „gestattet" wird: Ausflüge von Lehrer und Schülern

ins Freie hinaus — das würde bei unserm Unterricht zu allen Jahreszeiten Prinzip werden. Der Schüler würde mit ins Leben eine ausreichende Kenntnis seines eigenen Vaterlandes, des Bodens der Stadt, in der er lebt, der Tiere und Pflanzen in Wald und Flur um sie her nehmen. Wenden Sie mir nicht ein, daß unser heutiger Unterricht auch nur das Minimum solcher Kenntnis wirklich vermittele. Und wenn Sie ihn auf so viel Stunden wöchentlich ausdehnten, wie jetzt auf dem Gymnasium alte Sprachen getrieben werden, so würde noch nichts herauskommen, wenn das alte Lehrsystem mit seiner Kerkerhaft in vier Klassenwänden bestehen bliebe. Andererseits ist kein Zweifel, daß gerade mit dem Durchbrechen einer alten, klösterlichen, durch und durch „mittelalterlichen" Tradition an dieser Stelle eine Fülle glücklicher Begleiterscheinungen sich erzielen ließen. Das persönliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schülern würde ein total anderes, freundschaftlicheres. Es läge auf der Hand, daß eine ganze Reihe anderer, jetzt wie welke Kellerpflanzen dahinsiechender Zweige der Jugendbildung, die doch zu den allernötigsten zur Erziehung ganzer Menschen gehören, sich gleichsam in den Naturgeschichtsunterricht im Freien zwanglos verweben und von ihm Nutzen ziehen würden: der Gesang, das Turnen, das Zeichnen vor allem auch, das so eng mit dem „Sehenlernen" verknüpft ist, das der Naturlehrer beibringen soll und im Freien auch wirklich beibringen kann.

Ja, ich stehe nicht an, den Glauben persönlich wenigstens auszusprechen, daß auch ein wesentlicher Teil des ethischen Unterichts (natürlich nicht dogmatischer Religionsunterricht) innig sich diesem Naturunterricht anschließen könne. Der naturwissenschaftliche Unterricht umschließt an sich ein ethisches Element in seiner idealen Grundlage einer Erziehung zu dem Streben nach Wahrheit und zur Freude an den Dingen der Wirklichkeit um uns her. Aber er läßt sich ohne Mühe auch noch mit wirklichem ethischen Gehalt in mehr theoretischem Sinne durchsetzen. Wenige Thatsachen der Kulturgeschichte sind ethisch so aufrüttelnd im höchsten Sinne wie grade die Geschichte der selbstlosen Naturerforschung mit all' ihren Märtyrern der Idee und all' ihren endlichen Triumphen zum Segen der nachkommenden Generation. Und was die individuelle Grundanschauung des Weltgeheimnisses im Kopfe des einzelnen Lehrers betrifft, so brauche ich wohl kaum zu versichern, daß naturwissenschaftiche Bildung ebenso zur Toleranz, der Grundlage aller Ethik, führt, wie jede andere, wofern sie nur überhaupt echte „Bildnng" ist.

Sicher ist, daß aus einem so oder ähnlich gehandhabten Unterricht ein körperlich gesundes Geschlecht hervorginge. Und schon das sollte uns stutzig machen unserm heutigen System gegenüber, daß es uns eine Armee von kurzsichtigen, brustschwachen Menschen erzieht als die prädestinierten Träger unserer Kultur.

Aber es würde, wie gesagt, eine radikale Umwälzung sein, die das harmlose Wort „naturwissenschaftlicher Unterricht" in diesem Idealsinne umschließt. Das Kloster, das in unserm Schulhause steckt, würde in seinen Grundpfeilern erschüttert. Der eine Lehrer würde der Störenfried aller werden und, wenn ihm auch noch im Zuge der Zeit die oberste Stimme im Rat zufiele, so würde er ihr vernichtender Kritiker und Richter sein. Und doch: sollte nicht grade, als das höchste und erfreulichste Ergebnis des ganzen Konflikts, der Naturunterricht selbst bei einer einseitigen, den Wert eines mehr kulturgeschichtlich gefaßten Unterrichts schlechtweg verwerfenden Fassung,

die Mission in sich tragen, uns zu einer durchgreifenden Revision unserer gesamten pädagogischen Grundlagen zu treiben?

Einer Revision, bei der uns die Augen dafür aufgehen, wieviel Mittelalter in uns allen noch steckt? Einer Revision, die uns endlich einmal klar macht, wozu wir denn eigentlich erziehen, — für ein Maschinendasein, das unter einer Last auswendig gelernter Paragraphen keucht und die Welt nur durch trübe Fenster- und Brillengläser wie ein fernes verbotenes Paradies ahnt — oder für ein resolutes Sicheinleben in diese Welt der Wirklichkeit, mit Freude an ihrer Schönheit und Freude an der Erkenntnisarbeit, die immer tiefer in sie einführt? Wenn der Ruf nach einer Vermehrung und Vertiefung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in unsern Schulen wirklich einem ehrlichen Besserungsbedürfnis entspringt, — wenn er nicht blos als eine zufällige Reaktion gegen eine augenblicklich ausgelebte Erscheinungsform des klassischen Ideals auftritt, — wenn er mit dem Vollbewußtsein naht, daß seine Lösung eine bessere, sein Ideal ein zeitgemäßeres sei: dann müssen meiner Auffassung nach alle jene Konsequenzen sich einstellen. Und ich kann den Glauben nicht mehr von mir weisen, daß dann rein praktisch wirklich etwas Besseres wird. Nicht nur eine Klärung der Anschauungen, sondern auch eine positive Besserung. Aus unserm Zeitalter der Naturwissenschaft sehe ich einen Menschheitsmorgen erstehen, der jenen drei Visionen, die ich zu Anfang erwähnte, mutiger begegnen darf. Ueber die Vision des Todes und der Knochen hilft ihm eine reinere, vertiefte, den edelsten Kern grade auch der Naturforschung als ein heiliges Gut umschließende Weltanschauung. Die Vision der Not, des sozialen Elends bannt eine menschenwürdige Verständigung im Daseinskampfe, die, auch mit Benutzung der Naturwissenschaft, die Kräfte der Erde in besserem Sinne der Gesamtheit nutzbar macht. Die Vision der fragenden Kinderaugen aber löst ein gesunder, entwickelnder Unterricht, der uns als oberstes Gesetz predigt, daß die harmlose Freude an der Wirklichkeit, die aus dem Blicke aller spielenden Kinder eine so beredte Sprache spricht, vor allem ein köstliches Gut sei, unserer Pflege wert, — diese Freude, der wir bisheran im Sinne grauer Asketenweisheit verheerend entgegengetreten sind mit der Zuchtrute in der Hand!

Die Tochter der Luft.

Eine Dichtung

von

Julius Hart.

Ziellos und nur um der Bewegung, um des Gehens willen, schlenderte ich, ein träger Müssiggänger, durch die Straßen von Berlin. Den ganzen Tag über hatte ich geschrieben, und nun wollten die Gedanken, denen ich stundenlang nachgehangen, nicht mehr von mir loslassen. Immer tiefer verspann ich mich in ihre Fäden und achtete kaum noch auf das, was rings um mich her vorging, auf die vorüberdrängende Menschenwelle, die hinrollenden Wagen, die summenden Stimmen, die flüchtig auftauchenden und wieder verschwindenden Gesichter. Zum ersten Male hatte ich in jener Zeit angefangen, tiefer und ernster über all das Dunkle unseres Daseins nachzudenken und mich selber über das Warum und Wozu meines Lebens zu fragen, zum ersten Male dachte ich darüber nach, wie ich denn leben müsse, um mich wirklich als Mensch fühlen zu dürfen. Ich hörte auf, alles das, was überall gesagt wird, als Wahrheit, als etwas Selbstverständliches hinzunehmen und machte auf einmal hinter jedem Wort und hinter jedem Satz ein Fragezeichen. „Du sollst nicht töten" — „Du sollst nicht ehebrechen!" — „Warum soll ich nicht töten, warum nicht ehebrechen?" rief es wiederhallend in meinem Innern, und die Antworten, die mir der Tag brachte, löste die Nacht wieder auf, um mich in neue Ungewißheiten zu stürzen. Ich sah, daß wir Menschen nur Zweck und Ziel in das Leben hineintragen, daß dieses Ziel aber ein stets verändertes ist, nur die Summe unserer Wünsche und Hoffnungen, daß aber an all diesen Wünschen die Natur gleichgiltig vorübergeht, wie an dem sehnsüchtigen Verlangen so vieler, welche dem Tode entrinnen möchten. Und ich richtete dann meinen Blick auf das eigene Leben, das Leben meiner Mitmenschen. Und plötzlich schien es mir, als sei ich in eine grauenvolle Wildnis hinausgestoßen, mitten in eine Horde roher, halbtierischer Urmenschen, und ich selber war nichts, als ein Wilder, der vom Marke seiner Genossen zehrte. Nichts sah ich als Kampf, Gewalt und Unterdrückung, Tausende von Knechten, damit ein Herrscher und Herr genießen könne, um der Bildung Weniger willen ungezählte Seelen, bessere Geisteskräfte für immer in die Nacht der Unwissenheit hinabgestürzt. Was gab denn uns, denen der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit wie ein Traum geschwunden war, noch die fröhliche Kraft zu leben, thätig zu handeln und für Andere zu wirken und zu schaffen, da uns das Leben doch nur ein vorübergehender Schatten war, und alle Freuden und Leiden für uns im Grunde nur auf Täuschung und Einbildung beruhten? Allmählich aber hatte sich aus der Dunkelheit meiner Gefühle eine Empfindung immer heller und reiner losgelöst, die mächtiger war, als alles, was meine Vernunft ihr entgegenwarf: die heilige Kraft der Menschheit, welche der ewig zerstörenden Vernunft ewig bauend entgegentritt, die Hoffnung, die weltenbildende

und weltendichtende Hoffnung, welche uns alles, was wir heute wünschen, in ferner Zukunft erfüllt sehen ließ. Nur wir, die wir Sehnsucht empfinden, sind die Erhalter der Menschheit, und das höchste, einzig unzerstörbare Glück, gewährt uns, den Zweifelnden, den Kämpfenden und Leidenden, die wir die wilde Tragödie dieses Daseins erkannt haben, — die Sehnsucht allein gewährt uns jenes Glück, das nie seinen Zauber, und nie seine Kraft verliert. Sehnsucht ist Tod und Leben, Lust und Trauer, Klage und Jubellaut, — Weinen und Lachen! In ihr sind wir Beides: Menschen einer dunklen Vergangenheit und einer düsteren Gegenwart, Kinder einer fröhlichen Zukunft, kommender goldener Jahrhunderte. Heute nur können wir ein Glück denken und empfinden, in dem Schmerz und Freude sich so völlig in einander auflösten, daß dem Schmerz die Bitterkeit geraubt ist und der Lust die Uebermütigkeit. Noch ist für uns Lust ohne Leid das Unfaßbare und Verborgene und die Sehnsucht darum allein unsere höchste Lebenskraft.

* * *

Auf einmal kam es mir zum Bewußtsein, daß ich bereits seit längerer Zeit, zufällig und ohne es zu wollen, einer in Schwarz gekleideten Frauengestalt gefolgt war, in deren Begleitung ein anderes, einfacher gekleidetes weibliches Wesen, allem Anscheine nach, eine Dienstmagd, ging. Der feine schmale Wuchs der Figur fiel mir plötzlich auf, die Enge der Taille und eine gewisse Magerkeit der Glieder, auf die man mit Sicherheit aus der ganzen Erscheinung schließen konnte. Ich kam an ihre Seite heran und sah mit einer flüchtigraschen Wendung des Gesichts bei dem Licht eines strahlend erleuchteten Juwelierladens ein, wenn nicht schönes, so doch eigentümlich fesselndes Antlitz von sehr durchgeistigtem Ausdruck, — ein scharfes Profil, große, etwas tiefliegende, brennende Augen und eine zarte, durch schimmernde Haut von wachsartiger, bleicher Farbe, — blaßrote, schmale Lippen. . . . Dann blieb ich wieder zurück und suchte von neuem in meine Gedankenwelt zurückzukommen. Doch vergeblich: Alles war da plötzlich auseinandergefallen und zerstoben, und ohne meinen Willen suchte sich mein Auge zu jener Gestalt zurück, und meine Phantasie fing an, sich lebhaft mit ihr zu beschäftigen, so daß nichts anderes mehr dagegen aufkam.

Es war ein warmer Märztag gewesen, ein Märztag, der sich in Aprilwetter gekleidet hatte. Verfinstertes Gewölk und kurze Regenschauer, weißblauer, glänzender Himmel und strahlendes Sonnenlicht wechselten rasch miteinander ab. Gegen Abend klärte es sich dann völlig auf und die Luft war von einem weichen flimmernden Schein erfüllt, weithin von einem glitzernden Licht. Dann war es völlig dunkel geworden; auf dem Straßenpflaster, das noch immer mit einer nassen dünnen Schicht überzogen war, flimmerten und blinkten tausende von Lichtquellen in einem trüben Widerschein.

Ohne rechte Absicht der Verfolgung ging ich doch noch immer hinter den beiden Gestalten hinterdrein, indem ich bald meine Schritte aufs langsamste verzögerte, und ihnen einen Vorsprung gönnte, bald sie wieder einholte und mich an ihre Fersen heftete. Bald durch das Dunkel des Abends verhüllt, bald vom gelbrothen Licht einer Laterne, von dem flirrenden Lampenlicht der Schauläden halb beleuchtet, verschwanden sie und tauchten wieder auf, und es war wie ein Suchen und Fliehen zwischen uns, wie ein Verstecken und Finden.

In der Nähe des Rosenthalerthors, des menschenwimmelnden Mündungspunktes fünf belebter Straßen des Nordens von Berlin, an der Elsasserstraße und der Brunnenstraße blieben sie einige Augenblicke zögernd auf dem Fußsteig stehen, da mehrere hintereinander fahrende Pferdebahnwagen und ein mit Menschen bepackter Omnibus, rollende Droschken und schwerpolternde Lastwagen den Uebergang gerade völlig verperrten. Ich stand neben den Frauen und obwohl ich, scheinbar ganz gleichgiltig und um ihre Nähe

unbekümmert vor mich hinweg auf die gegenüberliegende Seite blickte, glaubte ich doch zu fühlen, wie sich das Auge der Fremden auf mich richtete und einige Augenblicke an mir haften blieb. Es war wie eine leise — ganz leise körperliche Berührung, wie ein feiner Hauch, der mich traf, ein Prickeln in meinem Gesicht, ein eigenartiges Wohlbehagen und eine leise Spannung, halb Lust, halb scheue Trauer.

Damals befanden sich auf dem Weinbergsweg, einer der Straßen, welche vom Rosenthalerthor nach dem Norden zu in scharfer Steigung aufgeht, nahe beieinander liegend zwei Theatergebäude, von denen das eine, das Nationaltheater nicht viel später durch Feuer zerstört und das andere abgebrochen wurde. Das Germaniatheater besuchten damals fast ausschließlich nur die kleinen Leute der Umgebung, Leute von schlechtem Geschmack und ohne alle künstlerische Bildung, und darum spielte man dort auch allerhand schlechtes Zeug, sogenannte Volksstücke, altmodische Possen und vergessene Einakter. Ich war daher erstaunt und fast etwas verletzt, als die beiden Frauen gerade auf dieses Gebäude zugingen und in ihm verschwanden.

Unschlüssig blieb ich stehen, ging weiter und kehrte wieder zurück, ging nach der anderen Seite hinüber und wandte mich wieder zurück. Aus dem drahtvergitterten Kasten, der neben dem Eingang hing, leuchtete ein großer, blutroter Zettel hervor, über den mein Auge schon mehrmals achtlos hinweg geglitten war, bis er mich zu sich heranzog, bis ich plötzlich, ohne daß ich es gewollt hatte, vor ihm stand, und in dem spärlichen Licht, das von der Thür her auf ihn fiel, zu lesen versuchte. Das Theater hatte sich, wie ich jetzt erst merkte, für den einen Abend und für die nächstfolgenden in eine Kirche verwandelt. Wo sonst die plumpen und rohen Kuplets der Posse von schwammigen Komikern mit heiseren und verschleimten Stimmen abgesungen wurden, Näherinnen, Verkäuferinnen, allerhand lustiges und trauriges Grisettenvölkchen beim Klang der letzten, überall gesungenen Gassenhauer im Tanz sich drehte, sollte heute das alte Wort von Christus, dem Menschenfreund und von dem rachewilden Jehovah die Geister aufrütteln und in ihren innersten Festen erschüttern. „Große christliche Volksversammlung", stand auf dem blutroten Zettel mit lärmenden Buchstaben gedruckt. „Eintritt frei, Jedermann, der des Trostes bedarf, ist geladen". „Die Erlösung der Menschheit", lautete das Thema, und ein New-Yorker Prediger, mit deutschem Namen, vielleicht der Anhänger irgend einer der zahlreichen kleinen christlichen Sekten, in denen das religiöse Empfinden so viel heißer lebt, als in den großen Kirchen, hatte sich als Festredner angekündigt.

„Die Erlösung der Menschheit" . . . Ich blieb noch immer zögernd stehen. Was sollten mir all die leeren Worte, die man dort im Innern, doch trotz allem Sektirereifer mechanisch herunterbeten würde als eine angelernte, dem Kinde eingeimpfte Weisheit, deren rote Spuren ja schon längst vernarbt, unsichtbar geworden, all diese abgegriffenen dünnen Münzen mit dem verwischten Gepräge, die von Hand zu Hand gehen, während sich doch Niemand Mühe gibt, die Schrift zu entziffern, diese von Rost und Schmutz bis auf den letzten Rest zerfressene Schrift. Und das sympathische Gefühl, das mich zuerst so unmittelbar für jene Fremde ergriffen hatte, wich einer halbverdrießlichen Stimmung, und die ganze Person kam mir in diesem Augenblick mit ihrem Glauben, ihrer Alltagsfrömmigkeit fast abgeschmackt vor. Der geistreiche, schwärmerische Ausdruck ihres Gesichts, den ich in meiner Phantasie trug, wich, und die Züge nahmen dafür etwas Thörichtes und Dummes an, was ich für den Wiederschein tieferen Seelenlebens gehalten hatte, war vielleicht nur das bläßliche Licht körperlicher Krankheit.

Ich blickte in die dunkelen Straßen mit ihren großen und kleinen gelben Lichtscheinen hinunter, die überall auf den Straßen und an den Häusern matt erglänzten, starrte in die hinab und heraufflutenden Menschenmassen hinein. Alles schien wie besinnungslos vorüberzuhasten, wie von einem Strudel wehrlos mit hingerissen. Ein

großer Mechanismus schien in Bewegung gesetzt zu sein, der nichts als leblose Schatten und Nebelerscheinungen über die Straßen hinjagte. Keine Ruh' — keine Rast — kein auf sich selbst Besinnen, — kein Eigenwollen ... Nur ein Rennen und Laufen in dumpfem Hinvegetieren, ein Leben ohne Seele und Geist. Aber zuweilen glaubte ich mich von Blicken getroffen, aus kummerschweren, sorgenverzehrten Gesichtern, in denen Noth und Entbehrung tiefe Furchen gerissen hatte. Aufschreckend, fragend starrten mich diese Augen an, und in der Dunkelheit hatte der Blick etwas Aengstliches und Entsetztes an sich. Er schien mir in meiner Traustimmung irgend etwas zu suchen, leidenschaftlich zu begehren, von dem man nicht weiß, was es ist ... und von neuem stachen von blutrotem Papier lange, dunkle Buchstaben mir entgegen, wie ein lauter Schrei: Die Erlösung — die Erlösung der Menschheit.

Und dann befand ich mich doch plötzlich innerhalb des Theaters, und hatte die Thür zum Parket geöffnet. Der drückende üble Geruch einer von Dunst und Schweiß verpesteten Luft, eine heiße, feuchtnasse Luft, wie in einer übelriechenden Schenkstube, in welcher ein Dutzend bis auf die Haut durchgeregnete Menschen Zuflucht gesucht haben, schlug mir entgegen und ich empfand im ersten Augenblick nichts als diese beklemmende stickige Atmosphäre. Die Luft hatte sich fast zu einem Nebel verdichtet, zu einem schmutzigen Schleier, in dem die Lichter klein und mit trüblichem Schein brannten, und erst nach und nach trat aus der Schwele hier und da eine Farbe hervor, das verblichene Gold an den Brüstungen der Logen, das schmutzige, bräunliche Rot eines Vorhangs, die blaßbunten Arabeskenmalereien an den nüchternen und kahlen, weißen Wänden. Ich hatte geglaubt, in einen ziemlich menschenleeren Raum einzutreten, hatte geglaubt, daß sich kaum hundert Menschen durch diese Erlösung der Menschheit hätten anlocken lassen, und sah plötzlich dicht gedrängt, Kopf an Kopf, Parket, Logen und Gallerie bis an die Decke herauf vollgepfropft von Besuchern, Männern, Frauen und Kindern. Und bei diesem unerwarteten Anblick vergaß ich einige Zeit lang die Fremde, die mich hierhergelockt hatte und sah erstaunt umher, so gut ich es vermochte, denn nahe an der Thür eingekeilt, konnte ich nur hier und da über die Schultern und Köpfe der vor mir Stehenden hinweg einen Blick über das Ganze gewinnen. Gerade neben mir ein schwindsüchtiges, hohlwangiges, greises Gesicht mit tiefliegenden fieberisch glühenden Augen, die wie gebannt nach der Bühne hin sich richteten, — das Gesicht eines Arbeiters, der noch die Blechkanne in der Hand hielt, in welcher er seinen Kaffee sich aufbewahrte; auf der anderen Seite ein ganz dürftig gekleidetes, vornübergebücktes Männchen, das um so dürftiger aussah, da es offenbar einen schwarzen Sonntagsrock angezogen hatte, ein vollständig abgeschlissenes, speckig glänzendes Stück Zeug, welches trotzdem offenbar sehr sauber gehalten war. Da ich dicht neben ihm stand, sah ich Spuren von Tinte, womit die graue Schulternaht kurz vorher geschwärzt worden. Daneben eine andere verkümmerte einarmige Gestalt, eine echte Bettlergestalt, in geflickte Kleider gesteckt, die nirgendwo paßten und schlotterig am Leibe hingen; ein verwildertes, schlaffes, müdes Gesicht, das aufgedunsene Gesicht eines Gewohnheitstrinkers. Vor mir Einer, der wie von einem langen Gehen ermattet sich kaum noch auf den Beinen aufrecht zu erhalten schien, fortwährend von einem Fuß auf den andern sprang und immer wieder zusammenknickte. Armut- und Elendsgestalten ringsum; blaßgraue, ausgemergelte Gesichter, kleine, verkümmerte Gestalten, schlaffe, gebrochene und gebückte Körper, eingezogene Schultern, überall Spuren von Krankheit, schwerer, einförmiger Arbeit, schwererer, einförmigerer Not. Ein ununterbrochenes Hüsteln und Keuchen. In den Kleidern noch die Nässe und Feuchtigkeit, mit denen der regnerische Tag sie getränkt hatte, und um so schwüler die drückende Badestubenhitze, in der alles atmete. Schweißdunst und modrige Gerüche, der beklemmende Geruch dumpfen Elends und der Armut. Dazwischen hier und da Einer, dem das Leben Glücklicheres geboten; aber vorwiegend Not und Niedrigkeit, und mir war's als schwebte

über der Versammlung eine blaugraue Dunstwolke, aus Thränen und Schmerz gewoben, als hörte ich ringsum wilde Klagen und Anklagen, das stumpfe Stöhnen der Verzweiflung und dumpfer, gleichgiltiger Ergebung, als ringe sich aus Hunderten von gebrochenen Seelen ein lautloser Schrei, ein mark- und beinerschütternder Schrei, um so qualvoller durch seine Lautlosigkeit.

Und all diese Herzen, diese Blicke waren dem Redner mit einer stillglühenden Aufmerksamkeit zugewandt. Man sah es in den Augen, daß die Meisten zuhörten, eigentlich ohne Andacht, mehr in Verwunderung. Ich bemerkte wohl, wie in meiner Nähe ein hagerer bartloser Mann mit blatternarbigem Gesicht, der lässig an einer Säule lehnte, die Hände tief in die Taschen eines abgetragenen Winterüberziehers gesteckt, fortwährend ironisch vor sich hin lächelte und mir und den Andern Blicke zuwarf, aus denen seine höhnische Verurteilung des frommen Predigers sich offen aussprach und in einiger Entfernung entstand dann und wann eine kleine Bewegung. Man vernahm ein leises Lachen, hörte ein halblaut gesprochenes Wort „Unsinn," „Pfaffengeschwätz," ein „Pst! Ruhe," aber es war offenbar auch keiner, der durch diesen Widerspruch sich tiefer verletzt fühlte, der es nicht dem Andern überließ zu thun und zu denken, was er wollte. Die Meisten schienen an keinerlei Kritik zu denken; es war, als wenn sie sich gar kein Urteil machten, ob das auch eine sichere Wahrheit sei, was ihnen von der Theaterbühne her verkündet wurde. Kein Ja und kein Nein prägte in dem Blick ihrer Augen sich aus. Und doch so voller Aufmerksamkeit. Es wohnte Geist und Leben in den Augen. Sie waren voll eines eigentümlichen Lichtes, wie die Augen von Kindern, denen man ein Märchen erzählt, voll einer schwärmerischen sanftleuchtenden Sehnsucht nach unerhörten Wundern, neuen Zeiten und fernen Ländern, erträumten Paradiesen und Inseln der Seligen.

Nur einige Male sah ich wie durch einen Nebel zwischen den Köpfen der vor mir Stehenden, auftauchend und wieder verschwindend, das Gesicht des Predigers, ein volles rotes und blondvollbärtiges Gesicht, in dem so nichts von Entbehrungen und Kämpfen zu lesen stand. Alles atmete an ihm Gesundheit, auch seine Rede und der Klang der Worte. Ohne alle Salbung klatschte er in die Hände und stampfte mit den Füßen auf, und seine dünne quäkfende Stimme — als wenn ein dicker Stabstrompeter ein Kindertrompetchen bliese — gellte und quietschte durch den Saal, und es klang wie auf einem Exerzierplatz: „Fällt das Gewehr, zur Attake. Immer nur frisch drauf los, und die Himmelsburg ist in zehn Minuten erstürmt . . Einsteigen . . Einsteigen in den Extrazug zum Himmel . . Gleich läutet's zum dritten Mal . . ."

Die Aufforderung, für die ewige christliche Seligkeit sich vorzubereiten, hörte sich an wie das Programm eines Schützenfestes . . Im Himmel giebt's einmal Freibier und Schinkenstullen, so viel man nur in den Magen hineinpfropfen kann . . . Dick, satt und faul wie eine Boaconstrictor liegt man da im Gras und thut nichts als sich den Bauch sanft streicheln und gemächlich verdauen, und Gott geht wie ein guter gemütlicher Papa im Schlafrock und mit langer Pfeife umher und sagt: Na, Kinder, hat's Euch geschmeckt?" Man hörte nur so das Fett lustig in den Pfannen brutzeln, und der Geruch von gebackenen Kalbsfüßen, delikaten gelbbraunen Schweinerippchen kitzelte all diesen armen hungrigen Leuten in die Nase, und ihre Augen glänzten von dumpfer wilder Gier nach all diesen köstlichen Leckerbissen, von denen viele nur eine ferne traumhafte Erinnerung besaßen, daß man sie einmal auf einer Hochzeit oder an einem Weihnachtstag verschmaust hatte. Tagelang hatte sich das Gespräch um die Güte des leckeren Mahls gedreht und noch nach Jahren diente es als Kalenderausweis, als festeste Stütze des Gedächtnisses: Na . . Ihr wißt doch . . damals, als wir die Kalbsfüße aßen . . .

Natürlich war das alles nur symbolisch zu verstehen, eine Bemerkung, die in allen Zügen eine tiefe wehmütige Enttäuschung, fast Schrecken hervorrief. Im Himmel hat man kein Verlangen mehr nach Speise und Trank, nicht einmal mehr

nach Caviarbrödchen und schleckrigen Austern, wie der Redner humoristisch versicherte; aber hundert Augen, die ihn anstarrten, riefen Nein, tausendmal Nein, und flehten ihn um gebackene Kalbsfüße und delikate Schweinerippchen an . . Die Seligkeit bietet ganz andere Freuden und Genüsse, und man sah den armen Redner krampfhaft darnach ringen, wie er diesen armen kümmerlichen Seelen begreiflich machen wollte, was das für Freuden und Genüsse denn eigentlich wären. Und zuletzt war es doch immer wieder ein herrlicher Sommertag im grünen Wald, mit Tanz und Spiel, ein großes Schützenfest mit Freibier und Schinkenstullen, der Himmel eine Erde, die Erde ein Himmel . . Und alle hingen an seinen Lippen und sahen lange Tische vor sich und gefüllte Schüsseln, und alle vergruben Mund und Zähne in riesige, braune, knusprige Bratenstücke, aus denen das duftige Fett an den Mundwinkeln herunterquoll, und all die Finger waren klebrig naß und glänzend, daß es schon ein Genuß war, wenn man nur die Finger ablecken konnte . .

Dann auf einmal brach der Redner ab und auf einmal tönte eine weiche sehnsuchtsvolle wunderbare Musik durch den dumpfen Saal dahin . . Ich weiß nicht was es für ein Instrument war, das da spielte, vielleicht eine Art Orgel von einem eigentümlichen sanften milchigen Klang, der wie aus fernen Wolkenhöhen hernieder zu kommen schien und etwas Einlullendes an sich hatte wie der Klang einer Mutterstimme, die leise singend, selber müd verschlafen, ihr Kind einwiegt . . . Und wie eine Bewegung ging es durch die dichte Zuhörermenge, und dann war's, als wenn jeder den Atem anhielte, und mit sehnsuchtsvoller Seele in die ferne himmlische Wunderwelt hineinlauschte, aus welcher diese weißen frommen und keuschen Klänge hervortönten, wehmütig fragend, gläubig antwortend, lockend: Schlafe, träume, schaue." Hinter der Bühne stieg zugleich Gesang von hellen zitternden Kinderstimmen auf, froh und zuversichtlich wie die Lerchen am frühen Morgen singen:

„Wo findet die Seele die Heimat der Ruh,
Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu?"

Doch im Munde der Sänger klang die wehmütige Frage, die sie noch nicht verstanden, so froh und zuversichtlich, als gäben sie zugleich die froheste und sicherste Antwort darauf . . Trauer und Freude schlangen sich durcheinander und lösten sich ineinander auf, und der Schmerz war Lust, die Lust Schmerz geworden . . Alle Sehnsucht war in Erfüllung gegangen, und wunschlos schwebte die Seele des Menschen, wieder Kind geworden in goldenzitternden Lüften, in flimmerndem Sonnenlicht dahin . . .

Ich fuhr aus meinen Träumen auf und sah wieder um mich . .

Da plötzlich entdeckte ich von Neuem das Gesicht der Fremden . . in einer der mittleren Reihen, mitten unter stumpfen welken verkümmerten Gesichtern, und ich erschrak fast im ersten Augenblick vor den weitgeöffneten Augen, vor der glutvollen Hingerissenheit und verzückten Schwärmerei, welche sich über das Antlitz ausgegossen hatte. Die Augen waren in die Höhe gerichtet, mit dem berauschten Ausdruck tiefster Sehnsucht und der höchsten sinnlichen Lust, als sähen sie über sich, aus flimmernden Wolken hervortauchend, eine himmlische Erscheinung, ein Meer von glänzenden Farben, aus dem wunderbare musikalische Töne, lockend, klagend und jubelnd, feierlich auf ihre durstende Seele herniedersanken, gleich als ströme die Sonne mit goldenen Blüten in ihr weitgeöffnetes Herz. Sie glich in diesem Augenblick jener Maria von der unbefleckten Empfängnis, wie sie Murillo mit mystischen Farben gemalt hat und schien ganz eingegangen in das Land und die Heimat der Ruhe, erlöst von aller dumpfen irdischen Enge . . .

Bald darauf strömte die Menge in dichtem Gedränge wieder zum Theater hinaus. Aber vergebens suchte ich draußen die Gestalt der Fremden; inmitten eines dichten Stromes mußte sie unbemerkt von mir vorübergegangen sein, und ich fühlte es fast wie eine Trauer, daß sie nun im Gewühl der Weltstadt mir wieder auf immer verschwunden war, jäh verschwunden, wie sie jäh aus der Tiefe aufgetaucht war.

* * *

Fast ein Monat ging darüber hin, bevor ich die Fremde wie durch einen Zufall von neuem auffand. In dieser ganzen Zeit hatte ich sie gesucht, gesucht wie etwas, das man doch nicht glaubt wiederfinden zu können; umherspähend auf der Straße, wenn mir gerade die Erinnerung an sie kam, untertauchend in dem Menschenstrom, ob nicht doch vielleicht eine Welle sie mir entgegentrüge. Tage gingen vorüber, ohne daß ich nur im Geringsten an sie dachte, und dann stieg sie auf einmal in meiner Phantasie auf, eine jähe Unruhe erweckend, ein leidenschaftliches Begehren für einen Augenblick lang. Es war nur das Antlitz, was ich dann sah, noch vergeistigter, inbrünstiger versunkenen Ausdrucks, doch immer mit geschlossenen Augen und von wachsbleicher Farbe, nur die Lippen dunkelrot glühend wie Burgunderwein.

Ganz unerwartet sah ich sie auf einmal in das Atelier des Freundes eintreten. Ueber dem kleinen Kreis von Männern und Frauen, der sich in den Abendstunden dort eingefunden hatte, lag, ich kann's nicht anders ausdrücken, etwas von dem Ernst und der Feier einer urchristlichen Versammlung. Niemand der Anwesenden, der nicht alle Schulen der Weltweisheit durchlaufen hatte, der nicht mit leidenschaftlicher Inbrunst den letzten Räthseln des Daseins, allen religiösen und sittlichen Fragen nach gegangen war, — Niemand, der nicht mit allem nur Ueberkommenen gebrochen hatte. Ein Jeder hier wollte nur sich selber für sein Thun und Handeln verantwortlich sein.

Es war lebhaft unter einander gesprochen und gestritten worden, und in der ganzen Luft lag etwas von einem Rausch der Pfingstbegeisterung, alle schienen sie trunken zu sein von dem neuen Geist, der ihre Herzen erfüllte. Den Einen hatten seine Erfahrungen und Erkenntnisse in die purpurnen Tiefen der Mystik geführt, und er sprach mit phantastisch durchglühten Augen von Geistererscheinungen, Unsterblichkeit der Seele, von der Weisheit der Upanischaden und vom Buddhismus, der Andere pries das goldene Zeitalter der Anarchie, der erfüllten Freiheit und Gerechtigkeit, und ein Dritter hatte all seine Religion und Sittlichkeit ganz in den Wurzeln des Nationalbewußtseins eingegraben. Der freie Vernunftmensch und der der visionären Phantasien, Vorkämpfer der Askese und der freien Sinnlichkeit hatten sich in diesem Kreise einträchtiglich zusammengefunden, weil Jeder die Anschauungen des Anderen ehrte; dichterische Träumereien und logische Beweisführungen woben sich in der Unterhaltung bunt durcheinander, bis zuletzt die Stimmung hoffnungsfroher Begeisterung durchgebrochen war, jeder das tausendjährige Reich, das ihm die Erfüllung seiner Ideale bringen sollte, morgenrot schon empordämmern sah, und Einer unter uns unter allgemeinem frohen Zuruf in den alten Huttenschrei ausbrach: „Es ist eine Lust zu leben!"

Der Pole sprang ans Klavier und spielte in seiner grotesken, ganz neuen, noch nie gehörten Weise, voll zerrissener, phantastischer Sinnlichkeit, bald schwüle, üppige Lotosblütendüfte ausstreuend, bald mit schrillen Wahnsinnsschreien die Luft zerfetzend, Chopin'sche Melodien, wie nur er sie spielen konnte. Apokalyptische Reiter, gespenstisch, grau in grauer Luft fuhren über erstorbene blumenlose Haide dahin, aus geöffneten schwarzen Gräbern stiegen leere, dunkle Schatten empor, Schatten gemordeter und erschlagener Könige, und führten in langschleppenden Gewändern traurige Totenreigen auf ... Melodieen der Vergangenheit und erloschener Welten.

Wie fast alle sich in diesem Kreise mit Du anredeten, so wurde auch die Fremde von den Meisten mit Du angesprochen. Ich hörte, wie man sie Lacryma nannte und von ihr als von einem „berühmten Medium" sprach, das vor Kurzem aus Amerika gekommen war. Wie sie aber eigentlich hieß, konnte mir Niemand recht sagen. Ihre ganze Art und Weise hatte etwas Lautloses an sich, und wenn sie aufstand, kam und ging, war es wie das unhörbare, unkörperliche Dahingleiten eines Schattens. Auch verhielt sie sich den Abend über fast völlig stumm, und nur einige Male vernahm ich den Klang ihrer Stimme. Ueber den eigentümlich

sinnlichen Klang dieser Stimme konnte man ganz vergessen, was sie sagte. Es war ein halbes Flüstern, ein halbes Sprechen, das jedes Wort wie achtlos von den Lippen fallen und doch jedes Wort wie einen musikalischen Ton empfinden ließ, ein unaufhörlich-ewiges inneres Fühlen, Bewegtsein, Leiden, Trauern, Freuen verrathend. Ein verhaltenes Klingen und Singen, wie es in Violinsaiten noch nachtönt, wenn der letzte Bogenstrich vorüber, und wie alle Musik aufregend, unmittelbar Lust und Schmerz erweckend. Jedes Wort, das unscheinbarste, das nichtigste hatte sich zu einem Gefühle verdichtet und war zu einer Sinnlichkeit geworden, von Blut durchströmt und von einem Leib umschlossen. Aber die Worte fielen auch hin, wie wenn man das Gleichgiltigste sagt, einförmig wiederum, wie ein Reden ohne Knochen, ohne Sehnen und Bänder, wie ein Reden aus Träumen heraus ....

* * *

Wir gingen durch die Nacht fast leere stille Straßen hinab, und nur dann und wann kreuzten wir eine lärmvolle Hauptstraße. Ohne daß ich es mit klarem Wollen suchte, vermied ich doch halb unbewußt die unruhigeren Wege, und auch sie schien es zu wünschen, und lieber machten wir dann und wann kurze Umwege. Das Gefühl, das mich beim ersten Sehen für sie ergriffen, war in dieser Stunde lebendiger als je, und meine Gedanken fühlte ich berauscht und weintrunken, wie von Wolken verhüllt.

Ich hatte ihr erzählt, wie ich sie damals im Germaniatheater belauscht, und sie hatte leise dazu gelächelt. „Oh, ich habe Sie gleich wieder erkannt," sagte sie unbefangen. „Ich merkte ganz gut, daß Sie mir nachgegangen waren. Ich habe von Ihnen geträumt und wußte, daß wir uns wiedersehen würden, daß wir uns noch oft wiedersehen werden," fügte sie mit einer ruhigen Gelassenheit hinzu. „Ich glaube, wir müssen uns schon in einem früheren Leben begegnet sein."

Was sie von dem „früheren Leben" sagte, klang aus ihrem Munde als etwas so Sicheres und Selbstverständliches, daß ich im ersten Augenblick an der Vorstellung nichts Wunderliches fand, und ihre Seltsamkeit mir gar nicht zum Bewußtsein kam. Erst nach einiger Zeit fuhr ich auf: „Glauben Sie an eine Seelenwanderung? Man weiß wirklich nicht, was man aus Ihnen machen soll. Zuerst hielt ich Sie für eine frommgläubige Christin, dann entpuppen Sie sich als Spiritistin und vielleicht sind Sie beides zu gleicher Zeit. Natürlich gehört dann auch allerhand Indisches zu Ihrem Glaubensbekenntnis . . . Aber ich wollte, Sie wären nicht fromm; ich kann keine Frauen leiden, welche in die Kirche gehen . . Gerade weil die Frauen ein Privilegium darauf haben, in religiösen Dingen dumm zu sein, empfinde ich einen Widerwillen vor allen, welche von diesem Privilegium Gebrauch machen."

Sie schwieg einen Augenblick, dann stotterte sie einige Worte hervor: „Ich? . . . Ich? . . . Was ich glaube?". . Ich denke, sie mußte ganz rot geworden sein . . . „Was ich glaube?" wiederholte sie dann. „Ach das weiß ich gar nicht . . Ich habe eigentlich nie so darüber nachgedacht . . . Ich mag nicht denken . . Mir thut es weh, körperlich weh . . . Ich glaube, ich bin auch keine Christin . . . Alles, was Einen so gelehrt wird, ist mir immer ganz gleichgiltig gewesen . . Ob Christus Gottes Sohn war, ob es einen Gott giebt und ein jüngstes Gericht, einen Himmel oder eine Hölle, das hat mich nie bekümmert . . . Ich habe nie begreifen können, warum sich die Menschen eigentlich so gewaltig darüber aufregen, ob etwas wahr ist oder nicht wahr . . . Wahrheit kann uns doch niemand geben."

„Und doch glaube ich nicht, daß Sie blos dahin vegetieren wie die meisten Menschen" . . sagte ich . . ."

Sie antwortete nicht. Ich bemerkte aber, wie ihr Gesicht sich leicht hob und ihr Auge mit einem stillen schwärmerischen Glanz zu dem klargestirnten Himmel aufblickte. Wunderbar klar und golden strahlten die prächtigen Sterne des Orion durch die Aprilnachtluft herüber, und ein Windhauch kam hernieder, weich und kühl.

„An jenen Abend," fing sie dann plötzlich nach einiger Zeit wieder an, „im Germaniatheater war ich dennoch sehr glücklich . . Ich kann Ihnen das nicht so sagen, welch ein Gefühl über mich kam. Ringsum all diese armen, elenden Menschen in ihrer Not und Qual. Da ist keiner, dessen Seele nicht voller Unruhe wäre. Und nun auf einmal schallen Worte an ihr Ohr, getragen von einer lockenden mütterlichen Musik, die wie ein Kinder- und Wiegenlied klingt: „Wo findet die Seele die Heimat der Ruh . . ." Da war etwas so Mächtiges in mir . . . In der tiefsten Tiefe eine wunderbare Trauer und Schwermut, ich glaube, über all das Leid und den Schmerz ringsum, die zu einem Gefühl wurde von aller Qual, welche in der Welt verbreitet ist . . Mir war's, als wenn ich alle . . alle Schmerzen in mir fühlte . . Aber ich fühlte sie auch als etwas Ueberwundenes und halb Vergessenes . . In mir lebte eine mächtige Freude über den Sieg, den ich über sie davongetragen hatte . . Ich trug an meinen Schultern weiße leichte Schmetterlingsflügel, weiße Flügel mit purpurroten Bändern und Sternen . . . große Riesenschmetterlingsflügel, und auf ihnen flog ich empor durch einen breiten flimmernden goldenen Lichtstrom, der aus den Wolken hernieder kam, immer höher und höher empor, bis meine Seele in Glut versank, von der all dieses Licht ausströmte, aufgetrunken wurde vom Herzen der Sonne . . . Und ich war in einem Lande, voll seltsamer tiefer und leuchtender Farben, voll klingender Töne . . . wo alle Lüfte von neuem, frischem Duft erfüllt sind, und das Wasser des Lebens entspringt . . . das kühle, klare Wasser des Lebens . . Aus rosenbewachsenen Felsen springt es hervor . . ."

Nun sah ich sie doch von der Seite an und lachte in ihre Worte hinein: „War es auch keine Täuschung, . . . wirklich rosenbewachsene Felsen? Wenn es nun aber doch Brombeeren gewesen sind . . ." Sie schwieg betroffen, und ich fühlte ein Zucken ihres Armes. Ich glaube, sie war ganz rot vor plötzlicher Verlegenheit geworden.

„Ich . . habe . . es wirklich ganz deutlich gesehen," stotterte sie endlich nach einiger Zeit hervor, und es klang durch ihre Stimme etwas wie ein weinender Ton, wie das unterdrückte Weinen eines Kindes, das sich zu Unrecht Lügen gestraft hört, weil man ihm etwas nicht glaubt, was es doch als ganz sicher behauptet hat.

„Ich . . habe . . es wirklich deutlich gesehen . . ."

Sie hatte mich dabei mit einem hilflosen Ausdruck angesehen, mit einem kindlich ängstlichen Blick, als wollte sie sagen: „Kann man denn wirklich so daran zweifeln? Habe ich wirklich eine so große Dummheit gesagt?" Sie blickte mich halb erschreckt an: „Nun hältst Du mich für eine Lügnerin . . Beweisen kann ich ja gar nicht, was ich gesagt habe, und wenn Du mir nicht glaubst, . . was soll ich dann thun . . . was soll ich dann thun?" . . .

Das Gefühl einer tiefen Beschämung kam über mich, und ich empfand auf einmal, wie geschmacklos meine Bemerkung gewesen war; kopfüber stürzte ich mich deshalb in allerhand allgemeine Betrachtungen und überschwemmte sie mit einem Schwall von Worten. Ich sprach von dem Paradies, der Insel der Seligen und von dem Wunderlande Bimini, nach dem der spanische Ritter Ponce de Leon ausgezogen, um in den Quell der Jugend hinabzusteigen. Von dem uralten ewigen Glückstraum der Menschheit, von Jesajas und von Rousseau . . Und ich war kühn und unbekümmert genug, unsere Zeit als einen Markstein zweier Menschheitsepochen zu bezeichnen. Die vor uns gelebt, sie sahen das Land des Glückes in ferner Vergangenheit liegen, und an den Thoren der Geschichte der Menschheit blühte das Paradies, nur die Erstgeborenen wandelten im Lichte des goldenen Zeitalters. Jener Blick war zurückgewandt und ihre Seele erfüllt von schmerzlicher Entsagung. Wir aber haben die feste Zuversicht gewonnen, daß kein goldenes Zeitalter hinter uns liegt. Um so sehnsüchtigeren und verlangenderen Auges blicken wir dafür in die Zukunft hinaus. Vor uns glänzt aus weißer magischer Ferne die Insel der Seligen, und Mut und Hoffnung glühen in unseren Herzen. Nichts ist, was wir nicht erreichen können, keine Schranken sind unserem Wollen gesetzt. Und wie wir

aus dem Tierischen herausgewachsen über das Tierische uns erhoben haben, so werden wir auch das Menschliche, das nur Menschliche überwinden . . .

„Wir verachten nicht mehr das Leben und die Erde," so sagte ich etwa. „Wohl wissen wir, daß uns aus dieser Erde Schmerzen und Leiden aller Art erwachsen, und daß wir heut noch durch ein Thal der Thränen dahingehen . . Alle Leiden der Menschheit in sich tragen und tief empfinden, jeden dieser tausend Schmerzen verspüren, als dem eigenen Ich zugefügt und seine ganze Bitterkeit erdulden, . . dennoch aber glücklich sein, vollkommen glücklich, froh genießen und froh trinken, lachend sterben und in großer, unendlicher Heiterkeit dahinleben: so denke ich mir dieses neue Menschheitsgeschlecht, jene Männer und Führer, die zum Ausdruck bringen, was dieses Jahrhundert an neuen Gedanken und Empfindungen gezeitigt hat . . Sie tragen in ihrem Busen das alte ewige Paradiesesideal der Menschheit . . Wer es aber wahrhaftig in sich fühlt und schaut, der hat es für sich auch erreicht . . Das Ideal empfinden und im Ideale leben, das ist ein Unzertrennliches . . Sie gehen mitten unter uns im goldenen Lichtstrom errungener Glückseligkeit . . Wohin ihr Fußtritt, blüht das Land der Seligkeit auf, und wohin ihr Auge fällt, da springen die Quellen des Lebens hervor und bedeckt sich der Boden mit frohen Wunderblumen . . . Sie ruhen schon heute unter den Palmen der Insel der Glücklichen . . ."

„Solch eine Glückliche sind auch Sie," rief ich zuletzt laut und feurig aus meiner verliebten Leidenschaft heraus, und als müßte ich mit solcher Anerkennung den Eindruck meines ersten spöttischen Einwurfes verwischen.

Aber sie antwortete auf alles das mit keiner Silbe. Stumm ging sie neben mir her, und auch in ihrem Gang, in ihrer Haltung, in ihrer ganzen Aeußerlichkeit zeigte sich etwas plötzlich Erschlafftes und Abgespanntes. Müde hing sie an meinem Arm, und als ich beim Schein einer Laterne ihr Gesicht sah, da schien mir dieses einen fast geistlos alltäglichen Ausdruck angenommen zu haben, einen Ausdruck des Verlegenen und Verwirrten, als wäre ihr alles, was ich sagte, viel zu hoch; wie ihn wohl ein ganz Ungebildeter annimmt, dem ein sehr gelehrter Herr die Kantischen Antinomieen auseinandersetzt.

Da brach auch ich plötzlich ab, und wir legten in mißmütigem Schweigen den letzten Teil des Weges zurück.

* * *

Ohne daß wir es bemerkt, war die Dunkelheit hereingebrochen und hatte das Zimmer in tiefgraue Dämmerung eingehüllt, in welcher alle Gegenstände ihre Umrisse verloren. Eine Weile später hob dann in dem obersten Glas des rechten Fensters ein sanftes Flimmern und Leuchten an, von mattbläulichem phosphorischen Glanz, welches nach und nach zunahm. Ueber die gegenüberliegenden Dächer kam das Licht des Mondes hervor und durchschien die Scheiben, daß sie matt zu funkeln anfingen, und mitten in der Dunkelheit des Zimmers blinkte es zu gleicher Zeit hier und dort auf: das Glas des Spiegels und die Rundung der fahlweißlichen Marmorvasen, die hellpolirte Holzleiste des Tisches und die Kachelwand des Kamines.

Auf dem Boden lag scharf abgezeichnet das Bild der Fensterrahmen, breit ausgespannt über den Teppich, dessen Farben in dem trüben Licht des Mondes schmutzig verschwommen aussahen.

Schweigend saß ich in die Ecke des Sophas gedrückt und blickte nach Lacryma herüber, die, ganz in Dunkelheit eingesponnen, wie ich in Träumen verloren schien. Zuweilen glitt sie mit der Hand über die Tasten des Claviers und schlug einige leise Akkorde an; es war ein süßes klagendes Tönen, welches mit dem helltrüben Licht des Mondes sich verschlang, daß der Ton zu einer müden Farbe wurde und das Licht in ein musikalisches Klingen sich auflöste. Ueber meinem Herzen hing

wie ein Schleier eine Stimmung lustvoller Trauer, sehnsüchtigen Verlangens und scheuer Zurückhaltung, daß die Seele ins Weite, Unermeßliche sich verliert, einsam, wie in dunklem Nachtgewölk, hoch — hoch über der Erde dahinzuirren scheint, in pfadloser Gegend, über welche, heller als sonst, das Licht naher Sterne glänzt, naher Sterne, die doch unendlich fern und hoch über dem Haupte dahinschweben. Aber in der schwarzen Einsamkeit des Weltraumes, wo alles vergessen ist, was an die Erde und das Irdische erinnert, wo man sich nur mit dumpfem und dunklem Empfinden, das sich selber unbewußt bleibt, in die kleinen niedrigen Leiden und Freuden des unteren Lebens zurückfühlt, sind diese Sterne das einzige Vertraute und Liebe. Zu ihnen emporzufliegen, verspürt die Seele nur noch ein schwermütiges Verlangen, — alles andere ist nichtig und leer.

Und in diese meine hohe Einsamkeit, weit von aller Erde entfernt, in das tiefnächtige Gewölk hinein, durch welches ich dahinirrte, klangen auf einmal dünne zitternde Töne, Klänge einer klagenden schmerzvollen Musik.

„Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide."

Es wurde schlicht und ohne alle Kunst gesungen, aber mit einer Empfindung, die den Worten etwas Unirdisches verlieh. Wie aus hellen weißen Wassern stieg der Ton hervor, um sich in helle weiße Lüfte zu verlieren ....

... Allein und abgetrennt von aller Freude
Seh' ich ans Firmament nach jeder Seite,
Ach, der mich liebt und kennt, ist in der Weite ...

Tiefergriffen, aufgelöst in meinem Innern, blickte ich nach Lacryma herüber, und lauschte ihrem klagenden Gesang, in den sie ihre ganze Seele hineinhauchte. Ich fühlte die Glut ihrer schwärmerisch verzückten Augen, deren Ausdruck in meiner Seele unzerstörbar haftete, seit ich ihn damals gesehen hatte, — mit brennendem Verlangen nach oben gerichtet, als fielen aus der reinsten leuchtendsten Höhe mystische Rosen auf sie hernieder, die sich wie rote küssende Lippen an ihren Busen drückten. Und mir war es, als stände ich wieder hoch oben in der weiten stummen Einsamkeit des Weltraumes, unter fliegenden Wolken, die schwarz um mein Haupt dahinflogen. Aber plötzlich tauchte aus dem Dunkel neben mir Lacrymas Antlitz hervor, und ich fühlte ihre Gestalt an mich gelehnt, daß mich ein unendlicher Glücksrausch durchschauerte, nicht mehr allein in der glühenden Höhe zu stehen. Zu den machtvoll funkelnden Sternen, die flammende Kreise über uns zogen, starrten wir empor, als müßten die Sehnsucht und das Verlangen uns Flügel verleihen, und fast wie ein Schrei, durch den unendlichen Weltraum dahingellend, wie der scharfe Schrei eines wunden Falken, rang es sich von Lacrymas Munde los:

„... Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide:
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide ..."

Erwachend aus meinen Träumen, war ich vom Sopha aufgesprungen und wie berauscht hatte ich den letzten Atem des Liedes von ihrem Munde geküßt.

Sie lag in meinen Armen, noch zitternd von der Glut ihrer Empfindung, meiner und ihrer Leidenschaft hingegeben.

* * *

Ein langes Stillschweigen — — mit leicht nach oben gerichtetem Antlitz, wie in Phantasien verloren, saß Lacryma am Fenster und blickte mit seltsam leuchtenden Augen zu den flockigen Cirruswölkchen herauf, die flirrend und leuchtend durch die glänzendblauen Lüfte herniederschwammen. Ich hatte sie am liebsten in

dieſer ihrer Stille und tiefen Seelenfeier, wenn die ſehnſuchtsvolle Glut in ihren Blicken gleichſam wie ein geheimnißvoller Schein in die Luft und in die Wolken ſich hineinwob und dieſe faſt mit einem eigenen feinen, duftigen Licht zu erhellen ſchien. . . .

Ein langes Stillſchweigen, — ſo daß auch ich mich zuletzt in Grübeleien verlor und vor mich niederſtarrte. Wortlos, ſchweigend ſaßen wir uns oft und lange ſo gegenüber, der Welt abgeſchiedene Träumer. . . . Woran ich damals dachte, weiß ich nicht, ich glaube, ich dachte an nichts, wie man das ſo nennen kann, wenn einem nichts im Bewußtſein haften bleibt und der nächſte Augenblick die Bilder des vergangenen ſchon hat vergeſſen laſſen. Wie wenn man aus dem Schlafe aufwacht und vergebens ſich den eben geträumten Traum zurück zu erinnern ſucht. Und ich weiß nur, daß ich auf einmal zuſammenfuhr und mich fragte: Wie kommſt Du denn darauf!? Ganz unerwartet, ganz ohne Zuſammenhang hatte ich plötzlich an Grillparzer denken müſſen und an ſeine Liebe zu Käthchen Fröhlich. . . . Ordentlich mit lauter Stimme glaubte ich gehört zu haben: Ich traute mi halt net, und ich ſah dabei den Dichter ganz deutlich vor meiner Phantaſie ſtehen, eine ſchüchterne Verlegenheit im Geſicht und einen Schein von Zagheit. Und ich fing an, darüber nachzugrübeln, warum ſehr ſenſitive und nervös feinfühlige Menſchen ſo oft eine tiefe Scheu vor der Ehe haben, als ich plötzlich bemerkte, daß Lacryma mich anſah und leicht die Hand auf mein Knie legte.

„Willi", ſagte ſie leiſe mit zitternder Stimme, „Du mußt nicht wiederkommen. . . . Du mußt nie wiederkommen. . . . Ich habe Unrecht gethan, als ich Dir ſagte: Ich liebe Dich. . . . Und Du mußt es vergeſſen, daß Du mich lieb haſt."

Sie ſagte das mit einem Ausdruck, weniger der Trauer und Erregung, als einer ſchamhaften Verlegenheit. Die Augen hatte ſie niedergeſchlagen und ſie ſah ganz hülflos aus, wie ein Kind, das Strafe erwartet.

„Nicht wiederkommen?" fragte ich, nur erſtaunt. . . . „Und Du haſt mich nicht lieb?"

„Ach, Du weißt wohl, daß ich Dich lieb habe", entgegnete ſie unter tiefem Erröten. „Solchen Unſinn brauchſt Du auch nicht zu ſchwatzen."

„Und nun ſoll ich Dich verlaſſen? Wie ſonderbar . . ." Ich lachte leiſe vor mich hin.

„Warum lachſt Du darüber", fuhr ſie mich an, nicht ohne Erregtheit und offenbar ein wenig verletzt. Zugleich ſprang ſie auf und lief im Zimmer auf und ab, während ſie die beiden Hände gegen die Schläfen preſſte.

„Nein, nein, ich hätte es Dir nie ſagen ſollen, daß ich Dich lieb habe", wiederholte ſie dann trotzig, blieb vor mir ſtehen und ſah mich mit einem düſtertraurigen Ausdruck an.

Ich blickte ſie voller Erſtaunen fragend an. „Was willſt Du damit ſagen, Lacryma", rief ich, „ich verſtehe Dich nicht."

Aber es ſchien, als überhörte ſie meine Worte. Sie war plötzlich wie völlig entrückt. An die Fenſterwand gelehnt, die Hände über dem Schoß gefaltet, ſtarrte ſie mit leeren Augen in die abendliche Maienluft, in den feinen weichen Lichtduft, der aus rötlichem Gewölk flimmernd herniederſchwebte und ihr weißes, ſchmächtiges Geſicht wie mit dem Wiederſchein von roten Tulpen überhauchte. Ihre Lippen bewegten ſich leiſe, wie in einem erregten Selbſtgeſpräch, und allerhand dunkle und ernſte Erinnerungen ſchienen in ihrer Seele emporzuſteigen. Dann und wann atmete ſie tiefer, und der Atem klang faſt wie ein verhaltenes leiſes Stöhnen. Ich ergriff ihre Hände und preßte ſie voller Zärtlichkeit an meine Lippen, was ſie ruhig geſchehen ließ, ohne doch aus ihrer Verſunkenheit aufgeweckt zu werden.

„Ich kann Dir nur ſagen, was ich Dir ſchon eben geſagt habe. Ich traute mich eben nicht . . ." hörte ich ſie auf einmal lauter ſagen, daß ich es ganz deutlich vernehmen konnte. Sie ſprach nicht zu mir, ſie redete in die Luft hinaus, aber als wenn ſie ſich mit einem lebendigen Weſen unterhielte und gegen deſſen

Vorwürfe verteidigte. Es war, wie wenn sehr nervöse überreizte Menschen aus erregten Erinnerungen und Selbstgesprächen heraus plötzlich einen Satz laut vor sich hinsprechen, gepreßt, mit tiefem Seufzen, als müßten sie eine Last von sich stoßen. Und mir fiel ein, wie mir vor einigen Minuten auf einmal ein ganz gleiches Wort so unvermittelt in den Sinn gekommen war, und ich wunderte mich über dieses Zusammentreffen, das nicht so ungewöhnlich ist und uns doch immer seltsam berührt.

„Nichts ist so dumm, so grausam, so häßlich und so traurig wie die Ehe . . ." sagte Lacryma dann auf einmal laut, wie aus ihren Träumen aufwachend und blickte mich herausfordernd an, als erwarte sie einen heftigen Widerspruch von mir.

Ich machte in meinen Gedanken ein großes Ausrufungszeichen. „Und warum?"

„Oh, das muß man fühlen", fuhr sie lebhaft fort. „Wie soll ich Dir das nur sagen? Es ist plötzlich alles so dumpf, so gewohnt und alltäglich geworden. Und wenn wir lieben, da ist alles so neu, frisch und grün . . . so morgendlich. Man ist wie mit Blumen und Blüten bekränzt, mit Rosen und Orchideen . . . All diese Erwartung, diese Sehnsucht und all dieses Verlangen! Eine sanfte glückliche Trauer, welche uns die Freude doppelt genießen läßt und sie immer neu und jung erhält. Ein täglich neues Werben, Suchen und Kämpfen. . . . Wie licht, wie rein, wie übermenschlich steht der vor uns, den man liebt. . . . Wie verwandelt, daß man nichts Dunkles an ihm sieht, nur Gutes und nur Schönes. Und wie ein Schein geht es von ihm aus, der alle Anderen froh beleuchtet. Nie ist man mehr Menschenfreund, als wenn man liebt. Und sich selber fühlt man erhöht, edler und reiner sucht man zu fühlen und zu denken. Eine andere Menschheit und eine andere Erde würde kommen, wenn wir uns diese Lust, diese Sehnsucht und diese Kraft immer jung erhielten und wach, wenn wir die Freude und das Genießen uns nicht verkümmern ließen. Ach, mit der Erfüllung wird alles plötzlich so schaal und so gleichgültig. Selber zerstören wir unsere Lust. . . . Ich fürchte die Erfüllung, mir graut vor dem Erwachen aus meinen Träumen. . . . Wenn dumpfe Gewohnheit und Pflicht ist, was immer nur die Liebe geben sollte, — was immer neu erkämpft und gütig gewährt werden sollte. Wenn Er, den wir aus unserer Liebe heraus mit allem Herrlichen geschmückt sahen, auf einmal, seines Uebermenschlichen entkleidet, vor uns steht in der Kleinlichkeit und Niedrigkeit des Alltäglichen. Und wir selber, wie der Flügel beraubt, niedersinken und nun wieder uns gehen und treiben lassen, ohne Wunsch, besser zu scheinen, ohne Sehnsucht, besser zu werden. . . . Die Welt ist wieder so kalt geworden, und wir alle so arm, wo wir so reich sein könnten an Lust und an Genießen. . . ."

Noch heute sehe ich ihre Gestalt deutlich und scharf wie damals vor mir stehen, wie sie zu dem farbigen Abendhimmel aufblickte mit dem verhaltenen schwärmerisch glutvollen Blick ihrer Augen, dem Ausdruck eines in sich Versunkenen, der der Wirklichkeit halb entrückt, untergetaucht ist in den schlafenden Tiefen seiner Träume und Phantasieen. Und ich höre den Klang ihrer Stimme, wie das zitternde Klingen und leise Tönen einer fern veratmenden Musik. Sie brachte die Worte stoßweise hervor, sich besinnend, bei sich einkehrend und dann wie von einer plötzlichen inneren Eingebung ergriffen. Und mehr noch die Weise des Ausdrucks, als das Wort selbst, der verzehrte leidenschaftliche brünstige Ton gab ihrer Sprache das Ungewöhnliche und Dichterische, jene Glut, welche den Ekstatikern eigen ist und den Visionären.

In den Augen, auf dem roten Munde lag es wie ein Phantastisch-Sinnliches, wie ein Verlangen nach einer Lust und Freude, die nie aufhört und sich aus sich selbst heraus immer wieder neu gebiert, und die Furcht und Trauer, daß alles Lusterleben ein Lustertöten ist. In jenem Augenblicke erschien sie mir wie eine Verkörperung der Welt, die in nazarenischen Fesseln liegt, in dem düstern Kleide der Sünderin, und sehnsüchtig verlangend ausblickt nach einer Religion, die keine Sünde mehr kennt, der Lust, der Heiterkeit und des lachenden Genießens.

* * *

An demselben Abend erzählte sie mir, was mich ihr seltsames Wesen und ihre eigenartigen Anschauungen auf einmal tiefer verstehen ließ.

Schon öfter hatte ich aus halben Worten und mancherlei Seufzern mit schmerzlichem Erschrecken herausgehört, daß aus ihrer Vergangenheit allerhand trübe Erinnerungen zurückgeblieben waren, von denen ihre Seele plötzlich ergriffen, krampfhaft aufzuckte, und mehr als einmal hatte ich mich gefragt, ob ich einem Mädchen oder einer Frau gegenübersitze. Immer mehr hatte ich mich dabei in den Gedanken hineingelebt, daß sie schon einmal verheiratet gewesen sein müsse, aber voller Scheu und, ich glaube aus lauter eifersüchtigen Regungen heraus, aus Furcht, mir das geheimnißvoll Lockende ihres Wesens, all ihre phantastischen Reize zu zerstören, hatte ich sie niemals offen zu fragen gewagt.

Jetzt war es nun dunkel geworden draußen auf den Straßen und hier innen im Zimmer. Und schweigend saßen wir in der Finsterniß beieinander, während sie mit dem Kopf an meiner Schulter lag und tief und unregelmäßig atmete. ... Mitten in den graudunkel glimmernden Scheiben stand düster und groß das Fensterkreuz, das einzige deutlich Sichtbare in der Luft. An den Fenstern ein leises — leises zitterndes Klingen von dem Winde, der atmend darüber hinging; ein frostigkühler Hauch kam zuweilen von dort herüber und ein Knistern lief über die Dielen und ich schauerte leise unter der Berührung des herbstlich gewordenen Maienabends zusammen. Es war in dieser Stille, in dieser Dunkelheit und in dieser Kühle etwas von jenem novemberlichen Wesen, das so tiefe Wehmut und Trauer erweckt, Schatten der Vergangenheit in grauen Nebeln langsam heraufsteigen läßt, Erinnerungen an weingoldene Stunden, die unwiederbringlich verloren, in Haß endeten, an lustiges helles Lachen, das zu wilden Thränen ward, an lebendige rotglühende Lippen, die längst vermodert sind und an trunkene Küsse und Umarmungen, deren man nur noch mit Qual und mit Reue gedenkt.

Da glaubte ich zu merken, daß sie weinte. Ich sah keine Thränen und fühlte auch keine solche und ich hörte nichts von Weinen, dennoch wußte ich, daß ihre Augen naß geworden und ein schmerzvolles Erinnern sie bekümmerte. Und als ich in sie drang, mit tausend zärtlichen Worten, als ich sie immer wieder an mich drückte und tröstend ihr zuredete, da erzählte sie mir die Geschichte ihrer ersten heißen Jugendliebe, welche wie ein glühendes Liebesgedicht anhub, in dem der Frühling leuchtet und junge Rosen erblühen, und wie eine burleske Tragikomödie endete.

Sie war siebzehn Jahr alt und litt damals besonders viel an allerhand krankhaften Zuständen. Häufig sah sie sich von phantastischen Visionen umgeben und glaubte sich durch Wolken der Erde entzogen in wunderbare Fernen hinausversetzt; von geheimnißvollen Gestalten umdrängt, welche doch etwas furchtbar Wirkliches an sich hatten, hörte sie Worte, Mahnungen und Prophezeihungen, Worte mehr gesungen als geredet, getragen von einer wunderlich berauschenden, weichlich wollüstigen Musik, die etwas unendlich Zartes und doch feurig Glänzendes an sich hatte, wie die Farbe der Lilien; und alles um sie her ward in dieser Zeit zu so klaren verschwommenen Bildern und zu so wildzarter Musik, zu dunkelglühenden Farben, purpurnen Flammen, goldenen Strahlen und magischblauen Lichtspiegelungen, zu rhythmisch schönen Klängen, bald phantastisch rot und bluttrunken wie der Schrei einer Trompete, bald melancholisch süßem Seufzen und Klagen von Geigen und Flöten. Ein vollkommenes Traumleben war es, was sie führte und der Wille in ihr schwach und ohne Halt; er bestand nur noch als Sehnsucht gebrochen in ihrer Seele, als ein brennendes Gefühl in ihren Eingeweiden, als ein dumpfes Verlangen nach Unbekanntem, Unsagbarem, als ein wollüstiges Phantasieren und dunkles trauriges Weinen.

All diese Stimmung, all diese Sehnsucht hatte sich dann jäh über Nacht verwandelt und war zu einem berauschten Liebesgefühl geworden, zu einem überwilden Verlangen, das wie ein Samenkorn in den Wind geworfen ist; wohin

es der Zufall treibt, wo es gerade niederfällt, gräbt es sich in die lockere Erde ein und gestaltet sich zu Blüte und Frucht. Der erste Mann, welcher ihr in dieser Zeit eben in den Weg kam, den sie sah und kennen lernte, hatte auch schon ihre Seele gewonnen. Das Zerrissene seines Wesens, das nicht Alltägliche seiner Natur, die wüste Romantik geistigen Zigeunertums, welche ihn umgab, zogen Lacryma mehr an, als daß es sie abstieß. In einem düsterhageren, von Leidenschaften und Erfahrungen verwüsteten Gesicht, das noch immer von einer letzten wildcharakteristischen bronzenen Schönheit glühte, brannten halberloschene Augen zuweilen in altem Feuer auf. Ueber seiner Vergangenheit lag ein undurchdringlicher Schleier. Aber sicherlich verhüllte er ein Leben voll alles übersliegender Hoffnungen und jämmerlichster Enttäuschungen, voller Pralereien und Demütigungen, voller Thorheiten und Erhabenheiten; dunkel und undurchdringlich lag er über Stunden bacchantischen Genießens und verzehrenden peinlichen Schuldbewußtseins. Und ebenso oft wie er geliebt und bewundert, war dieser Mann auch gehaßt und verachtet worden. Er war einer von den Fertigen, welche den Wein des Lebens bis auf den letzten Rest ausgetrunken haben und nur das leere Glas noch in den Händen halten, in jeder Stunde bereit, auch dieses gleichgültig, übersatt, wunschlos und hoffnungslos, am nächsten Stein zu zerschlagen.

Ihre verlangende Sehnsucht und Liebe sah nur das Feuer seiner Seele und ahnte nicht, daß es nur ein letztes Lohen und Flackern war, und ahnte auch nicht, daß sie wohl liebte, er aber längst die Kraft und Lust dazu verloren hatte und mit halb cynischer Freude ihre Werbungen duldete. Dennoch war sie so von Leidenschaft hingerissen, daß sie zuletzt mit ihm entfloh, unbekümmert darum, wohin sie der Weg führen würde.

In dem Augenblick aber, da er sie zum ersten Male nach der Trauung küßte, und Lacryma plötzlich seine Augen nahe vor sich sah, mit einem abwesenden zerstörten Ausdruck, von einer fast tierischen Glut, fühlte sie sich von einem qualvollen Angstgefühl durchdrungen und es bemächtigte sich ihrer eine unbeschreibliche Furcht vor der Stunde, da sie sich ihm völlig hingeben sollte. Es war etwas Unbekanntes und Unfaßbares, was ihr die Nacht bringen sollte. Und gerade das Unbekannte flößte ihr Grauen ein.

Mit ihrer Phantasie hatte sie wohl dann und wann das Geheimniß zu durchdringen gesucht; aber vergeblich. Im letzten Augenblicke scheute sie, immer wieder übermannt von dem Gefühle eines leisen Ekels, vor den erregten Träumen ihrer Einbildungskraft zurück, und es blieb ihr nur eine qualvolle sinnliche Erregung, ein zitterndes Verlangen zurück, und sonst nichts als Furcht und schmerzliches Bangen, vor allem aber ein Empfinden verletzter Scham. Allein und einsam errötete sie doch tief über die Bilder, die sie in sich und nur für sich heraufführte, und ein fernes Ahnen überkam sie von der Unfreiheit, die in all dem lag, von der Mißhandlung und Zerstörung ihres Ichs. Sie fühlte dunkel, ohne sich denkend darüber klar zu werden, daß jene Nacht sie zu einer Sklavin machen würde, wie alle in ihr zu Sklaven und Sklavinnen werden, daß sie der herrischen Gewalt eines Anderen Seele und Leib dann ausliefern müsse; und ihre Scham war vielleicht nichts als ein unbewußtes Grauen vor der Natur, welche mit tausend Streichen den Menschen fühlen läßt, daß sein Stolz und sein Glauben, ein Ich zu sein, aus leeren Einbildungen nur hervorgehen.

In einem kleinen schmutzigen Gasthof war das flüchtige Paar eingekehrt. Alles stieß sie hier ab, sie ekelte sich ebenso vor der dumpfen erstickenden Luft in den Räumen, wie vor dem Essen und Trinken, während er sich dafür um so freier als in gewohnten Verhältnissen bewegte.

Dann kam zuletzt die Stunde, wo sie allein waren. Und da schien er ihr plötzlich ein ganz Fremder geworden zu sein, unter dessen Berührung sie, wie vor etwas Feindlichem und Ekelhaften zusammenzuckte. Tötliche Scham und tiefe Angst überfielen sie, sich ihm hinzugeben, und plötzlich hatte sie sich von ihm los-

gerissen und war aus dem Zimmer davongerannt. Nur noch sein lautes Lachen hörte sie hinter sich, ein lustiges übermütiges Lachen; sie aber lief mit einem Gefühl, als wäre sie dem Tode entronnen, leer all der Liebe, die sie bis dahin empfunden hatte, in die Nacht hinaus, nur erfüllt von dem einen Gedanken, diesen Mann nie wiederzusehen, der für sie alles Widerliche, alles Häßliche verkörperte, vor dem ihr Herz sich zusammenzog. . . .

Und mit ängstlichen, fragenden Blicken starrte auch Lacryma mich jetzt an, mit Blicken, in denen etwas von jenem Widerwillen von neuem emporstieg, und dunkelrot im Gesicht, faßte sie meine Hand, drückte sie an ihr Herz und bat mit stockender Stimme:

„Nie wirst Du das von mir verlangen . . . das nicht . . . Niemals, niemals."

* * *

In jenen Tagen fühlte ich kaum das Seltsame unserer Liebe, und alles was Lacryma that, schien mir einzig richtig und natürlich zu sein. Sie sprach von unserer Liebe in eigentümlich mystischen Ausdrücken, von einer Liebe der ewigen — ewigen, nie erfüllten Sehnsucht, als einem Abbild menschlichen Ringens nach immer höherer Vollkommenheit, welches nie ein Ende hat und immer sich gleich bleibt. Ich sehe sie noch immer vor mir und höre sie sprechen, mit eigentümlich klagender wunderlich tönender Stimme, die oft zu einem wirren geheimnißvollen Flüstern herabsank und etwas Unirdisches an sich hatte. Wie oft kamen nicht ihre Worte wie auswendig gelernt aus ihrem Munde hervor und als ob sie von ihr selber nicht verstanden würden, als spräche ein anderer Geist aus ihr, als der eigene. Und dann wieder lebte in dem Ton, mit dem sie etwas sagte, in der erregten Geberde, welche die Worte begleitete, ein so mächtiges starkes Selbstempfinden, daß ich zu ihr wie zu einer hingerissenen Seherin und Heiligen aufsah. Zuweilen klang ihre Rede wie ein Gedicht, das ohne festen Rhythmus und doch voller Rhythmus, voller Musik dahinströmt.

Zuletzt glaubte auch ich an diesen Triumphgesang von der Ueberwindung des Sinnlichen und Irdischen, an das Aufsteigen von der Erde in schillernde goldene Lüfte. Unsere Liebe sollte frei werden von jeder fleischlichen Begierde, nicht weil wir die Lust als etwas Niedriges und Gemeines empfanden, sondern um des Genusses der steten Ueberwindung, der Befreiung willen. Denn daß wir nicht frei waren, daß wir nach einander verlangten, mit leidenschaftlicher Glut begehrten, und doch uns zähmten und bezwangen, in dieser unausgesetzten, unendlichen Sehnsucht, fanden wir ein berauschtes wildes Glück. Wir küßten uns nicht mehr, aber saßen Hand in Hand zusammen und unsere Hände waren heiß und feucht. Wir drückten und preßten sie in einander, als sollten sie in einander wachsen und zusammen verschmelzen. Mit schwimmenden, glühenden, verzehrenden Blicken sahen wir uns an und unsere Worte waren um so brünstiger und sinnlicher. Zuweilen schreckte ich dann aus diesem wollüstig erregenden Traumleben, diesem Leben nur in Phantasieen auf. Mich durchlief es wie ein kalter Schauer und ich erschrak vor mir selber. Ein plötzliches Gefühl des Ekels vor dieser Askese stieg in mir auf, die mir die raffinirteste Wollust zu sein schien. Und ich glaubte mich von einer entnervenden Krankheit befallen, die alles in mir aufweichte und langsam sich auflösen ließ, daß ich keine Kraft mehr besaß zu denken und zu handeln, nur noch zu träumen und zu phantasieren, in Gestalten, Farben und Tönen.

Einmal wurde es zu einem Gefühl dumpfer Angst, die mir das Herz zusammenschnürte, und mit einem halberstickten Stöhnen fiel ich ihr zu Füßen, umschlang ihre Kniee in wirrer Leidenschaft und drückte mein erregtes flammendes Gesicht in ihren Schoß hinein. „Ich werde krank", stammelte ich, „ich fühle das Fieber. . . . Hilf mir . . . rette mich . . ."

Sie schauerte unter meiner Berührung zusammen und ich glaube, es war

im ersten Augenblick wie ein Schauer vor etwas Feindselig-Widerlichem, der sie befallen. Sie suchte mich von sich abzuwehren, und als ich mit meinen Augen ihr Gesicht suchte, da sah ich, wie dieses ganz blaß war und einen halb verzerrten Ausdruck angenommen hatte, einen Ausdruck der Angst, der Pein, des Unerwarteten, in den sich etwas wie Geringschätzung und Verachtung hineinmischte. In ihrem Auge lag ein kaltes erstarrtes Licht, wie ich es sonst noch nie bei ihr gesehen.

Und unter dem Blick dieses Auges erfaßte mich plötzlich ein Gefühl der Scham und ich kam mir schrecklich klein vor, daß ich mich von meinem tierischen Empfinden so hatte hinreißen lassen. Eine tiefe Verwirrung bemächtigte sich meiner, wie der Seele eines armen Adepten, der beim ersten Eintritt in die dunklen Geheimnisse einer neuen Religion, erschreckt zurückbebt vor dem Neuen, das sie von ihm fordert, und in dem Augenblick, da er zu triumphieren gedachte, in eine Sünde sich verstrickt, welche ihn auf immer von der ersehnten Gemeinschaft mit den Heiligen ausschließt.

Ich mochte nicht aufstehen und blieb liegen, das Gesicht in ihren Schoß gedrückt. Aber ohne die leidenschaftliche Aufregung von vorhin, mehr in einem Gefühl der Schwäche und Hülflosigkeit, wie ein Kind, das im Schoß der Mutter Schutz sucht. Ruhig lag ich, an ihre Kniee geschmiegt ... und nach einer Weile verspürte ich, wie sie ganz sacht ... ganz leise mit der Hand nach mir tastete und dann zärtlich, sanft und beruhigend über mein Haar hinstreichelte. Ich fühlte diese weiche Hand warm wie eine laue Welle sommerlicher Luft über mich dahinfließen und verfiel in einen Zustand halben Schlafes, träumerischer Ruhe und einer sachten Verwirrtheit, in welchen ihre Worte wie aus fernen Höhen herniedersanken, einförmig, wie das stumme Fallen von Regentropfen, wie Regentropfen auf meine Seele niedersanken, gleich den vereinzelten Worten und Klängen eines mütterlichen Wiegenliedes. In ihrer Stimme lag ein Ton, als fügte sie jedem Satze hinzu: „Sei ruhig ... Sei ruhig ...“ und unaufhörlich klang dieses mir im Ohre wieder, obwohl es nie ausgesprochen wurde, gleichwie eine Musik, die ihre Rede begleitete: „Sei ruhig ...“

„Wir werden uns ewig, ewig lieben“, hörte ich sie zu mir sagen. „Immer neu und jung wird unsere Liebe zu einander sein und nie verlöschen und versinken in dumpfer Gewohnheit und Alltäglichkeit. Sieh, alle Liebe ist ein Heimweh, ein Herausgerissensein aus dem Gewohnten und Gewöhnlichen, ein Verlangen zurück und doch auch ein Verlangen nach vorwärts, von einer wilden Kraft, daß wir nicht in dem ewig Gestrigen ersticken, daß wir neue Länder aufsuchen, dunkle unerforschte Meere durchfahren. ... Es ist ein Leiden voller Glück und von unaussprechlicher Seligkeit. Und in der Pein und Qual, die Du empfindest, ruhen die Wurzeln einer doppelten Freude und Lust.

„Wir lieben nur, wenn wir Sehnsucht empfinden, in Sehnsucht uns verzehren. Nur das lieben wir, was über uns zu schweben scheint, von dem wir glauben, daß es uns zu erhöhen vermag und um das wir uns von anderen beneidet sehen. Alle Liebe ist ein Verlangen, schöner zu blühen, neue frische Blumen und Blätter anzusetzen.

„Nur das Unerreichbare lieben wir und nur so lange es uns unerreichbar ist.

„Meine Liebe zu Dir ist groß und mächtig und umspannt die ganze Welt. Alles, was in mir an Sehnsucht lebt, was ich träume, was ich in glänzenden Bildern vor mir sehe, liegt eingeschlossen in der Liebe zu Dir. Ich liege in goldenen Wolken und starre mit trunkenen verzückten Augen in die nahe Sonnenglut. Ich fühle Dich nahe und Du bist doch so ferne. Ich möchte Dich an mich reißen und an meinen geöffneten Busen pressen, Deine glühenden Küsse auf meinem nackten Herzen fühlen, und bin doch glücklich, daß ich nur aus der Weite die Arme verlangend nach Dir ausstrecken darf, knieend zu Dir herübersehe, umglüht von dem fernen Licht und der Wärme Deiner großen und reinen Liebe. Und ob ich nach Dir verlange oder nach den beglückenden Umarmungen eines Gottes,

welcher mit den Strahlen der Sonne in mich eindringt und alles in meinem dunkelsten Innern auf einmal durchleuchtet und erhellt, ob ich nach einem Gotte strebe, oder nach Glück, Lust, Seligkeit, nach der Liebe zur Menschheit oder nach der Liebe zu Dir: das alles ist ein und dasselbe, denn das alles ist Verlangen, Liebe, Sehnsucht, ewig ungestillte Sehnsucht nach dem Unerreichbaren. Träume ich von Dir, so träume ich von jenem großen Wunderlande, dem Lande unseres Heimwehs und unserer Ruhe, wo die Völker ungetrennt bei einander wohnen und wo es keine Knechte mehr giebt und keine Herren, keine Richter und Gerichteten, keine Heiden und keine Heiligen; wo wir von keiner Schuld und keiner Sünde mehr wissen, noch von Gutthat und Tugend, — von dem Lande der Freiheit und Gerechtigkeit. Ich gehe mit Dir durch den weiten, in allen seinen Straßen und Gassen aufgeschlossenen Weltraum, am Orion vorüber und am Polarstern, dort beleuchtet von der Feuerglut neu sich gebärender Erden, hier in der erstarrten Finsternis des Todes, und weiß und kenne alles, die Lösung jedes Rätsels und großen Geheimnisses, nun wirklich ein Gott und Herrscher über die ganze Schöpfung. Alles ist Sehnsucht und in der Sehnsucht ist alles mein. . . ."

Und während sie so sprach, fühlte ich meine Seele von einem gleichen Verlangen durchschauert, welches in ihr so groß und mächtig lebte, von einer Liebe, die nie Erfüllung findet und darum nie abstirbt und alles umspannt, was das Menschenherz an Sehnsucht und Freuden einschließt.

* * *

„Fliege mit mir", sagte Lacryma, „fliege mit mir empor."

Und sie preßte ihre Lippen an mein Herz und umschlang mit ihren schlanken mageren und entblößten Armen meinen Leib. Ihr Gesicht war bleich wie das einer Toten, und die Augen hatten mich kalt und gläsern angestarrt, ohne alle Bewegung, wie die einer Verstorbenen. Als etwas Lebendiges fühlte ich nur das Haar, welches aufgelöst bis auf ihre Hüften herniederhing.

Es war eine tiefe dunkle Nacht, durch welche wir langsam dahinflogen, und ringsum scholl aus den Tiefen der Finsternis ein dumpfes Klagen und Stöhnen, welches dann und wann zu einem halberstickten zitternden Aufschrei wurde, der traurig und müde dort und hier langsam wiederhallte, bis er wieder zu einem dumpfen ungehörten Wehegefühl wurde, welches durch alle Lüfte ausgegossen lag. Alles war leer und öde und verlassen in der weiten Weltwildnis, nichts konnte das geängstigte Auge von einander scheiden und sehen, und ich fühlte doch ringsum Schatten, die neben uns hergingen und an uns herandrängten, verlorene Schatten, die mir ein totschweres wahnsinniges Grauen einflößten. Einmal nur sah ich die Finsternis sich bewegen und eine fahlgelbe Hand sich hervorstrecken und mit dürren zerrissenen Fingern nach mir greifen, eine Hand voller Wut und Krankheit, die aus der Finsternis mit mattem Scheinen hervorkam und nach meinem Herzen stieß. Und gleich darauf floß es schlüpfrig kalt und feucht über mein Gesicht und ich bemerkte, daß es Blut war, was aus meinem Haar über die Stirn herabfloß, langsam und schwer, — tropfenweise, — ein Tropfen nach dem anderen.

„Fliege mit mir empor, fliege höher", sagte Lacryma, an mein Herz sich pressend.

Und allmählich erstarb um uns das bange wehklagende Seufzen und verhallte immer tiefer zu unseren Füßen. In weiter Ferne glänzte ein einsamer Stern mit magisch blauem Phosphorlichte empor und wie mit magnetischen Gewalten fühlte ich mich ergriffen und angezogen, daß ich mit hocherhobenen verlangenden Armen in dem mattfarbenen Lichtschein des Gestirnes heraufschwebend, nichts anderes empfand, als dumpfe traurige Sehnsucht, in den Glanz dieses Sternes zu versinken und auszulöschen. Als wir näher kamen, sahen wir, daß es eine stille erloschene und tote Erde war, welche von stumpfem und bleichem Scheine

umflort, tiefe Grabesruhe aushauchte. Das einzig Lebendige, ein schwarzes müdes Wasser, floß traurig langsam, fast ohne Bewegung, durch eine enge wie abgrundlose Schlucht, die ganz von grauem Dunkel erfüllt war; wir hatten dieses Wasser von unten herauf durchstiegen und es doch nur wahrgenommen als ein beklemmendes Furchtgefühl, welches sich um unsere Brust legte, wie eine zähe Masse von Schlamm und Moder, die wir schweratmend durchteilten wie eine feuchte dicke Nebelschicht. Hervortauchend aus der trägen dunklen Flut, sahen wir die Felsenschlucht hoch heraufragen, starre zerklüftete und düstere Felsenwände, durchbrochen von Höhlen und Löchern, aus denen uns beim Vorüberschweben ein frostiger Hauch schaurig anwehte ... schauriger Hauch aus leeren Gräbern und Totenhöhlen, bis wir mehr und mehr wieder in jenes fahle bleichfarbene Licht eingingen, das oben um die zerrissenen Ränder der finsteren Schlucht sich geheimnisvoll wob.

Und vor uns, und unter uns lagen, alle von dem gleichen fahlen bleichfarbenen Lichte wie von einem einzigen Leichentuche eingehüllt und umschlossen, wilde dunkle Felsen und Berge über das Land dahingeworfen, einsame Föhrenwälder aus toten Haiden hervorragend, durch welche kein Windhauch lief, wie erstarrt mitten in jäh erstarrter Luft, einsame welke Gärten, welk und verdorrt, bleichfarbene Blütengärten, deren Zweige und Ranken aufgelöst und trauernd zur Erde herniederhingen, wie die zerrissenen aufgelösten Haare von schwarzgekleideten kummerwelken Klageweibern, wie die zerrissenen Kleider jammernder verlassener Weiber. Langsam flogen wir über das Land des fahlen Novemberlichtes und der kaligrauenden erstarrten Novemberluft dahin, in denen nichts Lebendiges atmete und nur hier und da, auf totem Stein in toter Haide eine verhüllte weiße Gestalt saß, ganz in sich versunken und abgeschlossen von aller Welt, hineinbrütend in das ewig Verhüllende und Dunkle.

Und mich erfüllte diese Einsamkeit, die ruhige leidens- und schmerzenslose Trauer ringsum mit schmerzlichem Verlangen, mich verlangte es sehnsuchtsvoll, niederzusinken in das welke und verdorrte Gras der Haide und dort am erstorbenen Wege zu sitzen, das Haupt verhüllt im Schoße vergraben, und in die dunklen Falten meines Kleides hineinzubrüten, leiden- und leidenschaftslos, ruhig in unbewegter Luft und in der erstarrten Erdenstille zu sitzen ... so voller Ruhe ... so voller Ruhe, da alles Sein ein Schlafen ist und das Leben zum Tode, der Tod zum Leben geworden. ...

„Fliege höher", sagte Lacryma, ihren Mund an mein Herz pressend, und ich fühlte, wie sie eine rote Wunde mir geküßt hatte, aus welcher ein einziger Blutstropfen hervorquoll — „fliege höher", sagte sie.

Und halb mich tragend, führte sie mich aus dem bleichfarbenen Lichte der Totenwelt jäh hinfort in rote glühende Ströme, die wie Feuer an uns herniederflossen, daß unsere Gesichter wie die aufgehende Sonne weithin durch den Aether leuchteten. Und ich war erregt und wie trunken, als wenn ich Wein, Blut oder Feuer getrunken hätte, und zitterte in wildem wollüstigen Verlangen, mit den Nägeln mein Fleisch zu zerreißen, Löcher in meiner Brust aufzuthun, weite Oeffnungen, aus denen mein Blut in lachenden purpurnen Quellen hervorspringen könnte, um alle Lüfte wie ein Regen zu durchfeuchten.

Ein entzücktes Gefühl höchster Freude durchglühte meine Adern, und ich sah plötzlich die Erde wieder, mit weitgeöffneten Buchten ganz nahe neben uns auftauchen, grüne weinbelaubte Berge aus rauschender unendlicher Meeresflut sich emporhebend. ... Süßer Duft von Veilchen und mystisch leuchtenden Narzissen wehte vom Lande der laue weiche Wind herüber, und das Rauschen der Linden und Rüstern wehte herüber ... leises über dem tiefblauen Wasser verhallendes Lachen und die Klänge einer neuen Musik, in denen die paradiesische Lebensquelle rann, erzählend und plaudernd von einer Lust und einer seligen Freude, von berauschten Stunden eines unendlichen Glückes, das wie ein Licht von der Erde emporleuchtete. Ein goldenes Licht leuchtete von der Erde empor, durchwoben von

Rosenglut, vom weißen Schein der Lilien und von der grünen Pracht der Palmen, und langsam wandelten am Meeresstrande die Menschen dahin, oder sie lagen in eleusinischen Lauben, zeugender Liebe froh, erlöst von aller Last, unter denen sie in fernen Jahrtausenden todeswund rangen, als noch Einer dem Anderen sein Joch auf die Schulter legte, und erlöst von der Furcht vor dem Sterben.

„Fliege höher", sagte Lacryma, „fliege höher."

Und es schossen die Sterne an uns vorüber, und wir fuhren die Milchstraße hinab, und die Gestirne waren nichts mehr als leuchtende Wiesenblumen, die neben uns aus grünem Grase rot, blau und weiß hervorblühten, und sie tanzten wie bunte Libellen und Schmetterlinge vor uns im weißen Glanze der Luft. . . . Wie ein feiner glitzernder Goldschmuck, besetzt mit sieben blankfarbigen weißen Diamanten, funkelten die Plejaden in meinem Haar, der Gürtel des Orion schlang sich als goldener Reifen um meine Hüften, und der Polarstern funkelte als Spange auf meinem Schuh. Der Aether rann durch meine Adern als Blutstrom, und mein Herz flammte als die alles erleuchtende Sonne durch den rings erschlossenen Weltraum.

Allein stand ich und schwebte ich in weißem schneeigem Glanze, nichts ringsum als dieser weiße Glanz und ich.

Nur eine Stimme . . . eine lockende Stimme sah ich über mir schweben . . .

Und weiter . . . weiter verlor sie sich von mir fort.

Immer noch höher stieg sie . . .

Und aus weiten unendlichen Fernen tönte es zuletzt noch einmal, sanft — träumerisch verhallend, „Fliege höher — — fliege höher!"

* * *

Als dann später der Sommer gekommen war, zogen wir aufs Land hinaus, wo wir eine kleine Wohnung in einem abgelegenen stillen Hause gefunden hatten. Recht in märkischer Einsamkeit, rings von der „Heide" umgeben, graugrünen Kiefernwäldern, durchschnitten von tiefsandigen Fahrwegen; der Waldboden bedeckt mit Heidel- und Erdbeerkraut, rotem Thymian und schwankenden Skabiosen, — dunkle Wachholdersträucher überall. Aber das Beste war der See, fast vor der Thür und fast unter den Fenstern, mit seiner ruhigen, einförmigen Musik, die des Nachts noch erhabener in meine Träume hineinrauschte, als am Tage, mit seinem stets wechselnden Licht und immer neuen Farben, all seinen Spiegelungen und mit seiner ewigen zitternden Bewegung. Stundenlang konnten Lacryma und ich auf das Wasser hinausstarren, wenn es in der ersten Morgenfrühe aus grauem schleppenden Nebel auftauchte, wenn es in der heißen Mittagssonne, wie ein silbernes, mit weißen Diamanten besätes Feld funkelte und blitzte, oder getaucht in die purpurnen, orangeroten und tiefvioletten Farben des abendlichen Himmels erglühte.

Hier in der Einsamkeit, wo uns nichts aus unseren phantastischen Träumen aufweckte, kein Weltstadtlärm zerstreuend in sie hereindrang, schlossen wir uns noch enger aneinander an. Fast immer waren wir des Tags über zusammen, und diese größere Nähe machte uns vertraulich genug, daß wir uns mehr gehen ließen als sonst. Das Krankhafte ihres ganzen Wesens schien manchmal völlig geschwunden zu sein, und ich sah, daß sie zuweilen ganz einfach hausmütterlich zu reden und zu handeln wußte. Und nach und nach fühlte ich wieder eine jähe Erregung in mir, ein Verlangen nach ihren Umarmungen und Küssen, wie ich es in den letzten Wochen gar nicht mehr verspürt hatte. Ich ertappte mich dabei, wie ich die Linien ihrer Gestalt verfolgte und die sanften Bewegungen ihres Busens, und mehr als einmal wurde diese Erregung von neuem zu einem Gefühl qualvoller Angst.

Es kamen Tage, in denen Lacryma plötzlich anfing, mir scheu aus dem Wege zu gehen. Sie schloß sich allein in ihrem Zimmer ab oder machte einsame Spaziergänge in die Heide hinein, nachdem sie fast schroff meine Begleitung abge-

wehrt hatte. Ein anderes Mal bemerkte ich, wie sie heimlich ihr Auge auf mir ruhen ließ und mich lange und aufmerksam beobachtete. Sah ich dann plötzlich auf, so geriet sie in eine tiefe Verwirrung, und eine dunkle Röte überzog ihr Gesicht. Wie erschrocken starrte sie mich mit flimmernden, unsicheren Augen an, in denen sich ein geheimes Verlangen aussprach, das ich mir nicht zu deuten wußte, . . gleich als wollte sie eine Last von ihrer Seele sich abschütteln.

* * *

Ich stehe am Strande und blicke auf den See hinaus, in die weißglühenden heißen und blendenden Mittagswellen; selbst von dem Wasser herüber kommt kein Hauch der Kühle, und in der erstickenden Sonnenglut ringsum scheint auch das Wasser mit Siedehitze angefüllt zu sein. Sonnenglut überall . . die fast wie Schnee ausgebreitet liegt.

Unbeweglich stehen auf den nächsten Höhen, die um das Wasser sich ziehen, düster und schwarz im grellen Lichte des Tages die schwülatmenden Föhren, und die ganze Luft ist voll von dem schweren würzigen Duft der Nadel und des in der Hitze fließenden Baumharzes, voll von dem Geruch nach Holz und verdunstendem Wasser.

Fast kahl steigen die sandigen Höhen zum Wasser herab, und nur hier und da breitet sich ein staubiger Flecken, bestanden mit hartem Grase, aus, steigt ein Wachholderbusch in die Höhe und hat eine verkrüppelte Kiefer in der dürren Erde Wurzel geschlagen. Aus weißgelbem Sande wachsen sie hervor, der in der Glut des Sommers fast weiß wie Schnee aussieht und mit all seinen Millionen feinen Krystallchen wie frischgefallener Schnee flimmert und blitzt; Muschelschalen und Kieselsteine liegen überall umher.

Mittagsruhe, — einförmiges, verschlafenes, ganz leises Rauschen der Wogen. Nichts Lebendiges sonst. Nirgendwo ein Segel. Müde rieselt das Wasser um die spärlichen olzreste eines großen Lastkahnes. Nur der letzte Teil des Hinterrumpfes hat sich noch erhalten und ragt ein wenig über die Wellen weg. Vorn spült das Wasser über die Trümmer fort, und durch allerhand Ritzen und Spalten rieselt es in feinen dünnen Strahlen von oben in die verfallenden Bretter hinein. Es ist immer dasselbe, ein einförmiges Fließen und leises Tönen, ein unaufhörliches Geflimmer hier unten und dort oben, im Wasser, in der Luft und am Himmel, . . ein ewiges Getriebensein, ruhelos und doch von dumpfer, schrecklicher Ruhe, ein Leben, das kein Leben ist, ein langer Traum durch die Jahrtausende.

Ich starre in den See hinaus, in den weißen Dunst, den die Glut in der Ferne erzeugt, in das Auf und Ab des funkelnden Wassers mit seinen schwellenden Wellen . . . Es hat etwas geheimnisvoll wild Lockendes an sich, in sehnsüchtigem Empor und scheuem Zurückweichen schwankt das helle Wasser auf und nieder, und auf einmal verspüre ich einen Stich in meiner Brust, und der Atem scheint mir plötzlich zu versagen. Ein feuriges Empfinden rieselt durch meine Glieder und doch fröstle ich dabei. Das Herz fängt stürmisch an zu klopfen, daß ich sein dumpfes Pochen zu hören glaube.

Schwer und unruhig atmend, mit dem Gefühl der tiefsten Angst und voller Beklemmung starre ich in den See hinaus. Vor meinen Augen fließen allerhand wirre, feurigflimmernde Fünkchen vorüber, wie unter dem Mikroskop Infusorien durch einen Wassertropfen hingleiten, und mir ist's, als wenn ein Schleier über mein Gehirn sich ausbreitete. In dem hellen glänzenden Wasser bewegt es sich plötzlich auf und nieder, ein weißer Arm hebt sich über die Flut herauf, eine schimmernde Schulter taucht eben empor und verschwindet wieder, und dann sehe ich auf einmal hier und da verlangende, lockende Augen auf mich gerichtet. Mit halbem Leibe steigen die Nixen aus der Flut herauf und andere treiben lässig schwimmend, versunken im Wasser, getragen von den Wellen langsam auf

und nieder; das Wasser spielt um schwellende junge Brüste und funkelt und flimmert von weißglänzenden Nacken herab . . . Langsam steigt die Gestalt höher und höher empor . .

Mitten in der weißen Glut der Sonne, über den Wellen, die über ihren Fuß hinspülen, seh ich Lacryma schweben, fern und doch ganz nahe, daß ich sie glaube fassen zu können, völlig nackt, mit reinem schimmernden Leibe, die feingeschwungenen Hüften glänzend wie Elfenbein, die Brüste mir entgegenbiegend . .

Und dumpf stöhne ich auf in angstvollem Verlangen. — — —

Wie ein Berauschter ging ich an jenem Tage den Heimweg zurück, fiebrisch erhitzt und mit glühendem Gesicht, immer dieses Bild meiner Phantasie vor den Augen, die feinen Linien und schlanken Formen ihres hüllenlosen Körpers, . . die ganze Gestalt weiß wie das keusche Rein der geheimnisvoll duftenden Narzisse . . .

Und auf einmal sah ich sie selber durch den Kiefernwald mir entgegen kommen, mit schnellen Schritten und hörte sie schon aus der Ferne mir zurufen. Ringsum tiefe Einsamkeit und verschlafene Stille, nur einmal durch das laute Schnarren einer großen Grille unterbrochen, die mein Fuß aufgetrieben hatte und die nun im Fluge aussah, wie ein rotglühender Schmetterling. Quer durch die Wachholderbüsche kam Lacryma auf mich zugegangen und streckte mir, nahe gekommen, beide Hände entgegen . . Auch ihre Wangen brannten von der Hitze des Tages und der Erregung des Gehens. Und ich nahm in ihrem Auge plötzlich eine seltsame flackernde Glut wahr, wie ich sie bisher bei ihr noch nicht gesehen hatte, . . . einen wilden, verschwommenen, feuchten Glanz. Sie fiel fast in meine Arme und lag schwer an meiner Brust, wie ohne eigene Kraft, als wollte sie sich von mir aufheben und tragen lassen. Ihr Gesicht preßte sie leidenschaftlich und fest an meine Brust, wie sie es noch nie gethan, drückte mir die Hände, daß sie schmerzten, und leise mit einem jauchzenden Tone hörte ich sie sagen: „Endlich! Endlich!“

Und dann umschlang sie mit beiden Armen meinen Nacken und bedeckte meinen Hals, mein Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen, mit Küssen einer bakchantischen sinnlichen Glut, welche sich in den Anderen hineinzugraben scheinen. Auf einmal fühlte ich dabei einen scharfen Schmerz, daß ich im ersten Augenblick leise aufschrie, instinktiv mich von ihr loszumachen suchte.

Sie sah mich mit lachenden Augen an:

„Thut das bischen schon weh?“

Ich fühlte, wie mir das Blut warm vom Ohre floß, in welches sie mit aller Kraft hineingebissen hatte.

„Das ist mein Recht, . . . das kann ich thun, so viel ich will,“ lachte sie noch einmal übermütig auf, daß ich ihre weißen Zähne blitzen sah. Sie war anders als sonst, und wie völlig umgewandelt.

* * *

Mitten in der Nacht aus leichtem Traum wachte ich langsam auf. . . . Ich glaube, ich lächelte noch vor mich hin, halb noch umfangen von dem weichen Schauer und dem sanften Licht meiner Traumesphantasie. Die matte Wärme der Glieder, ein kühler Windhauch, der über meine Stirn atmend hinlief . . . ein ganz feines, feines Klingen zitternder Nerven und das Nachgefühl jenes vollkommenen ungetrübten Glückes, das ich im Schlafe genossen hatte, alles dieses strömte und rieselte ineinander und wurde zur Stimmung in meinem Innern, zu einer matten goldenen Farbe, zu sanfter Heiterkeit und unendlicher Behaglichkeit. Ich fühlte mich noch getragen von jenem zarten Gewölk, das sanft und rein leuchtete, wie die Farbe der Maienglöckchen und mich im Traume emporgehoben hatte, von der Erde emporgehoben und mich dann langsam in eine immer hellere Luft aufwärts trug, welche von kühlem morgigem Lichte silbrig flimmerte. Aus meinen Gliedern

selber war alle Last gewichen und alle Schwere, und der Körper schien nur noch ein Atem, ein Hauch zu sein, ein Gebilde aus leichtestem Duft. Wie auf weichem Flaum lag ich, und nach würzigem Reseda duftete der Aether, in dem ich dahinschwamm, duftete das glänzende Gewölk. Erhaben über alles und mächtig, von wunderbarer Siegesfreude und glücklichstem Stolze durchdrungen, schwebte ich über der tiefliegenden Erde dahin, denn unter mir sah ich Menschen, immer neue über die grünenden Wiesen und Felder herbeieilen und voller Verwunderung, voller Neid und dann voll sehnsüchtigen Verlangens zu mir trauernd hinaufschauen. ... Vor mir aber, höher noch als ich, umwoben von einem grünlichen Lichte, das hell schimmerte wie junger Wein in sonnenbeschienenem Römer und mich wunderbar verlockte, wiegte sich, gleich einer Blüte auf dem Wasser, die Gestalt Lacrymas; sie hatte ihre entblößten Arme nach mir herüber ausgebreitet und ihre brennenden Augen schwammen in den meinen und sie hielt das Haupt halb zurück, halb zur Seite hingebogen, die Lippen ein wenig geöffnet, wie voll Verlangens ... voller Sehnsucht. ... Da mit einem Male ging ein Licht von ihr aus, das jäh zu einer furchtbaren Helligkeit anwuchs und dann plötzlich in wilden schrecklichen Blitzen auseinandersprühte und mich mit Feuer umhüllte. ...

Langsam wachte ich aus meinem Traume auf. ...

An den Fensterscheiben flimmerte das Mondlicht mit fahlem milchigem Schein, und der Boden des Zimmers glänzte weiß, wie mit Frühreif überzogen. Dort ganz oben jedoch, am Rande der einen Scheibe, sah ich vom Bette aus ein Stück des schwarzblauen Himmels, das mit Sternen bedeckt war, und als ich längere Zeit darauf hinblickte, da hatte sich von jedem der Sterne aus ein spinnwebdünner goldener Faden durch die Luft und die Dunkelheit gesponnen, bis zu mir herüber und tief in mein Auge hinein. ...

Wie es dann gekommen, weiß ich nicht. War ich wieder eingeschlafen ... aber doch glaubte ich fortwährend diesen zarten goldenen Lichtfaden gesehen zu haben und allerhand träumerische Gedanken hatte ich mit ihm verponnen. ...

Plötzlich stand mitten in der Stube, mitten im Schein des Mondes eine weiße Gestalt, wie mit einem Male aus dem hellen Duft und dem Lichte hervorgewachsen und als ob der Glanz und der Schimmer sich zu dieser Gestalt verdichtet hätten. Die schneeige Farbe des Kleides, bestimmert von den schneeigen Tönen des Mondlichtes, verschwamm mit diesen zu einem duftigen nebligen Schein, Licht und Gewand flossen weich in einander über, wie aus gleichem Stoff gebildet; die harten Linien des Körpers schienen aufgelöst zu sein und das gab der Gestalt etwas Unirdisches, Schwebendes, aus Luft Gewobenes. ...

Unbeweglich stand sie da, das mattbleiche Antlitz gerade mir zugewendet und mit schlaff herabhängenden Armen. Wie man es oft bei Toten erblickt, sah ich zwischen den etwas verzerrten Lippen die weißen Zähne schimmern, welche wie krampfhaft in die Unterlippe gedrückt waren, die Lippen selber aber schienen ganz ohne Farbe zu sein. Auch waren die Augen nur halb geschlossen, doch völlig starr und glanzlos, soweit ich das alles in der halben Helle des Zimmers unterscheiden konnte.

Ich fühlte mich noch völlig von meinen Träumen umfangen und, was ich da sah, hatte weder etwas Wunderbares für mich, noch erregte es mir das zitternde Grauen abergläubischer Furcht. Jene verlangende Sehnsucht und süße Wollust, das heitere Glücksempfinden und der Genuß behaglicher Ruhe, alles was ich, schwebend auf meinen Wolken, heimlich empfunden hatte, wallte noch einmal stärker empor und wurde zu einem leisen leidenschaftlichen Worte: Lacryma.

Nach einer Weile löste sich dann die Starrheit ihrer Glieder, und ein Atem des Lebens bewegte ihre Brust; wie ein verhaltener kaum gehauchter Seufzer kam es auch von ihrem Munde, gleichsam der fernste Wiederhall meiner Stimme, und zugleich hob sie die Arme etwas empor und kam langsam — langsam auf mich zu, geräuschlos und wie schwebend, indem sie ganz sanft sich, wie im Traume,

hin- und herwiegte ... gleich einer weißen Seerose, die auf kaum bewegtem Wasser ruht.

Hart vor meinem Bette blieb sie stehen, noch immer mit halbgeöffneten leblosen Augen, die geradeaus blickten, wie in das Endlose und Unwirkliche hinaus. Nur in dem Innern ihrer Seele schien es heftiger zu kämpfen und zu ringen; es malte sich im Ausdruck des Gesichtes ab, das wie von Furcht erfüllt schien und schweigendem tiefem Bangen, aber auch von jenem leidenschaftlich erwartungsvollen Ausdruck, den ich schon so oft bei ihr gesehen hatte, als wenn sie der Lösung eines großen Geheimnisses entgegensähe, und als ob sich im nächsten Augenblick der dunkle Riesenschleier zerteilen würde, der uns das letzte Wesen der Welt und unseres Daseins verhüllt. Zu widerstreben schien sie und von einer unüberwindlichen Kraft sich mächtig angezogen zu fühlen. ... Den Oberkörper beugte sie zurück und hob einmal die Arme empor, daß sie wagerecht vom Körper abstanden, wie sie auch die Hände flach aufrichtete. ... Dabei zitterte ihre ganze Gestalt und dann und wann rann ein heftigerer Schauer durch ihre Glieder ... bis auf einmal der Krampf verschwand und sie gleichsam überwunden von jener Kraft, die sie anzog, hingegeben ihrer Sehnsucht, schwach und willenlos geworden schien.

Langsam lösten sich in ihrem Antlitz die Linien der Furcht auf, und dafür kam etwas Schlaffes und Kraftloses zum Ausdruck, und auch aus dem ganzen Körper wich das Straffe und Gespannte, er sank gleichsam in sich zusammen, und wie eine weichere Anmut, zärtlichere Hingabe breitete es sich über ihn aus.

Auf den Rand des Bettes glitt sie nieder und sah mich mit den halboffenen Augen still und ruhig an, als wenn sie mich vollkommen deutlich wahrnähme, trotzdem nichts Lebendiges in dem Blick wohnte.

„Willi ...“ flüsterte sie dann wie im Schlafe mit verlorener Stimme ... „Liebster ... Liebster ...“ und sie streichelte sanft mit der rechten Hand über mein Haar, sanft und sacht, wie eine Mutter das Haar ihres Kindes zärtlich streichelt.

Ueber meine Seele aber spann sich mit ihrer Nähe ein tiefer geheimnisvoller Zauber aus, eine traumhafte Verworrenheit, in welcher ringsum alles zu Schatten und unkörperlichem Wesen sich verfeinerte. Nicht sah ich mehr Wirklichkeiten, sondern nur noch Phantasiebilder um mich, und ich selber fühlte mich entrückt und hinaus- ehoben in eine Gestaltenwelt, die nur für das innere Auge lebt und sich bewegt Traumhaft war mir zu Mute, traumhaft und verworren ... alles aufgelöst in unsinnliche Sinnlichkeit, und ich konnte nur noch empfinden, schauen und aufnehmen, schauen, wie im Schlafe, wenn Bilder ohne Ordnung und Zusammenhang kommen und vorüberziehen. Ein Gefühl völliger Ruhe breitete sich in meiner Seele aus, einer Ruhe, die keine Leidenschaft, kein Wünschen und Begehren kannte und ganz Willenlosigkeit war, ganz schweigendes Genießen. Nur Empfinden ... nur Genießen ... Es löste sich in eine Fülle tiefer und dunkler Farben auf und verwandelte sich in ein Klingen und Singen, in durcheinanderflutende zitternde Töne, die unendlich weit ... unendlich weit ... wie von den Sternen herüberzuwehen schienen. ... Aus den Farben aber löste sich ein wunderschöner, dunkeler bräunlichgoldner Duft los, eine flimmernde und blitzende und dennoch kühlschattige Nebelfülle, wie sie sich wohl in letzter Dämmerungsstunde im Föhrenwald ausbreitet, wenn noch einmal die versinkende Sonne mit tiefgoldnem Schein die dunkelnde Luft durchleuchtet und von den rotbraunen Stämmen zurückglänzt.

Ihre Hand lag weich auf meiner Stirn und es strömte aus ihr eine beseligende Wärme in meine Glieder hinüber, die sich mehr und mehr zu einer berauschten Glut steigerte und zu dem entzückten Gefühl eines höchsten Glückes. Wie mit trunkenschwimmenden Augen sah ich zu ihr empor, die im schlafwachen Zustand am Rand meines Bettes saß. Ein loses weißes Nachtgewand fiel ihr gürtelfrei in reichen Falten bis auf die Füße, der rechte Arm aber, von dem der weite Aermel zurückgefallen, war bis über den Ellenbogen frei und blos. Er war

schlank und hager, mehr wie der Arm eines jungen sich noch entwickelnden Mädchens, als der einer Frau, doch in dieser Nacht, in der halbhellen Dunkelheit und in dem Zwielicht des Mondes, in dem die Formen weicher verschwammen, schien er mir voller und runder zu sein; er schimmerte wie Wachs und wie Elfenbein.

Ich kann mir keinen Zustand eines reineren und tieferen Empfindens vorstellen, als wie ich ruhig dalag, berührt von ihrer Hand und halb träumend, halb wachend zu ihr emporsah ... ihre weiße Gestalt in dunkelgoldnem Farbenduft scheben sah, wie das unkörperliche Bild meiner Phantasie, während mir noch immer im Ohre ihre mit kaum vernehmlicher Stimme geflüsterten Worte nachzitterten ... „Liebster! ... Liebster ...“ wie die verwehten Töne einer Musik, die aus rötlichem Abendgewölk herniedertönt. ...

In der tiefen Stille der Nacht glaubte ich dann den lauten, rhythmischen Schlag ihres Herzens zu vernehmen und das Klopfen meiner Pulse. ...

Doch war es wol nur das leise, rhythmische Auf- und Niederwogen ihres Busens, das mir diese Vorstellung erweckte, so daß was ich sah, für mich zum Hören wurde, die Empfindungen meiner Sinne zu einer einzigen zusammenrannen.

Für das Wunderliche und Seltsame ihres nächtlichen Besuches ging mir in dieser Stunde jedes Gefühl ab. Vielmehr schien er mir in meinem dämmerhaften Gedankenleben etwas ganz Natürliches an sich zu haben. Doch wagte ich nicht lauter zu atmen und auch kein Wort zu reden. Jedes laute Wort mußte sie aus ihrem Schlafe aufwecken, und eine unbestimmte dunkle Erregung in meinem Innern machte mir zu sprechen unmöglich und hielt meine Stimme völlig gefangen.

Eine Weile lang hatte sie still dagesessen, dann sah ich sie wie durch einen Schleier sich über mich niederbeugen und dann mitten in der Bewegung sich wieder mit Anstrengung aufrichten, während das Gesicht von Neuem einen starren furchtsamen Ausdruck annahm. Ein Zittern durchlief ihren Körper, als wollte sie vom Rande des Bettes aufstehen, aber sie erhob sich nicht, und nur ein stöhnender Laut, halb des Schmerzes, halb eines sehnsüchtigen Verlangens drang aus ihrem Munde heraus. Aber bald darauf beugte sie sich wieder langsam gegen mich vor und glitt über mich nieder und ... auf einmal fühlte ich ihre Lippen festgepreßt auf die meinen, lag ihr Antlitz auf meinem Antlitz, und ihr Haar auseinanderfallend breitete sich über die Kissen aus.

Sie küßte meinen Mund mit langen leidenschaftlichen fast wilden Küssen und umschlang, während sie mich küßte, mit beiden Armen meinen Hals; die Aermel hatten sich dabei zurückgeschoben, und ich fühlte die Blöße des Armes als etwas Erregendes, Glutvolles ... fühlte einen feinen Duft von Orangeblüten in der Luft ... in ihrem Haar und ihrem Kleide. ... Dann legte auch ich leise und sanft meinen Arm um ihre Schultern und so festumschlossen lagen wir eine Weile da in tiefer selbstvergessener Ruhe, sie jetzt den Mund an meinen Hals gepreßt, und ich, trinkend ihre Atemzüge und durchglüht von dem reinsten und seligsten Genusse des leidenschaftslosen wünschelosen Ruhens in ihren Armen. ...

Mählich ... ganz allmählich nur löste sich der feste Druck ihrer Arme und die Straffheit, die Gespanntheit ihrer Glieder. ... Auf einmal auch schlossen sich die halboffenen Augen, und ich empfand, wie sich die Lässigkeit und bequemliche Weichheit des natürlichen Schlafes in ihrem Körper ausbreitete. ... Sie flüsterte noch einmal mit lallender Stimme „Willi“, während der leichtgeöffnete Mund mit einem stillen Lächeln sich schmückte. ... Sacht ließ ich sie da an meine Seite niedergleiten und deckte sie vorsichtig zu. ...

Durch das geöffnete Fenster kam das Rauschen der Bäume, das einförmige Murmeln des Sees von draußen verworren an mein Ohr.

Tiefe, tiefe ruhige Frühlingsnacht — Windeswehen — in der Luft funkelnde Sterne. ...

Und hier in der Stube kämpfte das gelbliche Nachtlicht mit dem fahlblauen Schein des Mondes ... halb Helle ringsum ... halb Schatten und Dunkelheit.

Mein Auge aber hing an ihrem Antlitz, und meine Seele war voll eines heimlichen Glückes. Noch immer hielten wir uns umschlungen und meine linke Hand lag an ihrem Busen und fühlte die weiche feine Rundung der Brust, die gewölbt unter dem weißen Kleide in zarten Linien sich abzeichnete. Leise — leise hob er sich atmend auf und nieder und ich zählte die ruhigen Rhythmen dieser schönen Bewegung, und allmählich wurden sie zu lieblichen Tönen, die wie Blumenstimmen so zierlich klangen, zu heiteren Farben, und alles verlor sich dann in Schlaf und Traum. . . .

Als ich wieder aufwachte, war das Lager an meiner Seite leer. . . . Nur die Wärme ihrer Glieder war noch nicht gewichen und an den Kissen haftete noch etwas von dem Duft ihres Haares. . . .

* * *

Sie saß an dem Abhange, der zu dem Wasser hinabführte und starrte mit brennenden Augen über den See hinweg in den flimmernden Morgenhimmel. Ueber ihrem Gesicht lag wie zarter Duft der hellgrünliche lichte Schein, der von den Kiefern über ihrem Haupte herniederkam; stumm und regungslos saß sie da, die Hände im Schoße gefaltet. Der Schrei einer Wildente, welcher plötzlich in einiger Entfernung aus dem Röhricht hervordrang, ließ sie in heftigem Erschrecken zusammenfahren, und da erblickte sie auch mich, dessen Kommen sie überhört hatte, und eine dunkle Röte stieg in ihr Gesicht auf. Sie schien sich erheben zu wollen und streckte die Hände wie abwehrend gegen mich auf, richtete sich halb auf und fiel dann wieder zurück, während sie in ein trockenes krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

Dann war ich an ihrer Seite und umschlang sie mit meinen Armen — wortlos. Ich preßte sie an mich, als wollte ich sie zerdrücken. Immer von Neuem preßte ich sie so fest an meine Brust, als müßte ich mit ihr zusammenwachsen, Eins werden, zu einem Körper. Mein Blut glühte, wie in Feuer verwandelt, aus meiner Stirn drang ein heißer Schweiß, und ich fühlte meinen Atem wie eine Flamme. Erst zitterte sie und schien zu widerstreben, dann war ihr Wille gebrochen, und sie lag ganz schlaff in meinen Armen. Es war etwas unendlich Weiches in ihrem Leibe, etwas Hingegebenes, Unterworfenes, das mich wieder mit einer berauschenden Wollust erfüllte. Ueber meinem Geist und meinen Sinnen lag eine rote Trunkenheit, ein Weinrausch, ein halb Tierisches, indem ich mich nicht mehr Herr über mich selbst empfand. Alles floß aus einem wilden leidenschaftlichen Drange heraus, der nicht mehr Ich war, über mich hinauswuchs; ich kam mir wie zerflossen vor, aus der Festigkeit meines Ichs herausgehoben, halb mich noch fühlend, halb allgemeine aufgelöste Naturkraft, rohe, wilde trunkene Kraft voller Sinnlichkeit, voller Gier und tierischer Lebenslust.

Ich vergrub mein Gesicht in ihrem Haar und küßte es mit brennenden Lippen. Ich küßte ihre Stirn und ihre Augen; ich lag mit meinem Munde auf ihrem Munde lange — lange. Ich küßte den Hals, die Schultern und den Busen und preßte ihre Hände an mein Gesicht und an mein Herz. Mit meinen Armen umklammerte ich ihre Kniee und küßte sie, und zuletzt riß ich mit zitternden Händen ihr Kleid auf und vergrub mein flammendes Gesicht in ihren nackten Brüsten; ich fühlte diese erst kühl und frisch wie jungen Schnee, dann eine leise Glut und Wärme in ihnen aufsteigen, die unter meinen Küssen wuchsen. Und mit dieser Wärme aus ihren Brüsten, mit dem eigentümlichen Duft, der aus ihrem Körper drang, ganz anders, wie bei anderen Frauen, weicher, zärtlicher, kam wieder eine Seligkeit und ein Glücksgefühl über mich, eine Frohheit aller Empfindungen, die etwas Reinigendes und Verschönerndes an sich hatte, die Begierden verklärte und erhöhte.

Ich verspürte, wie ihre Seele im Verlangen mir antwortete, wie sie erst meine Küsse nur geduldet hatte und nun erwiderte. Sie preßte sich an mich und

umschlang mich fester mit den Armen; ein feuchter heißer Glanz lag in ihren Augen, und heftiger hob und senkte sich ihr Busen.

Erst nach geraumer Weile fanden wir von neuem Worte.

Ruhiger geworden saßen wir am Abhange, und ich hatte meinen linken Arm um ihre Schulter geschlungen und drückte sie an mich, daß ihr Kopf an meiner Brust lag.

Wir tranken die kühle frische Morgenstille und die tiefe Ruhe des Himmels und der Sommererde: alles so voller Schweigen, und wir hörten das leise Rinnen des Sandes, welcher von sachtem Wind bewegt den Abhang herniederrieselte.

„Nicht wahr, Du denkst nicht schlecht von mir", sagte ich mit leiseflüsternder Stimme, wie man in solchen Stunden der Liebe thut, als tausche man die merkwürdigsten Geheimnisse mit einander aus. „War es nicht Thorheit, daß wir glaubten, so nebeneinander gehen zu können — Mann und Weib? ... Und jetzt ist's mir, als wäre eine Last von meiner Seele gefallen. ... Es lag immer so dumpf und schwer auf mir, in diesen letzten Tagen vor allem. Aber jetzt bin ich glücklich ... so glücklich bin ich ... so glücklich. ... Nein, nicht immer nur sich sehnen und Sehnsucht empfinden. ... Zuletzt die Erfüllung, sie ist das Schönste von allem. ..."

„Doch nach der Erfüllung", sagte sie, und für einen Augenblick trat ein düstertrauriger Ausdruck in ihre Augen und sie starrte mit verschleiertem Blick vor sich hin. Doch dann kam es plötzlich wie eine bacchantische Gewalt über sie, und sie umschlang mich mit beiden Armen und küßte mich von Neuem auf Mund und Augen. „Ja, ich will Dein sein und Du bist mein", rief sie mit frohlachender Miene, „und ich will Dich küssen, — tausend Mal ... und alles andere ist nichts. Mein Liebster ... mein Einziger! ..."

„Heute Nacht habe ich empfunden", fuhr sie nach einer Weile fort, und sie preßte sich ganz eng an mich, während eine dunkle Röte ihr kindliches Angesicht überflutete; „ach, ich kann es Dir ja jetzt sagen ... wie in dieser Zeit immer heißer in mir das Verlangen wurde, und wenn ich mich auch schalt, ich fühlte Dich immer an meiner Seite, auch wenn Du fern warst. ... Und dann war's mir auf einmal, als küßtest Du mich. ... Oh, wie siedendheiß durchdrang es mich, und eine Glut erfüllte mich ... eine so wilde tolle Sehnsucht nach Dir. ... Heute Nacht aber, als ich mich schlafen legte, war mir's auf einmal, als lägest Du neben mir und hieltest mich umschlungen, und dann hatte ich die wunderlichsten Träume. Mir war's, als flöge ich langsam durch unendliche Weltenräume, und alles Verlangen war in mir erloschen; alles empfand ich, alles verstand ich, ich wußte alles und alles war in mir, doch ich glaubte auch ohne alles Leben zu sein, ohne Lust und Schmerz, wie ein toter Stein. ... Und als ich dann aufwachte, sah ich mich neben Dir liegen und ich kehrte zur Wirklichkeit zurück. ... Mir war's zuerst, als müßte ich auf der Stelle sterben. ... Mich erfaßte ein Ekel und ein Grauen vor mir und Dir und ich haßte Dich und mich. ... Ganz verstört lief ich in mein Zimmer und fing an zu schluchzen und zu weinen. Mir war alles so grau und öde und ich fing an, Dich zu fürchten, als wärest Du ein Mörder an mir ... und doch ... und doch ... wie liebte ich Dich ... konnte ich die Erinnerung nicht los werden, — nicht diese Sehnsucht, das Verlangen, noch einmal Dich zu küssen und in Deinen Armen zu liegen ... Und als Du dann kamst ..."

Sie sah mich mit hellen glücklichen Augen an, und aus ihrem lachenden Munde blitzten die weißen Zähne.

„Liebster — einziger Willi", rief sie und drückte mein Gesicht an ihren offenen Busen.

Und immer von Neuem wiederholten wir die alten ewigen Liebesworte: „Hast Du mich lieb?" „Wie lieb hast Du mich?" „Ich habe Dich lieb ..." „Ueber alle Maßen ... über alle Maßen ..."

Dann lagen wir eng aneinandergedrückt eine Zeit lang ausgestreckt nebeneinander im Grase. Eine ihrer Haarflechten hatte ich um meinen Hals geschlungen, und einer hatte die Arme um den Leib des anderen gelegt, und mit leuchtenden Augen, mit fröhlichem Mund starrten wir in die weißblauen Wolken und in das schimmernde Sonnenlicht hinauf.

* * *

Dieser Tag ging uns in ausgelassener Fröhlichkeit dahin, und Hand in Hand streiften wir kreuz und quer, wie ein verschlagenes heimatsloses Liebespaar durch die Wälder und Felder, hier und dort in einem der Wirthshäuser einkehrend, die am Rande der zahlreichen Seen und an den Flußufern sich aufgebaut hatten. Wir fühlten uns wie von einer Last befreit, und unsere Liebe als eine neugeborene, als wäre dies der erste Liebestag, den wir mit einander verlebten. Alles war uns frisch und neu geworden, und wir hörten nicht auf zu lachen, fielen uns immer wieder in die Arme und küßten uns. Wie Wein so klar leuchtete die Luft, wie Wein in dunkelgrünen Römern glänzte sie im grünen Schatten der Wälder und duftete von Laub und Blumen. Mitten im Farrenkraut lagen wir nebeneinander und starrten durch die wehenden Wipfel in das Gefunkel der Wolken hinein, und umschlangen uns plötzlich und lachten wieder von Neuem die alten ewigen Worte: „Hast Du mich lieb . . . Hast Du mich lieb."

Als aber die Dunkelheit heraufkam, wurde Lacryma stiller und stiller; in sich hineingekehrt schien sie sich in Gedanken weit von mir hinweg zu verlieren. Ein trüber Schatten lag über ihrem Gesicht, und mit einem hülfesuchenden fremden Ausdruck starrte sie mich, auffahrend aus ihrem Brüten, lange an und drückte krampfhaft meine Hand. Fast ganz in stummem Schweigen kehrten wir nach Hause zurück; ich bemerkte, wie sie an meinem Arme manchmal zusammenschauerte und als ob sie von Müdigkeit befallen würde. Aber ich hatte nur fröhliche Gedanken im Kopf, und dachte nur an das Kommende, als an ein großes, köstliches Fest.

* * *

Tiefe dunkle Julinacht . . . alles ertrunken in eine finstere, schwüle Luft, und fern und nah zusammengeballte, verworrene Massen, die mit der Luft formlos verschwammen . . . Schweigend standen die leeren Schatten des Fichtenwaldes, und wie erstorben lagen Feld und Acker . . . Ueberall Duft, Erd- und Blumenduft gemischt, der Geruch von Staub und Aehren, von Wiesengras, fließendem Baumharz und Fichtennadeln, — und alles das gehüllt in einen feinen — feinen Brandgeruch . . . Der Himmel eine einzige weite schwarze Fläche, von der sich nach Westen hin ein noch dunklerer Wolkenschleier schattenartig abhob; nur drüben, nach Südwesten zu, zuckte manchmal durch die Finsternis ein fahler Schein für einen Augenblick auf, das schwache Aufglimmen eines fernen Wetterleuchtens . . .

Hand in Hand waren wir in das Schlafzimmer getreten. Ich fühlte wol ihr heftiges Zittern, als ich die Thür öffnete, und auf der Schwelle war sie plötzlich halb an meine Schulter gesunken, wie von einer Schwäche überfallen, während sich ein tiefes wundes Stöhnen aus ihrer Brust hervorrang. Doch sie raffte sich auch in demselben Augenblick wieder auf und drückte fester meine Hand und sah zu mir empor, als habe sie ein Unrecht an mir gethan und als wollte sie sagen: Sieh darüber hinweg . . Sei nicht bös . . Es ist schon vorüber . . . Damals dachte ich nicht weiter darüber nach und erwiderte nur den Druck ihrer Hand, und ganz von Begierde, von Lust erfüllt, nur von einer heißen wildtrunkenen Sehnsucht nach dem Kommenden durchbebt, verspürte ich wohl, wie frostig und eiskalt ihre Hand war, achtete aber auch dessen nicht weiter — damals nicht. Jetzt aber steht alles um so lebendiger vor meiner Erinnerung.

Ich hatte ihr den Hut und das Tuch abgenommen und war an den Tisch herangetreten, um die Lampe anzuzünden, während sie mit einer fieberhaften Schnelligkeit an ihrem Kleide nestelte und mit Hast die Bluse und den Oberrock abwarf. Und zur Zeit, da ich noch mit der Lampe beschäftigt war und in der Aufregung ein Streichhölzchen nach dem andern verdarb, hatte sie sich bereits dieser Gewänder entledigt. Als sich dann das Licht mit matter, durch den roten Lampenschirm gefärbte Helle im Zimmer verbreitete und ich mich nach ihr umsah, saß sie auf dem Rande des Bettes, das Haupt bis auf die Knie herabgebeugt, wie eine Tieftrauernde — Tiefverzweifelte, die entblößten Arme am Kopf verschlungen, die linke Hand gegen die Stirn gepreßt. Mich aber rührte dieses Bild des Schmerzes und des Leidens in diesem Augenblick fast gar nicht, mich erregte nur der Anblick ihrer Gestalt, die schöne volle Rundung der bloßen Schultern und des Nackens, ich trachtete nur nach Erfüllung meiner Leidenschaft, suchte und empfand nur mein eigenes Ich, das von heißer Aufregung durchwühlt war.

Mit einem Arme umschlang ich ihren Nacken und richtete mühsam ihr Haupt empor, und preßte mein Gesicht an ihr Haar. „Lacryma!“ flüsterte ich mit heiserer und verschleierter Stimme . . . „mein Weib . . . endlich mein . . . mein — ganz . . .“

Unter meiner Berührung war sie zusammengeschauert. Sie machte sich von mir los und blickte mir ins Gesicht mit einem hilfeflehenden, . . . starren, entsetzten Ausdruck. Halb im Schatten sah er noch düsterer und qualvoller aus . . In den Augen lag ein dumpfes Totes, die Lippen waren fest aufeinandergepreßt und die Züge wie verzerrt und leblos.

Ich wollte sie an mich ziehen und sie küssen . . Wie im Rausch sah ich nicht — achtete ich nicht ihrer Abwehr . . Als ob sie sich zärtlich an mich schmiegte, umschlang ich ihre Hüfte und flüsterte noch einmal mit zitternder, erregter Stimme: „Lacryma . . . wie lieb habe ich Dich . . sei mein . . ich habe Dich lieb . .“

Da machte sie sich plötzlich heftig von mir los und stieß mich fast wie mit einer Bewegung des Abscheus zurück. Ich sah ihr Gesicht verzerrt, das Auge fast ganz vom Weißen erfüllt, halb drohend, halb von Grauen erfüllt, blickte sie mich an und zugleich war sie aufgesprungen und lief im Zimmer in großer Erregung auf und nieder. Sie preßte die Hände gegen die Stirn und drückte sie dann wieder wie im stummen Schmerz gegen die Brust, während sie vor sich hinflüsterte, was ich nicht verstehen konnte; nur einige Male rang sich ein vereinzeltes Wort lauter von ihren Lippen los.

„Ich halte es nicht aus . . o pfui . . pfui . . ich halte es nicht aus . . wie schlecht bin ich, wie verworfen . . pfui, o pfui!“

Mich hatte ihr Benehmen für den ersten Augenblick nur in Staunen versetzt. Dann verspürte ich eine halbe Erregung, Aerger, Verdrießlichkeit, Empfindlichkeit. Aber stärker als alles das: Mitleid. Sie war krank und ich hätte ihren Kopf an meine Schultern ziehen mögen und tröstend, beruhigend zu ihr sprechen, wie ein Vater zu seinem Kinde.

„Lacryma“ — sagte ich — „meine arme liebe Lacryma . . . was fehlt Dir . . . Sage mir was Dir fehlt . . . Kann ich Dir nicht helfen . . . Hast Du kein Zutrauen zu mir?“ . . .

Bei den letzten Worten hatte sie sich plötzlich mir zu Füßen geworfen . . kniete vor mir nieder und preßte ihr Gesicht in meinen Schooß. Mit beiden Armen umschlang sie meine Knie und fing bitterlich an zu schluchzen . . Und dann nach einer Weile tastete sie, griff sie nach meinen Händen und küßte sie leidenschaftlich . . Ich fühlte ihre Thränen darauf niederfallen, ganz naß waren sie bald von ihren heißen Thränen.

„Verlange es nicht“ . . . stammelte sie dann . . . „sei lieb . . . sei gut, Willi . . . verlange das nicht von mir . . . mir graut davor . . . ich habe eine

so schreckliche Furcht und Angst . . . ach, ich kann es Dir nicht sagen . . . es ist schlimmer als der Tod . . . laß mich allein, ich bitte Dich . . . bitte Dich . . . sei lieb . . . sei gut."

Aber ich hatte in jenem Augenblick kein Verständnis für sie . . . Das kam mir nur absurd vor und sie schien mir nicht anders zu sein, als wie ein thörichtes, unreifes und unerfahrenes Mädchen, das sich mit allerhand kindlichen, blauen Phantasien getragen hat und zum ersten Mal dem Natürlichen gegenübersteht, das man immer vor ihr verschleiert hielt . . . von jener Furcht und Scham befallen, wie sie Jeder einmal empfunden. „Ach Du kleine Närrin," sagte ich, „wie dumm bist Du doch, wie schrecklich dumm . . . So groß schon und noch recht wie ein Kind . . . Nun bist Du mir noch viel lieber, kleine, liebe Närrin." . . .

„Ach, daß Du mich nicht verstehst . . ." fing sie von neuem zu klagen an, „ach, warum verstehst Du mich nicht? . . . Ich kann's Dir auch nicht sagen . . diese Furcht . . . diese entsetzliche Furcht . . . Oh, als müßte ich vergehen . . . Es zieht mich nieder, immer tiefer . . . immer tiefer . . . und da unten ist alles so kalt, so schmutzig . . . die ganze schmutzige Erde . . . Ueberall nur Elend, . . nichts als Leidenschaften . . . Begierden . . . Nieder aus meinen reinen . . . schönen Höhen, wo alles so licht ist, so froh, so glücklich . . . Keine Träume mehr . . . ach, nicht mehr träumen können . . nicht hoffen . . ach, keine Sehnsucht mehr . . . Ich habe Dich ja so lieb, ich habe ja immer so große Sehnsucht nach Dir gehabt . . . Mich immer nach Dir sehnen, . . wüßtest Du, wie glücklich mich das macht . . Sehnen nach dem Schönen, nach dem Edlen, nach dem Kommenden . . immer verlangen . . immer höher . . immer höher . . . Doch keine Erfüllung . . keine Erfüllung . . ."

„Ach, Du Phantastin," lachte ich noch einmal. „Nein, jetzt keine Phantasieen," sagte ich, und es war wol ein etwas gereizter Klang in meiner Stimme. Ich fühlte den Aerger und die Verdrießlichkeit in mir steigen. Die Nähe ihres Körpers, die Glut ihrer Glieder, dann ihr Atem und ihr Leib fest an mich gepreßt, die glänzenden Formen ihrer Schultern und ihre entblößten Arme hatten mich mit einem immer wilderen Verlangen erfüllt, ein wüstes, fast brutales Begehren war in mir wach geworden, und in diesem heißen Rausch, in dieser purpurnen Trunkenheit, welche meine Sinne verwirrte und gefangen hielt, empfand ich kaum den Schmerz ihrer Seele, ihre angstvolle Klage. Ich war so von meinen eigenen Gefühlen eingenommen, daß ich die fremden nicht verstand. Dumpf, blind und taub von meiner Leidenschaft hörte ich nicht die zerrissenen, jammernden Worte, die aus ihrem Munde leise hervordrangen; ich wußte nur eins, daß ich sie ganz besitzen, daß sie völlig mein werden mußte; nicht ihr Leid, nur meine Lust stand vor mir, brennend, wie ein Feuer, in das ich mich stürzen würde, ohne Besinnen; mir war's, als sollte ich sie emporziehen, hoch emporziehen und lachend an meine Brust drücken, und dann mich mit ihr niederwerfen . . lachend zu genießen . .

Und während mir das alles wild und ordnungslos durch die Seele ging und ich von immer heftigerem Verlangen gequält wurde, sah, wie sie mir Widerstand leistete, wuchs mein Aerger und Grimm.

Ich sprach auf sie ein, zuerst noch immer mit verliebten Schmeichelworten, mit zärtlichen Liebkosungen und bald mit Flehen, mit Tröstungen und leisem Spott. Dann schalt ich sie und nannte sie ein trotziges Kind, eine Närrin. Sie entgegnete nichts mehr, sondern weinte nur leise vor sich hin und stöhnte manchmal tiefschmerzlich auf, aber ich fühlte wohl, daß sie nicht nachgeben wollte, bis ich zornig wurde und mit wilder Heftigkeit ihre Arme schüttelte. Da schauerte sie furchtsam in sich zusammen und ich bemerkte, wie sich etwas Schlaffes und Kraftloses ihrer bemächtigte, wie die Spannkraft ihr wich . . . und plötzlich hob ich sie auf und sie leistete gar keinen Widerstand mehr. Nur ihre Lippen hielt sie fest aufeinandergepreßt und ihre Augen waren geschlossen . . .

* * *

Es war in der ersten Dämmerung. Jäh war ich aufgesprungen und hatte mich angekleidet. Ich konnte es nicht länger ertragen. Etwas Furchtbares — etwas Grauenerregendes . , alle meine Nerven aufs äußerste gespannt . . . und in meinem Munde ein widerlich metallischer Geschmack, wie der Geschmack eines Giftes . . Umsonst hatte ich versucht, gegen die Schrecken dieser Nacht anzukämpfen . . fieberhaft nach dem Schlaf getrachtet, . . bis es mich aufjagte, . . eine Angst, als ob der Tod um mich sei, . . ringsum . . . als eine unsichtbare gestaltlose Masse, als ein durch die ganze Stube ausgegossenes Entsetzen, das mit feuchtkaltem nebligen Druck auf mir lag.

Ich riß das Fenster auf und starrte mit fiebernden Augen in den grauen stillen Morgen. Kalter, fröstelnder Wind strich durch die in mattdüsterem Nebel verschwimmenden Föhren. Nur ein dünner, fahlgelber Streifen glomm in der Ferne durch die zerrissenen Wipfel.

Wie ein langgezogenes Stöhnen kam der Wind über das Haus herüber vom See, . . allerhand Klagen, allerhand Seufzer herausholend aus den gurgelnden Wasser . . . aus den wehenden Binsen, dem knatternden Schilf . . . Mit dem Kopf lag ich auf der Fensterbank und vergrub mein Gesicht in den Armen, um nichts mehr zu sehen, . . nichts mehr zu hören . . . Aber der Wind strich über mich mit feuchtem, frostigen Atem und mir war's, als fühlte ich wieder die Berührung ihrer Hände, wie etwas Totes, und es kam dann hinter meinem Rücken immer wieder ein halber erstickter Aufschrei, . . . ein wimmerndes, kindisches Stöhnen, . . . ein unverständliches Murmeln zerrissener Worte, mit wilden, dumpfen Seufzern untermischt, das mich diese letzten Stunden mit allen Aengsten erfüllt hatte und nun draußen in den grauen Tag hineingedrungen, in allen Lüften Widerhall fand.

Ich wagte nicht dort hinauszublicken, nicht in das Zimmer zurück, wo sie sich unruhig auf den Kissen hin- und herwälzte, wie von allerhand schrecklichen Traumgestalten gequält, einmal mit den krampfhaft zusammengeballten Händen um sich schlagend, dann die Decke von sich zurückgestoßen, mühsam, schwer, als dränge sie eine furchtbare Last von sich ab . . . Die Augen fest geschlossen, aber in den Zügen des Gesichts ein ewiger Wechsel von Empfindungen der Furcht, des Schmerzes des Grauens . . . bedeckt mit Schweiß und schmutzig-blaß wie feuchter, auftauender Schnee, die Zähne aufeinandergepreßt. Ich sah es immer . . immer vor mir, mit offenen Augen . . dieses entstellte, verzerrte Antlitz, den glühenden roten Fleck über dem Herzen, wo ich sie zuerst geküßt hatte, und der das Aussehen eines schrecklichen Brandmals bekommen hatte. Und ich hörte ein dumpfes Stöhnen.

Ich konnte nichts denken, nichts klar fassen . . . Nur das einzige Empfinden eines großen Entsetzens lag über mir, einer dumpfen Furcht, des Ekels, des Abscheues vor mir selber.

Wie Einer, der Gewalt gebraucht hat . . .

Gewalt — Gewalt . . .

Ich sagte einigemale das Wort lautlos vor mich hin, mit leerem Geist, ohne es zu verstehen, aber es fühlend, als eine graue Masse, als erstickend stumpfe, weiche Moormasse, in die man tiefer und tiefer versinkt, ohne ein Glied noch regen zu können, gelähmt, daß man nur noch gurgelnde Laute von sich stoßen kann, und dann den Mund plötzlich voll von Schlamm und Erde . . .

Die ganze weite nebelerfüllte Morgenluft, von der halbfinsteren Erde bis zu den gelbgrauen Wolken herauf Dunst und Moder . . . alles welk . . . alles dumpf und eng und niederlastend . . . Und großes leeres Schweigen in den Winden, ihrem einförmigen hohlen Sausen, über den Feldern und Aeckern, von denen die Dämmerung noch alle Farben fern hielt, daß sie grau und wie verstört dalagen, — in kaltem dumpfen Durcheinander . .

Nur in Gewalt!

Langsam stieg es in meiner Seele auf und quoll mir in die Kehle, wie eine gallenbittere Flüssigkeit, die mich qualvoll würgen ließ.

Und da fühlte ich dann plötzlich, daß ich wie ein Mörder an ihr gehandelt hatte . . .

Noch einmal sah ich sie regungslos, ganz regungslos und steif wie eine Tote, . . . mich anstarrend mit weitaufgerissenen kranken und wilden Augen . . in stumpfem Entsetzen, der Körper ohne alle Wärme, mit blutlosen Lippen . .

Nie würde ich dieses Bild aus meinen Augen wieder fortdrängen können . . nie wieder . . . Und ich hatte sie gemordet.

Ich hielt mein Gesicht in den Armen versteckt, um nur nichts zu sehen . .

Aber ich sah ihr Antlitz hinter mir, . . in den zerdrückten Kissen, . . umhängt von wirr aufgelöstem feuchten Haar.

Und vor mir schwamm es in der Luft . . überall, überall . . und schwebte dann auf mich zu, . . . starr, farblos im grauen Morgennebel . . . wie der Kopf einer Enthaupteten . . dann war es ganz in meiner Nähe und lehnte sich an mein Haar und küßte mich mit eisigen Lippen, die gewiß blau waren von Frost und Kälte, . . und es umwehte mich ein Atem voller Dunst und Moder . .

„Es ist nur der Wind, der über Dich hinstreift, . ." wollte ich mir zurufen, . . der Morgenwind . . aber ich wußte es besser, daß es etwas Totes war, was mich berührte, daß mich der kalte Mund einer Verstorbenen küßte . . .

Und ich sprang auf mit einem unterdrückten Schrei, und ohne daß ich es wagte, noch einen Blick zu ihr hinüberzuwerfen, stürzte ich aus dem Zimmer . . aus dem Hause, gejagt von unbeschreiblicher, unerklärlicher Flucht, hinein in die nebelvollen Aecker und Felder . . in die grauverschlungene Dämmerung, . . nur von einem Verlangen erfüllt, nach dem Tag, nach hellem Licht, als müßt ich der Sonne entgegenlaufen, . . dem fahlen gelben Saume zu, der fern im Osten schmal Erde und Himmel verband.

* * *

Es kamen verdrießliche Wochen, in denen wir stumm nebeneinander hinlebten. Nichts Gereiztes und Verdrießliches war zwischen uns, aber viel Dumpfheit, Schwermut und das Gefühl einer leeren, allgemeinen Trauer, welche die Seelen erdrückt und zu einer abgespannten Gleichgiltigkeit erschlaffen ließ. Keiner von uns Beiden ließ es an Versuchen mangeln, den schwarzen Schleier, der zwischen uns hing, zu zerreißen . . Doch es war vergeblich. Einer wurde dem Andern zur Last, und der Gedanke, von einander zu gehen, nahm immer festere Gestalt an, tönte wie ein Ruf nach Erlösung in unsere Seelen hinein.

* * *

Wir saßen in helldunkler Nacht am See, in einer warmen, helldunklen Augustnacht, die vom halben Mond mit dämmerigem Lichte durchleuchtet war. Drüben am jenseitigen Ufer stand er über den niedrigen kieferbewachsenen Höhen, noch verfangen in den obersten Aesten und Wipfeln, deren Umrisse in die Ferne hinein vom trüb erhellten Nachthimmel abzeichnend. Aber darunter lag alles von Finsternis verschlungen, Erde und Wasser gestaltenlos ineinandergeflossen, undurchdringlich schwarz. Dort hinten kam das Wasser aus dem Schatten und der Dunkelheit herausgeflossen, dort, wo man die Bewegung der Wellen unterscheiden konnte und die langen Stöße der zitternden See. Ein matter Schimmer hing dort in der Luft und in der Flut, und hier und da stieg fahlschimmernd eine Woge empor, blinkte eine graue, bleifarbene Welle.

Wir saßen am Ufer und hörten das eintönige Rauschen der Wellen und des Windes und die verhaltenen Stimmen der Nacht, die bald aus der verworrenen

Luft, bald aus der Tiefe der Erde und bald aus der Mitte des Sees leise — müde — träumend emporstiegen, . . das Flüstern der Erlenbüsche über uns, und vor uns in langer, dichter, dunkler Masse wiegendes Schilf.

Lacryma saß zusammengekauert neben mir, in ihrem grauen Tuche eingehüllt, mit herabhängenden bloßen Füßen, die Augen in die ferne Finsternis einbohrend. Wir sprachen von Trennung und Scheiden, . . . wunschlos, müde, fast gleichgiltig in diesem Augenblick . . . Und immer wieder brachen wir nach wenigen Worten das Gespräch ab, wie vor uns selber zurückschreckend, . . . vor dem nächsten Wort zurückschreckend, das etwas Bitteres und Verletzendes an sich haben mußte. Sie empfand gewiß, wie ich . . Diese Stimmung der Gleichgiltigkeit über das, was wir nach so langer Sehnsucht erworben hatten, diese matte, ernüchterte Bereitwilligkeit, es so rasch wieder von uns zu werfen, hatte etwas Erregendes und Aufreizendes an sich . . . Jedes dieser Worte schmerzte mich, wie ein Fünkchen glühender Asche, das auf die Hand fällt, und der kalte, tote Klang des Wortes Trennung, wie er aus unserem Munde kam, mit all der Enttäuschung, die er verbarg, lag wie ein Leichentuch über unseren Herzen. Ja — jedes Wort konnte sich zu einem Pfeil zuschärfen, vergiftet von der Bitternis, die sich doch in dem tiefsten Grund unserer Seele angesammelt hatte, die ich in mir mit nur halbem Bewußtsein ahnte und von der ich mir selber nicht bekennen mochte, daß sie vorhanden war. Wie man das erste Nahen einer Krankheit verspürt, in einem Gefühl leerer Beklemmung, in einem Flimmern vor den Augen, und wenn man wie in Schleiern dahingeht.

Uns scheiden und trennen! Wir wagten gar nicht anders zu denken. Wir fühlten wol, daß das Zusammenbleiben unerträglich werden mußte, ahnten, daß Haß kam, und ahnten, wie nur die Trennung Erlösung bringen konnte.

So gab es lange Pausen und stumm und schweigend saßen wir in der dunklen Nacht nebeneinander an dem Abhang, der zum See hinabführte . . . In mich hineinbrütend grübelte ich darüber nach, wie wir von einander gehen wollten, ohne Bitterkeit, ohne Zorn, aber auch ohne Gleichgiltigkeit und ohne Liebesschmerz. Doch kein Nachdenken war mein Grübeln, und alle Gedanken standen mir fern. Sie fanden keinen Ausweg aus dieser Wirrnis. Ich fühlte und empfand nur mit den süßen Schauern eines beglückenden Traumes, sah nur in einem umriß- und farblosen und doch glühenden Phantasiebild diese Trennung vor mir, wie wir gleich zwei Luftgestalten ineinander verschlungen über den melodisch tönenden Wellen des Sees dahinschwebten, aufgelöst in Dunkelheit höher und höher in die mattflimmernden Nachtwolken uns emporsenkten und schmerzlos wie Hauch und Duft auseinanderflossen. Aber diese Trennung war wie ein wunderfarbenes goldenes Licht, und als wir leicht und sacht auseinanderflossen, fing es an, leise in uns zu glühen, eine Falte des Kleides zuerst, am untersten Saume des Gewandes, aber immer weiter sich ausbreitend, je weiter wir von einander wichen, bis der neue seltsame Glanz bis an die Stelle des Herzens gedrungen war. Und da mit einem Male glühten wir von innen heraus mächtig in zaubrischem Feuer auf, die ganze Gestalt aufflammend in großem Schein; durch die Finsternis schwebten wir hin, gleich leuchtenden Nachtwolken für die untenliegende, in Schweigen vergrabene Welt und höher und höher schwebend wurden wir zu Sternen für sie . . Getrennt aber und doch Eines kreisen die Sterne nebeneinander, und wir erleuchteten Einer den Anderen mit sanftschimmerndem Glanz; Einer dem Anderen spendeten wir uns Wärme, Licht und neues Leben, und herüber und hinüber gingen unsere Liebesgrüße, klang das frohe Lachen unseres Mundes.

Unwillkürlich sah ich zur fernen Höhe hinauf, und in das ungestaltete Dunkel des Himmels. Träumend, hoffend, sehnsüchtig wünschend starrte ich in die Sterne hinein und verlor mich in dem Anblick des grauenalten Sternenmeeres, dessen Tiefe nie einer ergründet und dessen feurige Wellen nie Einer durchfahren hat, und aus dessen Schoß dennoch die Menschheit seit wilden Jahrtausenden sich das Beste

und Heiligste, die Ruhe ihrer Seele geschöpft hat. Und auch heute wieder. Von der Höhe hernieder, aus der warmen Fülle und Tiefe der Sommernacht vernahm mein Herz süße, lockende, leise Töne, eine ganz ferne zitternde Musik, so leise, als seien die Instrumente aus Blumen und weichen Blüten geformt, bespannt mit den feinen, silbrigen Lichtfäden des Mondes. Kam es aus den Sphären hernieder oder tönte es aus meinem eigenen Innern, von den gespannten Saiten meiner träumenden, gedankenbewegten Nerven? Ueber meine Seele lief ein Hauch der Sehnsucht dahin und wieder hörte ich verwehte Klänge, milchweiße, sanfte, lilienglänzende Töne, einlullend verschlafen wie ein Wiegenlied. Und es klang aus der Nacht hernieder und aus meiner Seele leise empor, wie damals:

„Wo findet die Seele die Heimat der Ruh,
Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu?"

Aus der Nacht und der Sternenflut klang die wehmütige Frage herauf und aus dem graualten tiefen Ozean der Nacht und der Sterne schöpfte ich ein Gefühl, eine dunkel mich durchschauernde Empfindung in dieser Stunde als Antwort . . Ich sah mich auflösen und verrinnen in Nacht und Natur, sah mich in Sternenlicht und Blütenduft zerfließen. Und Alles war Eins geworden, das rauschende Schilf und der Wind, der es bewegte; die Welle und der Fisch, der in der Welle dahinschwamm; Mond und Erde, Nacht und Tag. Und das Eine war Leben, war Sein, — versunken, überwunden das Ich, verschwunden in der Fülle und Größe der Allwelt. In reiner, klarer Freiheit schwebte ich dahin, losgelöst von allem Schmerz und aller Furcht, aber durchdrungen vom Gefühl meines Lebens und Seins, ein unendlich Genießender, ein Frohtrinkender. Durch meine Seele aber stieß mächtig wie ein Posaunenton der alte Siegesschrei, der alte Triumphgesang: Tod wo ist Dein Stachel, Hölle, wo ist Dein Sieg?

Auffahrend aus meinem Traum sah ich nach Lacryma hinüber, die schweigend dagesessen hatte, so daß ich nur ihre regelmäßigen Atemzüge vernommen. Sie hatte sich das Gesicht mit dem Tuche verhüllt, als wollte sie sich damit abschließen von aller Welt und ganz in sich allein versenken. Doch als fühlte sie den Blick, den ich fragend auf sie gerichtet, fing sie an sich zu bewegen.

„Die Sterne thuen mir weh," sagte sie, in ihr Tuch hineinredend, mit einem verschleierten, müden Klang der Stimme . . . „Da ist jetzt alles tot und leer . . Keine Träume mehr . . Ich mag nicht mehr in das Licht hineinsehen . . Alles . . alles habe ich verloren . . .

„Durch mich verloren . . ." antwortete ich mit halber Bitterkeit.

„Nein, nicht durch Dich," sagte sie beschwichtigend. „Es mußte so kommen, immer kommt es so . . . Das Verlangen und die Sehnsucht mit ihrer Trauer und ihrer Lust, mit all ihrer Schmerzenswollust, einmal will man sie doch befriedigen und stillen! Aber was dann — was dann? Die Oede, das Leere . . . Und immer die Enttäuschung . ."

Und von Neuem sprachen wir von Trennung und Scheidung . . Und ich sagte ihr von dem, was ich eben geträumt hatte.

* * *

Ueber den Kiefern war der Mond schon lange emporgestiegen und an dem Nachthimmel langsam heraufgeschwommen. Sein Bild zitterte in der Tiefe des Sees; mattglänzende, grausilbrige Wellen, wie von unten herauf, durchschienen und beleuchtet von oben herab, webten dort drüben leise auf und nieder, mählich und sacht im Dunkelen sich verlierend. Ein schwärzerer Schatten schwebte einmal lautlos durch die Nacht über unseren Häuptern dahin, der gespenstige Schatten einer Eule, die auf Raub auszog.

„Was wir Beide thuen müssen," hörte ich Lacryma sagen, „das habe ich damals gleich am ersten Morgen gewußt, und immer sicherer fühlte ich in diesen

Wochen, daß dieses das einzige richtige Ende ist . . Aber ich konnte es Dir nicht sagen, sondern Du mußtest es aus Dir selber verstehen lernen, bei Dir die Antwort finden. Denn was Eines von uns Beiden thut, das hat für uns nur Wert, wie es sich in der Seele des Anderen wiederspiegelt . . .

Wir haben uns Beide einander verloren, das weißt Du so gut wie ich. All das Schöne und das Uebergewöhnliche, das Einer am Andern sah, ist verschwunden, und wir stehen uns dumpf alltäglich gegenüber, ohne Verlangen, ohne Sehnsucht und ohne alle Feierkleider, ohne Licht und Poesie . . . Meine Seele ist ganz gebrochen — und wird nie wieder auffliegen können . . .

Ich kann nicht mehr träumen und nicht mehr in die Sterne dort oben starren, ihr Licht thut mir weh und ich verstehe nicht mehr, was sie zu mir reden.

Was sollen wir noch hier, wenn wir nicht mehr blühen können, wenn der innerste Lebenssaft uns vergiftet ist . . . Nur wenn wir blühen, sind wir, — nur das Blühen hat Reiz und Wert für uns . . . Ein Ich sein und ausleben, was in uns ist, das nur wollen wir . . . Aber ein Anderer sein und werden, das ist das Schrecklichste, . . . der Gedanke, nicht Ich mehr zu sein, sondern uns selber ein Fremder werden, und fänden wir alle Schätze der Welt, allen Ruhm und Ehre dabei, . . wer möchte eine solche Wandlung und wäre er der Aermste und Geringste unter uns . . . Ich aber bin mir selbst eine Fremde geworden, fremd dem, was ich früher war, . . . doch fühle ich noch zu lebendig und tief, wie ein unermeßliches Glück, was ich sonst gewesen, als daß ich nicht hassen und verachten sollte, was ich jetzt bin . . .

Nur Eins ist gut und schön, wie das Sein: das Nichtsein. Nur Eins ist gut, wie das Arbeiten: das Schlafen . . Nur Eins ist schön, wie das Blühen und Werden: das ewige Ruhen . . Und werfen wir die Körperhülle ab, werfen wir ab, was unser freies Ich am engsten kettet und hemmt, . . wer weiß, ob wir uns dann nicht selber am innigsten wiedergegeben werden. Wer weiß es . . wer weiß es?

Wir haben uns Beide einander verloren . . . Alle Sehnsucht in unseren Seelen erstarb, und dumpf und grau liegt die Wirklichkeit und Erfüllung vor uns . . . Wir haben gehofft und gewünscht, an goldenen Phantasieen und bunten Träumen uns berauscht, doch als wir alle unsere Hoffnungen und Wünsche erreicht, da sah uns alles so grau und widerlich an, daß wir scheu von einander wichen . . Aber sollen wir so von einander gehen? . . . Immer weiter uns schleppen mit diesem dumpfen Gefühl, daß wir uns zuletzt nichts gewesen sind, wo wir uns doch alles sein wollten, mit all' dieser Enttäuschung und Ernüchterung von einander scheiden . . Und wir sind uns etwas gewesen. Beide zusammen haben wir das reinste menschliche Glück ausgekostet, ein Leben der Seligen geführt, ein Leben in der Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem Uebermenschlichen, was erst das wahrhaft Menschliche ist, wir haben von einer Welt geträumt, in der aller Zwiespalt aufgehoben, alle Ketten von unseren Herzen gesprengt waren . . Und als wir davon träumten, da war diese Welt auch erschaffen, da lebte sie in uns, und wir lebten in dieser Welt . . Auch der Traum ist ein Leben, und auch Träume sind Wahrheiten und Wirklichkeiten.

Doch was Geist war, wollten wir Fleisch werden lassen, und wir schlugen nur unsere Welt in Trümmer . . Denn von Allem, was wir geträumt, haben wir nur das Kleinste und Geringste sich erfüllen sehen, und um des Geringen willen haben wir das Große und das Ganze verloren . . Nun sind wir ganz arm geworden . . . Die Sehnsucht ist uns geschwunden, — das ist das Furchtbarste! Nicht mehr träumen, — das ist der Tod!

Doch so leer gehe ich nicht von Dir fort.

Mir selber bin ich nichts mehr, aber Dir möchte ich wieder Alles sein . . . für Dich noch einmal die alten Tage erneuern, so wie wir sie zusammen durchlebt haben, als wir nach einander in Sehnsucht verlangten und in der einen Sehnsucht

alle und jede Sehnsucht umschlossen, fühlten und in Lust erleideten . . Aus mir selber möchte ich mich wieder gebären und Dich in neuer und doch so alter Gestalt umschweben, wie ein glänzender Schatten für immer . . . für immer Dich begleiten . . Dir nahe und doch fern — jetzt ganz unerreichbar fern, . . nur von Deiner Sehnsucht eine Lebendige, . . lebendig nur in Deiner Liebe . . Gieb mir einen Platz in Deinem Herzen wieder . . Und wenn Du weißt, daß Du von dieser Stunde an alles das, um welches wir uns entzweiten, nie mehr finden kannst, weil ich es zerstöre und in die Winde streue, dann denkst Du nur noch an das Hohe und Schöne, was wir miteinander gefunden haben . . Träumen kannst Du wieder, Welten aufbauen, nach mir Sehnsucht empfinden, und vereinigt mit mir durch dieses Leben dahingehen, wie ein glücklich Seliger." — — — — —

Durch die dunkle Nacht hörte ich ihre Worte wie ein Klingen und Singen, hineintönen in das einförmige und ewige Rauschen des Wassers und der Winde, und es war mir, als vernähme ich sie aus immer weiteren Fernen zu mir herübersprechen und als verlören sie sich mit der Nacht, mit der Flut und mit dem Wind immer mehr von mir fort. Wie eine weiche Decke lag es über meinem Geiste und eine tiefe — tiefe Ruhe, ich sah mich vom Grabe umschlossen und starrte gelassen mit offenem Auge zu der Gewölbdecke herauf, und sah sie auch von oben, grün, sommergrün, von Rosen überwachsen und von Schmetterlingen umflogen.

Wie gut und ruhevoll, heimwehsüß und voll frohen Genusses klang das Wort „Sterben" aus ihrem Munde, klagend und beglückend wie die Weise des Liedes, das mir in dieser Zeit so oft und auch in dieser Nacht wieder durch die Seele gegangen war. Dieses Wort umschmeichelte mich so weich und lockend, wie eine blaue, tiefhimmelblaue, goldig-glitzernde Welle den nackten Fuß umschmeichelt, und als stiege mit feuchtem, schneeweißem Leibe die Nixe empor, um mich in ihr unendlich schönes, kühles, von Seerosen durchglühtes Reich hinabzuziehen. Fern hinter dem Wasser schien es mir langsam emporzusteigen, in einem feinen, zarten Lichtnebel, das Reich des Todes, das Reich des Glückes; gestaltlos, umrißlos. Aber ein fremder, großer, köstlicher Blumenduft, ein zaubrisches Durcheinander aller berauschenden Düfte wehte von dort herüber, und mit ihm ein geisterhaftes, melodisches, süßes Tönen, zitternde Geigenklänge, die Sinne verwirrende, berückende Klänge, Klänge der höchsten und reinsten Seligkeit . . .

„Jetzt werde ich gehen!" hörte ich Lacryma nur noch sagen, und dann war sie leise aufgestanden und hatte mir zum letzten Mal die Hand gegeben, die ich zum letzten Male an mein Herz drückte. Wir sagten uns kein Lebewohl, noch ein anderes Abschiedswort, denn wir wußten, daß wir uns nicht von einander trennten und daß der Tod für das, was wir für einander empfanden, keine Schranken aufrichtet. Halb wollte ich versuchen, mich aus meinen Träumen aufzuraffen, und einen Augenblick lang schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, als müßte ich sie zurückreißen von dem, was sie ausführen wollte. Aber ich fühlte auch im gleichen Augenblick die Thorheit dieses Gefühls, das mich noch einmal durchschauerte, weil es uns in uraltferner grauer Kindheit durchschauert hat. Was wollte sie denn anders als sterben, als ruhen und schlafen? Furcht vor dem Tode? Waren wir nicht an jedem Tage so voneinander gegangen, wie wir heute voneinander gingen? Und es fiel wieder einschläfernd auf meine Gedanken und Empfindungen, wie mit Lichtnebeln umspann es mich, und ich sank in meine Träume zurück, . . allerhand bunte Gestalten und Bilder schwebten aus der Nacht zu mir herüber und in die dunklen Lüfte empor . . .

Wie im Traum hörte ich das Klirren einer Bootskette, . . . ein lauteres heftigeres Rauschen des Wassers und Knirschen des Sandes, von dem sie den Nachen abstieß . . und dann eine Weile noch das einförmige Plätschern der Ruder.

Ueber das Schilf hinaus schwamm ihr einsames Boot immer weiter . . . immer weiter von mir fort, in den helldunklen See hinein . . .

Hinein in die warme, tauende, unendlich schöne Sommernacht, in das weiche, milde Dunkel hinein. Durch die rauschende, verführerische Wasserflut, die mit tausend lockenden Armen nach ihr griff.

Der weite Himmel war übersät mit flammenden Sternen, und alle schienen in neuem Feuer zu glühen, streuten goldene Rosen durch die Nacht auf die Erde hernieder und durchspannen die Lüfte mit glühenden Fäden. Wie eine wilde Bewegung ging es durch sie hin, und hier und dort zuckte ein Meteor mit bläulichem Schein herab . .

Noch einmal sah ich sie, halbverloren schon in der Dunkelheit . . drüben im hellsten Lichte des Mondes, herausgestiegen aus den silberglitzernden Wellen, die wie Perlen und flimmernde Diamanten um ihre Füße rieselten . . Sie hatte sich aufgerichtet und ich glaubte zu sehen, wie sie noch einmal mit der Hand zu mir herüberwinkte . . Und ich fuhr jäh in die Höhe, starrte mit langem, wildem Blicke in das Wasser und in die Nacht hinaus und sagte mit einem lauten, fast schreienden Ton: Lacryma . . .

Dann verschwand sie hinter dem hellen Lichtnebel, den der Mond über die Wellen und Flut gesponnen hatte, aufgetrunken vom Licht und aufgetrunken von der Finsternis versank sie von meinen Augen hinweg in der stillen, heimlichen Ferne.

Die Duse.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

Der Begeisterungssturm, den Frau Duse während ihres Berliner Gastspiels entfesselt hat, ist ein derartig überschwenglicher, aller Grenzen spottender, jegliches Maß übersteigender gewesen, daß es fast peinlich ist, in gemäßigtem Ton von ihr zu sprechen. Wer nicht ganz empfand wie die Andern, der fühlte sich inmitten dieses ungeheuren Enthusiasmus förmlich erdrückt und vernichtet und so beschämt wie Jemand, vor dessen Augen sich soeben ein Wunder vollzieht, ohne daß er es zu schauen, zu fassen, und in die Weihnachtsworte auszubrechen vermag: „Meine Augen haben den Heiland gesehen — —!“ Denn es handelte sich dabei in der That um etwas wie ein Wunder, — nicht blos um vorzügliche schauspielerische Leistungen, nicht blos um das, wodurch die Eigenart einer Duse vielleicht von der Eigenart anderer guter Künstler absticht, nicht blos um die Italienerin neben den Deutschen, sondern um das Nochnichtdagewesene, außer Vergleich stehende, um das Wunder einer wahrhaften Verschmelzung von Schein und Sein zu naturwahrer Lebenswirklichkeit. Was alle Kunst mit tausend Mitteln, ewig unzulänglich, erstrebt, war hier in der Duse Offenbarung Ereignis geworden, und mitten in der Welt der Erscheinungen auf der Bühne, stand die Duse da als ein Stück Welt „an sich“.

Nur von diesem Enthusiasmus aus kann man die volle Wirkung einer Duse-Enttäuschung begreifen, — die Bestürzung, wenn das „Wunderbare“ nicht kommen will, die gespannte und aufmerksame Erwartung von Stück zu Stück, von Abend zu Abend, und endlich das gemischte, etwas erkältete Gefühl gegenüber dem, was an der wunderlosen Wirklichkeit sich als gelungen und bewunderungswürdig geltend machte. Der Zufall fügte es, daß die erste Duse Première die ich sah, eine der letzten Premièren, und, wie ich meine, eine der schwächsten Rollen der Duse war, — ihre Cyprienne. So setzte gleich am ersten Abend die Enttäuschung besonders stark ein, und zwar nach zwei Seiten, — gerade nach den beiden Seiten, die sonst an ihr als das phänomenal Vollendete und Neue am begeistertsten hervorgehoben werden: erstens in Bezug auf die lebenswarme Individualisierung und Nüancierung der Gestalt und zweitens in Bezug auf die überwältigende Naturwahrheit und scheinbare Spontaneität des Geberden und Minenspiels. Wer die Cyprienne der Frau Neumann Raabe in Erinnerung hat, kann sich fast unmöglich im Zweifel darüber befinden, ob die Italienerin oder die Deutsche hierin die größte Meisterin sei. Mir scheint, man kann diese Nippes Figur garnicht weniger individuell, — man kann sie nicht nüancierter und allgemeiner halten, wie die Duse es that. Nur im zweiten Akt kam etwas von dem heraus, was dem scherzhaften Stück und seiner Hauptfigur das Gepräge gibt und eine Cyprienne doch charakteristisch von irgend welcher anderen Frau unterscheidet, die irgend welchen andern Mann mit ihrem Liebhaber betrügt: nämlich das harmlos Ungezogene, der Schalk eines unreifen aber auch noch unverdorbenen Kindskopfs, dem es viel mehr um die amüsante Uebertölpelung des Mannes, als um eine Liebesbeziehung zu dem Andern zu thun ist, und dem daher der Liebhaber ausschließlich Mittel zum Zweck bleibt. Nur so ist der drollige Gedanke begreiflich auf den der Mann mit Glück verfällt, um sich seine kleine Ungetreue wiederzugewinnen: soll einmal betrogen werden, warum

denn nicht einfach den Liebhaber betrügen? so bleibt die alte Ordnung ungestört und die Scheidung, auf die Cyprienne sich schon so freut, daß sie ihren Gatten mit Liebkosungen erdrückt, kann ganz fortfallen. In einem verfänglichen cabinet à part, in welches der Mann die Frau „entführt", feiern beim Knallen der Champagnerpfropfen Beide ihre Versöhnung. Dies Alles glaubte man der Cyprienne der Duse nicht recht, man sah zu wenig vom kindischen Schalk und traute ihr dafür einen ganz anderen und gefährlicheren Uebermut und Leichtsinn zu, der das Bild in's Gewöhnliche, Gröbere hinein verwischt. In dieser Beziehung war besonders die Miene unangenehm, mit welcher Cyprienne zum Schluß auf den genasführten Liebhaber zurückblickt, und sie wirkte um so stärker, als der ganze letzte Akt in der chambre separée von Frau Duse ohne jede harmlose Ausgelassenheit gespielt wird, — in einer Passivität und innern Unbetheiligtheit, an der vielleicht an diesem Abend eine besondere Ermüdung die Schuld trug. Später hörte und las ich, daß die Schalkhaftigkeit, welche Cyprienne ein wenig habe vermissen lassen, in der Francillon der Frau Duse zu vollstem Ausdruck gelangt sei. Das ist wohl möglich, ich habe die Francillon der Duse nicht selbst gesehen. Aber welche Aehnlichkeit, auch nur in einem Zuge, kann der schalkhafte Uebermut Cyprienne's mit demjenigen einer Francillon haben? Mir scheint, er ist in beiden Fällen ein so grundverschiedener, wie eben die kindischen Flunkereien der kleinen Cyprienne, die sich um jeden Preis amüsieren will, verschieden sind vom Racheakt der beleidigten Frau, welche durch den Schein ihrer Selbstpreisgebung ihren Gatten um jeden Preis bestrafen und zur Besinnung bringen möchte. Gewiß läßt sich gegen beide Sardou'sche Figuren nur allzuviel einwenden, aber will der Verismus der Duse nicht gerade darin bestehen, so individuell zu beleben und zu vermenschlichen, als es überhaupt möglich ist?

Von unleugbar großer Wirkung war in dieser Hinsicht eine dritte Gestalt Sardou's, die Fedora, sicherlich eine schauspielerische Leistung ersten Ranges. Aber auch hier vermochte ich nicht einen Augenblick (bis zum letzten Akt) die Schauspielerin zu vergessen, und behielt das Gefühl: auch sie vergißt sich nicht einen Augenblick. Ich sah sie an und bewunderte sie in ihrem Spiel, Vergleiche mit früheren Darstellungen drängten sich zu ihren Gunsten auf, einzelne Szenen überraschten durch ihre Auffassung, aber noch immer stellte sich der Eindruck nicht ein, der sonst dem großen Künstlertum gegenüber so bezeichnend ist: „dies sah ich noch niemals, — dies ist heute zum ersten Male da, — es ist Leben und ich erlebe es!" Zum Teil lag es daran, daß schon von jenem ersten, nur mattgelungenen Abend an, die Geberden- und Mienensprache ganz anderes auf mich wirkte, als ich es nach allen Schilderungen erwartet hatte. Mitten in der südländischen und oft ungemein graziösen Lebhaftigkeit der Bewegungen und Blicke, störte mich eine sonderbare Monotonie gewisser Ausdrucksmittel, die, den jeweiligen Situationen in sicherer Aufeinanderfolge angepaßt, viel mehr mechanisch, als spontan gewählt schienen. Dazu gehört das Oeffnen und Schließen der Hand, der immer wiederholte unschöne Griff durch das Haar, das Vorstrecken des Kinns, das nervöse Hantieren der Finger an den Lippen und Augen. Auch in der Fedora fiel es mir auf. Dann, im letzten Akt, zwei große Momente, zwei Szenen, die in der That Leben waren und Leben gaben und alle Schauspielkunst vergessen ließen. Zuerst die Szene, wo Loris von dem, durch Fedora's ehemaligen Rachedurst veranlaßten, Tode seines Bruders und seiner Mutter Kunde erhält und in Weinen ausbricht. Wie sie dieses erstickte, jammervolle Schluchzen nicht anhören kann, wie sie zuletzt stumm, hülflos auf die Kniee fällt, und mit beiden Händen nach dem weinenden Manne hin abwehrt, — ein äußerstes Nichtmehrertragenkönnen, ein Zerrissenwerden von gräßlichem, reuevollem, folterndem Mitleid, — das war erfüllt von ergreifender Wahrheit und unsäglich schlicht und überzeugend im Ausdruck. Und ebenso packte mich der Schluß, der diskreter, in leiserem Ton und mit stilleren Geberden gegeben wurde, als es üblich ist: namentlich der Augenblick, in welchem Loris in seiner

Geliebten endlich diejenige erkennt, welche ihn und die Seinigen ihrer Rache geopfert hatte. Man fühlt das entsetzliche Grauen mit ihr, als sie den Verdacht in ihm zur Gewißheit werden sieht, — beide Hände schiebt sie schaudernd vor das Gesicht, so daß nur die dunklen Augen dem immer Näherkommenden entgegenstarren, und immer tiefer bückt sie sich in sich selbst zusammen, — ein verängstigtes entsetztes Kind, — bis sie langgestreckt hinstürzt, wie vom Blitz gefällt. Später, nachdem sie schon das Gift genommen hat, die ruhige Haltung am Fenster, den Kopf in den Armen, — ein ganz kurzes letztes Alleinsein mit sich selbst: und wie sie wieder aufsieht, nichts mehr von der vorhergehenden furchtbaren Exaltation, — nur noch die Angst vor dem Tode auf dem Gesicht, vor dem Tode, den sie in sich wühlen fühlt und vor dessen kaltem Schrecken alles Andere verstummt.

Beide Male entstand die große Wirkung dadurch, daß sich die starke, wilde unerbittliche Fedora in eine Leidende, hülflos Verzweifelnde umgewandelt. Und von hier an drängte es sich mir immer wieder auf, daß es stets die Momente des Schmerzvollen und Rührenden sind, in denen Frau Duse am unmittelbarsten und mächtigsten ergreift, — ja, in Bezug auf mich und meine Eindrücke muß ich sagen: nur diese Momente. Mir kam es vor, wie wenn das Leidensvolle in irgend einem Sinne geradezu von ihrer eigensten Persönlichkeit ausstrahle, wie wenn es fast unverwischbar an ihr hafte, gleich einem rührenden Zug, den sie manchmal mit sichtlicher Selbstüberwindung hinter dem Lächeln ihrer jeweiligen Rolle verbirgt. Oft hatte ich die starke Empfindung, als werde sie den lebensfrohen, übermütigen, heiteren Situationen und Rollen nur mit Aufbietung aller Kräfte und Kunstmittel gerecht und als würde oft mitten in solchem Spiel ein Blick, ein Ausdruck an ihr offenbar, der die Illusion zwar zerreißt, aber zugleich im Innersten ergreift, indem er das Interesse an der dargestellten Figur zu einem tiefen menschlichen Interesse steigert. Man kann sich leicht vorstellen, wie groß die Wirkung sein muß, wo hinsichtlich des leidenden Ausdruckes Rolle und Leben zusammenfallen und wo man fühlt, hier wird die gegebene Gestalt kaum noch gespielt, sie wird gelebt, sie ist Leben, Naturwirklichkeit im Bühnengewande. Sowohl in Fernande wie in Odette, die ich beide von Frau Duse nicht gesehen habe, gibt es Szenen, welche in dieser Beziehung ohne Zweifel zum Schönsten des Gastspiels gehört haben werden, — aber ganz besonders gilt es natürlich von Frau Duse's Cameliendame. Schon im ersten Akt verklärt ein Zug des Rührenden die übermütige Ausgelassenheit der armen kranken Marguerite so ergreifend, daß sie mir in ihrer Lustigkeit erschien wie Frau Duse selbst: voll von jener leisen, feinen Ironie der Leidenden, deren Lachen applaudiert wird. Sehr sympathisch berührte die Schlußänderung des ersten Aktes, in welcher das Gelächter und die Neckereien der wieder eintretenden Gesellschaft fortfallen, und statt dessen Marguerite mit einem im Ausdruck fast kindlichen Zaudern, Armand die Hand zum Abschied und zur Gewährung seiner Wünsche reicht. Im dritten Akt, dem Gespräch der Cameliendame mit dem alten Duval und ihrer Aufopferung für dessen Tochter, sowie im Schluß des vierten Aktes, der großen Geldszene, in der Armand seine ehemalige Geliebte vor den Augen der Uebrigen beschimpft, erreichte die Meisterschaft in der Wiedergabe des hülflosen, klagelosen Leidens ihren Höhepunkt. Das Sentimentale nnd Theatralische des Dramas verlor sich vollständig, es wirkte warm und überzeugend, wie ein Stück Natur. Meinem Eindruck nach fiel der letzte Akt mit seiner Sterbeszene dagegen ab. Er mutete zwar an wie zarteste Poesie, aber er machte die Illusion unmöglich; so poetisch stirbt es sich nicht, auch nicht an der Schwindsucht. Es war der Tod an dem „gebrochenen Herzen" der romantischen Dichtung, aber nicht an der zerrissenen Lunge, die der Wirklichkeit entspricht. Besonders das plötzliche Aufleben bei Armands Ankunft war unglaubhaft; gewiß soll ja in diesem Augenblick die alles besiegende Freude auch über den kranken Körper triumphieren, aber etwas von dem Kampf mit dessen Hinfälligkeit muß man bemerken. Wer noch in solchem Tempo zu reden und sich mit solcher Energie zu bewegen vermag,

der erliegt nicht eine halbe Stunde später der Auszehrung. Ganz dasselbe gilt von der vorhergehenden kleinen Szene, wo Marguerite hinter ihrem Bettkissen den Brief des alten Duval hervorzieht, der sie so sehr beglückt hat; es ist ein feiner hübscher Einfall, daß sie diesen, stets auf's Neue gelesenen, Brief nicht ablest, sondern auswendig kennt, aber sie spricht ihn vor sich her, wie es ein gesunder Mensch thun würde, der die längste Rede halten kann ohne daß der Athem ihm versagt und der Husten ihn erstickt.

Erreicht Frau Duse ihre höchste Wirkung im leidensvoll Rührenden, passiv Duldenden, und ist deshalb die Camelliendame eines ihrer Meisterstücke, so ist aus dem gleichen Grunde Nora ihre allerschwächste Rolle. Man hat viel davon gesprochen, daß es sich bei ihr allerdings nicht um die Nora Ibsens handele, sondern um eine andere, italienische und in mancher Hinsicht durch ihre Italienisierung verständlicher gewordene Nora. Andere behaupteten wieder, sogar die Nora Ibsens sei ihnen nun erst verständlich geworden, denn Frau Duse habe sie nicht verändert, sondern nur mit leiser genialer Hand aus dem Abstrakt-Gedachten in das Naturwahre hinein verbessert. Nun, das Eine wäre zweifellos so berechtigt und anerkennenswert wie das Andere, aber ich habe von Beiden nichts gesehen, weder von einer deutschen noch von einer italienischen, weder von einer Ibsen'schen noch von einer Duse'schen Nora. Denn mir schien gerade das zu fehlen, was am meisten gerühmt wurde und von einer Duse-Nora überhaupt erst zu sprechen erlauben würde: nämlich das einheitliche Herausgestalten der Rolle aus einer festen, in der Stimmung des Ganzen durchgeführten, Auffassung. Man hatte gesagt und geschrieben, diese einheitliche Auffassung beruhe bei der Duse auf dem energischen Betonen eines kraftvollen, leidenschaftlich erregbaren Temperaments, das einerseits jede Unbesonnenheit und Extravaganz erklärlich mache, andererseits aber auch das selbständige Auftreten in der großen Schlußszene vorbereite. Nun besitzt aber die Duse-Nora im ganzen ersten Akt, — in diesem Akt impulsivster Lebensheiterkeit — überhaupt kein Temperament. Man glaubt keinen Augenblick an ihren Frohsinn, er kommt dermaßen passiv aus ihr heraus, daß man ihn bereits von vorn herein für jenes blos angenommene Spiel hält, mit welchem sie später ihren Seelenzustand zu maskiren sucht. Man glaubt ihn nur eins: daß sie bereits die Mutter von drei Kindern ist, und man wundert sich, daß sie etwas so Unverständiges, wie eine Namensfälschung, hat begehen können. Im zweiten Akt, mit dem Aufkommen von Angst und hülfloser Erwartung steigert sich die Wirkung des Spiels, aber ich finde, daß die Art, in der dies geschieht, dem Nora-Charakter nicht entspricht, — auch dem Charakter nicht, welcher der Duse-Auffassung zu Grunde liegen soll. Denn wieder überwiegt das Passive; es ist weniger die leidenschaftliche Erregung des zwar zitternden, aber doch auf's Höchste gespannten und zum Aeußersten entschlossenen Weibes darin, als ein ängstliches, ratloses Leiden, das in der Furcht vor den Folgen der begangenen That, hier und da einen fast weinerlichen Ton erhält. Am stärksten fällt dies beim Beginn des letzten Aktes auf, wo eigentlich die ganze Steigerung bis zur Schlußszene fortfällt, — die ganze Entwicklung von der wilden Angst bis zum raschen Entschluß in den Worten: „Jetzt sollst Du Deine Briefe lesen!" In beinah apathischer Gleichgültigkeit sitzt Nora da, fast gleich einer Zuschauerin unter den andern Zuschauern, bis sie zum Schlußeffekt aufgerufen wird. Aber nach allem diesem Vorhergehenden erwartet man nichts weniger als einen solchen Schlußeffekt und erscheint mir derselbe so schlecht wie nur möglich mit dem Anfang in Uebereinstimmung gebracht; wenigstens kenne ich keine Darstellungsweise, bei welcher die Nora-Emanzipation unbegreiflicher bliebe als hier. Angesichts einer originellen, vielleicht fremdartigen, aber doch einheitlich geschlossenen Durchführung der Gestalt würde man willig von derjenigen Vermittelung zwischen Anfang und Ende absehen, welche meiner Meinung nach der Dichter selbst an die Hand gibt, welche aber wohl immer der Vorzug einer germanischen Nora vor jeder andern bleiben wird. Diese Vermitte-

lung liegt im Traumhaften, Sinnigen und Sehnsüchtigen, das Nora's scheinbar kindische Fröhlichkeit in sich birgt, — sie liegt, kurz ausgedrückt, in den Worten: „Im Grunde ist es doch herrlich, so das Wunderbare zu erwarten!" Es ist hier der Fall, was im wirklichen Menschenleben so oft vorkommt, daß nämlich der wahre Schlüssel zum Charakter eines Menschen weniger in seiner nach außen hin sichtbar werdenden Lebensführung zu suchen ist, als in einem stummen Traum und Glauben seiner Seele, von dessen tiefem Ernst alles Frohe und Heitere des Alltagslebens erst seinen Glanz empfängt. Nicht nur im Geheimnis der Wechselfälschung und dem, was damit zusammenhängt, besteht das Heimlich-Verborgene von Nora's eigentlichem Innenleben, sondern es liegt viel tiefer, in jener kindlichen Wunderhoffnung, die ihre Lebenshoffnung ist und sie ganz allein zu den Handlungen ihrer Liebe und ihrer Thorheit antreibt, — sie ganz allein endlich auch von dem Manne losreißt. Daher ist eine echte Nora schwer zu denken ohne den erwartungsvollen Stimmungszauber, ohne die Weihnachts-Poesie, die über ihrer ganzen Gestalt ruht und in den ersten Szenen nicht minder, wie in den letzten von ihr ausgehen und den äußeren Ereignissen ihre einheitliche Beleuchtung geben muß. Aber selbst dann, wenn man diese Auffassung nicht teilt, bleibt es ein Fehler, den Schlußakt dermaßen stimmungslos und in so harter Prosa wiederzugeben, wie Frau Duse thut. Denn Alles was Nora dabei spricht, sagt man in einer so groben ehelichen Zankszene nicht, und es gehört schon neben dem Nichtverstehen des Italienischen, eine sehr mangelhafte Kenntnis des deutschen Textes dazu, um das ganz zu übersehen und sich einfach am Realismus einer Gardinenpredigt auf der Bühne harmlos zu ergötzen. Vor allen Dingen wird aber durch diesen scheinbar realistischen Prosa-Ton die ganze Szene keineswegs besser erklärt, denn die wirkliche Nora bleibt auch noch am Schluß viel naiver, weicher, kindhafter, viel entsprechender der Nora vom Anfang, als diese fertig-überlegene, verstandesgeübte, keifende Frau, der man es wahrlich nicht ansieht, daß sie im Kampf einer ungeheuren Wehmut mit einer ungeheuren Enttäuschung, spricht: „ich werde gewiß noch oft an Dich und die Kinder denken müssen!" und daß sie dabei auf ein vernichtetes Leben zurückblickt. Besonders bezeichnend war eine kleine Aenderung am Schluß — übrigens eine von vielen, denn ganze Szenen sind weggelassen oder um charakteristische Stellen gebracht worden. Wie Nora fortgeht und Helmer sie beschwört, ihm das Eine zu sagen, wodurch sie vielleicht doch noch einmal zu einander kommen könnten, da entgegnet sie ihm: sie müßten sich alle Beide so vollständig verändern, — „daß daß Zusammenleben zwischen uns eine Ehe werden könnte." Wohl glaubt sie an dies Wunderbarste selbst nicht mehr, aber alles was sie gehofft hat, liegt in den paar Worten. Frau Duse ließ sie fort; auf die drängende Frage und Bitte des Mannes folgte nur noch ein leichter, verächtlicher Schlag mit dem Shawl, den sie trägt. Das Ende eines Zankes. —

Schade, daß sich der Nora nicht noch eine Reihe wirklich bedeutender Dichtergestalten angeschlossen haben, über deren Wiedergabe sich ernsthafter streiten läßt als über die Wiedergabe Sardou'scher oder Dumas'scher Figuren. Nur noch eine echte Dichtung folgte, — und sie wurde der Duse Meisterdichtung. So verfehlt, meinem Gefühl nach, ihre Nora gewesen, so gewaltig war ihre Santuzza. Man glaubt es gern, daß Frau Duse die Santuzza-Gestalt der Cavalleria rusticana dramatisch geschaffen hat. Gegen dieses Stück italienisches Wirklichkeitsleben stach die sonst vortreffliche deutsche Aufführung ab wie eine blasse, schlechte Copie. Hier kam auch das Ensemble der italienischen Truppe plötzlich zum ersten Mal wahrhaft vollendet zur Geltung, während bis dahin nur der ausgezeichnete Partner der Duse, Herr Andó, die Aufmerksamkeit fesselte, sobald man Zeit gefunden, etwas anderes zu beachten und auf sich wirken zu lassen, als die Duse selbst. Am wundervollsten erschien es mir, wie in der lebensvollen, lebenathmenden Wechselwirkung dieses Ensembles die Santuzza sich unmerklich zu verlieren und wie ein Ton in dem Ganzen zu verklingen scheint, während sie in Wahrheit den Grundton

der Dichtung erst angibt und ihn hindurchklingen läßt bis in die kleinste Episode und in fortreißender Steigerung bis an das tragische Ende. Das Drama in seiner packenden Kraft und Kürze wirkte dadurch zu gleicher Zeit poesievoll wie ein Gedicht und erschütternd gleich einem persönlichen Erlebnis, das uns überkommt um unvergessen zu bleiben. Es gehörte wesentlich dazu, daß die Santuzza, welche man sich leicht als eine Verkörperung eifersüchtiger Wildheit und leidenschaftlicher Rachsucht denkt und auch so dargestellt findet, in das „Duse'sche" übersetzt wurde, — was für mich bedeutet: in das absolut Leidensvolle, in die Dulderin, das verlassene und getretene Weib, das sich Mutter fühlt und dessen Racheakt eine That besinnungsloser Angst und Verzweiflung ist. Als die Schmerzensreiche, die unendlich Leidende und unendlich Rührende behalten wir Santuzza auf immer in der Erinnerung, — als die leidende Creatur als solche, die sich hülflos aufbäumt, um dennoch einst in Hoffnungslosigkeit zu sterben. Alle großen Einzelwirkungen dieser Art, durch welche Frau Duse in den übrigen Schauspielen so tief ergreift, verschwinden neben der Gewalt und der Wahrheit ihres Santuzza-Bildes, das weder von dem romantischen Zug der sterbenden Camelien-Dame etwas hat, noch auch von der absichtlichen Prosa des Nora-Schlusses, sondern anstatt jener Romantik einen Realismus und anstatt jener Prosa eine Poesie, wie sie nur die Natur selbst in so unbegreiflicher und überzeugender Mischung hervorbringt.

Es berührte im ersten Augenblick unangenehm, nach diesem Eindruck den Vorhang sich noch einmal heben zu sehen, um Goldoni's Locandiera zu zeigen, — allerdings in einer Zierlichkeit feinster Detailmalerei, wie sie Frau Duse kaum bei einer anderen ihrer heiteren Rollenpartieen angewandt hat und wie sie in jenen alten Zeiten nicht übertroffen worden sein kann, als noch Caroline Bauer und Charlotte von Hagn die schöne scherzende Gastwirthin am kgl. Schauspielhaus vorführten. Es war eine Zusammenstellung von Kontrasten, die sicherlich für ein außerordentliches Verwandlungstalent der Künstlerin spricht, welche an demselben Abend neben dem tragisch Menschlichen das spielend Kokette so bezaubernd darzustellen wußte. Neben den blassen Schmerzenszügen der armen Santuzza, dieses hübsch roth geschminkte mit drei niedlichen Schönflästerchen versehene Schelmengesicht der lustigen Mirandolina, die in ihrem amüsanten Reifrockputz zwischen ihren genasführten weißgepuderten Kavalieren eine Komödie in der Komödie zum Besten gibt. Neben der ungeschminkten Natur, die ihr innerstes Weh entblößt, diese täuschende Kunst der heiteren Verstellung, — die Schauspielkunst durch den Schein zu überzeugen und zu bethören. Der Kontrast war so groß, daß, im starken Nachklingen des vorhergehenden Eindrucks, mir darüber zu Sinn wurde, als schiede sich hier in beinahe symbolischer Weise Naturwirkung und Kunstwirkung, — als ständen hier nebeneinander die Duse, welche wirkt, wie das Leben selbst, das leidensvolle Leben, das man schweigend anschaut und in sich aufnimmt, und die andere Duse, die man man lobt und beurteilt und der gegenüber ich zugleich mit Bewunderung und Enttäuschung empfunden hatte: „welch' eine Schauspielerin! aber nur eine Schauspielerin!" Etwas von der Ironie, mit welcher Mirandolina sich von ihrer Umgebung applaudieren läßt, weil diese die wechselnden Bilder ihres spielenden Uebermutes für Ernst nimmt, schien symbolisch daraus zu sprechen, — als verriete hinter der Maske ein schwermütiger Santuzza-Blick: „das Leid, das wirkliche menschliche Leid, das habe ich Euch vorgelebt, — alles Andere war Kunst, Mirandolina-Kunst, — nur gespielte Naturwahrheit auf der Bühne."

Von Hermann Bahr und seiner Bücherei.

Von **Felix Hollaender.**

I.

Vielleicht ist über niemanden so sehr geschimpft worden in den Blättern und Blättchen, in den Kaffeehäusern und an den Biertischen wie über Hermann Bahr. Jeder kleinste scribifax, dem irgend eine Fatalität eine Zeitungsfeder in die Hand drückte, dürfte mit ebensoviel Unkenntnis wie Unverfrorenheit gläubigen Lesern mitteilen, wie unten durch dieser Kerl sei, ein Marktschreier, Poseur und Prestidigitateur, wie er schlimmer kaum ersonnen werden könnte.

Es gehörte beinahe eine Portion Mut dazu, anderer Meinung zu sein und in aller Bescheidenheit und allem Vorbehalt abweichender Meinung Ausdruck zu geben. Mir wenigstens ist es des öfteren passiert, daß man mich mißtrauisch von der Seite ansah, wenn ich für diesen eigentümlichen Künstler eintrat. Man gab mir freilich in Gesprächen regelmäßig zu, daß er entschieden mehr könne als viele, viele andere, daß er ohne Zweifel einer der interessantesten Burschen sei, die in deutscher Zunge schrieben — aber man hütete sich das, worüber man mit einem Händedruck und versöhnlichen Lächeln sich verständigte, auch drucken zu lassen. Ich habe oft darüber nachgedacht, warum eigentlich Bahr, der ein wirklich lieber Kerl ist, Kavalier im kleinsten Zug, bei seinen lieben Zunftgenossen und braven Landsleuten im Norden und im Süden so sehr in Ungnaden steht. Ich glaube, das liegt an folgendem: Dieser Künstler hat die Stirn, Talent zu besitzen und den Mut ferner, sich noch lange nicht für abgeschlossen zu halten, so oft es ihn kitzelt, seine Meinungen wie verbrauchte Kleider von sich zu werfen. Was aber bei ihm am meisten zu öffentlichem Aergernis Anlaß bot, was die Grammatiker ihm nie verzeihen konnten, das war sein Ehrgeiz, mit allen Zweifeln und sehnsüchtigen Wünschen nach einem eigenen Stil zu suchen.

Ich gestehe, daß darin eine gewisse Vermessenheit liegt, und ich begreife vollständig, daß unseren lieben Herrn solch' Unterfangen wider die Principien läuft.

II.

Der Fall Bahr dünkt mich zu kompliciert, als daß ich es anf mich nehmen wollte, ihn auf drei oder vier Seiten freien Bühnenformats zur Lösung zu bringen. Den Psychologen von Fach aber könnte es reizen, ihn in sublimer Analyse „klipp und klar" zu legen.

Es ist eigentlich eine verzwickte Künstlergeschichte voll heimlicher Leiden, abstruser Posen und tragischer Farcen.

An irgend einer Stelle — im Grunde ist es mißlich, den Zaratustrasänger zu citieren, heute, wo die Zeitungsschreiber wie die Marder über ihn hergefallen sind — an irgend einer Stelle spricht dieser Zauberkünstler von den Masken jener Menschen, die höhere Kulturen darstellen, von ihren Lüsten und Begierden, sich unkenntlich zu machen, von der Scham ihrer Seele, die sich niemandem erschließen möchte. Vielleicht ist dieser Passus zur Psychologie Hermann Bahrs nicht unwichtig, vielleicht ist es nicht allzu paradox, wenn ich sage, daß am Ende all' sein Posieren nichts als Pose ist, nur der hilflose Ausdruck einer gequälten Künstlerseele, die mit in sich gekehrten, bangen Blicken forscht und forscht und die Wurzeln ihrer Persönlichkeit freizulegen sich müht. Und wenn darin nur ein Körnchen Wahrheit läge, so würden seine verzweifelten Reiterkunstückchen, seine perversen Ideen, sein höhnischer Selbstspott, seine cynische Frauenbetrachtung in ihre letzten Bestandteile aufzulösen sein und zur Physiognomie dieses Künstlers ganz andere Züge liefern als seine freundlichen Beurteiler anzunehmen gewillt sind.

Von heimlichen Leiden sprach ich und deutete damit einen Konflikt an, der Hermann Bahr, seit ich ihn kenne, zu beherrschen scheint: sein brünstiges Suchen nach dem Neuen in Stil und Form und das Ermatten seiner Kräfte, wenn er das, was er greifbar sieht, gestalten möchte.

III.

„Er nannte selber l'oeuvre seine Biographie" — sagt Cadi, der Held der guten Schule, in Bahrs neustem Roman, wo er in einer Nebenfigur als berühmter Modemaler wieder auftritt.

Bahr schreibt in allem Selbstbiographie; aus seinen Männern, seinen Frauen, die irgend einen Gedanken, irgend eine Lebens-Anschauung aussprechen, lugt er hervor, dessen Subjektivismus sich niemals zurückdrängen läßt, weder von seinem Stoffe noch von seinen einzelnen Personen.

So glaube ich, daß man zu gutem Recht den Satz auf ihn selbst beziehen darf, auf ihn, der in manchen Zügen frappante Aehnlichkeit aufweist mit Claudius aus dem l'oeuvre, jenem Roman, der in seiner Totalität ein erschreckendes Spiegelbild heutiger Zustände wiedergiebt, als spielte er auf deutschem Boden und hätte unsere lieben deutschen Jungen zu Modellen. Wenn diese ganze Periode erst einmal einer späteren nüchternen Betrachtung standhalten wird, dann erst wird man erkennen, wie viele sich seine Mittel angeeignet haben, wie schlaue Kompromißler seine Eigenart verwässert haben.

IV.

Worin liegt nun Bahrs Eigenart, und ist es überhaupt möglich aus dem, was er bisher geleistet, eine Individualität zu folgern? Er hat eigentlich in unsicheren Experimenten alles gethan, die Beantwortung dieser Frage zu erschweren. Um seinen Entwickelungsgang zu begreifen, scheint es notwendig, auf die Jahre seines Werdens mit ein paar flüchtigen Strichen zurückzugehen.

Als ein junger Bursche, der nach „Sensationen" dürstete, kam er auf die Wiener Universität. Er schlug sich tüchtig herum, schwelgte in Deutschtümelei und erhielt schließlich wegen allzu großen Freiheitsdrang den Laufpaß. Dann ging's nach Berlin, wo er sehr ernsthaft politische Oekonomie studierte, im Seminar des gescheiten Adolf Wagner wirkliche Anregungen erfuhr und

ganz konsequent in dem üppigen Aufwuchern der jüdischen Plutokratie eine ernsthafte Gefahr erblickte. Er sah in dem Antisemitismus eine moderne ethische Bewegung, der ein für den jungen Politiker weittragender Gedanke zu Grunde lag. Und mit einem jugendlichen Eifer und ungestümen Drang, der ihm gar nicht übel zu Gesichte stand, sprach er vor gereiften Männern seine grünen Katheder-Ueberzeugungen aus von Judenfressern par excellence. Aber viel zu weitblickend, viel zu schillernd und viel zu sehr Künstler, um in dieser faden und brutalen Rolle lange auszuhalten, wandelte sich der Antisemit folgerichtig zu einem Socialisten, für den der Rassenhaß nur etwas künstlich Angezüchtetes war, das in dem Augenblick fallen mußte, wo eine neue, große Idee seinen hungernden Sinnen Nahrung gab. Und doch hätte der Gedanke eines utopistischen Weltbildes ihn allein kaum reizen können: was ihn zum Parteimann machte, war die neue Lage, die zum Widerspruch herausforderte, die Sensationen schuf — um mich eines Bahrschen Ausdruckes zu bedienen — und feineren Köpfen seelische und geistige Probleme gab, an die man sich klammern konnte, in einer Zeit der Stagnation und Dürre. So konnte nichts dem jungen Stürmer, der unter jähen Impressionen zwischen Hegels Dialektik und Bebels Zukunftsträumen etwas bedenklich balancierte, gelegener kommen, als Herrn Schäffle's Schrift von der Aussichtslosigkeit des Socialismus, der er in einer Broschüre mit viel Humor und Schlagfertigkeit die Einsichtslosigkeit ihres Autors gegenüberstellte.

In socialistischen Kreisen wurde man damals auf ihn aufmerksam, und gern zog man ihn zu jenen vertrauten Kneipabenden, wo zwischen Alkohol und Cigarrendunst die zeitbewegende Frage, ich glaube in der Stunde der Gespenster, gelöst zu werden pflegte.

Ungefähr um dieselbe Zeit traten seine künstlerischen Ambitionen hervor, Dramen, die dem neuen Gedanken Ausdruck geben sollten, entstanden — Werke, in denen mehr der Socialkritiker als der Künstler zu Worte kam, in einer irren, stammelnden Sprache, abstrakt im Gedanken, unreif in der Gestaltung, ganz unter dem Einfluß Ibsens und doch die Spuren einer Persönlichkeit weisend, auf deren Werden man gespannt sein durfte. Mit seinem Drama „Die große Sünde," schließt diese Epoche für ihn ab; ihr bewegender Gedanke hatte ungefähr drei Jahre seinen unruhigen Nerven zu schaffen gemacht, jetzt hat er ihn ausgeschöpft, ist mit ihm fertig und wirft ihn, wie einen Ballast, von sich, etwas müde und gelangweilt von diesen spitzen, ökonomischen Theorien, übersatt von diesen üppigen Phantasiegemälden. Mit einem süffisanten innerlichen Lächeln und einer Verbeugung verschwindet „Genosse" Bahr aus der deutschen Reichshauptstadt, deren emporgeschwindelte Größe, deren Parvenüallüren und Stillosigkeit ihn im Grunde immer angewidert und verletzt haben. Der fin de siècle-Sozialist und Kulturgigerl sehnt sich nach Tradition, nach jener Kultur und jenem verfeinerten Geschmack, wie er sich im Laufe von Jahrhunderten in Frankreich, oder besser gesagt in Paris, ausgebildet und entwickelt hat. Was für ihn sein Pariser Aufenthalt bedeutet hat, läßt sich kaum in ein paar Sätzen oder Formeln ausdrücken. Er hat auf seinen ganzen Menschen einfach revolutionär gewirkt. Denn hier fand der suchende Künstler eine Welt, die er in sich aufsaugen wollte, eine Kunst, die ihn berauschte, Vorbilder, die ihn in die Ekstase versetzten, an die er sich mit einer innerlichen Kraft anschloß, daß er beinahe in Gefahr geriet, seine ganze werdende Persönlichkeit aufzugeben, jede eigene Marke ein-

zubüßen. Er fand hier die großen Sucher und die großen Könner; und mit dem jäh erwachten Ehrgeiz einer Künstlerseele, durch all die Impressionen in Aufruhr versetzt, beginnt er nach eigener Sprache und eigenem Stil zu ringen.

Die Pariser Stagione reift ihn nach zwei Richtungen. Er wird zum glänzenden Feuilletonisten, d. h. er lauscht den Franzosen ihre lächelnd frohe Charme ab, er bildet sich an ihren geschmeidigen Formen, an der beweglichen Anmut ihres Ausdruckes — nicht als ein äußerlicher Anempfinder, der die Ticks des Handwerks in sich aufnimmt, sondern weil seinem südlichen Temperament dieser hallische Ton verwandt ist, reiche konsonante Vibrationen hervorruft. Er beschäftigt sich naturgemäß mit litterarischer Kritik. Aber eine viel zu persönliche Natur, um einen nüchternen Beurteiler abzugeben, wird er da, wo eine Idividualität seiner empfänglichen Art entgegenkommt, sie mit genialischem Instinkt bis in ihre Letztheit auflösen, in all' ihre Finessen eindringen mit seinem jähen Enthusiasmus, andrerseits ihm fremdem Wesen und Stoffe gegenüber von einer Bornirtheit sein, wie sie eben nur dem Künstler eigentümlich ist.

Jedes dieser kleinen Feuilletons aber weist seine „Note;" sie sind nach Form und Inhalt so subtil, so andächtig gearbeitet, daß sie mit wenigen Ausnahmen als kleine Kabinetstücke ciselirter Rede gelten dürfen. Unter tändelnder Grazie welch' erlesener Geschmack, welch' eine Summe treu anhänglichen Künstlerfleißes, durchbildeten Verständnisses und ebenso eigenartiger wie anregender Gedanken. Ich weiß, daß die Korrekten bei uns im Lande, die cum laude ihre Weisheit testiert bekamen, diese probaten Schüler eingelernter Formeln, nnd im Chor mit ihnen ein paar ethische Advokaten und moralistische Medici, etliche Schnitzer in diesen seinen Essays entdeckt haben, aber ich weiß ebenso sicher, daß dieser querköpfige, übermütige Sprudelgast auch in seinen Irrtümern anregender und produktiver gewesen ist, als diese flachen Stirnen, hinter denen niemals ein eigener Gedanke wuchs.

In drei Bänden*) — um dies gleich hier zusammenzufassen, denn bis auf den heutigen Tag hat er seine künstlerischen Erlebnisse gewissenhaft gebucht, — sind seine Kritiken gesammelt. Sie geben nach dieser Richtung hin die konsequente Entwickelung eines Mannes wieder, der seinen Zeitgenossen des öfteren eine lächerliche Erscheinung bot, weil er ihnen immer eine gute Strecke voraus war, sich immer schon in einer neuen Phase bewegte, während sie selber noch am Alten kauten. Aber merkwürdig, mein lächerlicher Freund hat fast in allen Dingen Recht behalten, dieser Kunstakrobat von „übermorgen," der die Ueberwindung des Naturalismus predigte und den Spott gestrenger Herrn auf sich lud, fand heimliche Anhänger, und auf einmal hieß es, daß sich die tiefer empfindenden Künstler von der Einseitigkeit eines brutalen Naturalismus, von seinen Plattitüden abgestoßen fühlen müßten.

Wenn Hermann Bahr als Feuilletonist und Kritiker von der Seine aus bestimmende Formulare und Farben empfing, ohne durch solch gravirenden Einfluß seiner besonderen Art verlustig zu gehen, so ist dem schaffenden Künstler die Pariser Luft geradezu gefährlich geworden. Sein nervös gesteigertes, ästhetisches Empfinden, das ihn bei dem entsetzlich niedrigen Stande deutscher Kritik, die jeder Perspektive ermangelt, weit über seine Zunftgenossen

*) Zur Kritik der Moderne. Die Ueberwindung des Naturalismus. Als zweite Reihe zur K. d. M. Dokumente. Als dritte Reihe z. K. d. M.

hob, lähmte auf der anderen Seite sein dichterisches Vermögen. Grobianisch ausgedrückt: während er als Kritiker mit seiltänzerischer Sicherheit voraneilte, wünschte er auch den Dichter in seinem Können so hellseherisch, wie seinen persönlichsten Beurteiler. Hieraus ergiebt sich eine tragische Konsequenz: je tiefer er in seiner kritischen Erkenntnis drang, desto heftiger trieb es ihn in nervöser Hast von Experiment zu Experiment, desto weniger gelangte er zu ruhiger und reifer Entwickelung seiner Persönlichkeit. Allzu schroff stehen sich gegenüber der betrachtende, nachempfindende Kritiker, der mit höchster Empfänglichkeit fein organisierter Nerven das Große in den großen Kunstwerken zu erkennen vermag, und der gestaltende Künstler, der sich aufreibt an dem Widerspruche zwischen Wollen und Können. So sah man überall Triebe und Keime und fast nirgends Früchte. Immer schweben ihm die großen Muster vor, denen er es gleichthun möchte, und weil er allzuviel von sich verlangt, zu sehr sich an seine Götter klammert, vermag er so wenig Eigenes zu geben. Als Stilist drängt seine Sehnsucht zu Flaubert und den Goncourt, als Psycholog jagt er Bourget's Künsten nach, und für den Ausdruck paßlicher Triebe fühlt er sich Barrès hochmütiger Seele in demselben Maße nahe, wie sein Gefühlsleben in Baudelaires farbensatter Wollust und sein Mysticismus in Maeterlincks Symbolen schwelgt. Nimmt man dazu noch eine ganz bestimmte Dosis Huysmans und etwas von dem heiligen Dreigestirn Stirner-Nietzsche-Strindberg, so sind die Muster gegeben, die unserem Jongleur und Wundermann allzusehr die Sinne wirrten.

Und nun lese man „Die gute Schule" — „Fin dè siècle" — und „Die Mutter," diese frech geniale, tollkühne Tragödie der Geschlechtsverwirrungen, und man wird Bahr's Meister wiederfinden allesamt. Aber schon in dieser Periode erkennt man nicht nur den Discipel, der seine Lehrer übertrumpft, in regen Jugendvorstellungen Sphinx-Problemen nachtüftelt, sondern eine ausgesprochene Eigenart, die nie und nirgends sich erlernen läßt, die seinem Wesen eingewurzelt und angeboren ist — ich meine seinen köstlichen, österreichischen Humor. Und weil er — und das ist keine unwichtige Glosse zur kritischen Analyse Bahrs — zu den Künstlern gehört, die ihrer ganzen Anlage nach immer und immer wieder auf sexuelle Probleme stoßen, äußert sich vornehmlich hier seine Göttergabe. Man könnte sagen, es giebt bei ihm einen gewissen sexuellen, fein durchsiebten Humor, der mit dem feilen Cynismus der Zote nichts gemein hat und doch seinem Umfange nach und seiner Methode nach gelegentlich auch zur bewußten Darstellung derselben gelangen kann.

Ich erinnere mich noch lebhaft einer Winternacht, wo ich ihn eine gute Strecke Wegs begleitete, und wir über das und das zwanglos plauderten, bis wir plötzlich vor seiner Hausthür angelangt waren. Am folgenden Tage schon wollte er Berlin verlassen, und so stieg ich mit ihm hinauf, um dem köstlichsten und sprudelndsten Erzähler, der mir je begegnet ist, noch ein paar Stunden zuzuhören. Die Bücherkiste war bereits gepackt — aber da am Fußboden lagen noch einige Reste, die der Emballage harrten und hier in einem Winkel etwas unordentlich und nachlässig das Manuskript der „guten Schule." Ich weiß nicht, wie es kam, aber auf einmal ließ ich einen moralistischen Sermon vom Stapel und fragte ihn, warum er nicht „er" sein wolle. Er lachte etwas spöttisch auf, leise, kaum hörbar, die Mundwinkel ein wenig schief herabgezogen, an seiner Virginia kauend.

Ich ließ mich nicht einschüchtern. „Sehen Sie, wenn es da in Ihrer

„guten Schule“ nach all den französischen Finessen nicht ein paar wundervolle Stellen gäbe, wo sie mit Ihrem eigensten Humor und Ihrem warmblütigen österreichischen Temperament hervortreten, an dem ganzen Dinge wäre nichts gelegen.“

Seit der Nacht sind wohl zwei Jahre ins Land gezogen und nach einer lustigen Bummelfahrt ins russische Reich, wo er uns Deutschen die Duse entdeckte und in einem formvollendeten kleinen Kunstwerk malte, ist er ein seßhafter Mann geworden. Er blieb in Wien und entdeckte sich Wien. Er beguckte von allen Seiten die heilige Donaustadt und fand zu seinem Erstaunen ein überaus merkwürdiges Terrain, einen alten Kulturboden, auf dem die verschiedensten Rassen sich gekreuzt, um jenen seltsamen Menschenschlag, den wir schlechtweg Wiener nennen, hervorzubringen.

Und hier auf österreichischem Boden, von Linz bis Wien, sind seine letzten drei Arbeiten entstanden, die eine neue Periode seines Werdens wiedergeben: „Die häusliche Frau“ — der Roman „Neben der Liebe“ — und sein Novellenbuch „Dora.“ Trügen nicht alle Zeichen, so hat Bahr damit den Weg gefunden, auf den ihn seine ganze Eigenart früher oder später drängen mußte, das Erdreich, wo die Wurzeln seiner Persönlichkeit liegen. Daß ein so problematischer Künstler wie er durch irgend eine Kaprice, oder wenn man will durch einen Geniestreich, sich zwischen durch zu einem tollen Reitersprung, der alle Voraussetzungen über den Haufen wirft, veranlaßt sehen könnte, braucht gewiß nicht erst umständlich eingeschaltet zu werden.

Mir aber will es scheinen, als ob der Sturm und Braus mit allen seinen wirren und phantastischen Ideen hinter ihm liegt. Sein Wollen ist begrenzter, enger geworden, zu bewußtem Kompromiß geneigt — sein Können dagegen hat an Rundung und künstlerischer Geschlossenheit in einem Grade zugenommen, der für einen naiven Beurteiler erstaunlich sein muß.

Alle drei Werke behandeln das Verhältnis des Mannes zum Weibe, sind rein sexuelle Bücher, wie sie in Deutschland und Oesterreich von keinem Anderen, wie ihm, geschrieben werden können; sie bewegen sich auf einer Skala des geschlechtlichen Humors, der von der Farce bis zur Tragik reicht und, nimmt man die Novelle vom kleinen Fräulein hinzu, selbst für die subtilsten Regungen Töne und Zeichen hat. Ueberall tritt der Viveur auf, der ein tolles Leben hinter sich hat und gerade deshalb moralistischen Anwandlungen zugänglich ist, über die der Verfasser in eigener Person mit einer gewissen Wehmut sich lustig macht. Der Liebhaber spielt im Grunde jedesmal eine traurige Rolle, deren Komik der Lächerlichkeit ihm selber klar wird. Wie ein Leitmotiv zieht sich der Gedanke durch: Was seid ihr Männer letzten Endes eigentlich für Schafsköpfe, die ihr die Frauen nie begreifen werdet, gehörnte Tölpel, oder überempfindsame Patrone, brutale Vergewaltiger, oder kecke Galans — in jedem Falle aber eurer ganzen derben Struktur nach im geschlechtlichen Kampfe den Weibern gegenüber von fataler Inferiorität.

Wenn das Lustspiel „Die häusliche Frau“ einen sehr deutlichen Uebergang bildet, so weisen der Roman und das Novellenbuch bei aller Verschiedenheit einen innerlichen Zusammenhang auf und scheiden sich von allem, was Bahr bisher geschrieben hat, durch ihr österreichisches Kolorit. Auch der Fernstehende hat die Empfindung: das sind Gestalten und Anschauungen, wie sie nur aus dem spezifisch Wienerischen hervorgehen konnten.

Es gibt Werke, deren Echtheit man erproben kann, dadurch, daß man sie nicht von dem Schauplatz trennen kann, den der Autor ihnen gewiesen. Das Experiment auf diese beiden Bücher angewandt, dürfte doch so manchen von der Innerlichkeit unseres „Prestidigitateurs" überzeugen.

Der Roman behandelt das Problem der unbefriedigten Frau, sofern ich seinen intimsten Gedanken erfaßt habe. Er hat den Lesern dieser Zeitschrift vorgelegen, so daß ein jeder, wenn diese Zeilen vorliegen, sich sein eigenes Urteil gebildet haben kann. Er ist sehr geistreich und stellenweise von diskreter Lyrik, voll psychologischer Glossen und stilistischer Finessen. Es ist in dem sehnsüchtigen Wunsch geschrieben, mit allen Mitteln naturalistischer Technik den weichsten Stimmungen Ausdruck zu geben und in seiner Psychologie erlesene Farben und einzige Töne zu finden. Aller Grobianismus sollte gemieden werden — galt es doch als letztes Ziel, den „Salon" zu schildern in der Auffassung, wie sie etwa den Goncourts vorgeschwebt hat.

Ich glaube nicht, daß Hermann Bahr dies Ziel erreicht hat. Er ist gescheitert, entweder weil für die gestellte Aufgabe seine Gestaltungskraft nicht ausreichte, oder aber, und das ist mir das Wahrscheinlichere, weil seine Persönlichkeit zu aufdringlich hervortrat. Gewiß, er hat all' die Menschen, die er schildert, gesehen, oder, was ja ebensoviel bedeuten will, innerlich erlebt, aber er gab jeder einzelnen eine solche Zuthat seines Geistreichtums, daß er alle Unterschiede der Charakteristik verwischte, und man im Rahmen der Dichtung allzu oft an seine Esprit gewürzten Feuilletons erinnert wurde. Das einige Nebenfiguren plastisch genug hervortreten, um manchen guten Jungen vom Café Grievsteidl her in Verblüffung zu bringen, läßt diesen Kardinalfehler des Werkes nur um so empfindlicher hervortreten.

Wenn hier meine Bedenken erregt wurden, so ist es mir besondere Freude gewesen, in Bahr's letztem Werke, seinem Novellenbuche „Dora", auch das zu finden, was mir sein Roman nicht geben konnte.

Die Dora und die Schneiderin sind für mich psycholochische Novellen, wie wir sie in Deutschland einfach noch nicht gehabt haben, frei von jeder Sentimentalität, von einem sexuellen Humor, der hoch über der Situation steht.

Ich weiß bei uns Niemanden, der nach diesem Büchlein sich mit Bahr messen könnte; in Oesterreich käme nur noch Arthur Schnitzler in Betracht. Bahr hat sich hier eine Spezialität geschaffen, in der er geradezu einzig ist. Alles ist Gestaltung und alles ist Humor, und ein Humor, der bis in die letzte Seelenschicht zu dringen weiß. Wie in der Dora dieser Erzgalan — um aus der Fülle nur ein Beispiel herauszugreifen, — in reinster, zarter Bräutigamsstimmung geschildert wird, gerade als er zum so und so vielten Male zur Geliebten fährt und seinen Jugendfreund betrügt — das ist einfach von klassischem Witz.

Ich will von diesen beiden Novellen nichts erzählen — ich will niemandem die Freude verringern; ich weiß, daß einige Moralisten entrüstet sein werden und etliche Kritiker und Prinzipienreiter französische Einflüsse wittern werden.

Aber wer Wien auch nur ganz, ganz flüchtig kennt und wer vor allem in der französischen Litteratur nur etwas Bescheid weiß, der wird in diesem ohne Fleiß und Schweiß mit erstaunlicher Virtuosität und Grazie hingeworfenen Novellen die ganze Eigenart eines Künstlers erblicken, der ein Büchlein geschaffen, das ihm, nur ihm gehört. Hermann Bahr hat seinen

Kompromiß geschlossen, das ist mir ganz unzweifelhaft; er ist einigermaßen über das Experiment hinausgewachsen, nachdem er die Grenzen seines Könnens gezogen sah. Aber sein Kompromiß ist ein guter Kompromiß und ein ehrlicher Kompromiß. Denn wer so viel an sich gearbeitet, wer so unermüdlich, wie er gesucht hat, der ist ein Künstler ein für alle Mal.

Würdelos.

Heil den geistlichen Herren zu Benediktbeuren! Sie haben inmitten der würdevoll litterarischen Schätze, die sie aufhäuften, die höchst respektlosen Ergüsse der fahrenden Goliase aufbewahrt. Abseits vom Anger zwar, wo die ehrlichen Leute liegen, die mit riesigem Bemühen die dicken frommen Folianten vollgeschrieben haben, hat man den armen Schelmen, die als Wanderjournalisten ihre Carmina sangen, ein Winkelasyl gewährt. Dem Lumpengesindel gebührte aber auch nur ein heimlicher Versteck. Das war ganz in der Ordnung. An einer eisernen Kette befestigte man die losen Kinder der mittelalterlichen Zeitungsschreiber, die sich so wenig aus der Welt wie aus sich selber machten; und manch dicker und manch dünner Mönch wird sich heimlich nach dem stillen Versteck fortgestohlen haben, um über den Einfällen des Golias auf ein Weilchen seine allerrespektabelste Würde zu vergessen. Friedlich und schön und demütig war es gerade nicht immer, was der würdelose Golias zu sagen wußte. Er lebte und wandelte außer den Reihen der Respektablen und darum verschonte er sie nicht. Er fluchte, wenn es ihn fror und heulte und biß, wenn man ihn prügelte. Er wußte, daß ihm Zeit seines Lebens kein weiches Federbette bestimmt war und das gab ihm seine freie, seine reiche, seine prächtige Keckheit. Er spottete seines Wohlthäters, der ihm einen zerschlissenen Mantel spendete und führte, diesen seinen Mantel redend ein: „Wenn ich nur nicht kahl wie Jakob, wenn rauh, wie Esau wäre.“ Wie durfte der Golias damals nach undankbar sein und man nahm ihm seine Undankbarkeit gar nicht so übel! Die wäre ihm heute schlimmer bekommen. Mit der Respektabilität in unseren Tagen ist nicht zu spaßen. Wehe dem, der ihr eine lange Nase dreht. Sie hat ein allzu zärtliches Gewissen; und selbst Frau Lina Morgenstern, die hochberühmte Gründerin der Volksküche, und die Erbauer der Wärmehallen werden erbittert, wenn man ihre Seligmacherei nicht selig preist und ihren Kleister Kleister, ihre schale Suppe schale Suppe nennt. Der Wicht, der vornehme Mission so verkennen kann! Der Golias, dem eben noch der Pfaffe einen Labetrunk gewährt hatte, durfte über denselben Pfaffen noch die Geißel schwingen und in seinem Carmen ihn anrufen: Dieses ist des Worts Bewahrer; der verteilt des Heiles Spende. Bei der Concubine war er, zum Altar hebt er die Hände! Kein Corpsgeist aber erhob sich wider ihn, um ihn niederzuschlagen. Kein Richter schleppte ihn vors Tribunal. Kein Kläger und kein Nebenkläger und kein Anwalt wiesen auf ihn hin, wie man auf den Schelm hinweist; aus seinem Lebenswandel wurde ihm

kein Verbrechen gemacht. Niemand schalt ihn einen Bettelredakteur; niemand warf ihm vor, daß er auf der Gasse einmal sich in trunkenem Zustand hatte sehen lassen, der Unmensch, und Niemand zieh ihn des Verbrechens, daß er einmal ein herrenloses Gänslein auf dem Felde erraffte.

Die Carmina burana, die Goliasgesänge von Benediktbeuren wareu innerhalb der Klostermauern vergraben, sie waren Museumskunst. Ausgestorben schier, für die Museen reif ist der Schlag des Golias geworden. Wer hätte noch den Muth Ulrich Huttens, auf die Frage nach Amt und Würden stolz zu antworten: Nemo sum, ich bin der Niemand! Wenn heute ein Dichter selbst den Schmok seligen Angedenkens anschauen wollte, wie wäre sein Bild verwandelt! Wohin wäre die Demut des Geknechteten geschwunden! Wohin die rührsame Naivetät des armseligen Schluckers! Er ränge nach Autorität. Er drängte sich zu den Thüren der Minister vor. Er horchte hin zu Scholz oder Miquel! Er prägte, was er an Weisheit geschöpft, als selbstbewußter Vertreter der Blätter sofort in Scheidemünze um. Dreißig Nickelstücke geben am Ende auch einen Thaler und wenn er nur über feierliche Beerdigungen zu berichten hätte oder über Beleuchtungsproben bei neuen Sehenswürdigkeiten der Residenz, er würde sich als Teil der Macht, als Machtfaktor fühlen, trotzig, vordringlich, der Mann von Ansehen und Würde.

Im Roman Bel Ami von Maupassant geht der Lokalredacteur Georges Duroy im Boulogner Gehölz spazieren. Die vornehme Welt von Paris hält ihren Corso ab. Carosse reiht sich an Carosse und Duroy mustert ihre Insassen. Als gewiegter Lokalreporter kennt er Jeden. Er kennt die Staatsmänner und die Deputirten und die schweren Zeitungsverleger. Er kennt ihre Ehefrauen und ihre Dirnen, und so oft ein bestochener Schuft vor ihm vorüberfährt, da wogt es in ihm, dem robusten Sohn eines robusten Bauerngeschlechtes auf: Sieh da, der Lump in Amt und Würden! und Held Duroy wird von galligem Neid übermannt. Er hats ja weit gebracht. Er ist Lokalredakteur an einem gefürchteten Blatt. Aber er wirds noch weiter bringen, in der Lumperei und in der Würde. Was haben sie voraus vor ihm, die da glücklich herumstolzieren und sich und die Welt betrügen? Hat er nicht die Faust zum dreinschlagen, die Ellenbogen sich zu rühren, die durstigen Organe der Genußfähigkeit und den korrekten Gesellschaftsanzug, wie sie? Wer fragt denn wie einer geworden, wenn er geworden? Höchstens tuschelt man hinter dem Rücken der Mächtigen, und so beschaffen ist das Wesen äußeren Ansehens, daß, wie der Lügner schließlich seinen Lügen traut, der Angesehene redlich auf sein Ansehen schwört und jeden als Verläumder anfährt, der seine morsche Majestät dreist bekrittelt.

Ei, wer ein Golias wäre, wie der Archipoeta war. Wie möchte er in seiner vaganten Herrlichkeit aufjubeln wenn er sähe, wie die hohlen Götzen zusammenpurzeln daß die Scherben weit umherfliegen. Georges Duroy ist am Ende, wie alle weltschlauen Leute, ein kurzsichtiger Mann. Die Begier berauscht die Sinne; nnd jeder ist nicht ein so nüchterner und dreifach gesiebter Spitzbube, wie Herr Cornelius Herz, der Mann mit der romanhaften Vergangenheit. Die Anderen, wenn sie zu Würden gekommen sind, pflegen sich in ihre Respektabilität zu verlieben. Cornelius Herz gleicht dem Herrn, der das Lokal verläßt ehe er hinausgeworfen wird. So hat er's gehalten all seine Lebtage, so hält er's heute. Kein Mensch weiß woher er kam, kein Mensch weiß wohin er geht, er selber weiß nur, daß er allzeit fröhlich ist.

Der kleine fette Mann ist dem „Glück“ vielleich minder gierig und temperamentvoll nachgerannt, als die andern, und die Metze ist ihm entgegengeeilt. Er hat sich als Kurpfuscher in Amerika versucht und als eine Zeitung in einer Liste von Kurpfuschern seinen Namen brachte, da steckte er lächelnd den Schimpf ein, muckte nicht weiter, nahm seinen Abenteurerstab und zog fürbaß von dann. In sich selber war der Mann wol niemals verliebt. Auf seinen Fahrten, auf denen er sich in Geduld übte, kam er nach Paris. Mit der scharfen Witterung eines Kuttengeiers für alle Verwesungsgerüche fand er sich hier bald zurecht. Ich will Euch einmal eine Räubergeschichte erzählen, heißt es in der Offenbach'schen Operette: Die „Banditen.“ Erzähle! antwortet die Bande ihrem Führer; und der Führer erzählt seine Geschichte in fünf Worten. „Es war einmal ein Banquier“. Der Erzähler schweigt. „Was weiter!“ dringt die aufhorchende Schaar in ihn. „Nun, es war einmal ein Banquier“, erwiedert der gelassen. Aus den Gründerjahren, als das napoleonische Regiment dem wüstesten Mammonismus verfallen war, stammt dieser witzige Cynismus. Der Mammonismus ist ein viel gewichtigerer Herr, als die Potentaten und Präsidenten zusammengenommen. Herr Cornelius Herz, ergab sich seinen Diensten und wurde ein Finanzgenie. Der Mann, über dessen Abkunft und Vergangenheit man nur mit Achselzucken sprach, wurde ein kleiner Gewaltiger dieser Erde. Wenn die Auguren untereinander waren, durfte Herr Herz dem Banquier Reinach oder gar einer noch viel angeseheneren Persönlichkeit vertraulich auf den Bauch tippen. Herr Herz bekam sogar Ehrenkreuze und hohe Orden. Aber er trat kaum damit allzuoft vor dem Spiegel. Als ein smartmann machte er von dem Brimiborium klugen Gebrauch. Für ihn war es Köder für die Menge, die von den Mysterien der Eingeweihten nichts zu wissen braucht. In seiner Brust wohnten durchaus nicht zwei Seelen. Er war sich seiner Gemeinheit wol bewußt und verlangte keineswegs krampfhaft darnach, sie zu verbergen. Ihm war so der Zwiespalt erspart, der manches Abenteurers Schicksal tragisch zu umdüstern vermag. Eine Position behaupten? Wozu? Ein Herz macht sich den Ehrencodex Fallstaffs zu nutze und nicht einmal die Pistole Sommerfelds rührt er an. Ein glatter Bursche, ohne Abenteurergröße, ohne liebenswürdigen Anstand, und selbst wenn Spiegelberg'sche Schwindelphantastik andere erfaßt hat, berechnet er nüchtern den Profit, den er dabei herausschlagen kann und geht, wenn das Spiel zu Ende, ruhig lächelnd seiner Wege. Dazu stimmt es, was man von ihm erzählt. Er kennt keine großen Passionen er feiert keine prahlerischen Orgien, er hält sich keine kostspieligen Mätressen vor der Welt. Das der Mann, der eine so klägliche Hauptrolle in dem revolutionirenden Drama spielt, das man den Panamaskandal nennt. Gewiß, es werden sich die trüben Wässer, die aufgerührt wurden, auch wieder verlaufen. Es hat der große Hypnotiseur gefehlt, der den fiebernden Massen als Herakles, berufen, die Stallarbeit mit eisernem Besen zu verrichten, hätte erscheinen können. Das Bedürfnis der bürgerlichen Menge, das unterwürfig nach großer Respektabilität auslugt, während es zugleich ängstlich und eifersüchtig darüber wacht, daß seine ehrsame Schneider- oder Krämerwürde nicht nach unten hin verwischt werde, hat diesmal keine Stillung gefunden, so schwer es auch darnach gestöhnt haben mag. Die heutigen Führer der Republik, die so viel Opfer echter sittlicher Wolanständigkeit gebracht haben, um die

verstauchte Würde der Republik neu in Stand zu setzen, werden sich wol bald wieder in stolze Positur setzen und, wie jener „berühmte" Polizeihauptmann nach dem Brand des Ringtheaters in Wien, auszurufen: Alles ist gerettet. Der despektirliche Golias aber, der trotz der feierlichen Versicherungen sein höhnisches Gelächter aufschlagen würde und der dabei bliebe, daß auch das „neue republikanische Personal" und wenn es selbst Catone in seiner Mitte hätte, die wuchernde Corruption aus dem Leib der mammonistischen Republik nicht verdrängen werde, wird für eine Weile wieder nicht gehört werden.

Die Pariser Vorgänge haben den heimischen Götzen der Respektabilität nicht wenig zum Schwellen gebracht. Wo der stammbaumreine Arier sich so würdevoll erhaben dünkt über alle Racen dieser Erde, wo der verdienstloseste Mann wenigstens über das Geschenk seiner Abstammung sich blähen darf, zumal wenn ihm das Geschick zugefallen, seßhaft auf seiner Scholle zu bleiben, da darf man sich zum wenigsten verwundern, daß das Herrlichkeitsbewußtsein im Kurse steigt. Ob unter dem alten Kurs, ob unter dem neuen; es ist dasselbe. Der diktatorische Geist im alten, der caesarische im neuen, beide sind einem Stufenbau förderlich, auf dessen einzelnen Stufen sich die Reputierlichen aller Art festsetzen. Heroenkultur schafft naturgemäß allerlei kleinliche Heldenhaftigkeit. Es bilden sich Ausgewählte der Race, sie pachten die mannhafte Ritterlichkeit; es wird ein überwiegend großes geistiges Interesse den Heeresfragen zugewandt nnd so wird, im Brennpunkt aller Aufmerksamkeit, jeder, der im Heer mehr als das gemeine dienende Glied ist, zu gesteigertem Würdebewußtsein erzogen. So setzt es sich fort durch Stände und Berufsarten, überall trennend, nie verbindend. Wer da ein skeptischer Beobachter bleibt, und wer wie Schlemihl seinen Schatten, seine Respektabilität verloren hat, dem könnte es bald so ergehn, wie es dem Thersites unter den homerischen Helden erging. Man schalt ihn einen keifenden Taugenichts, einen nichtsnutzigen Verläumder und Kannegießer und gab ihm obendrein einen Buckel, den der wirkliche Thersites vielleicht nicht einmal besaß. Ist ja doch selbst in Kreisen der sogenannten geistigen Elite der Sinn für Reputirlichkeit so sehr ausgeprägt, daß man nicht selten zum Lächeln hierüber hingerissen wird. Um Kleinigkeiten prozessiert man; wenn irgend ein obskurer X die Leuchte Y angreift, Z muß zur Wahrung seiner verletzten Würde zum Richter rennen. Ganze Korporationen wachen mit Argusaugen darüber, daß nur ja kein Zeitungsblatt etwas gegen die Reputierlichkeit des Vereins bringe; und hätte der Zeitungsschreiber selbst im Kerne Recht, sein formales Unrecht wenigstens muß der Racker büßen. Dann das mitleidige Herabsehen auf Andersgläubige, das Bedauern der Produktiven über die Arbeit der Urproduktiven. Als ob jeder, der dicke Bücher schreibt, schon ein schöpferischer Geist, ein selbständiger Denker, ein witziger Kopf wäre. Grillparzer war es, der in gehobenem Selbstgefühl von sich ausrufen durfte: Gottlob, ich habe nie einen Artikel für den Tagesbedarf geschrieben. Ich habe ihn nie schreiben gemußt, hätte er hinzufügen sollen. Was ein Grillparzer in der Vollreife seines Lebens und Schaffens gesagt hat, das sollte man von jüngsten Produzenten nicht hören. Es klingt manchmal zu possierlich. Man blättert Bücher durch, ehe man auf eine selbständige Wendung, den Ausfluß einer originellen Persönlichkeit stößt und doch soll man, weil eben „seßhafte Arbeit" geleistet wurde, sich in Ehrfurcht vor dem Produktiven verbeugen? Scheer Dich zum Teufel! Was suchst Du unter uns Produktiven, Du erbärmlicher Golias

Du! so predigt unwillig mancher winzige Heiland der Kunst, der vielleicht sich niemals auswachsen wird. Aber man muß was auf sich halten. Hoch die Respektabilität, dreimal hoch der Corps- und Zunftgeist.

Hat man doch in der letzten Zeit so gewissermaßen ein Normalgesundheitsamt für die Zunft geistiger Arbeiter schaffen wollen und Max Nordau in Paris ist sein Prophet. Noch sehe ich den würdigen Mann vor mir, wie er vor ein paar Jahren in einer Zünftlerversammlung auftrat und zum Heil des Schrifttums eine lange, lange Rede hielt. Man merkte es ihm ordentlich an, als er sich erhob, das ist ein Mann von Gewichtigkeit, der jetzt das Wort ergreift. Und er begann zu reden, vom blinden Seher Tiresias an bis auf die neueste Zeit; er sprach in ewig gleicher Pathetik und in einem so selbstgefälligen Ton, daß ihn jeder Schulmeister sehr wohl darum hätte beneiden können. Kein Schreiner je hätte ein solches Loblied auf die Kunst der Schreiner ersinnen können, wenn die Schreiner zufällig getagt hätten, als Herr Nordau zu ersinnen verstand, als die deutschen Schriftsteller in Berlin tagten. Wer sich darnach nicht um ein paar Zoll gehoben fühlte, das muß ein jämmerlicher Hundsfott gewesen sein oder er hatte es verdient, aus der ruhmreichen Zunft der Bücher- nud Zeitungsschreiber mit Schimpf verwiesen zu werden. Daß ein Mann, der von der ungeheuren Wichtigkeit seiner selbst so durchdrungen ist, wie Herr Nordau, sich ganz vorzüglich zum Pfaffen das würdereichen Philistertums eignet, das stolz ist auf seinen common sense, ist leicht begreiflich. Mit dem weisen Lächeln des Ueberlegenen, das ihn so wohl kleidet, mustert nun Herr Nordau die Produktiven an geistiger Arbeit in unsern Tagen, und als getreuester Typus des Spießbürgertums, mag es sich stark konservativ, mag es sich freigeistig geberden, sieht er es jedem Ding gleich an, ob es heilig ist, ob verrückt. Was man nicht versteht, was excentrisch, oder auch nur auffällig vorkommt, das nennt man einfach degeneriert, wahnsinnig. Mein Gott, an Symptomen ist die Welt so reich, irgend welche werden auf jeden Fall passen. Wenn Arne Garborg beispielsweise seinen Helden in den „Müden Seelen" zu viel Cognac trinken läßt, und wenn dieser müde, zerrüttete Mann endlich inbrünstig im Pietismus Stütze nnd Anker sucht, so lassen nach Nordau's genialer Auffassung sehr wohl die Indizien des Selbstbekenntnisses sich daraus konstruieren. Schlagt ihn tot, den sehnsüchtig mystischen Garborg, er ist kein Freigeist. Bürger, hört ihr, Bürger, er ist kein Freigeist und kennt nicht einmal das A.B.C-buch des freigeistigen Normalmenschen Max Nordau. Nun könnte man diesem Wütrich Nordau vorhalten: Ja lieber Freund, dieser Garborg ist im Grunde genommen eine robuste Natur; sein Buch ist aus der Anschauung der Außenwelt geboren und durchaus keinem Selbstbekenntnis ähnlich. Da wird der biedere Nordau mit schlau ironischem Lächeln erwiedern: Das kennen wir. Diese Ausrede der Dekadenten, dieses Verquicken nnd Vermischen seines Ichs mit einem fremden, das eben macht's ja, das ist das Hauptsymptom der Entartung. Siehe Lombroso Anekdotensammlung, Seite 104 Max Nordau ist doch, Gott sei Dank, ein Normalmensch. Er schläft seine sieben Stunden im Tage und ruhig gehen seine Athemzüge. Er sitzt über seinem Schreibtisch und orgelt sein regelmäßiges Pensum ab und hütet sich sorgsam vor allen Excessen. Und wenn er sie abschlachtet der Reihe nach: Naturalisten, Dekadenten, Symbolisten, Phantasten und wie sie sich nennen mögen, so thut er's mit nüchterner Wissenschaftlichkeit. Sieht denn ein nor-

maler Mensch Traumgesichte am hellen Tag? Verdichten sich ihm Visionen zu Gestalten? Ist so etwas jemals Herrn Nordau passirt? Schon die Weltflucht der Einzelnen ist verdächtig. Da haust Graf Tolstoi einsam wie ein scheues Wild, Arne Garborg baut sich ein Blockhaus in nordischer Einöde und Gerhart Hauptmann verkriecht sich in Schreiberhau, fünfzehnhundert Fuß über dem Seespiegel? Können diese Leutchen nicht in Großstädten leben mit ihren prächtig eingerichteten Gedankenfabriken, und in traulichster Gemeinschaft mit so vielen Tausenden und abertausenden freigeistiger Normalmenschen? Herr Nordau nämlich gehört zu den geistigen Koryphäen, die ganz genau wissen, wie bei sozialen Umänderungen ein Geist der verflachenden Uniformirungen die Individualitäten ersticken werde. Davon, daß seine Weisheit auf geistige Uniformirung hinausläuft, davon merkt der Brave nichts. Schade, daß Herr Nordau in Paris sitzt; eigentlich verdiente er Bürger von Berlin zu heißen. Sein Geist ist dem Berlinischen common sense so nah verwandt. Ihm geht es so häufig, wie es dem skeptischen Berliner Ehepaar erging, das eines Sonntags die Wunder des zoologischen Gartens sich besah. Die Leutchen waren zum ersten Mal in ihrem Leben hinausgewandert und ein Nashorn draußen machte ihnen vielen Spaß. Nur mochten sie sich von der Echtheit des Horns nicht überzeugen. Solche „Abnormität" trauten sie der Schöpfung nicht zu. Also kamen sie zu dem Schluß: Kennen wir. Das mit dem Horn ist fauler Zauber. Das Horn ist dem Tier einfach aufgeklebt. — Ueber solchen Schwindel entrüstet, trollte das Ehepaar brummig von dannen.

Das ist fauler Zauber! Wie oft tröstet sich damit selbst in der hohen Politik das gekränkte Würdebewußtsein. Als der Ahlwardtianismus ungeahnte Siege errang, da ertönte es im Chorus der Stolzen: Unser Volkskörper ist gesund. Er wird den Ahlwardtianismus, der ihm angeflogen ist, bald ausgestoßen haben. Ein wohlfeiles Trostsprüchlein. Der Trost wird aber nicht vorhalten. Wir werden vielleicht in wenigen Wochen schon eine Machtprobe erleben, wenn die Militärvorlage, die einschneidendste unter allen aktuellen politischen Fragen, zur Auflösung des gegenwärtigen Reichstags führt. Der Kaiser in der Art des Machtbewußtseins, die ihm eigentümlich ist, wird seinen Verheißungen vom Neujahrstage wohl die Erfüllung folgen lassen; dann wird es sich zeigen, ob die dumpfe soziale Unbefriedigung, die den Ahlwardtianismus erzeugt hat, die den Gefangenen von Plötzensee zum Nationalheros stempelt, nach dem man Straßen tauft, auf den man Lieder singt, dem zu Ehren man Märsche komponirt, von den Massen, die haltlos zwischen Bourgeoisie und Sozialdemokratie schweben, gewichen ist oder nicht. Den respektablen Herrn, die gar so ängstlich um den Ruf Deutschlands besorgt thun, dürfte da noch manche Enttäuschung blühen.

Das friedliche Intermezzo, das die Weihnachtsferien in den politischen Tageskämpfen bedeuten, ist nun vorüber. Bemerkenswert war es in dieser Zeit, wie es durch die konventionellsten Phrasen hindurch, mit denen nach klebrigem Gewohnheitsrecht eine Feiertagsstimmung eingeläutet wird, so sehr gedrückt erklang. Ueberall in den Blättern traurige Melodieen. Die wohlangesehendsten Nachtmützen führten einen bänglichen Tanz auf, und sie haben Grund dazu. An winzigsten Dingen offenbart sich mitunter die lebendigste Volksstimmung in einer Deutlichkeit, die beklemmt und erschrecken läßt. Man verzeihe mir, wenn ich ganz respektlos in eine Tingeltangelbude führe. Oh, könnte ich die

Herren von der ethischen Gesellschaft, die Sittenreformer und Puristen aller Art dahin geleiten! Der niedere, dumpfige, rauchgeschwängerte Saal, in dem die weißen Gasflammen wie mit bläulich-trüben Wolken umhüllt sind! Der schmale, tiefe Raum eine Zeit lang Tag für Tag dichtgefüllt mit einem Publikum, das sich aus mannigfaltigsten Berufszweigen ergänzt. Elegante Müßiggänger in glänzenden Cylinderhüten sind des Ulks wegen gekommen. Söhne der Besitzenden mit ihren Bräuten für den Tag oder die Woche, Kleinbürger und Bürgerinnen mit der herzhaften Lust sich zu amüsieren und zu lachen, armselige Schneiderinnen mit ihren Schätzen, Arbeitern und Kommis, das Einerlei ihres Tagewerks hat in ihre Mienen einen Zug gleichmäßiger Verdrossenheit eingegraben, der nur mählig entflieht, und dazwischen die aufgeschminkte, aufgedonnerte Flitterpracht beutehungriger Dirnen. Immer feuchter, schwüler ist die Atmosphäre geworden und da kommt das Zugstück des Abends, die Parodie „Die Trockenwohner" dran. Es ist im Americantheater, dessen festeste Säule immer noch der Zotenreißer Bendix ist, der seit ein paar Jahrzehnten schon seine Popularität als urkomischer mit jener Würde trägt, die sich ihres Wertes uud ihres Verdienstes wohl bewußt ist. Herr Oskar Wagner ist der Schöpfer der Parodie von den Trockenwohnern. Auch er ist ein höchst respektabler Herr vom Typus Max Nordau. Auch ihn wurmte die Fäulnis in den moderngeistigen Bewegungen. Auch ihn ließ es nicht schlafen, daß die Blüthe des geistigen Lebens unserer Tage so angefressen sich darstelle, das unsere Literaten so viel Mißmut, so viel angehäuften Jammer, so viel schlimme Aussaat um sich emporschießen sehen; und das Alles ist doch nicht wahr und das Leben ist doch gar zu appetitlich und eine Kunst, die was auf sich hält, wird die Gemüter im reinlichen Aether spazieren führen. Also wollte auch Herr Wagner nach dem Maß seiner Kraft den trüben Blick bannen. Die schlottrigen Gespenster sollte helles, gellendes Lachen in die Ecken verjagen, und so schrieb er seine Parodie gegen die schlimmen Naturalisten, die mit ihrer Elendmalerei angeblich das Elend wecken und den Weltekel großziehen. Herr Oskar Wagner aber war der Neunmalweise. Was er als parodistisch befreiende That ansah, das nimmt sein „gemischtes" Publikum für blutigen Ernst. Die grausamste Zerrüttung der Familie, jedes Familienmitglied, der Trunkenbold von Vater, Mutter, Sohn und Tochter ein egoistisches Raubtier für sich, die ganze Familie in der neuen Kellerwohnung nur aneinandergekettet durch gemeinsame äußere Not; und diese Schilderung wirkt nicht, wie eine lügenhafte Fratze al fresco gemalt. Nein, die Schilderung schreckt nicht. Sie berührt einen erheblichen Teil des Publikums verwandt, vertraut; sie erscheint ihm nicht allzufern dem wirklichen Erdboden entrückt. Das Lachen klingt nicht wie das Lachen, das man der grotesken Excentricität zollt; und wenn dann zum Schluß die Familie der Trockenwohner gepfändet wird und der Gerichtsvollzieher den Säugling in der Kommode mitschleppt und dabei den berlinisch-sarkastischen Spruch äußert: „Man nimmt die Zeiten wie sie sind, und die Menschen, wat se haben," wenn diesem Zerrbild noch ein brausendes, verständnisinniges Gelächter folgt, dann hat das Zeichen von Amusement einen wehmütig-schneidenden Beiklang. Dann klingt es aus dem Beifallsgejohle wie eine schrille Anklage hervor; dann wird der parodistisch gemeinte Ulk in bitteren Ernst verwandelt, dann wird dieser kleine Lebensausschnitt aus einer muffigen, räuchrigen Tingeltangelbude zu einem Bild von typischer Bedeutung aufgebaut und ich möchte die Würdevollen nicht

beneiden um die grelle Beleuchtung, in der sie dastehen. Sie, die Weltkinder, die Freigeistigen, die gesunden Normalmenschen, die regelmäßige Verdauung haben, und ohne Narkotica ruhig schlafen; denn auf Erden sei es lange nicht so übel und Notgespenster, gährende Unzufriedenheit und brutale Folgekrankheiten der Kriege wurzelten nicht in unsern Seelen; das sei ein Spuk, der vorüberhuscht; nur nicht graulich machen. Und ihnen antwortet das würdeloseste Gelächter der Menge in symphonischen Akkorden, in dem heißen, stickigen Brodem eines Tingeltangels!

Heil den geistlichen Herren zu Benediktbeuren! Sie haben getreulich aufbewahrt, was der würdelose Golias sang, wie er segnete und fluchte, wie er in dürftigen Lappen der Herold weltlicher Größe war und wie er streitbar auftrat gegen pfäffische Respektabilität. Er, der abseits von den Pfaden trabte, die zu behaglichen Heimstätten führen, und der den Zigeunern, in Lenau's Gedicht gleicht, die das Leben verfiedeln, verpaffen und nicht achten. Und ein Golias, der Erzpoet, fand den Mut des Würdelosen und stimmte in dröhnenden Tönen seine Generalbeichte an. Einzelne Verse davon sind Erbgut unserer Studentenschaft geworden, aber die Erben sind der Erbschaft nicht wert. Geschniegelte, neudeutsche Herrchen, rationalistische Geister voller Respektabilität, die frohe Aussicht auf Beamten- und Gelehrtenwürden und gesichertes Brot im Gemüte; so heben sie den Gesang des Erzpoeten an, dessen innerliche Wehmut sie über seiner Ausgelassenheit nicht einmal begreifen:

„Meum est propositum
In taberna mori!“

L. Schönhoff.

„Mala vita“ und „Pagliacci.“

Von

Max Marschalk.

In der „Mala vita“ des Umberto Giordano, Text von N. Daspuro, giebt sich ein Höhepunkt der mit der „Cavalleria“ inaugurierten neuitalienischen Opernepoche, die unter dem Zeichen eines unverdauten „verismo“ steht. Denn hätten sie ihn verdaut, die jungen Italiener, hätten sie nicht unternommen, so den saftarmen Trieb der alten Oper mit unreifen verismo-Augen zu veredeln. Auf gescheiterte Okulierungsversuche deuten alle diese neuen Opern, wofern die Versuche als Züchtungsresultat eine volle, schönformige, duftreiche Blüthe, resp. eine saftige, schmackhafte, wurmfreie Frucht bezweckten. Mag die Forderung, daß der moderne schaffende Künstler der Kunstwissenschaft nicht entraten darf, auf den absoluten Musiker, den Meister im Spiel tönender Formen, keinen Bezug haben: der Schöpfer eines musikalischen Dramas, in dem Worte und Gebärde und Ton zum gleichen Zweck vereinigt werden, darf kein Ignotus sein in allgemein und speziell musikalisch-aesthetischen Dingen. Die jungen Italiener aesthetisieren nicht viel, sie schaffen naiv drauf los. Daß Mascagni das Verga'sche Drama zum Operntext sich ummodeln ließ, geschah rein willkürlich, rein zufällig. Erst der eminente Erfolg, den die Oper hatte, förderte das Schlagwort: „Moderne realistische Oper“ auf die Tagesordnung. Weiß der Himmel, welchem unklaren Kopf diese Be-

zeichnung zuerst entsprang, vielleicht ist sie auch nach Art mancher Seuchen an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit aufgekommen. Mascagni hat mit seiner Cavalleria nichts besonderes sagen wollen, er dürfte sich, soweit man seine Persönlichkeit aus seinen Werken, Thaten und vereinzelten Expektorationen erfassen kann, sogar blutwenig um Begriffe wie „verismo" ꝛc., um moderne und modernste Kunstanschauungen und Bewegungen gekümmert haben. Thatsächlich hat er nach der Cavalleria noch zwei moderne Stoffe zur Opernkomposition gewählt, nämlich „Freund Fritz" und „Die Rantzau". Beide ohne dramatische Handlung, in ihrer Trockenheit und Stimmungslosigkeit für musikalische Verwerthung gänzlich ungeeignet. Dann kommen Sprünge: „Ratcliff" und „Nero" — da haben wir die alte Meyerbeer-Oper, deren Struktur schon die als Neuthat verschrieene „Cavalleria" nicht verleugnen konnte. Also der reine Zufall läßt ein modernes realistisches Drama durch einen durchaus naiv schaffenden Komponisten in eine Oper verwandelt werden, der Erfolg, den das Werk hat aufgrund von Eigenschaften, die außerhalb der Modernität des gewählten Stoffes liegen, der Erfolg, der nicht zum kleinsten Teil auf eine außerordentliche Inscenesetzung seitens des geschäftskundigen und das Publikum durchschauenden Verlegers zurückzuführen ist, intendiert eine neue Epoche, reizt ein halbes Dutzend junger Talente, auch den Versuch zu wagen. Es sind denkende Leute unter ihnen, die sich eines Zieles bewußt sind, aber sie kommen mit ihrer ganzen unzweifelhaften Intelligenz über einen gewissen Kreis nicht hinaus, sie leiden unter dem Bann einer falschen Voraussetzung. Dem Glauben an die Möglichkeit, zwei Dinge zu vereinigen, die sich niemals vereinigen können: die Musik und das, was wir heute mit Naturalismus bezeichnen. Sie fühlen es nicht, daß durch den unüberwindlichen Kontrast zwischen Stoff und Behandlung wahrhafte Parodieen entstehen müssen. Nur die wirklich hervorragende Leistung der Bellincioni hat es zuwege gebracht, daß „Mala vita" trotz des ernsten künstlerischen Strebens, das aus dem Werke spricht, nicht glatt abgelehnt wurde. Der Stoff ist ein so krasser und so jeglichen musikalischen Inhaltes bar, daß seine Wahl zu einer Oper einem Jeden als evidenter Irrtum erscheinen müßte. Insofern bedeutet „Mala vita" einen Höhepunkt, als der Komponist die weitesten Konsequenzen zieht, den für musikalische Verwendung bisher unerhörtesten Stoff benutzt.

Kleiner Platz in Neapel, links im Vordergrunde ein einstöckiges Haus, ein Bordell, grad über ein Palast, eine Kneipe ꝛc. — Im Hintergrunde ein Christus am Kreuze. Das ist die Scenerie des ersten und dritten Aktes der Oper, oder des Melodrama, wie es Giordano nennt.

Vito Amante ist totkrank, schwindsüchtig und rückenmarkleidend, und wer weiß, was ihm noch fehlt. Er hält sich kaum aufrecht, nur mit Hülfe einiger Gesellen vermag er die Bühne, den Platz zu betreten. Mit einem Gelübde wendet er sich an Christus, er werde ein gefallenes Mädchen heirathen, wenn er wieder gesund würde. Das gefallene Mädchen Christina hört durch ein geöffnetes Fenster des Bordells sein Gelübde, wirft ihm eine Rose zu und benutzt den Moment, wo sich Vito allein auf dem Platz befindet, um mit einem Kruge Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Es entspinnt sich ein Gespräch, Christina erzählt die Geschichte ihres Unglücks und Vito fragt sie schließlich, ob sie ihn heirathen würde. Sie sind sich einig und würden sich vermutlich auch heirathen, wenn nicht Amelia, die Gattin des stets betrunkenen Annetiello, Vito leidenschaftlich liebte. Sie hat seit langem ein Verhältniß mit ihm unterhalten und ist nicht gesonnen dasselbe aufzugeben. Sie bestürmt ihn, als er seinen Entschluß ihr mitteilt, und zwar so eindringlich, das der Erfolg nicht ausbleibt, und Vito beschließt, doch lieber ihr treu zu bleiben. Vorher hatte Amelia schon vergeblich versucht, Christina zu überreden von Vito zu lassen, es wäre sogar zwischen beiden Frauen um ein Haar zu Handgreiflichkeiten gekommen, wenn nicht Munzia sich ins Mittel gelegt hätte.

Die Mitteilung Vitos, daß sie von ihm lassen müsse, da er ältere Verpflichtungen habe, überliefert Christina, die ihren heißen Wunsch endlich aus

dem für sie unerträglichen Verhältnissen erlöst zu werden, nun nicht in Erfüllung gehen sieht, der Verzweiflung und dem Bordell, dem sie sich schon entronnen wähnte. Die Oper schließt damit, daß Christina auf die Bordellthüre zustürzt, heftig klopfend Einlaß begehrt und, da sich die Thür öffnet, ohnmächtig zusammenbricht.

Die tiefe Tragik, die in dem Schicksal der armen, beklagenswerten Christina liegt, und die durch die lebensvolle Gestaltung der Bellincioni ergreifenden Ausdruck fand, war imstande, über alle Bedenken im Verlaufe der Aufführung hinwegzuheben. Eine weniger geniale Darstellerin der Christina, die vielleicht auf dem Niveau der Amelia-Darstellerin, einer trefflichen aber auf falsches Gebiet gerathenen Künstlerin, stände, ein wenig altopernhaftes, nicht mal sehr arg übertriebenes Spiel sämmtlicher Mitwirkenden — und eine Parodie in frischester Leibhaftigkeit erstünde vor uns. Allerdings eine Parodie von grausiger Frivolität.

Brutalster Wirklichkeitsinhalt und wirklichkeitsfeindlichste Darstellungsform! Gegenstücke dazu sind die ungewollten Parodieen des Mittelalters, die altklassischen Heroensagen im mittelalterlichen Kostüm, und die gewollten Parodien des famosen Offenbach. Die fehlende Kongruenz zwischen Stoff und Form giebt immer ein komisches Resultat, zum Mindesten aber kein Kunstwerk.

Den stärksten Einwand muß man, neben der Verwerfung des ganzen Kunstprincipes der Malavita, gegen die Figur des Vito erheben. Seine Krankheit, die dem Zuschauer zu Beginn des ersten Aktes so überaus peinigend zu Gemüte geführt wird, ist plötzlich wie fortgeblasen. Der hüstelnde, blutspeiende Mann, der halb getragen werden muß, erscheint ohne weiteres gesund und kräftig, mit vorzüglichen andauernden Stimmmitteln versorgt. Wäre er nicht sterbenskrank, würde er nicht das Gelübe ablegen, ein gefallenes Mädchen zu heiraten, um dadurch Hoffnung und Mut auf Heilung zu erwerben. Dann wäre auf der anderen Seite die leidenschaftliche, sinnliche Liebe der Amelia zu dem Todeskandidaten unerklärlich, unnatürlich, widerlich. Für die Christina und das Gelübde wird ein aussichtslos Kranker gebraucht, für die Amelia und den intimen Umgang mit ihr ein halbwegs Gesunder, Vito hat also beides in sich zu vereinigen. Er zeigt sich uns als die Hinfälligkeit selbst und verläßt uns schließlich am Arm der geliebten Amelia, um sich den ausgelassenen Freuden des Festes in Piedigrotta hinzugeben. Die einzige Lösung dieses Rätsels wäre, daß Christus den guten Willen für die That genommen, um den geängstigten Vito durch schleunige Heilung vor seinem verzweifelten Schritt zu bewahren. Ist das „verismo?"

Die rein musikalische Physiognomie der „mala vita" ist eine entschieden sehr interessante. Ein Berliner Kritiker hat den Vergleich mit einer Wüste, die nur wenige erquickende Oasen aufweisen kann, gewählt, ein anderer hat von einem Korb gesprochen, in dem sich unter Werg und Bast einige Blumen befänden. Ich muß sagen, daß ich einen andern, vielleicht falschen Eindruck erhalten habe. Für mich hob sich nichts besonders heraus, ich fand aber keine Wüsteneien noch Werg, sondern war überall gleichmäßig interressiert durch das evident hervortretende Charakterisierungsbestreben. Giordano ist eine starke Musikerindividualität, auf dessen fernere Entwickelung man vielleicht mit größerem Recht gespannt sein darf, als auf die Mascagnis und Tascas. Es ist schwer, besonders auf Grund einer immmerhin flüchtigen Kenntnißnahme, (denn zwei- selbst dreimaliges Hören dürfte nicht genügen, einem großen, ernstgemeinten Opernwerke völlig gerecht zu werden, ein Prognostikon zu stellen. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, dürfte Giordano dazu berufen sein, kräftigen Anteil zu nehmen an der Steigerung der modernen Melodik.

Die Retterin der „Mala vita", der gute Engel Giordanos: Frau Gemma Bellincioni hat ungleich reichere Gelegenheit gehabt, ihre wunderbare Gestaltungskraft zu entfalten, als in „a sancta Lucia", deren rührseliger Schluß sie zu einer Aeußerung reiner Virtuosentechnik zwang. Als Christina bietet sie eine Leistung von überzeugender, packender Wahrheit. Es ist sonderbar, daß sich in meinem Ge-

dächtniß rein malerische Eindrücke festgesetzt haben, in einer Reihe unauslöschlicher Einzelbilder. Das blasse Weib mit dem sehnenden Blick, das aus dem Fenster hinauslauscht. Der magere Arm vorstreckt — die Hand umklammert die halb nach außen geöffnete Lade, bereit sie jeden Augenblick zu schließen.

Die schmächtige Gestalt, die über den Marktplatz schreitet — mit dem irdenen Krug, um Wasser zu schöpfen — die scheinbar auf nichts achtet, der man aber doch die ungeheure Erregung anmerkt, die brennende Sehnsucht, von dem sie beobachtenden Vito angesprochen zu werden.

Dann im Gespräch mit Amelia die verschiedenen Stadien zwischen neugieriger, beobachtender Ruhe und kampfbereiter Erregung.

Nach überwundener Erregung, nach wiedergewonnener äußerer Ruhe schlägt sie ihr ärmliches Tuch um die Schultern und macht sich zum Weggehen bereit. Ich sehe sie, wie sie das Tuch umlegen will und einen Moment zögert — das ist für mich ein festes, vollständiges, erstarrtes Bild, wie die Erinnerung an ein Gemälde.

Wie sie dem zum Feste eilenden Vito nachstarrt — regungslos — wie sie vor dem Christusbilde liegt — wie sie an die Thür pocht und schließlich zusammengebrochen daliegt, alles sind Momente von höchstem malerischen Reiz.

Wie sonderbar ferner, daß man unter dem Eindruck ihrer Persönlichkeit ganz vergißt, auf ihren Gesang als solchen zu hören. Sie ist eine Gesangskünstlerin, wie es wenige giebt, aber man muß es sich direkt vornehmen, sie auch als Sängerin zu genießen; sonst vergißt man's eben.

So entgegengesetzt dem gewohnten Primadonnentum, von dem man fast ausschließlich Genuß erwartete.

Die „Pagliacci" möchte ich in anderem Sinne als einen Höhepunkt bezeichnen als die „Mala vita". Sie sind entschieden die reifste und bedeutendste künstlerische That der jungen Italiener. Ich schließe mich durchaus dem Urteil an, daß sie seit Carmen die erste Oper bedeuten, die Bestand haben wird. Was ich vorher allgemeines über die neuitalienische Opernschule gesagt habe und was auf „Mala vita" die schärfste Anwendung erfahren muß, findet auf die „Pagliacci" nur beschränkten Bezug. Zwar ist ihr Stoff auch dem modernen Leben entnommen, das Textbuch bemerkt: Zeit und Ort der wahren Begebenheit bei Montalto in Calabrien am 15. August (Festtag) 1865. Aber die ganze Behandlung ist eine doch wesentlich andere. Der Stoff ist aller Aktualität enthoben, der Notwendigkeit seiner Beziehung zur Gegenwart entkleidet; Liebe, Neid, Haß, Eifersucht, die großen Leidenschaften der Menschen, sind in einer Weise verallgemeinert und vertieft dargestellt, daß man sich nicht an eine Zeit gebunden fühlt, die man, resp. deren Menschen man mit musikalischen Ausdrucksformen in keinen Zusammenhang bringen kann, weil sie einem zu nahe gerückt sind, womit jede Möglichkeit einer Illusion geraubt ist. Und wenn diese Möglichkeit zur Illusion, zur Vorstellung, daß die Menschen, die Gestalten die einem die Oper vorführt, sich wirklich des Gesangs als Ausdrucksmittel bedient haben, nicht durch Stoff und Stoffbehandlung gegeben ist, dann hat die Oper von vornherein überhaupt keine Lebensberechtigung. Man kann sich die Pagliacci hinrücken, wohin man mag; daß sie im Jahr 65 spielen sollen ist eben von rein nebensächlicher Bedeutung.

Die Oper beginnt mit einem kurzen, interessanten Vorspiel, während dessen plötzlich Tonio in bunter Harlekinkleidung und spitzer Mütze den Kopf durch den Vorhang steckt und einen Prolog anhebt, in dem er das Publikum auf den tieferen Sinn des Kommenden weist, auch andeutet, wie das Werk in der Seele des Dichters entstanden ist — eine Erinnerung an ein erschütterndes Erlebniß. Manches klingt etwas naiv.

Nicht die Märchen allein seien der Zweck der Kunst, auch was er wirklich sieht, schildere der Dichter. Dann erringe er der Menschen Gunst.

Aber musikalische Schönheiten bietet der Prolog eine große Fülle. Zum Schluß desselben giebt Tonio das Zeichen zum Beginn, er ruft in die Scene: „Macht fort; das Spiel kann beginnen!“ Die Scene stellt einen Festplatz dar außerhalb eines Dorfes, rechts auf der Bühne ist ein Jahrmarktstheater aufgeschlagen. „Beim Aufgang des Vorhangs mißtönende Trompetentöne, Lärm der Trommel, Schreien uud Lachen von herzueilenden Landleuten und tobenden Gassenjungen.“ Es giebt ein lustiges Bild, vom Dichter-Componisten mit den lebhaftesten Farben gemalt. Canio, der Herr der Gaukler, naht auf seinem eselbespannten kleinen Wagen, als Bajazzo verkleidet, neben ihm seine Frau Medda als Colombine. Dem Wagen voraus schreitet Beppo, der Harlekin der kleinen Komödiantentruppe, deren Taddeo (Tonio), welcher den Prolog gesprochen, verdrossen dem sich nahenden Getreibe, den johlenden, lachenden, scherzenden, den Wagen in toller Ausgelassenheit umspringenden Landleuten entgegen.

Alles schreit durcheinander, Trompetenstöße übertönen den Lärm und die große Trommel, die Canio auf dem Wagen schlägt und die Becken, mit denen ein buckliger Faxenmacher in wilden, grotesken Sprüngen dem Wagen voranhüpft. Endlich steht der Wagen mitten auf dem Platz, Canio versucht vergeblich mit seiner Stimme durchzudringen:

Dank Euch . . . ihr wißt . . .

Die Menge: Bravo! bravo! Wann fängt denn endlich das große Spektakelstück an?

Canio: So seid doch still!

Die Menge: Wie gräulich, ach hör auf, hör auf, Du machst uns taub!

Canio (sich komisch verbeugend): So hört denn mit Verlaub!

Die Menge (lachend): Seid ruhig, laßt ihn reden jetzt! Schweigt stille, hört endlich zu!

Nun kann Canio mit Emphase seine submißeste Einladung zu heute Abend punkt neun Uhr ergehen lassen, die Menge vertheilt sich allmählig, einige Bauern schleifen den Canio und den Beppo mit in die Taverne zu einem Glase Chianti, zurück bleiben Medda uud Tonio, der sich vorläufig hinter dem Jahrmarktstheater mit dem Esel zu schaffen macht. Dann lockt ihn das reizende Vogellied, das Medda singt, er tritt herzu und macht ihr eine dringliche Liebeserklärung, Medda weist ihn energisch ab, kann sich aber schließlich seiner nur dadurch erwehren, daß sie ihm einen Peitschenschlag ins Gesicht giebt. Das ist ihr Verhängniß, von nun an ist Tonio ihr Todfeind, er belauscht ein Liebesgespräch mit einem jungen Bauern Silvio und holt den Canio aus der Taverne herbei, der noch gerade bemerkt, wie Silvio von seiner Gemahlin Abschied nimmt und schnell — über eine Mauer — verschwindet. Da Canio sieht, daß der Buhle entwischt ist, stürzt er, nachdem er vergeblich seinen Namen gefordert, in blinder Wut mit dem Dolch auf Hedda. Beppo wirft sich noch rechtzeitig dazwischen und mahnt an den nahen Beginn der Vorstellung. Das Schicksal, der Beruf fordert es — fast wahnsinnig vor Wut und Schmerz, muß sich Canio in sein Bajazzokleid stecken und sich vorbereiten auf das große Spektakelstück.

Zu Beginn des zweiten Aktes sehen wir wieder dasselbe bunte, lebhafte Treiben, das Volk ist herbeigeströmt, um der großen Vorstellung beizuwohnen, man drängt sich, macht allerhand Späße, prügelt sich um die besten Plätze, wird ungeduldig, macht Skandal, trampelt mit Händen und Füßen, bis endlich ein langes, starkes Klingeln im Innern des Theaters ertönt. Die Komödie der Colombine beginnt. Es ist dieselbe Treubruchs- uud Eifersuchtstragödie, die sich jetzt auf dem kleinen Theater abspielt und die wir im ersten Akt erlebt haben. Colombine (Medda) weist den plumpen Taddeo (Tonio) ab und empfängt den muntern Harlekin (Beppo), welcher durchs Fenster zu ihr ins Zimmer steigt, Dann tritt Bajazzo (Canio) auf und sieht, wie Harlekin sich gerade zum Fenster hinausschwingt. Die folgende Eifersuchtsszene, während welcher sich Bajazzo immer

mehr vergißt, spitzt sich schließlich zur Fortsetzung und zum Schluß der am Ausgang des ersten Aktes durch die dringenden Vorbereitungen für die Vorstellung unterbrochenen Tragödie zu. Bajazzo bestürmt Colombine, den Namen zu nennen, immer rasender, bis er ganz außer sich zum Tisch stürzt und ein Dolchmesser ergreift. Colombine sucht sich vor Bajazzo ins Publikum zu retten, wird aber von ihm eingeholt. Er stößt ihr das Dolchmesser in den Rücken. Im Sterben röchelt sie den Namen „Silvio". Bei dem Namen Silvio wendet sich Cania blitzschnell um und sticht Silvio in das Herz, daß dieser lautlos niederstürzt.

Die Dichtung weist eine Fülle feiner Einzelzüge auf, scharfe Beobachtungsgabe und gesunder Humor geben sich allenthalben kund.

Der Autor des Werkes ist eine ganze Persönlichkeit, eine volle Intelligenz — als Dichter und als Komponist. Vom ersten Ton bis zum letzten: „Die Komödie ist zu Ende" fühlt man die Kraft eines starken Talentes, da giebt's nichts Gewolltes, Gequältes, Gesuchtes, Brutales, da steht Alles fest und abgeklärt und gekonnt. Die Musik ist überall fein, zerstreuend, wohlklingend, graziös, und wo die Melodie wirklich mal einen kleinen Stich ins Triviale kriegt, wird sie so lieblich umrankt von allerlei reizendem und geistvoll erfundenem Beiwerk, daß man schon ein böswilliger Trivialitätenwitterer sein muß, um darüber nicht gern hinwegzuhören.

Kaleidoskop.

Von **Hans Schliepmann.**

Selige Weihnachtsfaulheitsstimmung! Der Duft des Tannenbaumes mischt sich mit dem meiner Festtagszigarre; behaglich recke ich die Glieder auf dem Lotterbette; heut stört mich's nicht, daß aus dem Nebenzimmer die tausend unvernünftigen Liebesworte meines Weibes in das erste Krähen meines winzigen Töchterchens hineintönen, die den Weisen unverständliche natürlichste Sprache unergründlicher Mutterliebe. Auch mein Ohr genießt, während mein Auge auf Hans Thomas' „Federspielen" verweilt, dem schönsten Geschenk, das mir Freundeshand — das Wirklichkeit gewordene Ideal eines „Bauherrn" — auf den Weihnachtstisch gelegt.

Welch frischer Hauch geht von diesem Buche aus! Welche Seele kündet sich in diesen schlichten Bildern! Harmlos, am Kleinsten sich freuend, zwiespaltlos, jeder Schwingung Widerhall gebend, in ungeschminktester Natürlichkeit — ein mit Humor durchsetzter Dürer — vor allem wieder einmal ein vollsaftiger Germane! Der Dichter — Heinz, oder wie er sich glücklicherweise nur auf dem Titel nennt, Henry Thode — vermag freilich dem Zeichner nicht überall im Fluge zu folgen. Einmal sagt er's fröhlich selbst:

„Nein, Hans, Du wirfst den Ball zu hoch,
Ich kann ihn nicht mehr fangen."

Das thut aber heut meiner Stimmung keinen Eintrag; ich phantasiere mir Thomas' Gedanken gern selbst zurecht und halte es gar für einen Vorzug, daß der Poet uns noch einige eigenen Gedanken freigelassen. Daß Thode aber wirklich Poet ist, verrät er doch an manchen Stellen und gewiß auch dadurch, daß er nicht wie mit dem Jahrmarktsstock auf die Morithat zeigt, sondern den Gedankenwert für seine Kunst des Wortes aus der des Griffels eigenartig umprägt.

Und nun schweifen meine Gedanken über das Buch hinaus, das mir eine frohe Botschaft vom Leben deutscher Kunst war, und ich frage mich, ob ich meine

griesgrämliche Ueberzeugung vom Niedergange aller Kunst auch in dieser Weihnachtsstimmung durchhalten soll.

Bläulich schillernd wirbelt der Dampf meiner Zigarre empor und spaltet sich in zwei Teile, von denen der größere bald wieder den kleineren umwickelt, verschlingt. Ja, gewiß, es ist symbolisch! Von den zwei Strömen, die dem dampfenden Hirne der Menschheit entsteigen, wird der feinere, die Kunst, in dem breiteren, der socialen Gährung und Umbildung, untergehen! Es ist kein Raum für beide; des schwächeren Quelle selbst ist durch die Schlacken verstopft, die der brodelnde Strom des wirren modernen Lebens ausgeworfen hat. Die Kunst muß versiegen. Die einzelne, selbst die größte Künstlernatur vermag sie nicht neu hervorsprudeln zu lassen, wenn die Welt flach wird und versandet, wenn das Wasser des Lebens in der Volksseele fehlt. — Basta! Da liegt die Asche!

Aber heller nur glimmt die Zigarre auf. — Entglimmt ein neues Licht, sobald Asche und Schlacke der Zeit abgestoßen sind? — Ist nicht doch der Kunsttrieb, wie „Hans Gerstenkorn" in John Burn's Liede, gar nicht tot zu machen, wenn's auch die „drei Könige, reich und hehr," Mammon, Eitelkeit und Brunst, geschworen?

Und ich schließe die Augen und lasse meine künstlerischen Eindrücke der jüngsten Zeit im Geiste vorübergehen, bunt und wechselnd, wahllos in zufriedener Muße, behaglichstem Genießen, Bilder in meinem weihnachtlichen Kaleidoskop, die ich verwandle, sobald sie mich zu langweilen oder zu ärgern beginnen.

Was glänzt so blank? — So habe ich mir als Kind die Bundeslade vorgestellt! Die Cherubim mit den unmöglichen Flügelstellungen fehlen freilich. Aber eine Krone schwebt über dem Ganzen, feixend vor Gold. Darunter ein Blumenhaus, dem Glasdache nach zu urteilen: — das Haus für die Blume, für die Früchte und Früchtchen der Nation! Das Reichstagsgebäude. Feierlich schält es sich aus dem Mastenwalde seiner Rüstung — aber ach, nicht vermag man zu rufen:

„So steigst Du denn Erfüllung, schönste Tochter
Des großen Vaters, endlich zu mir nieder!"

Was ich vom Inneren bisher gesehen, schien mir höchsten Lobes wert; was jetzt vom Aeußeren zu Tage kommt, bedeutet leider doch nicht einen Schöpfungsbau, einen Mark- und Grundstein künftiger Architekturentwickelung. Man muß das Freiwerden des ganzen Bauwerkes abwarten, ehe man ein endgiltiges Urteil wagen darf; über manche Einzelheiten wird man indes schon jetzt „wundern" können, und daß der schöne Kuppelgedanke, der Wallot's Arbeit einst den Sieg eingetragen, jämmerlich verflüchtigt worden ist, sieht man leider schon jetzt. Nicht durch des Künstlers Schuld. „Ach, es war nicht meine Wahl", kann auch er klagen. Ja, mehr: die schönste, erhabenste Aufgabe moderner Baukunst ist ihm, dem wirklich großen Künstler, ganz nach echtem Künstlerschicksal zu einem Marterwege geworden, durch hochwohlweise Kommissionsbeschlüsse, hochwohlweisere Volksvertreter- und Kunstzertreterssparsamkeit und hochwohlweiseste Pendelüberzeugungen aller beider. Kuppel vorn, Kuppel inmitten, Kuppel vorn, Kuppel inmitten: wie der Wind gerade wehte. Und schließlich gab's dann eine echte sic volo-Lösung.

Klapp! Die Steinchen im Kaleidoskop verschieben sich. Die monumentale Architektur ist verschwunden; eine spekulative steigt auf. Spittelmarkt, Ecke Leipzigerstraße, Ascher und Münchow's Kaufhaus. „Wohl ein Grisebach?" fragen die etwas mit Architektur Vertrauten. Eine tüchtige Leistung, originelle Ecklösung, schöne Details, ganz in des genannten genialsten Berliner Privathausbauers Sinne. Hier uud da merkt der Kenner, daß er's mit einem Nachempfinder, nicht mit dem Meister selbst zu thun hat. Aber man ist begierig, wer denn so noch außer Grisebach zeichnen könne. Die Firma heißt — Alterthum und Zadeck.

Profit die Mahlzeit, ich verpflichte mich zu dem Beweise, daß die Herren „gekauften Ruhm" ganz nach meines Freundes Carlot Reulings „Odenwaldmärchen"-

Rezept genießen, daß sie beide nicht einmal ein Säulenkapitell zu zeichnen vermögen. Ein junger Architekt, so viel ich höre, Krause mit Namen, muß mammonunterjocht seine vorzügliche Kraft vor der echt modernen „Geschäfts"männer Ruhmeswagen spannen. „Geistiges Eigentum!" -- Ich bitte um mehr Namen, um solche „Eigentümer" anzunageln!

Ich glaube gar, ich ärgere mich da? Alltägliche Geschichte! — Klapp! Zusammengeworfen der Quark. Ich will lachen! Liebenswürdig taucht sofort die „Tante Voß" zu diesem Zwecke auf. O welchen riesigen Weihnachtsbären hat sich die liebe Dame unter das Schlummerkissen legen lassen. Urbi et orbi verkündet sie, als Weihnachtgeschenk für die Grundstücksschacherer, daß die Villenbebauung höchst verderblich sei, daß die Großstadtumgebung nur durch die Miethskaserne „saniert" werden könne. Diese Blüte abscheulichster Mammonknechtschaft — oder ist so viel Verbohrtheit wirklich ganz naiv den Kanalisationsmiasmen der Großstadt ehrlich entwachsen? — soll nicht im Tagesgetriebe untergehen; sie muß in das Herbarium einer Monatsschrift!

Ja, was läßt sich dem guten Reichshauptstädter nicht alles vormachen! Ein anderes Bild noch davon: Schwüle Teppiche, Patchouligeruch, schwere Vorhänge, blinkende Glühlichtkronen: Foyer Ronacher. Man erholt sich vom italienischen Salat aus bunten Seidenlappen und Frauenzimmerbeinen. Fröhlicher Krach! Das ist indes eigentlich nicht das Erstaunlichste, daß die Fabrikanten da wieder wie die Fliegen auf den Leim einer „feinen Gründung" gegangen. Aber da sind drei Fensternischen: rechts und links darin zwei doppelt-lebensgroße Maskenballdirnen, die geniae loci; inmitten — — die Büste des Kaisers!

Und wenn die Sittlichkeit der Polizei den frechen Deckmantel des Patriotismus diesem Asyl nicht herunterreißt: empört sich wirklich der gute Berliner nicht darüber, seinen Kaiser in solcher Gesellschaft zu sehen?

Aber der gute Berliner glaubt, fürchte ich, wirklich Anstand, Sitte und auch Kunst schon gerettet, wenn nur dem schlechten Gewissen scheinbar so eine Art obrigkeitliche Genehmigung entgegengehalten wird. „Lieb' Vaterland magst ruhig sein", wenn nur noch Moltke und Bismarck in jedem Tingeltangel hängen! Ist der Besitzer ein Kuppler oder ein Lump: was thut's so Großes? Ist er doch ein Patriot!

Giebt es wirklich noch Leute, die solche Sache milde beurteilen können und die sich mit einem „Gottlob, es steckt doch wenigstens noch Heroenkultus in diesen sonst Versumpften" trösten wollen?

Ja wohl, Heroenkultus! Fahrt nur so fort! Es ist vorzüglich pfiffig, ein dämmeriges Ideal nach dem anderen — denn im Hirne der Masse ist immer nur Dämmerndes — geschäftlich auszuschlachten! Bewunderung von Kindern und von Affen — — — Klack, ein ander Bild!

Danach hat auch Herrn Allers der Gaumen gestanden. Deshalb gab er seine gezeichneten Interviews „Bismarck in Friedrichsruh" heraus. Er war nie ein Herkules, Herr Allers nämlich; trotzdem stand er vor seinen Meiningern am Scheidewege. Er konnte vielleicht ein Fritz Reuter des Bleistifts werden. Er schwenkte ab und stellte sich unter Julius Stinde. Und der Herkules-Bismarck ward für den Eurystheus-Allers der Arbeiter, der den Erfolg zu besorgen hatte. Ist die Kunst in Staub zerfallen, bleibt der große Name doch! Der Name zieht, und wenn man von der Persönlichkeit auch nur so viel wie Bedientenklatsch auffängt. — Gewiß, auch ich habe Freude an intimeren Zügen des grollenden Riesen, für den ich meinen eigenen Heroenkultus — einen rein ästhetisch genießenden — pflege. Herr Allers aber sagt mir wenig mehr als ein Photograph, der früher Oberkellner gewesen.

Auch Röchling, der Allers bei Schulte ablöste, bot schließlich nur Kopien von Momentphotographien, ich möchte behaupten, in wörtlicher Bedeutung. Technisch mindestens ebenso reif und fein wie Allers schöner Bleistiftstrich, haben

seine Blätter aber einen erheblich gesünderen Realismus; und mag man auch die stellenweise geradezu überraschenden Luft- und Lichtwirkungen, die, mittelst einfacher schwarzer Tusche und Deckweiß über Bleistiftzeichnung hervorgerufene vollständig farbige Wirkung zum besten Teil dem photographischen Apparat, mindestens aber dem Studium seiner Erzeugnisse zuschreiben, so wurde hier wenigstens fast stets mit selbständigem Blick photographirt, einem Blick, dem man ein wenig Abgötterei mit dem zweierlei Tuch gern zu gute hält um des prächtigen, echt soldatischen Humors und der vollsaftigen Lebensfreudigkeit willen, die aus gar vielen der Blätter hervorlacht. So benutzt, bedeutet denn auch die Momentphotographie eine Bereicherung für die Kunst. Indeß — — ich drehe mein Kaleidoskop und erblicke eine Riesenkamera vor mir, das Objektiv wie ein glotzendes Tintenfischauge in die Welt gerichtet. Ein luftiges Wesen tanzt über blühende Wiesen, tiefrosige und bläuliche Schleier im Takte bewegend. Langsam dreht sich der photographische Apparat nach jenem hin, jetzt wie ein drohendes Krupp'sches Riesengeschütz erscheinend. Wilder bewegt sich die luftige Gestalt; ein Strahlenkegel schießt aus dem Fokus des Apparates auf sie: bleich, trocken, knochig und nüchtern sinkt ein nackter Leichnam zur Erde. Die Photographie hat die Phantasie getötet!

Wäre es so? — — Ich rüttele mein Kaleidoskop: da fallen sie hervor in reicher Fülle, Landschaften, Marinen — zwei zierlich duftige Schleichs, zwei grandiose Norrmanns, ein Hans Bohrdt, ein Aquarellzyklus von Ludwig Noster, eine Schaar Trübner'scher schwermütiger Bilder, glänzende Schilderungen aus Japan in originellen Rahmen von Neidhardt, modernst impressionistische Schöpfungen von Otto Eckmann; dies alles nur vor kurzer Zeit bei Schulte erblickt; und alle, alle predigen, daß die Photographie mit ihrem drohenden unpersönlichen, seelenlosen Naturalismus in der modernen Kunst glücklich besiegt ist.

Seele und Persönlichkeit drängen überall siegesgewiß in den Vordergrund, bis in die Tollheiten der „Jüngsten" hinein, und die Phantasie hebt sich frisch erblühend vom Boden und schwingt sich jünger als zuvor im Reigen, und die Kunst atmet jugendfrischer, zuversichtlicher auf, als seit zwanzig Jahren.

Wieder taucht ein Stück meines ersten Kaleidoskopbildes vor mir auf. Die Verse aus dem hübschesten Gedicht von Heinz Thode:

Gespensterspuk der Mitternacht,
Dämonen, Hexen, wilde Jäger! —
Wer hat euch aus der Welt gebracht?
— — — — — — — — — —

Da liegen sie, ein Häuflein Asche,
Leblos, entfärbte Phantasien —
Dem Henker aber tönen emsig
Zum Dank Maschinenharmonien.
— — — — — — — — — —

So ist's denn aus mit allen Zaubern?
Geduld! Noch lebt des Mondes Strahl!
Ein Wink — die Asche hebt sich zitternd,
Und dunkler Spuk durchwogt den Saal.

Vom Sturm erfaßt die Mauern sinken,
Die Seele schwillt von wildem Glück —
Schlaf, Fortschritt, süß! Zu wachen Wundern
Schreit' ich ins Reich der Nacht zurück.

Mit dem Gewaltigen, der diesen „Rückschritt" zuerst gethan, mit Arnold Böcklin, hatte Gurlitt seine neuen Räume in der Leipziger Straße eingeweiht, wie eine Verheißung höchster Genüsse. Zwar „eng im Raume stoßen sich die Sachen"; indessen vergaß man zuweilen Raum und Zeit über dem, was, vielleicht ungünstig genug, zu schauen war.

Kann man von Böcklin noch etwas sagen, was nicht schon gesagt worden ist? — Ich liebe: wie sollte ich's umschreiben, ohne Gedichte zu schreiben? — Aber ich ziehe vor, Gedichte nicht drucken zu lassen. Und wer Böcklin nicht zu bewundern, zu lieben vermag, dem können es hundert Prosaseiten nicht beibringen. Stumm blicke ich in mein Kaleidoskop und schwelge in der Meeresidylle mit ihrem grandiosen Humor in der düsteren Ballade vom brennenden Schloß, in dem Anblick der Grazien — — —

Aber ein Anderer taucht schon auf, verwandt dem großen Schweizer und doch „Auch Einer": Hermann Hendrich. Ueber ihn sind die Akten kaum erst eröffnet. Von ihm lohnt sich's noch zu reden.

Als ich vor Jahren einige von Hendrichs Bildern sah, meinte ich's keineswegs mit einem Vielversprechenden zu thun zu haben. Ich glaubte ihn mit den Prädikaten: verworren, theatralisch, gesucht, schwülstig, unselbständig für immer abthun zu können. Ich hatte mich gründlich geirrt und das Gute über dem Anfängerhaften, vor allem aber über der natürlichen Böcklinverwandtschaft übersehen.

Diese Böcklinverwandtschaft, die der Beurteilung des Künstlers allerorten geschadet hat, ist, sobald man nur beide Meister recht betrachtet, keineswegs eine nahe. Zum Glück für Hendrich! Sie liegt nur in dem Vorwiegen der Phantasie und in der Vorliebe für, ich möchte sagen, brünstige Farbensymphonien. Aber beide sind auf sehr verschiedenen Wegen zu ihrer Eigenart gekommen. Böcklin über die Antike, aus echt antiker Naturbetrachtung (ohne ein Körnchen antiquarischen Geistes, Gottlob!), aus einer Verehrung des großen Pan, aus titanischer Freude am Naturganzen, mit innerstem Verständnis für jene Weltenironie, die aus dem zweiten Satze der neunten Symphonie mit Uebermenschenhumor spricht.

Hendrich kommt nicht unmittelbar von der Natur. Er hat sie — es soll nichts Tadelndes in dem Worte liegen — aus zweiter Hand. Nicht er personifiziert sie, sondern die Naturpersonifikationen früherer Phantasieschöpfer haben ihn zu verwandtem Schaffen in seiner Kunst angeregt. Er schafft nicht Natur phantastisch um, sondern die Phantasieschöpfungen — bei ihm vornehmlich die nordische Mytenwelt und ihr Nachklingen bis in die Werke Wagners und die Anschauungen des Spiritismus hinein — haben ihn zuerst befruchtet. Aber er fand sich über diesen Umweg zur Natur zurück, und dadurch beweist er, daß er mehr als Nach- und Anempfinder ist.

Und wie durch den Gegensatz zwischen antiker und nordländischer Naturauffassung, so scheiden sich Böcklin und Hendrich auch durch die jenen eigenen Seelenzustände. Böcklin giebt bei allerhöchster Subjektivität viel mehr Zustände, die Stimmungen im Beschauer erzeugen, Hendrich die Stimmungen selbst; Böcklin kommt von der Plastik, Hendrich von der Musik. Und zwar wesentlich von der — nach Wagner — urdeutschesten, dem Adagio. Er hat keinen Humor wie Böcklin. So ist denn auch das Gouachebild „die traurige Weise" schlechterdings die tiefste, reichst melodische, reinste Elegie, die vielleicht je gemalt wurde. Böcklin's „Toteninsel" geht schon viel mehr ins Heroische. Dieses, das Heroische, ist Hendrich entschieden erst durch den innersten Verkehr mit der Natur allmählich gekommen. Daher seine früheren Bilder einen Stich ins Theatralische, ein etwas zuckeriges Pathos, wie es noch der Christus auf dem sonst vorzüglichen Meerbilde hat, eine Freude an blanker statt glänzender Farbe zeigten.

Erstaunlich ist, wie der Meister immer mehr diese Schlacken abstößt. Reinstes Gold ist seine schlafende Brunhild. Ich weiß nicht, weshalb man sie mit Böcklin's Prometheus in Parallele stellen sollte. Beides sind originelle Schöpfungen. Und Hendrich's Werk ist für mich ein so volles Kunstwerk, daß ich nach nichts Weiterem frage, sondern nur meine Seele mitschwingen lasse. Und ebenso abgeklärt, aus dem Innersten heraus erscheinen sein „Thor", sein „Meerleuchten", seine „Iris". Gerade bei den letzteren beiden Bildern zeigt sich überdies eine technische Vollendung,

die vor nichts mehr zurückzuschrecken braucht, eine Schönheit der Farbe, die wirklich das ganze Bild in eine Symphonie auflöst, eine Zeichnung auch des Figürlichen, wie sie schwerlich noch ein „Landschafter" jetzt herausbringt. Daß letzteres errungen, nicht aus dem Handgelenk geschüttelt ist, beweist der „Siegfried", noch ein echter Theaterheld, den Fahner höchstens bei vorhandener Idiosinkrasie gegen Süßliches ungefressen lassen würde. Daß Hendrich aber über diesen „Siegfried" weit hinausgekommen, daß er wirkliche Leiber malen lernte, giebt mir eine Bürgschaft, daß er auch Scheinleiber, Gespenster, noch greifbar wirklicher, dämonisch unheimlicher verkörpern wird.

Ich sehe nicht ein, daß der Malerei verboten sein solle, Gespenster zu malen. Wenn sie mich erschüttern, bin ich bereit, an sie zu glauben, ganz gleich, ob der Maler für immer oder nur für sein Bild an ihr Vorhandensein glaubt.

So glaube ich denn auch an die Geister im Hintergrunde von Hendrich's „Bucht der Abgeschiedenen", einer Landschaft, die als solche allein neben den besten bestehen kann; nur die vorderen Geistergestalten scheinen mir noch nicht ganz überzeugend. Trotzdem ist das Bild der eindrucksvollsten eines, die ich überhaupt gesehen.

Und Hendrich fängt erst soeben an, Erfolg zu haben! Behaglich lehne ich mich zurück und murmele mit Unkel Bräsig: Korl, De ward!

Doch nein! Der ist Einer! — Was soll ich wieder prophezeihen? Es ist eine veraltete Beschäftigung.

Und selbst das Dekretiren: die Kunst wird aufwärts oder abwärts gehen, wird realistisch oder phantastisch werden und was dergleichen mehr — — es ist höchstens zeittötender Sport. Die Zeit selbst tritt an mein Kaleidoskop und schüttelt's immer wieder und thut gar noch einige neue Steine zwischen die Objektivgläser, Künstlernaturen, Originalgenies — — und der Kreis neuer Formen ist nicht abzusehen!

Halte nur das Auge offen, in Weihnachtsstimmung: Neues Leben sproßt doch überall hervor! Warte ab. Der Einzelne kann nicht bestimmen, welche Bilder das Kaleidoskop der Kunst nach einander zeigen wird. Aber er kann genießen. — Genießen auch einmal durch sich empörenden Widerspruch.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Die Urteils-Begründung im Prozeß Hartleben liegt uns vor. Bei dem hohen Interesse, das dieser einzigartige Prozeß in weitesten Kreisen erwecken muß, halten wir es für wertvoll, den wesentlichen Teil daraus hier mitzuteilen. Nach eingehender Darlegung des Thatbestandes fährt das Urteil fort wie folgt:

„Es war, wie geschehen, zu erkennen.

Nach § 10, Titel 17, Theil II des Allgemeinen Landrechts und § 6 des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850 gehört es zu den Aufgaben der Polizei, gegen eine dem Publikum oder dessen Mitgliedern drohende Gefahr der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit einzuschreiten. Wodurch dabei die Gefährdung verursacht wird, ist, da insoweit keine grundsätzliche Beschränkung getroffen ist, an sich ohne Bedeutung. Das Recht der Polizei zum Einschreiten ist daher auch gegeben, wenn Ursache der Gefährdung der Ordnung oder der Sittlichkeit die öffentliche Aufführung eines Schauspiels ist. Etwas Anderes könnte nur gelten, falls die Befugnisse der Polizei gegenüber der öffentlichen Aufführung eines Schauspiels durch besondere Vorschriften begrenzt wären.

Dies ist nicht der Fall, insbesondere enthalten weder die Reichsgewerbeordnung oder das Reichsgesetz über die Presse vom 7. Mai 1874 solche Vorschriften, noch ist in der von den Klägern behaupteten Weise durch Artikel 27 der Verfassungsurkunde das Recht der Polizei beschränkt.

Der § 1 der Reichsgewerbeordnung, welcher das Prinzip der Gewerbefreiheit zum Ausdruck bringt, bezieht sich nur auf die persönliche Zulassung zum Gewerbebetrieb. Er schließt in keiner Weise polizeiliche Anordnungen aus, welche die Ausübung der Gewerbe, namentlich im Interesse der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit, regeln (Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts Band II Seit. 392, 393; Band XVIII Seit. 309, 309), und es ist anerkannt, daß diese polizeilichen Anordnungen auch bei Ertheilung der im § 32 der Gewerbeordnung gedachten Erlaubnis zum Betriebe des Gewerbes als Schauspielunternehmer zulässig bleiben (vergl. z. B. die Kommentare zur Gewerbeordnung von Berger, 11. Auflage, Seite 32, Anmerkung zu § 32, von Kayser, 2. Auflage, Seite 38, Anmerkung 5 zu § 32, und von Landmann, Seite 115 zu § 32, sowie das Urteil des Kammergerichts vom 31. Januar 1884 im Jahrbuch für Entscheidungen desselben, Band 4, Seite 249.)

Das durch das Reichsgesetz über die Presse gewährleistete Recht der Preßfreiheit gilt nur für Erzeugnisse der Buchdruckerpresse und für andere, durch mechanische oder chemische Mittel bewirkte, zur Verbreitung bestimmte Vervielfältigungen von Schriften, bildlichen Darstellungen und Musikalien (§ 1).

Ebenso umfaßt der Artikel 27 der Verfassungsurkunde:

> „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.
>
> Die Censur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung"

nicht die öffentliche Aufführung eines Schauspiels. Diese fällt unter keine der im Abs. 1 des Art. 27 aufgezählten vier Arten der Meinungsäußerung. Der Annahme der Kläger, daß der Art. 27, Abs. 1, alle Formen, seine Meinung zu äußern, habe erschöpfen sollen, steht der klare Wortlaut entgegen, und sie findet in der Entstehungsgeschichte der Vorschrift keine Bestätigung. Auch kann nicht zugegeben werden, daß eine öffentliche Aufführung weniger gefährlich sei, als eine Verbreitung durch Wort,

Schrift, Druck oder Bild, und der Schluß, daß die erstere statthaft sein müsse, weil die letztere gestattet sei, ist unzulässig. Die im Abs. 2 des Art. 27 ausgesprochene Aufhebung der Censur aber kann nicht zu einer Beschränkung der polizeilichen Befugnis zum Einschreiten gegen die Aufführung eines Stücks aus sittenpolizeilichen oder ordnungspolizeilichen Gründen führen, weil unter der Censur im Abs. 2 lediglich die Bücher-Censur zu verstehen ist, die mit der Preßfreiheit im engsten Zusammenhange steht. Der Absatz 2 bringt dies klar zum Ausdruck, indem er neben der Censur „jede andere Beschränkung der Preßfreiheit" nennt, also selbst die Censur als eine Beschränkung der Preßfreiheit bezeichnet. Mit der Bücher-Censur, d. i. mit der Einrichtung, wonach jede Vervielfältigung durch den Druck von einer Erlaubnis abhängt, hat das Einschreiten gegen die öffentliche Aufführung eines Stücks im Interesse der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit so wenig zu thun, wie mit der Preßfreiheit

Hiernach ist die Polizei berechtigt, sowohl im einzelnen Falle die öffentliche Aufführung eines Theaterstücks aus ordnungs- oder sittenpolizeilichen Gründen zu verbieten, als auch zur Sicherung eines solchen Verbots allgemeine Anordnungen dahin zu treffen, daß vor der öffentlichen Aufführung jedes Stück zur Prüfung vorzulegen ist, ob seiner Aufführung ordnungs- oder sittenpolizeiliche Gründe entgegenstehen und deshalb die Aufführung nicht zu erlauben ist. Die von dem Königlichen Polizeipräsidium zu Berlin unter dem 10. Juli 1851 erlassene Polizeiverordnung, öffentliche Theater und ähnliche Vorstellungen betreffend, ist daher jedenfalls insoweit rechtsgiltig, als sie dem Unternehmer einer öffentlichen Theater-Vorstellung die Pflicht auferlegt, die Erlaubniß zur Veranstaltung der Vorstellung unter Angabe der zur Aufführung bestimmten Zeit zeitig bei dem Königlichen Polizeipräsidium schriftlich nachzusuchen und dem Gesuche, wenn nicht in einzelnen Fällen eine Ausnahme hiervon aus besonderen Gründen gestattet wird, das zur Aufführung bestimmte Stück in zwei gleichlautenden Exemplaren beizufügen (§ 5), und ferner bestimmt, daß das Königliche Polizeipräsidium demnächst prüft, ob nach den hierüber vorhandenen Bestimmungen sitten- oder ordnungspolizeiliche Bedenken der beabsichtigten Vorstellung entgegenstehen, und je nach Befund die Erlaubnis erteilen, versagen oder von Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig machen wird (§ 7). Ob die Verordnung auch im Uebrigen rechtsgültig ist hat, für die vorliegende Streitsache keine Bedeutung und kann daher auf sich beruhen bleiben.

Daß in solcher Weise eine polizeiliche Theater-Censur zu Recht besteht, ist für Preußen und unter besonderer Berücksichtigung der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 bei der Verhandlung über den aus der Novelle vom 15. Juli 1880 zur Gewerbeordnung herstammenden § 32 der Reichsgewerbeordnung im Reichstage von dem Berichterstatter (dem Abgeordneten Freiherrn von Soden) und einem zweiten Redner zur Sache (dem Abgeordneten Richter-Hagen) ausdrücklich und unbeanstandet ausgesprochen worden (Verhandlungen des Deutschen Reichstags von 1880, Seit. 920 und 927) und hat später auch noch wieder in der Begründung zum § 3 des Gesetzes, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung in Elsaß-Lothringen, vom 27. Februar 1888 (Reichsgesetzblatt Seite 57), und zwar ohne bei der Beratung im Reichstage Widerspruch zu finden, Ausdruck erhalten (Drucksachen des Deutschen Reichstags 1887/89 Nr. 30, Seite 8).

Die von dem Königlichen Polizeipräsidium am 16. März 1892 ausgesprochene, auf sitten- und ordnungspolizeiliche Gründe gestützte Versagung der von der Direktion des Lessing-Theaters in Gemäßheit der Polizeiverordnung vom 10. Juli 1851 nachgesuchten Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung des Schauspiels „Hanna Jagert" beruht somit nicht auf unrichtiger Anwendung des bestehenden Rechts, und die Anfechtung der Verfügung vom 16. März 1892 und des Bescheides des Beklagten vom 30. April 1892 aus § 127, Abs. 3, Nr. 1 des Gesetzes über die allgemeine Landesverwaltung ist nicht gerechtfertigt.

Dagen ist den Klägern darin beizutreten, daß die thatsächlichen Voraussetzungen nicht vorhanden sind, welche das Königliche Polizeipräsidium zum Erlasse der Verfügung vom 16. März 1892 berechtigt haben würden (§ 127, Abs. 3, Nr. 2 a. a. O.), also eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder Sittlichkeit durch die Aufführung des Schauspiels nicht zu besorgen ist.

Daß die Aufführung keine Gefahr für die öffentliche Ordnung begründet, hat selbst der Beklagte für den Fall anerkannt, daß die von den Klägern bezeichneten Aenderungen des Stücks vorgenommen würden. Es ist aber auch ohne diese Aenderungen anzunehmen. Namentlich erscheinen die Szene, in welcher der aus dem Gefängnisse zurückkehrende Konrad Thimme von seinen sozialdemokratischen Parteigenossen in die Jagert'sche Wohnung geleitet wird, und dessen Gespräch mit dem Maurerpolier

Jagert über sozialdemokratische Ansichten noch nicht geeignet, die öffentliche Ordnung zu stören.

Anlangend die Gefährdung der Sittlichkeit, so kann nicht mit dem Beklagten in dem Stück „Hanna Jagert" eine Apologie der sogenannten freien Liebe des Weibes gefunden werden. Dies wird schon durch den Ausgang des Schauspiels, wonach die Idee der freien Liebe, soweit sie überhaupt vertreten ist, nicht den Sieg davonträgt, ausgeschlossen. Auch sind die Art und Weise, wie der Verfasser seine Titelheldin die Idee der freien Liebe vertreten und bethätigen läßt, und die Gründe, weshalb nicht jene Idee, sondern das Prinzip der Ehe zur schließlichen Geltung und Anerkennung gelangt, und unter denen offenbar die Rücksicht auf das Kind, welches Hanna Jagert von dem Freiherrn Bernhard von Bernier unter dem Herzen trägt, der hauptsächlichste ist, nicht geeignet, das Stück zu einer Apologie der freien Liebe zu machen. Daß aber die Ansichten und Handlungen der Titelheldin theilweise mit dem Sittengesetze nicht übereinstimmen, gefährdet noch nicht die öffentliche Sittlichkeit. Denn die Darstellung der Titelheldin ist im Wesentlichen rein objektiv gehalten. Sie wird namentlich nicht etwa deshalb, weil sie jene Ansichten hat und jene Handlungen vornimmt, als Muster oder Vorbild hingestellt.

Auch die Einzelheiten des Stücks enthalten, trotzdem manche nicht unbedenklich sind, noch nichts Sittengefährliches. Das gilt zunächst von der episodischen Figur der Lieschen Bode. Diese ist allerdings nicht blos, wie die Kläger aufstellen, ein Arbeitermädchen, das nebenbei „ein Verhältnis" hat, sondern eine liederliche Dirne gewöhnlicher Art; aber sie ist doch nicht in einer Weise gezeichnet, daß sie auf der Bühne zu sehen und zu hören schon der Sittlichkeit schaden kann. Sie ist augenscheinlich in das Stück aufgenommen, um das unter ähnlichen Verhältnissen so wesentlich andere und bessere Verhalten der Hanna Jagert schärfer hervortreten zu lassen. Ihr Thun und Treiben ist daher mehr geeignet, Entrüstung und Verachtung, als Nachahmung oder Billigung zu finden. Der Beklagte nimmt denn auch, wenigstens nach Ausführung der Streichungen, gleichfalls die Ungefährlichkeit der Figur der Lieschen Bode an.

Im Uebrigen können als das Sittlichkeits- und Schamgefühl der Zuschauer zu verletzen geeignete Vorgänge nur noch in Betracht kommen die von den Klägern selbst zugegebene Thatsache eines geschlechtlichen Verkehrs zwischen Hanna Jagert und dem Dr. Könitz, später dem Freiherrn Bernhard von Bernier und die hierauf bezüglichen Andeutungen im Stück, die Besuche beider bei der allein wohnenden Hanna Jagert spät Abends, die von den Betheiligten nicht als etwas Auffallendes angesehen werden — der Dr. Könitz hat sogar einen Schlüssel zu der Wohnung — und von denen ein Besuch der Phantasie nahe legt, sich vorzustellen, daß bei ihm eine geschlechtliche Vereinigung der Hanna Jagert und des Freiherrn von Bernier stattfinden und durch das Fallen des Vorhangs verdeckt wird, und die verhüllte Erklärung der Hanna Jagert am Schlusse des Stücks, von dem Freiherrn von Bernier schwanger zu sein. Alles das aber tritt wenig hervor und ist nach dem eigenen Anerkenntnisse des Beklagten mit Decenz behandelt. Auch insoweit kann daher eine Gefahr für die Sittlichkeit nicht als mit der Aufführung verbunden angenommen werden.

Sind demnach die ordnungs- und sittenpolizeilichen Gründe, aus denen die Erlaubnis zur Aufführung versagt worden ist, nicht vorhanden, so mußten der Bescheid des Beklagten vom 30. April 1892 und die hierdurch aufrecht erhaltene Verfügung des Königlichen Polizeipräsidenten zu Berlin vom 16. März 1892 aufgehoben werden. Das Anerbieten von Aenderungen des Stücks und der hieran geknüpfte eventuelle Klageantrag erledigen sich damit, und es kann dahingestellt bleiben, ob jenes Anerbieten nicht schon deshalb unberücksicht zu lassen gewesen wäre, weil es noch nicht gemacht war, als die Verfügung vom 16 März 1892 erging, und weil lediglich über die Rechtmäßigkeit dieser Verfügung zu befinden ist."

* * *

Die Species des „Berliner Romans" droht in Verruf zu kommen, ehe ihr recht ein Ruf erwachsen ist. Dank dem Leihbibliothekenfutter gewisser Autoren, die da meinen, zur Rechtfertigung der Bezeichnung: Berliner Roman, genüge es, wenn in einer Erzählung Berliner Straßennamen genannt und ebenfalls auf bestimmte Berliner Persönlichkeiten Anspielungen gemacht werden, Dank auch den fragwürdigen Erzeugnissen sensationssüchtiger Leute, denen Berliner Roman gleichbedeutend ist mit Erzählung von Pikanterien und Décedenceangelegenheiten, von Abenteuern armer Mädchen im Osten oder feiner Damen im Westen, Dank derartigen Erscheinungen, in denen angeblich Berliner Zustände geschildert werden sollen, aber nur der Schauplatz alter, hergebrachter Romanereignisse zur Abwechslung einmal nach Berlin verlegt ist, hat sich in weiteren Kreisen die Meinung verbreitet: mit dem Berliner Roman sei es nur sehr schwach bestellt. Aber ein solches Urtheil hat denn

doch eine Einschränkung zu erfahren: den Dutzenden schlechter und mittelmäßiger Berliner Romane stehen andere gegenüber, die als Meisterwerke neuerer Deutscher Belletristik anerkannt werden müssen, und um dieser Gerechten willen kann man vielen ungerechten geruhig verzeihen. Es ist wahr: Paul Lindau und einige andere dii minorum gentium haben arg gesündigt und den Worten „Berliner Roman" einen schlechten Klang verliehen; aber wenn man bedenkt, was Theodor Fontane in seinen Berliner Erzählungen geleistet hat, so muß man vor dieser Species moderner Romandichtung den allerhöchsten Respect bekommen und zugestehen, daß sie so entwickelungsfähig, so wohlgepflegt sei, wie nur irgend eine andere.

Fontane ist der Zeit nach der erste gewesen, der sich im Berliner Roman im eigentlichen Sinne des Wortes versucht hat, und ist dem Range nach der Erste geblieben, soviele Nachahmer sich mittlerweile auch um ihn geschaart haben. Und noch mehr: Theodor Fontane, der mit der L'Adultera einsetzte, hat im Laufe der Jahre die Kunst gerade seiner Berliner Erzählungen so mächtig entfaltet, daß man sich ihm jetzt am liebsten dann zuwendet, wenn er uns in einer neuen Dichtung nach Berlin führt. Wer „Irrungen, Wirrungen," wer „Stine", diese beiden, in ihrer Zusammengehörigkeit zwei an einem Stiele hängenden Früchten vergleichbaren, meisterlichen Schilderungen des Sichfindens und Sichtrennens von Hoch und Gering gelesen und genossen hat, in dem wird der Wunsch, ihren Schöpfer Theodor Fontane wieder und wieder auf Wanderungen durch's Berliner Leben begleiten zu können, immer von Neuem erwachen: und aufrichtige Freude empfinden drum alle Verehrer Fontanischer Erzählungskunst, daß der Dichter jetzt einen neuen Berliner Roman ihnen beschеert hat und auf heimatlichen Boden zurückgekehrt ist, nachdem er in den Werken der letzten Jahre gleichsam auf Reisen gegangen war.

Dies neue Werk Theodor Fontanes: „Frau Jenny Treibel," Roman aus der Berliner Gesellschaft, zeigt sich den früheren Erzählungen, „Irrungen, Wirrungen" und „Stine" als Berliner Roman stammverwandt; aber es ist zu diesen doch auch in einen gewissen Gegensatz gebracht, da in ihm eine völlig andere Grundstimmung waltet, als in jenen: wehmütig-gedämpfte Accorde wurden in „Irrungen, Wirrungen" wie in „Stine" angeschlagen, die nur hie und da flüchtig von heiteren Weisen unterbrochen sind: in „Frau Jenny Treibel" dagegen, wird der helle Klang frischesten, behaglichsten Humors laut, in dem schwermütige Töne gänzlich fehlen. „Berlinisch" und humoristisch — das sind die charakterischen Kennzeichen in Fontanes neuem Buche, und man könnte als drittes höchstens noch „echt fontanisch" hinzufügen, da ja Fontane nun einmal seine bestimmte eigentümliche Art hat, die bald stärker und bald schwächer in allen seinen schriftstellerischen Veröffentlichungen immer wieder zum Durchbruch gelangt.

Das Berliner Bourgeoistum hat Theodor Fontane zu charakterisiren unternommen und in den Mittelpunkt seines Romans eine Bourgeoise gestellt, wie sie wahrer und natürlicher kaum hergestellt werden kann. Das ist ja überhaupt die Stärke dieses Autors, daß er Gestalten vor uns aufleben läßt, die man irgendwo bereits im Leben einmal getroffen zuhaben glaubt und die nun von Grund aus in einem Buche studieren zu können drum eine förmliche Lust ist. Frau Jenny Treibel vollends steht so leibhaftig vor uns da, daß man meint, sie müsse Einem demnächst auch soviel vorplaudern, wie ihren Freunden in Fontanes Roman. „Ein Musterstück einer Bourgeoise" wird sie einmal genannt und als ein solches darf sie in der That gelten. Als Tochter eines bescheidenen Materialwarenhändlers, der den poetischen Namen Bürstenbinder führt, in ganz kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, hat sie von ihren Mädchentagen an dennoch gestrebt, emporzukommen. Sie bildet sich freilich ein, „ideal" angehaucht zu sein, und legt oft die Hand beteuernd auf's Herz, um anzudeuten, daß dorten allein das Glück ruhe, aber sie ist nur in der Theorie für Leidenschaft und innere Glückseligkeit und beugt sich in der Praxis willig vor dem Machthaber „Geld"; nicht dem gelehrten Herrn Schmidt, der das hübsche Mägdelein mit den kastanienbraunen Locken anschwärmt und in zierlichen Verslein besingt, sondern dem gediegeneren Herrn Treibel reicht sie ihre Hand, da dieser mit irdischen Glücksgütern hinlänglich versorgt ist, um ihr gesicherte Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft zu gewähren. Und richtig: Jenny Bürstenbinder kann als verehelichte Frau Jenny Treibel ein angenehmes und schönes Leben führen; sie bekommt eigenes Fuhrwerk, bezieht mit ihrem Manne eine Villa in der Köpnickerstraße, braucht sich um Geldangelegenheiten kein graues Haar wachsen zu lassen und erlebt es sogar, daß ihr Gatte als Besitzer einer „Berliner Blaufabrik" zum Kommerzienrat avancirt.

So: als Kommerzienrätin, als wohlbestellte Frau eines angesehenen und vermögenden Berliner Fabrikanten, und Mutter zweier erwachsener Söhne, von denen der ältere, Otto, mit einer Hamburgerin ver-

heiratet ist, stellt sie uns Theodor Fontane in seinen Roman vor und führt uns an ihrer Hand nun ein in das Leben und Treiben einer Bourgeoisfamilie in Berlin O. Jenny hat naturgemäß das erste Wort im Hause, da sie von dem Gedanken beseelt ist, durch ihre Verheirathung mit Treibel eine Art Opfer gebracht zu haben; meisterhaft sind die kleinen Züge, durch die Fontane den Charakter dieser Frau entwickelt, meisterhaft ist die consequente Durchsuchung ihres wirklichen und eingebildeten Empfindens. Nie redet Frau Jenny eifriger und überzeugter, als wenn sie von dem „Poetischen", von dem wahrhaft Schönen dieses Erdenlebens spricht, und nie ist sie glücklicher, als wenn sie auf ihre Jugendliebe zu Schmidt Anspielungen machen darf; sie trägt ihre Herzensgedanken mit Wohlgefallen vor und hat für alle materiellen Genüsse nur Worte der Verachtung. Dabei liebt sie es ihre überlegene Herzensbildung, ihr Feingefühl für das Ideale zu betonen, ohne sich dadurch irgendwie beirren zu lassen, jedes Mal, wenn sich ihr die Gelegenheit bietet, auf kleinste häusliche Angelegenheit mitten in ihren herrlichen Auseinandersetzungen zurückzugreifen. Sie hält als echte Kommerzienrätin viel auf gute Formen, ist stets bemüht, den äußern Glanz des Hauses Treibel nach Möglichkeit augenfällig zu machen, und sucht, etwa bei einer Tischgesellschaft, eine ebenso würdig-vornehme, wie zuvorkommende Wirtin abzugeben. Alles ist eigentlich nur äußerlich bei ihr, nichts aber mehr, als ihr Gefühl und ihr Empfinden, auf das sie so stolz immer und immer wieder hinweist; ihre Innerlichkeit ist Sentimentalität, und bei aller ihrer Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit guckt heimlich ein Stück Eigenliebe und Selbstsucht durch.

Diese Zwiespältigkeit, die den Grundzug ihres Wesens bildet, bringt denn auch die Verwicklung in die einfachen Ereignisse ihres Lebens. Jenny's jüngerer Sohn, Leopold, verliebt sich nämlich in Corinna Schmidt, das einzige Kind des Professors, der einst in jungen Jahren für die hübsche Tochter Ehren-Bürstenbinders geschwärmt hat; einer Heirath stände gar nichts im Wege, da Corinna, ein äußerst kluges, berechnendes Mädchen, trotzdem sie von ihrem Vetter Marcell aufrichtig geliebt wird und weiß, daß dieser ihre Hand begehrt, doch dem jungen Treibel sich verlobt und Leopolds Vater gegen die Erwählte seines Sohnes nichts einzuwenden hat, sie im Gegenteil als Schwiegertochter gern willkommen heißen würde. Aber da setzt nun Frau Jenny Treibel einen Drücker auf; mit allen Mitteln sucht sie das Zustandekommen der Heirath zu verhindern. Ihr ganzer Bourgeoisstolz erwacht und mit Schaudern malt sie sich aus, daß ihre Schwiegertochter etwa nur eine Bettlade mit ins Haus bringen könne. Immer standesgemäß — das ist die Probe, die für sie in der Praxis dieselbe Giltigkeit besitzt, wie in der Theorie die andere: immer gefühlvoll. Wie darf „eine Schmidt" und wenn sie noch so gescheidt ist, daran denken den Sohn des Berliner Blaufabrikanten Treitel zu heirathen. Mit Worten läßt sich wohl der schöne Grundsatz verfechten, daß nur da Glück im Leben blüht, „wo sich Herz zum Herzen find't," aber ihn durch die That als richtig erweisen, — nein, das geht denn doch nicht. Und deshalb macht Frau Jenny Treibel, geb. Bürstenbinder, erst ihrem Sohne, dann ihrem Manne und schließlich Fräulein Corinna heftige Scenen und erklärt ihnen allen nachdrücklich und entschieden, daß sie in diese Heirath nie und nimmer willigen würde, daß die Verbindung zwischen einem Treitel und einem Schmidt nicht zu Stande kommen solle. Sie kommt denn auch nicht zu Stande, wenn gleich Leopold wie Corinna anfangs steif und fest behaupten, sie würden ihren Willen schon durchsetzen.

An Frau Jennys Bourgeois-Grundsätzen allein liegt es allerdings nicht, daß sich die Heirath zerschlägt; zu dem Widerstande der hochmütigen Frau Kommerzienrat kommt ein zweiter, und ausschlaggebender Factor hinzu: Corinna läßt bessere Einsicht über sich Herr werden. Sie hat nicht aus Liebe zu Leopold Frau Jennys Schwiegertochter werden wollen, sondern nur deshalb, weil sie von modernen Anschauungen beeinflußt war, die ihr rieten: schaffe Dir eine sorgenfreie Zukunft und Du schaffst Dir Glück. Die modernen Anschauungen müssen dann später vor denen des Professors Schmidt zurückweichen: dort nur ist Glück im Leben, „wo sich Herz zum Herzen find't — so hatte er einst der Jugendgeliebten Jenny Bürstenbinder gedichtet und dieser sein Wahrspruch gewinnt schließlich auch auf Corinna's Entschließungen Einfluß. Sie erkennt, daß es allenfalls möglich wäre, an des schwachen, wenn gleich gutmütigen Leopold Seite mit äußerem Glück zu leben, daß es aber ganz unerträglich sein muß, das Glied einer Familie zu werden, in der eine solche Bourgeoise wie Frau Jenny Treibel das Oberhaupt bildet; und sie findet sich so zu ihrer besseren Natur zurück und gehorcht den inneren Stimmen, nicht zu sehr am äußeren Glück zu hängen, sondern vorerst und vor allem das Glück des Herzens sich zu erobern. Die Verlobung mit dem „Patriciersohne" hebt Corinna auf und zeigt zugleich ihre neue mit Marcell an; Leopold aber hat auch für

Corinna Ersatz zur Stelle, denn Frau Jenny hat nichts eiligeres zu thun gehabt, als für ihren Sohn eine junge, hübsche, elegante, vermögende Hamburgerin sich zu „verschreiben", die ihn dereinst ordentlich unter dem Pantoffel haben mag: die Ehre der Familie Treibel aus der Köpnickerstraße ist gerettet und ihr Ansehen, wenn möglich noch gehoben!

Für die sorglichste Ausarbeitnng solcher kleiner Gegensätze, die doch so schwerwiegend und vielbedeutend sind, hat Theodor Fontane als bestes Hilfsmittel den Humor gehabt. In keinem seiner früheren Werke findet sich seine humoristisch überlegene Darstellungskunst auf einer gleichen Höhe, wie in Frau Jenny Treibel. Nicht nur, daß Fontane eine Fülle seiner gewohnten gelegentlichen amüsanten Bemerkungen ausstreut und so drastischer Wendungen sich bedient, wie dieser. „Das Sentimentale liebte sie (Jenny) schon damals, aber immer unter Bevorzugung von Courmachen und Schlagsahne" —, nicht nur daß er komische Effekte herbeiführt durch trockenen Witz, wie er denn etwa einmal Halensee als das „von Spargelbeeten und Eisenbahndämmen durchsetzte Wüstenpanorama" bezeichnen läßt, er bringt seinen wundervollen Humor diesmal vor allem dadurch uns nahe, daß er alle Gestalten seines neuen Romans wie von einer höheren Warte aus mit offenen aber ein wenig spöttisch blickenden Augen geschaut hat. Nicht einzelne humoristische Streiflichter machen diesen Roman zu einem humoristischen, sondern seine Grundstimmung stempelt ihn dazu; durch alle Kapitel weht ein Zug von Schalkheit, leiser Ironie, gutmütigem Spott und versöhnlichster Menschenliebe; das eben führt die Gesundheit und Lebenskräftigkeit der Gestalten herbei und bewirkt ferner, daß wir an *allen* uns in dem Werke gezeichneten Personen Anteil nehmen, da ja auf sie *alle* ein Reflex jener humoristischen Grundstimmung zurückfällt. Man möchte in der That nicht eine der Figuren missen, die sich um Frau Jenny Treibel gruppiren, nicht ihre Gesellschafterin, das süße Fräulein Honig, nicht die Schwiegertochter Helene, eine ächte Hamburgerin vom Scheitel bis zur Sohle in ihrer übergroßen peinlichen Accurateſſe und ihrem Eigendünkel, nicht auch die Gäste, die im Hause Treibel verkehren, den Opernsänger v. D. Krole, der bei jeder Gesellschaft seit unzähligen Jahren dieselben Lieder singt, zwei Fräulein Felgentrau's, die nur den einen Gedanken haben: einen Mann zu angeln, und wer sonst noch alles von Frau Jenny des Umgangs gewürdigt wird; man möchte keinen aller derer entbehren, die zum Kreise Schmidt gehören, den fürtrefflichen Herrn Lehrer und die unbeschreiblich prachtvolle Wirtschafterin Schmolke, die den Lauf der Welt nur danach beurteilt, wie sich ihr seliger Schmolke zu ihm gestellt hat und stellen würde.

Von den Episoden- bis hinauf zu den Hauptgestalten des Romans spannt sich als bindendes Glied die Lebendigkeit ihrer Erscheinung aus; keine ist, natürlich cum grano salis verstanden, nebensächlich behandelt, höchstens daß die eine nur in allgemeinen Umrissen gehalten, die andere in detaillirter Kleinmalerei ausgeführt wurde. Der zwingende Zauber der Naturwahrheit zieht Einen immer von neuem zu ihnen allen hin; und der gewaltige Unterschied zwischen Theodor Fontanes „Berliner Kunst" und derjenigen anderer Schriftsteller ist damit gegeben: wie Fontanes Menschen wahrhaft vor uns leben, so erstehn auch durch sie die Gegenden, in die er uns führt, klar vor unsern Augen: man fühlt, daß man nach Berlin versetzt wird in diesem Roman. Das rührt aber nur zum einen Teil davon her, daß Fontane, der berühmte Wanderer durch die Mark Brandenburg, von Köpenickerstraße und Halensee und Dampfbahn und Droschke zweiter Klasse redet; weit wesentlicher erscheint es, daß er Berliner Luft aus seinem Werke dem Leser entgegenschlagen läßt, daß er durch seine Gestalten und durch fortwährende Beziehungen specifischer Berliner Verhältnisse das Lokalcolorit zu erzielen versteht. Diese Jenny, dieser Treibel mit seinem unverwüstlichen Bourgeoistum, das ihn antreibt, sich in die politische Karriere zu begeben, obwohl er eigentlich nur beim Zeitungleſen Politiker ist, das ihn nach äußeren Ehrenzeichen und dem „Geheimen" trachten macht, dieser Schmidt und seine Tochter Corinna mit ihren gescheiten Einfällen und mit ihrer ganz im Berliner Stiele gehaltenen bürgerlichen Haushaltung, diese Schmolke mit ihren Geschichten von Berliner Predigern und Berliner Polizeiangelegenheiten, — sie, und sie nicht allein, sind eben „Berliner Leute." Und nun, indem sie, die Erzberliner, durch Berliner Straßen wandern und von Berliner Zuständen plaudern, glauben wir naturgemäß auch daran, daß wir uns in Berlin befinden! Hier ist es gelungen, Schilderung Berliner Menschen und Schilderung Berins überhaupt in eins zu verschmelzen. Deshalb ist auch dieser Meisterroman Theodor Fontanes nicht nur für den genießenden Leser, sondern auch ebenso sehr für den schaffenden Künstler eine Fundgrube von Belehrung, eine Quelle von Erheiterung, eine Schatzkammer voll lautersten künstlerischen Goldes!

Walter Paetow.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaction: Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler. Druck von A. Klarbaum. Beide in Berlin.

Frieden.

Roman

von

Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.
(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

VI.

(1. Fortsetzung.)

Heute sollten sie Napolon hinaustragen.

Das Wetter war stürmisch und schlecht, halb Winter, halb Herbst; aber dennoch wanderte das Volk von allen Seiten zum Leichenhaus. Der Napolon war weit und breit bekannt. Und alle meinten, sie müßten ihn angesehen haben. —

Vielleicht wollten sie ihn auch gern aus der Nachbarschaft weg wissen. Er hatte all die Zeit über der Gemeinde Schrecken eingeflößt. Es würde gleichsam erleichtern, ihn gut aufgehoben zu kriegen; was im Kirchhof lag, war aus dem Weg.

Enoch hatte daran gedacht, nicht dabei zu sein. Er hatte Angst, es würde ihm zu nahe gehen. Mittun und einen Schmaus abhalten für einen unseligen Mann schien ihm aber auch entsetzlich. Jedoch als der Begräbnistag kam, änderte er seine Ideen.

Das konnte nun gerade für ihn passen —: zu wissen, wie ein Mann aussah, der in die Hölle gekommen. Denn jetzt wußte Enoch, daß er selbst dahin sollte.

Gott wollte ihn nicht. Eitel alles Wachen und eitel alles Gebet, keine Hilfe kam; es wurde eher noch schlimmer. Und was durfte er denn sonst erwarten —; er hatte die Sünde begangen, für die es keine Gnade gab. „Todsünde“ . . . Es war ihm eines Tages so deutlich vor den Augen gestanden, daß ein Zweifel nunmehr unmöglich war.

Anna hatte ihn gefragt, ob sie nicht bald wollten zum h. Abendmal gehen. „Thäte Dir das jetzt nicht wohl?“ hatte sie in ihrer guten Meinung gesagt.

Da zuckte es in ihm. Das Abendmal genießen, wenn man nicht bekehrt war? Sich selbst in die Verdammniß essen und trinken?! Konnte Jemand dieses wagen? — Er hatte so hart und kurz „nein“ gesagt, daß Anna ihn nur angeschaut und geschwiegen hatte.

Aber im selben Moment war es ihm gleichsam gesagt worden: „das hast Du ja selbst gethan, Enoch, — oft und oft."

Da erstarrte er förmlich. Es begann ihm vor den Ohren zu klingen: „sich in die Verdammnis essen und trinken; sich in die Verdammnis essen und trinken . . ."

Seither war Enoch wie im Taumel herumgeschwankt. Weder in der Bibel noch anderswo hatte er etwas darüber gefunden, daß Gnade zu hoffen sei für dies Geheimnisvolle —; aber im Gesangbuch stand von jenem, der Gottes Leib unwürdig genossen hatte:

„Er trägt die Schuld an Jesu Mord,
Das heil'ge Blut liegt auf ihm" . . .

Es war kein Zweifel, es war kein Zweifel . . . Er ging wie krank herum, hatte Anfälle von kaltem Schauer und Ausbrüche von Angstschweiß; die Knie gaben nach und eines Abends, als er im Keller stand und in Grübelei über seine blutige Sünde sich selbst vergaß, sagte eine Stimme in ihm, so deutlich, als ob er es gehört hätte: „das ist Lästerung wider den h. Geist." —

— — Ja, er wollte Napolon Storbrekke nun ansehen.

Es packte ihn wie ein Fieber; er warf sich in die Kleider und ritt vom Hofe; Anna wußte gar nicht, was sie denken sollte. Aber vielleicht war es gut, daß er hinaus kam und Leute sah.

Zum Leichenbegängnis kam er im letzten Augenblick. Die Speisen waren schon abgetragen; nur der Glöckner saß noch und aß, er war erst angelangt. Alt-Salomon, des Toten Vater, trat hie und da zu ihm und bat ihn, sich zu versehen. Man merkte Salomon nichts an; er war, der er gewesen. Armer, unvorsichtiger Greis, nicht einmal das konnte ihn erwecken — — —

Sonst war es still in der Stube. Kirchenstill. Alle Häupter beugten sich in schweren Gedanken; hie und da stieg ein Seufzer. Ein drückender, stickiger Dunst füllte das Haus, Speisengeruch, Leichengeruch, Geruch von verbranntem Lack. Der Spiegel und alles, was blinken konnte, war nach gewohnter Art mit weißen Tüchern umbunden; über dem Tuch Kränze von Mehlbeerlaub. Die Stubenuhr war zum Stehen gebracht. Napolons Frau befand sich mit ein paar anderen Weibsleuten in der Kammer nebenan; Enoch glaubte hie und da Schluchzen herauszuhören. Er hatte am unteren Tischende einen Stuhl gefunden, da saß er nun mit dem Kopf in der Hand und starrte. Sie wollten ihn oben an der Tafel haben und ihm zu essen geben; aber er lehnte es schroff ab. Essen wolle er nichts und hier wolle er sitzen. — Ob er vielleicht nicht wol sei? — „Nein." — „Du siehst aber wie ein Desperater drein, Enoch." —

Der Glöckner war fertig. Ein Mann kam mit zwei Schemeln herein, die er ein bischen entfernt von einander auf den Boden stellte; über die Schemel wurde ein Laken gebreitet. Enoch fühlte sich gedrückt und ängstlich; es sauste ihm vor den Ohren und er sah schwarze Flecken. Draußen vernahm man dumpfes Geräusch, schwere unsichere Schritte . . . nun kamen sie mit ihm.

Sechs Männer brachten die lange schwarze Kiste herein und stellten sie auf die Schemel wie auf ein Fußstück.

Der Deckel wurde abgehoben. Eine Frau nahm das Leichentuch von Gesicht und Händen. Mehrere wagten sich zum Sarg; man hörte Gemurmel und Seufzen. Enoch getraute sich nicht hinzusehen.

War hier Schwefelgeruch? — Es schwindelte vor ihm. Er bildete sich ein, es müßte Lohe aus der Leiche schlagen, kleine, gelbe Flämmchen um Antlitz und Haar. Er wußte es kaum, so war sein Blick schon dort . . . Da lag Napolon.

Er sah aus wie jede andere Leiche, Eingefallen und abgefallen, unnatürlich lang; die Handgelenke schmal wie Pfeifenrohre. Das Gesicht blau gefleckt, die große Nase größer als früher, doch stark gebogen. Im Gesicht war weder Angst noch Ruhe; es war gar nichts darin; es sah dumm aus. Dumm, gedankenlos; lag es da als wäre nichts. Enoch hob sich auf die Zehen und wollte besser schauen. Aber in diesem Moment wurde die Leiche überbreitet und der Deckel geschlossen. Gut, daß die Toten nicht schreien konnten . . . .

Handfest tönten die Hammerschläge durch's Haus, mit ihrem besonderen schweren Schall. Zwei brennende Kerzen wurden auf den Sarg gesetzt. Der Glöckner, ein junger, gradgewachsener Mensch in Reitstiefeln und langem Ueberrock, stellte sich an den Kopf der Leiche, mit dem Hut in einer Hand und dem Gesangbuch in der anderen; er war stramm und feierlich. „Im Namen Jesu."

Dann kam jener bekannte Allerheiligentag-Psalm, den man so gern bei Leichenbegängnissen sang, weil er so schön ist. Die Weise war auch wundersam: traurig und klagend, aber dennoch mild; trostreich und zuversichtlich, Gott in innigem Gebete suchend, voll gemütsweichen Vertrauens:

„O liebe Seele, fürchte nichts;
„Wenn auch die Welt entbehrt des Lichts,
„Und Gottes strenger Richterspruch
„Der Sünden willen niedersaust . . ."

Draußen stürmte und toste es. An das Fenster schlugen lange, schwer mit Hagel untermengte Regentropfen. Der Himmel verfinsterte sich, so daß es dämmerig war; das Licht auf dem Sargdeckel brannte gelblichblaß und matt.

„Ich zittere nicht, und müßt' ich seh'n
„Die Welt sofort in Stücke geh'n,
„Und durch des Himmels Zürnen
„Verderben, Pest und Tod gesandt
„Herab in Luft und Meer und Land:
„Mich wird mein Jesus erlösen
„Durch sein Gebet vom Bösen . . ."

Langsam und feierlich zog der Gesang einher in seinem weichen aeolischen Tongang, und jeder Vers wurde milder, schöner, immer mehr und mehr erfüllt von Hoffnung, bis alles sich zu lichten, lockenden Himmelsträumen sammelte.

„Mein Seel' ist all von Sehnsucht voll,
„Und sehnt sich, derweil ich leben soll,
„O Jesu, nach Deinen Freuden,
„Den Heiligen, die sich vor Dir neigen
„Im seeligem Paradiesesreigen:
„O wann wirst Du mich berufen
„Vor Deines Thrones Stufen?"

Es klang wie Stöhnen vom unteren Tischende; viele schauten nach Enoch Haave; er war so bleich. Und das schwarze Haar klebte ihm schweißig und feucht vornüber auf der Stirn.

Die Lichter wurden weggestellt. Sechs Männer nahmen den Sarg. Der Glöckner setzte den Hut auf den Kopf und schritt singend durch die Thür voran. Die Leiche nach; dann die Begleiter langsam zu zweien und dreien.

Enoch saß still und verbarg das Gesicht in den Händen, bis alle draußen waren. Die milden Himmelsgedanken und das hoffnungsseelige Gebet war ihm so zu Herzen gegangen, daß er weinte.

Zwischen die Hügel durch schlängelte der Leichenzug sich lang und schwarz durch das schwere Unwetter, — der Glöckner auf seinem Schimmelhengst voran. Sein schriller Tenor mischte sich schneidend in den Wind, der die Töne des Grabgesangs zerrissen über Moor und Heide trug.

Und es begann ein Platzregen. —

— Es war am selben Abend,

Der Wind brandete um die Eckbalken, in steigendem und fallendem Aufsieden, wie die See um einen Schiffbug brandet. Und es krachte und polterte in den Wänden und dem Sparrenwerk.

„Ja, das ist der Winter, der hereinbricht," meinte Anna.

Sie waren aus dem Viehstall gekommen und hatten durchgesiebt und Ordnung gemacht, nun saßen sie bei der Thranlampe und spannen, sowol Frau als Magd. Aber das Licht flackerte und blinzelte, als ob es ausgehen wollte.

„Heute Abend ist es gut, auf dem Festlande zu sein," sagte Marta.

„Ja, es wär' wol nicht gemütlich, heute Abend wen draußen auf dem Meer zu haben."

Serina, ein lichtblondes hübsches Mädchen von acht Jahren, saß auf einem Schemel neben der Mutter und kardete; Anna und Rakel, die zwei kleinsten, lagen am Boden und kramten mit einem stillen Kinderspiel. Gunnar aber saß dicht an der Lampe und schnitzte an etwas, das ein Kariolsitz werden sollte.

„Pst, da kommt der Vater," sagte er.

„Gewiß," antwortete Anna erleichtert. „Zu früh war es nicht. — Hänge jetzt die Grütze aufs Feuer."

„Wol, wol," sagte Marta.

„Und Du sagst mir, wann der Erdäpfelbrei gekocht ist."

„Jawol." Marta setzte den Rocken weg und eilte hinaus.

Alle kleinen Mädel stalen sich nach. Sie hatten in der letzten Zeit eine förmliche Scheu vor dem Vater. — Armer Enoch! Gott gebe, daß er heute mit dem Pastor geredet habe. Hielt das noch lange auf diese Art an, so ging es bald schief mit ihm.

Die Gangthür öffnete sich; Heulen und Klappern im ganzen Haus. Bald trat Enoch ein, — schwerfällig und langsam, aber ruhig. Gottlob; es war gewiß besser heute Abend. Er hatte wol den Pastor getroffen. „Na, Du warst lang aus," sagte sie.

Er antwortete nichts weiter. Ging zum Tisch und setzte sich; er war wol müde. „Schrecklich, wie stürmisch das Wetter ist," versuchte Anna, — „Gottes Zorn . . ." erwiderte er. Dann blieb er sitzen, still und versonnen,

rein wie im Traume. Gott helfe uns; das sah nicht rar aus. Ob sie wol wagen durfte, davon zu reden?

Ehe sie mit sich ins Klare kam, erhob er sich und begann die Kleider zu wechseln. Aber als die oberen Gewänder und die Stiefel herunter waren, zeigte sich's, daß er zubette wollte. Ein gutes Zeichen; Anna freute sich darüber. Konnte er einschlafen, so —

„Wende Deinen Zorn ab, o Herr, in Gnaden!" — sagte er plötzlich, so daß sie zusammenschreckte. Aber dann begab er sich in's Bett. Wie gewöhnlich, wenn er schlafen wollte, zog er die Decke über den Kopf; aber sie hörte, wie er jammerte und schwer aufseufzte. Sie nahm sich ein Herz und fragte, ob ihm etwas sei; fragte noch einmal, ziemlich laut. — „Nicht am Leibe," murmelte es unter der Decke. Sie setzte sich wieder; er beruhigte sich.

Marta kam mit der Botschaft, daß die Erdäpfel gekocht seien, und Anna mußte in die Küche. Gunnar nahm sie mit, er war so geschickt im schälen.

— Aber Enoch wälzte sich unter den Federn und litt an der Seele.

Er hatte mit dem Pastor gesprochen und das hatte eine Weile geholfen. Doch auf dem Heimweg war alles wieder schlimmer geworden. „Er trägt die Schuld an Jesu Mord, das heilige Blut liegt auf ihm . . ." Es war etwas an dieser Todsünde, was sie nicht klar verstanden. Dies Wort: „sie soll nie vergeben werden, weder in dieser Welt noch in der künftigen," — das war ein Wort, welches einen ganz besonderen Sinn haben mußte. Der Pastor erklärte es wohl in seiner Art, aber — Außerdem, welcher Verlaß war auf einen Priester, der nur von der Lehre sprach und nicht vom Geiste.

Die Angst kam in so harten Stößen, daß er in Schweiß ausbrach. Wer fliehen könnte, sich verbergen! „Berge, fallt über uns und Höhen, versteckt uns! — vor dem Lamm und seinem Zorn!" — Aber ringsum war Gott, und wohin man kam, war Gott; versperrt, versperrt auf allen Seiten von Gott; und führe er so hurtig wie ein Gedanke und verbärge sich am Ende der Welt, ja, flöhe er in jene Welt, bereitete er sich ein Bett in der äußersten Hölle, — — Gott war da, Gott war da; kein Ausweg, nicht ein einziger sicherer Fleck. Napoleon lag nicht drangvoller in seiner Truhe als Enoch hier: er hob und warf sich und meinte manchmal, er müsse ersticken.

Aus tiefster Noth rief er zu Gott —, ob es nicht dennoch für ihn eine Rettung gab! Ob nicht Jesus sich seiner erbarmen und für ihn Fürbitte tun wollte! — Er wollte gar nicht beten, daß er in den Himmel komme; er erwartete sich keinen Platz in Gottes Heiligenschar; wenn er nur unten an der Tür stehen durfte, wenn er nur in einem Winkel sich verstecken konnte, wo er sicher war; ja, wenn Gott auch nur die Blutschuld von ihm nähme, ihn erleichterte von diesem schweren Sündendruck, ihm Ruhe in seiner Seele gäbe und die Angst wegscheuchte, — so mochte Er nachher mit ihm tun, was er wollte! Er würde mit allem zufrieden sein: aber hilf mir, hilf mir, laß mich nicht untergehen; Herre, rette mich, ich vergeh'!

Es wurde ihm so wundersam; ob er in seinem Leibe war oder außer seinem Leibe, das wußte er nicht; jedoch wach war er . . . Und er sah — sah . . .

Der Himmel war schwarz wie die Erde. Tief unten brauste das Meer. Alle Schiffe und Fahrzeuge wurden auf's Land geschleudert und zerschlagen.

Der Leviathan tummelte sich wie ein großer Drache, und es ging Feuer aus seinem Aug' und Rauch aus seinem Mund. Und eine Stimme außer und hinter der Welt sagte: „Es ist vollbracht!"

Da schlug eine schwere Feuerlohe aus dem Himmel im Nord. Und das Meer kochte auf in gelbem Schaum und mit einem Dröhnen, wie von vielen Donnerschlägen. Er erschrak und wandte sich ab; da brachen Flammen aus dem östlichen Himmel und dem Fjell. Die Vaadalskula brannte, der Skarefjell brannte; ein Berg um den anderen fing Feuer und sprang entzwei, und aus bodenlosen Rissen und Klüften schossen dicke, gelbe Flammen. Noch einmal drehte er sich um; da sah er mit wahnsinnigem Entsetzen, daß Rauch aus der See stieg. Ein dichter, schwarzer Rauch, wie wenn grüner Ginster brennt. Dann ging es in einer fürchterlichen Lohe auf, die sich gegen die Himmel wälzte, wie ein Segel, das sich aufrollt. Zu gleicher Zeit zerriß der Himmel. Und die Erde verschwand unter seinen Füßen: die Flammen aber schlugen über ihm von allen Seiten zusammen — — —

Er sank bewußtlos zusammen und gab einen langen, langen Schrei von sich. Durch das Feuermeer kam der Teufel geschwommen wie ein brauner Wal und schnappte, schnappte . . . Da bekam Enoch die Kraft, Jesus anzurufen. Und in dem Moment hatte er eine Hand gefaßt. Es war gleichsam nur eine Hand. Aber in dieser Hand war ein Loch, wie von einem Nagel. —

— Draußen in der Küche hörte Anna einen Schrei, so gräßlich, daß jeder Blutstropfen in ihr gerann . . . Und ihre Knie wurden so schwach, daß sie fast umsank. Noch ein paar Schreie kamen; sie beherrschte sich und keuchte hinein; noch lag er unter der Decke und stöhnte. Er mußte einen schrecklichen Traum gehabt haben. Aber nun verstummte alles. Sie stand beim Bett, steif und voll Angst, bekam kein Wort hervor, lauschte lange und merkte dann, daß er sich beruhigt hatte. Sie ging. Marta und die Kleinen hatten sich an die Stubenthür gedrängt. „Ist der Vater krank?" fragte Gunnar. — „Ich glaube nicht, daß es etwas ist . . . mit Gottes Hilfe," — Sie gingen wieder in die Küche, ließen aber die Thür offen. Anna bekam einen Anfall von Schüttelfrost und mußte sich niedersetzen und Wasser trinken.

Enoch lag drinnen und erhielt die Gnade, beten zu können. Er betete ganz anders als früher. Und es erfüllte ihn eine Hoffnung, stärker denn alle Teufelsmacht; denn nun hatte er das Nagelmal gesehen.

Endlich hatte Gott sich erbarmt. Nun hatte er Antwort erhalten! — ein Zeichen, so sicher, daß er niemals zweifeln durfte. Ein unendlicher Frieden strömte in seine gepeinigte Brust. Sein ganzes Gemüt glühte in Gebet; alles, was in ihm war, flammte in Gebet; Sünde, Angst, Zweifel und Not zerschmolzen und verbrannten in diesem Strom von Feuer; er betete nicht mit Worten, sondern mit seinem heißen Herzen selbst.

Der Geist war es, der nun in ihm betete, der Geist des Gebets, welchen Gott ihm sandte; und es wurde licht in ihm und rein, und das Herz erweichte sich und löste sich auf; er wurde neugeschaffen, neugeboren; der Teufel ließ ihn los, Griff um Griff; die Sünde wurde weggezehrt, Fleck um Fleck; der alte Adam erlahmte und starb hin . . . Wundersam gut und sicher hielt er sich fest an der Erlöserhand, die er noch zu sehen vermeinte, und aus dem Wundmal vom Nagel strömte in sein neugeborenes Herze ein Meer, eine Abgrundtiefe von Liebe und Versöhnung.

Als er es geschlossen hatte, sein seliges Gebet, das erste wirkliche Gebet, das er in seinem Leben gebetet, — da wurde in ihm gesagt, so bestimmt und fest, wie nur Einer solch ein Wort sagen kann: —

„Sei freien Mutes, mein Sohn; Deine Sünden sind Dir vergeben!"

Enoch stand auf.

Es war vollbracht. In einem Augenblick, so lang wie ein ganzes Leben, war es geschehen; das große Wunder war geschehen, er war bekehrt.

Ganz wirr und wunderlich, aber so froh, wie er es nie für möglich gehalten, daß man werden könne, kniete er neben der Traulampe nieder und sang. Es war der Jubelpsalm:

„Nun habe ich den Grund gefunden,
In dem die Hoffnung ankern kann . . ."

— Anna schaute ihren Mann mit halber Scheu an. Er war sehr bleich und sein Gesicht hatte etwas, das sie betroffen machte, — ein wunderlich starres, gleichsam verzücktes Lächeln; — aber an Augen und Wangen sah man, daß er geweint hatte.

VII.

Niemals hätte er geglaubt, daß das Leben in Gott so selig sei, nicht, wenn die ganze Welt es ihm gesagt hätte.

Er hatte vom Frieden gelesen, der über allen Verstand ging; aber das waren für ihn Worte ohne Sinn gewesen. Gewecktsein, das hatte er für eine Plage gehalten, die man sich auferlegte, um der Hölle zu entgehen; die Freude, von der sie sprachen, die Gewißheit und himmliche Ruhe, das mußte mehr eine Phantasie sein, etwas, das sie sich einredeten, gleichsam zum Trost für all das Gute, das sie hier in der Welt entbehren mußten.

Ah, daß er nicht mehr Verstand besessen! Ah, daß er sich nicht mehr hatte zürnen können, daß er sich so lange Zeit ausgeschlossen hatte von dieser wundersamen Seligkeit!

— Nun fühlte und sah er. Was er nie geglaubt, erlebte er nun selbst.

Das war größer als was er je von irgend einem Munde gehört oder in irgend einem Buche gelesen; das war das, was sich nicht sagen ließ. Er war schon im Himmel. Er hatte nicht blos den Glauben, erlöst zu werden; er war erlöst. All seine Sünde war ins Meer versenkt, niemals kam sie mehr zutage. Er war wie die weiße Wolle und der schimmernde Schnee; die Reinheit Jesu war sein; der Teufel konnte ihn nicht mit seinen Fingern berühren. Und daraus folgte eine Freude, eine Lust und ein Jubel und eine unaussprechliche Zuversicht; — nichts auf der Welt war so sicher wie das! Alles Andre konnte lügen, alles Andre ein Traum sein; aber in diesem war weder Traum noch Lüge; es war lebendiges Leben; es war Mauer und Fjell, es war Ja und Amen; — er konnte doch nicht zweifeln an dem, was er in Händen hielt!

Da stand er selbst, ein neuer Mensch, umgeschaffen durch Gottes Allmacht, gegen seinen Verstand. Was vorher seine Lust gewesen, widerte ihn nun an; was ihm früher Thorheit geschienen, war nun sein Leben; und anstatt der Angst und Unrast, mit der er aus eigener Macht nie fertig wurde, war nun sein ganzes Herz voll Liebe, voll Wärme und Freude, voll

Liebe und Kraft; und wo sollte all das hergekommen sein, da er selbst es nicht einmal hatte denken können, ja es noch nicht einmal verstand!

Ah, Freude über Freude, o himmliches Licht und innere Zuversicht! — durch seine Seele ging es wie Lobgesänge. O Tod, wo ist Dein Stachel nun? Du armer Teufel, wo ist nun Dein Mut? Du hast wol nun den gefunden, der Dich am Zügel führen kann? — Ja, nun magst Du liegen und Dich wälzen, Du alter Giftwurm, Du!

Eine brennende Sehnsucht nach dem Worte und Gebet erfüllte ihn; nie wurde er müde, mit Gott umzugehen; das Gebet war ihm Athemschöpfen und das Wort seine Speise, — Speise und Trank und Spiel und Lust, sein Sehnen und ständiges Trachten. Im Worte war des Lebens Geist und der Kuß von Gottes Mund; da fand die Seele ihren Bräutigam in der Liebe Feuer; die zwei hielten Hochzeit da und wurden Eins in brennender Umarmung.

Früher fühlte er sich außerhalb stehend, wenn der Segen erteilt wurde; sprach der Herr zu den Seinen, so war das nie zu ihm, dem Enoch. Nun sollte er nicht mehr außerhalb stehen. Nun gehörte er zu Gottes Schar und konnte das Wort auf sich beziehen wie die Anderen. All das Schöne und Lichte, all das Hohe und Herrliche, all die großen Segnungen und alle süßen Liebesworte, — das war alles für ihn. Aber die Dichtsprüche und Flüche gingen ihn nichts an! Er war nicht mehr dem Fluch unterworfen, sondern dem Segen. O Jubel, o Triumph! Und wie würde nicht das Wort sich immer mehr für ihn öffnen in all seinen Süßigkeiten und Reichtümern, in all seinen seligen Rätseln und in seinem verborgenen Glanz! Er würde in Licht und Leben schwimmen, sich in Wärme und Sonne erlustiren, in Gottes guten Gaben schwelgen und schwärmen; und er würde Mittel und Rat finden in jedem Mut, Trost in jedem Kummer, Heilung in jedem Unfall, Aufklärung in jedem Zweifel, Aushilfe bei jedem Mangel, Ruh' nach jeder Mühe, Schutz vor allen Stürmen. Gottes Wort war sein Heim, sein Aufenthalt und seine Burg, sein Tempel und Vorhof, sein Lusthaus und Paradies. Doch wenn die schlimmen Tage kommen und Satan ihn bedrängte, da sollte das Wort seine Rüstkammer nnd Festung sein. Da würde er sowol Schwert als Schild finden, sowol Bogen als Pfeil und die Kraft dazu; aber als Anfang und Ende würde er finden das, was vorhielt, wenn alles fehlschlug —: die Hand mit dem Nagelmal. —

Und welche kindliche Lust er bekommen hatte, Gottes Willen zu thun! Das war nun seine Natur geworden; er fühlte sich nicht wol ohne das; er verdiente damit nichts, aber dennoch —; und wenn er dafür in die Hölle mußte, er würde dennoch Gottes Willen thun. Wie der kleine Bub gern seinem Vater zu Wunsch ist, so war es nun seine Freude, in Allem Gott schalten zu lassen, in Kleinem wie in Großem, im allergeringsten Ding, und er dachte an nichts Anderes, als mit Hilfe des Geistes herauszubringen, was der Vater da droben am ehesten wollen konnte.

— Er stand des Morgens um fünf Uhr auf; wir sollten uns nicht der Faullenzerei ergeben und unser Fleisch hätscheln. Gunnar mußte auch auf, so sehr er auch weinte und klagte, und obwol die Mutter für ihn bat; keine Abgötterei nun; und keine Verzärtlichung und Weichlichkeit! — Aber Serina hatte die Masern gekriegt, so daß sie durchschlüpfte; immer ging alles ihr so gut aus. — Dann wurde der Tag mit Gesang und Gebet eingeweiht.

Der Knecht und die Magd mußten auch dabei sein; Enoch war als Hausvater für sie alle verantwortlich. Aber er brachte sie nicht dazu, das Knie zu beugen. Anna entging dem auch; sie war schon zu weit auf dem Weg mit dem fünften Kind. Aber Gunnar mußte herzu, obwol er sich arg wehrte. Dann las Enoch ein Gebet aus der „Geistlichen Kette."

Nach dem Gebet bekamen sie zu essen. Während dessen mußten alle schweigen; wir sollten Ehrfurcht hegen vor Gott und seinen Gaben. Und wir sollten daran denken, daß Gott hier gegenwärtig war, so daß wir die Mahlzeit nicht durch Unsinn und Geschwätz entheiligten. Vor und nach den Speisen ein Gebet und einen Psalmvers.

Dann ging Enoch voll Lust und Freude an die Arbeit.

Die Arbeit auch war für ihn etwas Neues geworden. Sie war nicht mehr Knechtschaft und Müh' und Plag' für den Mammon; sie war Gottesdienst.

Für des Lebens Notdurft wollte unser Herrgott sorgen. Nicht darum arbeiteten wir. Wir arbeiteten nur, weil Gott es wollte.

Ein herrlicher Gedanke war dieses: daß wir in unserem Alltagsmühen selbst Gott anbeten konnten! Enoch war ein Diener Gottes, wenn er auch im Düngerhaufen stand. Die niedrigste Arbeit war ebenso heilig wie Gebet und Gesang; Gott hatte sie uns aufgetragen; es war seine Arbeit. Und nun zweifelte Enoch am Segen nicht länger; sollte Gott sein eigen Werk nicht segnen wollen? —

Eines Morgens ging er rund herum in Scheuer und Stall, in den Keller und auf den Boden und überall hin und hielt für sich selbst ein besonderes Fest ab.

Der Geist hatte ihn gelehrt zu sehen, daß alles, was hier war, nicht ihm gehörte. Der Eigentümer war der Vater im Himmel. Und er sagte sich in seinem Herzen von allem Eigentumsrecht los. „Dein ist die Erde, Herr, und all ihre Fülle!"

Er selbst war nur der Bewirtschafter, der Entlehner, der Verwalter. Und er bat um die Gnade, ein treuer Verwalter sein zu können. „Laß den Satan nie mich verführen, daß ich sage, etwas von diesem sei mein eigen! Laß mich alles verwenden nach Deinem Willen und zu Deiner Ehre, damit Du einmal zu mir sagen könnest: Du guter und treuer Diener, Du bist treu gewesen über wenig; ich will Dich über vieles setzen; geh ein in Deines Herrn Freude!" —

Aber noch war er nicht fertig; das Schwerste blieb noch übrig. Stand nicht geschrieben, wir sollten allem entsagen, „allem, was uns teuer war auf der Welt," damit Gottes Wille sich in uns vollziehe?

Er sagte sich los von Weib und Kind und Sippschaft und Freunden; keine andere Liebe wollte er für sie hegen als die, welche Jesus forderte, — die geistliche Liebe, die die Seelen für Gott retten wollte.

Dann prüfte er sich und sein Haus, was mehr darin zu opfern wäre.

Er fand den Tabak; den warf er ins Feuer. Allein es mußte mehr sein.

Er verschwor alle Gastereien und alle Lustbarkeit; niemals wolle er einen Tropfen kosten, niemals Fiedelklang hören, niemals mit Leuten reden, außer von ernsten Dingen, und niemals weltliche Bücher lesen.

Erzählungen und Schilderungen von Reisen und fremden Ländern, das war früher sein bester Zeitvertreib gewesen. Die Abende und Sonntage

hatte er bei solchem Unsinn gesessen, und der Teufel hatte in diesem Lesen eine gute Hilfe gefunden, ihn vom Herrn fern zu halten. Er durchprüfte sein Bücherpult und fand zwei Bücher aus seiner Schulmeisterzeit, die ins Feuer sollten —: „Erinnerungen an eine Reise nach Sibirien“ und Snorre Sturlesön's „Sagen der norwegischen Könige“. Dann fand er „Gjest Baardsön's Lebensbeschreibung“; — na, — das handelte von einem Sünder, der zum Nachdenken gekommen war . . . das konnte er wol aufheben. Ein Jahrgang vom „Volksfreund“; ins Feuer damit. Schilling-Magazin . . . das gehörte der Bibliothek und mußte zurückgegeben werden, sobald wieder Predigt war. Schließlich fand er ein paar Zeitungsblätter aus der letzten Zeit; die sandte er zum Per da im Nord mit einer Absage: er wollte keine Blätter mehr haben.

Die Bücher trug er in die Küche und wollte sie in den Kamin legen. Anna erschrak; „willst Du die teueren Bücher verbrennen?“ — Sie hatte den ganzen Tag über den Mann mit ängstlichen Blicken betrachtet. Da war es, als besänne er sich. Das Resultat davon war, daß er mit den Büchern auf den Boden ging und sie in die Reisigkiste schleuderte.

Auf dem Boden hingen alte Lederkleider, auf die sein Blick fiel; da erwachte in ihm ein neuer Gedanke.

Er sah an sich hinab —: die Kleider, in denen er einherging, waren fast neu. Immer war er so gewesen; bildete sich ein, er sei ein stattlicher Bursch; wollte gern geputzt einhergehen, schmuck aussehen . . . Augenlust, Eitelkeit, der alte Adam . . . fort mit solchem Tand und mit sündiger Lust. Er zog die Lederkleider an.

Die Hosen waren zusammengekrochen und die Knie ausgebuchtet; die Joppe war zu klein und geflickt und abgenutzt; aber war das vielleicht nicht gut genug für diesen Sündenleib?! — Eine kleine runde Pelzmütze mit Schirm und schwarzem Lammfelkrand setzte er sich auf den Kopf. Unten im Gang standen ein paar Holzschuhe; diese könnten auch nicht zur Eitelkeit verführen, dachte er. Und er zog sie an.

Da fühlte er sich so wol und froh. In diesen Kleidern war er gleichsam noch sicherer vor des Satans Ansturm.

Da kam Anna aus der Küche und erschrak so, daß sie ganz weiß wurde; was für ein Landstreicher war das? — Und dann war es der Enoch. „Aber um Jesu willen, was fällt Dir ein?!“ — „Du sollst den Namen Gott des Herrn nicht eitel nennen,“ sagte er.

„Du wirst doch wol nicht in dem Aufzug hinausgehen?“ — „Weißt Du nicht, daß Gott Adam und seiner Frau Kleider aus Fellen machte und anzog? — so wird wohl auch für uns Fell gut genug sein, denk ich.“ — Er klapperte mit seinen Holzschuhen davon und es knisterte und knarrte in den alten Lederhosen. — War er verrückt? — —

Das ganze Haus wurde umgeordnet. Anna mußte nachgeben. Schritt für Schritt. Jeder Einfall, mit dem er kam, war „Gottes Wille“, und jeder Widerlegung antwortete er mit Bibelsprüchen. Enoch hatte immer Scheu eingeflößt; nun aber war es mehr —: es war Furcht. Sie konnte nichts dafür, aber sie hatte vor ihm Angst. Er war wie verhext. Was er sagte, kam wie aus einer anderen Welt; gewöhnliche Idee und Menschenmeinung erreichte ihn nicht mehr. Und unter seinem weißen Auge und starren kalten Gesicht wurde sie ganz wie sprachlos, machtlos und ratlos, als sollte sie zu

einer Mauer reden. Manchesmal gab sie sich hin und weinte; aber Thränen griffen nicht mehr an als Gründe.

„Diese Thränen von Dir," sagte er, „beweisen eben, daß Gott es haben will. Wenn Gott etwas haben will, so weint das Fleisch. „Des Fleisches Sinn ist Feindschaft gegen Gott." Der Geist begehrt auf gegen das Fleisch und das Fleisch gegen den Geist."

Er mischte sich in die ärgsten Kleinigkeiten. Für Gott galt nicht unser „Groß" und „Klein"; alles war klein für ihn und alles konnte groß werden; Er, Er fragte blos nach unserem Herzen; „schicket euch nicht nach der Welt." Und im Streit mit dem Teufel galt es nicht am wenigsten, in den „kleinen Dingen" aufzupassen.

Alles sollte darauf ausgehen, uns selbst zu verleugnen. „Kreuziget das Fleisch mit seinen Lüsten und Begierden." Nehmen wir uns in acht vor „Völlerei und Trunksucht"; enthalten wir uns von allem, was zu „Augenlust, Fleischlust und einem hochfährtigen Leben" gehört. Niemals uns gütlich tun mit fetten oder starken Speisen, und nicht unsern Gaumen reizen durch verschiedenartige oder künstliche Zubereitung. Das Trockenste und Magerste, das Gott uns gab, war noch zu gut für diesen Sack voll Würmer, diesen Sündenpfuhl, den wir Körper nannten. Gesundheit und Kraft würde Gott uns geben, wenn wir ihn baten; wir sollen unsere Stärke nicht im Eßtrog haben, wie das Schwein. Einmal am Tage warme Speise, doch am Sonntag keinmal; das sollte ein Ruhetag sein, in der Küche wie in der Stube.

Und dann sollten wir zufrieden sein mit dem, was Gott uns gab. Was auf unserem eigenen Grunde wuchs, sollte uns genug und gut genug sein. Niemals dem Fleische schmeicheln durch gekaufte Speise; und besonders von diesem Kaffeetrinken, das die Leute in der letzten Zeit angefangen, sollten wir uns lossagen. Wäre es Gottes Wille gewesen, daß wir Kaffee tränken, so hätte er den Kaffee in unserem eigenen Lande wachsen lassen.

In Kleidung und Hausrat sollten wir das gleiche Maß halten. Gekauftes Zeug war Eitelkeit und Augenlust. Ebenso verkehrt war es, Farben auf Tuch oder ähnliches Ding zu geben; die Naturfarbe, welche Gott gemacht, sollte uns schön genug sein und wir sollten nicht versuchen, seine Arbeit zu verbessern. Wollten wir nicht weißgekleidet gehen, so konnten wir uns schwarze Schafe kaufen und aus der Wolle, die sie gaben, Stoffe weben. Im Uebrigen sollten wir Felle tragen, die Kleidung, welche Gott besonders für uns bereitet.

Im Hause sollten wir Ordnung und gute Sitte halten; Gott war der Gott der Ordnung und liebte Schlamperei nicht. Von Essen zwischen den Malzeiten wollte er nichts wissen; die Kinder sollten auch nicht zu anderen Zeiten als den gewöhnlichen essen. In Wahrheit und in jeder Art wollte Enoch sagen können wie Gideon: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" —

Anna gab es auf, mit ihm zu streiten. Es nützte doch nichts; der Raptus, den er nun bekommen, mußte von selbst vergehen. Sie wollte lieber versuchen, das Schlimmste insgeheim auszugleichen; wer Verstand hatte, mußte ihn gebrauchen. Nur gut, so lange er nicht alles vor ihr versperrte und die Schlüssel nahm ....

— Das hätte ihr jemand sagen sollen, wie sie in jungen Tagen als Bäuerin auf den großen Hof kam! — Ach ja, ja; es gab für uns alle was auf der Welt! — Wenn es nur mit Enoch's Verstand nicht schief ging . . . .

VIII.

Es wurde still im Hause.

Hans war fort; Marta wollte fort, so bald sie loskam; alle gingen herum, niedergeschlagen und schweigsam. Aber Enoch's Holzschuhe klapperten und klopften im Haus herum, bald da, bald dort, und es raschelte und knisterte in seinen Lederhosen wie Flüstern in den Ecken. Oft sah es aus, als ginge er auf die Lauer; man wußte nie, wo man ihn hatte.

Draußen sang der Nordwestwind sein schwermütiges Lied. Er brach sich an den Eckbalken und blies um das Gesparre; und die Luft war grau vom Schnee, der trieb, und die Erde lag gefroren und starr und tot, mit schwarzen Flecken und schmutzigen Sümpfen.

Menschen waren fast gar nicht zu sehen. Es war, als hätten sie Angst. Verschiedene Geschichten liefen wol um in den Gemeinden über Enoch Unter-Haave.*) Von Bauersleuten kam niemand Anderes hin als der Per da von Norden; der hatte wol auch einen Schreck gekriegt von dem, was im Herbst mit Napoleon passirt war. Aber Per's Gottesfurcht schlief bald wieder ein, und da blieb er auch fort. Es wurde manchmal so, daß Anna froh war, wenn nur ein Armenhausmutglied, ja, selbst wenn auch nur Bettler kamen. Es war doch eine Veränderung. Ein bissel Gespräch gab es immerhin; man hörte wenigstens eine Menschenstimme und saß nicht allzeit niedergedrückt von dieser Stille da.

Die alte Kirchspiel-Guri wurde von großem Nutzen; sie hatte seit kurzem die innere Erleuchtung und konnte mit Enoch reden. Gebrechlich war sie, kränklich und einäugig und lahm; aber noch war Verstand in ihr. Sie blieb acht Tage hier, und manch lange Dämmerung und manch zähen Abend brachte sie mit Enoch ein Gespräch in Gang über das heilige Blut und die fünf Wunden, oder über Satan und die starken Versuchungen; manchesmal disputirten sie auch. Das war hie und da hübsch anzuhören, und Guri sagte Enoch Dinge, die ihm nicht schaden konnten, besonders darüber, daß er sich „um zu viele Sachen kümmerte". „Nur Eines ist vonnöten", lächelte die Kirchspiel-Guri.

Ein zufälliges Mal konnte einer von des alten Hauge's Freunden kommen; da wurde es prächtig. Sie hatten eine mildere Art als Enoch, und Anna glaubte, es müßte ihm gut thun, mit ihnen zu reden. Uebrigens kamen sie mit ihm stets überein. Er war wohl in manchem streng, fanden sie, besonders in Kleinigkeiten; Gott forderte solches nicht von uns und es konnte zu Hochmut und Pharisäerthum führen . . . . Aber Enoch half sich. Es war nun seine Natur und Lust geworden, sagte er, Gott in allem schalten zu lassen, und, daraus daß wir seine Gebote halten, merken wir, daß wir

*) Bekanntlich führt der norwegische Bauer noch den Namen seines Gehöftes, — wovon der Brauch in unseren Alpen sich ja auch noch nicht losmachen kann.

Gott kennen. — Da seufzten die Alten: „Du bist hoch begnadet, Enoch.“ Und sie gingen fort, im Glauben, daß sie geringere Christen seien als er.

An einem Samstagsabend kam Lars Danielsen vom Naes. Da schöpfte Anna Hoffnung. Konnte dieser Mann den Enoch packen, so wurde viel und manches besser! Denn Lars war erleuchtet und klug, außerdem daß er fromm war. Dann hatte er eine angenehme und milde Art und eine besondere Gabe, mit den Leuten umzugehen. Er und Enoch stritten viel und gerieten über manche Sachen hart an einander, besonders über die „evangelische Freiheit“; — Lars behauptete, daß Enoch das Evangelium zu sehr zum Gesetze mache, und das wollte Enoch nicht hören. Doch im Grunde vertrugen sie sich gut. Für sie beide galt es nur Eines: „Jesus Christus und unser Fleisch kreuzigen“. Und stimmten wir darin überein, so konnten wir in kleineren Dingen Nachsicht üben; „wer ißt, verachte nicht den, der nicht ißt,“ sagt Paulus. Sie hielten am Sonntag Morgen mit einander Gebetstunde, und Anna fand, alles sehe recht gut aus.

Aber dennoch wurden sie Feinde, ehe sie schieden.

Enoch wollte sein Haus dem Lars nicht zu Erbauungsstunden leihen. Daß Lars Zeugniß ablegte „vor seinem Bruder, wenn er ihn auf einem Wege traf“, das war nur recht und billig; aber Gottes Wort in der Versammlung sprechen, dazu hatte niemand das Recht außer die, welche Gott dazu eingesetzt hatte. Gott war ein Gott der Ordnung; er hatte jeden in seinen Beruf gesetzt, damit wir ihm dort dienen sollten; — er machte sich nichts aus eigenmächtiger Verehrung. „Wenn wir ein Amt haben, so laßt uns des Amtes wahrnehmen“, schrieb Paulus. Der Streit wurde heftig und es fielen derbe Worte. „Du kannst mir glauben,“ sagte Enoch, „daß ich auch in Versuchung gewesen bin, herumzureisen und Erbauungsstunden abzuhalten, das Fleisch lockte mich eine Zeit lang stark, denn damit war Ehre zu gewinnen und gemächliches Dasein —“ (Lars räusperte sich und wurde rot); „aber ich forschte nach in Gottes Wort und da fand ich deutliche Aufklärung. Wenn Du Dich selber zum Lehrer aufwirfst, sagte der Geist in mir, so versäumst Du vor allem Deinen eigenen Beruf; aber Du tust, was noch schlimmer ist: Du lästerst Gott. Du sagst gleichsam zu Gott, er habe uns nicht genug Lehrer gegeben, oder Lehrer, die nicht gut genug sind, daß er es nicht gut genug für uns eingerichtet hat, so daß Du meinst, ihm helfen zu müssen; aber das ist geistige Hochfahrt, Lars, und Sünde.“ Lars vertheidigte sich scharf und gut; er hatte den Beruf des Geistes, wenn er schon nicht den äußeren Beruf hatte; viele Priester waren Mietlinge ohne Beruf, wenn sie auch noch so sehr einen Königsbrief besaßen . . . Aber Enoch ergab sich nicht. „Die Obrigkeiten, die existieren, sind von Gott verordnet! — Und wir sollen uns Gottes Verordnungen nicht widersetzen, wenn wir noch so sehr meinten, dazu den „Beruf“ zu haben; dieser Beruf ist nicht von Gott: — er kann ebenso gut vom Fleisch oder vom Satan kommen! — Sie schieden mit Gebeten zu Gott um Aufklärung für einander, und Lars war ziemlich rot im Gesicht, als er ging.

Hierauf wurde es ganz still. —

— Die einzigen Tage, wo man es haben konnte wie andere Leute, waren die, wo Enoch fort war.

Eines Tages war er auf Aase im Armenrat, und obwohl die Frauen Wäsche hatten und Gunnar im Keller sein und faule Erdäpfel ausschneiden

mußte, so war es doch wie Festzeit im Haus. Gutes Essen gab es, und Plaudern und Lachen; aber Gunnar putzte eine halbe Butte Kartoffeln in rasender Hast und setzte sich dann in die Kammer mit seinem Kariol, an dem er nun, seitdem der Vater so eigen war, nie mehr arbeiten konnte.

Es war ein rauhes, kaltes Wetter; der Schnee fiel weich und schwer und die Luft war scharf und unangenehm. Eine Schaale Kaffee würde nun gut schmecken und Anna hatte noch ein bischen von letzthin übrig; den mußte sie doch wol noch verbrauchen dürfen. Uebrigens kam Enoch nicht vor Abend heim. Und die Magd war an Waschtagen an eine Schale Kaffee gewöhnt. Bald stand das ganze Haus voll festlichem, frischem Kaffeedunst und die Weibsleute wurden so lustig und froh, daß es schon von weitem von ihnen leuchtete und glänzte.

Aber ob es nun Zufall war oder ein Streich —; gerade als der Kaffeekessel im besten Kochen war, kam Enoch.

Sie hörte ihn im Gang und erschrak so, daß ihr übel wurde. Den Kessel vom Haken und fort unter die Bank; das Herz hämmerte und die Ohren sausten . . . . dann ging die Tür auf und Enoch stand da.

— — Stand blaß da.

Eine schreckliche Angst verbreitete er; — sie hatte nichts Böses getan und dennoch wurde sie wie lahm; seinen Blick fühlte sie im Rücken . . . . Und es wurde schwarz und still um sie wie vor einem Ungewitter.

— — „Das ist die Art, wie Du dem Manne unterthan bist . . . gleichsam wie dem Herrn," kam es langsam und kalt.

Ein innerer schwerer Zorn kochte in ihr empor und sie fand, was sie antworten sollte —:

„Du meintest doch wol nicht, ich würde den Kaffee hinausschmeißen, der noch übrig war?" — Sie stand mit dem Rücken gegen ihn und lehnte sich an die Bank.

„Verstell' Dich doch nicht, Anna, Du wußtest gut, daß ich dies nicht mochte. Darum hast Du Dir's erlisten wollen, während ich fort war. Aber es giebt Einen, der Alles sieht, und Er richtete es so ein, daß ich Dich überraschte. Das kannst Du Dir eine Lehre sein lassen für ein andermal. — Kaffeeschleckerei will ich nicht in meinem Hause, und wenn Du diese Brühe nicht wegschüttest, so thu' ich's." Er kam näher.

„Wegschütten — Gottes Gaben?!" sie mußte sich sofort setzen. Sie hatte niemals etwas so Entsetzliches gehört. Die Augen, die sie auf ihn richtete, waren so erschrocken, daß sie ihn selbst unruhig machten.

„Wenn es noch Branntwein wäre!" fuhr sie fort. „Aber dieser Kaffee hat mir doch so oft schon gut getan, besonders wenn ich diesen Schmerz in der Brust verspürte; — und es schaut aus, als sollt' er . . . anhalten . . ." sie kämpfte mit den Thränen.

„— Bist Du krank, so bitte Gott um Hilfe; Er ist's, der Dich für Deine Sünden straft."

„Ich, ich hätt' mir eher gedacht, wir sollten die Mittel gebrauchen, die er uns gegeben hat," schluchzte sie.

„Betet für einander und bekennet einander die Sünden, auf daß ihr könnet geheilet werden, steht geschrieben."

Aber nun sollte er es kriegen —; sie war so böse; sie achtete gar nichts —:

„Ich wußte nicht anders, als daß ich auch sollte ein Wort zu reden haben in diesem Haus! Ich kam doch nicht nackt auf den Hof! — — — Aber . . .“ erschreckt über den eigenen Mut, beeilte sie sich, wieder einzulenken. „Wenn kein Frieden zu haben ist, so . . . kannst Du ja alles erdrohen; Du weißt, ich bin nur ein armes Weibsleut und . . . hab' keinen, um . . . mir beizustehen . . .“ die Thränen kamen; — „und wenn es schon so weit ist, . . . daß Du es nicht über's Herz bringst, . . . mir so viel zu gönnen . . .“

„Es muß rein irgend ein Teufelszauber in dem Kaffee stecken, daß Fleisch und Blut so an ihm hängt. Umso lieber solltest Du ihn opfern, — wie ich den Tabak opferte.“

Er kam hervor und nahm den Kessel, ging dann zur Hinterthür.

„Wenn das nicht noch einmal übel ausschlägt!“ rief sie entsetzt . . . . „Es kann der Tag kommen, wo Du so arm wirst, daß Du um eine Tasse Kaffee bitten mußt, um Gottes willen . . .“ sie mußte sich anhalten, damit sie nicht umsank.

„Ich und alles, was mein ist, steht in Gottes Hand,“ sagte er fast eingeschüchtert. Dann ging er hinaus und schüttete den Kaffee auf den Misthaufen.

— Als er wieder hereinkam, lag Anna im Bett. Er verstand, was es war; sie wollte nach ihrer Frauenart ihn durch Schrecken zwingen; — aber er wollte seinen Weg mit Gott fortsetzen, und da ging es wol vorüber. „Wo ist Gunnar?“ fragte er.

„— Ich glaub' doch, Du hast ihn für heute in den Keller gejagt,“ — seufzte sie ingrimmig.

In diesem Moment bewegte sich Gunnar in der Kammer draußen. Er mußte es gehört haben. Der Arme hatte sich nicht zu rühren getraut, seit der Vater kam; nun mußte er es wol auch zu fühlen kriegen. Sie breitete die Decke über sich und wollte nichts mehr hören.

Aber als Gunnar in der Küche draußen die Rute bekam, da schrie er so jämmerlich, daß weder Decke noch der Zipfel im Ohre nützte. Sie hörte alles und es schnitt ihr wie mit Messern ins Herz. Sie bekam einen Schüttelfrost, daß sie fast erschrak, kroch aus dem Bett und nahm Hoffmannstropfen. Aber als Enoch hereintrat, konnte sie ein so beißendes Wort sagen, daß es ihr bis ins Innerste woltat —: „Bitte die Marta, daß sie heraufkommt . . . ich muß vielleicht nach der Hebamme schicken!“ —

Und Gott sei Lob und Dank; sie sah, daß es Enoch traf.

— Aber Gunnar lag im schwarzen Erdäpfelkeller, ärgerte sich über seinen Vater und weinte.

Nie bekam er das Kariol fertig! Aber es mußte einen Rat geben. Er wollte am Sonntag daran arbeiten.

Jeden zweiten Sonntag war Predigt in der Aasekirche; da ging der Vater hin und da war Gunnar frei. Er hatte dann nur mehr mit dieser dummen Lektion zu tun, die lernte er lieber am Sonntagabend.

— Aber als der nächste Predigtsonntag kam, sagte Enoch, er wolle den Kirchgang aufgeben.

Er hegte keine Misachtung vor dem Amte, das war es nicht. Und er wußte, daß das heilige Wort ebenso gut blieb, wenn es auch ein Weltkind verkündigte. Aber Gott wolle, daß er selbst Priester sei in seinem

Hause. Zur Kirche konnte er nicht alle mitnehmen, und wenn er fort war, fürchtete er, ging es daheim mit dem Gottesdienst recht gemischt; — so wollte er sich denn selbst aus Haus halten, damit niemand von den Seinen der Nahrung für die Seele ermangle.

Gunnar knirschte vor Wut; dann packten ihn die Thränen. Und er kriegte Schläge, daß ihm fast der Athem ausging. Damit war diese Hoffnung erloschen. Und der Sonntag wurde der schlimmste Tag in der Woche.

— Aber für Enoch war es der seligste.

Da durfte er sich am Worte ergötzen, vom Morgen bis zum Abend, geradezu schwelgen im Wort und in der Gnade. Gott leitete ihn auf seine grünsten Wiesen und zu den klarsten Quellsprüngen; er durfte sich sättigen wie die Kuh in der Au und sich im Licht baden, wie ein Kind auf einem besonnten Hügel.

Aus der Vorratskammer wurde der grüne Tisch hereingebracht; das sollte der geistliche Speisetisch sein, sowie der rote Tisch der Speisetisch für den Leib war. Der Bettisch wurde zwischen die Fenster und dem Spiegel gestellt, so daß es da hell war; der Speisetisch mußte in die Dunkelecke neben der Thür. So stand denn Enoch beim Bettisch und war Priester in seinem Haus, und sein Antlitz lächelte mit einem himmlischen Lächeln und der Mund schluckte und schmalzte wie in Wollust.

Ach, wie süß und wie beruhigend war es, mit Jesus im süßesten Liebesumgang zu leben. Da mochte es draußen stürmen und der Himmel meinetwegen grau und kalt sein. Und wenn die schwarzen Bäume da draußen sausten und kreischten von Winter und Tod und aller Dinge Eitelkeit, so konnten wir hierinnen mit Freudenrufen antworten; was[s] scherte es uns, wenn die Welt kalt war, sobald wir Sonne und Licht unter uns hatten! —

Aber in der Dämmerung, wenn er nichts mehr sah, setzte er sich nieder und sprach über Gott. Erzälte, wie gut er es nun hatte und wie schlecht er es vorher gehabt; erklärte, was Gott ihn seit dem letztenmal sehen lassen und gelehrt hatte; nahm aus den Texten heraus, was er sich besonders gemerkt und machte daraus Anwendungen auf die, welche zugegen waren. Anna fühlte oft, daß es ihr galt; Gunnar bekam jedesmal sein Teil; und war Marta herin, so war dies oder jenes auf sie gemünzt, besonders weil sie am Sonntag im Gehöft herumging, anstatt darin zu bleiben und Gott zu dienen.

— Gunnar war im Anfang völlig ratlos. Sich mit etwas abgeben durfte er nicht; da schlief er jedoch ein und kriegte die Rute. Späterhin mußte er neben dem Tische stehen, wenn sein Vater las, — vielleicht konnte er sich da wach erhalten. Das half ein bischen. Aber Johann Arndt war ohne Ende. Es gab „sieben wesentliche Stücke, die zum wahren Christentum gehörten," und wenn Gunnar sich noch so hart mühte, so brachte er es nicht weiter als bis zur Mitte des dritten. Noch plagte er sich eine Zeitlang, plagte sich, plagte sich, rieb sich die Augen, dachte an die Rute . . . „Aber das ist des Glaubens wahres Fundament . . . und niemand kommt zu Gott ohne die wahre Erkennt , . ." die Rute, die Rute . . . . „denn es giebt keine Seligkeit außer Ihm; auch existirt kein Name . . ." Gunnar nickte. Nickte und fuhr auf; nickte . . . und fuhr auf. Nick—te . . . und schlief. Aah!! — wachte von einem Knall auf; er hörte und sah nichts mehr; uf; da war schon der Vater; — er mußte aufwachen, — die Rute!"

Aber er fand schließlich doch einen Ausweg. Es ging besser, wenn er gar nicht auf den Vater hörte, sondern lebhaft an das Kariol dachte. Wie das Kariol werden sollte, wie er dies und das daran machen sollte; woher Malerei nehmen und welche Malerei auf jedes Ding geben ... Darin übte er sich nach und nach, so daß es oft ebenso hübsch war, als wenn er das Kariol vor sich gehabt hätte. Hierauf ging er weiter, baute eine Mühle, machte viele Boote, dachte sich Mittel aus, wie er damit aufs Wasser könnte, und zum Schluß war dieses Gedankenspiel so schön, daß er es auch zu anderen Zeiten trieb und nicht blos am Sonntag. — Aber ärgerlich blieb's, daß Serina es so gut haben sollte; sie schlich sich nur hinter den Stuhl der Mutter, während der Vater las, und da saß sie und schlummerte sie und schlief, so viel als sie Lust hatte. — —

— — Enoch erriet, daß es hier einen Kampf geben würde. Allein er wollte sich darob nur freuen. Ein Nachfolger Jesu mußte Kampf haben in der Welt.

Und er siegte wol; denn nun hatte er Beistand! — Ihr Herz, das Herz der Anna, beugte sich schon, sobald die Zeit dazu kam, und wegen der Kinder fürchtetete er sich auch nicht. Dazu führte er sie zu treulich vorwärts zu Jesus und ließ den Geist Gottes durch das Wort früh und spät auf sie wirken. Und wenn der Herr ihn vielleicht eine Zeitlang prüfen wollte, so wollte er die Geduld nicht verlieren. Mit Gunnar stand es am schlimmsten; der alte Adam war sehr stark in ihm; aber Gott würde schon helfen. Und dann hatte er uns eine herrliche Gabe gegeben in dem weichen, scharfen Birkenreis ... Ah, welche selige Stunde es werden würde, wenn er einmal mit Gideon sagen konnte: „Hier bin ich, Herr, und Alle, die Du mir gegeben hast." —

Die Welt würde spotten und lachen, und die Leute würden glauben, er sei verrückt; aber geschmäht und verhöhnt zu werden um Jesu willen, das war das Seligste von allem. Und wie Arndt sagte: „je mehr man geschmäht wurde von den Kindern der Welt, desto sicherer war man seines Christentums". Es kam wol der Tag, an dem er lachen konnte, — und sie mußten weinen.

Den schlimmsten Kampf bekam er wohl mit sich selbst. Wenn er sich nun auf dem Tabor befand, so mußte er nicht glauben, das währe ewig.

Er wußte, wie schwach er war und wie der Satan sich ansetzen würde; Liebe zur Welt und Sorge um die Nahrung waren stets seine Lieblingssünden gewesen. Hier galt es auf der Wacht zu stehen. In seinem Herzen hatte er der Welt entsagt; nun galt es, sie aus Gedanken und Sinn zu drängen, so daß sie sich nicht wieder bei ihm einschleichen könne. Wachen und beten, wachen und beten; schlummerte er auch nur einen Moment, so konnte der Erzfeind ihn bald in Gewalt bekommen.

Er betete zu Gott um ein starkes Wort, um damit die Welt von sich auszuschließen, und als er eines Tags in diesen Gedanken die Bibel aufschlug, fielen seine Blicke auf das Jesuwort: „Sorget nicht für den nächsten Tag."

Das war das rechte Wort. Er hob die Augen zum Himmel und dankte Gott. Mit diesem Wort versperrte er sich vor der Welt wie mit einer Kupfermauer.

Nicht weiter denken, als er sah; ganz mit Gott leben in der Stunde, welche sein, — das war's. Sobald von nun an ihm der Gedanke an später kam, eine Angst um die Zukunft, ein Traum von künftigen Dingen, — „sorget nicht für den kommenden Tag!" würde er zu sich selbst sagen und Satans Künste würden scheitern.

Seine Augen wurden naß vor Freude und Dankbarkeit. Was hatte es auf sich, mit Satan sich zu schlagen, wenn Gott ihm seine volle Rüstung gab! Welch ein Reichtum von Kraft und Stärke im geringsten Worte Gottes lag, wenn man nur die aufgeschlossenen Augen hatte, es zu sehen! —

Ja; so war es. Wir sollten „im Lichte wandeln, wie bei Tag", — nicht in Traum und Wirrnis, wie bei Nacht. Gott war nicht in der Zukunft und er war nicht in unseren Träumen; er war hier und im Jetzt, in dem wir lebten, in dem, was wir stündlich vor uns hatten, — da war er und da würden wir ihn finden. Wir hatten nichts mit dem „Morgen" zu schaffen; Morgen war ein Traum. Mit seinen Gedanken anderswo sein als hier und jetzt, das hieße außerhalb Gott sein, und da wachten wir nicht, sondern träumten, und da wandelten wir nicht im Lichte, sondern in Finsternis. Und da geschah's, daß der Satan über uns Macht gewann. Nicht für den nächsten Tag sorgen! Im Lichte wandeln! im Heute leben! Gott in uns und wir in Gott; dann konnten wir aller Pforten der Hölle lachen. —

Und Enoch wandelte im Lichte. Er zog einen Gebetring um dies „Hier" und „Jetzt" und lebte mit Gott, im Augenblick. Da war es, als ob alle irdischen Lasten sich weghüben. Er saß in Gott geborgen wie in einer Schildburg.

Alles, was nicht deutlich Gottes Wille war, wurde ihm unbehaglich und unlieb. In zweifelhaften Fällen tat er, was dem Fleisch und Blut am meisten widerstrebte; da kam er Gottes Willen am nächsten. Und der Geist zeugte da in ihm dafür, daß er sich auf dem rechten Weg befand. Allein war er schwach und that nach dem Wunsch des Fleisches, so wurde er gleich unklar im Gewissen. Es kam wie Wolken vor die Sonne, so daß es in seinem Herzen kalt und finster wurde. Der Geist arbeitete in ihm zu aller Zeit, so daß sein Gewissen immer schärfer und schärfer sah.

Er las im Testament die großen Richt-Worte, welche am letzten Tag zwischen den Guten und den Bösen scheiden sollen. „Den Hungrigen gaben sie zu essen; den Durstigen gaben sie zu trinken; die Fremdlinge nahmen sie bei sich auf, . . . und was sie Einem dieser geringsten meiner Brüder gethan haben, haben sie mir gethan!" — und er wendete sich zu seiner Frau und sagte: „Hörst Du, Anna? — Unser Vater will, daß wir armen Leuten niemals Speise und Obdach verweigern. Denn was wir ihnen thun, ist, als hätten wir's Christo gethan."

Anna wehrte sich. „Du weißt, es gehen so viele herum . . ." versuchte sie. — „Um das brauchst Du nicht zu sorgen," sprach er. „Je mehrere herkommen, desto größer wird unser Lohn im Himmel sein!"

Eines Tages kam er mit einem neuen Einfall.

„Nun sollst Du ein Jesuskind ins Haus kriegen," sagte er.

Sie sah ihn an, was er wol damit meinen möchte?

„Die Wittwe auf Heiland," fuhr er fort, „war hier und klagte so sehr über Not, und da mußte ich ihr versprechen, eine von ihren Töchtern

herzunehmen, so daß es für sie ein bissel leichter würde. Ich weiß, es ist Gottes Wille, und ich könnte mir nicht denken, daß Du was dawider hättest?"

Anna seufzte geduldig und schwer. „Wie alt ist sie?"

„Ungefähr zwölf Jahre alt. So daß sie Dir auch eine Hilfe sein kann . . . jetzt, wo die Marta weggeht."

„Ja . . . wir werden doch wol eine neue Magd nehmen?" sie wurde unruhig.

„Wenn Du eine findest, die sich an den Heiland halten will, so kannst sie nehmen . . , aber von einem Weltkind mag ich nichts mehr hören!"

Anna drehte sich von ihm weg.

„— — Ich dinge mir auch keinen Knecht," fuhr er fort und that lustig. „Ich weiß, daß Gott stark ist in den Schwachen, und Er wird mir schon helfen. Und kann Er mir helfen, so hilft Er Dir auch, wenn Du nur zu Ihm betest. Die Serina wird auch schon tüchtig."

Wenn sie nur verstehen könnte, was mit seinem Verstand los war —

„Es ist nichts Anderes als Unglaube, sich Diener zu halten. Es ist, als trauten wir Gott nicht zu, daß Er uns bei der Arbeit helfen könne, die Er selbst uns auferlegt. Wir müssen nur glauben. Hätten wir Glauben, so groß wie ein Senfkörnlein, so könnten wir Berge versetzen, wie Du weißt!"

„Ja . . ., wenn Du durchaus mit mir ein Ende machen willst, dann —! Mir ist schon bald alles so zuwider," kam es mit thränenerstickter Stimme, — „daß es mir wirklich . . . alles ganz egal ist."

„Du wirst sehen, es geht besser als Du glaubst," tröstete Enoch. „Er hat alle Macht im Himmel und auf Erden; das bissel Arbeit von Dir ist gar nichts für ihn. Gott ist stark in den Schwachen; das vergiß nur nicht! — und dann bete!"

Er stampfte mit seinen Holzschuhen davon und sah heiter aus. Anna blieb mutlos und müde stehen; die Thränen flossen, aber sie fühlte es nicht.

IX.

In acht Tagen wurde die Schule erwartet und Anna freute sich darauf. Die Woche in jedem Herbst und Frühling, in dem die Schule hier war, betrachtete sie eigentlich als eine schöne Zeit. Wol kam mit der Schule Unruh ins Haus und nicht so wenig Plage; aber dann war auch so viel Angenehmes dabei. Nur all diese frischen Kinder zu sehen —; manchen schweren Gedanken konnte Einem das vertreiben. Sie nahmen die Welt leicht, diese Kleinen; sie machten sich nicht viel Kummer um den Tag, den sie nicht sahen. Ach, es kam schon ihre Zeit auch, aber dafür hatten sie es nun gut, so lang es ging. — Und dann liebte sie es so sehr, mit dem Spinnrocken drin zu sitzen und zuzuhören, wenn der Schulmeister die Lektionen abfragte. Diese Stunden thaten ihr geradezu gut. Wenn sie auch nicht so viel Neues lernte, so konnte sie doch manches auffrischen, was sie sonst vergessen hätte; und dann erinnerte sie sich der Zeit, wo sie selber klein gewesen. Ja meinertreu, oft glaubte sie, sie lebte in diesen Stunden ihre eigene Kindheit wieder durch.

Und wenn es Abend wurde und die Schule schloß und der Schulmeister sich unter die Leute des Hauses setzte und mit ihnen sprach, so war

es oft nicht minder schön. Vieles konnte man da erklärt hören, was man nie gewußt, und begann man auch zu scherzen und zu lachen, so wurde doch nie Streit daraus. Sie waren so gut bekannt mit Tarald Aksdal, daß es ihnen fast schien, er gehöre zum Haus, und es war ein Schmerz für die Großen und für die Kleinen in diesem Herbst, als es dazu kam, daß er die Schule aufgab.

Nun sollten sie diesen jungen Sohn des Torkjell Tualand kriegen, den Töns; da durfte man sich wol fragen, ob es auch nur halb so schön würde. Sie kannten den Burschen nicht; er war bei einem Vaterbruder weiter im Süden herangewachsen und sie wußten nur, daß er für einen Sonderling angeschaut wurde. Niemals hatte er sich zu der Jugend gesellt, und niemals hatten sie ihn zum Arbeiten gebracht; er, er wollte nur lesen und schreiben, und sie erzählten sogar, er dichte Weisen; da hatte ihm sein Oheim in diese neue Schule drunten geschickt, „die Lehrerschule" nannten sie sie, damit er Schulmeister würde. Nun, wir würden ja sehen. Geschickt im Schulhalten mußte er sein, wenn er fortgewesen war und es extra gelernt hatte. Und das schadete ja nicht, besonders wegen Gunnar; denn es ging mit Gunnar in Büchersachen schlecht. Den Kopf dazu hatte er schon; aber es fehlte die Lust.

Merkwürdig genug wollte der Bub nun selber gern in die Schule. Aber das hatte seine besonderen Gründe, nach dem, was Anna eines Tags erfuhr.

Sein Vater hatte ihm Lederhosen gemacht und deren schämte er sich so, daß er, seitdem er sie besaß, rein wie menschenscheu geworden war. Am meisten wich er seiner Spielgefährtin aus, der Tochter des Per da im Norden, aber die kleine Oline hatte ihn auch ausgelacht, als sie ihn zum erstenmal in den Lederhosen sah. Holzschuhe hatte er auch gekriegt, und die gefielen ihm nicht besser. Nun wußte er aber, daß er in die Schule sonntäglich gekleidet gehen dürfe und darauf freute der Junge sich so sehr, daß er die Unlust zum Buche ganz vergaß.

Seine Mutter mußte lachen. „So waren die Lederhosen doch zu etwas gut!" sagte sie.

— Aber auch da mußte etwas Unangenehmes dazwischen treten; es schien rein wie ausgemacht.

Es war ein paar Tage, nachdem das „Jesuskind" von Heialand angekommen war, — ein kleines dunkelfarbiges Mädchen, das Jorina hieß. Sie saßen des Abends um die Thranlampe; Enoch legte Dauben um Butten, Anna und Maria spannen, Gunnar und Serina lernten, Jorina kardete.

Plötzlich sprudelte Marta heraus und lachte. Es mußte so komisch sein, an was sie dachte, daß sie sich nicht länger halten konnte.

„Ich kann nicht anders; ich muß lachen," entschuldigte sie sich; dann erzälte sie.

Sie war heute draußen am Brunnen gestanden; da war dieser halb verrückte Student Olsen geschlenkert gekommen. Er trug einen langen Rock und Cylinderhut und Stock, und war so stramm und steif, daß es zum Staunen war. Nun war aber der Weg so voll Schnee, daß er sich nicht drehen konnte. wie er wollte. Er war in seiner Großmannslaune, ging mit dem Kopf im Nacken und der Nase in der Luft, aber den rechten Schwung brachte er nicht heraus bei dem Versinken in Kot und Schnee; ach, das war zum lachen, das —! Aber — hihi! — es mußte heil sein auf der Straße,

oder was es war, hi—hi! mit einmal purzelte er nieder, so lang als er war, — mit dem Rücken in die Schneewehe und den Füßen in die Luft, und dem Hut nach der einen Seite und dem Stock nach der anderen; und der Olsen hebt zu fluchen und zu wettern an, daß nur so die Funken spritzen, hi, hi, hi! ich lachte, das mir alles weh that!"

Die Uebrigen lachten mit; nur Enoch saß streng und ernsthaft da und klopfte auf sein Daubenband. Dann hörte er auf und schaute sie an.

Es wurde still. Jeder nahm seine Arbeit auf; Marta errötete und ließ den Rocken surren.

„— — Wir sollen nicht lachen," sprach Enoch. „Jesus lachte nie."

„— — Ja, wenn wir imstand sind, uns mit ihm zu messen . . ." Anna hatte den Rocken gestoppt und zupfte nun an der Spule.

„Wir wollen sein Beispiel befolgen. Und dann dürfen wir nicht vergessen, daß wir am Tag des Gerichtes Rechenschaft ablegen müssen für jedes unnütze Wort, das wir gesprochen haben.

Die Rocken summten um die Wette.

„In meinem Katechismus steht," — wagte sich Jorina, mit Räuspern und Erröten hervor.

„Was steht drin?!" fragte Enoch vergnügt; ihm gefiel dies „Jesuskind."

„Es steht: „jedes ungebürliche Wort, das ihr gesprochen habet . . . hm!" — sie war glutrot.

„Ah — Du hast auch den verkehrten Katechismus in die Hand gekriegt! — Ja, den verbrenn' Du nur, Jorina. Ich werde Dir lieber einen neuen kaufen, wenn ich in die Stadt hineinkomme."

Anna und Marta saßen und schauten.

„Was sagst Du, ist er nicht recht, der neue Katechismus?"

„Es giebt zwei neue Katechismen; der eine kann richtig genug sein, doch der andere ist falsch."

„Ja aber . . . dürfen sie denn so was herausgeben?"

„— — Sie wissen, es werden falsche Christi kommen und falsche Propheten in den letzten Zeiten. Und sie werden so schlau sein, daß sie auch die Auserwählten verführen würden, wenn das möglich wäre. Dieser Pastor Wexels, das ist wol solch ein falscher Prophet. Gott hat seinen Sinn verwirrt, so daß er die Lüge glaubt."

„Das wäre entsetzlich." Die Spinnrocken begannen wieder zu gehen.

— — „Ach ja," seufzte Enoch; „es ist entsetzlich. Man muß nur Gott bitten, uns zu bewahren . . . und uns zu retten vor dem Bösen. — Ja, denkt euch, er ist so weit gekommen, daß er glaubt, es gebe Gnade für die, welche in der Hölle sind."

„Nein aber . . . ! kann man so verblendet sein?" — Die Räder standen . . .

„Und das hat er sogar in seinen Katechismus gesetzt, damit die Einfältigen glauben, es sei das reine Gotteswort."

„Kann das wahr sein, so etwas?"

„Leider . . . es ist wahr!"

Es wurde ganz still in der Stube, ängstlich. Jorina, die am weitesten rückwärts saß, zog sich näher zum Licht hin.

„— — Und er soll ein Priester sein, sagtest Du, wie mir schien?“ fragte Marta.

„Ja.“

„Aber er ist doch jetzt nicht mehr Pastor,“ sagte Anna; „er wird doch in der Kirche nicht Gottesdienst abhalten, denke ich?“

„Wir müssen es hoffen. Aber er darf Bücher herausgeben, und das ist schlimmer. Denn mit diesen kann er noch mehr Leute verführen.“

„Ich kann so was nicht begreifen.“ Die Spinnräder surrten, leise und verträumt.

„— — Er kriegt schon seine Strafe . . . am großen Tage,“ sagte Enoch; er klopfte und schlug, als ob er den Geistlichen unter dem Hammer habe. „Es steht geschrieben, wer Einem von diesen Kleinen Aergernis giebt, ihm wäre besser, ein Mühlstein würde ihm an den Hals gehängt und er würde in der Tiefe des Meers versenkt.“ —

„Aber daß der Pastor solch ein Buch könnte einführen wollen . . . . das begreife ich nicht!“

„Es war eben autorisiert, und da meinte er wol, er könne ruhig sein. Es ist gewiß eine Strafe, die Gott über uns ergehen läßt, weil wir die Wahrheit nicht würdigen, wie wir sollten. So läßt er uns die Lüge bekommen, denn er sieht, daß wir die Lüge lieben.“

„Ja, ja!“

„Aber meine Kinder sollen nicht in die Schule gehen, und Du, Jorina, auch nicht. Wir fürchten, unseren Kindern Gift zu geben; aber ist dies nicht ein viel schlimmeres Gift, — das sowol Leib als Seele in der Hölle tötet? — Ich werde euch selbst unterrichten. — Gott wird mir die Zeit dazu geben, wenn er sieht, daß es so sehr notthut.“

Anna schielte nach Gunnar, dem Armen, hin; — ach, welche böse Blicke er auf seinen Vater richtete!

— Und nun hatte sie selbst keine Freude mehr an der Schule. Sie wollte nicht sitzen und zuhören, wenn der Schulmeister den Kindern falsche Lehren einprägte.

X.

Marta hielt aus, bis das Fünfte gekommen war; dann ging sie.

Enoch war froh. Endlich war er ganz los von der Welt; nun war alles Alte fort und Alles neu geworden; fest umschlossen und gefriedet lag sein Haus da wie ein Tempel, eine Freistatt; nun sollte man da nichts Anderes hören, als Gottes Preis und Lob.

Und die Tage vergingen und Enoch durfte auf dem Tabor sein.

Kein Unfrieden, kein Kummer; ruhig wie ein Kind durfte er in der Gnade leben. Wenn er einmal müde ward, brauchte er nur zu Gott hinzusehen; im Gebet oder im Wort fand er immer neue Kraft und niemals ließ ihn die Erlöserhand imstich. Wo er ging und stand, war er in Gottes Schooß; ob er wachte oder schlief, lebte oder starb, er wußte, er gehöre dem Herrn an und es gab nichts Böses, das über ihn Macht gewinnen konnte. Sogar von Sünde war er frei; wol sündigte er und zu jeder Stunde; aber die Sünde hatte nicht Wurzel in seinem Herzen; wie Paulus sagte: nicht er that Böses, sondern die Sünde, die in seinem Herzen wohnte. Und alles

Böse und alles Unreine wurde täglich von ihm weggewaschen im Blute Jesu; er fühlte sich froh und leicht wie ein Vogel auf dem Zweige und konnte springen vor Freuden wie David um die Bundeslade. Um die Welt kümmerte er sich nicht: er kannte den, der stärker war als die Welt. O große, große, unergründliche Gnade, die eine Seele so stark machen konnte und so froh, und einen Menschen erlösen, der verkauft war und verdammt; alles wiederaufrichten, was die Sünde geschändet; den Satan binden, und den Tod und alles Schlimme, so daß er war wie Adam vor dem Sündenfalle und die Welt wie ein Paradies, in dem Gott zwischen Blumen und Bäumen wandelte und sich an seinen Kindern im blühenden Frühling erfreute.

Ja, Frühling, Frühling war's in seinem Herzen nun. Es war wie in einem langen schwarzen Winter, wenn die Sonne hervorbricht und Wolken und Kälte verjagt, Wetter und Winde zähmt, Schnee und Eis zerschmelzt, alle die Lebenskeime und Sprossen löst; dann sendet sie einen linden, süßen Regen auf alles, das taub und tot lag, und mit einmal schießt der Lenz empor, mit Blumen und Laub und feinen Düften und es kommt Freude und Leben über die ganze Welt. So war es mit ihm. Alles wuchs und grünte; es war warm und fruchtbar und gährend in ihm, voll Wolgefühl und Mitgefühl und Liebeskraft, — nicht fleischlicher Liebe, die schwach machte und weichlich, sondern voll der Liebe Christi, die Ernst gab und Arbeitslust. Nicht einen Gedanken vertrug er, der Gott zuwider war, keinen flüchtigen Einfall, keinen Zug des Gemüts, der nicht Gebet war oder Lob; jede Sünde, die er bemerkte, war ihm, als sähe er Schlangen unter Laub; wolgeschmückt und wolgefällig sollte sein Herze sein für den Bräutigam; dies die einzige Sorge, die er hatte.

Und Gott war in allem. In der Luft, in der Erde, im Wasser, im Feuer, im starken Sturm und im milden Wind, in Arbeit und Ruhe, in Schlaf und Wachen; nur ihn dort auch suchen, wo er war; er war niemals weit. Wenn die Sonne schien, war es sein Auge, das leuchtete; Regen und Hagel, das waren seine Hände; doch die Sterne in der Nacht, das waren Engelsaugen, Blinken und Mahnen von den Vieltausenden, die Gott umschweben und uns erwarten; und sie weckten und warnten uns auf allen Wegen, stützten uns, wenn wir standen, erhoben uns, wenn wir glitten; manch ein Mal, wenn der Wind um seine Wangen strich, war ihm, als fühlte er das Wehen weißer Flügel.

Doch im Sturme hörte er Gottes Stimme, und im Meerestoben und im Donnerschlag und in allem, was klang; Gottes Stimme tönte, brauste, rollte in allen Ewigkeiten durch die Welt. Darum zitterten die Gottlosen, die nicht Frieden hatten; sie fürchteten sich vor ihrem Vater, weil sie ihn nicht kannten. Es war wie mit Gunnar, wenn er etwas Böses getan hatte; er begriff, daß sein Vater ihm wol wollte, wenn er mit der Rute kam. Mit einem Lächeln dachte er an die Zeit zurück, da er selbst herumging und sich fürchtete; aber das hatte seinen Grund; des Herrn Zebaoth Stimme klang in Wahrheit all seinen Gegnern furchtbar.

So gut hatte er es, daß er sich manchesmal wunderte. Ging das mit rechten Dingen zu? Konnte ein Gotteskind es so auf Erden haben?

Er hatte auf Streit und Mühen gewartet, und da durfte er fast immer auf dem Tabor sein. Alles ging so leicht, so erstaunlich leicht; Gott wirkte

bei ihm sowol im Willen als im Verrichten mit. Wurde er einer ernsten Prüfung nicht für würdig befunden? Oder was meinte der Vater?

Alle Gottesmänner sprachen von Anfechtungen, von Kampf und schweren Versuchungen, von Läuterung wie in einem Feuer. Und Lars Danielsen hatte ihn geradezu davor gewarnt, „allzu selig" zu sein. Es war vielleicht eine List des Satans, sagte er, um ihn sicher zu machen, damit er einschlafe und dann umso sicherer zu überwältigen sei. „Es ist wie mit diesen Baumpflanzen, die der Möller auf Myre in ein Glashaus setzt: sie schießen im ersten Jahre schnell empor und alles sieht wunderschön aus; aber sie sind von den guten Tagen schwammig und schwach geworden, und sobald er sie auspflanzt und sie die Herbststürme versuchen müssen und die kalten Nächte, so welken sie hin und sterben ab, weil sie kein Metall in sich hatten." — Die Kirchspiel-Guri hatte dasselbe gemeint. Sie selbst hatte es oft ganz hart mit Mutlosigkeit und schweren Gedanken, aber „dankte Gott mehr für diese dunklen Stunden als für die süßesten Gnadentage; denn wenn der Herr züchtigte, so wüßte sie, daß er liebe —." — Sollte Gott ihn nicht lieben? — Es gab Zeiten, wo die Frage ihm fast zu einer Pein wurde.

Aber nein. Es konnte nicht Satan sein, der ihn so selig machte; es war Sünde, solches zu denken. Sich nur in Gottes Hand geben und ihn schalten lassen. Unser Vater wußte, was uns am besten nützte und was wir vom Guten und Bösen vertrugen; Er würde schon Züchtigung senden, sobald es notthat. —

Auch im Zeitlichen bekam er zu sehen, daß er einem guten Herrn diente; es war Segen und Dauer in jeglichem; es troff Fett von allem, was er berührte. Immer hatte er etwas zu verkaufen, und immer kriegte er es bezalt. Gott war gut mit ihm, so daß er oft die höchsten Preise erhielt, ja oft mehr als andere; es war als wollten die Weltkinder lieber mit einem Gotteskind handeln als mit einem der ihrigen; sie kannten sich wol selber, wie er dachte.

Auch in einer anderen Richtung hatte Gott ihn gesegnet und sein Gebet erhört —: das Kleine, das hinzugekommen, war ein Bub. War es nicht, als überhäufte ihn Gott mit Wolthaten, ja, als lege er es förmlich darauf an, ihm zu zeigen, daß er mit ihm war? — —

Es ging aufs Frühjahr zu; Anna fragte, wie er das Pflügen ohne Knecht wolle zuwege bringen. „Der himmlische Vater wird damit schon fertig!" meinte Enoch und sein Glaube wurde nicht zu schanden.

Enoch hatte den Armen gethan nach Gottes Willen, hatte ihnen Eßwaaren und Samenkorn geliehen; nun belohnte ihn Gott dafür. Einer um den anderen kamen sie und wollten mit Arbeit bezalen, was sie entlehnt, und so erhielt er Hilfe und noch dazu billige Hilfe; denn man kam stets am besten weg, wenn man nicht mit Geld herausrücken mußte. Er nahm von uns wol nichts umsonst, unser Vater!

Zum Pflüger bekam er auf diese Art Torkjell Tualand, der mit seinen 54 Jahren ein mächtiger Arbeiter war, wenn er wollte. Und er wollte, sobald er bei Leuten arbeitete, die gegen ihn gut gewesen. Nur ein Leides war an ihm: er konnte seinen Mund nicht regieren. Alles verriß er, und besonders solches, wovor wir nach Gottes Wunsch sollten Ehrfurcht haben. Wäre es nicht um der Gutthat willen gewesen, so hätte Enoch lieber einen anderen Mann zur Arbeit mögen.

Aber Torkjell war in seinen alternden Jahren in Bedrängnis geraten. Früher saß er auf einem der besten Gehöfte des Bygdes; dann kam er aber in die Thrane-Bewegung und vergaß darüber Arbeit und alles, kam in Schulden und Not und wurde mit Rechtsgewalt von Haus und Hufe getrieben. Lensmann Aase sollte damals dem Torkjell übel mitgespielt haben, sagte man; aber wie dem auch war oder nicht war, hinaus mußte er und konnte schließlich noch froh sein, daß er sich südlich auf der Ramstadsheia als Käthner ansiedeln durfte. Nun lebte er davon, daß er bei anderen Leuten arbeitete, und da Enoch der nächste Nachbar war, kam er gern zu ihm, wenn etwas notthat; auch gab es nicht so viele, zu denen man gehen konnte. Und da konnte Enoch ihn doch nicht fortweisen, wenn er kam und für das Mehl, das er erhalten, arbeiten wollte.

— Aber Torkjell konnte unangenehm sein.

Es war eines Tages während der Frühlingssaat. Sie hatten Dünger hinausgeführt und saßen nun bei Tisch und aßen Vormittagsjause. Da mochte es dem Torkjell hier zu still erscheinen.

„He!" schnatterte er in seiner hastigen Art, legte das lange Bocksgesicht auf die Seite und blinzelte, „ich glaub', Du schaust auf meine Fäust', Anna? — Ja, man wird halt nicht weißer davon, daß man auf der Mistgrube steht! Und den Schweiß treibt es Einem aus und ein. Er ist auch nicht grad' schöner, Dein Mann!" –

„Wir sollen unser Brod im Schweiße unseres Antlitzes essen, wie Du weißt."

„He! — der Lensmann Aase, der ißt sein Brod nicht im Schweiße seines Antlitzes. Er sitzt in der Stube und raucht Cigarren und thut sich gütlich bei Kalbsbraten und bayerisch Bier. — Ja wol, er hat nicht das mindeste Unrecht auf sich; er darf sich schon gütlich thun!"

„— — Man soll die Obrigkeit seines Volkes nicht verdammen, sagt Paulus."

„Ja, was sagt aber Jesus Sirach? — „wer Einem den Erwerb nimmt. der tötet seinen Nächsten, und wer einen Taglöhner seines Lohnes beraubt, der vergießet Blut!" — Ja—a, so geradeheraus sagte man die Wahrheit zu jenen Zeiten. — Aber deshalb haben sie den Jesus Sirach auch gleich unter die Apokryphen gesetzt."

„Ah, darum wol nicht!"

„Na, ich weiß nicht, wofür es war; sie geben keine Gründe an, die Leute, die die Macht haben!"

„— — Du sollst nicht vergessen, daß es Gott ist, der ihnen die Macht gab, indem er sie einsetzte."

„Ja, ja. He! — Der alte Rauschbold war's, der Amtmann Seyffart, oder Sauffert, wie sie sagten, der den Lensmann eingesetzt hat."

„Vielleicht war es zur Strafe. Wir sollten uns bekehren und zu Gott beten, dann gäb er uns wol eine gute Obrigkeit."

„O . . , es giebt gar viele, die beten . . . und nachher essen sie „das Schärflein der Witwe" auf.

„Wir müßten wahre Christen sein, mein ich."

„Ja, wer ist's denn? Wahrscheinlich die, welche nach Jesu Wort leben; was sagt aber Jesus? „Nimm all Dein Gut und gieb es den Armen", sagt

er! — und ich merk' nicht, daß hier Einer das thut, — nicht der Pastor und nicht Lars Danielsen."

Enoch wurde still.

„Ja, da würden wir aber alle arm," sagte Anna, „und da blieb denn keiner mehr übrig, um denen zu helfen, die Not leiden."

„Ich glaube nicht, daß es Not gäbe, wenn wir uns gehörig anstellten. Kriegt man erst alle Beamtenfaulheit und alle Pfaffenmagen und alles Militärgeklirre weg, so haben, meinertreu, wir alle genug zu essen. He — wär' doch komisch, wenn unser Herrgott mehr Leute geschaffen hätte, als er nähren kann!"

Es war schwer, Torkjell den Mund zuzubinden; Enoch verstummte ganz.

— Es wurde ein kalter Frühling und das Volk klagte hie und da; dieser Nordwest, der immerfort da lag und rüttelte, ließ Feld und Wiese nicht vorwärts kommen.

Enoch merkte, daß Gott seine Geduld prüfen wolle und er fand seine Freude daran. Vielleicht, daß nun die Zucht kam? — „Dank, o Herr, für alles! Ob Du segnest, ob Du strafest, — so bist Du doch meines Herzens Fels und mein Teil in aller Ewigkeit!"

Aber die Worte Torkjell Tnaland's fielen ihm manchesmal ein und peinigten ihn. In der That, das waren die Worte Jesu. — Wie, wenn er noch ein Armenkind in's Haus nahm? — Es ging so gut mit Jorina, daß er sah, es war Gottes Wille . . . .

— Er kam eines Tags mit einem langen, rothaarigen Jungen, der Lukas hieß. Anna nahm ihn mit einem Seufzer auf; es mochte gehen, so lang es ging. Und Enoch war es gleich, als käme ihm Frieden ins Herz.

Lukas hielt bis zum Herbst aus. Er hatte nur einen Fehler, doch der war groß: er war im Essen verwöhnt. Und Enoch wollte den Hausbrauch nicht ändern um seinetwillen. Da entzweiten sie sich. Eines Tags, als Enoch Macht anwenden wollte —: entweder aß Lukas gesalzene Makrelen oder er ging ohne Nachtmal zu Bett! — da stand Lukas vom Tisch auf, kleidete sich an und bedankte sich. Enoch härmte sich darüber.

Vierzehn Tage später hatte er ein neues Jesuskind. Es war ein dicker, bleicher Faulpelz, namens Haavar; wie er auch sein mochte, an zu gutes Essen gewöhnt konnte er gewiß nicht sein. Sein Vater war ein Landstreicher, der am Höjlandsmoor irgendwo in einer Lehmhütte wohnte; der Haavehof mußte für ihn sein, wie das Himmelreich gegen einen Erdäpfelkeller.

Nein; im Essen verwöhnt war er nicht. Er aß alles, was er kriegte, und noch mehr. Wenn er aber nicht aß, so schlief er. Und eines Tages im Winter kam Anna dahinter, daß er stahl.

Sie bemerkte, daß aus der Speisekammer mehr verschwand, als Gunnar allein konnte genommen haben; so begann sie sich auf die Lauer zu legen, bis sie den Haavar da draußen ertappte. Da ging sie sofort zu Enoch. Und dieser war des Müßiggängers jetzt so müde, daß Haavar auf der Stelle fort mußte.

Nach diesem ging Enoch eine Zeitlang mit Kummer herum und wußte nicht, was denken. All' das Seinige verkaufen und den Armen geben . . .

Schließlich begriff er, was es war. Er hatte Gott diesmal gegen sich, weil er sich selbst vorgedrängt, ohne die Stunde des Herrn abzuwarten. Nun wollte er geduldig sein, niemanden mehr in's Haus nehmen, ehe er einen von

Gott geschickt erhielt. Doch sein Haus sollte für jeden offen stehen, der kam und bat; dann würde Gott von ihm nicht noch mehr verlangen. Es konnte doch nicht Gottes Absicht sein, daß er seinen Hof verkaufe und selber den Bettlerweg gehe . . . Er wollte einmal mit dem Pastor reden über dies Wort Christi, an das er bisher nie gedacht. —

— Endlos wurde dieser Winter dazu. Was Anna noch half, war, daß sie vom Morgen bis zum Abend so viel zu thun hatte, so daß sie keine Zeit fand zum Denken.

Es war nicht genug an der gewöhnlichen Hausarbeit; das Andere, das über sie hereinzog, war schlimmer als alles. Sie stand oft ratlos da.

Das Haus war nach und nach eine förmliche Vagabundenhöhle geworden. Auf allen Stegen war es ruchbar geworden, daß Enoch offenes Haus für jedermann hielt, und da kamen sie nur so in Schaaren, Dorfarme und Landstreicher' Wegelungerer und Bettelvolk, Zigeuner und Krüppel und vacirende Schweden und Wandergesellen; — alles Gesindel und alle Bärenhäuter, die der Straßen ziehen, mußten herein; es gab Tage, wo sie nichts anderes thun konnte, als herumgehen und für das fahrende Volk sorgen.

Am schlimmsten war es mit denen, die Obdach haben sollten. Schmutzig und grauslich kamen sie daher und voll Ungeziefer; sie ins Bett legen, an das durfte man gar nicht denken, und sie in der Scheune haben war auch nicht geheuer, so mußte sie denn sie auf dem Fußboden betten, drin in der Stube, wo sie selber lagen; da wurde es oft so voll, daß es rein ungesund war. Schrecklich konnte es auch sein, so eine Schaar langer Gesellen auf der Diele herumliegen zu haben; niemand konnte wissen, was denen vielleicht einfiel. Dann war am Morgen nach ihnen zu reinigen; das war gar manchesmal eine grausliche Arbeit. Sie dachte oft bei sich, wenn Enoch das alles auf sich hätte, so wäre er gewiß nicht halb so rasch beim ja sagen zu jedermann, der kam. Aber mit ihm reden hülfe doch nichts; er antwortete ja nur mit Bibelsprüchen.

Und so wenig bemerkte und begriff er, daß ihm dünkte, es stehe gut. „Schau nur, wie es doch geht ohne Magd!" sagte er eines Tages; „wenn wir nur nach Gottes Wort leben und frühzeitig aufstehen —." Da wußte sie nicht, ob sie lachen solle oder weinen.

Was noch so weit half, daß das Haus nicht rein umgestürzt wurde von Vagabunden, war der Umstand, daß Enoch sie im Zaume hielt, so daß sie nicht thun konnten, wie sie wollten. Auf allen Wegen war es ruchbar, daß man bei Enoch Gebete hören und dem Wort Gottes lauschen und zeitig aufstehen mußte, das liebten die fahrenden Leute nicht. So kamen hauptsächlich nur einzelne, ganz bestimmte, die sich an das Haus hielten, und das zumeist solche von der besseren Sorte. Von den richtigen Umstreichern war nur Einer, der mit seinem Gefolge hier öfters aushielt. Und dieser Eine war der Zigeuner-Thomas.

XI.

Es war der erste, völlig schöne Tag, den sie gehabt; das war aber auch ein Tag, an dem es Einen im Haus nicht litt.

Milde und blau, wie ein lichter Traum, wölbte sich der Himmel über die Erde. Es flutete Sonne durch die weite Welt und strahlte und glitzerte

am ganzen Horizont; die weiche salzige Seeluft vom Westen mengte sich mit der blauen, frischen Bergluft vom Osten; alle die tausend Düfte von grünen Säften und frischem Dünger mischten sich hinein; es war so herrlich gut, Athem zu schöpfen. Und die Luft schmiegte sich um die Glieder wie ein laues Bad. Von sonnenwarmen Hügeln und bleichen Auen stieg die Lerche tirilierend dem Licht entgegen und füllte die blaue Wölbung mit Jubel und Klang, wie von süßen bimmelnden Silberglocken.

Längs der Steinwälle und Wegränder und auf den Sonnenhügeln begann es zu grünen von frischen Halmen und zu gilben und zu glühen von neugeborenem Löwenzahn und Himmelsschlüssel. Buttersanfte Wasserlilien glänzten in Sumpflöchern und Quellläufen; junges Laub sprang und sproß und hängte seinen leichten Flor um auflebende Wäldchen. Porsch und Weidengebüsch und frischer Ginster drängte sich in Moor und Marschen mit scharfem, heißem Würzgeruch. Aber ringsum spielten die Vögel, Vögel in Paaren und Vögel in Schaaren, graue Vögel und braune Vögel, gelbe und scheckige und weiße Vögel, hüpfend vor Lust, wild vor Lust; und sie schnäbelten sich und rauften sich und schnatterten und lachten, übermütig vor Liebe, trunken von Sonnenschein, das glänzte an den Schwingen und der Sammetbrust und zappelte und quabbelte vor Frohgefühl und Frühlingslust. Hoch in der Luft hie und da eine Möve oder zwei, die in schläfrigem Zug zum Meere segelten, mit kurzem, lustigem Gutwetterschrei; dann wieder ein paar Eidervögel oder Enten, oder eine Lomme, ein Reiherpaar, eine Schaar von Wildgänsen, fremde, vornehme Vögel, die mit langen sehnsuchtsvollen Schnäbeln gen Süden strebten, nach heimlichen, ruhigen Holmen und Gewässern, weit fort, weit fort, wohin ihnen niemand folgen konnte.

Ueber die Moore hin tummelten sich Kiebitze in scharfem Ruckschritt, in feurigem, glutvollem Geschrei, mit Tönen wie von der Geigenquint. Und es schimmerte in der weißen Seidenbrust und raschelte und lachte in den weißen Flügeln. Auf einsamen Hügelein im Heidekraut saß der Regenpfeifer, braun und grau, mit sammetschwarzer Brust, und lockte mit klaren, klagenden Flötenlauten; Schnepfen und Wasserläufer und anderes Sumpfgevögel sprangen leicht und zierlich auf ihren roten Füßen herum und pfiffen einander; zum ersten Mal im Jahr vernahm man den Kuckuk in den Wäldern rings um Storbrekke.

Im Osten stand der Gebirgskamm, blau und fein und geschmückt wie zu einem Heiligenfest, — frisch gewaschen. Das Flachland breitete sich aufwärts, abwärts in langem Zug, braun und warm, eingehüllt in lichten, weichen Frühlingsrauch. Zu äußerst das Meer wie ein schimmerndes, blasses, blaues Band.

Und es ging wie ein Seufzen durch die Schöpfung, daß es nun Frühling sei! Jetzt würden wir eine Weile leben, leben und lieben, leben und streben, eine lange Weile, so lang als wir konnten; bis zum Winter hin. —

— Gunnar und Jorina gingen im Grasgehäge herum und jäteten. Der Vater war auf Aase bei einer Versammlung und nicht vor dem Mittagmahl daheim zu erwarten; die Arbeit war leicht und der Tag war schön; sie befanden sich in so guter Laune, daß sie sich selbst nicht kannten.

Die Sonne koste sie am Rücken und kitzelte sie am Halse und die ganze Welt war licht und warm. So häßlich sie es sonst hier fanden, heute war es fast schön. Von Wiese und Moor stiegen Düfte so lieblich und süß,

daß sie wie in einen trägen, linden Rausch gerieten. Und sie waren freundlich mit einander und schwatzten. Jorina, sie lehrte ihn, den Gunnar, eine neue Sprache.

„Ja" hieß Jedeva und „Nein" Nedevei; Hedevaadedeve war dasselbe wie Haave. Gunnar übte sich und prüfte sich und konnte bald ganze Sätze sagen. Und er freute sich sehr.

Nun konnten sie einander sagen, was sie wollten, sogar wenn der Vater dabeistand und zuhörte! — Aber Jorina fürchtete, er könnte fragen, was sie sagten, „und es ist schwer, so zu lügen, daß es einen Sinn hat." Dies war nur zu wahr. An das hatte Gunnar nicht gedacht.

Er lag auf den Knien und stach mit einem Holzpflock kleine Steine heraus; — „ja, wer sich unsichtbar machen könnte," wünschte er.

Jorina stand mit dem Rechen und harkte Reisig und Kies zusammen, gab es in den Trog, den sie zum Fortschaffen hatte; — „nur die Unterirdischen können das," sagte sie.

Sie kamen in Gespräch über die Unterirdischen, von denen Gunnar bisher nichts gewußt, und die Arbeit ging langsam.

„Warum können die Unterirdischen sich unsichtbar machen und wir nicht?"

„Du hast schon recht. Wär' wol schön gewesen."

„Ja, und gut auch, manchesmal."

„Denk Dir nur!" — —

„Kann das Laternmännchen sich unsichtbar machen?"

„Ja; das ist unsichtbar. Wir, wir sehen nur das Irrlicht, und nicht einmal das alleweil."

„Hast Du es gesehen?"

„Ja. Am Abend wenn es recht finster ist, wandelt es oft unten auf den Heialandssümpfen herum."

„Warum hält er sich gerade da auf?"

„Es soll dort ein großer Schatz vergraben sein, glauben manche. Aber die Mutter glaubt's nicht. Sie glaubt, daß da ein Mensch umgebracht und eingegraben worden ist."

„Uf! — Gehen die Umgebrachten um?"

„Ja, wenn es nicht herausgekommen ist, wer sie umgebracht hat."

Hierauf erzälte Jorina eine gräßliche Geschichte, die dem Aasmund, ihrem Mutterbruder, passiert war. Sie vergaßen die Arbeit, alle beide. Jorina harkte nur so zum Schein; die kleinen seegrünen Augen starrten träumerisch hinaus wie in andere Welten. Sie war kleingewachsen und dünn, der Kopf etwas groß, das Gesicht bräunlich, mit breiten Wangen und schmaler Stirn; sie hatte glanzloses trockenes Haar, in welchem sie stets kraute; die Stimme war dumpf und dunkel im Klang. Gunnar lag da und hörte ihr zu und fürchtete sich; er hatte all seine Lebtage nicht so Schönes gehört.

„— — Aber wie dem auch war oder nicht war, Aasmund wurde auf einmal so müde und matt, daß er vergaß, sein Vaterunser zu beten. Aber nicht, daß er einschlief; er lag nur so da in einem Dusel.

„Eine Weile darauf sieht er deutlich, wie die Thür aufgeht; aber man hört keinen Ton, und herein kommt was Großes, Langes in einem weißen Laken."

„Huh!"

„Er erschrickt gar nicht; denn er hat ja nichts Böses gethan, richtet sich nur im Bett auf und schaut das Gespenst an. Und daraus sieht man, daß er wach war."

„Ja."

„Er hat weder Augen noch ein Gesicht unterscheiden können; aber das Gespenst kommt übers Zimmer hergeglitten, ganz ohne Lärm; dann bleibt es stehen und winkt. Aasmund getraute sich nicht anders als ihm zu folgen; er hat gemerkt, daß es ihm was zeigen will, und das Gespenst voran und er nach, hinaus durch die Küche und hinab in den Keller. Da hält es ganz tief innen bei einem Winkel an, und deutet auf den Erdboden. Sagt nichts, deutet blos. Dann war es auf einmal verschwunden; Aasmund hörte nur als wie einen Seufzer. Aber da packt der Schrecken ihn und er fängt zu rennen an, als ob Feuer los wär'; er weiß mit Not, wie er ins Bett gekommen ist; jedoch in der Frühe trug er noch ein Merkzeichen an der Hand von einem Nagel, an dem er sich bei Nacht geritzt hatte. Und seither weiß er, daß im Haus ein Mann muß umgebracht worden sein, und die Leiche dort im Keller eingegraben, dort, wo es das Gespenst gezeigt hat. Und da muß die arme Seele so herumgehen und umwandern; denn sie finden keine Ruh, wenn sie nicht in christliche Erde kommen. — Aber jetzt müssen wir arbeiten, Gunnar!"

Sie arbeiteten eine Zeitlang, still und verträumt.

Der Kiebitz drehte sich und rief: „i—rch! i—rch!" — „Tin! tin!" schlug der Wasserläufer. Die Bachstelze hüpfte und zwitscherte um sie herum; der Steinbeißer saß und schwatzte und nickte auf einem Steinwall. Die Luft war voll Pfiff und Klang. Allein über alles hin taumelte der Lerchenjubel, toll und froh, verwirrend und süß.

„— — Nein es ist merkwürdig, daß alle, die auf diese Art um's Leben gekommen sind, keine Ruhe finden, ehe nicht die Sünde abgebüßt worden ist. Auf Heialand war vor vielen Jahren ein Mann, der sich umbrachte, der spukte nachher lange Zeit. Er hatte sich in einem entlegenen Heuschober draußen bei den Sumpfwiesen aufgehängt, und seither hat man ihn oft gehört, wie er umging und jammerte und schrie: „Ach nein —!" rief er, „ach nein —!" Das hörte sich so langgezogen und traurig an; es hatte so einen erstickten, schweren Klang. Aber als sie den Schober umrissen, war es vorbei." — —

„— Wer kann in dem Moor umgebracht sein, auf dem der Irrwisch spukt?"

„Ja, das weiß Niemand. Aber die Mutter erzählte mir einmal etwas, das sie vom alten Vidkom in Ramstad-Träet gehört hatte. Es kam dahin einmal eine große Zigeunertruppe; in der Truppe war ein altes Weib, ein ganz uraltes, verrunzelt und gelb wie Horn. Dies Weib saß auf einem Stuhl in einem Winkel und seufzte schwer; „ah ja — ja!" sagte sie; „ah ja — ja!" — „Was seufzest Du denn so schwer? fragtet sie die Bäuerin. — „O," sagte drauf das Weib, „tiefen Athem zieht, wer den Athem bald verlieren soll!" Am gleichen Abend zogen die Zigeuner über die Heia davon. Keiner sah sie, bis zum folgenden Tag; da waren sie in Vea droben, weit nördlich in der Naes-Gemeinde. Aber da hatten sie kein Weib bei sich."

„Vielleicht ist sie's, die im Heialandsmoor liegt? — Aber die Zigeuner haben sie doch nicht töten können; hätten sie da keine Strafe gekriegt?"

„Kein Mensch weiß Bescheid über die Ziegeuner. Der Mutterbruder Aasmund sagt, daß sie die alten Leute lebendig begraben, wenn sie von ihnen genug haben. 's ist wol mit den Zigeunern wie mit den Freimaurern; die machen, was sie wollen. Sie haben sich dem Teufel verkauft; niemand kann ihnen was anhaben."

— Man vernahm einen Pfiff; es war Serina, die zum Mittagessen rief. Sie schauten einander an; Gunnar erbleichte. So wenig hatten sie den ganzen Tag über gethan! Was werden sie nun sagen, wenn der Vater fragte? —

Eine Freude erwartete sie daheim —: der Vater war nicht zurückgekommen. Aber auf dem Anger zwischen dem Haus und der Scheune lag eine Zigeunerbande. „Da kann's geschehen, daß der Vater vergißt nach meiner Arbeit zu fragen!" jubelte Gunnar; — es waren alte Bekannte, diese Zigeuner. —

— Der dort, der kleine, blaugekleidete mit dem pechschwarzen Zottelhaar und dem langen, gelbbraunen Antlitz, und dann Augen, die sich so merkwürdig zusammenkniffen und die man selten zu sehen kriegte, die aber wol braun waren, oder vielleicht graubraun, — das war Thomas, Zigeuner-Thomas, der Anführer der Bande. Er saß und hämmerte an einem Blechschaff, so daß die Quaste an seiner Zipfelmütze tanzte.

Die Andern nahmen's mit Ruhe. Gunhild, die Alte, saß auf einem Schemel Thomas gegenüber und rauchte eine Kreidepfeife; neben ihr, auf dem Boden, saß ein jüngeres, sommersprossiges Frauenzimmer mit einem Strickzeug. Der große, schwarze Olaves Didriksen, Gunhild's Bruder, lag, so lang er war, auf dem Gras und faullenzte; eine Schaar Kinder lief herum und spielte, heulend vor Freude wie kleine Wölfe.

Thomas war Kammacher und Blechschmied, und konnte Webersschiffchen binden und Fischangeln machen, und er verdiente so viel durch seine Arbeit, daß mit dem, was sein Weib und die Uebrigen zusammenbettelten, der Haufe sich ohne Spaneba*) durchbringen konnte.

Und dies war in vielerlei Hinsicht das beste, meinte Thomas. Erstlich waren die Lensmänner heutzutage schrecklich schlau, so daß man bei einem Spaneba schwer gut durchkam, und zweitens war Thomas ein hochgelehrter und kluger Mann, der nicht den Diebsnamen auf sich haben wollte, niemand sollte sagen, Thomas Fredriksen stehle sich durch, und niemand sollte seinen Leuten das Haus versperren, weil er für die Silberlöffel fürchtete. Auch sollte sein lieber Sohn Carolus Magnus sich niemals seines Vaters zu schämen brauchen; wenn Jemand zu ihm sagte: „Dein Vater ist ein Zigeuner", so sollte er sein Haupt erheben können und mit der Wahrheit Worten und Gründen versetzen können: „doch mein Vater ist ehrlich!"

Thomas war ein merkwürdiger Zigeuner.

Er hatte alle guten, alten Weisheitsbücher gelesen, — den Saxo Grammaticus, den Olger Danske, Karl Magnus und andere, dazu die Bibel und Lars Linderoth und Kund Spödervoll.**) Er war mit guten Kenntnissen im Christentum zu Kristianssand im Zuchthaus confirmirt worden; man hatte auch daran gedacht,

---

*) Spaneba bedeutet im skandinavischen Zigeunerdialekt Diebstahl (bei uns sagen sie Coriben.)

**) Pietisten.

ihn zu taufen, doch es nicht gewagt, da starke Gründe vorhanden waren, anzunehmen, daß er als Kind irgendwo droben in Säterdalen sei getauft worden. Im Zuchthause bekam er Sinn für Lesen und Nachdenken und seither hatte er gelesen und nachgedacht und auf seinen langen Wanderungen viele merkwürdige Dinge gefunden. Er war einer von den Wenigen, welche die Propheten ganz verstanden, und er war vielleicht der Einzigste, der wußte, was Sünde gegen den heiligen Geist sei; aber das wagte er nicht zu sagen. So mancher Mann, der nicht sein starkes Gehirn hatte, würde den Verstand verlieren, meinte er, wenn er einen Blick hineinwerfen dürfte in dies tiefe und düstere Geheimnis, das nicht einmal Gott für recht befunden, dem großen Haufen kundzugeben.

Zigeuner-Thomas wußte überhaupt Bescheid von den meisten Dingen, und insbesondere von allem, was geheimnisvoll oder rätselhaft war. Die Lehre von den Unterirdischen oder dem Gnomenvolk gründete er auf das Gotteswort im 1. Buch Mosis, 2, 23, wo Adam von Eva sagt: „dieses ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein.“ Warum sagt Adam „dieses“? Ja, weil er schon vorher eine Frau gehabt. Aber diese Frau war von einem anderen Schlag gewesen als wie Adam, und da habe Gott gesehen, daß es mit diesen Zweien nicht gut ginge. Daher verstieß er sie und ihre Kinder in die Erde, und da haben sie seither gelebt als ein Geschlecht für sich. Das war vor dem Sündenfall geschehen; daraus erkennen wir, daß die Unterirdischen frei sind von Sünde. Daher kommt es auch, daß sie sich unsichtbar machen können. Es gab deren mehr, als wir glaubten, und gar manchesmal wandelten sie unter uns. Sie besaßen ihre Kirchen und Priester, wie wir; da sie aber sündenfrei waren, bedurften sie nur des alten Testaments. Das neue ging sie nichts an.

Manche wunderbaren und unglaublichen Dinge waren passiert in der Welten Lauf, und sie wurden nicht minder wunderbar, wenn sie der Thomas erzählte. Ueber mehrere Sagen in Carolus Magnus war er im Zweifel gewesen, ob er sie glauben solle oder nicht; ihm dünkte, sie kämen in Widerstreit mit Gottes Vorhersicht und Bestimmung. Aber er hatte sich überzeugt, daß er sie dennoch glauben müsse. Was ihn zu diesem Gedankengang führte, waren die Schlußworte des Buchs. Diese Schlußworte lauteten nämlich: „Wer dies glaubt oder nicht, er sündigt damit nicht.“ Aber diese Worte könnten nicht stehen, wenn etwas im Buch eine Lüge wäre. „Denn meinst Du, Du sündigst nicht, wenn Du etwas glaubst, was nicht wahr ist?“ sprach Zigeuner-Thomas.

(Fortsetzung folgt.)

Oberst von Gizycki.

Symptome der religiösen Zeitgährung.

Von

Wilhelm von Polenz.

Die schärfsten Wunden, welche der Orthodoxie im Laufe dieses Jahrhunderts geschlagen wurden, kamen ihr von theologischer Seite. Renan, Baur, Strauß, Ritschl, Rothe, Ziegler, Harnack sind aus der Kirche hervorgegangen. Lamarck, Darwin, Häckel, Huxley und andere Naturwissenschaftler haben nicht so stark am kirchlichen Glaubensstande gerüttelt, wie diese Söhne der Kirche selbst. —

Durch wissenschaftliche Theorien haben sich die Frommen noch niemals irre machen lassen. Man ignorierte die neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete entweder — schwieg sie todt — oder, wenn ihr Licht doch allzusehr in die Augen brannte, wies man darauf hin, daß diese Theorien das letzte Geheimnis ja auch nicht zu erklären vermöchten, und schloß daraus mit der Kühnheit frommer Logik: folglich sind sie falsch. —

Viel gefährlicher wurden die Zweifler und Aufklärer im Schooße der Kirche selbst. Daher auch die weit stärkere Empörung, das leidenschaftlichere, giftigere Zetern über solche aus der Schule schwatzende Häretiker. Zu allen Zeiten ist es der Priesterkaste als das größte Verbrechen erschienen, wenn Leute aus ihrer Mitte verrieten, wo die schwachen Punkte der Festung zu finden seien.

Bisher stand in Deutschland das große Publikum diesen internen theologischen Controversen ziemlich kühl gegenüber. Ueberhaupt war das Interesse am Religiösen in den letzten Decennien beim gebildeten Deutschen merkwürdig abgeschwächt. Kühl bis ans Herz hinan stand man zu dieser großen Frage. Es gab eine Menge Leute, die es überhaupt nicht mehr zu begreifen vermochten, wie ein Mensch von Bildung fromm sein könne, und die jeden, dessen Interesse an Religion und Kirche nicht ganz erstorben war, schlankweg für einen Heuchler hielten.

Unzweifelhaft ist in diesen Zuständen in jüngster Zeit ein bedeutsamer Umschwung eingetreten. Es sind mannigfache Symptome vorhanden, wonach wir am Anfange einer großen religiösen Gährung stehen, die vielleicht unter all den merkwürdigen Erscheinungen des zum Ende rollenden Jahrhunderts die merkwürdigste ist.

Ein neues Gesicht zeigt diese Bewegung schon darin, daß sie nicht von Theologen getragen wird, auch nicht von Gelehrten inscenirt ist — nein, daß sie als eine Bewegung der ungelehrten Laien auftritt.

Die Laien sind es, die, der Bevormundung des geistlichen Standes satt, die Religiosität verwirklichen wollen, die sie sich, der Kirche zum Trotze, im Herzen bewahrt haben. Darum hat diese Bewegung etwas revolutionäres an sich. Es lehnt sich hier thatsächlich ein unterdrückter Stand gegen seine Bedrücker auf. Es muß sich ja bei Revolutionen nicht immer blos um Ackerlose, politische Rechte, um die Brod- und Magenfrage handeln — es giebt eine geistige, wie eine geistliche Knechtschaft; und diese wird von allen Bedrückungen am härtesten empfunden.

Daß wir einen geistlichen Notstand haben, leugnen die Wenigsten — selbst Priester geben es zu — aber die Gründe sind unzählig, aus denen die Einzelnen von der als notwendig erkannten Reform an Haupt und Gliedern der Kirche zurückscheuen. Wir, die denkenden, religiös fühlenden, vaterlandsliebenden Laien befinden uns in einer Zwangslage, die schlimmer nicht gedacht werden kann. Die Kirche genügt uns nicht mehr; sie erfüllt in keiner Weise unser religiöses Bedürfen; und doch zwingen uns die Verhältnisse, zwingt uns die öffentliche Meinung, zwingen uns Staat und Gesellschaft dazu, an dem alten, überlebten, morsch gewordenen Institut der Landeskirche festzuhalten. —

Als im Herbst 1890 M. von Egidy seine „Ernsten Gedanken" veröffentlichte, war der beliebteste Vorwurf, der ihm von theologischer Seite gemacht wurde, daß er sich mit Dingen eingelassen habe, von denen er nichts verstehe, daß ihm das theologisch-wissenschaftliche Rüstzeug fehle, daß er ein ungelehrter Dilettant, mit einem Worte, daß er ein Laie sei.

Welche Verblendung! Wie verkannten diese Leute die Natur der neuen Erscheinung von Grund aus. Gegen diesen Geist pharisäischer Ueberhebung, der Privilegien und Dogmen zwischen Gott und den Menschen schieben will, gegen dieses System der Verknöcherung, welches das Christentum zu einem Metier herabwürdigen möchte, erhebt sich ja gerade der Laie Egidy.

„Religion nicht mehr neben unserm Leben; unser Leben selbst Religion!"

Ich möchte sagen, daß ist ja der Hauptvorzug Egidys, daß er ein geschonter Kopf ist, daß er nicht durch Theologie verdorben — daß er ein schlichter, ehrlicher, freier Mensch und deutscher Mann ist. —

Ueber M. von Egidy ist in diesen Blättern kürzlich ein ausführlicher Aufsatz von Heinrich Hart erschienen, dem ich nichts hinzuzufügen habe. Ich will hier vielmehr auf eine neue Erscheinung auf dem Gebiete der religiösen Laienlitteratur hinweisen, die mir in hohem Grade beachtenswert erscheint.

„Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!"*) lautet der Titel einer Broschüre, die den Obersten a. D. Hugo von Gizycki zum Verfasser hat.

Abermals ein Offizier a. D. — also ein Laie, ein Dilettant nach Ansicht der Professionstheologen. — Uebrigens war das Geschrei bei Erscheinen dieser Schrift nicht sonderlich laut. Man ist seit Erscheinen der „Ernsten Gedanken" im orthodoxen Lager vorsichtiger geworden — scheint jetzt die

*) Verlag des Bibliographischen Bureaus. Berlin 1893.

Taktik des Todtschweigens der des Niederschreiens vorzuziehen. Die Broschüre des Obersten von Gizycki ist von orthodoxer Seite so gut wie nicht besprochen worden.

Der Inhalt der Gizyckischen Schrift ist ungefähr folgender.

In unseren Schulen wird den kleinen Kindern der jüdische Nationalgott gelehrt, mit all den düsteren, blutigen, unsittlichen Anekdoten des alten Testaments. Später wird den Kindern das neue Testament als Ausfluß des göttlichen Geistes, als Gottes Wort, hingestellt, gegen das bessere Wissen der Religionslehrer selbst. Gizycki sagt:

„Dies ist unsere Staatsreligion, welche sogar als die allein seligmachende bezeichnet wird. Wer sich zu ihr offen bekennt, gilt für religiös, wer sie anfeindet, für irreligiös. Die Priester dieser Religion heißen Seelsorger. Sie werden darauf vereidet, uns dieser Lehre gemäß zu unterrichten, obgleich sie von der Universität aus wissen, wie diese Lehre gemacht worden ist. Lehnt man sich aber gegen diese Lehren auf, so wird man als ein destructives Staatselement bezeichnet, sozialdemokratischer Umtriebe verdächtigt, für einen Feind des Thrones angesehen."

Der Verfasser schuldigt dann die orthodoxe Kirche an, die sittliche Verwilderung unserer Zeit verschuldet zu haben, da es ihr nie um Religion zu thun gewesen, sondern um Macht. Trotzdem verzweifelt Gizycki nicht an dem wahren Christentum, er hofft vielmehr, daß es sich vertiefen werde, wenn erst der Zwang der Orthodoxie von ihm genommen sein wird.

Für ihn bildet, wie mir scheint, den wertvollsten Kern der Christenlehre das buddhistische Element; er sagt:

„Unser Erdenleben ist nur ein Teil einer unübersehbaren individuellen Entwickelungsreihe. Nur im Interesse unserer transscendenten Entwickelung, im Interesse unseres Seelenheils sind wir in die Erscheinungswelt hineingetaucht."

Egidyscher Anschauungsweise nähert er sich, wenn er schreibt:

„Und ebenso wie wir alle von der göttlichen Liebe umfaßt und geleitet werden, sollen wir diese göttliche Liebe in uns zur Entfaltung bringen, und zwar dadurch, daß wir uns dem Dienste Gottes und der Menschheit weihen. Unser ganzes Denken und Trachten soll von der Liebe zu Gott und zu unseren Mitmenschen erfüllt sein."

Gizycki will das Christentum aus seiner Verkirchlichung zum Geiste der Urgemeinden zurückführen. Er behauptet, daß wir gegenwärtig das heidnisch stark versetzte Christentum des vierten Jahrhunderts besäßen, und daß selbst Luther nicht gewagt habe, in seinem Reinigungswerke über das vierte Jahrhundert hinauszugehen. Seine Folgerung ist eine konsequente, daß es unsere Pflicht sei, diesen bisher versäumten Schritt nachzuholen.

„Es gilt also, unsere Religion von ihren letzten heidnischen Bestandteilen zu reinigen. Dies ist aber nur dadurch zu erreichen, daß zunächst das alte Testament als Religionsbuch gänzlich verschwindet, daß auch das neue Testament zu einer historischen Urkunde unseres Glaubens herabgesetzt wird, welche noch sehr stark mit heidnischen Bestandteilen versetzt ist, als welche letzteren namentlich die Gottheit Christi nnd die Dreieinigkeit anzuerkennen sind."

Gizycki will eine einschneidende Reform der religiösen Grundprinzipien, nicht ein allmäliches Hinüberführen in die neue Anschauung, wie es vielen

geistlichen Freidenkern vorschweben mag. Er ist ein abgesagter Feind der Leisetreterei und Heuchelei, wie ja auch seine Rede in der konstituirenden Versammlung der Gesellschaft für ethische Cultur bewies, ferner auch seine „Ethischen Betrachtungen über den Krieg." —

Die Mittel welche Oberst von Gizycki vorschlägt, sind verhältnismäßig einfach. Er sagt: „Es soll nicht eingestanden werden, dieses und jenes sei falsch, sei heidnisch gewesen; es soll nur dafür gesorgt werden, daß nichts anerkannt Falsches weiter gelehrt wird." — Die heidnischen Stellen sollen in den Bekenntnisschriften gestrichen, in der Lehre weggelassen werden — also eine Art Ausmerzen des nicht ethischen Gehaltes der Schrift. — Gizycki weist nach, wie man ja mit den aller anstößigsten Dingen in dieser Weise bereits den Anfang des Todtschweigens gemacht, so mit der Lehre vom Teufel.

Zum praktischen Inswerksetzen dieses Reformgedankens schlägt Oberst von Gizycki nun allerdings einen Weg vor, der viele befremden wird. Er sagt: „Wie es der Machtspruch eines heidnischen römischen Kaisers war, welcher die Welt in geistige Fesseln schlug, so wird es der Machtspruch eines protestantischen deutschen Kaisers sein, welcher die geistigen Fesseln brechen wird."

Im übrigen hofft auch Gizycki auf die Jugend. Daß er mit der religiösen Reform in der Schule anfangen will, ist gewiß nur begreiflich. Der biblische Geschichtsunterricht soll umgewandelt werden in eine Lehre der Pflichten gegen Gott, Staat und Mitmenschen. Den Leitfaden dazu soll eine Commission der edelsten, klügsten und gebildetsten Männer zusammenstellen. Seiner Forderung, den Geschichtsunterricht zu reformiren, wird jeder Vernünftige beistimmen.

Gizycki hofft durch eine solche veränderte Jugenderziehung den Verkehr der Einzelnen, wie der Völker zu ethisieren. Er sagt:

„Erziehen wir doch erst einmal die Menschen darauf, daß alles das, was im Privatverkehr für gemein und nichtswürdig gilt, es im Verkehr der Staaten mit einander doppelt ist, daß ein Diplomat, der den Nachbarstaat betrügt, ein doppelter Betrüger ist, dann wird die öffentliche Meinung solche Leute brandmarken, der Betrug wird seltener werden, wird unter Leuten, die sich zu den anständigen rechnen, aufhören. So lange aber die Staaten nach altjüdischem Muster mit einander verkehren, solange muß es natürlich Kriege geben, und solange bleibt uns Deutschen nichts anderes übrig, als bis an die Zähne bewaffnet dazustehen, um uns gegen das europäische Raubgesindel zu sichern.

Soviel über diese kleine Schrift, die mir ein beachtenswertes Symptom der religiösen Gährung zu sein scheint, in deren ersten Anfängen wir jetzt stehn.

Ibsen, Strindberg, Sudermann.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

I.

Sudermann: „Heimat." (Schauspiel in 4 Akten.)

Seitdem Sudermanns „Heimat", als erste große Novität im neuen Jahr, Anfang Januar über die Bühne des Lessing-Theaters ging, hat sie bereits eine solche Fülle anerkennender oder absprechender Beurteilungen, soviel der Lobpreisung oder des Tadels, von allen Seiten erfahren, daß dieser Stoff nach jeder Richtung hin erschöpft sein dürfte. Wenigstens verlockt es dazu, nicht noch einmal bei den Einzelheiten stehen zu bleiben, welche die Kritik immer wieder, bis zur Ermüdung, analysiert hat, sondern das Werk mehr in seiner Stellung als Ganzes, und neben den großen Dichtern, die ihm auf der Bühne folgten, zu betrachten. Außer den französischen Dramatikern, deren Technik und Charakterisierungsweise ihn von Anfang an beeinflußt hat, ist Sudermann vor Allem Ibsen zu Dank verpflichtet, von dessen Problemdichtung er ausgegangen ist. Nach beiden Seiten, sowohl in Bezug auf sein Problem wie auf dessen Ausführung erinnert er auch in der „Heimat" noch an seine Vorbilder, wenn auch nicht mehr so stark, wie in der „Ehre" und „Sodoms Ende". Aber da ist etwas, das dem Werk eine Neuheit und Eigenart giebt, die mit keinem Vorbild mehr zu thun hat und die es hoch über Sudermanns frühere Dramen stellt. Es liegt in der Fassung des Problems im Conflikt der Charaktere eine so lebensvolle und überzeugende Wirklichkeit, daß das Tendenzdrama zum ersten Mal sich ihm unter den Händen zu einem Stück wahr und warm empfundener Natur verwandelte: nicht zu einer Natur von Ibsen'scher Tiefe und komplizierter Innerlichkeit, sondern zu einfacheren und kompakteren Zügen, aber auch nicht zu der bloßen Natur-Nachahmung französischer Konstruktion, sondern zu einem wirklichen Menschendasein, an das man glaubt und mit dem man lebt. Bisher begnügte er sich damit, seine Menschen lediglich als Produkte ihrer jeweiligen sozialen Lage, Umgebung und Erziehung aufzufassen und dementsprechend in ihnen diejenigen Anschauungsweisen einander gegenüberzustellen, welche sich aus verschiedenen sozialen Verhältnissen ergeben; jetzt ist er ihnen tiefer nachgegangen, bis in den Kern ihres ursprünglichen Wesens, bis in die gemeinsamen menschlichen Grundzüge, in denen die verschiedenen und gegensätzlichen Entwickelungen ihre einheitliche Wurzel besitzen. Seine Gestalten sind nicht mehr ganz einseitig geformt, sondern vielseitiger bewegt; in ihrem Ideen-

kreis unter dem Bann ihrer persönlichen Lebenserfahrungen und ihres milieu's, aber in ihrer Empfindungswelt Menschen, die über diesen Bannkreis hinaus das Nämliche leiden, lieben, durchkämpfen.

Auf den ersten Blick meint man, ein vollständiges Analogon zur „Ehre" vor sich zu haben, nur daß hier eine Frau Trägerin der Idee des Stückes und daß der Conflikt umgekehrt ist: sie greift nicht mit veredelteren Ehrbegriffen die moralische Verlotterung der Ihrigen an, sondern sie steht als eine Verkörperung freier, moralloser Selbstentwickelung inmitten der starren, altväterischen Sittenstrenge ihres Elternhauses. Und auf den ersten Blick scheinen auch die Personen nicht anders gezeichnet zu sein, als nach Seite ihres Standes und ihrer Erziehung: der hartköpfige Oberstlieutenant Schwartze, dem Alles im Hause sich beugt, der seinerseits sich den herrschenden Geboten der Moral und der Kirche beugt und der die älteste Tochter, weil sie sich nicht beugen, den ihr zugedachten Mann nicht heiraten und sich statt dessen der Bühne widmen will, aus dem Hause verstößt; — und ihm gegenüber diese Tochter Magda, welche in ihrer Laufbahn als Bühnensängerin, erst von der Not gepeitscht, dann vom Ruhm getragen, die ihr anerzogenen Moralbegriffe über Bord geworfen und das Leben in seinen Bitternissen wie in seinen Süßigkeiten vollauf ausgekostet hat. Das sind die beiden Typen, in denen sich, ganz wie in der „Ehre", die Gegensätze zweier Anschauungswelten unversöhnlich stoßen müssen: auf der einen Seite Verherrlichung der unegoistischen Hingebung alles persönlichen Willens und Denkens an die geltende Sitte; auf der andern Seite Verherrlichung der egoistischen, rücksichtslosen Selbstdurchsetzung der Persönlichkeit auf Kosten der Sitte.

Aber weder im Vater noch in der Tochter ergeben sich die Gedanken, Gefühle und Handlungen einseitig logisch aus ihrer gegensätzlichen Stellung zueinander. Im Vater bleibt, ihm selber unbewußt, bis zuletzt das leitende Motiv nicht die Sittenstrenge, sondern der egoistische Trotz, mit dem er an seiner väterlichen Machtherrschaft festhält; hinter all den christlich-selbstlosen Phrasen, die ihm sehr ernst sind, lebt, ungebrochen und unzerbrechbar, seine eigene Selbstherrlichkeit, bleibt er ganz und gar eigenwillige Individualität. Von seinem Moralstandpunkt aus hätte er damals die Tochter nicht ganz verstoßen dürfen, hätte sie im Auge behalten und vor den ihr drohenden Versuchungen schützen müssen; viel eher dürfte er jetzt die Heimgekehrte, die sich ihm in ihrer errungenen Unabhängigkeit vollständig entwunden hat und ihr Vorleben nicht mehr ungeschehen machen kann, fortziehen lassen; aber gerade jetzt hält er sie fest, weil es ihn erbittert, keinerlei Autorität mehr für sie zu besitzen. Und eben dieser herrische Zug im Wesen des Vaters ist der Grundzug in Magda's Natur, ist das, was sie von ihm losgerissen hat, und was sie, in heimlicher Liebe, wieder zu ihm zurückzieht. Denn in ihr triumphiert wiederum der rücksichtslos egoistische Emanzipationsdrang nur teilweise über die in ihr schlummernden unegoistischen und pietätvollen Regungen; wie der Vater bei aller Christlichkeit Egoist, bleibt sie bei aller Freiheit des Wesens und Denkens mit ihrem Herzen abhängig von der „Heimat". In diesem Zwiespalt, in dieser Willensschwächung durch die eindringenden alten Erinnerungen schildert Sudermann einen echten Ibsen-Conflikt, doch thut er es nur nebenher, — das, worin im tiefsten Grunde auch in Magda's Seele der Egoismus in sein Gegenteil umschlägt und die Freiheit ihre Schranke findet, ist nicht eine abgelebte, pietätvolle Erinnerung, sondern eine starke, frische

Lebenskraft. Denn was ist in ihrem Leben das Stärkste und Ausschlaggebende gewesen, was hat sie befähigt, sich im Daseinskampf emporzuarbeiten, was ist ihr heiliger geworden als die freie Bethätigung individueller Gaben — „heiliger als die Kunst"? Es war die Mutterliebe. Sie besitzt ein Kind und dieses Kind zu ihrem eigensten Lebenswerk und höchsten Lebensgut zu machen, indem sie ihm sich selbst einverleibt, — darum kämpft sie mit demselben Trotz und derselben Inbrunst, wie nur je der Alte um diese seine Tochter und ihren Entwickelungsgang gekämpft haben mag. So leben in Beiden, in unlöslicher, rein-menschlicher Verknüpfung die nämlichen Herzensinteressen, trotzdem sie dieselben, auf Grund ihrer verschiedenen Denkrichtung, nach außen hin, in unversöhnlichen Gegensätzen darzustellen scheinen. Wohl hat ursprünglich Magda sich von den Ihrigen getrennt um sich zum vollen, individuellen Selbstgenuß durchzuringen, aber gerade dieses freie Ausleben der Persönlichkeit, dieses sorglose Nachgehen den eigenen Trieben, verkettet sie mit fremden Existenzen, verstrickt sie in Abhängigkeit von Andern. In der Liebe und Selbsthingebung an Einen, der ihrer unwürdig ist, an verratener und verlassener Liebe, lernt sie erst das Leben kennen und das Kind dieser Liebe erst giebt ihrem Leben Halt, Ziel, Wert. So ist sie gerade durch das, was der Vater ihre Schuld nennt und was ihn schließlich in den Tod treibt, aus dem bloßen Egoismus des Selbstgenusses und der Unabhängigkeit in einen neuen Kreis von Pflichten und Aufgaben eingetreten, — nur nicht mehr von starr überlieferten, todten Pflichtbegriffen, sondern von selbstgeschaffenen, freiwillig übernommenen. Und dies ist der wahre Punkt ihrer Ueberlegenheit über den Alten: nicht daß sie individuell so viel bedeutender geworden ist, als sie es bei ihm hätte werden können, nicht daß sie seiner Berufung auf die Sitte ihren Drang nach persönlicher Freiheit entgegengesetzt, sondern daß sie sozusagen Heimat gegen Heimat, Heiligtum gegen Heiligtum, im menschlichsten und einfältigsten Sinn der Natur selbst, zu setzen vermag. Wunderschön ist es, wie dies am Schluß klar und groß hervortritt, und damit den äußerlichen Charakter der Gegensätze verwischt: schon hat sie eingewilligt, um des Alten willen, den feigen Streber zu heiraten, der ihres Kindes Vater ist, und damit das Opfer ihres persönlichen Glückes und ihrer Freiheit zu bringen, — aber daß sie ihr Kind verleugnen und verstecken und verlassen soll, das erträgt sie nicht. Und so lehnt sie zum zweiten Mal den ihr zugedachten Mann ab. Der Sieg über den Alten liegt aber darin, daß sie ihn nicht als das bedeutende, emanzipierte Weib, sondern daß sie ihn als Mutter ablehnt, und daß er diesem Ausbruch als natürlichsten — und des auch ihm heiligen Fühlens nichts entgegenzuhalten weiß als den kalten, todten, starren Sittenbegriff.

Ibsen würde ohne Zweifel an diesen selben Menschen uns gezeigt haben, wie das Beieinander von individuellen Wünschen und moralischen Bedenken, von egoistischer Kraft und unegoistischer Liebe notwendig Zwiespalt und Krankheit im Seelenleben des Einzelnen ergiebt, — Sudermann zeigt im Gegenteil, wie natürlich und gesund in all' seinen Kämpfen und Widersprüchen es mit der Gesammtentwickelung des Einzelnen zusammenhängt, und wie sowohl durch die tote Kruste abgelebter anerzogener Begriffe, als auch durch die Verirrungen noch ungezügelter Triebe hindurch, das volle Menschentum sich immer wieder einheitlich erneuert und auswächst. Das persönlich Bedeutende wie das persönlich Krankhafte, aus welchen beiden

Ausnahmezuständen Ibsen vornehmlich seine Psychologie schöpft, tritt zurück hinter das einfach Natürliche, Ursprüngliche des Rein-Menschlichen in seinem Sieg über Alles, was Stand, Erziehung und Verhältnisse demselben im Besondern einverleiben.

In interessanter Weise kehrt dieser Zug wieder in der Schilderung der dritten großen Hauptperson des Drama's, des Pfarrer's Hefftердingk, den Magda einst verschmäht hat. Der Pfarrer ist inzwischen ganz und gar zum Christusbild hingebender Selbstlosigkeit und Nächstenliebe geworden, er lebt ausschließlich den Andern und begehrt nichts mehr für sich. Aber weder wird er damit zu einem übernatürlichen Ideal der Seelenhoheit erhoben, dem gegenüber eine Magda-Natur in ihrem Egoismus unberechtigt nnd geringwertig erschiene, noch auch wird er in der Schwäche und Zwiespältigkeit des Willens dargestellt, die Ibsen den Vertretern der altmoralischen Weltanschauung meistens zuspricht. Einst hat er mit ganz besonderer Heftigkeit und Inbrunst begehrt und gewünscht, — ein Einziges nur, aber in diesem Einzigen konzentrierte sich die ganze Wucht seines Wesens; dann, als es ihm nicht gewährt wurde, es zu besitzen, als Magda sich von ihm fortwandte, da blieb eine Leere in ihm zurück, eine wunschlose, im wörtlichen Sinn selbstlose Leere, die ihn der Versuchung überhob, in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes als Egoist zu handeln und zu leben. Aber er war zu kräftig angelegt, um in öder Resignation und in bitterer Indifferenz zu verharren, oder den vergeblichen Träumen nachzuleben, die ihn nicht losließen, — so gelangte er dazu, die Bedürfnisse und Schmerzen der andern Menschen zu den seinigen zu machen und ihnen verständnisvoll und helfend nachzugehen. Sein Unegoismus ist demnach nichts Schwächliches und Kränkliches an ihm, sondern es ist seine individuelle Art sich gesund und stark zu erhalten. Ohne es zu wissen und zu wollen, haben so Magda und er sich gegenseitig den Anstoß zu ihrer Entwickelung gegeben: er ihr dadurch, das sie um seinetwillen in das Leben hinausgetrieben wurde und es lernte, sich selbst zu folgen; indem sie ihn für alle Zeiten in die Einsamkeit hineintrieb und ihn lehrte, sich selbst zu vergessen und zu überwinden. Sehr schön ist es nun, wie der Pfarrer bei seinem Wiedersehen mit ihr sich einerseits zu seiner höchsten Größe wirklicher Selbsthingebung erhebt und andererseits zugleich an Magda die Grenze seiner Kraft findet. Daß er auch dieses, ihm so vollständig fremdgeartete und ihm in ihrem ganzen Denken wiedersprechende Weib zu verstehen und zu würdigen vermag, daß sie gerade im Gespräch mit ihm, dem erst Verspotteten, sich zum ersten Mal ein wenig warm und heimisch fühlt, das zeigt, was aus ihm selbst hätte werden können, wenn „die Freude in sein Dasein getreten" wäre. Sie empfindet, daß sie einander ebenbürtig sind, ja, daß er ihr in der Macht seiner selbstüberwindenden und doch immer gleich tiefen Liebe überlegen ist: und das zwingt sie zu ihm hin. Sie fühlt, daß er der einzige Mensch ist, dem sie folgen kann, weil er sie zugleich versteht und ergänzt; neben ihm erscheinen ihr „alle Männer da draußen" wie „Bestien." Man könnte sich ganz gut das Drama in dieser Linie fortgeführt und den Schluß verändert denken; man könnte sich denken, daß der Pfarrer eine Probe auf die Alles begreifende, Alles verzeihende Milde seiner Selbstlosigkeit macht und auch Magdas Vorleben begreift und verzeiht. Dann könnten Seelengröße und Daseinsfreude für ihn noch einmal eins werden, und er wie Magda eine wahrhafte Heimat ineinander finden. Aber es ist psychologisch fein und richtig, das dies nicht

geschieht, — daß sie eher im Stande ist, von ihm Belehrung und Ergänzung hinzunehmen, als er, von ihr zu freiern Anschauung bekehrt zu werden. Obgleich er behauptet, er habe längst Hoffart wie Verachtung verlernt und habe vor Gott Alle gleich befunden, so kann er doch über seine eigene menschliche Grenze nicht fort: der Mann wie der Priester in ihm empört sich gegen Magdas Schuld und an dieser innern Empörung verwandelt er sich vor unsern Augen: zum ersten Mal sehen wir seine christliche Milde in harter Beschränktheit erstarren, zum ersten Mal seine Liebe zu Magda verständnißlos und kalt handeln.

Er selbst ist es, der sie dazu bereden will, ihre Schuld durch die Vermählung mit dem Vater ihres Kindes zu sühnen, — eben zu sühnen, insofern sie diesen Mann weder zu achten noch zu lieben vermag und daher nicht in die Versuchung kommen kann über Verdienst glücklich zu werden. So benutzt er, anstatt sie und sich selbst dem Leben zu retten, seine Macht über sie lediglich zum Versuch, sie und sich selbst diesem abscheulichen Sühnphantom aufzuopfern. In diesem Augenblick sieht man plötzlich den schädlichen Einfluß der lang geübten freudlosen Selbstentsagung, sieht man, wie sie ihm das Mark aus den Knochen gesogen und den Menschen in ihm verkleinert und versteinert hat. Und somit steht Magda auch neben ihm als die Größere, wie neben dem Alten; sie steht da mit dem Recht, mit dieser ganzen morschen Heimat, die bei ihrer leisesten Berührung zusammenbricht, auf immer innerlich fertig zu werden. Denn nur in ihr selbst ruhen noch heimatbauende, heimatbildende Kräfte, — die Kraft der rastlos strebenden, gesunden Menschennatur, für die es keine unversöhnlichen Gegensätze von Recht und Pflicht, von selbstisch und selbstlos giebt, weil sie am freiesten Dem lebt, was sie am höchsten liebt, und weil sie in dieser Selbsthingebung ihr Selbst wiederfindet.

Die Darstellerin der Magda, Frl. Reisenhofer, ließ diese Seite der Gestalt fast garnicht hervortreten, sondern betonte ziemlich ausschließlich die emanzipierte Bühnendame; sehr gut wurde hingegen der Oberstlieutenant durch Herrn Molenar gegeben, der möglichst an seinen Vorgänger in Sudermann-Rollen, Herrn Klein, erinnert, und in gewohnter Vorzüglichkeit spielte Herr Reicher den Pfarrer. Es trägt wesentlich zur einheitlichen Wirkung des Hauptkonflikts im Drama bei, daß neben diesen drei Figuren nicht die Mutter Magdas steht, welche einen sentimentalern Ton in das Ganze hätte bringen können; an ihrer Stelle steht die Stiefmutter, die eine Nebenrolle einnehmen darf und durch ihr, an allen Nebensächlichkeiten und Kleinigkeiten haftendes, Wesen einen glücklichen Anflug von Humor dem ernsten Schauspiel giebt. Sie war durch Frl. Marie Meyer ebenso ausgezeichnet vertreten, wie der ominöse Herr von Keller, Magdas ehemaliger Liebhaber, durch Herrn Sauer. Anmutig geschildert und durch Frl. Sauer dargestellt erschien auch des Oberstlieutenants jüngeres Töchterchen Marie, mit dem schüchternen bescheidenen Liebreiz im Benehmen und dem Lieutenantsporträt im Medaillon auf der Brust, während Tante Franziska, die alberne Klatschbase, etwas zu sehr ins Possenhafte abfällt.

Wenn man alle diese Gestalten sich auf der Bühne bewegen sieht, sie in ihrer warmen, lebendigen Sprache, die weder trivial noch rhetorisch ist, sprechen hört, dann erstaunt man, wie wahr und überzeugend sie wirken. Denkt man ihnen dagegen länger nach, so verlieren sie etwas von dieser Wirkung, wie Alles, was zu typisch gezeichnet ist; sie sind zu wenig fein individuali-

siert, sie haben zu wenig Perspektive, in die man sich im Anschauen verlieren könnte, — sie sind einfacher, als das Leben sie schafft. Darin bilden sie den genauesten Gegensatz zu der Dichtung, die ihnen auf der Bühne folgen sollte, zu Ibsens neuestem Werk, das im Grunde dasselbe Problem behandelt, wie Sudermanns Drama, das Problem vom Recht der freien Selbstdurchsetzung auf Kosten der Andern und des herrschenden Glaubens. Nicht nur hat Ibsen eine ganz entgegengesetzte Antwort bereit, wie Sudermann, auch seine Gestalten bilden einen höchst charakteristischen Kontrast zu den eben geschilderten. Wo Sudermann nur markiert, da zerfasert Ibsen, wo Jener zu grob bildet, da zerreibt sich Diesem der Stoff unter dem allzu tiefbohrenden, allzu subtil arbeitenden Meißel, wo Jener die rotbäckige, aber nicht genügend durchgeistigte Seelengesundheit giebt, da giebt Dieser die blaß und blutleer gewordene Seelenzersetzung. Seine Personen haben das Unergründliche des ganz Individuellen und Besondern, aber sie sind krank und wunderlich bis an die Grenze des Darstellungsmöglichen. Alle Augenblick überschreiten sie diese Grenze und werden zu bloßen Schemen. Sudermanns Fortschritt seit der „Ehre" besteht darin, daß er seine Gestalten aus bloßen Vertretern bestimmter Stände, Erziehungsweisen und sozialer Verhältnisse zu lebendigen Menschen gemacht hat, aber auch innerhalb dieses Menschlichen sind sie ihm noch zu bestimmte, unnüanzierte Typen geblieben, noch ohne die Eigenart, die den Einzelnen von jedem Andern unterscheidet. Ibsens Rückschritt seit seinen letzten großen Meisterwerken besteht umgekehrt darin, daß er diese individuelle Eigenart des Einzelnen, wie bedeutend er auch sei, garnicht mehr im allgemein-menschlichen Zusammenhange sehen will, sondern sie als solche schon auffaßt, wie eine komplizierte Erkrankung, die zum Tode führt. Wir werden aber sehen, das dies eine notwendige Folge seiner Auffassung des von ihm behandelten Problems ist, und warum die traurige Lösung dieses Problems für ihn schließlich lauten muß: „es giebt gar keine Seelengesundheit und gar kein natürliches, ungebrochenes Menschentum in der Freiheit und Selbstbestimmung des Einzelnen."

II.

Ibsen: „Baumeister Solneß."

(Schauspiel in drei Aufzügen.)

Der Baumeister Solneß ist von Haus aus ein Geistesverwandter von Pastor Rosmer auf Rosmersholm, — einer von denen, die berufen sind, entweder Gott Kirchen zu bauen, oder in den Kirchen von Gott zu predigen, und die sich umsonst bemühen von diesem Beruf loszukommen, um statt dessen lieber wahre „Heimstätten" für Menschen zu bauen oder in den Heimstätten wahre „Adelsmenschen" zu erziehen. Gleich Rosmer ist Halvard Solneß in der Atmosphäre der Tradition und des Glaubens aufgewachsen, — „in einem frommen Hause auf dem Lande. Und da meinte ich," gesteht er, „es könnte für mich gar nichts höheres geben, als diese Kirchenbauerei. Und das darf ich schon sagen, — ich baute diese ärmlichen, kleinen Kirchen mit einem so ehrlichen und warmen und innigen Gemüth —." Ja, er meint sogar, Gott habe ausdrücklich ihn dazu auserwählt durch ruhmvolle Kirchenbauten Seinen Ruhm zu verbreiten und

nur daher hätten sich alle äußeren Lebensumstände für ihn so glücklich gefügt, daß er „ein ganzer Meister werden konnte in seinem Fach.“ Zu diesem Zweck ließ Gott eine menschliche Heimstätte verbrennen, damit der Baumeister auf dem Grundstück seine Kunst zeigen könne; zwar war diese Heimstätte ein häßlicher, alter Kasten, die richtige Räuberburg; aber sie war zugleich das Elternhaus von Halvard Solneß' junger Frau, und in Folge des Schrecks, den sie in der Brandnacht erlitt, wurde sie lebenslang leidend und verlor die kleinen Zwillinge, welche sie soeben geboren und selbst gesäugt hatte. „O, daß so etwas vorfallen darf in dieser Welt!“ ruft Solneß aus, mit wildem Vorwurf gegen den unbarmherzigen Gott, der ihn für sich allein haben wollte, ohne Familiensorgen, „von nichts anderm gebunden,“ — „nicht von so was wie Glück und Liebe.“ „Seit dem Tage,“ sagt er, „baute ich ungern Kirchen.“ Und nachdem er, ein paar Jahre später, den hohen Kirchthurm von Lysanger droben fertig gebaut, entschloß er sich, das schier „Unmögliche“ zu thun: sich von seinem Gott loszusagen und zum Baumeister menschlicher Heimstätten zu werden, die ihre eigenen Thürme haben, so „etwas was emporzeigt, — frei in die Luft hinauf.“ Gleichsam um sich selbst den Beweis zu liefern, daß er wohl im Stande sein werde, das Unmöglich Scheinende zu vollbringen, will er seine Kriegserklärung Gott gegenüber in schwindelerregender Höhe machen: er, der zeitlebens am Schwindel gelitten, klettert an den Gerüsten hinauf auf die äußerste Kirchthurmspitze, befestigt dort oben am Wetterhahn mit eigener Hand den Kranz, mit dem nach altem Brauch das vollendete Gebäude gekrönt werden muß und ruft stolz sein Geständnis in die Wolken.

Dieser Trotz zu all' der anerzogenen Gläubigkeit, ist der Zug, durch welchen Halvard Solneß sich von Rosmer unterscheidet. Auch Rosmer schüttelt zwar bis zu einem gewissen Grade die Vorurtheile seiner Jugend ab, aber es geschieht nur auf den Anstoß hin, den er von außen dazu erhält, — durch den Einfluß, welchen erst sein Lehrer Ulrik Brendel und dann seine Freundin Rebekka auf ihn ausüben. Solneß hingegen verdankt seine Selbstbefreiung nicht fremden Suggestionen; im Gegenteil, sie erwächst ihm aus dem geheimen Drange seinerseits die Menschen und die Außenwelt zu beeinflussen, sozusagen seinen Willen Andern zu suggerieren: — selber den Herrgott zu spielen Er braucht keine Rebekka neben sich, er hat etwas von ihrer dämonischen Unterjochungskraft in sich. Doch ist diese Kraft bei ihm nicht, wie bei ihr, der einheitliche und durchgehende Grundzug seines Wesens, — sie ist nur eine zweite Seele, die er neben seiner andern, zarten, abhängigen Seele besitzt und durch den Zwiespalt dieser Doppelnatur empfängt seine Persönlichkeit ein krankhaftes Gepräge. Er vermag zwar allerlei auszurichten und vom Schicksal zu erzwingen, was ihn über die andern Menschen erhebt, aber sein innerster Wille ist nicht recht dabei, — seine Gesinnung, sein Gewissen wagen dieses Können nicht recht zu billigen, nicht „Ja“ zu demselben zu sagen. Und so empfindet er seine eigene Wesenskraft, seine zweite Seele, als eine ihm innewohnende, jedoch ihm fremde und unerklärliche Macht, als einen „Unhold“, als eine Schaar von „Teufelchen“, genug nicht als etwas, das er besitzt, sondern wovon er gewissermaßen besessen ist. Diese eigentümliche Passivität, mit der er seinem eigenen folgenreichsten Thun und Handeln erschreckt und gequält zuschaut, wird vom Dichter dadurch anschaulich gemacht, daß Solneß als unbewußter und unwillkürlicher Hypnotiseur umhergeht. Das Hypnotisiert-

werden seiner Umgebung durch Alles, was er insgeheim wünscht und denkt und doch nicht recht zu thun wagt, dieser Zwang, es für ihn auszuführen oder es ihm wenigstens nach allen Seiten hin zu erleichtern, soll den Seelenzustand des Baumeisters, soll das zugleich Passive und doch Dämonische in ihm für uns symbolisieren. Leider muß man es symbolisieren nennen, denn das psychologische Problem wird weder dadurch erklärt noch vertieft; der seelische Prozeß wird nicht eigentlich in das dunkle Gebiet des Hypnotischen verlegt und innerhalb desselben verkörpert, sondern vereinzelte Vorgänge aus diesem Gebiet werden in ziemlich willkürlicher Konstruktion benutzt, um die psychologische Entwicklung gewissermaßen zu ersetzen. Daher muß man sie auch, ohne nach dem Wahrscheinlichen oder Möglichen zu fragen, ganz im symbolischen Charakter hinnehmen, — als ein abstraktes Verständigungszeichen für das, was im Grunde psychologisch hätte entwickelt und verleiblicht werden müssen. In allen Dramen Ibsens spielt das Symbolische eine Rolle aber meistens dient es nur in wahrhaft genial ersonnener Weise dazu, einen komplizierten und tiefen Innenvorgang noch nebenher durch die Ereignisse, in einem Bilde, noch gleichsam zu reflektieren, ohne daß dieser selbst davon berührt, würde. Wundervolle Beispiele dieser Art bieten besonders die „Gespenster" und die „Frau vom Meere", deren Vergleich mit dem neuesten Drama Ibsen's um so lehrreicher wäre, als es sich auch dort schon um Willenseinflüsse hypnotischer Art handelt. Aber dort sind sie zwanglos der seelischen Entwicklung eingefügt; daß Ellida's unentwickeltes und völlig dem Phantastischen zugekehrtes Willensleben durch eine so energische, so — beinah bornirt zielbewußte Persönlichkeit wie des „fremden Mannes" in Bann geschlagen und ihm auf immer unterthan wird, dazu bedarf es keinerlei mystischen Vorganges. Ellida erinnert darin etwas an Kaja und deren blinde Hingebung dem Baumeister gegenüber, und Kaja ist in der That fast die einzige Figur im Drama, die natürlich und glaubhaft wirkt. Der „fremde Mann" selbst aber, welcher die Rolle des Baumeisters Kaja gegenüber in der „Frau vom Meere" zu spielen hat, ist ganz das Gegenteil einer an unheilbarem Zwiespalt krankenden Natur, gleich Solneß. Das vollkommene Zusammenfallen von Können und Wollen ist vielmehr im höchsten Grade für ihn charakteristisch, so daß auch hier seine Hypnotisierungskraft, insofern sein Thun an eine solche gemahnt, nur ein äußerlicher Reflex von der ungeheuren Kraft der Willenskonzentrierung dieses Mannes ist, der zeitlebens beweist, wie sehr er den fremdartigsten Menschen und Verhältnissen gewachsen ist. Keinen Augenblick greift sein Wille über sein Können hinüber und ergeht sich im fruchtlosen Wunsch, in vergeblicher Sehnsucht: bezeichnend dafür ist die Szene, wo Ellida sich ihm entwindet und er, der in so zäher, unheimlicher Ausdauer und Hartnäckigkeit an ihr gehangen hat, der vollendeten Thatsache gegenüber nur das kalte Wort findet: „Leben Sie wohl, Frau Wangel! Von jetzt ab sind Sie nichts anderes für mich als ein überwundener Schiffbruch in meinem Leben!"

Der Baumeister Solneß ist die erste Gestalt in Ibsen's Dramen, in welcher das Symbolische, hier der hypnotische Vorgang, nicht mehr wie bisher in Bildern die seelische Entwicklung begleitet, sondern wo es sich an deren Stelle setzt, ohne doch daß der Fall rein sachlich pathologisch behandelt würde. Dadurch saugt diese symbolische Zuthat der Gestalt alles Blut und Leben aus. Der schillernde Doppelsinn der dadurch entsteht, daß man die Menschen teils als symbolische Figuren und abstrakt gemeinte Allegoren, teils als Wirk-

lichkeiten nehmen muß, wirkte ganz besonders befremdend während der Aufführung: es ist natürlich leichter möglich, diesen Sinn der Figuren bei immer wiederholter Lektüre festzuhalten als angesichts der lebendigen, wirklichen Menschen, die da auf der Bühne umhergehen. Darüber half deshalb auch Reichers bewährte Kunst nicht hinweg, der sonst durch seine charakteristischen Feinheiten Ibsen's Gestalten selbst da noch mit warmem Leben zu erfüllen weiß, wo sie ein wenig abstrakt bleiben oder für die Bühnenwirkung allzu intim gezeichnet erscheinen. Sein Baumeister wirkte naturgemäß um so sonderbarer, je realistischer und überzeugender das Symbolische an ihm zum Menschlichen umgewandelt werden sollte.

Mir ist es aber vorgekommen, als wenn die Schwächen dieses Dramas, als Kunstwerk, einen ganz besondern Grund hätten — einen ganz ähnlichen Grund, wie die künstlerischen Schwächen der letzten Werke Tolstoi's. Was Ibsen hier auf dem Herzen lag und seinem der Mystik zugewandten Geiste aufgegangen war, machte durch seine Wucht das Kunstwerk gleichgültig, nebensächlich, überflüssig — machte den Künstler in ihm verstummen. Denn wenn man dem tiefen Gedankengehalt dieses Dramas nachgeht, dessen feine und in sich verschlungene Fäden keineswegs so unfaßbar sind, wie die Oberflächlichkeit meint, sondern sich auch diesmal auf das Sauberste auseinanderlegen lassen — dann erhält man den Eindruck, als sei dieses Werk Ibsen's sein positivstes, — ja, ein Glaubenswerk und positives Glaubensbekenntnis. Es ist in diesem Sinn allerdings auch nur ein konsequenter Abschluß der vorhergehenden Gedankendramen, die zwar von der begeisterten Regierung aller tradionell gegebenen Idealwerte ausgingen, aber allmählich immer sichtlicher zu einer ebenso begeisterten Bejahung derselben Idealwerte fortgeschritten sind. Ursprünglich wurde, wie in Nora und den Gespenstern, der Freiheitsdrang als Wahrheitsdrang und in seiner höchsten Idealität gefaßt, dann schrittweise, wurde in der Wildente und Rosmersholm, auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die er in sich bergen könnte und auf den Wert einer freiwilligen Selbstbeschränkung, wie sie im Dienst der Tradition gelehrt wird. Dann langten wir, durch Rebekka und Ellida, Ulrik Brendel, Rosmer und Wangel endlich bei Hedda Gabler an, welche die gänzliche Wertlosigkeit eines Freiheitsverlangens ohne die Gebundenheit durch ein ideales Moment zeigen sollte. Ihr gegenüber erschien selbst die kleine beschränkte, im engsten Pflichtkreise aufgewachsene Thea als eine echte Vertreterin des Ideals und der Wahrheit, denn in Hedda ist der Freiheitsdrang herabgesunken zu einem verlogenen und kraftlosen Selbstwiderspruch, zu einem kränklichen Zwiespalt zwischen Wollen und Können, zwischen Schein und Sein; wohl hat sie noch die Gelüste der Raubtierseele, aber nur feige und heimlich vermag sie dieselben zu befriedigen, unter dem schirmenden Mantel des Wolfes im Schafpelze und unter dem Schutze eines zahmen Haustierdaseins. Die wirkliche Freiheit und Selbstbestimmung, das, was Nora und Frau Alving als Ideal vorschwebt, ist für Hedda schon, wie für den Baumeister Solneß, das schlechthin „Unmögliche", das wohl „lockt und ruft", das sie im Leben aber nicht verwirklichen kann: ihre beste That ist noch, daß sie es im Tode verwirklicht, und ihre Feigheit es über sich gewinnt, sich nicht ganz gefangen zu geben, um wenigstens in „Schönheit zu sterben." Diese Unfähigkeit, dem Ideal der Freiheit und Wahrheit zu leben, dieses Umschlagen des Ideals in Feigheit und Lüge, hat aber in Hedda noch rein individuelle Mängel ihres Wesens zur

Voraussetzung; es besteht in einer Mischung von Schwäche und Bosheit, die in dieser Form nicht gewöhnlich, nicht allgemein, ja an sich schon etwas Krankhaftes ist. Im Baumeister Solneß nun thut Ibsen den letzten Schritt und verlegt jene Unfähigkeit in die Menschennatur selbst. Er sagt nicht mehr: Von der Macht der Tradition, vom blos Ererbten, Anerzogenen vermag nur der Mensch sich wahrhaft zu befreien, der sich freiwillig auf's Neue verantwortlich zu machen weiß, — der sich selbst Gesetz, Zügel, Lebenspflicht zu geben weiß; jedes Freiheitsideal das nur verneint, wird durch seine eigene Zügellosigkeit und Leere so lange entwertet und entkräftet, bis es bei der Selbstverneinung anlangt. Er sagt einfach: Der Mensch kann und soll sich überhaupt nicht befreien, sondern beugen, denn die Ordnung der Dinge, in der er aufwächst, ist eine gottgewollte, und daher vermag er sich ihr nicht zu entziehen. Mag er auch der größte Mensch sein — und der Baumeister Solneß streift ans Uebermenschentum, — so ist er doch, von Gott gelöst, der inneren Erkrankung und dem ewigen Zwiespalt verfallen. Seine Kraft wird untergraben durch das heimliche Bewußtsein des Widerspruchs, in dem er zur Weltordnung steht, und alle seine Wünsche und Gelüste, sozusagen ausgestoßen aus dem gottbeherrschten Zusammenhang des Ganzen, wandeln sich zu verderblichen Mächten, die gleich einem bösen Zauber ihn selbst und andere zu Grunde richten.

Der Baumeister Solneß ist das einzige von den Familiendramen Ibsen's, in welchem Gott existirt. Sonst geht Gott wohl um als ein lebloses Gespenst, sei es als ein solches, von dessen Nachwirkungen der kräftige und gesunde Mensch sich lösen muß, wie in den „Gespenstern", sei es als eines, das durch die Verfeinerung und Vergeistigung des Empfindens segensreich wirken kann, wie in Rosmersholm, wenn sie nur nicht zugleich die Kraft schwächt. Hier aber ist Gott kein blutloser Schatten aus der gläubigen Vergangenheit unserer Ahnen, sondern er ist Wahrheit und Wirklichkeit. Daher handelt es sich auch um einen völlig anderen Konflikt wie früher: nicht mehr darum, daß der Verstand sich von Gott und seinen Geboten emanzipiert hat, während Gefühl und Gewissen noch zaudernd an ihm festhangen und Zwiespalt im Menschen erzeugen, wie etwa in Frau Alving oder Rosmer. Vielmehr kann der Verstand hier garnicht umhin, Gott anzuerkennen, er zweifelt in keiner Weise an ihm; wohl aber lehnt sich Gefühl und Wille des vermessenen Baumeisters gegen Gott auf, im Versuch ihn nur praktisch, nicht auch theoretisch, zu leugnen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist natürlich die Tragik jeder menschlichen Selbstbefreiung von vorn herein besiegelt. Indem der Baumeister sich von Gott losringt, glaubt er doch zugleich an Gott, — nicht mit den Gedanken, nur mit der That befreit er sich von ihm. Folglich muß er in seinen eigenen Gedanken seine eigene That als eine Unthat sondergleichen ansehen, — ja noch mehr: als etwas geradezu Widersinniges und Naturwidriges. Niemals kann seine Trennung von Gott für ihn das werden, was sie für den normalen, in seinem Denken und Wollen einheitlichen Menschen ist: eine natürliche und notwendige Phase seiner Entwicklung, deren Schmerzen und Kämpfe manchmal schwer, aber immer vorübergehend sind, — ein Mündigkeits-Zeichen. So aber muß seine eigene That, gleich einem unbegreiflich wahnsinnigen Beginnen, ihm über den Kopf wachsen, und die Angst vor einer drohenden Wiedervergeltung ihn erdrücken. Diese Angst ist höchst berechtigt und durchaus

nicht krankhaft. Denn existiert der Gott, dem er sich entzogen hat, so muß sein Thun sich so gewiß einmal an ihm rächen, wie sich ein Vergehen gegen die Gesetze der Natur an einem Unvorsichtigen rächt: es liegt dann in der Natur der Dinge, wie sie einmal sind, daß die „Wiedervergeltung" kommt, der Niemand entgehen kann. Es ist daher sehr fein und schön gedacht, daß der Baumeister sich nicht etwa vor dem Hereinbrechen einer überirdischen Schauermacht fürchtet, nicht vor einem Spukgebilde des Aberglaubens, sondern vor etwas Natürlichem, Gesetzmäßigem, in der Natur der Dinge selbst Begründetem, — aber eben darum vor etwas, das ihn, den Frevler gegen die von Gott beherrschte Natur, zerschmettern muß. Er fürchtet das Aufkommen der jungen Generation, das Emporwachsen der jüngern, frischen Kräfte, die ihn vom Platz drängen könnten, — er fürchtet, daß die Jugend kommt und „an seine Thüre klopft", — die Jugend, vor der er sich „eingeschlossen und eingeriegelt" hält, denn nur als ein Einsamer, für immer aus dem Zusammenhang des Ganzen Ausgestoßener, vermag er sich zu halten. Seinem ursprünglichen Charakter nach: „ein so mildes und weiches Gemüt" wird er so durch seinen Gottfrevel im Eigennutz und Herzenskälte hineingezwungen: „— Muß ich denn nicht zum Unhold werden?"

Infolge dessen ist es ein neidischer, mißgünstiger und ängstlicher Blick, mit welchem der Baumeister die andern Menschen, besonders die tüchtigen Menschen, betrachtet. Es giebt für ihn keine fruchtbringende Arbeit mit ihnen, Hand in Hand, für gleiche, große Zwecke, sondern nur Ausbeutung und Ausnutzung Anderer für seine eigenen Zwecke. Auf solche Ausbeutung ist er angewiesen, er kann garnicht anders, als seinen Sinn gegen sie bis zur Unempfindlichkeit verhärten. Denn er, der sich selbst ein schreckenerregender „Unhold" geworden ist, er, dessen zwei Seelen im Kampf miteinander liegen und ihm seine Thatkraft rauben, er ist verloren, wenn er nicht „Diener und Helfer" findet, denen er seine Absichten suggerieren, durch deren Gutwilligkeit er nach außen wirken kann. Der Gottverlassene und zugleich Gottgläubige fühlt sich mit der Natur- und Weltordnung und daher mit sich selbst in einem so unheilbaren Widerspruch, daß er nur mit Hülfe Anderer etwas auszurichten vermag, die sein böser Zauber behext hat. Nichts vermag er, wie Hilde es später von ihm verlangt: „ganz auf eigene Faust." Er wird notgedrungen, gleich einer männlichen Hedda Gabler, von Grund aus unproduktiv, abhängig und grausam.

Vom alten Brovik, in dessen Dienst er einst als armer Bursche gestanden, und der jetzt in seinem, des angesehenen Baumeisters, Dienste steht, sagt er: „— den habe ich einmal erdrückt. Über den Haufen geworfen." Und des alten Brovik Sohn, Ragnar, dessen Talent und Begabung er fürchtet, hält er bei sich fest, um ihn für sich selbst verwenden zu können und am Emporkommen zu hindern. Denn Ragnar gehört zu der gefährlichen Jugend, die dem „ganzen Baumeister Solneß den Garaus machen" könnte. Ragnars Braut aber, Kaja, deren Sinn und Herz völlig im Bann seiner Suggestionsgabe steht, benutzt er, um Ragnar an sich zu fesseln, und redet ihr ein, daß er ihre Liebe erwiedere und ohne sie nicht zu sein vermöchte Das schwerste Opfer an Menschenglück jedoch, das seine Pläne erfordert haben. ist seine eigene Frau Aline. Und an ihrem Schicksal sehen wir schon, wie, eine geheime Macht ihn zwingt, selbst da verderblich zu wirken, wo er es gar nicht will, weil der Schaden ihn mittreffen muß. Er stellt sich nämlich vor, daß jener Brand, durch den Aline ihr Elternhaus und ihre beiden Kleinen

verlor, im Grunde durch ihn selbst angestiftet worden sei. Er hatte im Schornstein eine Ritze entdeckt, die er unvermauert ließ, weil ihn der Gedanke reizte, ob nicht vielleicht durch sie ein Brand entstehen könnte: „— durch die kleine schwarze Ritze in der Schornsteinröhre könnte ich mich vielleicht emporschwingen — als Baumeister." Nun entsteht der Brand freilich auf ganz anderem Wege, aber seiner Meinung nach nur, weil sein beharrliches Wünschen und Denken es dem alten Hause gleichsam suggeriert habe. (!) es solle aufbrennen. Dieser Umstand und selbst all' das Traurige, das sich daran knüpfte, würden ihn aber nicht im Geringsten belastet haben, wenn er sich nicht daraufhin von Gott gelöst hätte. Denn er erklärt ja selbst, Gott habe das Unglück geschehen lassen, damit er Ihm um so unbehinderter dienen, um so schönere Kirchen bauen könne. In diesem Fall hätte er seine Suggestionsgabe als Ausfluß des Willens Gottes und sich selbst im Zwang seiner heimlichen Wünsche als Werkzeug Gottes betrachten dürfen. Von Gott losgetrennt, fällt aber all' das Thun und Geschehen mit der ganzen Wucht der Verantwortlichkeit auf ihn selbst und seine Machtbegierde zurück; der „Unhold" in ihm hat es verschuldet und wird es fort und fort verschulden, denn immer tiefer treibt dieser ihn in die trostlose, egoistische Vereinzelung und Oede hinein, in der er sich von fremdem Blut und Leben nähren muß. „Wieder und wieder, — und immer wieder," auf Kosten der Andern. Daher kann er das, was die Leute sein „Glück" nennen, diese Fülle günstiger Umstände und Fügungen, durch die er, halb passiv, halb aktiv, emporkam, nicht als Glück empfinden, sondern nur als eine Gewissenswunde, die er hülflos mit sich herumträgt. „— — Ich will Ihnen sagen, wie das Glück empfunden wird! Es wird empfunden, wie eine große, hautlose Stelle hier auf der Brust. Und die Helfer und Diener nehmen Hautfetzen von andern Menschen, um meine Wunde zu schließen! Aber die Wunde heilt doch nicht zu. Nie — niemals! Ach, wenn Sie wüßten, wie das zuweilen saugt und brennt."

Es ist nur konsequent, wenn wir den Widerspruch, in dem der Baumeister zum Weltganzen und den übrigen Menschen zu stehen glaubt, und den Zwiespalt, in dem sich sein eigenes Wesen mit sich selbst befindet, auch wiedergespiegelt, sehen innerhalb seines Gewissenslebens. So hart und gewissenlos er — dem eigenen dämonischen Zwange seines Freiheitsstrebens folgend — als „Unhold" denkt und fühlt, so krankhaft skrupulös und überempfindlich denkt und fühlt er mit demjenigen Teil seines Wesens, der im alten Glauben und alten Gehorsam stecken geblieben ist. Und es ist dafür ganz charakteristisch, daß ihn weniger sein wirkliches Thun bedrückt, sein positives Handeln gegenüber Brovik, Ragnar oder Kaja, als vielmehr die halb unbewußten Regungen und halb verborgenen Wünsche, die aus geheimnisvollem Dunkel heraus Geschehnisse ohne sein Zuthun zeugten und gleich einer fremden Persönlichkeit in ihm wirksam sind. In seiner Frau Aline sind sie ihm ewig gegenwärtig, denn in ihr verkörpert sich gleichsam leibhaftig seine Schuld, wie seine vergebliche Sühne: nach der Brandnacht ist sie infolge des Schrecks, den sie dabei erlitten, erkrankt und auf immer zu ihrem Mutterberuf untauglich geworden: „— — Ihr Beruf, der mußte verpfuscht, erdrückt, zermalmt werden, — damit meiner mich vorwärts bringen könnte — —. — — Aline, die hatte auch ihre Anlagen zum Bauen. Kleine Kinderseelen aufzubauen, — — so daß sie groß werden in Gleichgewicht und in schönen, edeln Formen. So daß sie sich erheben zu geraden, erwachsenen Menschen." Dadurch, daß sie ihre Kinder und ihren Beruf

verloren und an diesem Verlust innerlich zu Grunde gegangen ist, sieht er selbst sich auf Lebenszeit: „an eine Tote gekettet," an ein Wesen, das nur in der Vergangenheit lebt, nur im Toten, Abgelebten und noch dazu, in schauerlicher Parodie, sich ebenfalls mit Gewissensbissen bezüglich dieser Vergangenheit herumquält. So vereinsamt sie ihn noch stärker in sich selbst, als wenn er allein stände, denn sie verschärft noch den Zwiespalt seines Innern, indem er sich bei ihrem Anblick einerseits doppelt als Unhold vorkommen muß, andererseits doppelt zart, ängstlich, traurig und weichmütig in seinem Alltagsleben wird, immer nur bedacht, sie zu schonen und sich ihr anzupassen. Ganz wundervoll hat der Dichter die kleine Scene gezeichnet, in der Alinens Seele mit all' ihren Kümmernissen sich vor Hilde enthüllt. Man kann die vollkommene Verkümmerung und Erschöpfung einer Menschenseele nicht erschütternder zeigen, als in ihrer Unfähigkeit, selbst noch einem großen, echten Schmerz Raum in sich zu gewähren. Sie hat nicht mehr Seelenkraft genug zur wahren Trauer um ihre verlorenen Kinder, der Schmerz um sie ist herabgesunken zu einem fast kindischen Trauern um Kleinigkeiten, — um all' den Plunder, der damals mit verbrannte: alte Portraits, seidene Kleider, Spitzen und Schmucksachen. Aber grauenhaft spiegelt sich in diesem Jammer um das Kleine, Nichtige, die dunkle Erinnerung an den wahrhaft unersetzlichen Verlust ihres Lebens, wenn sie sagt: „da verbrannten zum Beispiel — — — alle Puppen. — — Ich hatte neun wunderschöne Puppen. — — Ach, wie ich mir das zu Herzen nahm! — — Die zu retten, da dachte Niemand dran. Ach, das ist ein trauriger Gedanke. — — — Auf ihre Art waren die ja auch lebendige Wesen, sozusagen. Ich trug sie unter dem Herzen. Wie ungeborene kleine Kinder." Diese kurze Schilderung des Kindischwerdens eines im Innersten zerbrochenen Menschen ist von einer so großen Genialität, wie kein zweiter Einzelzug im Drama. Daß sie trotzdem bei der Aufführung fast ganz ausgelassen wurde, ist um so mehr zu bedauern, als die vorzügliche Darstellerin der Aline, Frl. Marie Meyer, sie gewiß zur höchsten Wirkung gebracht haben würde.

An der armen Aline, für die es weder Gegenwart noch Zukunft mehr giebt, nur noch das wirre Grauen der Vergangenheit, die mechanische Erfüllung kleinlicher Pflichten und den Stumpfsinn ihrer Schwermut, wird es erst völlig deutlich, wie sehr der Baumeister Solneß selbst ein Armer, von allem Glück Ausgeschlossener, in all' seinem „Glück" ein Tiefverwundeter ist. Wie Hedda Gabler lebt er in einer unendlichen Leere. In seinem Thun und Lassen ist er nach außen hin Alltagsmensch, gebunden an das Gewöhnliche, er steht „drunten. Nur drunten." „Ich bins ja so gewohnt. So im Alltagsleben," sagt er. Denn wie in Hedda Gabler ist sein Freiheitsdrang furchtsam, verstohlen, und wenn er sich einmal wider seinen Willen frei äußert, dann geht er herum und beargwöhnt seinen eigenen Verstand und fürchtet, daß die Andern ihn für gestört halten könnten. Er, der freie Heimstätten bauen wollte für andere Menschen, und statt dessen dazu kam, Menschen auszubeuten und zu schädigen, er mußte „für alle Zeiten darauf verzichten, selber ein Heim zu haben." Daß er sich ein neues Haus aufbaut, mit einem hohen Turm darüber, erscheint als eine ebenso traurige Selbstironie, wie daß er immer wieder drei leere Kinderstuben hineinbaut, obgleich sie ewig leer bleiben. Niemals kann er ein Heim haben, — d. h. eine Stätte, aus der schaffendes Leben hervorgeht, in der die Gegensätze zu gesunder Einheit sich vermählen, und in der eine neue Jugend, seine eigene

erneute Jugend, sich neben ihm erhebt, — nicht um ihn vom Platz zu drängen, sondern um ihn zu versöhnen und zu verbinden mit der Jugend und dem Leben draußen zu einer großen, fruchtbringenden Gemeinsamkeit.

Es bleibt dies das „Unmögliche" für ihn, den Frevler an der gottgewollten Ordnung der Welt, für ihn, den in sich selbst Heimatlosen, Friedlosen, mit sich selbst Uneinigen. Aber das „Unmögliche" hört nicht auf zu „locken und zu rufen" als die tiefste Sehnsucht seines Wesens nach Einigung und Gesundheit, während er dasitzt und „so ganz hilflos starrt auf alle die Dinge." Und wenn Jemand des Weges daherkäme, der es ihm als möglich und wirklich vorspiegelte, der ihn hineinzwänge in den Bann dieser beglückenden und erhebenden Suggestion, — ja, Jemand, an dessen stärkerm Willen er seinerseits endlich einmal wieder gläubig und abhängig, gehorsam und ein Kind würde, wie einst vor Gott, — dann könnte er noch einmal einen Augenblick lang wähnen, „hoch und frei" dazustehen, scheinbar sein eigener Herrgott. Dann könnte es in diesem Wahn und Glauben noch einmal um ihn werden: „wie ein anbrechender Tag, — — — als blickte ich gegen Sonnenaufgang."

Hier stehen wir endlich am Beginn des Schauspiels und hören Hilde Wangel an des Baumeisters Thür klopfen und Einlaß begehren. Mit ihrem Eintritt schließt aber das Lebensdrama des Baumeisters Solneß, denn wie immer in Ibsen's Dramen, ist das, was uns vorgeführt wird nur ein letzter Akt: es wird ein Facit gezogen, Alles aber, was vorangegangen, derartig von oben nach unten, von vorn nach hinten, erzählt, daß der eigentliche Beginn der ganzen Entwicklung, — die Geschichte vom Gotteskampf auf der Kirchthurmspitze, — in den äußersten Schluß fällt. In Bezug auf diese Methode ist das letzte Werk Ibsen's seinen andern Werken technisch genau nachgeformt, aber in der Art, wie das Vergangene stückweise in der Gegenwart lebendig wird, steht es hinter den andern, nach meinem Gefühle wenigstens, zurück. Die Bekenntnisse und Erzählungen des Baumeisters, Hilde gegenüber, haben nichts von der mit sich fortreißenden dramatischen Notwendigkeit, mit der Nora, Frau Alving, Rebekka und ganz besonders Ellida ihr vergangenes Leben heraufbeschwören. Sie mahnen manchmal einfach an Nachträge, die nicht zu umgehen waren, — also an das, was geringere Dichter zu vermeiden suchen, und was nur Ibsen's Genie mit souveräner Absichtlichkeit in den Vordergrund rücken durfte.

Hilde Wangel ist die jüngste Stieftochter Ellida's, „der Frau vom Meer", von der aber nicht mehr die Rede ist. Wir müssen leider annehmen daß nach des Dichters heutiger Auffassung von der Sache, Ellida sich dennoch nicht wie es damals schien, „in wahrer Ehe" Wangel vermählt hat, sondern später doch noch mit irgend einem „fremden Manne" davongegangen ist. Jedenfalls hat sie die ihr vorschwebende Lebensaufgabe nicht gelöst, ihren Stieftöchtern ein „wahres Heim" zu bereiten, denn Hilde, die mit so abgöttischer Liebe an Ellida gehangen hat, spricht von ihrem Heim als von einem „Käfig" und will deshalb, obgleich sie den Vater „so ungeheuer gern" hat, nicht wieder nach Hause zurückkehren, denn: „der Waldvogel will nie hinein in den Käfig." Und ein „Waldvogel" ist auch sie gleich allen großen Frauengestalten Ibsen's, wenn sie sich auch höchst bezeichnend von ihnen allen unterscheidet. Nicht umsonst nämlich hat der Dichter sie aus einem früheren Drama herausgeholt, — aus dem Drama, in welchem sie als wildes Kind und spielender Unband, — den Ellida-Charakter und das Ellida-Problem gewissermaßen

schon parodierte. Das Hinausstarren Ellidas in das Unendliche, Unbegrenzte, das ihren Willen bannt und verschlingt, das Hineingerissenwerden in das „Grauenvolle" eines unbegreiflichen und mystischen Schicksals, dem sie sich nur langsam, in endlich gewonnener Reife und Entwicklung des eigenen Willens, entzieht, — all' dies ist in der kleinen Hilde als Miniaturbild und dadurch mit einem Zug in's Ironische wiedergegeben: es ist in ihr ein kindisch-abenteuerliches Verlangen, das am liebsten gruseligen Geschichten zuhört und besonders gern mit gruseligen Dingen sein Spiel treibt. Anstatt des Wortes „das Grauenvolle" finden wir bei Hilde das harmlosere Stichwort „das Spannende". Schon an Ellida reizt es sie vor Allem, daß deren Mutter verrückt gewesen ist, daß also auch sie vielleicht einmal verrückt werden könnte, und für den schwindsüchtigen Bildhauer Lyngstrand interessiert sie sich nur, weil seine hochfliegenden Zukunftshoffnungen von Ruhm und Glanz einen so „spannenden" Kontrast zu der Todesnähe bilden, in der er steht, und welche dieselben ewig unerfüllbar macht. Die Geschichte vom fremden Mann aber erscheint Hilde schon damals am allerspannendsten: erlebt sie es doch sozusagen noch mit, wie der fremde Unhold nach vielen Jahren kommen soll, um sich seine Geliebte zu holen und in die Ferne zu entführen. Und noch während sie mit Lyngstrand tändelt, der auch ihr verspricht, sie einst als großer Künstler heimzuholen, und noch während sie sich prüfend mit Schwarz drapiert, um zu sehen, wie sie sich wohl im Fall seines Todes, „als Braut in Trauer" ausnehmen werde, schauen gewiß ihre Träume schon nach einem richtigern „fremden Manne" aus. Natürlich muß ihr der erste Fremde dazu werden, der im entlegenen kleinen Ort erscheint. Das ist der Baumeister Solneß. Nach der Vollendung des Lysanger Kirchbau's, gleich nachdem er dort auf der Kirchthurmspitze seinen seltsamen Gotteskampf gekämpft hat, wird er im Hause Wangels aufgenommen. Nach einem großen Festessen, heiter gestimmt von all' dem guten Wein, den es dazu gab, trifft er Hilde allein in einem Zimmer, scherzt mit ihr, nennt sie eine kleine Prinzessin und verspricht ihr, sie in zehn Jahren in ein schönes Königreich Namens Apfelsinia zu entführen. Aber während er so scherzt, sieht er sie begehrlich an und denkt im Stillen, daß es süß sein müsse, ihr den Kopf zurückzubiegen und diesen frischen Mund viele — viele Male zu küssen. Und was er so denkt, wird infolge seiner merkwürdigen Suggestionsgabe für Hilde sozusagen nach außen projiciert, als wirkliches Geschehnis empfunden: sie wähnt sich von ihm umschlungen und geküßt und glaubt an sein Versprechen, wie an einen diese Küsse besiegelnden Liebesschwur. Denn der Baumeister Solneß steht nicht nur in seiner heitern Weinlaune vor ihr, sondern so, wie sie ihn mit entzückten Augen hoch oben auf der Kirchturmspitze hat stehen und den Kranz befestigen sehen: „— — Es war ja so entsetzlich schön und spannend!" Durch ihr Geschrei und Tuchschwenken hätte sie ihn beinah zum Herunterstürzen gebracht, doch würde sie auch das sehr spannend gefunden haben: „Es ist so entsetzlich spannend, — wenn Einer so fällt und fällt." In der großen, freien Stimmung, die er von da oben mitbrachte, als er sich zu seinem eigenen Herrgott gemacht, sieht sie ihn nun immer vor sich: er wird ihr zum männlichen Idealbild. Zehn Jahre lang nährt und hegt sie ihren spannenden Traum, bis er zur fixen Idee auswächst und auch ihren Willen in Bann schlägt. Denn sie ist im Stande, so ganz passiv hinzuleben, ohne Zweck, ohne Aufgabe: „Es ist nämlich so furchtbar schön, so dazuliegen und zu träumen!"

In dieser Passivität fehlt ihr jeder Zug, der sie einer großen, freien,

selbstbestimmten Entwicklung entgegendrängen müßte; — was in den anderen Frauengestalten Ibsen's ein gewaltiger Impuls zu einem neuen Leben, zu Größe und innerem Wachstum ist, das bleibt bei ihr eine Art von Traum-Spielzeug für müßige Stunden; nicht umsonst wird uns ihr Zukunftsideal in der kindischen Form geschildert, die es in den Scherzworten des Baumeisters empfing: als das schöne Königreich Apfelsinia im fernen Spanierlande, — es behält ihr Thun wie ihr Träumen etwas vom Nichtigen und Harmlosen des Spieles eines Kindes. So wirkt sie auch hier, wie schon im Ellida-Drama, dem schweren Ernst, mit dem die früheren Frauengestalten gezeichnet sind, ganz entgegengesetzt, wie eine verkörperte Parodie des idealen Sehnens und Verlangens in ihnen. Ueber dem ganzen Wesen Hilde's, wie es vom Dichter angelegt ist und in jedem Zuge wirkt, liegt eine Ironie, die wohl die Frage des Baumeisters begreiflich macht: „Ich kann nicht herausbringen, ob Sie das Alles meinen, was Sie sagen, oder ob Sie nur dasitzen und Unsinn treiben —". Diese Ironie wurde bei der Aufführung, wohl ganz unwillkürlich, von Frl. Reisenhofer dadurch zum richtigen Ausdruck gebracht, daß ihre Darstellung alles Bedeutende und Geniale vermissen ließ, das man an Ibsen's weiblichen Figuren sonst voraussetzt.

Daß Hilde so unberührt bleibt von eigenen Entwicklungskämpfen, von schweren Krisen und großen Seelenkonflikten, das läßt sie im Alltagsleben natürlich um so frischer, praktischer, vergnügter erscheinen. Was sie da im Stillen träumt, hütet sie sich wohl, mit dem wirklichen Leben in Berührung zu bringen, sie hütet sich sogar davor, mit dem Baumeister in einen Briefwechsel zu treten, denn ihr ahnt, wie bald die Wirklichkeit das leichtgebaute Luftschloß ihrer Phantasie zerstören könnte. Lieber begnügt sie sich mit dem bloßen Phantasiegebilde auf der einen Seite und mit der Trivialität ihres Alltagsdaseins auf der andern. So gut es gehen will, vertreibt sie sich die Zeit mit kleinen Tändeleien: „Leugnen können Sie's auch nicht, daß Sie ein bischen mit uns kokettierten!" neckt später Dr. Herdal sie, und sie antwortet: „Das ist doch wohl amüsanter, als dazusitzen und Strümpfe zu stricken mit all' den Weibern." Doch dauern diese Tändeleien nicht lange: „Eine Woche oder zwei. Du lieber Gott, Sie wissen ja doch, wie sich's mit so was verhält." Wie aber die zehn Jahre um sind, und begreiflicher Weise der fremde Mann noch immer nicht kommt, um sie zu holen, fängt das Spiel doch an, sie zu langweilen, und sie entschließt sich kurz, ihrerseits zu ihm zu pilgern. Wohl weiß sie längst, daß er verheirathet ist, und es ist ihr auch vollständig unklar, wie eigentlich ihr Phantasietraum in Erfüllung gehen soll. Denn weit davon entfernt ist sie, wie es sich später herausstellt, mit dämonischen Rebekka-Absichten sich in sein Haus einzuschleichen und seiner Frau einfach irgendwie den Garaus zu machen. Aber ebenso wenig macht sie sich die wirkliche Sachlage und deren mögliche Folgen klar, — sie handelt einfach mit dem Egoismus, dem Verlangen und der Harmlosigkeit eines Kindes, das skrupellos seinem Willen folgt und trotzig auf demselben besteht, dessen Willen selbst aber doch kein ausgewachsener Bösewicht ist. Darum reizt gerade das Unklare an einer derartigen Geschichte sie: wie es auch wird, — spannend wird es jedenfalls, — und so nimmt sie furchtlos Ranzen und Bergstock und macht sich auf den Weg. Der „fremde Mann" ist für sie nicht im Geringsten „grauenvoll", wie für Ellida. — „Es scheint mir nicht, daß das etwas zum Angstmachen ist", sagt sie. Aber die Erwartung seiner

Liebe ist für sie auch nicht, wie für Nora' das „Wunderbare", das man aufnimmt wie eine Gnade und eine Lebensverklärung: es ist einfach ein spannendes Abenteuer, zu dem man vergnügt und guter Dinge auszieht.

Daß *sie* es ist, die zu *ihm* kommt, erklärt von vornherein das ganze beiderseitige Verhältnis, wie es sich nunmehr gestaltet. Ist sie auch der unentwickeltere Charakter von Beiden, so ist sie dafür doch, gerade infolge ihres kampflosen Kinderlebens, auch der ungebrochenere, gesundere geblieben. Daher wirkt das Idealbild suggerirend auf ihn, welches sie mit der ganzen Naivetät und dem ganzen Eigenwillen eines trotzigen Kindes vor ihn hinstellt, obschon sie bald sieht, daß dessen Verwirklichung für ihn eine Unmöglichkeit ist: „Ich will, daß es möglich sei!" Indem sie dieses Idealbild vor ihm glänzen und schimmern läßt, so herrlich wie ihre Phantasie es in all' den Jahren ausgestattet hat, gewinnt es in der That hypnotisierende Gewalt über die kranke Seele des Baumeisters, gleich einem hellblendenden Punkt, durch dessen Anstarren der Geist gebannt und willig wird, den Suggestionen fremden Willens nachzugeben. Hat der Baumeister Solneß auch längst die kleine Szene aus dem Gedächtnis verloren, die sich vor zehn Jahren mit Hilde zugetragen haben soll, so tritt sie doch dafür jetzt vor ihn hin, wie eine leibhafte Verkörperung dessen, wonach er sich so tief und vergeblich sehnte, — jener Jugendkraft der Gesundheit, der Freudigkeit und des Glaubens an sich selbst. So kann er ihr in Wahrheit sagen, daß sie es sei, die er „am schwersten vermißt" habe, wennschon es ein unbewußtes Vermissen war. Denn in ihrer Wirkung auf ihn erweist sie sich als diejenige, deren er bedarf, indem ihr Wünschen und Glauben ihn zwingt, sich als die einheitliche geschlossene Persönlichkeit zu geben, die er garnicht ist. „*Sie* waren in ihrem Leben nicht schwindlich!" behauptet sie mit kühner Zuversicht, weil es sie danach verlangt, ihn noch einmal hoch oben auf einer Thurmspitze — diesmal auf der seines eigenen Heimes — stehen zu sehen. Ihr symbolisiert das schwindelfreie Emporsteigen eine Art von Uebermenschentum, genau so wie es ihm selbst damals, zur Zeit seiner Gotteslösung, ein solches symbolisiert hat. Mit Hülfe dieser Symbole wird hier zum zweiten Mal, wie es schon früher mit Hülfe der hypnotischen Vorgänge geschehen, die psychologische Entwicklung gewissermaßen ersetzt und veräußerlicht, so daß wir bis zuletzt der Versuchung widerstehen müssen, Schwindelfreiheit und Geistesfreiheit, Thurmhöhe und Geisteshöhe als identisch zu nehmen. Der Kampf, den Hilde mit dem Baumeister kämpft, weil: „*mein* Baumeister sich nicht getraut, — nicht so hoch steigen *kann*, wie er selber baut", wird uns nicht nur mit derartigen Gleichnissen aus seinem Berufsleben anschaulich gemacht, sondern uns überhaupt fast nur im Gleichnis gegeben.

Mit ihrem praktischen Blick findet Hilde ganz richtig heraus, woran es dem Baumeister fehlt, — daß etwas von jenem Zwiespalt zwischen Wollen und Können in ihm lebt, den sie einstmals an Ellida so spannend fand, und dem auf physischem Gebiet auch Lyngstrand verfallen war. Sie ist in ihren idealen Erwartungen dadurch enttäuscht, daß er ein so „zart gebautes" ja „kränkliches" Gewissen hat, welches garnicht wagt, sich zu den eigenen Handlungen zu bekennen, sondern dieselben hinterher verleumdet und verleugnet; sie wünscht ihm ein „robustes" Gewissen, das keine Angst vor sich selber, sondern echten „Wikingertrotz" im Leibe hätte. Aber zugleich ist sie nicht minder enttäuscht durch die gewissenlose Härte, mit welcher der „Unhold" in

ihm den jungen Ragnar zu unterdrücken und zu schädigen sucht. Sie ahnt in diesem Mangel an Güte den Mangel an Kraft und Selbstvertrauen. Hätte er wirkliche, auf sich selbstberuhende, fruchtbar schaffende Kraft in sich, dann würde er einerseits nicht so vielen Gewissensskrupeln zugänglich sein, sondern mit seinem Können und Schaffen auch seine Rechtfertigung in sich selber tragen, — aber er würde sich auch andererseits nicht lieblos und mißgünstig „einzuriegeln" brauchen vor der aufstrebenden Jugend, sondern: „— — hinausgehen und der Jugend aufmachen. — — So daß die Jugend zu Ihnen hineindürfte. So in aller Güte."

Aber sehr fein ist es geschildert, wie diese richtige Erkenntnis in Hilde nur auf ihren Phantasietraum und dessen Gegenstand Anwendung findet, keineswegs aber Ausfluß ihrer eigenen Größe, Reife und Klarheit des Wesens und Willens ist. Keineswegs stellt sie selbst ein solches Ideal dar, wie es ihr für den Baumeister vorschwebt. Sie versichert zwar, sie ihrerseits besitze ein hinlänglich „robustes" Gewissen, fügt aber gleich richtig hinzu: wenigstens habe sie bisher noch nichts anderes gemerkt. Ihre Erfahrungen haben sie eben noch nichts anderes gelehrt: jedes Kind hat ein robustes Gewissen. Sobald sie aber in einen ernsten Konflikt kommt, — und das geschieht Aline gegenüber, vom Moment an, wo ihre Gefühle für den Baumeister zu bewußtem Liebesverlangen werden, — steht sie ratlos und haltlos da. Zu entsagen hat sie ebenso wenig die Kraft, wie sie über die Raubtierkraft einer Rebekka verfügt. Sie klagt: „Ich kann nichts Böses vorhaben gegen Eine die ich kenne! Ich kann ihr nicht nehmen, was ihr gehört!" und als einzige Lösung erscheint ihr der Versuch, irgendwie wieder hinabzutauchen in die bloße Träumerei des bisherigen Phantasielebens, denn ihre Träume sind für Wirklichkeit und Leben nicht geschaffen: „Ach, wenn man doch die ganze Geschichte verschlafen könnte!" Nicht minder kindhaft und unentwickelt als diese hülflose Passivität ist es dann auch, daß sie, ohne einen andern Entschluß gefaßt zu haben, sich gleich darauf vom Baumeister hineinphantasieren läßt in eine unmögliche Zukunft, und davon träumt, wie er sie in ihrem märchenhaften Prinzessinnenschloß besuchen soll.

Es zeigt sich darin besonders deutlich, wie Hilde nur in einem einzigen Punkt ihm überlegen und der beherrschende Teil ist, während sie zugleich von ihm abhängig bleibt als von dem ihren Idealtraum ausführenden Teil. Ohne seine Ausführung sind ja alle ihre Träume nichts als Luftschlösser, nur er kann „eine Grundmauer darunter ziehen," nur er kann dieselben für das Leben haltbar und bewohnbar machen! In dieser Unselbständigkeit und innern Abhängigkeit gesteht sie ihm mit Recht, er allein habe sie zu dem gemacht, was sie geworden sei, und ihn „groß zu sehn, — mit einem Kranz in der Hand," — sei das Einzige, das ihrem Leben Wert verleihen könne, ja ihr mehr wert sei, als das Leben. So steht sie im tiefsten Grunde kindlich machtlos und passiv empfangend da, nur im Stande, ihn an sein Versprechen zu mahnen, und wie ein Gläubiger, ihre Forderung einzutreiben. Und indem sie das mit einer Unbedingtheit und Rücksichtslosigkeit thut, die den Baumeister bannt und zwingt, wird es erst recht klar, welche Ironie sich in seinem Schicksal offenbart: er hat eingesehen, daß er seinen eigenen Herrgott nicht spielen, frei und selbständig nicht handeln kann, und nun hat er also nichts weiter erreicht, als an Stelle des Gottes, dem er einst gehorchte, die kleine, trotzige Hilde einzutauschen. Das Gebot Gottes, zu Seinem Ruhme zu leben, hat

er verachtet, — sich selbst zu leben vermochte er nicht, — und nun muß er noch einmal Gehorsam lernen, um diesem Kinde sein Spielzeug, seinen Wundertraum, von der Spitze des Turms herabzuholen. Eines Kindes Wille zwingt den seinen.

„Es ist kein Spaß, Ihnen etwas schuldig zu sein, Hilde," sagt er, der seine Schuld Gott gegenüber unausgelöst gelassen, — steigt geschlossenen Auges und halb bewußtlos noch einmal hinauf in das ihm „Unmögliche" — und stürzt sich zu Tode.

Von hier aus bekommen die symbolisch-hypnotischen Vorgänge noch eine tiefere Bedeutung: indem sie es symbolisieren sollen, daß auch die Menschen untereinander nicht frei, sondern voneinander abhängig, und zwar wechselseitig abhängig, handeln und träumen, und daß gerade die Augenblicke ihrer höchsten Kraft- und Willenssteigerung diejenigen sind, in denen Einer zum Andern als zu dem Höhern als zu seinem Gott emporblickt, sich beugt und sich Gehorsam befehlen läßt. Also in jedem Sinn stellt die Selbstbefreiung sich als Wahngebilde und Luftschloß dar, und es bleibt nur die Wahl: sich, im tiefsten Grunde willenlos, von diesem „Unmöglichen" ins Verderben und in den Tod locken zu lassen, oder aber den Willen hinzugeben und einzureihen in den großen, gottbeherrschten Zusammenhang aller Dinge. Es scheint ein nichtiges und kindisches Thun, den Herrgott zu spielen, — eben ein bloßes „Spiel", selbst für die Menschen von Übermenschenkraft. Daher blickt der Dichter gerade in diesem Drama, wo er das Freiheitsstreben am härtesten geißelt, zugleich am mildesten auf seine Menschen herab, wie ein Gott auf spielende Kinder herabsieht; er hadert nicht mehr mit ihren individuellen Mängeln, denn nicht in diesen liegt ihre Unzulänglichkeit; er hat nicht mehr die starke Parteinahme für und wider den Einzelnen, die es sonst gleich erkennen läßt, wen er für edel, wen für verworfen erklärt. Aber über ihnen Allen hat er ein einziges richtendes Wort aufgestellt, das über seinem neuen Drama steht wie ein letztes Geheimnis: „Gott ist!"

Es ist ein schwermütiger Gedanke, daß der greise Dichter, wie auf diese Menschen in seinem Werke, so auch auf sein eigenes jahrelanges Schaffen, in welchem er die Freiheit verherrlicht und besungen hat, jetzt zurückblicken könnte, wie der Baumeister Solneß auf sein fruchtloses Thun: „Nichts gebaut im Grunde!" Und daß er jetzt glauben könnte, von jenem Freiheitsideal, zu dessen Verkörperung ihm das Weib so oft gedient hat, sei er nur, wie vom zwingenden Wahnbild eines spielenden, träumenden Kindes hinaufgetrieben worden in das „Unmögliche," um sich plötzlich, dort oben, dem verleugneten Gott, Antlitz zu Antlitz, gegenüberzufinden.

Dann ist es Zeit, daß die Jugend kommt und laut an seine Thür klopft, — die Jugend, die von ihm die freie Sehnsucht lernte „das Herrlichste auf Erden" selbst zu bauen. Dann ist es Zeit, daß sie sein Lebenswerk in Schutz nimmt vor ihm selber und, tuchschwenkend und Dank rufend, noch einmal emporgrüßt zu ihrem alten geliebten Baumeister, während er dort oben, einsam, ihr entrückt, Zwiesprache hält mit seinem Gott —.

III.

Strindberg: „Gläubiger." „Herbstzeichen." „Vor dem Tode."

Wenn man, wie Ibsen es in seinem letzten Werk thut, die Schwäche oder Krankhaftigkeit menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung nicht mehr

in individuellen Charaktermängeln des Einzelnen begründet findet, sondern in der Menschennatur als solcher, — wenn man Freiheit und Selbstbestimmung an sich schon als eine Art von Erkrankungssymptom an dem von Gott getrennten Menschen ansieht, so erscheint das sicher mit Recht als eine reichlich trübselige Beurteilungsweise des Menschlichen. Indessen hat sie doch noch einen erhebenden Zug, insofern sie dabei von einem Glaubensstandpunkt ausgeht: insofern sie den Menschen an einem Gott mißt. Nicht weniger als ein Gott ist notwendig, um den Menschen in seiner Schwäche und Zerrissenheit bloszustellen, nicht weniger als die Titanenthat der Gottverleugnung ist dazu nötig, um den Seelenzwiespalt im Menschen zu erklären. Das Menschenschicksal erhält damit die Tragik des Ewig-Faustischen, — daß es am „Unmöglichen" zu scheitern berufen ist, nähert es dem Übermenschentum.

Nun denke man sich diesen Zug aus dem Bilde hinweg, — diesen Gegensatz von Gott und Mensch, der hier den Menschen erhebt, indem er den Menschen zermalmt. Man denke sich einen Baumeister Solneß ohne alle Mystik in der Motivierung seines Kraftmangels, seiner innern Gebrechlichkeit und Zerrissenheit, — als was für ein Wesen steht dann der Mensch der angeblichen Freiheit, Kraft und Selbstherrlichkeit da? Der einzige Herr der Schöpfung wäre er ja damit, den Hauptplatz ohne Konkurrenz von oben her hätte er damit erreicht; aber trotzdem fährt er fort zu zittern und zu beben, daß ihn Jemand von dem Platze drängen könnte, den günstige Umstände ihm gesichert haben; trotzdem muß er sich „eingeriegelt" halten, damit Niemand von seinen Schätzen stiehlt, denn nur der hartnäckigste Geiz rettet ihn vor dem Verarmen. Er muß lieblos verharren und einsam leben, denn wehe, wenn er seine Thür der Jugend, der Liebe, der Schönheit und nun gar dem Weibe öffnet! Die Laune des unentwickeltesten, kindischesten, des blos spielenden Weibes genügt, um seinen Willen zu bannen und zu lähmen, sie zu seinem Abgott, Herrgott und Verderben werden zu lassen. Für ihr Spielzeug stürzt er sich zu Tode.

Ein solcher Baumeister Solneß, all' seiner Gottähnlichkeit entkleidet, all' seiner Faustischen Natur beraubt: das ist das Bild des Strindbergschen Mannes in Lebensgröße. Es wird auf ihn hingewiesen als auf den wahren, den freien und selbstherrlichen Herrn der Schöpfung, die Krone derselben, und dann wird er uns mit höchster technischer und psychologischer Meisterkunst vorgeführt als ein armer, wunder Jämmerling, nicht etwa weil eines Gottes Hand zu schwer auf diesem Inbegriff der Menschenkraft gelastet hätte, sondern weil die kleinste, schwächste, ganz und gar in seine Gewalt gegebene, Hand, die Hand einer Frau, ihn grün und blau geschlagen hat. Der Strindbergsche Solneß hat anstatt der immerhin imposantern Furcht vor einem Gott, die Angst vor einem Weibe; und um ihm diese Angst einzujagen bedarf es keines Weibes, dessen Macht und Wesen ans schier Göttliche streift, sondern nur eines flachen, trivialen, alltäglichen, gemeinen Weibes. Bis jetzt sind Strindbergs Dramen immer dasselbe gewesen: eine Verläumdung des Mannes. Seltsamer Weise hat man sie gerade umgekehrt aufgefaßt: als eine Verläumdung der Frau. Es wäre interessant, festzustellen, von wem diese Auffassung in Kurs gesetzt worden ist; — warens die Frauen, so sind sie schlauer gewesen, als ich es ihnen zutraue; warens die Männer, so ist es Zeit, daß sie in Ibsens Schule gehen, um selbst bei diesem Frauenlob nüchterner

über das weibliche Geschlecht denken zu lernen. Denn wie Ibsen auch dasselbe verherrlicht haben mag: eine so raffinierte Huldigung, wie Strindberg es unfreiwillig thut, hat er ihm wohl noch niemals dargebracht. Was bedeutet in der That Ibsens Glorifizierung einiger seltener, äußerster Idealzüge am Weibe, wie sie nicht die Beobachtung des wirklichen Lebens, sondern der sehnsüchtige Traum des Dichters geschaut hat, gegenüber der Energie, mit welcher Strindberg die Weibnatur zugleich für alltäglich und dämonisch erklärt, mit welcher er sie selbst in ihren nichtigsten Zügen in das satanisch Unwiderstehliche hinaufrückt? Mit den Frauengestalten Ibsens verwechselt man sich nicht so leicht und begegnet ihnen nicht auf der Straße; seit Strindberg aber steht es jeder Grete frei, sich für dämonisch und des Teufels Enkelkind zu halten, wenn sie auch vielleicht heimlich bei sich denken mag: „zu viel der Ehre!“ oder auch dem armen Strindbergschen Mann mitunter mitleidig zurufen möchte: „habt keine solche Angst, lieber Herr! wir beißen nicht! daß wir gar so grausig ausschauen, das ist nur ein Schreckbild Eurer verängsteten Phantasie; wenn Ihr uns ruhiger ansehen wolltet, würde Euch gleich besser werden!“

Ganz besonders in der neulichen Strindberg-Matinée wäre ein solcher Zuruf ganz wohl am Platz gewesen, denn in keinem seiner andern Dramen klaffen die beiden Seiten des betreffenden Frauencharakters so widerspruchsvoll in alltäglich und dämonisch auseinander, wie in der Thekla seiner „Gläubiger.“ Wenn man da die beiden „Gläubiger,“ den geschiedenen Gatten und den gegenwärtigen Gatten, ihre Ehe-Erfahrungen austauschen hört, so sagt man sich: in Wirklichkeit ist sie ein noch viel gewöhnlicheres Frauenzimmer, als es der geschiedene, glücklich von seinen Liebeswunden geheilte Gatte zugeben will, denn in seine Auffassung mischt sich noch manches Körnchen Haß und Rachsucht, durch welches die Frau immer noch zu stark satanisiert wird. In den kranken Phantasieen des gegenwärtigen Gatten aber, in diesem Gefühl von Wahnsinn und Ohnmacht, mit welchem er vergeblich gegen ihre Einwirkung auf ihn ankämpft, wird sie dermaßen überlebensgroß, daß sie jede Ähnlichkeit mit sich selbst verliert. Die Strindbergsche Frau ist zusammengesetzt aus zwei solchen unvereinbaren Bildern, wie sie in der Übertreibung des Hasses und der Liebe, beide Male in der Übertreibung der absolut hülflosen Abhängigkeit vom Weibe entstehen, und daß dies in den „Gläubigern“ so ohne Weiteres ersichtlich ist, stellt diesen Einakter weit unter die beiden echten Kunstwerke, die Strindberg geschaffen hat, unter den „Vater“, und unter „Frl. Julie.“ Thekla hat sowohl von der Frau im „Vater“, von der bösen, kalten Laura, Züge erhalten, als auch von der lüsternen Dirne Julie; sie ist eine Mischung von Beiden, von all' dem Gemeinen und all' dem Teuflischen, das Strindberg auftreiben konnte, und das nimmt ihr Vieles von der Konsequenz in der Charakterzeichnung der beiden anderen Frauengestalten. Direkt an den „Vater“ mahnt die Entstehung des Liebesverhältnisses, das Thekla zu ihrem spätern, zweiten Gatten eingegangen ist; wie im „Vater“ Laura und ihr Mann anfangs „Mutter und Kind“ spielen und ihre Stellung zu einander allmählich darunter leidet, so spielen hier die Beiden mitten in ihrem Ehebruch „Brüderchen und Schwesterchen“ und halten bis zuletzt diese erlogene Maske der Unsinnlichkeit ihrer Beziehungen zu einander fest. Aber im „Vater“ liegt der Grund dafür in der Nervenkrankheit des Mannes, die ihn lange Zeit hindurch zum Cölibat verurteilt

und in der sinnlichen Indifferenz der Frau, die sich vollkommen daran gewöhnt, ihn in mütterlicher Sorge als ihr Kind zu behandeln und zu betrachten. Hingegen ist die Motivirung in den „Gläubigern" weit mehr dem Charakter von „Frl. Julie" entnommen; die nach außen hin erheuchelte „Schwesterlichkeit" der Frau ist nur eine Folge ihrer Feigheit, sie fürchtet die Meinung der Welt in ihren heimlichen Liebesgenüssen, und sie fürchtet sie um so mehr, als nicht eigentlich Liebe, sondern bloße Lüsternheit sie in der Abwesenheit des Gatten dem Andern in die Arme getrieben hat: dieselbe Lüsternheit, die sie am Schluß dazu veranlaßt, hülflos in das ihr gelegte Garn des rachsüchtigen ersten Gatten hineinzulaufen. Daß ein Weib wie Laura mit ihrer klugen, herrschsüchtigen Kälte einen so furchtbaren und siegreichen Kampf wieder den gehaßten Mann führen kann, wie er im „Vater" meisterhaft geschildert wird, versteht man; man versteht es doppelt, weil das eigentliche Streitobjekt dabei das einzige Kind Laura's ist, dem ein jeder der Gatten das Gepräge der eigenen Persönlichkeit aufdrücken will. Aber man glaubt es nur mit Mühe Theklas gemißhandelten Männern, daß diese eitle, mannstolle, furchtsame Frau, die so ganz von ihren Leidenschaften, von der öffentlichen Meinung, von der Hülfe des Gatten abhängig ist, mit so ausdauernder Berechnung und Umsicht diese beiden bedeutenden und kraftvollen „Herrennaturen" derartig bändigen und zerbrechen kann. Viel eher eignet sie sich ja dazu, gleich Frl. Julie, einen Knecht zum Herrn über sich zu setzen. Daher richtet sich in den „Gläubigern" so besonders stark ein gewisser Argwohn gegen diese beiden gerühmten Herren der Schöpfung selbst, und man fragt sich unwillkürlich: sollte dem Strindbergschen Weib sein Sieg über den Strindberg'schen Mann nicht allzuleicht gemacht werden? sollte da nicht von vornherein etwas schon einigermaßen wurmstichig gewesen sein? Und sind diese Männer wirklich ein Bild wahrhafter Kraft, die gütig von ihrem Ueberfluß an das schwache, inferiore Weibchen abgegeben hat, um sich hinterher plötzlich von der am Busen großgemästeten Schlange feindlich angezischt zu finden? Thekla's Mann hat seiner Frau so viel gegeben, daß er daran völlig verarmt ist; man denke: dadurch daß er sie künstlich durch seine Hülfe und Reklame zur Schriftstellerin aufzüchtete, hat er als Maler an Talent verloren, mit dem Glanz ihrer Bücher verblaßten die Farben an seinen Gemälden; dadurch, daß er ihr logisches Denken schärfte, — denn mit dem stand es schlimm! — hat er allmählich alle Schärfe des eigenen Urtheils verloren und läßt sich willig von ihr zum Idioten stempeln; dadurch, daß er sie orthographisch schreiben lehrte, — denn sogar damit stand es schlimm! — beginnt er faktisch die Orthographie zu vergessen; dadurch daß sie bei ihm schwimmen lernte, verliert er den Mut, selbst zu schwimmen; dadurch endlich, daß sie sich ihm hingiebt und auch in der Ehe nicht aufhört, ihn als ihren Geliebten zu betrachten, wird der Unglückliche körperlich vollkommen zerrüttet und zuletzt gar fallsüchtig. Die Psychologie, die all' dem zu Grunde liegt, lautet ganz bündig: das Weib ist ein Satan und der Mann ist ein Engel, — aber nicht umsonst ist die Kraft und Güte dieses Engels so merkwürdig unproduktiv dargestellt, als handle es sich um eine Ansammlung von Schätzen, die beileibe nicht verschenkt werden dürfen, die nur der ängstlichste Geiz dem Besitzer rettet. Es findet sich nämlich, genauer betrachtet, jedesmal, daß der Strindberg'sche Mann von Haus aus ein kranker Mann ist. Die Schwäche und Krankheit

des Rittmeisters erklärt im „Vater" die seltsamen Ehewirrnisse, in denen Beide leben, und in den „Gläubigern" erfahren wir, daß der erste Gatte aus einer fallsüchtigen Familie stammt. In beiden Fällen war also das Weib, nicht etwa als satanisches Weib, sondern als Weib, überhaupt ein zu starker Bissen für diese schwachen Mägen und das Bild, in welchem es ihnen später erscheint, entspricht der Phantasie zweier Kranker. So wird in Strindbergs Dramen das, was die Naturgeschichte der Geschlechter sein sollte, zur Krankheitsgeschichte einzelner Menschen; das Typische, Allgemeine, wird gemeint und das Pathologische, Allerbesonderste wird gegeben. Von diesem Gesichtspunkte aus nun kann man sich jede Verzerrung und Entstellung, ja jede Fratze gefallen lassen, wenn sie genial gezeichnet ist. Dazu hätten aber die „Gläubiger" statt eines einzelnen Aktes, eine Reihe von Akten verlangt, in welcher die Vorgänge und Charaktere sich vor unseren Augen entwickeln konnten. Der Einakter vermag statt dessen natürlich nur zwei Referate zu geben, — das Referat des ersten und das Referat des zweiten Gatten, die allerdings heiß und lebendig empfunden sind; dann aber, nachdem uns die höllische Wirkung des Weibes darin geschildert worden ist, überzeugen wir uns in der Szene zwischen der Frau und dem ersten Gatten davon, wie entsetzlich leicht es gewesen wäre, diese verliebte, eitle kleine Person unschädlich zu machen.

Auch aus diesem Grund müssen notgedrungen die „Gläubiger" hinter den beiden anderen genannten Werken Strindbergs künstlerisch zurückstehen. Denn dort zeichnen gerade der technisch vollendete Aufbau, die meisterhafte Steigerung in der Entwicklung des Ganzen Strindberg im höchsten Grade aus, und endlich finden wir dort auch den Zug, der ganz besonders im „Vater", aber auch in „Frl. Julie", die krasse Härte des Psychologischen wolthuend mildert: ich meine den tief poetischen Zug, der aus einzelnen wunderbar feinen Stimmungsbildern spricht; ein geradezu klassisches Beispiel dafür, mit welchem Erfolg der Dichter Strindberg den Schauerpsychologen Strindberg zu verklären vermag, ist für mich die kleine unvergeßliche Szene im „Vater", wo der Rittmeister sich von seiner alten Amme in Kinderträume zurückwiegen und sich dabei lächelnd die Zwangsjacke anziehen läßt.

Es war eines der größten Verdienste der „Freien Bühne", diese beiden Dramen zur Darstellung zu bringen. Man kann nicht dringend genug wünschen, daß Frl. Bertens, die bewährte Strindberg-Darstellerin, neben der „Thekla" auch ihre Laura und Julie noch einmal einem größeren Publikum zugänglich machen dürfte. —

Die beiden Einakter, welche den „Gläubigern" noch folgten, erschienen als bloße Beigaben zum Hauptgericht und wurden auch so aufgefaßt. Die „Gläubiger" sind wirklich eine „Tragikomödie", — aber „Herbstzeichen" ist kein Lustspiel, wie man sich denn überhaupt nicht denken kann, daß bei Strindbergs Auffassung vom Weibe etwas harmlos Lustiges herauskommen kann. Er schildert zwar spielende Katzen, aber immer wie Jemand, der dabei an spielende Tiger denkt. Der entsetzliche, wiederum mannstolle, Backfisch ist schon fast zu tigerhaft vollblütig für ein Lustspiel. Weder ihm aber, noch seiner liebesüchtigen alternden Mama-Witwe gelingt es, den edlen herzensguten, jedoch zu ewiger Eifersucht verdammten Ehemann seiner Frau abspenstig zu machen und zum Lohn dafür fällt sie ihm am Schluß um den Hals: denn sie hat sich einen Vorderzahn ausgebissen und dieses Herbstzeichen mahnt sie

daß es Zeit sei, mit dem Kokettiren aufzuhören und sich lieber daran zu freuen, daß es neben den schlechten Weibern so grundgute Männer auf der Welt giebt. Ein Glück, daß sie die Zähne verliert; so kann man hoffen, daß es auch nach dem Fallen des Vorhanges beim Lustspiel bleibt und daß der Strindberg'sche Mann mit seinem zahnlosen Weibchen, ohne Schaden zu nehmen, auskommen wird.

In „Vor dem Tode", als einer Tragödie, wandeln sich die harmlosen Weiber wieder zu grausen Bestien und tanzen, als drei entmentschte Töchter eines bankerotten Schweizer Restaurateurs, ihren schrecklichen wilden Reigen um den alten Vater. Dieser arme König Lear ohne seine Kordelia, (— es giebt nur noch bei Shakespeare eine, denn was wußte der von der modernen „Psychologie" der Frau? —) wird so schauderhaft schlecht behandelt, daß er Wasser trinken muß, damit die Hauskatze ihre gewohnte Milch nicht entbehre, und daß er, um nicht zu verhungern, die Speckschwarten aus den Rattenfallen stehlen muß, was ihm jedoch zum bittersten Vorwurf gemacht wird. Trotz alledem hat „Vor dem Tode" in ein paar kleinen Zügen, — so in der Szene mit den Meßlichtern — einen leichten Anflug Strindberg'scher Poesie, jener Poesie, um deren Genialität willen ihm Vieles vergeben werden kann. Nur geht sie leider fast verloren in der wilden Gräßlichkeit der psychologischen Zeichnung, die an grell kolorirte Jahrmarkts-Fratzen erinnnert. Es ist Poesie, wie sie in den Phantasieen eines Fiebertraumes vorkommt, und in der That denkt man beim Zuschauen bisweilen: genau so, und mit einer sochen Empfindung, verzerrt sich manchmal ein Ereignis des wirklichen Lebens in der wirren Uebertreibung eines nächtlichen Traumes. In solchem Traumfieber greift man wohl auch, wie hier der verzweifelnde Alte, zum Gift oder zündet sich gleich ihm das Haus über dem Kopfe an, — in der stillen Erwartung: „nun wache ich gleich auf und alles Schreckliche ist zu Ende!"

Die Schilderung des Krankhaften als Fratze, meinetwegen als geniale Fratze, ist hier bis zum Aeußersten getrieben; nunmehr könnte sie an sich selbst sterben. Sollte „Vor dem Tode" nicht heißen dürfen: „Vor dem Erwachen?"

„XXIV.“

Von Julius Levin.

Daß die Berliner „XI“ nicht lange ohne Nachfolger bleiben würden, war mir von vornherein klar, denn die Idee, die zu ihrer Bildung geführt hatte, war zu gut und gesund. Wenn man in München „XXIV“ an einem Platze vereinigen konnte, so ist die erhöhte Zahl der Ausdruck für die stärkere Vertretung der Principien entsprechender Art in der deutschen Kunsthauptstadt. Aus einer lustigen Kneipgesellschaft ist der Münchener, aus einer Tischgesellschaft der Berliner Club hervorgegangen. So ist es erklärlich, daß sich in ihnen beiden künstlerische Potenzen geltend machen, die sowohl in ihrem äußern Auftreten, als in ihrem inneren Werte grundverschieden sind. Wie „XI“ so vertreten auch die „XXIV“ keine bestimmte Richtung. Es sind nicht Pleinairisten, Symbolisten, Naturalisten und was für . . . . isten sich in jüngster Zeit noch aufgethan haben mögen, sondern der Eine fühlt sich nach hier, der Andere nach dort gezogen, ohne daß diese künstlerische Bethätigung ihrer oft diametralen Gegensätzlichkeit zwischen den Einzelnen zum Differenzpunkt würde.

Ein derartiges Sichnichtabstoßen aber würde noch keinen inneren Zusammenhang bedeuten. Dieser ist durch ganz bestimmtes Festhalten eines allen Beteiligten gemeinsamen Punktes nur möglich, und wo dieser Punkt liegt, ist nicht schwer zu sagen. Man will gegen eine gewisse beschränkte Auffassung des Wortes Kunst frondiren. Man hat es satt, sich von einem Fehler in den andern werfen zu lassen, nämlich sich Parteien anzuschließen, von denen jede glaubt, ganz allein im Besitze der garantirt echten Kunst zu sein, und sich daher die Berechtigung zumißt, alles nicht nach ihrer Anschauung Gemalte oder Gebildete als Blödsinn, oder wie es in Berlin heißt, als Quatsch abzuthun. Daß ein solcher Unfug nicht das Motiv zur Bildung des Clubs der „XXIV“ war, ist von vornherein klar. Es ist vielmehr in der Anschauung zu suchen, daß nicht die Richtung für die Wertung eines Künstlers das Bestimmende ist, sondern seine Persönlichkeit.

Den einen Punkt haben die „XXIV“ mit erfreulicher Beharrlichkeit festgehalten, nämlich den, jeden Einzelnen machen zu lassen, was er will. Den andern aber finde ich, zu meinem Leidwesen muß ich es bekennen, sehr wenig beachtet, nämlich den, Persönlichkeiten an sich zu ziehen. Die Objektivität scheint unter den „XXIV“ mehr als einmal recht sehr in die Brüche gegangen zu sein, und wenn ich auch vor der Empfindung des freundschaftlichen Wohlwollens und der Hochschätzung der einzelnen Mitglieder untereinander alle Achtung habe, so kann mich doch das nicht verhindern zu sagen, daß jene Schätzung allzuoft sich in Überschätzung verwandelt haben dürfte.

Man verstehe mich nur recht! Meine herzlichsten Sympathieen sind auf Seiten der „XXIV“ aber nur wegen der ganz urvernünftigen Idee, die zu ihrer Bildung geführt hat. Ich muß aber bekennen, ich sehe in der Art, wie man der Idee dient, eine Gefahr für diese selbst. Ich habe die sehr deutliche Empfindung,

daß politische Motive — dieses Wort im engsten Sinne genommen — zu sehr wirksam sind, um rein künstlerische zur unbedingten Geltung kommen zu lassen. Wenn eine künstlerische Vereinigung allein die Persönlichkeit gelten soll, d. h. die sich über alle Bedenken hin nur nach ihrer Empfindung bethätigenden Kraft, so muß ich sagen, daß die „XXIV" als eine solche Vereinigung einstweilen nicht angesehen werden können. Sie werden an Zahl etwas geringer werden müssen und, wenn sie etwas wirken wollen, gewisse Kräfte ausschließen, die nur als Ballast angesehen werden können, obwohl sie von sich selbst die Meinung haben, sie seien wegen ihrer Zugehörigkeit zu den „XXIV" schon große Talente.

Bei der Besprechung der einzelnen Werke wird es mir weniger auf Vollständigkeit ankommen in dem Sinne, daß ich alle Namen nenne, als darauf, besonders im guten wie weniger guten Sinne markante Erscheinungen zu bezeichnen. Ich schicke dies als mir nötig scheinend voraus und beginne mit Piglhein, der neben Uhde als Spitze des Klubs zu betrachten ist, und schließe von seinen Arbeiten von vorneherein das Kind mit dem Maßkruge aus. Ich betrachte das Bild als einen Atelierscherz, dazu noch nicht einmal als einen gelungenen. Als Werke ihres Meisters charakterisieren sich nur die beiden Portraits. Das eine ist in Öl, das andere, feinere in Pastell gemalt. Sie zeigen fast entgegengesetztes Bestreben. Das Ölbild glänzt durch einen außerordentlichen Reichtum an Tönen, das andere tritt so schlecht auf als möglich und zeigt gewissermaßen eine Farbenascese. Es dürfte kaum möglich sein zu entscheiden, welches von beiden in technischer Beziehung den Vorrang verdient; welches in geistiger, darüber kann keine Frage sein. Das eine ist experimentell interessant, sein Modell gab für gewisse rein malerische Versuche das geeignete Substrat, das andere ist nicht nur vom malerischen Standpunkte aus eine wesentliche Leistung, sondern stellt uns den Charakter eines Menschen greifbar vor Augen, es ist ein Bildnis. Das eine ist ein fesselnder Versuch, die Hysterie malerisch festzuhalten, das andere bringt uns eine durchgeistigte Persönlichkeit näher. Beide sind Manifestationen eines Meisters, der, im Vollbesitze großer Technik und eigentümlicher Anschauung der Dinge, seine eigenen Wege geht, auf denen er zwar nicht immer findet, was er sucht, die er aber nie umsonst macht, weil er das ihm zufällig Entgegentretende sofort zu schätzen weiß und mit nach Hause nimmt, was ein Anderer in mangelnder Einsicht als wertlos, der Betrachtung selbst unwürdig hielte. Niemals kehrt er heim, ohne etwas zu bringen, was uns fesselt, wenn es auch das nicht ist, was er uns versprochen hat oder was wir erwarten. Uhde stellt sich uns anders dar. Techniker nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern Könner, betrachtet er das Äußere nur soweit für wichtig, als es ihm zum Ausdrucke des Gewollten dient. Er geht aus, nicht um an Fesselndem zu holen, was sich gerade bietet, er pflückt die Blumen nicht, wie sie dastehen, sondern er sucht bestimmte und unter diesen bestimmten noch ein bestimmtes Exemplar. Findet er es, so kann man sicher sein, etwas Herrliches zu sehen, wie etwa den Gang nach Bethlehem, findet er es nicht, so rauft er wütend aus, was um ihn ist, darunter natürlich auch manches nicht eben sehr wertvolle Kraut. Die beiden Kinderbilder, die Uhde hier hatte, gehörten mehr zu den Nichtfunden, das Pastell, eine ländliche Scene von religiösem Charakter, entweder eine Bauern- oder eine heilige Familie im Garten, ist einer der schönsten Funde, die dem Meister je gelungen sind: eine Blume von feinster Farbenpracht in lichten Tönen, von zartestem Dufte und berückendster Form.

Piglhein und Uhde sind zwei alte Persönlichkeiten, zu denen ich auch den, dieses mal nicht eben sehr bedeutsam vertretenen Trübner rechne. Eine neue tritt uns in Louis Corinth entgegen. Sein Name wurde oft genug genannt, wenn es darauf ankam, den am weitest links Stehenden in München zu bezeichnen. Seine drei Arbeiten sind allerdings sehr exponiert, daß sie aber etwas besonders Riskantes enthalten, kann ich durchaus nicht finden. Sie besitzen allerdings etwas,

das nicht überall in gleichem Maße blüht, nämlich ein starkes Talent und große Selbständigkeit. Am klarsten ist mir die Eigenart Corinths an der Studie aufgegangen, die ihr Motiv einem Fleischerladen entnimmt. Das Objekt ist ein sehr altes, schon von Niederländischen Meistern bevorzugtes, gerade deshalb aber sehr geeignet zu zeigen, was der Moderne aus sich selbst hinzugegeben hat. Da ist die starke, breite, in weit beherrschenden Tönen angelegte Malerei, die scharfe Ausarbeitung alles Charakteristischen, die Nichtachtung alles dessen, was sich aus dem Ausgedrückten von selbst erzielt. Corinth ist ein trefflicher Zeichner, mit offenem Auge für die Ecken seines Objektes begabt, in deren Wiedergabe die der sich zu ihnen absenkenden oder aufsteigenden Linien und Flächen mit inbegriffen ist. Mögen seine Menschen bei gemütlichem Gespräche das Zimmer mit Tabakrauch erfüllen, daß man die Luft schneiden kann, (ein Umstand, der zu den feinsten Modifikationen der Fleischfarbe und des Lokaltones Anlaß giebt), oder mögen in dumpfer Stube seine marantischen Halbverbrecher — oder sind es ganze? — vor sich brüten, stets hat man die deutliche Empfindung, mit den Geschöpfen eines Künstlers zu thun zu haben, der seinen Gegenstand beherrscht, der ihm nicht eine Seite, sondern Alles abgewinnen will, was er bietet, eines Künstlers, dem es sein Können erlaubt, was auch immer sich ihm darbietet, in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen, der weiß, daß er seine Schlacht gewinnt, wo er nur auf den Feind trifft, weil er für alle Situationen ausreichend Vorsorge getroffen hat. Corinth ist unter den jüngeren Künstlern einer der wenigen, die geeignet sind, in die moderne Bewegung führend einzutreten, er hat seinen Kopf, seine Hand und, was das beste ist, sein Herz für sich und besitzt Rücksichtslosigkeit genug, sich der Objekte anzunehmen, die Mangels von Können von anderer Seite vernachlässigt werden, und nicht deshalb, weil sie, wie man so zu sagen pflegt, keine „geistige Ausbeute" versprechen. Der Geist liegt nicht im Gegenstande, sondern im Kopfe des Künstlers, ist er dort nicht, so kann das beste Objekt Nichts helfen. Corinth hat den Geist und deshalb haben ihn auch seine Bilder, selbst wenn sie sich mit so geistlosen, ja stupiden Objekten befassen, wie jene beiden Alten sind.

Wie wenig Motive nutzen, lehren sehr deutlich die Arbeiten zweier von den „XXIV", nämlich die Josef Blocks und Charles Vetters. Was giebt es für die Darstellung Dankbareres, als einen ehelichen Zwist, was giebt es Interessanteres, Menschlicheres, als die momentane Entfernung zweier in Vollliebe miteinander Lebender? Was hat Block aus dem Motive gemacht? Ad 1) eine mißlungene Beleuchtungsstudie, die kaum in irgend einem Teile technische Bedeutung hat. Wenn es ihm zunächst auf die Lichteffekte ankam, so wirft sich für jeden einfach Denkenden die Frage auf, warum sich der Künstler unter sothanen Umständen um einen so schweren menschlichen Konflikt herumzumalen für gut befunden hat. Ad 2) hat Block aus dem Objekte des Ehezwistes eine Marlittiade von so reinem Wasser gemacht, als die Thräne ist, die in dem Auge der jungen Frau gewissermaßen schimmert. Hierzu ist zu bemerken: Wenn der Künstler den Konflikt in den Vordergrund rückte, warum erschwerte er sich seine Darstellung durch Hinzuziehung einer ungewöhnlichen Beleuchtung, für die ihm die Ausdrucksmittel fehlten? Muß Eins das Andere stören, und das Facit entspricht den Summanden.

Was giebt es Moderneres als elektrisches Licht, dieses nervöse, glitzernde, in allen Farben des Regenbogens zwischen den beiden Kohlenspitzen hervorströmende, zerstreute, merkwürdige Etwas, das alle Farben gleichsam auffrißt? Seine Effekte nicht nur, sondern seinen ganzen Einfluß auf das Leben selbst, die ihm innewohnende kulturelle Macht sichtbar zu machen, das ist eine Aufgabe, wie sie der moderne Künstler nicht noch einmal findet. Charles Vetter hat sie zu lösen unternommen, was hat er uns gegeben? Eine kreidige, der Wahrheit in keinem Punkte nahe kommende Studie mit ausgetüftelten Gruppen von zum Balle gehenden Damen. Vielleicht ist die Arbeit ein erster Versuch; in diesem Falle wäre es besser

gewesen, sie nicht auszustellen, denn der Künstler mußte Selbstkritik genug besitzen, um sich zu sagen, daß er seine Aufgabe nicht bewältigt hat, daß er noch lange mit ihr wird zu ringen haben. Die Anregung, Vorgänge beim elektrischen Lichte zu malen, ist schon längst gegeben, wer also sich auf diesem Gebiete bethätigen will, muß mit einem Erreichten, nicht mit Gesuchtem kommen. Wahrhaft gefreut habe ich mich über Lepsius nicht nur seiner Leistungen wegen, sondern vor Allem wegen seines urgescheuten Auftretens, dem vor allem seine Erfolge zu verdanken sind. Was seines Talentes nicht ist, davon läßt er seinen Fürwitz. Koloristische Kunststücke sind seine Sache nicht, er weiß zuwohl, daß er kein „Farbensymphoniker" ist, um es sein zu wollen. Er weiß aber außerdem noch sehr gut, wie man auf andere Art, vorzügliche Porträts malt und, ein intelligenter, bescheidener Künstler, verzichtet er auf den Weg, auf dem er straucheln muß, und wählt dafür den für ihn gangbaren. Die Porträts einer Dame und des Historikers Curtius sind von tiefer Charakteristik, kühl, aber doch nicht ohne Eigentümlichkeit gemalt. Der oder Jener wird das für „alte Schule" erklären. Meinetwegen! Wenn man sogar mich wegen meiner Zustimmung für einen Rückschrittler ausschreit, auch dagegen habe ich Nichts einzuwenden, möchte indes nur ganz bescheiden geltend machen, daß gelungene Versuche nur deshalb, weil sie gelungen sind, noch nicht für weniger wertvoll angesehen werden müssen, als zum Teil oder ganz mißlungene, und Niemand wird die Studien Borchardts all in ihrer Anempfindung nur deshalb über die Arbeiten Lepsius stellen, weil der junge Landschafter ein koloristisches Prickeln in den Gliedern verspürt hat, und „Farbe" jetzt ein sehr begehrtes Ding ist. Es thut mir wirklich leid, daß nicht neben den „XXIV" L. Ury ausgestellt hat, es hätte sich dann mit ziemlicher Deutlichkeit herausgestellt, wie die Farbe aussieht, wenn sie empfunden ist. Die Vergleiche wären um so interessanter geworden, als H. Schlittgens großes, wie mir scheint, weniger als die beiden Balletzeichnungen gelungenes Pastell eine Licht- und Farbenwirkung zur Anschauung zu bringen sucht, mit der Ury sich bereits beschäftigt hat. Man hätte dann ganz genau sehen können, wie sich zwei starke, aber von einander ganz verschiedene Naturelle äußern, wie zwei Künstler dasselbe thun können, und wie es sich gestaltet, je nachdem sich ein geistreicher Kopf seiner annimmt, oder ein starkes Temperament.

Von den Kunstwerken der „XXIV" hätte ich weiter Nichts zu sagen, denn es sind solche, die sich fast alle in der Mitte befinden, nur wenig über sie in positivem oder negativem Sinne ausschlagen. Es kam mir zunächst darauf an, die beiden Pole zu bezeichnen, und ich könnte nun diese Ausführungen schließen. Indes scheint es mir besser, eine Gelegenheit wahrzunehmen, die gerade die Ausstellung der „XXIV" bietet, nämlich die Gelegenheit zur Aussprache einiger Anschauungen über gewisse Verhältnisse der modernen Kunst, die leider entweder nicht bekannt genug sind, oder wenn wirklich, doch zu wenig beachtet werden, als daß sich eine Verflachung auf die Dauer vermeiden ließe. Es steht augenblicklich die Frage so: will man weiter Parteien bilden, oder will man anfangen, Kunst zu machen? Das spezifisch moderne Element in der Malerei ganz besonders hat keinen wärmeren Verehrer als mich. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb habe ich die deutliche Empfindung, daß sich zu ihm eine Anzahl Kräfte drängen, die viel besser wo anders blieben. Ich finde, daß man die Grenze zwischen dem Talent und dem Parteigenossen nicht scharf genug gezogen hat, und daß diese Unbestimmtheit von einer Anzahl Künstlern ausgenutzt wird, um eine höhere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als ihnen bei ruhiger sachgemäßer Entwickelung ihres Talentes zu Teil werden würde. Eine solche Gefolgschaft der modernen Kunst muß von vorneherein, und zwar so schroff, als möglich, abgewiesen werden. Wen die Empfindung zu der modernen Kunst nicht treibt, der bleibe ihr ferne, und wer es mit ihr gut meint, wird sich von Parteirücksichten nicht beeinflussen lassen, sondern klar und scharf die Spreu von dem Weizen zu scheiden suchen, auf welcher Tenne auch immer es sei. Wenn man nach der Art eines Künstlers fragt,

so hört man immer zuerst: er gehört zu den Jungen oder zu den Alten, niemals ob er ein Talent ist, oder nicht, was, wie mir scheint, denn doch die Hauptsache ist. Wenn Jemand althergebrachte Wege nicht gehen will, so ist das gewiß aller Ehren wert, aber jener Wille lockt, wie überhaupt, die Thaten noch nicht herbei. Ob er auf einem neuen Wege gehen kann, das hat jener Künstler erst noch zu beweisen, und kann er es nicht, so steht er eben vor dem Dilemma, vor dem sich Jeder befindet, dessen Wollen mit seinem Können nicht im Einklange ist, nämlich entweder zu entsagen, oder ewig Stümper zu bleiben. Wer Letzteres vorzieht, der sage sich aber, daß es sehr gleichgiltig für seinen Wert ist, wo er herumstümpert. Alt oder neu ist hier ein Ding, und ich betone das deshalb, weil ich mich mehr und mehr davon überzeugt habe, daß eine Anzahl sehr kleiner Talente, aber sehr großer Redner sich gerade deshalb für etwas Besonderes hält, weil sie eben auf dem modernen Felde die Stoppeln nachharkt. Wer sich der Wirkung des Neuen hingeben kann, ist empfindungsbegabter, als wer dies nicht kann, das steht fest; aber wer seine Gaben nicht weiter wirksam macht, als in bloßer Nachahmung und Verwässerung des schon Vorhandenen, der hat kein Recht, wegen seiner Anempfindung in bestimmter Richtung schon für einen Künstler zu gelten. Er ist höchstens der intelligente, geschmackvolle Mann.

Noch Eins! Es hat sich besonders unter jüngeren Vertretern der modernen Richtung in der Malerei hinsichtlich der Vorbildung eine Anschauung breit gemacht, die unbedingt bekämpft werden muß, wenn nicht der ganze Zauber in die Brüche gehen soll. Ich meine die Ansicht über die Schulung des Künstlers in den Elementen seiner Kunst, besonders im Zeichnen. Dieses wird, meiner Meinung nach, in der sträflichsten Weise vernachlässigt. Wer mich wegen dieser Bemerkung über die Achsel ansieht, dem sage ich: „Du wirst niemals dahin kommen, wohin Du willst, wenn Du nicht den Schulsack, der Dir so verhaßt ist, gründlich schleppst.“ Die so wunderbar freie Art der Zeichnung, die sich bei einigen großen Modernen, wie es scheint, ganz einfach, mühelos, wie garnicht geachtet, selbstverständlich giebt, sie ist nicht zu erreichen, wenn nicht eine starke, kräftige Grundlage gelegt ist, über die das Können natürlich hinauswachsen muß, ohne die es aber einstürzt. Die Auflösung der Formen in freier Luft führt unbesonnene Köpfe dazu, an eine Auflösung der bisherigen zeichnerischen Vorbildung zu glauben. Davon kann nicht die Rede sein, und wer daran glaubt, der ist auf dem besten Wege, ein solcher Aftermoderner zu werden, der, ohne positives Können, Mittel sucht, mit deren Hilfe er sich unkenntlich machen kann. Vergebens! Du bist entdeckt, lieber Freund! Und wenn Du die Mühe nicht scheust, wirst Du auch unter den „XXIV“ mehr als Einen finden, dem Du die brüderliche Rechte schütteln darfst, in dem sicheren Gefühle, zu verstehen und verstanden zu sein.

Man wird mir vielleicht nach meinen Ausführungen den Vorwurf der Empfindungslosigkeit machen gegenüber den Bestrebungen der modernen Kunst. Ich brauche aber wohl eine Verteidigungsrede nicht zu halten. Und wenn ich gerade an diesem Orte, in dieser der Verfechtung des Modernen gewidmeten Zeitschrift mich so geäußert habe, so geschah es deshalb, weil sie ihre Ziele wohl am besten dadurch verwirklichen kann, daß sie vor allen Dingen Klarheit schafft, daß sie ihr eigenes Heer recht genauer Prüfung unterzieht, daß sie vor allem Elemente fern hält, die nicht die Sache der Kunst, sondern, unter dem Scheine des Eifers für das Gute, das Nützliche für sich selbst verfechten. Ohne solche Musterung wird man schwerlich darauf rechnen können, wenn auch noch so gerechte Ansprüche mit Aussicht auf Erfolg geltend zu machen.

Wie der Kleine zum Teufel wurde.

Von **Otto Erich Hartleben.**

I.

Mit meinem Freunde, dem Kleinen, kann ich heute kaum noch reden. Er ist mir über den Kopf gewachsen. Er ist jetzt Reserveoffizier und ich bin noch immer überzeugter Reichskrüppel; er ist einer der beliebtesten Referendare unserer gemeinsamen Vaterstadt und ich habe inzwischen diesen bürgerlichen Beruf mit einer lohnenderen Beschäftigung vertauscht. Kein Wunder also, daß mein Freund, der Kleine jetzt, wenn auch mit Wohlwollen, auf mich herabsieht.

Vor fünf Jahren war das anders. — Ich war in Berlin zu hohen Semestern herangereift, stand kurz vor dem mündlichen Examen, und er kam als blutjunger Fuchs, eben von der Schulbank, zum ersten Mal aus der Provinz nach Berlin. Es war natürlich, daß ich damals noch eine gewisse Autorität bei ihm genoß. O schöne Zeit . . .

Die Geschichte, die ich erzählen will, spielte einige Monate später, als die vorige vom abgerissenen Knopfe. Sie ist mir dabei wieder eingefallen.

Es hieße übrigens dem Kleinen Unrecht thun, wenn man nach dem obigen annehmen wollte, daß ihm etwa damals das nötige Selbstbewußtsein gemangelt hätte. Im Gegenteil! Nur besaß es noch nicht diese vernichtende Schärfe der socialen Ueberlegenheit, es war harmloser — es war vorwiegend sittlicher Natur.

Gleich am ersten Abend, nachdem ich ihn von der Bahn geholt und in ein „echtes" Bierlokal geführt hatte, hielt er mir etwa folgende Rede:

„Na, Du altes R . . . man hört ja nette Dinge von Dir! Du schämst Dich wohl gar nicht mehr? Wenn man den Kerl ansieht! Es ist nicht auf eine Kuhhaut zu schreiben, wie schnell es mit ihm bergab gegangen ist! Ein Mensch wie Du! Zwar: stinkend faul warst Du ja auch schon als Pennäler, aber immerhin: Du berechtigtest doch zu einigen Hoffnungen. Sagte man! Ich muß allerdings zu meiner Ehre bekennen, daß ich nie daran geglaubt habe. Prosit!"

Der Kleine, wenn er so loslegte, versetzte mich stets, mit unfehlbarer Sicherheit in die rosigste Laune. Ich vergaß alle Examenssorgen uud wir stießen lautlachend die Krüge aneinander.

„Gott sei Dank, daß Du jetzt da bist, Kleiner! Nu kann ja noch Alles werden."

„Das ist zu spät! Bilde Dir nur keine Schwachheiten ein. Du bist nun einmal in dem Sumpf der Großstadt versunken —: Dir hilft kein Gott mehr!"

Es war unvergleichlich, mit welcher pathetischen Lüsternheit der Kleine den Sumpf der Großstadt betonte. Er wollte ihn ja doch immerhin erst kennen lernen, diesen Sumpf . . .

„Aber ich will dir sagen, woran das liegt. Wodurch Du so weit gekommen bist und weshalb mir das nie passieren kann! Wenn Du so wie ich mit einer — verstehst Du? —: einer reinen und keuschen Liebe im Herzen in dies Leben hier hineingekommen wärst . . . Aber das muß ich Dir ja erst erzählen!"

Und nun, mit seiner galloppierenden Offenheit, fing er an und erzählte. Also er hatte sich verlobt. Heimlich, aber natürlich fürs Leben. Auf dem letzten Primanerball. Dora hieß sie. Sie war — nein, aber wirklich! — das reizendste, das lieblichste Geschöpf von der Welt. Und dabei klug und riesig gebildet! Sie spielte Clavier und malte sogar! Und dabei war sie erst Siebzehn! — O, ich brauchte mir nicht einzubilden, daß das alles Gänse wären — diese anständigen Mädchen. Es gäbe Gottlob noch Ausnahmen! Freilich müsse man sich die Mühe machen, sie herauszusuchen . . .

Nun kam ich wieder dran: „Du natürlich, schnauzte er los: Du, in dieser ewigen . . . Atmosphäre — hast keine Ahnung. Du glaubst, weil sie zurückhaltend sind — müssen sie gleich dumm sein. Du hast nur nicht gelernt, dich mit ihnen zu unterhalten! Das ist das Ganze!"

Nach diesem Ausfall gegen mich, hielt er inne und beschaute mich herausfordernd mit seinen in schöner Begeisterung funkelnden Augen. Er hatte überhaupt einen hübschen Kopf, an dem ich immer meine Freude hatte.

„Ich weiß schon, sagte ich resigniert: ich weiß schon. Du wirst ein Mandat unserer organisierten Tantenschaft in der Tasche tragen. Gesteh's mir: Du hast den Auftrag, mich lebendig oder tot in die gute Gesellschaft zurückzuführen. Es ist ein Preis auf meinen Kopf gesetzt. Unter dem Vorwande, hier in Berlin Jurisprudenz studieren zu wollen, kommst Du in geheimer Mission der alliance moralisatrice . . ."

„Du bist verfolgungswahnsinnig. Ich sage ja: bei Dir ist nichts mehr zu wollen."

„Du beruhigst mich. Prosit."

Wir tranken und er fuhr in der Beichte seines Herzens fort. — Sie liebte ihn natürlich ganz furchtbar. Wenn er sie küßte, wurde sie wie rasend. Er sah da so recht, wie leicht es thatsächlich einem Manne ist, seine Macht zu mißbrauchen. Wie das wirklich gar kein Kunststück ist. Aber um so elender ist es auch! — Gott sei Dank: bei ihm war sie sicher. Er konnte sich beherrschen, er war kein Lump! „Donnerwetter, laß dieses ekelhafte Grinsen aus Deiner Visage!"

Er schlug auf den Tisch. Wir waren beim Fünften.

„Ja weißt Du, lieber Kleiner, mein Lächeln ist ja nur der freudige Widerschein Deines hohen Glücks. —

„Bedenke, daß ja mir nicht das geworden,
Was Dir, dem Reichen, das Geschick gebracht —:
Ein Rausch des Glücks bis an der Seele Borden,
Ein Liebestraum in aller Lebensnacht!"

Mit unsagbarer Geringschätzung in Blick und Ton fragte er mich: „Du dichtest wohl immer noch?"

„Ach ja!" erwiderte ich mit einem Seufzer.

„Merkwürdig. Und immer noch an die verschiedensten Weiber natürlich."

„An die verschiedensten Weiber."

„Pfui!" —

Der Stoff war ausgezeichnet, wir brachten es beide bald auf Zehn. Der Kleine wurde immer großartiger. Ich glaubte ihm Alles aufs Wort. Es wäre eine Geschmacklosigkeit gewesen, es nicht zu thun. Der Abend war so schön.

„Ueberhaupt, weißt Du: Glück muß ein junger Mensch haben, Glück! Das ist Alles! — Und dann natürlich: man darf auch kein Hornochse sein! Im

rechten Moment zufassen und, was man hat, festhalten — das ist die ganze Kunst. Und das hab' ich los, kann ich Dir sagen . . ."

Wir tranken immer noch sehr viel mehr. —

Schließlich fuhren wir aber doch hocherfreut nach Hause. Er schlief die Nacht bei mir. Morgen früh wollte er sich eine Wohnung suchen.

II.

Nach dieser ersten erhebenden Antrittsfeier hörte ich volle acht Tage nichts vom Kleinen . . . gar nichts.

Die ersten Tage dacht ich: Aha, jetzt sieht er sich erstmal den Sumpf an. Dabei bin ich überflüssig. Als aber eine ganze Woche verging, ohne daß er etwas von sich merken ließ, da wurde mir die Sache denn doch bedenklich und ich telegraphierte an seine Mutter nach seiner Adresse.

Nachmittags erhielt ich denn auch die gewünschte Drahtantwort. Sie lautete: „Kleiner wohnt Tieckstr. 30/31. Aber bitte rühren Sie nicht daran."

Wohl eine halbe Stunde lang las ich es wieder und wieder: „Kleiner wohnt Tieckstr. 30/31. Aber bitte rühren Sie nicht daran."

Was, zum Teufel, sollte denn das heißen? War ich wirklich schon blödsinnig geworden von dieser Examensbüffelei — oder lag es am Text? Woran sollte ich denn nicht rühren?

Ich fuhr hin. Tieckstr. 30/31. — Als ich die Hausthür öffnen wollte, schauderte meine Hand unwillkürlich vor der Klinke zurück.

„Ach Unsinn, sagt ich mir: du wirst auf deine alten Tage noch abergläubisch werden!" — Und mutig griff ich zu und öffnete mir das Haus!

— — Ich trat in eins jener trostlosen Chambregarniezimmer, die dazu ersonnen zu sein scheinen, auch dem philiströsesten Musenjüngling die Augen über die Vorzüge des Kneipenlebens zu öffnen. Von dem mitleidslosen Öldruck Seiner Majestät bis herab zu den violett-plüschenen „Fohthöchs" war Alles vertreten, was zum Interieur einer solchen „Bude" nun mal gehört.

Die Unfreundlichkeit des Zimmers wurde noch erhöht durch das abendliche Halbdunkel. Eine Studierlampe schien diesen Räumen unbekannt.

Wie ein Schatten von der Wand löste sich der Kleine schweigend aus den dunklen Tiefen des Sophas und starrte mich an.

„Mensch, mach doch Licht!" rief ich ihn an. Mir war direkt unheimlich zu Mut.

„Licht? — Ja so . . ."

Ich erschrak. War das die Stimme des Kleinen?

Er ging zur Thür und rief nach einer Lampe.

„Kleiner, was fehlt Dir?"

„Nichts."

„Weshalb hast Du Dich die ganze Zeit nicht sehn lassen?"

„Ich habe gearbeitet." —

Die Wirtin kam und brachte ein Stearinlicht, das sehr schlecht brannte. Der Kleine fuhr sie ärgerlich an:

„Weshalb bringen Sie keine Lampe?"

„Ich habe blos zwei. Eine brauch ich und eine braucht der andere Herr. Sie sind ja doch nie zu Hause."

Damit ging sie. —

„Hm." — Wir setzten uns beide an den ovalen Sophatisch mit der schmutzigen gehäkelten Decke. Der Kleine hustete. Ich betrachtete ihn. — Möglich, daß das

unruhige Flackern des elenden Lichtstumpfs mit daran schuld war — jedenfalls sah er gräulich aus . . . gräulich!

„Kleiner, was fehlt Dir denn?“ wiederholte ich eindringlicher.

„Ach, komm, sagte er: hier können wir ja doch nicht bleiben. Schauriges Loch, hier. Hab auch schon wieder gekündigt. Komm: wolln gehn.“

Er suchte nervös nach seinen Sachen. Wir gingen.

Auf der Straße sagte der Kleine: „Du, wolln wir nicht in die blutige Lampe gehn?“

„Blutige Lampe! Was ist das?“

„Tingeltangel . . . ohne Entrée . . . S' wird gesammelt . . . hier gleich in der Nähe.“

„Na, weißt Du, sagt ich und betrachtete ihn so scheu von der Seite, ich kann nun eigentlich nicht behaupten . . .“

„Ach thu doch nicht so,“ schnauzte er mich an. Zum ersten Mal kannte ich meinen Kleinen wieder und seufzte erleichtert auf. „S' is ja lächerlich, wenn ein Mensch wie Du sich auch noch zieren will!“

„Aber Kleiner, ich habe Durst nach einem guten Glase Bier, habe außerdem noch nichts gegessen . . .“

„Ach Unsinn! dies stumpfsinnige Rumsitzen in der Kneipe — das konnt ich zu Hause auch schon. Hier will ich doch merken, daß ich in der Großstadt bin.“

„Na — also gehn wir schon in die blutige Lampe.“ —

Als wir dort ankamen, bemerkte ich sogleich, daß der Kleine hier bereits alter Stammgast war: „N' Abend, Herr Doktor, n' Abend, Herr Doktor . . .“

Wahrlich: er hatte seine Zeit nicht verloren. —

„Famose Waden, was?“

„Aber, Kleiner!“

„Was denn? — Donnerwetter, Mensch —: ich hätte nicht gedacht, daß Du ein solcher Heuchler wärst! Tag, Emmy!“

Mit der Miene des souveränen Wüstlings nickte er einem unglücklichen Geschöpfe zu, das allerdings ganz als Wade gedacht zu sein schien. Sie lächelte melancholisch auf ihn nieder.

Das Lagerbier war natürlich nicht zu trinken. Der Klavierspieler hielt das alte Pianino offenbar für noch nicht verstimmt genug und haute konsequent daneben. Die Waden hatten sämtlich keine Stimme und kein Talent.

Dazu kam, daß auch der Kleine völlig ungenießbar war. Kurz als schließlich sogar noch eine „seriöse“ Sängerin das Podium bestieg, die ihre höhere Kunstbranche durch lange Kleider markierte — da wurde es mir denn doch zu bunt und ich beschloß zu gehn, sobald diese Dame ausgesungen hätte.

Sie sang natürlich das schöne Lied:

„Nur einmal blüht
Im Jahr der Mai,
Nur ein —
Mal im Leben die Liebe!“

Trotz der endlosen Vokale war sie schließlich fertig. Reicher Beifall lohnte sie. Ich wandte mich zum Kleinen.

Aber was sah ich da!

Das Kinn auf die Fäuste gestützt, saß er da, sah in sein Bierglas und die hellen Thränen liefen ihm langsam über die Backen.

Der Kleine weinte! Ganz leise weinte er — offenbar ohne daß ers wußte. Er hatte seine Umgebung völlig vergessen.

Ich muß sagen, daß mich das ordentlich erschütterte. Denn wie das mit solchen burschikosen Freundschaften ist —: man teilt die Freude, aber nur selten das Leid. Schon aus dem einfachen Grunde, weil . . . Du lieber Gott, nun ja: was hat denn so ein jüngstes Semester für Leid?

„Kleiner! — Nu sei doch nicht so borniert, sag mir doch was Du hast!"

Er antwortete nicht, aber nach einigem Schweigen zog er einen recht zerknitterten Brief aus der Tasche und reichte ihn mir, ohne mich anzusehn.

Ich las. Der Brief, der an jenem Abend in meinen Besitz übergegangen ist, lautete folgendermaßen.

Lieber Freund!

Seit Du fort bist, war es mir gleich so merkwürdig, was ich aber erst nicht wußte, weshalb. Mama hatte zwar immer schon so gesagt, daß Pastor Schulz ein prächtiger und braver Mann wäre, auf dem man sich verlassen könnte und er hätte auch Vermögen und schon in so jungen Jahren eine feste Anstellung, aber ich hatte darauf nicht geachtet und Dir deshalb auch nichts davon gesagt.

Lieber Freund, an die letzte Zeit und den Ball bei Seemann, der mein erster war, werde ich immer zurück denken müssen.

„Ja das waren schöne Zeiten,
Doch die sind nun vorbei!"

Wer weiß, ob wir uns je in diesem Leben wiedersehn, das sagte ich Dir schon, beim Abschied, nicht wahr? Ich weiß nicht, ich habe immer eine Vorahnung gehabt, daß sich uns unübersteigbare Hindernisse in den Weg legen würden, worüber Du mich aber stets auslachtest und siehst Du, nun sind sie schon da, denn gestern hat Pastor Schulz schon mit Mama gesprochen.

Ich leide entsetzlich, denn Du siehst wohl ein, daß wir unter diesen Umständen nie auf eine Vereinigung rechnen können, erstens liegen bis zu der Zeit, wo Du heiraten könntest, doch noch etliche Jahre und denn will auch Mama, wie ich wohl gemerkt habe, durchaus Pastor Schulz, und wir raubten uns blos die schönsten Jahre unserer Jugend.

Man muß sich eben über Alles zu trösten suchen und Gott sei Dank bin ich eine Natur, die sich schnell über etwas hinwegsetzt, was ihr doch unendlich schwer wird, weshalb ich auch die Schrift zu entschuldigen bitte, ich schreibe auf dem Postamt und habe deshalb nur 5 Minuten Zeit. Dieselben Orte, wo wir so glücklich waren, alles mahnt mich an Dich und ich darf nichts sagen, darf nicht einmal eine Thräne vergießen, die mir doch gewiß Erleichterung verschaffen würde!

Lieber Freund: Bedenke, wie sich auch an uns Scheffels Lied bewahrheitete:

„Behüt Dich Gott, es wär zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein."

Ja, es wär zu schön gewesen! Dies ist wahr und wer weiß, ob Du nicht dadurch auch Deine Studien vernachlässigt hättest.

„Nun Adieu, Gott behüte Dich. Wir wollen beide den Schmerz unterdrücken, so groß er auch ist, und niemand was merken lassen.

Deine tiefgebeugte

Dora.

P. S. Ich erwarte keinen Brief mehr, denn wozu und gebe mir deshalb keine andere Adresse. D."

„Dora heißt die Kanaille!" murmelte ich, nachdem ich zu Ende gelesen hatte. Ich war ehrlich wütend und zerknitterte die schon öfter zerknitterte Epistel meinerseits noch einmal.

„Da hast Du's nun mit Deinen anständigen Mädchen! das ist es ja: geheiratet wollen sie sein, die Bestien. Und weiter nichts. A! Pfui Deuwel!"

Der Kleine richtete sich an meinem Zorne seelisch wieder auf und überwand seine sentimentale Regung. Er schlug derartig mit der Faust auf den Tisch, daß sich alle Welt nach uns umsah. Aber das störte ihn nicht, sondern er rief, er schrie beinah:

„Ja! Ja! Du hast Recht. — Oh, da muß man, da muß man ja schließlich zum Teufel werden! Zum Teufel! — Wenn selbst ein Mädchen, wie Dora . . . Mensch! Kannst Du denn überhaupt fassen, was das heißt? Dora! Dora!

Die Leute an den Nebentischen wurden unruhig und einige zischten. Wir thaten, als bemerkten wir es nicht. Ich sagte:

„Ja, ja: ausgerechnet Dora — dieses seelenvolle Mädchen!"

„Ach, ich verbitte mir das! Sie war durchaus nicht seelenvoll. Das hat sich jetzt gezeigt. Giebt es denn auf der ganzen Welt eine größere Gemeinheit, als sich in dieser Weise . . . so mir nichts dir nichts . . . mit einem anderen Menschen zu verloben?!"

Ich verneinte diese Frage nach bestem Gewissen, er schlug trotz der bereits gereizten Umgebung wieder mit der Faust auf den Tisch und rief:

„Und noch dazu mit einem Pastor!"

„Ruhe!" rief jetzt eine Stimme.

Ich sprach deshalb etwas leiser:

„Na, weißt Du, Kleiner —: daß es ein Pastor ist, das ist nun meines Erachtens in diesem Falle noch lange nicht das Schlimmste. Für Dich nämlich. Ich wenigstens würde in Deiner Stelle aus diesem Umstande sogar noch eine gewisse Süßigkeit saugen . . ."

„Wieso?"

„Ja, ich hab sie ja zwar nie gesehn, aber . . . ich kann sie mir doch ganz gut vorstellen — als Frau Pastor. Morgens melkt sie die diversen Kühe, Nachmittags stopft sie ihrem Herrn Gemahl die lange Pfeife und zwischen durch wird gekocht und gewaschen. Sonntags kommt Besuch — und so weiter. — Na und dann —: die Kinder! Was glaubst Du! Man hat mir erzählt, daß sie in solchen Pastorenfamilien überhaupt nur nach Dutzenden gezählt werden. — Das sei Deine Rache!"

Des Kleinen Augen leuchteten in fanatischer Glut. Er schrie: „Ja! Ja! O das ist ihr recht! Das ist ihr recht! Da hat sie sich was Nettes eingebrockt!"

„Ruhe! Zum Donnerwetter!" Die Geduld des Publikums war gerissen. Von allen Tischen erfolgten Zurufe. Der Kleine sah sich herausfordernd um, der Grimm seiner Seele lechzte nach Thaten.

Da trat ein junger elegant gekleideter untersetzter Herr auf uns zu und teilte uns höflich mit, daß der Wirt uns bitten ließe, entweder unser Privatgespräch etwas leiser zu führen, oder . . .

„Halt die Schnauze, verfluchter Esel!" schrie ihn der Kleine an. — — —

— —

Der auf diese Worte folgenden Vorgänge erinnere ich mich teils nicht mehr genau, teils sind sie weder für den Kleinen noch für mich in dem Maße ehrenvoll, daß sie einer besonderen Aufzeichnung würdig erschienen. Zu unserem Unglück war das Straßenpflaster an diesem Tage gerade hervorragend schmutzig, so daß ein Droschkenkutscher uns unsere Bitte um Aufnahme rundweg abschlug und wir den Weg zur Bude des Kleinen tiefbeschämt zu Fuß machen mußten. Wir mieden die Nähe der Laternen so gut es ging.

III.

„Des Geistes Wegwurf in ein Meer von Schmach —"

Diese Verszeile knirschte mir allabendlich wie Sand zwischen den Zähnen, wenn ich erschöpft von dem Auswendiglernen juristischer Weisheiten einschlief. Es war so weit mit mir gekommen, daß mir selbst der Schlaf keine Ruhe mehr

brachte. Im Traume kehrten sie wieder, diese scheußlichen Ungetüme, diese Rechtsbegriffe. Eines Nachts erwachte ich schweißgebadet: ich war behaglich in eine alte liebe Kneipe eingetreten und fand da statt der guten Mädchen Emmy und Grete, neuengagiert die Emphyteusis und die Superficies . . .

Endlich, an den Iden des März, vollbrachte ich dann — „das Unmögliche . . ."

Auf der Rampe vorm Kammergericht stand der Kleine. Er schüttelte mir gerührt die Hand: „Was der Preußische Staat für'n Pech hat . . ."

Als Ort der nun folgenden Sitzung wählten wir das alte Kempinskysche Lokal in der Friedrichstraße. Ich muß bei dieser Gelegenheit um Entschuldigung bitten, daß die von mir erzählten Geschichten sich eigentlich immer in irgendwelchen „Lokalen" zutragen. Mir fällt das soeben selber auf. Aber ich darf wohl hoffen, daß Niemand so böswillig ist, aus dieser Thatsache, die sich einfach aus meiner objektiven Wahrheitsliebe erklärt, Schlüsse auf meine subjektive Lebensführung zu ziehen. — —

„Nun, Kleiner — was blickst Du so trüb und so bleich? Hat die Wunde sich noch nicht geschlossen?"

„Ach Du meinst, wegen Dora? Denke gar nicht mehr an sie. Ist mir so gleichgültig!"

„Na, denn sei doch vergnügt. Was hast Du denn?"

„Der Sekt ist mir zu süß."

„Du bist eine faustische Natur, Kleiner: im Sekt verschmachtest Du nach Rheinwein. Aber meinetwegen . . ."

Bei einer Flasche Johannisberger hob sich die Laune des Kleinen. Aber nur vorübergehend: alsbald versank er in seinen Stumpfsinn zurück, so daß ich schließlich ungeduldig wurde.

„Zum Teufel, ich habe sie nun allmählich satt, Deine ewigen Seelenschmerzen. Was ist denn nu wieder! Hätte, weiß Gott nie gedacht, daß Du Dich so schnell zum tragischen Genie entwickeln würdest. Los! Rede wenigstens!"

Der Kleine fuhr sich durch seine Locken, die er damals noch nicht zur Leutnantsfrisur depomadisiert hatte, und sah mir treuherzig und traurig in die Augen.

„Weißt Du," sagte er langsam, ich hab es früher immer für eine Phrase gehalten, aber jetzt merk ich, daß es doch richtig ist, nämlich daß einen das Leben schlechter macht. Das Leben — und vor Allem die Weiber."

„Aber, lieber Kleiner, das steht ja schon im alten Testament."

Da wurde er patzig:

„Das weiß ich nicht! Geht mich nichts an! Ich bin keine Jude!"

Darüber ließ sich nicht streiten. Nach einigem Schweigen fuhr er fort: „Nämlich — ich muß Dir eine Geschichte erzählen."

„Nun ja, natürlich. Darauf wart ich ja schon lange. Also wo hast Du sie kennen gelernt?"

„Auf der Straße. Es war windig und der Hut flog ihr fort. Mir grade ins Gesicht. Ach ich sage Dir . . ."

Er trank sein Glas aus.

„Thekla von Broigh heißt sie. Ihr Vater ist als Hauptmann bei Königgrätz gefallen."

„So? Wie alt ist sie denn?"

„Achtzehn."

„So so. — Das muß ein sehr tüchtiger Offizier gewesen sein."

„Wieso?"

„Na, er muß doch zum mindesten eine ganz ungewöhnlich nachhaltige Wirkung ausgeübt haben . . ."

„Ah . . ja so!"

„Na aber das macht ja nichts. Wenn es sich um die Angabe des Alters handelt, sind solche Rechenfehler verzeihlich. — Nu mal weiter!"

„Ja, also ihre Mutter lebt als Witwe in Torgau. Natürlich sehr ärmliche Verhältnisse . . von Jahr zu Jahr werden sie schlechter. Schließlich sah die Mutter nur noch einen Ausweg. Ein alter Freund ihres Mannes, ein Major von Soundso, Wittwer, Vater von drei Kindern, sehr wohlhabend, bewarb sich um Thekla. Da er aber alt und häßlich war, hatte sie ihn abfallen lassen. Trotzdem kam er immer wieder. Wie die Not nun am Höchsten war, redete die Mutter so lange auf Thekla ein, bis sie nachgab und Ja sagte. Sie konnte sich nicht mehr retten. — —"

Der Kleine schien von seiner Erzählung selbst ergriffen zu sein. Er schwieg und leerte wieder sein Glas. Ich störte ihn nicht, sondern wartete, bis er fortfuhr.

„Das war an einem Abend gewesen . . wo die Mutter sie herumkriegte. Am andern Morgen sollte der Major kommen und . . . und die Nacht ging sie durch."

„Durch!"

„Ja, hierher, nach Berlin. Sehr brav, nicht wahr? Sie wollte sich nicht verkaufen lassen."

„In Torgau. Jawohl. Sehr brav. Aber was hat sie hier angefangen? Wie lange ist sie denn schon hier?"

„Erst wenige Monate. Bisher hat sie sich davon ernährt, daß sie die Schmucksachen, die ihr der Major in der letzten Zeit geschenkt hatte, eins nach dem andern versetzte."

„So. Nun und wenn sie mit diesem bürgerlichen Beruf zu Ende ist . . was dann?"

„Ja, das ist ja eben — der Haken."

„Ach so — nu kommst Du. Laß Dich nur nicht auch versetzen."

Ich hatte die Gefühle des Kleinen verletzt. Er wurde grob.

„Wenn Du altes Rindvieh kein Gefühl mehr im Leibe hast, so ist das schlimm genug und Du solltest Dich was schämen."

Dieser plötzliche Hinblick auf meine Persönlichkeit erinnerte ihn daran, daß er noch gar nicht auf mein Wohl mit mir angestoßen hatte und so wurde er ganz unvermittelt sentimental. Er wünschte mir alles Gute und Liebe, pries in warmen Worten mein wohltemperiertes leichtschlagendes Herz und schließlich küßten wir uns.

Nach der Verlegenheitspause, die diesem Ueberschwang der Gefühle folgte, nahm der Kleine wieder das Wort:

„Weißt Du: es ist ja zu traurig. Sie hat sich die letzte Zeit schon kaum noch durchschlagen können. Als ich sie kennen lernte, hatte sie bereits Alles versetzt oder verkauft — bis auf das Kleid, das sie auf dem Leibe trug. Schrecklich! So taumelte sie ahnungslos dem Abgrund zu."

„Welchem Abgrund?"

„Na aber Mensch! Bedenke doch! Sie ist sehr hübsch, eine schlanke, elastische Figur. Eh' sie jemanden gefunden hätte, der ihr aus reiner Menschenliebe hilft . . ."

„Hm. Ja so. Ich verstehe. Nun und Du . . hast ihr also . . aus reiner Menschenliebe geholfen."

Der Kleine versank in ein düstres Schweigen. Dann sagte er, ohne mich anzusehen, mit gedämpfer Stimme:

„Nein, das ist es ja eben. Wie ein richtiger Lump hab' ich an ihr gehandelt. — — Sieh mal, Du mußt Dir eben meinen Gemütszustand vorstellen, wie er damals war nach diesem schmählichen Brief von der Dora. Ich hatte eine Wut auf die ganze Nation! Hast Du Strindberg gelesen?"

„Jawohl."

„Na, also, dann weißt Du ja ungefähr, wie ichs meine. Wie ein erstickter Schrei nach Rache, saß es mir in der Kehle. Ich mußte ihn um jeden Preis los werden, diesen Schrei . . ich mußte der Nation einmal zeigen, beweisen, was es eigentlich heißt, einen Teufel aus einem gemacht zu haben! — — — Sie war so arglos. Am dritten Abend, nachdem wir im Pschorr gesessen hatten . .

sie hatte eine Portion Gänsebraten gegessen . . erzählte ich ihr, ich hätte ihr ein feines silbernes Armband gekauft, hätt' es aber dummer Weise zu Hause liegen lassen. Aber wir gingen ja so wie so vorbei und . . und da könnte sie sich ja bei der Gelegenheit gleich mal ansehn, wie ich eingerichtet wäre und . . ."

„Allerdings teuflisch!"

„Gemein. Grade wo sie deshalb von Hause ausgerückt war. Einfach gemein. — Aber das Schlimmste ist: ich gewöhne mich und sie an . . an diese Gemeinheit."

„Kleiner, Kleiner — wo soll das hin?"

Er lachte höhnisch:

„Hö! Wo das hin soll? Ich sagt' es Dir schon: man wird eben von Tag zu Tag schlechter. Ich seh es schon kommen — ich werde noch so wie Du." —

„Entsetzlich! — Aber kann man denn dieses junge Mädchen nicht mal kennen lernen?"

„Ja, Thekla ist zwar sehr scheu — aber offen gesagt: ich möchte sogar sehr gern, daß Du sie kennen lernst. Ich habe manchmal das Gefühl . . na wie soll ich sagen . . daß ich doch noch recht jung bin. Und dann . . ich weiß nicht, ich werde aus mir selber nicht mehr gescheut . . was soll nun geschehen? Müßte ich nun nicht eigentlich Ernst machen?"

„Was für 'n Ernst?"

„Nun ich meine, als Ehrenmann . . sie ist aus guter Familie . . ich kann ihr doch keinen Vorwurf daraus machen — daß ich sie verführt habe."

„Um Gotteswillen! Kleiner! Du hast ihr doch nicht schon was versprochen?"

„Nein, das nicht, aber . . ich habe ihr schon davon gesprochen, daß ich sie zu ihrer Mutter zurückbringen wollte."

„Was sagte sie dazu?"

„Niemals! Sie zitterte förmlich vor Schreck. Das Kind ist ja so verschüchtert."

„Na gut. Nu versprich mir mal, daß Du nichts weiter unternehmen wirst, bevor ich sie nicht kennen gelernt habe. Hörst Du?"

Er versprach es und wir verabredeten nun, daß ich mich am nächsten Nachmittage, wo das Fräulein von Broigh zum Kleinen kommen wollte, dort ebenfalls unerwartet einstellen sollte. Dann würden wir mal ein ernstes Wort mit ihr reden . . überhaupt mal sehen. . . .

IV.

Am andern Morgen erhielt ich einen Brief vom Vater des Kleinen: „Sie wissen, daß mein Sohn eine chronische Neigung zu Verlobungen besitzt. Ich habe in der Beziehung schon Manches mit ihm durchgemacht, und bin an einiges gewöhnt. Schon als Untertertianer war er mit der Köchin einer befreundeten Familie verlobt, seitdem sind die Geschichten immer weniger aufregend geworden. Es ist nun möglich, daß ich ihn in dieser Hinsicht verwöhnt habe, denn in seinem letzten Briefe an mich proklamiert und fordert er sozusagen ein prinzipielles Recht auf Verlobung. Der Brief ist in einem so merkwürdigen, drollig ernsthaften Ton geschrieben, daß ich doch stutzig geworden bin. Man braucht kein Genie an Menschenkenntnis zu sein, um erkennen zu können, das etwas Außergewöhnliches in ihm vorgeht. Es ist nun zwar ein Bischen viel von Ihnen verlangt, sich darüber zu informieren, denn ich gebe Ihnen ohne Weiteres zu, daß es bisher nichts Uninteressanteres gab als die periodischen Verlobungen meines Sohnes, ich möchte Sie indeß auch nur darum bitten, zuzusehen, ob überhaupt etwas Ernstliches zu befürchten ist. Ich würde dann sofort selber kommen. — Es giebt bekanntlich unheibare Quartalssäufer, die bessern zu wollen ein thörichtes Unterfangen wäre, ebenso wird es mir nie einfallen,

einen notorischen Quartals-Verlobten, wie meinen Sohn, in seinem, im Ganzen harmlosen Vorgängen zu stören.

Auch bin ich, wie Sie wissen, kein Männerbundsmitglied und es liegt mir fern, den Jungen unter eine sittenpolizeiliche Kontrolle zu stellen; zu welchem Zwecke ich auch am allerletzten Veranlassung nehmen würde, mich an Sie zu wenden.

Aber — auch Verlobungen dürfen nicht ausarten. Sie verstehen mich. Bitte antworten Sie mir bald. Im voraus besten Dank und so weiter . . ."

Der Brief machte mich doch nachdenklich. Ich fühlte wohl, daß sich hinter diesem mir wohlbekannten kaustischen Humor doch eine ernsthafte Besorgnis verbarg. Denn es war schon viel, daß der alte Herr überhaupt so einen Brief schrieb und daß er gar daran dachte, eventuell selber zu kommen. . . .

Meine Ungeduld ließ mir daher keine Ruh und ich kam früher zum Kleinen, als verabredet war. Das Fräulein von Broigh war noch nicht da. —.

Ein unbehagliches Schweigen machte sich zwischen uns breit. Eine recht blöde Situation. . . .

Schließlich fuhr mich der Kleine an:

„Was willst Du mit dieser süffisanten Nilpferdsvisage sagen?"

„Aber garnichts, Kleiner. Ich denke nur nach. Mir ist so, als ob ich gestern im Examen gewesen wäre und nun kann ich mich nicht drauf besinnen: hab' ich es bestanden oder bin ich durchgefallen."

„Wahrscheinlich das Letztere."

„Wahrscheinlich." — —

Da wurde ganz schnell die Zimmerthür geöffnet und sofort wieder zugeschlagen. Der Kleine sprang auf und eilte hinaus.

Er ließ die Thür halb offen stehen und ich konnte hören, was sie draußen sprachen. —

„Aber Thekla! Sei doch nicht so übertrieben scheu. Es ist ja ein guter, sehr guter Freund von mir, einer meiner ältesten und besten. Er möchte Dich doch so gern kennen lernen. Hat mich so gebeten! Ich bitte Dich, komm doch!"

Dann eine aufgeregte Flüsterstimme, die des Fräulein von Broigh:

„Nein, nein, laß mich. Ich will nicht! Nein! Das ist gegen die Abrede! Laß mich los!"

Die Stimme . . . . ?

Ich trat in die Thür und sah hinaus.

Und dann rief ich hinaus, mit meinem lustigsten und freundlichsten Lachen:

„Aber so komm doch rein, Lore! Ich hab Dich ja doch schon erkannt. Du wirst Dich doch nicht vor Deinem alten Jugendfreunde genieren."

Der Kleine ließ sie los — vor Schreck.

Sie entwischte . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seitdem hab ich die liebe Lore nicht wieder gesehen und der Kleine hat sich noch nicht wieder verlobt. Er ist, wie er selber sagt, vollends zum Teufel geworden, der „die ganze Nation" schlechtweg verachtet. Im übrigen ist er, wie gesagt, ein strebsamer Beamter und Lieutenant der Reserve.

Zur Eröffnung der Stilbildungsschule in Bayreuth.

Von **Houston Stewart Chamberlain.**

„Im Theater liegt der Keim und Kern aller national-poetischen und national-sittlichen Geistesbildung; kein anderer Kunstzweig kann je zu wahrer Blüte und volksbildender Wirksamkeit gelangen, ehe nicht dem Theater sein allmächtiger Anteil hieran vollständig zuerkannt und zugesichert ist.“ Diese Worte Richard Wagners bezeichnen den Standpunkt des Bayreuther Meisters. Die Ueberzeugung von der mit Nichts zu vergleichenden Bedeutung des Theaters war es, die ihm den Mut zu seinem halbhundertjährigen Kampfe gab; aus ihr entstand das Bayreuther Festspielhaus, und sie führte zu dem Projekte einer „Hochschule für dramatisch-musikalische Darstellung“, welches nach vielen Jahren jetzt endlich seiner Verwirklichung entgegengeht.

Am 10. November vorigen Jahres wurde nämlich — mit der bescheidenen Motivirung „zur Vorbereitung der kommenden Festspiele“ — eine Schule in Bayreuth eröffnet.

Diesem Vorgang ward von der Tagespresse keine Beachtung geschenkt; man betrachtete die Sache als eine interne Bayreuther Angelegenheit; es ist auch unmöglich vorher zu sagen, in welchem Maße es der Leitung der Festspiele gelingen wird, aus dem kleinen, schüchternen Anfang etwas Großes und Stolzes nach und nach heranzubilden. Sicher ist aber, daß wir in der Eröffnung dieser Schule den ersten tatsächlichen Schritt zur Begründung eines Institutes begrüßen dürfen, welches Richard Wagner seit dem Jahre 1849 mit steter Beharrlichkeit als die unerläßlichste Grundlage für ein wahrhaft deutsches Originaltheater gefordert und angestrebt hat. Wenn auch diese Schule einstweilen sich kein weiteres Ziel stecken kann, als „die Vorbereitung der kommenden Festspiele“, so ist doch gerade die Art und Weise, wie sie diese Vorbereitung auszuführen gedenkt, die Gewähr dafür, daß sie mit der Zeit den Kreis ihrer Wirksamkeit erweitern und, sei es auch nur ganz indirekt durch den Charakter der sich von der Opernschablone immer mehr entfernenden Festspielaufführungen, die kräftigste Anregung zu jener Wiedergeburt eines echten, deutschen Theaters geben wird, das jeder deutsche Dichter aus tiefstem Herzen ersehnt.

Ein Umstand ist es jedoch, der selbst den kühl Erwägenden zur Hoffnung für die Zukunft der Bayreuther Schule stimmen könnte: die materielle Grundlage, auf welcher diese Schule ruht. Richard Wagner hat stets gelehrt, daß das Theater nur dann „den höchsten und gemeinsamsten Berührungs-

punkt eines öffentlichen Kunstverkehres ausmachen würde, wenn es aufgehört haben wird, eine industrielle Anstalt zu sein, die um des Gelderwerbes willen ihre Leistungen so oft und dringend wie möglich ausbietet;" diesem Grundsatz gemäs, und trotz aller verleumderischen Gegenbehauptungen, ist auch jeder Gelderwerb bei den Bayreuther Festspielen stets ausgeschlossen geblieben, und hat sich in Folge dessen ein Fond nach und nach angesammelt, der es nunmehr ermöglicht, eine umfassende dramatisch-musikalische Ausbildung kostenfrei deutschen Künstlern zu bieten, und sogar unbemittelten Talenten Aufenthaltsgelder zu gewähren! Die Schule verdankt folglich ihre Entstehung der Thatsache, daß das Bayreuther Theater keine industrielle, sondern eine rein künstlerische Anstalt ist, und mit derselben Wahrung des einen, einzig künstlerischen Standpunktes erteilt sie ihren Unterricht kostenfrei. Ist also diese jüngste Kunstschule eine Anomalie inmitten aller unserer Konservatorien, sogenannter Theaterschulen, u. s. w., so darf man vielleicht hoffen, daß die im besten Sinne des Wortes moralische und künstlerische Grundlage, auf welchem das Gebäude errichtet ist, seinem Wirken Einfluß und Bedeutung auch für andere Erscheinungen des deutschen Theaters gewähren werde.

Auch die Schauspieldichter sollten die Augen auf Bayreuth richten.

Denn die Pflege des deutschen Schauspiels betrachtet Wagner als die unerläßliche Grundlage für jedes wahre Gedeihen seiner eigenen Werke und des Theaters überhaupt. „Der Sänger hat zuerst Schauspieler zu sein," wiederholt er bei jeder Gelegenheit, und niemand ist in wärmerer und überzeugterer Weise als er auf die ganze Geschichte und Entwickelung der deutschen dramatischen Kunst eingegangen, um sich den Grund zu erklären, warum sie jetzt so tief gesunken ist, und was zu ihrer Wiedergeburt zu geschehen hätte. Charakteristisch für seine ganze Auffassung des Problems ist Wagners Stellung zu Goethe's Faust, auf welchen er immer wieder als auf „das einzige wahrhafte deutsche Originalstück — — — die konsequenteste Ausbildung des originalen deutschen Schauspieles" hinweist. Für dieses Werk, nun, „welches in dem plastischen Geiste des deutschen Theaters wurzelt, wie kein anderes" welches „eine solche szenische Kraft und Anschaulichkeit aufweist, daß ihm kein Theaterstück der Welt darin gleichkommt", verlangt er „eine Bühne und Schauspieler, welche uns dieses deutscheste aller Dramen vollständig richtig zur Darstellung brächten," und weist auf die praktischen Wege und Mittel hin, durch welche „das deutsche Theater die schmählich aufgegebene Originalität seiner Ausbildung" wieder erlangen könnte. Man sieht, Wagners Bestrebungen haben mindestens ebenso viel Interesse für den Bühnendichter wie für den Komponisten. Und auch in der jetzt eröffneten Bayreuther Schule bildet das Schauspiel die Grundlage des eigentlichen Theaterunterrichtes.

Tief bedauerlich bleibt es nun, daß derjenige Kreis, dessen Interesse eine Umgestaltung unserer Theaterverhältnisse so dringend erheischt — der Kreis unserer Bühnendichter — der Bayreuther Bewegung fremd, häufig sogar feindlich gegenübersteht. Alle Dichter, welche jemals den Drang zu wahrhaft künstlerischem Schaffen im Busen fühlten, alle, welche von unserem jetzigen Theaterwesen angeekelt sind, ersehnen eine Neugestaltung der Bühne, und leben der Ueberzeugung, daß wirkliche Originalität und reiche Produktivität in Deutschland vorhanden sind und wieder aufblühen würden, sobald der deutsche Dichter Theaterverhältnisse vorfände, in denen nicht nur „die Unterhaltung der Gelangweilten als ästhetisches Vorgeben" zur Richtschnur diente

(um mit Wagner zu sprechen), sondern ein sachliches Bestreben der Lösung wirklicher Kunstaufgaben sich widmete. Welcher speziellen „Schule" ein Dichter auch angehören möge, sein Interesse hieran müßte ein gleiches sein; denn einem Jeden muß vor Allem an der Möglichkeit und an der Wahrung seiner eigenen Originalität gelegen sein. Man kann aber leider noch immer behaupten, daß unsere dramatischen Dichter, im Großen und Ganzen, von der Bedeutung Wagner's, eben als dramatischen Dichters, keine Ahnung haben; er ist und bleibt für sie der „bloße Musiker", und wenn jene Autoren gar noch „unmusikalisch" sind, so meinen sie, Wagner ginge sie garnichts an. Diese Thatsache ist für die Reform des deutschen Theaterwesens höchst bedauerlich, denn Wagner, dessen Bühnenwerke nie vom rein musikalischen, sondern einzig vom dramatischen Standpunkt aus wirklich begriffen werden können, Wagner besaß außer seinen schöpferischen Gaben, alle jene seltenen Eigenschaften, welche zu einem praktischen Reformator des Theaters befähigen. Er war selbst schaffender Künstler, dessen ganzes Streben in den mannigfachsten Stellungen als Kapellmeister und Bühnenleiter auf das Theater allein gerichtet blieb; er besaß die umfassendsten litterarischen Kenntnisse; er war von jung auf mit den „Brettern" vertraut, (denn sein Stiefvater war Schauspieler und dramatischer Autor, nnd mehrere seiner älteren Geschwister gehörten ebenfalls der Bühne an) so daß er seine immense praktische Erfahrung schon von Kind an zu sammeln begann. Selbst wenn wir von seinen eigenen künstlerischen Schöpfungen absehen, finden wir in seinen Bestrebungen für eine Umgestaltung des deutschen Theaters, wie seine Schriften sie uns darbieten, ein so reiches Material, daß wir, den Blick auf das große Beispiel von Bayreuth gerichtet, nur in seine Fußtapfen zu treten brauchten, um das ersehnte Ziel klar zu erblicken und ihm auch sicherlich näher zu kommen. Wenn Wagner selbst so wenig nach dieser Richtung hin erreicht hat, (wenig im Verhältnis zu dem, was er erstrebte,) so ist das, weil er ganz allein dastand und keine Beachtung fand. Wie voll Leben sein Wort aber heute noch ist, das zeigt uns am Besten gerade die Begründung einer Stilbildungsschule für das Wort = Tondrama in Bayreuth. Die Bedeutung dieser Schule kann man aber erst dann richtig ermessen, wenn man sie als ein Glied in einer Kette erkennt und wenn man folglich einsieht, welche Anregung sie gewährt, nun auch die übrigen Glieder zu schmieden.

In Folgendem möchte ich nun, indem ich von Wagner's Bedeutung als schaffenden Künstlers ganz und gar absehe, in gedrängter Kürze auf den reichen Schatz der Anregungen hinweisen, welche des Bayreuther Meisters „Gesammelte Schriften" für die Reform des ganzen deutschen Bühnenwesens enthalten. Die Eröffnung der kleinen, bescheidenen Stilbildungsschule in einem abgelegenen Winkel Deutschlands, genau dreiundvierzig Jahre nachdem Wagners erster Vorschlag hierzu nur Hohn und Nichtbeachtung erntete, dünkt mich eine passende Veranlassung hierzu.

So viel als möglich lasse ich Wagner selber das Wort führen.

Die Voraussetzung, von welcher Wagner ausgeht, ist, „daß der Deutsche auch für die dramatische Kunst nicht minder befähigt sich zeigen wird, sobald seinem Genius das ihm eigene Gebiet hierin frei eröffnet, ja eben nur offen gelassen wird, anstatt es ihm jetzt durch einen Qualm undeutschen Wesens versteckt bleibt." Der Deutsche besitzt nicht nur das Genie, sondern „es

muß ihm die Eigenschaft des Talentes in einer allerhöchsten Bedeutung zugesprochen werden".

Warum erzeugen nun so herrliche Gaben so wenige Früchte? Und warum hat der mächtige Anlauf, den die deutsche Bühne unter ihren großen Dichtern zu Beginn des Jahrhunderts nahm, so kläglich geendet? Die Ursachen dieser Impotenz und dieses Verfalles hat der Bayreuther Meister häufig und überzeugend dargelegt; das Historische, worauf ich hier nicht eingehen kann, findet man am Ausführlichsten in „Deutsche Kunst und deutsche Politik" und in der Schrift „Ueber Schauspieler und Sänger". Kurz kann man Wagners Ansichten über den Verfall der dramatischen Kunst folgendermaßen zusammenfassen:

Unsere ganze moderne Kunst ist mit jedem Tage weniger Kunst. „Ihr wirkliches Wesen ist die Industrie, ihr moralischer Zweck der Gelderwerb, ihr ästhetisches Vorgeben die Unterhaltung der Gelangweilten. — — — Und so erkennen wir denn in unserer öffentlichen dramatischen Kunst keineswegs das wirkliche Drama, dieses eine, unteilbare, größte Kunstwerk des menschlichen Geistes. — — Unsere Theater stehen mit dem edelsten Geiste unserer Nation in gar keiner Berührung — — — und bestehen somit durch eine Wirksamkeit, mit welcher der wahre Dichter durchaus nichts gemein hat."

„Bei Vermehrung des äußeren Glanzes ist die innere Hohlheit und entsittlichende Zwecklosigkeit theatralischer Leistungen in ihrer größeren Gesammtheit so weit gestiegen, daß die Ansicht, in dem Theater nur eine kostspielige Unterhaltungsanstalt zu sehen, eine verachtungsvolle Theilnahmlosigkeit der Nation hervorgerufen hat. — — Was ist nun die gegenseitige Stimmung zwischen Theater und Publikum, und was kann sie unter den bezeichneten Umständen gar nicht anders sein? Sagen wir es offen heraus: gegenseitige Verachtung."

„Das Publikum spricht in dem Verlangen, nicht höhere Schauspiele, wohl aber große Opern aufgeführt zu sehen, seine tiefste Geringschätzung gegen die theatralische Kunst überhaupt aus — — — Das schrecklich Demütigende für die Kunst ist nun, daß sie, als ein Brotgewerbe betrieben, von vorn herein dem Verlangen des Publikums sich zu fügen hat, — diesem Verlangen, das, mit der höheren Würde der Kunst unbekannt, nur auf ihre frivolste Seite gerichtet sein kann. — — Das Schauspiel ist wirklich durch die Oper verdorben worden."

„Ein Haupt- und Grund-Gebrechen des modernen deutschen Theaterwesens ist der Fehler, daß es allabendlich vor einem und demselben Publikum sich unterhaltend ausnehmen soll; aus diesem Uebelstande mußte die lächerlichste Stümperhaftigkeit seiner Leistungen resultieren."

Die Hoftheater hätten, sollte man meinen, gegen die industrielle Tendenz reagieren können, „zwei praktische Umstände hinderten aber die Geltendmachung dieser Absicht: erstlich, die persönliche Unfähigkeit des bestellten Intendanten, der meistens ohne Rücksicht auf etwa gewonnene Fachkenntnis oder selbst nur natürliche Disposition für Kunstempfänglichkeit, aus der Reihe der Hofbeamten gewählt wurde; und zweitens: die Unmöglichkeit, der Spekulation auf den Geschmack des Publikums in Wahrheit zu entsagen. — — — Somit kann die Wirksamkeit eines heutigen Hoftheaterintendanten notgedrungen nur in dem beständig zur Schau getragenen Konflikte eines schlechten Spekulationsgeistes mit einem höfisch-bornirten Hochmute bestehen."

„Der ideale Punkt der Berührung des Mimen mit dem Dichter wurde ausgewischt. Das war eine leichte Sache. Man fütterte den Mimen mit Leckerbissen und ließ den Dichter verhungern. Nun wurde der Schauspieler und namentlich die Schauspielerin herausgeputzt: kam aber die Sängerin oder gar die Tänzerin, dann sank selbst der vornehme Intendant huldigend aufs Knie. — — — Alles, was von schlechter Anlage und Herzlosigkeit in der Mimennatur stak, ward, wiederum mit dem Alles leitenden Instinkt, angelegentlichst hervorgelockt und einzig gepflegt: widerwärtigste Eitelkeit und dirnenmäßige Gefallsucht. Der Affe in seiner abscheulichsten Gestalt war glücklich aus der Goethe-Schiller'schen Verpuppung herausgeschält worden, und es frug sich nun endlich, was man ihm jetzt zum Nachmachen vorhalten sollte?"

Ja, was wird gespielt? Es wird wohl Niemand widersprechen, wenn Wagner die kräftige Behauptung aufstellt, daß „die eigentliche Hauptrichtung auf das Niederträchtige" gerichtet sei? Derjenige Fehler aber, der das deutsche Theater zu Grunde richtet ist, daß die Originalität nicht die Basis seiner Existenz bildet. „Kein Theater kann seine Aufgabe durch eine gedeihliche Wirksamkeit lösen, wenn seine Leistungen nicht zuvörderst originale sind." Das deutsche Theater geht aber nicht vom deutschen Drama aus, sondern lebt in allem der Nachahmung des Fremden, was ihm herzlich schlecht gelingt. „Zu der richtigen Erkenntnis der unglaublichen Verkommenheit des öffentlichen deutschen Kunstwesens gelangt man, wenn man sich darüber klar wird, daß das einzige wahrhaft deutsche Originalstück von allerhöchstem dichterischem Werte, nämlich Goethe's Faust, — nicht für unsere Bühne geschrieben werden konnte, trotzdem in jedem seiner Züge es dem originalen deutschen Theater so innig angehört und aus ihm entsprungen ist, daß das, was es unserem elenden modernen Theater gegenüber als unpraktikabel für die Aufführung erscheinen lassen muß, nur aus dieser Herkunft sich erklären und verstehen läßt. Vor einer solchen, dem Einsichtvollen und Aufmerksamen klar offen liegenden Thatsache, wie dieser soeben in der unerhörten Stellung des originalsten deutschen Theaterstückes zu unserem heutigen Komödiantentheater sich kundgebenden, steht nun unser völlig blödsinnig gewordenes Kunsturteil, und weiß ihr nichts Anderes als den Schluß zu entnehmen, daß Goethe eben — kein Theaterdichter gewesen sei!"

Aus diesem Verfall des deutschen Theaters erklärt sich aber auch der Verfall der deutschen Produktivität. „Da dem deutschen Dichter die übereinstimmenden Organe auf unserer Bühne gänzlich fehlen, indem das Vorhandene ihm das Gesetz giebt, nicht aber er dem Vorhandenen, so müßte seine Richtung nur gänzlich mißverstanden werden, denn er würde eine Absicht kundgeben wollen, für welche ihm die einzig ermöglichenden Mittel des Ausdruckes vollständig abgingen; weshalb er denn, der Unmöglichkeit dieses Ausdruckes gegenüber, gar nicht erst zum Fassen einer solchen Absicht kommt, und eben hieraus erklärt sich sehr einfach das Verkommen unseres dichterischen Geistes."

Es folgte der verhängnisvolle Schritt: der Künstler ward Schriftsteller, der Bühnendichter schrieb Litteraturdramen. „Der Litteraturpoet sah sich bei dem Eintritt der Reaktion gegen den deutschen Geist vom Theater ausgeschlossen: er warf sich auf das, nicht für das Theater berechnete, oder für theatralische Aufführungen ungeeignete Litteraturdrama. Ein erster Verfall: denn durch seine zweckmäßige Beachtung der theatralischen Erfordernisse war

Schiller zu unserem größten dramatischen Dichter geworden. Als der Litteraturdramatiker sich dann wieder dem Theater zuwandte, war dieses ihm fremd. — — Der Litteraturdichter, der durch dieses Theater zum schlechten, jederzeit unbehilflichen Effektstückschreiber herabgekommen, wie soll er uns aber sagen, daß das Theater ihn verdorben, uns raten, wie der theatralischen Verderbnis abzuhelfen sei, da er andererseits, dünkelhaft genug, auf seine litterarische Existenz sich immer noch so viel einbildet, daß er ein Befassen mit dem Theater für eine Herablassung ansehen zu dürfen glaubt?"

Wagner erörtert auch ausführlich den unsinnigen „Pathos" der deutschen Schauspieler, welche, andererseits, sowie sie „natürlich" sein wollen, in einen „Gallimathias von Unnatur, gezierter Flegelei und negerhafter Koketterie" verfallen. Diese entsetzlichen Manieren beeinflussen nun wiederum ihrerseits die Dichter und tragen zum Verfall der Produktivität bei. „Was sich in diesem „falschen Pathos" aussprach, ward nun wiederum zur Tendenz der dramatischen Konzeptionen unserer geringeren Theaterdichter, deren ganzer Inhalt von vornherein so nichtig wie jenes Pathos selbst war."

Das ist eine sehr fragmentarische und skizzenhafte Darstellung von Wagner's Ansichten über den Verfall des deutschen Theaters und über seine Ursachen. Diese klare Erkenntnis ist aber der erste Schritt, den Jeder machen muß, der auf Regeneration hofft und über die Möglichkeit derselben nachsinnt. — Bei Wagner, dem schaffenden Künstler, war auch jene negative Einsicht wirklich nur ein erster, vorläufiger Schritt. Seine Hauptwirksamkeit war die positive, die reformatorische, noch richtiger gesagt, das Bestreben zu einer wahren Wiedergeburt des deutschen Theaters anzuregen und ihr die Wege zu weisen. Dieser mit leidenschaftlicher Ueberzeugung verfolgte Zweck tritt uns mit überzeugender Leidenschaftlichkeit überall in Wagners Schriften entgegen. Man kann zwei Haupttendenzen bei ihm unterscheiden: einerseits die allgemeinen Betrachtungen über die Stellung der Kunst überhaupt in unserer Kultur, über die Bedeutung des Dramas, über das Wesen der mimischen Kunst, über das Verhältnis des Schauspielers zum Sänger ꝛc. ꝛc.; und andererseits bestimmte, ausführliche, fachmännische Pläne zur Errichtung wahrhafter Kunstinstitute, oder zur Reform von bestehenden, in ganz bestimmten Fällen und aus ganz bestimmten Anlässen.

Von Letzteren ist der ausführlichste und eingehendste Versuch der „Entwurf zur Organisation eines deutschen National-Theaters für das Königreich Sachsen," aus dem Jahre 1849, den der Leser im zweiten Bande der „Gesammelten Schriften" finden wird. Um diese ganz detaillirte, auf Grund genauer fachmännischer Kenntnisse und Erfahrungen entworfene Arbeit zu diskreditiren, hat man sie als „Traum eines Phantasten" bezeichnet. In Wahrheit ist sie ein durchaus praktischer und bis ins letzte Detail ausführbarer Organisations-Entwurf; es kommt nur auf den Willen der Gesammtheit an. Wagner hat ihr hier in praktisch-nüchterner Weise den Weg gezeigt, auf welchem ein deutsches National-Theater sich in wirklich organischem Zusammenhang mit dem Volk und seinen produktiven Geistern errichten ließe. „Nur daran, daß der Wille zur Verwirklichung dieses Möglichen von unserer Oeffentlichkeit nicht gefaßt werden könnte, kann es sich deutlich herausstellen, ob mit der Unmöglichkeit dieses Wollens auch die von mir gedachte Wirksamkeit der Kunst auf der Grundlage unserer modernen Civilisation erwiesenermaßen ebenfalls eine Unmöglichkeit sei." Nicht so sehr ins Einzelne ein-

gehend, aber ebenfalls durchaus auf dem Boden des Praktischen und des unter den gegebenen Umständen Erreichbaren, hält sich eine Arbeit vom Jahre 1863, „Das Wiener Hof-Operntheater". Wie der Titel es besagt, befaßt sie sich speziell mit einem Operntheater (währenddem die Grundlage des vorigen Projektes das deutsche Schauspiel bildete), aber man sehe von welchem Standpunkt aus. „Gestehen wir alsbald ein, daß die Oper ihrem Ursprunge, wie ihrem ganzen Charakter nach, ein wirklich bedenkliches Kunstgenre ist, und daß bei seiner Pflege und Weiterbildung gar nicht genug darauf Bedacht genommen werden kann, diesen bedenklichen Charakter zu verwischen, und die in ihm enthaltenen guten und schönen Anlagen dagegen mit ganz besonderer Energie zu entwickeln". Nach der von Wagner vorgeschlagenen Organisation des damals im Bau begriffenen Wiener Hofoperntheaters hätte eine eigene italienische Truppe die italienische Oper gepflegt und auch das Ballet wäre „vollständig erhalten" geblieben. „Dem Ballet" sagt Wagner, „kann ich umso weniger feindselig entgegentreten, als ich viel mehr seine Aufführungen, namentlich auch hier im Wiener Operntheater, für Korrektheit, Sicherheit, Präzision und Lebhaftigkeit, den Aufführungen der Oper geradezu als Muster vorhalten muß." Hieraus ersieht man, wie wenig einseitig Wagner in seinen Bestrebungen war! Dafür wären wir von der „vollkommenden Stylloſigkeit der deutschen Oper, und der fast grotesken Inkorrektheit ihrer Leistungen" erlöst worden; nur wirklich gute Aufführungen hätten stattgefunden und jene „Uebereinstimmung der dramatischen und der musikalischen Tendenz, welche den Styl der Oper und die einzige künstlerische Wirksamkeit dieses Kunstgenre's ausmacht," wäre erreicht worden. Hierzu bemerkt Wagner, gerade von der Wiener Hofoper, als von „einem der allererſten musikalisch-dramatischen Kunstinstitute Deutschlands, daß keine ihrer Aufführungen in irgend welcher Hinsicht den Stempel der Korrektheit an sich trägt" und daß „es unmöglich sei, eine Aufführung nachzuweisen, in welcher sich Zweck und Mittel vollkommen in Uebereinstimmung gefunden hätten."*) In diese Reihe der rein praktischen Vorschläge gehört des weiteren der Brief an Liszt „Ueber die Goethestiftung" aus dem Jahre 1851. Wagner schlägt als Goethestiftung vor: „die Herstellung eines Theaters im edelsten Sinne des dichterischen Geistes der Nation, d. h. ein Theater, welches dem eigentümlichen Gedanken des deutschen Geistes als entsprechendes Organ zu seiner Verwirklichung im dramatischen Kunstwerke diene". Im selben Jahre veröffentlichte er auch einen Vorschlag für „Ein Theater in Zürich". Diese beiden letzten Schriften, die ja nicht wie die beiden ersten an schon Vorhandenes anknüpfen und folglich sich freier bewegen, gehören zu dem Anregendsten und Wertvollsten, was Wagner über die Wiedergeburt der deutschen dramatischen Kunst geschrieben hat. Sie bilden das Verbindungsglied zu den zahlreichen Schriften in welchen der Bayreuther Meister die ganze Frage der Stellung der Kunst, der Bedeutung des Theaters ꝛc. ꝛc. erörtert.

Speziell vom Theater betont Wagner immer wieder den „Alles überwältigenden Einfluß". Damit dieser Einfluß ein guter, segenbringender sei, damit das Theater wieder der wahren Kunst diene, muß es aufhören „eine industrielle Anstalt zu sein, die um des Gelderwerbes willen ihre Leistungen

*) Und Gott weiß, daß das heutzutage mindestens im selben Maße gilt wie vor dreißig Jahren.

so oft und dringend wie möglich ausbietet"; es soll (um mit Wagner ein bekanntes Wort Kaiser Josef II. richtiger zu formulieren): „durch Veredelung des Geschmackes auf die Hebung der Sitten der Nation wirken". Hierzu muß vor Allem ein deutsches Theater ein Original-Theater sein. „Jede Aufführung muß den Stempel möglichster Vollendung an sich tragen — — dies wird zunächst auch mit durch Beschränkung der sogenannten Spieltage erreicht werden;" „zweckmäßig organisierte Theaterschulen" müssen wirkliche Künstler bilden; in jeder Abteilung dieser Schulen muß Schauspiel- und Gesangskunst unterrichtet werden ꝛc. ꝛc.

Es ist Wagners Art, bei der Betrachtung des Speciellen, die lichtvollsten Ausblicke auf das Allgemeine zu eröffnen, und umgekehrt, aus dem Allgemeinen, praktische Lehren für den speciellen Fall zu ziehen. Und den Rat, den ich an unsere Bühnendichter richten möchte, wäre, daß sie sich selber Rat bei Wagner holten! Dem eigentlichen „Litteraten" wird er ewig fremd bleiben; wer aber wirklich Künstler ist, wird ihn verstehen, und wird, wenn er diese Quelle künstlerischer Weisheit, die uns Alles zugleich zuführt — Theorie und Praxis, Ideal und Ausführung — kennen lernt, in das selbe Staunen geraten und von der selben Hoffnung erfüllt werden, wie ein berühmter deutscher Schauspieler, den ich im vorigen Jahre traf, als ihm soeben, zufällig, Wagner's „Schauspieler und Sänger" in die Hände gefallen war: „Nun kann ich wieder hoffen," meinte Dieser.

Noch ein letztes Wort.

Ich muß noch einmal, und ganz ausdrücklich, die „unmusikalischen" Dichter darauf aufmerksam machen, daß Wagner stets das Schauspiel, also das Wortdrama, als die Grundlage des Theaters betrachtet und in seinen praktischen Vorschlägen ihm die größte Aufmerksamkeit in Folge dessen gewidmet hat. Er schreibt z. B. „Im Schauspiel steckt der eigentliche Nerv, die wahre Absicht der dramatischen Kunst überhaupt: erst wenn diese sich vollkommen geltend gemacht und entwickelt hat, kann naturgemäß eigentlich der höhere Ausdruck des musikalischen Vortrages als verlangt und gerechtfertigt hinzutreten." „Die gesunde Grundlage der dramatischen Kunst ist bei der heutigen Beschaffenheit des Theaters noch einzig das Schauspiel: erst wenn alle Darsteller ein gutes Schauspiel wirksam aufführen können, erhalten sie die Fähigkeit, auch das musikalische Drama dem Sinne der dramatischen Kunst überhaupt angemessen richtig darzustellen."

Schon oben habe ich hervorgehoben, daß Wagner die Oper geradezu als eine von den Ursachen und zugleich als eins von den bedenklichsten Symptomen des Verfalles unseres Theaters betrachtete. Sein eigenes Wort-Tondrama ist das ganz direkte Gegentheil der Oper; eine Neugeburt dieser letzteren im Sinne eines wahren Kunstwerkes kann nur stattfinden, wenn „unsere Sänger zunächst auf den Ausgangspunkt ihrer jetzt so entarteten Kunst zurückgeführt werden, dorthin, wo wir sie als wirkliche Schauspieler noch antreffen." Hiermit wird der Zweck der jetzt begründeten Schule deutlich bezeichnet. Und wenn auch Wagner und Manche von uns mit ihm, dasjenige Drama, welches einen musikalischen Ausdruck erheischt, als ein „höheres" betrachten, so kann doch nur Unverständnis oder Verleumdung leugnen, daß Richard Wagner sein Leben lang das leidenschaftlichste Interesse für das gesprochene Drama bekundet hat, welches ja die wesentlichste Grundlage seiner eigenen neuen dramatischen Form bildet und welches als „Nerv

der dramatischen Kunst überhaupt" bestimmt ist, in unvermindertem, oder vielmehr in erneutem Glanze weiter zu blühen. „Offenbar giebt es eine Seite der Welt, welche uns auf das Ernstlichste angeht, und deren schreckenvolle Belehrungen uns einzig auf einem Gebiete der Betrachtung verständlich werden, auf welchem die Musik sich schweigend zu verhalten hat," sagt Wagner mit Bezug auf die Tragödie.

Wagner's Ideen und Wagner's Bestrebungen bezüglich der Schaffung einer neuen, freien, wahrhaft deutschen Bühne fallen also genau mit den Hoffnungen und Wünschen zusammen, welche allen deutschen Bühnendichtern vorschweben, und es wäre wohl an der Zeit, daß diese sich endlich dazu bequemten, die Schriften des größten Bühnendichters gründlich zu studieren und sich von ihnen belehren lassen, wie eine Wiedergeburt des deutschen Theaters zu erreichen wäre. Von dem Bayreuther Festspielhaus sagte Wagner, es rage als ein provisorischer Bau, „für jetzt als ein Mahnzeichen in die deutsche Welt hinein, welcher es darüber nachzusinnen giebt, worüber Diejenigen sich klar geworden waren, deren Teilnahme, Bemühung und Aufopferung es seine Errichtung verdankt." Jetzt ragt ein zweites Mahnzeichen in die deutsche Welt hinein: die Bayreuther Stilbildungsschule! Die deutschen Dichter, die sich ja durch Bemühungen und Aufopferungen zu Gunsten des Bayreuther Meisters niemals aufrieben, sondern bis zur Stunde in Ruhe und Zusehen ihre Kräfte frisch erhielten, sollten sich nun aufrütteln, denn was dort in Bayreuth geschieht, das wird auch ihnen zu Gute kommen; aber was dort geschieht, wird nur dann zu einem vollen Erfolge führen, wenn eine alle deutschen Länder ergreifende Bewegung daraus hervorgeht.

Lieder eines Menschen.

Dankgruß eines Lyrikers an einen andern.

Von **Otto Julius Bierbaum.**

Am Drama hängt, zum Drama drängt doch alles, ach, wir armen — Lyriker!

Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß dieser Seufzer echt ist; er kommt aus meiner tiefsten lyrischen Seele, die schon einmal Jemand in diesen Blättern mit so liebenswürdigen kritischen Schnitten seziert hat.

Denn s'ist eine Schande!

Was ist eine Schande?

Daß die Deutschen, das lyrischste Volk der Welt, Verstand und Geschmack an der Lyrik verloren haben, daß sie, den Magen voll von den verfluchten Kleinverstümpern, sich nicht bewegen lassen zu den heute wieder frisch und hell fließenden Quellen deutsch lyrischer Kunst, daß sie nicht stolz sind auf einen Liliencron, nicht vertraut mit einem Henckell, Holz, Dehmel, Hartleben, um nur die zu nennen, die mir besonders lieb sind. Denn sonst hätt' ich am Ende mich selber mitgenannt.

Aber diese Lyrik ist ihnen zu frisch, zu froh, zu keck, zu natürlich, zu persönlich, zu philisterfeindlich, zu stolz und eigen, zu männlich und stark. Lieber noch lassen sie sich durch irgend einen Professor zu irgend einem sanften Talente rückgewandten Kindesblickes locken, das mit einem Döschen moderner Empfindung aus Liliencron pietätvoll übernommene gute alte Erbschaft versetzt und nun wenigstens wie ein modernes Surrogat für den hinlänglich bekannten alten, jungen Goethe schmeckt.

Ach, es ist so jammervoll! Es ist so jammervoll zu sehen, wie erwachsene Leute nach dem Lutschbeutel greifen.

Aber der alte Liedergott verläßt trotzdem die Deutschen nicht. Ob auch alle das Gänseblümchen anbeten, er läßt doch wachsen in wilder Schöne, hochstengelig und farbenkühn, die Feuerlilie.

Es hat uns Ludwig Scharf beschert, der uns jetzt eben die „Lieder eines Menschen"*) gab.

Von diesen will ich reden.

Nicht die ganze Lyrik blüht in diesem Buche. Es ist nicht so reich, wie etwa Liliencrons Gedichtbücher, in denen ein ganzer, festiger Mann spricht in allen Tönen der lebendigen Schönheit und Kraft. Aber was in ihm zum Ausdruck kommt, das ist außergewöhnlich und groß und echt, ist lauterstes Herzensgut in schön wahrhaftigen Worten.

---

*) München, Dr. E. Albert & Co. Separat conto.

Es ist ein kleines Buch, und als Leitwort steckt darauf aus Friedrich Nietzsche der Satz: „Von allem Geschriebenen liebe ich das, was Einer mit seinem Blute schreibt."

Wenige haben, wie Ludwig Scharf, das Recht, diesen Satz zum Motto zu nehmen.

Dies zu beweisen, will ich die „Lieder eines Menschen" durchgehen und schildern.

Als Gesamtcharakteristik lege ich die Worte her, die ich schon einmal darüber schrieb, ehe das Buch erschien, das ich aus dem Manuskripte kannte: In Sturm und Drang erzeugt und von Sturm und Drang zeugend mit wahrheitstolzen Worten, herzgebürtige Lieder aus tiefstem Wesensgrunde eines ungewöhnlichen Menschen, documents humains in einem viel bedeutsameren Sinne als der objektive Naturalismus will, im Sinne nämlich lautester und kühnster Subjektivität. In ihrem oft zerrissenen, bald zauberbangen, bald wie von Stürmen angefegten Takte klopft ein Ausnahmsherz voll gewaltiger Leidenschaften und Kämpfen. Leises Locken in behagliche Träume, süßes Neigen von sanfter Lustbarkeit, die beliebte Lavendelerotik der Minnig — allzu — Minnigen ist nicht in ihnen, auch nicht jenes Gedankentändeln, das mit überkommenen Ideen selbstgefällig jongliert. Keine Kunstspiele, keine Rezeptpsalme, keine Leyerfingerübungen, sondern naturgewaltige Herzensausbrüche himmelandrängender Wucht. Gewiß schleudert auch dieser Vulkan Schlacken, und gewiß fehlt es neben der klar noch lohenden Flamme nicht an beizendem Rauche, aber das ist Vulkanes Art und unzertrennlich von dieser im tiefsten und weitesten Sinne natürlicher Poesie. Für unsere Zeit des fastenden, aus Ueberkommenheitskrumen sich wild heraus ringenden Ueberganges, der oft, oft an sich selbst verzweifelt und dennoch nicht läßt von seinen Idealen glühend ersehnter Zukunft, sind diese Menschenlieder Beweisstücke von unübertroffener Schärfe. Wenn künftige Zeiten, reineren Blickes fähig, das heutige Ringen der Geister überschauen werden, wird ihnen in der Lyrik Ludwig Scharf unter Vielen hervorragen . . .

Der Inhalt des Buches teilt sich in drei Abschnitte: Prometheisches, Visionäres, Lyrisches.

Unter dem Prometheischen ist das Charakteristischste die Auflehnung gegen den anerzogenen Gottesglauben, den Ludwig Scharf dereinst sehr ernst und tief genommen. Er hat mit jenem Jehovah nicht minder heiß gekämpft als weiland Erzvater Jacob, aber die Himmelsleiter führte ihn auf die Erde, und seine Gebete sind nun an diese gerichtet:

Ackerkrume,
Scholle der Erde,
Heilige, reine,
Wie ich dich liebe!
— — — — —
— — — — —
Erde war ich —
Und Erde werd' ich
Und nichts darüber!
Dann schlaf ich wieder
In heiliger Scholle . . . . .

Mit seinem alten Gotte aber rechnet er ohne viel Wehmut ab.

„In der Passionswoche" entströmt ihm das Bekenntnis seines Sterblichkeitsglaubens an Gott-Natur, „Todesahnung" reißt ihn weit weg vom Fürchten der bangen Seelen, und in der Geschichte sieht er nicht die siegende Kirche, sondern „Satan Triumphator." An den depossedierten Herren seiner Seele aber direkt richtet er das wundervolle Anklagelied: „Was gabst Du mir dafür?"

Und was er in „Sturmeswehen" hört: die „drei stieren Gedanken," und was seinem „modernen Faust" sich in wilden Rhythmen von der Seele regt, — alles klagt aus in die Emanzipation vom Gotte seiner vergangenen Tage.

So ward Gottlosigkeit im edlen Sinne noch nie mit Versen gepredigt, denn es ist kein Atheismus, den Grübeln erzeugte, sondern der erlebt ward in zuckendem

Gefühl. Gewiß darum auch: er sagt uns nichts Neues, aber er ergreift uns, da ihn ein Künstler in Worte des Schmerzes, der jubelnden und siegenden Empörung bannte.

Denn diese Gedankenlyrik ist künstlerisch: sie wird bald zum Liede, bald zum Bilde. Ich sagte es ja eben: sie ist nicht ergrübelt sondern erlebt, und es ist nicht der Gedanke an sich, der mir nie dichterisch ist, sondern sein temperamentvoller, seelenoffenbarender Ausdruck, der die Hauptsache bedeutet.

Wo der Gedanke aber noch mehr im Hintergrunde liegt, da erhebt sich die Lyrik Scharfs noch um ein Bedeutendes.

Selten aber, daß der Gedanke ganz fehlt, selten, daß nur ein Gefühl, nur ein Bild gegeben wird.

Bezeichnend dafür ist das Gedicht „Träumerei." Der Dichter träumt, mit seinem Mädchen hinaus verschlagen zu sein ins Meer:

Am dritten, glutenden Morgen
Treibt unsre Barke auf Sand;
Vor unsern zerfegten Segeln
Flattern die Vögel vom Strand.

Und alsogleich gehts lustig in revolutionäre Tendenz:

Da gedeihen keine Gesetze,
Findst weder Kirche noch Staat, —
Da leben Pflanzen wie Tiere
Im sündigsten Konkubinat.

Hei, reiß ich die Kleider vom Leibe
Und schleudre sie lachend ins Meer,
Du deckst dir die thränenden Augen,
Verstohlen nur äugelst du her.

Und dann der köstliche Vierzeiler:

Vom Meeresgischt lernte ich speien,
Und suchtest du Eier am Strand,
Dann spie ich für mich ganz einsam
Ein Stück Kultur in den Sand.

So auch in der wunderlich-großen Ballade „Brautacht" (um Goethe-Eckermannisch zu reden), und so noch in vielen Stücken. Aber es sind auch reine Lyrica vorhanden, — nicht blos in dem Abschnitte, der ausdrücklich „Lyrisches" überschrieben ist.

Ein völlig solches Stück ist „Traumbild," — der Traum eines Eifersüchtigen, der sich im Zuchthaus wähnt wegen Ermordung seiner Geliebten. Es ist ein halb naiver, halb erhabener Volksliedton in diesem Gedichte, eine naturalistische Kunst und Kraft sondergleichen. Dicht daneben steht eine Phantasie ganz entgegengesetzten, überaus anmutigen Charakters: Adam-Don Juan voll köstlicher Erfindungsgabe und souveränen Humors. Adam, als Polygam im Paradies, wird ergötzlich geschildert, wie er aus warmem Flußschlamm Muscheln gräbt, in dem sich Weiberchen en miniature finden, die er, eine nach der andern, schnell sich zu Genossinnen aufpäppelt:

Und der Garten füllte sich
Rings mit Muschelfraun,
Mit Gestalten zart und schlank,
Blond und schwarz und braun.

Lagen wie die Rehe fromm,
Schwatzten wie der Staar,
Lachten hell und sprangen froh, —
Springend flog ihr Haar.

Adam aber sagte drauf
Jeder, wie sie hieß,
Und sein Muschelfrauen-Reich
Nannt' er Paradies.

Gedichte dieser Art, so ruhig fabulistisch, so humorfroh und bildnerisch zufrieden, sind indessen ganz vereinzelt.

Wenn Scharf wieder einmal humoristisch wird, so geschieht es nicht ohne Zugabe boshaftester Ironie.

Und dicht daneben Rhapsodien in dichterischen Bildern von einer erhabenen Größe, Gesichte von ganz ungemeiner Großartigkeit, die dennoch nie verblosen zerfließen, sondern fest haften in einer gewaltigen Monumentalität.

Das ist der visionäre Teil.

Der lyrische Teil ist eine große Lebensbeichte oft dekadenten Charakters. Unsere gesamte Litteratur hat wenig solche echte Seelenverkündigungen. Der Stürmer und Dränger kommt hier zum elementaren Ausdrucke, der Lebenskämpfer in harter Not, das tiefe Herz, das revoltierende Hirn eines Ungewöhnlichen.

Hier gelingen dem Dichter neben der ungeschminkten und eindringlichen Aussprache des Temperamentes vielfach Bilder von höchster Lebendigkeit.

Ich führe nur eines an. Es ist aus dem Gedichte „Schatten." Der Dichter steht nachts an der Schwelle eines Hauses und hört ehelichen Streit eines Freundes:

Ich sahs ihm längst im Auge,
Daß er nicht glücklich ist,
Daß ein höhlengeheimes Wehsal
Seit Wochen an ihm frißt.

Ich steh im Dunkel. Vorbei dröhnt
Ein Kohlenwagen schwer,
Eine rußige, rote Lampe
Baumelt am Achsenquer.

Die wirft auf Straße und Wände
Einen schmutzigen huschenden Schein:
Zwei gespenstische Räderschatten
Drehn sich an Häuserreihn.

Freilich: was haben diese Räderschatten für einen Bezug zu dem Ehestreit? Oh, Freund Philister, gewiß, — gar keinen, da Du ihn nicht fühlst; gar keinen, Freund Philister. Sie sind halt eine dichterische Verirrung, — ja wohl!

Ich könnte viel noch, viel zitieren. Mein Buch zeigt noch viele Anmerkstriche, aber es sei genug. Dies Buch will doch im Ganzen gelesen, genossen sein.

Ich könnte auch Geschmacklosigkeiten zitieren, um meine kritische Seele zu retten, aber ich gebe meine kritische Seele gern darum, wenn ich diesem Dichter nur viele Leser werbe.

Viele? Ach du gesegnetes Deutschland! Vielleicht liest's nur der Staatsanwalt, und alles ist vorüber.

Aber nein! Ich glaube, selbst Staatsanwälte müssen Respekt bekommen vor diesem ehrlichen, reinen Künstler, dessen Ideale zwar nicht im Heute, sondern in Morgen liegen, dessen Werk aber sittlich ist, weil sich keine Lüge in ihm versteckt, — weder inhaltlich noch künstlerisch.

Die Secessionisten in Berlin.

Von

O. Mittelberg.

Der Künstlerstreit, der jetzt aller Orten hervorbricht, hat in erster Linie eine sociale Seite — die ideale hinkt weit hinterher.

Es handelt sich in München vor Allem darum, ob die Ausstellungen außer für die Künstler ersten Ranges noch für die mittleren Künstler oder für Fremde da sein sollen; ob es richtiger sei, viel und daher auch minderwerthige Münchner Bilder, oder wenig und nur gute auszustellen auch wenn sie nicht aus München sind. Die Secessionisten waren dafür, streng das ungenügende auszuscheiden, harte Selbstzucht zu üben. In Münchener Künstlervereinen entschied sich die Mehrheit für weniger strenge Jury gegen die heimischen und strengere gegen die Fremden. In Berlin ist's das Gleiche; Herr Eschke beantragte, allen Vereinsmitgliedern solle das Recht zustehen in der Kunsthalle auszustellen. Der Leiter dieser wird gewiß den Maler darauf aufmerksam gemacht haben, daß darüber die Ausstellung zu Grunde geht. Der Massenschund hat geradezu mörderische Wirkung. Aber Herr Eschke ist der Ansicht, daß seine Bilder, die er fast noch so schön malt wie vor dreißig Jahren, kein Schund seien und das Publikum mehr anlocken werden, als die „Modernen." Er ist bester Absicht, er kämpft für sein Recht, er will auch mit seinen Bildern an das Publikum heran, er will verkaufen, will leben!

Die „Richtung" spricht erst in zweiter Linie mit. Auf der letzten Münchener Ausstellung hatten die „Alten" das Heft in der Hand. Trotzdem fehlte der doch zu ihnen gehörige Grützner. Man erzählte sich in München ganz laut, sein Fische schlachtender Mönch sei vor der Jury als ungenügend abgewiesen worden. Ob es wahr ist, weiß ich nicht. Das Bild tauchte dann in Berlin auf, wo die „Jungen" oder wenigstens die sich noch jung Dünkenden am Ruder waren. Und sieh! Es bekam einen Ehrenplatz. Wer könnte auch in Berlin dem Reiz eines Grützner widerstehen!?

Herr Eschke, dem man in Berlin Bilder abgewiesen hatte, warf sobald er das Heft in die Hand bekam Munch vor die Thüre. Er that darin nur was sein Recht ist. Denn ihm mißfiel Munch ehrlich und er hielt sein und seiner Freunde Werk für besser. Man hat ihn darob arg verhöhnt. Aber wer wagt es Richter zu sein in einem durchaus individuellen Streit!

Das Ende vom Liede ist, daß die Regierungen erkennen, so gehe es mit dem Ausstellungswesen nicht. In München, wie in Berlin griff der

Staat in das Getriebe ein und versucht den Kunstmarkt zu regeln. Es ist sehr fraglich, ob ihm dies gelingt.

Denn neben den Künstlern und Käufern giebt es ein sehr wichtiges Bindeglied, die Kunsthändler. Man bedenke wol, daß es jetzt schon fast unmöglich ist, von den größten unserer Künstler direkt ein Bild zu erhalten — selbst für Staatsgallerien. Sie müßen es bestellen und das Risico tragen, wenn es nicht gut ausfällt. Das thun sie aber sehr ungern. Der Kunsthändler trägt das Risico, da er ein minderwertiges Bild durch den an Verkäuflichem gewonnenen Vortheil billiger ablassen kann. Um den Meister in seiner Gallerie vertreten zu haben, kauft einmal schon der oder jener das Bild, weil es billiger angesetzt wurde. Wenn die Kunsthändler striken, kann heute schon eine Ausstellung ersten Ranges gar nicht zustande kommen. Sie sind es, die bei den Ankäufen durch den Staat zumeist unmittelbar die Empfänger der öffentlichen Gelder sind. Wie sie die Kunstvereine bereits trocken gesetzt haben, so daß in deren „Cyklen" selten ein wirklich gutes Bild erscheint, eines von jenen, welche auf dem Markt unbedingten Wert haben, so droht der Kunsthandel auch das Ausstellungswesen zur Farce zu machen. Schon läßt sich mancher Kunsthändler von einzelnen Künstlern, von Gruppen, von ganzen Schulen, das Recht der „alleinigen Vertretung am Platz" geben. Will die Ausstellung Werke dieser Meister haben, braucht sie sie zur Stärkung ihrer Anziehungskraft, so heißt es vor Allem die Kunsthändler zu gewinnen. Ich möchte wissen, wie viel Andreas und Oswald Achenbach auf Berliner Ausstellungen in den letzten Jahren zur Schau kamen, die nicht einem Kunsthändler gehörten und ob man einen Pradilla in Berlin zu sehen bekommen hätte ohne den Handel.

Es ist also bei der Ordnung unseres Ausstellungswesens ein Glied vergessen worden: der Händler fehlt. Man sucht ihn zu ergänzen durch Anstellung eines kaufmännischen Beamten, der mit relativ hohen Procenten am Verkauf betheiligt ist und — zum bitteren Groll der Künstler — der Einzige ist, der wirklich etwas an der Ausstellung verdient, während sie sich allein für die „Ehre" plakten. Der Münchener Streit hat nicht zu kleinem Teil sich gegen den Geschäftsleiter gewendet, der dort, wie man erzählt, ein reicher Mann wurde, während viele Künstler darbten.

So stehen sich im Rahmen der Ausstellung social feindselige Gewalten gegenüber. Nur die wenigen Künstler ersten Ranges schauen auf die Ausstellungen mit rein idealem Interesse. Es ist ihnen ganz recht, wenn der Kunsthändler die von ihnen erkauften Bilder der Menge vorführt, oft wünschen sie es, oft erfahren sie es erst durch den Katalog, wie sie vertreten sind. Ihnen ist um den Eindruck auf die Menge zu thun, sie haben nur eine Sorge: Ueberholt zu werden.

Der ihnen zunächst stehende Künstler strebt nach dem Höchsten. Er sucht die öffentliche Anerkennung und durch diese den Markt, der ihm freieres Schaffen gewährt. Er stellt selbst aus, aber er ist eine Kampfnatur. Er will auf den Thron, auf welchen die Alten sitzen und er soll und muß dies wollen. Seine Persönlichkeit ausgestaltend muß er die seiner Meister erst in sich, dann im Volke überwinden. Solange er Schüler bleibt, kann er nicht Meister sein. In ihm wirkt die ideale Seite des Künstlertums am stärksten, so lange er die Kraft in sich fühlt, der Welt die Anerkennung seines Schaffens abzuringen. Nur wenige haben diese Kraft.

Zwei Feinde treten ihm entgegen: der Händler, der ihn sich tributpflichtig machen will, indem er ihn zum Nachlassen in seinen Ueberzeugungen, zur Konzession zu Gunsten der „Verkäuflichkeit" hindrängt; und die eigenen Genossen, der große Troß unter ihnen, der in der Selbständigkeit immer Ueberhebung sieht. Niemand hat die eigenartigen Künstler weniger verstanden und mehr befeindet als ihre Genossen. Es schweigt ja jeder lieber, dessen Bilder abgewiesen wurden, so daß hiervon nichts verlautet. Aber aus dem Leidensgange Böcklins, Feuerbachs, Thomas, den französischen Impressionisten und andren mehr sieht man, daß es wahrlich nicht die Künstler sind, welche allein etwas „von Kunst verstehen", daß vielmehr sie in ihrer Gesammtheit stets Hüter einer anständigen Mittelmäßigkeit waren. So bietet denn ein Zuweisen der Ausstellungen allein an die Künstler keine Sicherheit für deren ideales Gedeihen.

Etwas Anderes ist, wenn die Künstler sich gruppenweise gliedern. Einst, als seit 1848 die Kunstgenossenschaften gegründet wurden, waren sie Träger eines wirklich genossenschaftlichen Geistes. Die „Düsseldorfer Schule" war ein Ganzes, der Verein umfaßte nur eine kurze Reihe eng unter sich verbundener Männer. Jetzt hat die deutsche Genossenschaft sich auf tausende von Mitgliedern erweitert, ist nicht mehr ein Verband von Gruppen Gleichstrebender, sondern die zünftige Vertretung eines Berufes geworden, der sich die furchtbarste aller mittelalterlichen Waffen anmaßt, den in gleichem Gewerbe arbeitenden Genossen den Markt zu verbieten. Denn die „Aufnahme-Jury" wirkt wie eine mittelalterliche „Schau", auf der ein Stück, ehe es zum Markt zugelassen wird, hinsichtlich seiner kunstgerechten Ausführung geprüft und — was das schlimmste ist — bei der wenigstens vier Fünftel aller Waaren verworfen werden zu Gunsten einiger durch besondere Kunstfertigkeit Bevorzugter. Denn wenn auf den beiden entscheidenden Märkten, Berlin und München ca. 2500 deutsche Kunstwerke zur Ausstellung kommen, so steht diesen gewiß eine Produktion von 10—15 000 Stück anderer gegenüber, die nicht diese Gelegenheit benutzen können.

Diesen wird nun weder eine Akademie, noch eine Kunstgenossenschaft, noch der Geheimrath irgend eines Kultusministeriums helfen können. Sie werden rücksichtslos zurückgestoßen, ja selbst Männern von hohem Ansehen, wie z. B. Grützner passirt es, daß sie, sobald ihre Kunst den grimmen Aufnahme-Richtern langweilig wird, in das alte Eisen fliegen. Tausende sehr braver Maler giebt es, die nie ein Bild auf eine der größern Ausstellungen brachten, und doch würden ihre für geringen Preis abgelassenen Bilder in zahlreichen Familien Freude und den Kunstsinn wecken. Es ist ein Nachteil nach jeder Beziehung, daß nicht auch diese bescheidene Kunst an die minder kaufkräftige Massen herankommt, denen sie noch reichlich genug Anregung bietet.

In allen Kunststädten vollzieht sich der Wandel im Wesen der Ausstellungen. Paris und London gehen voran. Dort bilden sich immer mehr Gruppen von Malern, welche die Absicht haben, durch gemeinsames Wirken ihrer Richtung Geltung und ihren Werken Absatz zu schaffen. Sie organisiren sich zu einer Art Produktivgenossenschaft, besolden einen Vertreter, verhandeln mit den Besitzern von Ausstellungshallen, seien es nun Private oder öffentliche Körperschaften. Ihr Grundsatz ist, daß einer den andern stützen müßte; daß sie durch gemeinsame Kraft den Zwischenhandel, der

sich des alleinigen Verdienstes in der Kunst bemächtigen will, bis auf berechtigte Vorteile zurückweise, daß sie sich in der öffentlichen Achtung befestige, indem sie streng die Aufnahme nur tüchtiger Kräfte überwacht. Das heißt: es sammeln sich aus den großen Künstlerzunften eigentliche Genossenchaften mit eigener Verantwortung und wechselseitiger Kontrolle über die Leistung.

Zu einer solchen Genossenschaft bilden sich mehr und mehr die Münchner Secessionisten heraus. Und das ist eine nothwendige Folgerung der Verhältnisse. In München hat man nicht verstanden was sie wollten, indem sie einen gesonderten Raum, gesonderte Jury, eigenes Verkaufsbureau für sich forderten. Man schob dies ausschließlich ihrer Richtung zu. man meinte unter dieser Flagge wollten junge Maler ihre kecken Neuerungen dem prüfenden Auge der Aelteren entziehen. Es ist das grundfalsch. Die Führer der Secessionisten, Piglheim und Dill, sind in ihrer Richtung befestigte, keineswegs mehr suchende Künstler. Aber sie wollen die Hände frei haben und, wenn sie die Riesenarbeit einer Ausstellung, wie schon so oft, auf sich nehmen, nicht zugleich den Haß aller jener auf sich lenken, welche sie zurückstoßen mußten. Es trennt sich eben die Kunst in Aristokratie und in Proletariat. Das mag vielen nicht in seine „Grundsätze" passen, aber wir werdens nicht ändern.

Hoffentlich versteht man in Berlin den Gang der Dinge besser. Die Secessionisten haben sich zur nächsten Ausstellung in Berlin unter gleichen Bedingungen gemeldet wie in München: ein gesonderter Raum, gesonderte Jury, gesondertes Bureau.

Man fürchtet in Berlin den „Präcedenzfall!" Andere werden gleiches verlangen, sagt man. Mögen sie es. Ich sehe darin kein Unglück. Mag die Künstlerschaft sich in Gruppen zusammenfassen, die frühere Konkurrenz der Einzelnen zu einer solchen der Genossenschaften machen. Wir werden als Beschauer nur hierdurch gewinnen und die Ausstellungen selbst werden sich für die Veranstalter vereinfachen.

Ein offener Brief

von Herman Helferich.*)

Mein sehr geehrter Herr!

Die Sache, um die es sich handelt, ist mir in zu ungenauen Umrissen bekannt, als daß ich im Stande wäre, ein Urteil abzugeben; Ihrem Wunsch kann ich daher nicht genügen. Ich habe die Munch-Ausstellung allerdings in einem Berliner Neubau gesehen, als ich vor einigen Wochen Berlin berührte. Und ich habe allerdings schon früher auch Bilder von Herrn Eschke gesehen, der die Bilder Munchs nicht verantworten zu können glaubt. Meine Ansicht über die Sache ist die Ansicht jedermanns: daß es nur eine Kleinig-

*) Im Wunsche, verschiedene wertvolle Urteile über die letzten stürmischen Vorgänge aus der Berliner Malerwelt zu sammeln, hatten wir uns auch an Herman Helferich gewandt. Seine Antwort ist der nachfolgende Brief. D. Red.

keit war, die den Streit zum Ausbruch brachte, der schon längst hatte kommen müssen. Die Kleinigkeit selbst aber ist mir, wie gesagt, nur in zu ungefähren Umrissen bekannt, als daß ich ein Urteil abgeben könnte.

Uebrigens, wieviel von der Höflichkeit verlangt wird und wieviel nicht — dieses zu beurteilen werden Sie nicht gerade eines kunstkritischen Beirats bedürfen. Ferner, um zu sehen, daß Herr Munch noch nichts kann, — oder so gut wie nichts, — bedarf ich nicht einer genaueren Kenntnis der Vorgänge, die sich abgespielt haben. Und schließlich überzeugt zu sein, daß nicht Herrn Eschke es zukommt, eine Meinung über hohe Kunst auszusprechen, ist selbstverständlich, denn in jeder Stadt, außer Berlin, würde man einen so geringen Maler nicht zum Urteil kompetent halten: man würde sagen, wenn er so wenig Urteil hat, daß er selbst weiter malt, kann er nicht wohl ein gutes Urteil besitzen.

Was nun Herrn Munchs Arbeiten betrifft, die mit dem Streit selbst ja wenig Berührungspunkte haben, so scheint mir, daß ein junges Talent, wenn man es nach Paris versetzt, falls es nicht Lust hat die école des Beaux-Arts zu bewundern, vielmehr die neue Richtung der Monet u. s. w. betrachtet, die man in Paris in gewissen Bilderläden studieren kann, — ganz entschieden im ersten halben Jahr schon solche Arbeiten liefern wird wie Herr Munch. Es ist also eine kleine Blamage für uns Deutsche, daß uns in diesen Arbeiten schon etwas Besonderes gelegen zu haben schien. Wenn etwas in diesen Arbeiten gut ist, so ist es der Hauch von Frische, den der Autor in Paris oder durch Maler, welche in Paris gewesen sind, empfangen hat; dem Autor selbst aber könnte man nur raten, falls er Lust hat, etwas Großes zu werden, noch einstweilen im Stillen der Ausbildung seiner Kräfte sich zu widmen, nur, wenn er am Hungertode ist, seine Bilder jetzt schon öffentlich auszustellen, und wenn er seine Arbeiten manchmal gelobt fand, glauben zu wollen, daß ihn die Leute lobten, denen er nicht bekannt oder denen nicht bekannt war, ein wie vorzüglicher Geschmack und eine wie große Technik sich in Paris mit jener Auffassung verbinden, die ihn angeregt hatte. Wenn ich mir Herrn Eschke und Herrn Munch einander gegenüber denke, den einen Kunst so pflegend, als ob sie gelernt werden könnte, den andern frisch, wild, unerfahren die Kunst so pflegend, als ob sie nicht gelernt zu werden brauchte — dann, mein verehrter Herr Herausgeber, kann ich nicht anders als mich freuen, daß ich unbeteiligt genug bin, den Streit, um welchen es sich handelte, nicht genauer zu kennen. Die Kunst, wenn es mir erlaubt ist ein wenig zu philosophieren, ist eine Sache, die man gelernt haben muß, ohne daß man sie damit schon kann; Herr Eschke kann sie noch nicht, und Herr Munch hat sie noch nicht gelernt.

In ausgezeichneter Hochachtung bin ich

Ihr ganz ergebenster

Herman Helferich.

Die Angst vor der „Aufklärung!“

Der formschöne und gedankenreiche Vortrag Ernst Häckel's, den wir im Novemberheft dieser Zeitschrift in seiner ersten, improvisierten Fassung zur Kenntniß unserer Leser gebracht haben, liegt jetzt in fast auf das Doppelte des Umfangs erweiterter Gestalt als selbständige Flugschrift vor unter dem Titel „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. Glaubensbekenntniß eines Naturforschers. (Bonn, Emil Strauß.)

Wenn je in Jahrzehnten ein Moment glücklich gewählt war für das herzhaft ehrliche Aussprechen freier Glaubensbekenntnisse, so ist es der gegenwärtige. Und wir begrüßen Häckel's aus Friedensmahnung und Kampfruf gleichmäßig gemischte Betrachtungen nicht bloß mit der Hochwertung, die von je der mutige Geist und kombinatorische Blick des Mannes jedem aufgezwungen, der Sinn für begeisterte Wahrheitsverkündung in sich trug, sondern noch mit einem besonderen Gefühl für den praktischen Agitationswert gerade zu solcher Stunde.

Es fehlt uns nicht an wohlmeinenden Köpfen, die da glauben, wir bedürften gar des Kampfes nicht mehr um Freiheit der Meinungen, — für alles sei bereits aufs beste gesorgt und der Agitationswert der freien Weltauffassung so antiquiert, wie die Proteste der Astronomen wider das Dogma von der Bewegung der Sonne um die Erde. Den Glücklichen, die auf diesem sanften Daunenkissen ihr Kulturschläfchen halten, dürfte noch ein Erwachen mit Schrecken drohen. Reaktionäre Bewegungen der schlimmsten Art, die uns einen echten und rechten „Kulturkampf“ neuerdings für das Ende des Jahrhunderts versprechen, regen sich bei uns in Deutschland von Tag zu Tag in immer bedrohlicherem Maße. Die Anzahl derer aber, die in wirklich berufener Weise dagegen Front machen, ist verschwindend klein. Man überläßt es dem professionsmäßigen politischen Zeitungsschreiber, gelegentlich Protest zu erheben, und spöttelt insgeheim wohl noch, wenn er es, wie es im alltäglichen Zeitungsgewerbe nicht wohl anders möglich ist, seicht und kurzsichtig genug macht, — genau so, wie es fachwissenschaftliche Kreise die Menge gibt, die bei jeder Gelegenheit das falsche Populärisieren wissenschaftlicher Forschungsergebnisse durch „Unberufene“ belächeln, — selbst aber keine Hand zu dem wirklich notwendigen Werke des Populärisierens rühren und so nur gerecht bestraft werden, wenn unwissende aber schlaue Spekulanten Falschünzerei mit dem Golde der Wissenschaft treiben. Nur ein Exempel dafür! Von offiziöser Seite aus darf uns gegenwärtig gemütlich versichert werden, daß die Kinder unserer deutschen Dissidenten, denen doch verfassungsmäßig garantiert ist, daß ihre „Begriffe von Gott und göttlichen Dingen kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sein können“ und daß sie in keiner Weise schuldig sind, „über Privatmeinungen in Religionssachen Vorschriften vom Staate anzunehmen“, gezwungen werden müßten, ihre Kinder in den bestehenden Religionsunterricht der Schule zu schicken, da z. B. ein ethischer Unterricht, wie ihn die Berliner freireligiöse Gemeinde erteilen lasse und in der u. a. gelehrt werde, es gebe keinen Gott, nicht als Ersatz angesehen werden könne. Solche Auslassungen werden nun wohl gelegentlich in ein

paar schnell vergessenen Nummern einiger Tageszeitungen besprochen, aber das wahre Gefühl dafür, was für ein Kardinalpunkt aller Geistesfreiheit hier bedroht ist, erweist sich in den eigentlichen Kreisen der Gebildeten als geradezu haarsträubend lau.

Die gewöhnliche Entschuldigung ist, daß man sich in diese Dinge nicht hineinmischen wolle aus Angst, nach beiden Seiten hin schmutzige Finger zu bekommen. Wie die Dinge liegen, hat das, der groben Praxis gegenüber, einen Schein von Berechtigung. Es ist gar kein Zweifel, daß in den freireligiösen und Freidenker-Bewegungen, wie sie vielgestaltig und oft mit allen Schwächen des Sektirer- und Vereinsfimpelei-Wesens heute sich täglich mehr ausbreiten, allerhand Schäden noch stecken. Es ist ebenso gewiß, daß ein gewisser Teil wenigstens der ins Volk verbreiteten Aufklärungsschriften unzweideutiger Schund und Spekulantenware gemeinster Sorte ist. Aber wer trägt die intellektuelle Schuld? Es ist ein uralter Erfahrungssatz, daß die gewissenlose Spekulation sich stets da einnistet, wo ein Terrain zur Aussaat von ehrlicher Hand mühsam reif gemacht, dann aber aus irgend welchem Grunde achtlos verlassen ist. Wo das Werk mit Konsequenz vollendet und die Saat wirklich hoch aufgereift ist, da kann gar kein Unkraut hin. In den gesundesten Schichten unseres Volkes, oben wie unten, vollzieht sich im Augenblick ein durch mehrhundertjährige Arbeit angebahnter Prozeß: die Loslösung vom kirchlichen Dogma, die Loslösung von gewissen Bildern, in denen einst ein Höchstes für Gemüt und Geist gelegen, die aber nun nach unerbittlichem Kulturgesetz verblaßt sind und im Kampf der Stunde grade das bedrängte Gemüt und den Hülfe suchenden Geist nicht mehr erfüllen und emporführen können. Die Zahl derer, die sich bewußt und gewissermaßen auf „Stempelpapier" von der dogmatischen Kirche loslösen, wächst von Tag zu Tag ins Erstaunliche, und doch ist der Prozentsatz dieser Unabhängigen noch winzig gegen die Unzähligen, denen allerlei wirtschaftliche und gesellschaftliche Ketten noch den Arm binden, der an sich längst für die neue Weltanschauung zu stimmen bereit ist. Das ist der Ackerboden. Wenn wir jetzt die Hände in den Schoß legen und uns darum weg drücken, etwas Positives darauf zu säen, so ist das Unkraut, das sich ansiedelt, mit jeder Ranke unser Werk. Dann haben wir den Wald gerodet für das Unkraut und unsere Früchte sind es, die in der Lichtung geerntet werden.

Es wäre gewiß ganz schön, wenn man das Spiel der Kräfte sich selbst überlassen und sich ruhig auf den Standpunkt des Abwartens stellen könnte. Der Zerbröckelungsprozeß der Kirche und das selbstthätige Wachsen einer freieren, an die Natur angelehnten Weltauffassung zöge an uns vorüber wie ein hübsches Schauspiel, und Diogenes läge derweilen vor seiner Tonne und sonnte sich. Nur leider, daß wir im ausgesprochensten Zeitalter der Geschäftsspekulation einmal leben, wo jeder Schritt, den der Gute und sachlich Denkende nicht thut, für so und so viel bedenkliche Existenzen einen Posten mehr in ihrem rein egoistischen Börsenspiel bedeutet. Die letzte, kläglichste Entschuldigung, daß die Corruption schon so groß, die Masse verkehrter Aufklärung schon so überwältigend sei, daß der echte Freidenker sich entweder gar nicht mehr einmischen dürfe oder gar bremsen und Halt rufen müsse — diese wahrhaftige Bankerott-Entschuldigung ist, so groß man sich das bereits Geleistete an Verkehrtheit auch ausmalen mag, vollends ganz wertlos. Denn das Spekulantentum hat hier, wie überall, grade Macht bis der erste echte Apostel der Wahrheit den Mund aufthut — dann verschwindet es wie Gespensterspuk beim Glockenschlag. Man muß sich die aufklärungsbedürftigen Köpfe denn doch nicht gar zu dumm vorstellen. Der Spekulant mag den Neuling im Freidenken zum Fanatiker machen und so in gewissem Sinne aus der alten Dogmen-Ecke heraus neu verderben; aber das, was eigentlich revolutioniert, was die Tausende aus der Kirche wirklich hinaustreibt, ist niemals der Spekulant selbst, sondern die innere, wühlende Macht der Logik, die große geistige Vererbung von

Jahrhunderten, die ganze, überall eindringende, aufrüttelnde Frühluft eines Menschheitstages, dem wir entgegenwachen, mögen wir nun wollen oder nicht.

Von jenem „Bremsen in guter Absicht" haben wir jüngst auch wieder fröhliche Exempel erhalten. Rudolf Virchow hat es einmal von Neuem verkündet, urbi et orbi, allen bedrängten Seelen zum Herzenstrost, von den bösesten Jenenser Ketzern im grünsten Thüringer Wald bis zu den frömmsten Bauern in der finstersten Eifel: es ist nichts mit dem Affenmenschen! Es existiert, so hören wir vom hohen Anthropologenstuhl an einer Stelle, die für weitere Kreise direkt bestimmt ist, kein „Proanthropos", — „geschlagen" ist die Forschung nach dem tierischen Ursprung des Menschen „auf der ganzen Linie", das „Zwischenglied" zwischen Mensch und Tier hat sich als „Phantom" herausgestellt. Das wandert nun durch die Zeitungen dicht neben jener Notiz von dem zwangsweisen Religionsunterricht, in dem „Gott" anerkannt wird, für Dissidentenkinder. Ist es ein Wunder, wenn der gute brave Skat-Philister sich seine zwei Feuilletonsächelchen aneinanderreimt mit der hausbackenen Logik, die ihm denn doch nicht abgeht, und schließt: „Nun ganz recht: wenn die freie Weltanschauung des Naturforschers doch bankerott ist und die natürliche Erklärung für den Ursprung des Menschen versagt, — dann nur ja in den Religionsunterricht der Schule mit den Dissidentenkindern, damit sie uns nicht am Ende gar hinter der Wissenschaft zurückbleiben!" Virchow ist so recht der Typus des professionsmäßigen Bremsers aus Vorsichtsgründen. Wenigstens hier, — anderswo, wie bei Schliemann's Trojafrage, ist er wie ausgetauscht gewesen. Aber das mag hier bei Seite bleiben. Ihm ist der Darwinismus ein Arkanum, das Gift wird, sowie es in die Menge tritt. Im Herzen, hat er vor Jahren einmal geschrieben, sei er Darwinist, wie er im Herzen Kosmopolit sei; aber das hindere ihn nicht, in der Praxis Patriot und Pathologe zu sein; und die Pathologie kenne keine Umwandlung der Arten. Ein anderes Mal hat er verkündet, die Deszendenz-Theorie sei — konsequent durchgeführt — eine ungeheure Gefahr, da sie zum Sozialismus führe. Man hat sich von allerlei Seiten bemüht, ihm darzulegen, daß das letztere nicht der Fall sei. Viel zu wenig Gewicht aber ist dabei auf die weit wesentlichere Thatsache gelegt worden, wie eine solche Achterklärung eines wissenschaftlichen Ideenganges aus politischen Zweckmäßigkeitsgründen des Moments das intellektuelle Ende aller Wissenschaft bedeute und uns zu den Zuständen des päpstlichen Mittelalters zurückführe. Bezeichnend genug war die Sache! Die neueste Aeußerung ist nur ein schwacher Aufguß auf die älteren Reden. „Wir", die Anthropologen mit Virchow an der Spitze, haben jetzt dreißig Jahre nach Uebergängen zum Affen gesucht und wir haben nichts gefunden. So gescheidte Leute können doch nicht nach der verkehrten Seite gesucht haben! Nein, es muß in der Sache liegen, es giebt nichts derart für menschliches Denken. Ich kann mir nicht helfen, es liegt etwas Selbstvergnügtes in Virchow's Worten: Gott sei Dank, wir dürfen noch immer und immer weiter bremsen, das große Unglück ist noch immer nicht passiert, — am Ende passiert es gar nicht . . . . Der Ton ist denn auch — mag er nun in dieser Schärfe gewollt gewesen sein oder nicht — in den interessierten Kreisen nur zu gut verstanden worden. Was oben „bremsen" heißt „zu Gunsten der Fahrt", das versteht man da unten viel einleuchtender als Demolieren der ganzen Bahnstrecke und Abschaffung der Eisenbahn als eines verderblichen Produktes der Ueberkultur.

Diese Folgewirkung: das ist das fundamental Verschiedene, was Virchow's graue Weisheit von einem frischen, ungestümen Buche wie Häckel's „Glaubensbekenntniß" scheiden muß. Beide Aeußerungen gehen auf Festreden zurück und sind so jede in ihrer Art einer gewissen Stimmung unterthan. Grade diese Stimmungen aber — grundverschieden wie sie sich geben — sind das Bezeichnende: die mißmutige und müde dort, — die ewig junge und überströmende hier. Wer in grauem Haar so unvermindert begeistert auf seinem Programm steht wie Häckel, der muß doch dem belebenden Elemente der Forschung näher ge-

kommen sein, als der, welcher immer nur die Leichen zählt. Dieses belebende Element aber ist es, was unsere Zeit von dem Naturforscher fordert. Wenn der Glaube an die fördernde Macht der Wahrheit nicht die gleiche und eine größere Macht haben soll zur Aufrüttelung des ganzen Menschen — in Geist wie Gemüt — als sie der fromme Glaube an das Kirchendogma in seinen besten Stunden besaß, dann wird uns wenig bei dem großen Tausche gewonnen sein. Streiten und Katzbalgen ist innerhalb der arbeitenden Wissenschaft eine sehr nützliche Historie: es bringt nicht nur Neues zu Tage, sondern es erhält auch — innerhalb des eigentlichen Fachstreites — grade ganz besonders energisch jung. Im weiten Kreise aber wird immer nur wirken, wer mit einem Ganzen hervortritt. Mag es in vielem, wie Albert Lange sagt, der selbst ein guter „Fechter" und auch ein „Ganzer" war, wenn es Not that, „die Forderung des Unmöglichen" enthalten: — es „reißt die Welt aus den Angeln." Das „Mögliche" im Kleinen thun tausend Köpfe langsam hinzu, — ehrliche, treue Arbeiter, deren Ruhm eine freundliche Nachwelt, die mehr Zeit hat, gewiß nach Gebühr schätzen wird. Sie fügen Sprosse zu Sprosse in der großen Leiter. Nachher auf diesen Sprossen hinaufklettern, ist dann ein behäbiges Vergnügen, das nur noch sehr mäßiges Verdienst umschließt. Aber der echte Mann der Stunde — nicht bloß im Reklame-Sinne, sondern auch im positiv fördernden Wert-Sinn — ist alle Zeit der, der im Geiste schon die ganze Leiter sieht und durch sein zündendes Wort die ersten Arbeiter zum Bau anlockt. . . . .

Wilhelm Bölsche.

Mit und ohne Dühring.

Von **Heinrich Hart.**

Glücklicher Max Nordau, wie beneid' ich Dich! Für Dich ist die ganze Welt verrückt, von Tolstoi bis Nietzsche, von August bis Arne, von Bismarck bis Ahlwardt, und auch ihm, dem Du das hohe Lied der Psychiaterei gewidmet hast, dem großen Hirnmantscher Lombroso wirst Du jetzt wohl das Kommandeurkreuz vom abgezogenen Hirnvlies feierlich überreichen. Jetzt, wo er dem schwarzäugigen Medichen Eusapio so kläglich ins Netz gegangen. Du aber — Du Herrlicher, Du sitzst als der einzig Gesunde in dem großen Weltgewebe, siehst behaglich die verrückten Fliegen sich abzappeln, und holst Dir dann und wann eine heraus, um sie auszusaugen, sie zu analysiren und buchreif zu machen. Wer es doch auch so haben könnte! Wie angenehm wäre das Leben, wenn Du recht hättest, wenn die Erde ein großes Irrenhaus wäre, ohne Arzt und ohne Wärter. An Verrückte braucht man keine Ansprüche zu erheben, Ansprüche weder an Vernunft noch Gerechtigkeit noch Freiheitssinn. Sie mögen tanzen, tollen und zu Grunde gehen — was liegt daran? Aber das ist ja eben das Betrübliche, daß die Bestie Menschheit nicht verrückt ist, daß sie mit ganz normalem, gesundem Hirn all den Unsinn, all die Gemeinheit ausheckt, die uns aus Hütten und Palästen, aus Tempeln und Lusthäusern anduftet. Meinen letzten treugehüteten Thaler würde ich darum geben, wenn die Bedientenseele, die da drüben schleicht, und der Herr Deputirte, der dort schwatzt, wenn der Millionenmann dort, der seine Arbeiter patriarchalisch liebevoll behandelt, und der Geisterseher drüben mit dem Bündel vierdimensionaler Fußabdrücke, — wenn sie alle weiter nichts wären als verrückt. Wenn das Kanonenarsenal hüben und das Religionsarsenal drüben (ich meine auf den Fidschiinseln) nichts anderes wären, als Produkte verstandestrüber Mußestunden. Aber nein, die Menschheit ist nicht verrückt, der Dalailama ist es nicht und der Kanibale am Lualaba auch nicht; der eine ist ein Thier, ein ganz normales Thier, der andere ein Kind, ein unerzogenes, kindisches oder auch boshaftes Kind. Und das ist nun seit 6000 Jahren so; denn die Menschheit will aus dem Thier- und Kindeszustand nicht heraus; immer wieder reißt sie aus der Schule aus und läuft ins Spielzimmer zurück, um auf dem Steckenpferd Metaphysik zu galoppiren, die Wachspuppe Mystik aus- und anzuziehen, Gespenstermärchen zu lesen und schließlich mit Hussah und Halloh „Räuber" und „Krieg" zu spielen. Und was soll sie auch in der Schule bleiben, da ja die Lehrer selbst halbkindisch sind? Nur alle hundert oder tausend Jahr ersteht einmal ein Lehrer, der ein ganzer Mann ist, den

kein Fetisch und kein Saïsschleier täuscht. Und sein Dasein giebt den Wenigen, die des Spielens müde sind und die rasch an ihm emporwachsen, den Mut und den Trost, daß sie an der Erde nicht ganz verzweifeln.

Solch einen Lehrer hatten die Alten in Epikur, wir haben ihn in Dühring. Das ist wieder einmal ein Nebelscheucher, der keinen Kompromis schließt mit den Kindern der Dämmerung, der die Götter nicht aus der Vorderthür hinauskomplimentirt, um sie durch die Hinterthür wieder, als Dinganfsich maskirt, hereinzulassen, der weder der Metaphysik noch dem Vorurteil irgendwo einen Schlupfwinkel läßt, sondern sie ins Sonnenlicht zerrt, daß es fröhlich durch die Skelette hindurch scheint. Wenn solch ein Mann in die Hallen der Literatur*) eindringt, dann wird es auch da wunderlich hell. Da steht in den Nischen so manches Götzenbild, das die Priester für pures vom Himmel gefallenes Gold ausgaben; Dühring rührt nur daran und unter der dünnen Vergoldung tritt der Gyps zu tage. Da wird seit Jahrhunderten so manche Ansicht von den Gläubigern gläubig hergeleiert; Dühring hebt nur den Finger, und das Unverstandene klingt wie es ist, als ein sinnloser Wirrwarr . . . Und doch folge ich dem Lichtträger nicht auf allen seinen Gängen. Auch für Dühring giebt es ein Gebiet, in dem er sich nicht zurechtfindet, auch er hat einen Eigensinn, der ihn verhindert, nach einer bestimmten Richtung hin klar zu sehen. In seinem Buche heißt es: „Letztere (die Belletristik) kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß mit schöner Form allein wenig, ja oft schlimmeres als nichts gethan ist, und daß es in erster Linie auch bei ihr auf Stoff und Gehalt ankommt. Auch bei ihr müssen Wahrheit und Gediegenheit als die ersten kritischen Forderungen geltend gemacht werden." Und weiterhin: „Sind die Thaten nicht gut, die Gefühle nicht edel und die Gedanken nicht wahr, so hat auch die Kunst, von der sie hervorgebracht werden, keinen stichhaltigen Werth. Sie mag an sich als bloße Form ein Weniges bedeuten; aber streng genommen sinkt ihr Werth noch unter Null, wenn sie sich dazu herabwürdigt, das Schlechte, das Unedle und das Unwahre zu beschönigen."

Was Dühring mit diesen Sätzen sagen will, ist klar. Er will, daß die Dichtung mit unserer Erkenntnis und Ethik Hand in Hand geht, daß sie einerseits nur das rein Menschliche behandelt und mystische und religiöse Vorstellungen jeder Art sich fern hält, andererseits mit den ethischen Anschauungen der höchstentwickelten Kulturstufe in vollem Einklang steht. Ich widerspreche diesen Anforderungen nicht; ich sehe nur nicht, was die Dichtung als Kunst mit ihnen viel anfangen soll. Wahrheit und Edelsinn kann Dühring von allen Menschen und menschlichen Werken verlangen; auf der Höhe der Erkenntnis und Ethik sollte jeder stehen, der auf irgend einem Gebiete Führer sein will; kurz und gut, „Wahrheit und Gediegenheit" sind die Grundlagen allen menschlichen Thuns und Schaffens. In der Kunst sind Gehalt und Stoff nur insofern wesentlich, als sie es überall sind; in speziell künstlerischem Betracht sind sie keineswegs Hauptsache. Wären sie es, so müßte eine Dichtung von hohem ethischen und überzeugendem Erkenntnisgehalt von vornherein ein bedeutendes Kunstwerk sein, sobald die Form nur „ein wenig" genügt. Aber im Gegenteil, eine Dichtung von solchem Gehalt kann möglicherweise ästhetisch ein sehr miserables Ding sein, und dann ist sie auch

*) Dr. Eugen Dühring „Die Größen der Modernen Literatur", C. G. Naumann, Leipzig.

kulturell ein Nichts, weil niemand Lust hat, derartige Werke zu „genießen.“ Es giebt viele Stoffe, die sich ebenso gut wissenschaftlich oder rhetorisch wie poetisch behandeln lassen; eine Dichtung kommt also nicht durch diesen gemeinsamen Stoff, sondern erst durch die Gestaltung desselben, durch die Form im weitesten Sinne zu Stande. Die Form hat den Stoff in ein lebendiges Anschauungsbild und in einen Empfindungsgenuß umzuwandeln; nur in der Wissenschaft genügt es, den Ideengehalt klar und überzeugend zu gruppieren, die Dichtung ist erst in zweiter Reihe Ideenträger, in erster Reihe Phantasieerreger und Genußbringer. Vermag sie die Anschauung nicht zu fesseln, die Empfindungsnerven nicht zu packen, so nützt ihr aller, auch der höchste Gehalt nichts. Diese Bedeutung des rein Ästhetischen verkennt Dühring nicht, aber er geht an ihr ohne besondere Aufmerksamkeit vorbei. Und daher könnte seine Betonung des Gehalts leicht zu der Bevorzugung lehrhafter, moralisierender Dichtungen führen. Demgegenüber ist daran festzuhalten, daß die Kunst als solche mit dem Gehalt nur insoweit zu thun hat, als ein bedeutender Stoff naturgemäß den Künstler tiefer erregt und mithin zu inbrünstigerem Schaffen anspornt, alle seine Kräfte in stärkere Bewegung setzt, als ein geringfügiger. Das Wesentliche für die Kunst ist aber weder Form und Gehalt, sondern die innige Verschmelzung beider zu einer lebensvoll wirkenden Einheit. Durch diese Verschmelzung allein erreicht der Dichter, daß das Phantasiebild, das in ihm lebt, ebenso lebendig in den Genießenden übergeht. Wer Dühring unbedingt folgt, läuft Gefahr, aus Furcht vor dem Mystischen dem Nüchternen und Trivialen zu verfallen. Dühring selbst entgeht der Gefahr nicht überall; bei der Beurteilung Goethes, so viel richtiges sie enthält, zeigt es sich doch, daß es von Übel ist, das ungeheure Gebiet der Phantasie allein mit dem gesunden Menschenverstand abgrenzen und abzirkeln zu wollen. Die Phantasie und die Empfindung haben Rechte, die sie sich von Verstand und Erkenntnis niemals schmälern lassen werden. Sie sollen mit den beiden letzteren nicht in Widerspruch geraten, aber sie dringen in Weiten und Tiefen, die dem Verstande unzugänglich sind. Die Thorheit beginnt erst, wenn Jemand seine Phantasieträumereien — und auf solchen beruht alle Religion und Metaphysik — mit Erkenntnis verwechselt. Dann hat der Positivist allerdings ein Recht, diesen Jemand unsanft aufzurütteln. Aber die Berechtigung des Phantastischen, als bloßen Empfindungs- nicht Erkenntnisstrebens, bleibt davon unberührt. Hier auf dem Gebiete der Phantasie und der rein ästhetischen Wirkungen, zeigt sich bei Dühring fraglos ein gewisses Nichtverstehen. Sein Eigensinn aber tritt überall da hervor, wo er auf den Orient zu reden kommt. Mit Recht bekämpft er das Religiöse, insofern es sich als Metaphysik, Weltflucht und Erkenntnisdogmen giebt, aber warum soll der rein menschliche Empfindungsgehalt, der auch den religiösen Stimmungen zu Grunde liegt, ästhetisch verworfen werden?

Die Phantasiegröße des Jesaias und Ezechiel sind unläugbar und ebenso die ästhetische Wirkung des Hohenliedes, trotz der Vermengung mit falschen ethischen und physikalischen Vorstellungen. Daß nur eine Dichtung, die mit unseren sittlichen und geistigen Ideen und Idealen in vollkommenem Einklang steht, die höchste und reinste Wirkung auszuüben vermag, ist unzweifelhaft. Aber in der Ästhetik giebt es größere und geringere Werthe. Und einen gewissen Wert behalten alle wahren Kunstwerke für uns, auch die der

Vergangenheit, eben den rein ästhetischen. Diesen Geschichtswert, der an das Vergnügen erinnert, welches Kindheitserinnerungen für uns haben, erkennt Dühring nur mit allzugroßen Vorbehalten an; und dem Orient gegenüber verkennt er ihn ganz.

* * *

Überseh ich nunmehr die Einzelheiten des Dühringschen Buches, so geht es mir wiederum dem Literaturkritiker wie dem Ästhetiker gegenüber: den größten Teil des Weges, den er wandert, ziehe ich gläubig und getrost an seiner Seite. Aber es kommt auch hier die Stelle, wo ich ihn verlassen muß. Und zwar aus demselben Grunde: seine Empfindungen in rein künstlerischer Hinsicht genügen mir nicht. Theoretisch ist freilich das ganze Buch auf der Bevorzugung des Gehalts in der Dichtung aufgebaut, denn Dühring bestimmt den Begriff „Moderne Literatur" einzig nach dem Gehalt. Die moderne Literatur ist die Literatur der Geistesfreiheit, der Wahrheit und ethischen Gediegenheit. Käme es hierauf allein an, so wäre Lucrez der modernste aller Dichter. Aber es giebt auch eine Modernität des Ausdrucks, des Tons, der Stimmung und Beleuchtung, mit einem Wort das Wie und nicht nur das Was. Und diese Modernität ist ebenso wichtig, wie die des Gehalts. Theoretisch vernachlässigt Dühring diese Modernität des Formalen durchaus, in der Praxis jedoch, bei der Beurteilung der einzelnen Dichter zieht er sie, wenn auch mehr instinktiv, als mit klarer Bestimmtheit in Betracht. Deutlicher weist er auf die Entwickelungsmomente hin, welche in der Vertiefung und Verfeinerung des Wirklichkeitssinns, was Naturbeobachtung und Psychologie betrifft, liegen. Aber er scheint sie dem Gehalt zuzurechnen, obwohl sie doch unbedingt der dichterischen Methode, also dem Formalen angehören. In der Anwendung ist diese Unterscheidung ziemlich belanglos, und eben deshalb treffe ich in der kritischen Wertschätzung der einzelnen Dichter im Allgemeinen mit Dühring zusammen. Die Hauptfrage, die sein Buch stellt, lautet: was ist denn eigentlich von der Literatur der Vergangenheit noch für uns lebendiges Gut? Und die Bedeutung des Buches besteht in der rücksichtslosen Entschiedenheit der Antwort, in dem Wahrheits- und Klarheitsdrang, der kein Vorurteil schont und durch alle Bemäntelungen hindurchdringt. An Dante zeigt Dühring in überzeugender Weise, wie gefährlich das Religiöse dem Dichter werden kann. „Dante ist gewiß ein lebens- und schwungvoller Dichter. Trotzdem sind seine thatsächlichen Schöpfungen ein Gemisch von Unnatur und Natur, von offenem Sinn und verschränktem mystischen Dunkel. Seine Themata sind Liebe und Religion in jener naturwidrigen Einheit, in welcher die Liebe christlich verhimmelt und verblaßt, die Religion aber hinter ihren mittelalterlichen neuchristlichen Gittern eine Menge Züge jüdischer Häßlichkeit blicken läßt." In Cervantes und Shakespeare sieht Dühring die Vorläufer der Moderne; Hamlet ist der echte Mensch der Übergangszeit, der mit einem Male selbstverantwortlich vor Dingen steht, deren Auffassung sonst durch die Religion bestimmt wurde; die Autorität bietet ihm keine Stütze mehr, sein Selbstbewußtsein ist noch zu schwach, und so wird er durch die ungewohnte Last, selbst entscheiden zu müssen, erdrückt. Wie viel Veraltetes wir daneben bei Shakespeare heute in den Kauf nehmen müssen, käme noch sichtbarer zu Tage, wenn Dühring auch die Form, die

Methode des Briten näher berücksichtigte. Mit klarem, vollem Bewußtsein dem Modernen zu wendet sich Voltaire, er zuerst. Sein Witz und sein Spott waren die unentbehrlichen Plänkler des modernen Geistes. Es ist nicht das geringste Verdienst Dührings, diesen Mann in seiner ganzen Bedeutung vor die Augen unserer mystisch benebelten Zeitgenossen hinzustellen. Auch er ist ein Lichtgeist. Und das Licht, wenn es die erwachenden Schläfer trifft, thut weh. Aber es geht nicht an, deshalb das Licht anzuklagen.

* * *

Die Kritik der deutschen Literatur knüpft Dühring nicht ohne eine gewisse Schadenfreude an die Schrift Friedrichs II. vom Jahre 1780 an. Hat man es bisher bedauert, daß Friedrich die bedeutsamen Ansätze zu einer deutschen Literatur, die damals bereits vorhanden waren, übersehen oder gar nicht gekannt hat, so giebt Dühring dem Könige in Bezug auf das Vorhandene ganz recht. Weder der „Theaterliterat" und „Verjudungsunternehmer" Lessing, noch der rohe und zopfige Klopstock, noch der schlüpfrige Wieland können literarisch in Betracht kommen. An dieser Stelle geht die Neigung Dührings, den Gehalt in der Dichtung zu bevorzugen, in volle Einseitigkeit über. Giebt man auch, was ich nicht uneingeschränkt thue, Dühring zu, daß jene Männer als Dichter für uns nicht mehr lebendig, sondern nur noch geschichtliche Erscheinungen sind, so verdienen sie doch als literarische Bahnbrecher Dührings absolute Geringschätzung keineswegs. Von Lessing will ich dabei ganz absehen. Wenn Dühring auf ihn und auf die Juden zu sprechen kommt, dann verfällt er in einen Ton, der einfach ans Hämische grenzt. Und gegen leidenschaftliche Erbitterung ist schlecht ankämpfen. Aber Klopstock und Wieland? Eine große Literaturepoche bedarf doch nicht nur geistiger Vorbereiter, nicht nur eines Voltaire, sondern auch ästhetischer Vorbereitung in Form und Sprache. Wenn ein Goethe selbst eingesteht, daß er sich technisch an Hagedorn und Klopstock geschult hat, so darf ihm Dühring getrost glauben; ohne solche Schulung ist ein wahrer Poet ebensowenig denkbar, wie ohne starke Empfindung. Alles auf naturwüchsige Anlage zurückführen, heißt Mystik treiben. Wer das Handwerkszeug verbessert, fördert in seiner Art auch das Handwerk. Und das haben Klopstock und Wieland gethan; man versuche nur, sie aus der Literatur zu streichen, — es geht nicht. Das Urteil Dührings über Goethe bildet in jedem Betracht ein Kapitel für sich. Hier zeigen sich alle Vorzüge und Schwächen der Dühringschen Kritik in höchstem Maße. Mit unerbittlicher Folgerichtigkeit zeigt sie, daß Goethe im Leben sowohl wie im Empfinden und Denken, im Thun und Schaffen die meisten Dinge mehr spielend, als ernst behandelte, daß er allzugeneigt war, die Verhältnisse und Zustände auf die leichte Achsel zu nehmen, und Schranken zu errichten nicht nur zwischen sich und der Allgemeinheit, sondern auch zwischen seiner persönlichen Sittlichkeit, seinen persönlichen Idealen und den Forderungen der Zeit, den Idealen der Allgemeinheit.

Sein Hang nach dem Phantastischen, Nebelhaften war stärker, als sein Drang klar zu sehen; seine Sucht, alles persönlich Unangenehme abzuwehren, heftiger, als die Lust, das Große und Edle unter jeder Bedingung zu fördern.

Goethes Wesen offenbart sich am klarsten in seinen Liebesverhältnissen, die ebensowohl der Dauer wie der Leidenschaft entbehren. In dieser Hinsicht ist es charakteristisch, daß auch der Faust sich um eine Liebelei, nicht um eine echte Liebe dreht; aber auch geistig will dieses Werk nicht viel bedeuten, es geht den großen Fragen der Menschheit nirgendwo ernst zu Leibe und löst sich schließlich in poetische Spielerei auf. Ebenso spielerisch geht es im Werther, im Wilhelm Meister, in einem großen Teile der lyrischen Gedichte zu. Das alles soll Dühring zugegeben werden. Und doch ist die Fülle poetischer Wirkung, die übrig bleibt, so groß, daß Goethes Bedeutung auch nach der Kritik Dührings kaum sonderliche Einbuße erleidet. Alle Kritik ist ohnmächtig gegenüber der Naturempfindung im Werther, gegenüber den Gestalten eines Gretchen, einer Philine und gegenüber dem wunderbaren Zauber der Lyrik, wie er im ersten Teil des Faust, im fünften Act des zweiten, in den Mignonliedern waltet. Gerade diese Wirkung bezeugt, daß der kritische Maßstab Dührings den höchsten dichterischen Schöpfungen gegenüber nicht ausreicht, daß in ihnen Quellen fließen, welche bei der Analyse durch den „modernen Geist" stets einen ungelösten Rest lassen werden. Wir sind aber nicht nur Erkenntniswesen, sondern auch Empfindungs- und Phantasiewesen, deren Genußbegierigkeit ein bischen Mystik leicht mitverzehrt, wenn es vom Aesthetischen ganz umschlossen ist. Den Geistmenschen, der die Erhabenheit der Peterskirche, des Bauwerkes, bewundert, stört gewiß in seinem ästhetischen Genuß die Erwägung, daß dieses schöne Werk religiösen Zwecken dienen muß. Aber diese Vernunftvorstellung wird nicht lange den ästhetischen Eindruck mindern können; sie wird übertönt. Da zeigt sich die Macht des Aesthetischen, die allerdings noch größer sein wird, wenn keine störende Nebenvorstellung mehr das Künstlerische beeinträchtigt. Hinzukommt, daß Dührings Kritik Goethe nur in seinen Einseitigkeiten trifft, nicht aber in seiner Allseitigkeit, die neben den Schwächen auch die höchsten menschlichen Vorzüge umfaßt. So betrachtet, bleibt er doch ein typischer Mensch, den als Charakter zu richten nur dem ansteht, der über allen menschlichen Schwächen erhaben ist. Jedenfalls aber geht es nicht an, Bürger als Lyriker über Goethe zu stellen. So hoch es Dühring anzurechnen ist, daß er Bürger in seiner poetischen wie menschlichen Größe allen Verkleinerern und Verläumdern gegenüber auf den Platz hebt, der ihm gebührt, so gelingt es ihm doch nicht, davon zu überzeugen, daß Bürger Lyrik die Goethe'sche ästhetisch und geistig überragt. Das „Volksgemäße" vermag ich als maßgebend nicht anzuerkennen, wenn die höchsten ästhetischen Entwicklungsstufen nicht ebenso wie die höchsten geistigen in den Begriff Volk mit eingeschlossen werden. All diese Einschränkungen aber sollen und können die Bedeutung des Dühring'schen Buches nicht schmälern. Es ist ein befreiendes Buch, das vielen aufgehäuften Autoritätswust beseitigt und zugleich ein aufbauendes Buch, das auf eine Litteratur hindeutet, die in jeder Beziehung geistig frei, ganz menschlich und real ist, die in jedem Zuge frisches Wirklichkeitsgefühl athmet, ohne irgendwie an Idealität einzubüßen, und die überall auf das Volksgemäße im besten Sinne des Wortes gerichtet ist. Mir scheint übrigens, daß diese Litteratur bereits mitten unter uns im Entstehen begriffen ist.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

„Die Hexe.“ Oper in drei Akten von August Essna.

Vom Schuhmacherlehrling zum Komponisten! Aber doch nicht so direkt, so geradenwegs vom Schemel zum Schreibtisch, wie Mancher in unbesonnenem oder auch zum Zweck wirksamer Reklame geschürtem Enthusiasmus in die Welt posaunte.

„Der Mascagni des Nordens. Durch Nacht hat er sich zum Licht gerungen. Lange Jahre der Not, elenden Frohns lagen hinter ihm. Und nun mit einem Schlage der gemachte Mann.“

Aber mein Gott wer hat nicht zu kämpfen heutzutage, ob Musiker, ob Schriftsteller, ob Maler. — Wieviel Musiker, die lieber sich hinhocken möchten und schaffen und auch das Zeug dazu hätten, verbrauchen ihre Kraft jahraus, jahrein mit Unterricht geben. Sie laufen von Familie zu Familie und nennen diese Beschäftigung mit Galgenhumor: „barbieren.“ Es ist keine Frage, daß viele Talente, denen es auf die Dauer an der erforderlichen Widerstandskraft gebricht, zeitlebens „Barbiere“ bleiben. Drum ob Schuster, ob „Barbier“ — der Weg an den Kompositionstisch ist schwer zu finden, die Schaffung der Möglichkeit, sich in der Produktion auszuleben, ist für Beide mit dem gleichen Aufwand an Energie und Kraft verknüpft.

Wenn ein Autor in seinem 32. Jahre mit einem großen Werke, zu dessen Fertigstellung wohl an die drei Jahre gehören, und das langwieriges Vorstudieren bedingt, einen durchschlagenden Erfolg hat, aus dem ihm beträchtlicher materieller Gewinn erwächst, dann kann man ihn täglich glücklich preisen, ohne allzu ekstatisch auf die Jahre des Ringens zu weisen. An die, welche ihr ganzes Leben lang kämpfen und streben und sich nicht durchzusetzen vermögen, ich meine neben allgemeinerer Anerkennung keinen entsprechenden materiellen Nutzen aus ihrer Arbeit zu ziehen imstande sind, hat man schwerlich gedacht, als man den nordischen Sohn des Glücks ob seiner begrenzten Prüfungszeit so grenzenlos bedauerte.

Die Hexe ist kein bedeutendes Werk. Man hat es fast einstimmig einen Wechsel auf die Zukunft genannt. Eine Behauptung, für die man schwerlich Belege erbringen kann. Es ist wohl so eine Art Verlegenheitsphrase, eine höfliche Ausflucht.

Nirgends benimmt sich Essna ungeberdig, nirgends blitzt ein origineller Gedanke auf. Ueberall mehr oder weniger glückliches Nachempfinden, stellenweise totale Gedankenarmut, unerquicklichste Erfindungsschwäche. Dabei glatt-konventionelle Abrundung der Form und eine routinierte Orchesterbehandlung. Das ganze Werk macht vielmehr den Eindruck, als ob ein alter Bühnen- und Orchesterkundiger nach einer Reihe von Mißerfolgen endlich einmal mit ihm einen glücklicheren Griff gethan hätte (ohne Kenntnis der Personalitäten des Autors würde ich zu der Vermutung gekommen sein), als den eines Wechsels auf die Zukunft.

Da lob ich mir Leoncavallo.

Von dem Text mag ich garnicht reden. Wer die Fitger'sche Hexe kennt und so ungefähr weiß, wie die Operntexte fabriciert werden, wird sich ein Bild machen können und sich dreimal bekreuzigen. M. M.

* * *

Karl Henckell hat ein neues Gedichtbuch „Aus meinem Liederbuche“ (im Verlage von Dr. E. Albert in München) erscheinen lassen, das ich jedem seiner früheren Werke vorziehe. Was jene nicht so ganz zu vollkräftiger Wirkung kommen läßt, ist das Nebeneinander von Gedichten, die an Wert sehr ungleich sind. Es scheint, der Dichter hat das selber bemerkt und deswegen die neue Sammlung veranstaltet. Hier ist der alte Fehler ziemlich glücklich vermieden; nur die besten Teile aus dem „Poetischen Skizzenbuch“, den „Strophen“ und „Amselrufen“, aus „Diorama“ und „Trutznachtigall“ sind wiedergegeben und die hinzugefügten Gedichte bekunden, daß Karl Henckell nicht nur als Dichter, sondern auch als Kritiker reifer geworden ist. So darf man hoffen, daß die Gemeinde derer, welche seine Bedeutung anerkennen, durch das neue Gedichtbuch wesent-

lich erweitert werden wird. „Aus meinem Liederbuche“ gruppiert sich in sieben Abteilungen: „Ein Liebesgewinde“, „Anna“, „Volker der Junge“, „Echo der Stimmung“, „Gleichniß“, „Aus Welt und Heimat“, „Harfnerin Natur“; ein „Vorklang“ und ein „Nachklang“ rahmen den Cyklus ein. Fast durchgängig ist es reine Stimmung, die hier Gestaltung fand; die Satire, die sonst bei Henckell einen starken Anstrich norddeutscher Verständigkeit hat, hält sich mehr zurück und ist gemütvoller geworden; sie hat sich, wie besonders die neuen Gedichte zeigen, mit dem Henckell'schen Temperament mehr zu einer Einheit verbunden. So tritt das Motiv:

„Der Kaiser ist heiser, der Reichshund bellt,
Bald geht aus den Fugen die ganze Welt“,

das früher eine bittere Polemik einleitete, jetzt nur noch als schalkhaftes Lächeln auf inmitten einer innigen Natur- und Liebesstimmung. Ja, Natur und Liebe, diese uralten, doch ewig jungen und reizvollen Gottheiten des Lyrikers, haben es auch unserm Dichter angethan, trotz all seiner „Moderne“; und — mögen Andere den Tendenzdichter bewundern — ich sehe die eigentliche Bedeutung Karl Henckell's auf dem Gebiete reiner Stimmungslyrik; ja meinem Geschmacke würde die vorliegende Sammlung noch genehmer sein, wenn sie lediglich Früchte dieses Gebietes, nicht aber daneben Reimereien enthalten würde, wie z. B.:

„Des Unrechts Haß, des Rechtes Wohl,
Das ist mein Paß von Pol zu Pol . . .“
„Der Brüder Elend zu besiegen,
Soll meines Lebens Losung sein,
Tod aller Not und Tyrannei
Mein Aufgebot und Feldgeschrei . . .“

Was sollen diese abstrakten Schlagworte und platten Tendenzen? Ich würde all jene Verse gern missen, in denen uns der Dichter seinen „Standpunkt“, sein „Programm“, seine „Losung“ klar machen will, selbst wenn sie sämmtlich so formvollendet wären, wie Volkers des Jungen Lied:

„Ich bin kein gotterkorener,
Kein himmlischer Prophet,
Ich bin ein staubgeborener,
Ein irdischer Poet . . .“

„Ich bin ein schwertgegürteter
Vorkämpfer in der Schlacht,
Ich bin ein zartbemyrteter
Spielmann auf stiller Wacht . . .“
u. s. w.

Ich will nicht bestreiten, daß diese Charakteristik zutreffend ist; doch mir scheint der Dichter thäte besser, durch dichterische Thaten zu zeigen, wie ernst es ihm ist, anstatt mit mehr oder minder unbestimmten Gleichnissen sein Wesen zu beschreiben. Wie würde es Karl Henckell gefallen, wenn ein hübsches Mädchen sagte: Ich habe prächtige Augen, bin feurig wie ein Adler und doch sanft wie eine Taube? Solche Beschreibungen sind eben Sache des Kritikers. Henckell hat auch wirklich nicht nötig, selber zu versichern, daß sein Lied Kraft und Wohllaut vereinige und dergleichen. Denn manche seiner Gedichte bezaubern wirklich wie Nachtigallenschlag. Hören wir eine Probe:

„Schon lag auf Erden dunkles Schweigen,
Nur hin und wieder dumpf ein Klang,
Wenn von den fruchtbeladnen Zweigen
Ein Apfel auf den Rasen sprang.
Vom Garten wehte feucht erquickend
Ein weicher warmer Wind ins Haus,
Ich aber lehnte, traurig blickend,
Weit aus dem Fenster mich hinaus“.

Solche Verse erinnern an die Lyrik Goethe's, etwa an die Sesenheimer Liebesstimmung.

„Wie schlug mein Herz!
Geschwind zu Pferde . . .“

Dieselbe überquellende Fülle und selige Unrast des Herzens, dasselbe klangvolle Wogen des Verses, derselbe hellenistisch ruhevolle und plastische Ausdruck. Leider muß ich hinzufügen, daß Henckell, auch hierin Goethe nicht unähnlich, zuweilen aus wundervoll strömender Poesie in eine staubige Abstraktion und breite, pedantische Psychologie gerät. So räsonniert er mitten in der Liebesträumerei, die durch jene prächtige Strophe eingeleitet worden ist:

„Wozu dies Zweifeln, dies Verlangen,
Das quälend sich im Busen häuft?
Wozu dies sehnsuchtsvolle Bangen,
Das zitternd durch die Glieder läuft?
Zum Herzen fühlt ich's heißer wallen,
Mich übermannt — o süße Pein! —
Der Trieb, der reizendste von allen:
Zu lieben und geliebt zu sein“.

Mir fallen die matten Schlußzeilen des Goethe'schen Gedichts ein:

„Und doch, welch' Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!“

Keineswegs tadeln, sondern nur charakterisieren will ich, wenn ich sage: Henckell's Ausdrucksweise zeigt hin und wieder Goethe's Einfluß. Aus mehreren Beispielen greife ich die Henckell'schen Zeilen heraus:

„Schweife treuer Dir und treuer!
Kühlen Schauern beb' ich nicht!“

Man glaubt, das mystisch dunkle, knappe Stammeln des Dichters der Dornburg-Lieder zu vernehmen, —

„Früh, wenn Thal Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen . . .“

Spricht nicht Goethe's majestätische Ge-

drungenheit, Anschaulichkeit und sprachbildnerische Originalität des Ausdruckes aus den Versen Henckell's:

„Langer Wolke Wandelmauer
Schneegebirgig hell sich gletschert . . .“?

Und lebt nicht die berückende Malkunst, welche Goethe in seiner Lyrik, in der „Iphigenie“, im „Faust“ und „Tasso“ offenbart, hier bei Henckell wieder auf, wenn er z. B. in den Liedern aus Lugano die Landschaft skizziert:

„Aus frischen Morgenwassern
Seh' ich die Sonne trinken,
Schneeweiße Villen winken,
Fern steht ein Segel still . . .“

„Reif im grünen Laubengange
Hangen Trauben voll und schwer,
Ihre dunkelblaue Wange
Neigt die Frucht der Früchte her.
Gelbe Georginen brüten
Blatt um Blatt zum warmen Licht,
Rote Garibaldiblüten
Lodern mir ins Angesicht.“

Oder:

„Wolkenspiegelnd und funkenwiegelnd
Perlgrau zittert der See . . .“

Da ich von sprachlicher Eigenart rede, möchte ich nicht verschweigen, daß Henckell zuweilen auch jener jüngst-deutschen Poeten-Bewegung Tribut zollt, welche nach Originalität im Ausdrucke, besonders in Bildern und Vergleichen, hascht und dabei in putzige Künstelei verfällt; ich nenne den — übrigens hochbegabten — Hermann Conradi und Franz Held; der chaotische Stürmer und Dränger Conradi könnte z. B. das Lied „Nachtwind heult mit Dämonenmund“ verfaßt haben mit seinem ungeheuerlichen Schlußbilde:

„Schleudre mit tollem Lachen
Meinen Bissen Leid
Zu den heulenden Riesenrachen
Der Unendlichkeit“;

an die Lyrik des „Fresco“-Poeten aber gemahnt die Vorstellung:

„Ich höre, wie der Erde Kreugel
Im Atmosphärenbackherd brät“.

Doch genug der Bemängelung! Sonst könnte es scheinen, als habe ich in dem neuen Buche von Henckell weniger Kunstfreude gefunden, als ich thatsächlich gefunden habe. Entzückt bin ich von Gedichten, wie „Fehlstunden“, „Morgen“, „Pfingsten“, „Ueber's Jahr“, „Meine Geliebte hupft über die Berge“, „Matt gießt der Mond vom Wolkensaum“, „Durch die Maiennacht“, „Himmelfahrt“, „Siehe, der Sturm fegt über die Bäume“, „Nachtmar“, „O reiner Himmel mit blauem Schein“, „Sommerabend“, „Morgenstern“, „Es dampft die Burg“ und anderen. Ich möchte eins dieser Kunstwerke hier vorführen. Freilich die Wahl fällt schwer, weil ich mir bewußt bin, daß mein Urteil in reinen Neigungen wie Abneigungen vielleicht allzu subjektiv und daher für Andere nicht maßgebend ist. So greife ich denn mehrere Gedichte heraus, damit, wenn eins nicht die erwartete Wirkung thut, das andere Ersatz biete.

Sommerabend.

Schall des Tagwerks ist gestillt,
Müd' am Neubau träumt die Winde
Abendhauch der Höhe quillt
Mir ins Fenster frischgelinde.

Nachbarin pflückt noch so spat
Lattich in dem grünen Garten,
Ihrem Manne mit Salat
Zum Pfannkuchen aufzuwarten.

Windeln schlürfen Lindenduft —
Gott gesegne das den Kleinen!
Wolken pilgern durch die Luft,
Noch ein Stündchen und sie weinen.

Weinen durch die Sommernacht,
Daß die Blumen neu erblühen,
Daß die Sonne lustg'er lacht,
Morgenbüsche Tropfen sprühen.

Hoch vom Walde ruhig rauscht
Mir des Berges Psalm herunter,
Meine schattige Seele lauscht
Segenschwer und liedesmunter.

Möglich, daß viele Leser die feine Kunst dieses Gedichtes nicht empfinden, weil sie ein größeres Interesse am Stoff, als an dessen Gestaltung nehmen, der Stoff des Gedichtes aber, die gestaltete Stimmung, nicht jenes Pathos enthält, das zu imponieren pflegt. Um die burschikos übermütigen morgenfrischen Jauchzertöne Karl Henckell's vernehmen zu lassen, zitiere ich aus „Frühling“:

„Du linder Lenzwind, streiche mir sacht
Mit weichem Wehen die Locken zurück!
Du brachst der brummigen Winternacht
Mit einem Hauche das Eisgenick.

Du Sänger im Strauche mit schmetterndem Schlag,
Inbrünstig flötende Kreatur!
Nun pfeifen wir beide den lieben Tag
Und pfeifen und flöten und schmettern nur:

Wie der Aether blaut, wie der Segen thaut,
Wie die Kätzchen baumeln, juchhei!
Wie der Schatz dem Schätzchen am Lätzchen kraut,
Wie sie zittern! — Taudaradei!

Der Cyklus „Anna" schließt mit folgender Elegie:

Sanfter Schatten, süßes Schweigen!
Friedlich zirpt die Grillenheerde,
Die Kastanienzweige neigen
Breitbeblättert sich zur Erde.
Kukuk! Kukuk! aus der Weite,
Tief im Dorfe kräht der Hahn,
Blauer Himmel von der Seite
Waldseeschimmernd aufgethan.

Und so will ich gerne schauen,
Und so mag ich willig träumen,
Heller wird des Schicksals Grauen
Unter Frühlingsblütenbäumen,
Junge Tote, deine Qualen,
Aller Jammer, jede Pein,
Mild aus leuchtenden Pokalen
Quillt der bittre Lebenswein. —

Ceterum censeo: Das deutsche Volk hat nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch gegenwärtig Lyriker von Bedeutung. Und wenn man klagen hört über den niedrigen Stand der Poesie deutscher Zunge, so dürfte die Klage von Leuten stammen, welche entweder von der Autorität anerkannter Größen der Vergangenheit derart beherrscht werden, daß sie alle Novizen prinzipiell geringschätzen, oder aber die modernen Lyriker einfach nicht kennen; dann empfehle ich ihnen „Aus meinem Liederbuche" anzuschaffen und — auch unsere sonstigen modernen Lyriker von Bedeutung aufzusuchen: Liliencron, Julius Hart, Holz, Mackay, Vierbaum, Dehmel, Falke u. a.

Bruno Wille.

* * *

Wieder rüstet sich ein neuer „Verein" zum Kampfe wider unser modernes Theaterunwesen. Das Comitee ist zusammengesetzt aus den Herren: Heinrich Hart, Julius Hart, Professor Dr. Max Heinze, Professor Dr. Karl Lamprecht, Regierungsbaumeister Max Leidich, Dr. Otto von Leixner, Professor Dr. Berthold Litzmann, Theaterdirektor Max Martersteig, Professor Dr. Hermann Schreyer, Dr. Karl Schütze, Superintendent August Trümpelmann, Adolf Graf v. Westarp, Professor Dr. Wilhelm Wundt — jedenfalls eine höchst eigenartige Liste, wie sie für solche Zwecke noch nicht dagewesen sein dürfte. Ein Aufruf verrät von den Zwecken des Vereins wesentlich das folgende: „Von vielen Seiten wird von Tag zu Tag mehr empfunden und beklagt, daß die heutige deutsche Bühne, die ein Ausdruck der Geistes- und Herzensbildung unseres Volkes sein und zur gedeihlichen Entfaltung unseres nationalen Lebens kräftig mitwirken sollte, diesem hohen Berufe wenig entspricht: Anstatt dem von den Mühen des Alltagslebens Erschöpften die Erfrischung und Erhebung echter Poesie zu bieten, scheinen viele Theater fast geflissentlich bemüht, durch fade oder frivole Machwerke das ästhetische und sittliche Empfinden weiter Volksschichten abzustumpfen und herunterzuziehen. Dabei werden namentlich einzelnen Bühnen der Hauptstadt, die jedoch auch in der Provinz vielfach Nachfolge finden, fast nur aus dem Auslande hergeholte oder diesen nachgeahmte Stücke aufgeführt, Stücke, deren Hauptreiz in einer oft kaum noch verhüllten Lüsternheit besteht und die nur zu sehr geeignet sind, deutsche Sitte und deutsche Denkart zu untergraben.

Die Entschuldigung, die oft für dieses Verhalten vieler Bühnenleitungen vorgebracht wird, daß es an wertvollen neueren deutschen Originalarbeiten für die Aufführung fehle, ist, wie jeder Kundige weiß, eine völlig haltlose.

Eine gewissenhafte und vorurteilslose Prüfung der eingesandten Arbeiten findet nur an wenigen Orten statt, und so wird es selbst bedeutenden neu auftretenden Kräften sehr erschwert, wo nicht unmöglich gemacht, sich Anerkennung zu verschaffen, damit aber eine kräftige, einheimische Produktion von vornherein beeinträchtigt und gehemmt. In der Provinz begnügen sich die meisten Theater damit, urtheilslos die Stücke gewisser Modeschriftsteller aufzunehmen, die ihnen die Residenz zuschickt oder die ihnen von zudringlichen Agenten aufgenöthigt werden. Dieser Verzicht auf selbstständige Initiative erklärt ausreichend die fast unumschränkte Herrschaft einseitiger und verkehrter Geschmacksrichtungen und die bedauerliche Oede der heutigen Bühnenlitteratur.

Diesem tiefen Verfall der heutigen deutschen Bühne entgegenzuwirken, wird auch der, welcher dem Theater nicht näher steht, als eine ernste und lohnende Aufgabe erkennen. Handelt es sich doch um ein sehr wichtiges Gebiet unseres geistigen Lebens. Es ist daher der Gedanke entstanden, alle Freunde einer edlen Bühnenkunst nicht bloß in einer einzelnen Stadt, sondern im gesamten deutschen Vaterlande in einen Verein zusammenzufassen, in welchem durch allseitiges Zusammenwirken gewiß Erfreuliches, vielleicht Großes geleistet werden kann.

Wir fordern, daß das Theater, möge es nun leichterer Unterhaltung oder ernstem geistigen Genuß dienen, nicht aufhöre, ein Tempel echter Kunst zu sein; daß es möglichst das Beste vorführe, nicht nur von anerkannten Werken älterer Perioden, sondern auch von den Schöpfungen unserer Zeit, und dabei, ohne hervorragende Dichtungen

fremder Nationen zu verschmähen, der Produktion des eigenen Volkes seine besondere Aufmerksamkeit zuwende. Bei der Aufführung würde übermäßiger Luxus und aufdringliches Virtuosentum zu bekämpfen und harmonisches Zusammenspiel nnd natürliche und dabei edle Darstellung besonders zu achten sein.

Es steht zu erwarten, daß es nicht an Bühnen fehlen wird, die dem Versuch, eine edlere dramatische Kunst zu pflegen, freundlich entgegenkommen werden; vor allem aber wird erstrebt, eine eigene Bühne zu gründen, die sich zur alleinigen Aufgabe stellt, einer echten, deutschen Kunst zu dienen und andren Bühnen eine Anregung und ein Beispiel zu geben."

Aus den vorläufigen Satzungen dieses allgemeinen deutschen Bühnenvereins, die in einer später zu berufenden Hauptversammlung der Mitglieder näher festgestellt werden soll, sei hervorgehoben:

1. Alle, denen die Hebung der deutschen Bühne am Herzen liegt, treten zu einem Verein zusammen. Das Ziel ist, den Einfluß der Fremde auf das gebührende Maß herabzusetzen, die Herrschaft der bloßen Mache nnd des rohen Effects zu bekämpfen und Schöpfungen von echtem Kunstgehalt, von poetischem und dramatischem Wert den Weg zur Bühne zu bahnen. Dabei soll jede Einseitigkeit vermieden und jede berechtigte Richtung innerhalb der Kunst in gleicher Weise gefördert werden.
2. Die notwendigen Mittel werden aufgebracht:
   a) durch Jahresbeiträge der Mitglieder (10 Mark);
   b) durch freiwillige Zuwendungen wolhabender Kunstfreunde, mögen sie nun in erhöhten Jahresbeiträgen oder in einmaligen Ueberweisungen bestehen.

u. s. w.

* * *

Eine Protestversammlung gegen die „lex Heinze", von der „Gesellschaft für modernes Leben" zu München im Januar veranstaltet, gestaltete sich zu einer kräftigen Kundgebung einer großen Zahl von Schriftstellern und Künstlern, Litteratur- und Kunstfreunden „gegen die Bedrohung der künstlerischen Freiheitsrechte". Dem von Schriftsteller Julius Schaumberger erstatteten Referat schloß sich eine sehr lebhafte Diskussion an, an welcher sich die Schriftsteller Dr. M. G. Conrad, Otto Julius Bierbaum und Dr. O. Panizza, die Rechtsanwälte Dr. Rosenthal und Bernstein, der Reichstagsabg. v. Vollmar, der sich zur Vertretung des Protestes im Reichstage verpflichtete, beteiligten. Sehr beifällig wurde die Mitteilung zahlreicher Zustimmungsbriefe namhafter Künstler und Schriftsteller, wie Gabriel Max, Hermann Heiberg, Ludwig Fulda, Ernst Eckstein, Karl Henckell, Franz Held' Richard Dehmel, Bertha von Suttner u. a. aufgenommen. Die einstimmig (von einer kleinen Antisemitengruppe abgesehen) angenommene Resolution hat folgenden Wortlaut: „Die heute, den 2. Januar, in München (Orpheum) tagende Versammlung von Künstlern und Schriftstellern, Kunst- und Litteraturfreunden, erblickt in den Bestimmungen der lex Heinze, welche sich auf Kunst und Litteratur beziehen, eine feindliche und gefährliche Bedrohung der Freiheitsrechte, ohne welche keine Kunst bestehen kann, und sieht namentlich in der gleichzeitigen Behandlung von Prostitution und Kunst eine das Ansehen der letzteren tief schädigende Demütigung. Die Versammlung trennt sich in der sicheren Erwartung, ein hoher Reichstag werde dem Gesetzentwurf, betreffend die Anwendnng des § 184 des Reichsstrafgesetzbuchs, seine Zustimmung versagen."

* * *

„Nackende Menschen, — Jauchzen der Zukunft" von Heinrich Scham... Laut Versicherung des Autors ist „diese Schrift von Anfang bis zu Ende von einem Menschen geschrieben, der keine Kleider auf dem Leibe hatte." Gedruckt ist sie in Umschlag und Text gleichmäßig auf ein fleischfarbenes Papier, so daß man beim Lesen fast das Gefühl hat, als sei das donnernde Wort des Herrn Propheten einem echten, nackenden Menschenkinde direkt auf die Haut geschrieben. Außen prangen zudem noch (in übrigens künstlerisch sehr guter Reproduktion) ein splitternackigtes Männlein und Fräulein, von einer mythologischen Schönheit, wie sie leider allerdings der enthemdete Kulturmensch nicht allzu oft zeigen würde. Sagt doch Herr Scham selbst, das Neue, das wir sehen würden, wenn die Menschen nackend gingen, sei: „Erstens: Menschen. Zweitens aber werden wir sehen, daß ganze Volksstämme keine Hüften, andere kein Rückgrat, wieder andere schwache Beine, noch andere keine Schultern haben, — dann wird man ja auch sehen, welches Volk die Könige unter den Völkern stellt. Goldenes Haar, blaue Augen, rote Lippen, weiße Zähne und ein sammet-rotbrauner Leib — das ist die Farbenskala des Körpers der zukünftigen Menschen in Europa." Die „sammet-rotbraune" Haut werden wir, nach Scham's Schluß, uns von selbst anzüchten, sobald

wir die Kleider los sind, denn „Weiß ist durchaus nicht die Naturfarbe des Menschen," sondern etwas krankhaftes. Wie Brotrinde so braun, wie Pfirsiche so sammetrot — werden auch die Europäer einst noch aussehen." Und Haare werden uns wieder üppig wachsen am ganzen Leibe: „wenn doch die Menschen erst wieder Tiere wären? Vielleicht wird dann einmal aus einem Tier ein Mensch, so wie neulich aus einem Gott ein Mensch wurde." Herr Scham ist im Grunde ein geistvoller Gesellschafter, mit dem man schon eine Stunde disputieren kann. Aber er sagt alles, was er zu sagen hat, in einem baroken Prophetenton, der das Beste verdirbt, indem er den auch nur halbwegs Lachlustigen zum tollen Gelächter bringt und den Ernsten ebenso gründlich verstimmt. Ich halte eine Reihe von Grundgedanken, mit denen Scham seine Adamitentheorie stützt, in der That für nahezu zutreffend. Nicht, daß ich etwa für die völlige Adamiterei eine Lanze brechen möchte. Ich denke mir aber, daß in unserm ganzen Bekleidungssystem ein Wechsel notwendig in nicht allzu ferner Zeit eintreten muß, aus sanitären so gut wie aus ästhetischen Gründen, die hier im Innersten wieder ihr Gemeinsames, das Logische, offenbaren. Man betrachte nebeneinander einen modernen Gesellschaftsstrohmann in Frack, spitzen Lackstiefeln, Handschuhen und bretthart gestärkter Wäsche und einen Ruder-sportmann mit nackten Armen, nacktem Hals und einem bunt gestreiften losen Ruderhemde, das Rock, Weste und Hemd in Einem ist. Hier liegt der Weg ganz klar. Eine mehr zum Turnen herangezogene Menschheit muß notwendig in ihrer Bekleidung nach der letzteren Seite sich wenden. Daß dabei ein Schritt auch zur Entkleidung gethan ist, ist ziemlich evident. Nur daß die Sache sich ganz allmälich und auch dann nur partiell vollzieht. Es wäre schon ein sehr großer sanitärer wie ästhetischer Gewinn, wenn wir es fertig brächten, das Modedogma der harten Ringe und Kapseln endgiltig über den Haufen zu werfen, das uns heute zu Kragen, Manschetten, Arm- und Hosenschläuchen zwingt. Ich gebe auch dem Autor recht, daß die Kopfbedeckung blos ein Gewohnheitsfirlefanz ist, den die natürlichen Haare ganz überflüssig machen. Hand in Hand mit einer solchen partiellen Körperfreigabe, — sagen wir einstweilen bloß einmal: nackte Arme, nackter Hals und unbehelmter Kopf für beide Geschlechter (für das weibliche nicht mehr, als jeder Ballsaal zeigt), und keine mehrfache Leibesumwickelung und kein Corsett — würden wir zunächst einmal eine Generation erziehen, die diese freigegebenen Stellen schon aus reinen Eitelkeitsgründen wieder mehr pflegt: wir erhielten weniger Kahlköpfe, mehr muskelstarke Arme, mehr echte Weiberbrüste statt Corsettbusen, lauter Dinge, die nur zu erlangen wären durch eine ganze Reihe sanitärer Verpflichtungen, die dem Gesammtorganismus unbedingt zu gute kämen und die liebe Eitelkeit — oder sagen wir meinetwegen das ästhetische Befriedigungsbedürfnis — statt zur ewigen Feindin zur Helferin des Arztes machten. Man könnte noch tausenderlei anknüpfen: wie die Männerkleidung vor allem fast notwendig farbiger werden wird, sowie sie loser und dünner wird, wie auf dem Wege loser bunter Mäntel und schmiegsamer Ruderhemden ohne Aermel zweifellos der Bann der grauen, braunen und schwarzen Herrenmode von heute, der unser ganzes Auge auf die Dauer farbenimpotent macht, gebrochen würde u. s. f. Hätten wir auf diesem ganz langsamen Wege uns erst einmal wieder ein Geschlecht erzogen, daß einen wirklichen „Körper" und nicht „blos ein Gesicht" hat, und das daneben wieder Sinn für Individuelles und für Farbe besitzt, dann könnte — in ferner Zeit, da Hand in Hand mit einem körperlichen Gesunden der Kulturmenschheit auch die Moral und besonders die Auffassung von der inneren Reinheit geschlechtlicher Dinge völlig neu gestaltet wäre — die Frage sich einstellen, ob es physisch nützlich und ästhetisch erfreulich sei, noch mehr „Leib" für das Alltagsauge zu erobern, oder ob nicht der Reiz von Fleisch und Hülle in graziöser, rhythmischer Abwechslung doch immer das Ideal vor allem aus ästhetischem Grunde bleiben wird, — von dem Schutz gegen das Klima — Tropensonne wie Nordkälte — ganz abgesehen. Ich glaube, daß sich in der Linie dieses Ideenganges schon jetzt ein recht heiliames Buch schreiben ließe. Ich fürchte aber, daß Scham's Orakelsprüche dazu höchstens eine allgemeine Anregung geben könnten. Den Blick mit berauschtem Seherentzücken auf einer paradiesischen Zukunft, geht er allem mühsamen Klettern des Moments fein aus dem Wege. Und ist es nicht wirklich fast eine Kinderei zu nennen, wenn er nun gleich selbst wieder in die „Uniformierung" verfällt, blaue Augen z. B. als das einzig Ideale preist, Studien anstellt, ob den nackten Menschen nicht wieder Haare am ganzen Leibe wachsen würden u. s. w.? Auf den letzten Blättern des Buches speizt sich auch ein bischen mehr wohlfeile Eitelkeit als nötig wäre. Unser Mann plätschert ordentlich in der Seligkeit, daß er den Mut gehabt hat, dieses Riesenwort von den „nackenden Menschen" hinaus-

zuschleudern. Wenn es mit dem Paradoxen allein gethan wäre, dürfte er schon auf sein fleischfarbenes Buch stolz sein. Aber es handelt sich hier um verteufelt ernste Sachen, die der Paradoxen-Jongleur uns nicht allein bessert. Die Mediziner und Aesthetiker, die sich gelegentlich an das Problem gewagt haben, waren bisjetzt nach der andern Seite allerdings beschränkte Köpfe, die auf eine engherzige Moralweisheit schwuren und sich damit selber die Thür verbauten. Hier ist der „Prophet" in Schutz zu nehmen: was er der gangbaren faulen Prüderie an den Kopf wirft, das verdient sie. Nur sollte er auch hier sich nicht allzu hoch dünken ob seiner Mannesthat: eigentlich Neues, was nicht in der ganzen Kampflitteratur von den Tagen Ardinghello's (über dessen echte oder Talmi-Weisheit zur Sache hier keine gelehrte Abhandlung geschrieben werden soll!) bis auf die marmorschönen Nacktheitsverse des Walt Whitman, über dessen echtes sittliches Pathos kein Zweifel bestehen darf, schon behandelt wäre.

* * *

Die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" zu Berlin hat (unter verantwortlicher Zeichnung des Direktors der Berliner Sternwarte, Geheimrat Foerster) ein erstes „Flugblatt" veröffentlicht, dessen bemerkenswertem Wortlaut wir die nachfolgenden Auszüge entnehmen. Nach einigen einleitenden Worten über die Entstehungsgeschichte des Vereins heißt es: „Aus den großen Religionsgemeinschaften ertönt dagegen der Ruf: Nur bei uns ist das Heil und die Hülfe zu finden. Sieht man näher zu, so findet man bei ihnen allerdings vieles Würdige und Gute, viele eifrige und aufopferungsvolle Bethätigungen im Dienste der Menschenliebe; aber gegen die Steigerung der allgemeinen Unruhe, gegen die äußere und innere Not des Daseins, wie sie immer drückender aus der gegenwärtigen sozialen Entwickelung hervorzugehen scheint, erweisen sich die großen Religionsgemeinschaften trotz aller ihrer Machtmittel als unzureichend. Insbesondere dient, ganz abgesehen von den inneren Schwächen eines Teils dieser Machtmittel, die eifervolle Ausschließlichkeit des ganzen Auftretens jener Gemeinschaften, auch ihres Auftretens gegen einander, keineswegs der Eintracht und der Beruhigung, vielmehr überwiegend dem Gegenteil. Die Zeit ist reif für eine rückhaltlose Prüfung, für eine gerechte und liebevolle Umgestaltung der Zustände, aus denen die schmerzlichen Nöte der Gegenwart hervorgehen konnten. In solchen Zeitpunkten ist es die Schwäche der bestehenden großen Gemeinschaften, daß bei ihnen der ehrliche Zweifel, die unbestechliche Kritik, die mutige Bethätigung in öffentlichen Angelegenheiten durch die Rücksichten auf ihre eigene Machtstellung, auf ihren Einfluß und ihre Interessen vielfach lahm gelegt sind. Die menschliche Kultur bedarf daher neben dem vielen Geordneten und Gefestigten, was in ihr bereits machtvoll entwickelt ist, unbedingt auch freier Gemeinschaften, die sich unablässig an dem Jungbrunnen kühnsten, unbefangensten Denkens und Forschens erfrischen und sich dadurch zu der höchsten inneren Stärke auf Erden aufschwingen, dabei aber keinerlei äußere, mit Nebenrücksichten belastende Machtstellungen erstreben. Gemeinschaften von solcher reinen Geistesverfassung werden es vermögen, auf das Getriebe der festeren menschlichen Organisationen überall helfend und erneuernd einzuwirken. Alle jene festeren religiösen, politischen, sozialen Organisationen, Parteibildungen und Berufskreise sind den Gefahren allzulangen Beharrens in einmal eingeschlagenen Bahnen und der Steigerung eigensüchtiger Benommenheit durch ihr engeres Gemeinschaftsleben erfahrungsmäßig in hohem Grade ausgesetzt. Hierdurch verlieren sie allmählich die Fähigkeit, aus sich selbst heraus zu gründlicher Erneuerung zu gelangen, während jeder ihnen angehörende, außerhalb des Gebietes seiner Gebundenheit, förderlichst am Achgemeinen mitzuarbeiten vermöchte. Eine gemeinsame Pflege der Kritik der Zustände der menschlichen Gemeinschaft ist aber in solchen verhängnisvollen Zeiten, wie die unsrigen, auch deshalb von so hoher Wichtigkeit, weil ein Teil der Übel lediglich aus Übertreibungen, krankhaft erhitzten Einbildungen und unbestimmten Befürchtungen hervorgeht. Die Ernüchterungen und Beruhigungen, welche für diesen Teil der öffentlichen Übel schon wirkliche Heilungen sind, können in wirksamer Weise nicht in die Hand genommen werden von den bestehenden Mächten, gegen deren Urteil in solchen Dingen aus obigen Gründen ein tiefes Mißtrauen obwaltet. Solche Heilungen können mit Aussicht auf Erfolg nur in Angriff genommen werden von solchen freien Gemeinschaften, welche der unbefangensten, schärfsten und doch gerechtesten Kritik der öffentlichen Zustände eine völlig reine, hingebende Thätigkeit widmen, ohne nach einer andern Autorität oder Macht zu streben, als nach dem Vertrauen aller Wohldenkenden. Nicht weniges, was uns Alle heut bedrängt, würde längst überwunden sein, wenn solche Bethätigungen schon früher stattgefunden hätten. Und was die wirklichen Übel betrifft, die

nicht blos durch die umfassende Pflege besonnenen Urteilens zu bekämpfen sind, — auch ihnen gegenüber ist von einer freien und parteilosen, an die Grundlagen des Bestehenden sorgsam anknüpfenden Gemeinsamkeit der Behandlung die sicherste Hülfe zu erwarten. Auch hier handelt es sich aber zunächst darum, die düstern Schreckbilder zu bannen, die sich an die Erwartung knüpfen, daß nun mit den Zuständen, welche die großen wirklichen Übel in sich bergen, auf einmal und gewaltsam ein Ende gemacht werden solle und könne. Es muß und wird mit Hülfe der Wissenschaft durch Steigerung der gesamten Produktion die Möglichkeit gefunden werden, unter sofortiger Milderung der grimmigsten Unbilden und unter grundsätzlicher Anerkennung der letzten Ziele, die Weltwirtschaft mit umfassender Gerechtigkeit gegen Alle ganz allmählich in die neuen Bahnen zu lenken; sonst versiegen die Quellen des Wohlstander Aller.

Der Seelenfrieden endlich, er könnte die sicherste Stätte haben in den einfachsten Lebensverhältnissen, aber wie soll er da bestehen, wo unter den äußeren Nöten der wirtschaftlichen Verhältnisse die bloße Existenz fast unaufhörlich in Frage gestellt ist. Andererseits geht er erst recht mit Gewißheit denen verloren, welche sich mit übermäßigen Lebensansprüchen und Luxusbedürfnissen beladen. Den Schlaf der Nächte und den Frieden der Tage raubend, tritt dann die Abhängigkeit von Geldsorgen oder gar die Knechtung durch moralisches Verschulden ein. Es ist die Hölle auf Erden, wenn dann der Mann, der Vater vor Weib und Kindern schuld- und schmachbeladen dasteht und das schimpfliche Ergebniß eines sonst vielleicht arbeitsvollen und eifrig strebenden Lebens ziehen muß. Und wie viele schlagen die abschüssigen Wege, welche bei der gegenwärtigen gespannten Lage der Dinge fast unvermeidlich zu diesem Elend führen, mit solcher Gedankenlosigkeit und Leichtmütigkeit ein, als ob sie im Schlaraffenlande lebten und nicht mitten in einem schonungslosen, des gegenseitigen Schutzes und Trostes der Weisheit und Güte immer mehr entbehrenden Kampfe um das Notwendigste, welchen sie obendrein durch ihre eigene Thorheit den andern noch erschweren. Die allzugroße Abhängigkeit von dem unnötigen Tand dieses Lebens, die Sklaverei der Seelen unter der Last der Sachen und des gesteigerten Bedürfens ist die besonders charakteristische Erscheinung in den mittleren und oberen Ständen, ebenso wie die allzugroße Unsicherheit der unentbehrlichen Grundlagen nackten Daseins in den unteren Ständen. Auch hier thut überall das Wirken freier Gemeinschaften not, welche alle diese Gefahren und Uebel lebhaft und unerschrocken vor die Augen der Gesammtheit bringen, welche in den mittleren und oberen Bevölkerungsschichten der unheilvollen Begehrlichkeit und der gedankenlosen Selbstsucht unabläßig das Pflichtgefühl und die Wonnen des Seelenfriedens entgegenstellen, in den unteren Schichten aber vor Allem die Sicherheit der äußeren Lebenslage zu erhöhen suchen und zugleich bemüht sind, auch bei ihnen echte Geisteskultur zu pflegen. Nur diese kann sie davor bewahren, daß sie, von der Sklaverei der Not erlöst, nicht der Sklaverei der Begehrlichkeit erst recht verfallen." Das Flugblatt schließt mit einer eindringlichen Mahnung zur Arbeit „für das Wohl Aller!"

* * *

Eine Alltagsgeschichte in fünf Szenen nennt Cäsar Flaischlen seine Dichtung „Toni Stürmer", die er bei F. Fontane in Berlin veröffentlicht hat. Und wenn Alltag hier typisch bedeuten soll, so ist die Bezeichnung richtig in dem Sinne, daß die Empfindungen, welche die Dichtung atmet, dem Kern nach Empfindungen unsrer Zeit, unser Aller sind. Andrerseits aber ragt das Werk in seinen Gestalten und im Ausdruck der Gesinnungen und Gefühle weit über das Alltägliche hinaus. Es giebt wenige Dramen, — zu ihnen rechne ich auch die „Lore" von Hartleben, — die in Form und Inhalt so sehr den Eindruck machen, ein Stück Leben, so ganz ungemacht und ganz gelebt zu sein, wie Flaischlen's „Toni". Bei andren „Naturalisten" beschränkt sich der Wirklichkeitsschein im wesentlichen auf den Dialog; Charakteristik und Aufbau sind, wie nur irgend eins der geschmähten „Idealistendramen", durchaus für das Theater gedacht und gemacht. Flaischlen aber giebt einfach ein paar lose aneinander gereihte Szenen aus der vollen, unverbühnten Wirklichkeit; von gewollten Steigerungen und Aktschlüssen ist da eben so wenig zu merken, wie im Leben. Das Gleiche gilt von den Charakteren; wir lernen sie in gewissem Sinne nur so flüchtig kennen wie Menschen, die uns in der Gesellschaft begegnen; Momentbildern gleich gehen sie an uns vorüber, aber der Moment genügt doch, uns einen Einblick in das Innere zu geben, die Gestalten uns interessant zu machen. Das ist eben die Kunst des Dichters, seine Personen uns im rechten Moment und in der rechten Beleuchtung zu zeigen, so daß unsere Teilnahme ihnen eifrig folgt, ohne äußerer Lock- und Spannungsmittel zu bedürfen. Auch die Sprache wurzelt in gesundem Wirklichkeitsgefühl und doch oder gerade deswegen ist sie voll latenter

Lyrik. Es ist, als ob der Dichter sich eines Selbsterlebten entlade, so aus dem Innersten quillt diese in Leidenschaft und Ironie bewegte Sprache hervor. Nur hier und da geht die Aussprache der Empfindungen in ein maßloses Peroriren über, wie in dem Exguß Märklin's gegen die Weiber. Im übrigen ist der formal poetische Eindruck des Werkes größer und reiner als der inhaltliche; der Dichter erweckt starke Teilnahme für Gestalten, deren Wesen, Wollen und Thun vorwiegend quälerisch wirkt. Es sind Uebergangsmenschen, die Flaischlen zeichnet, Uebergangsmenschen auf verschiedenen Stufen der Entwicklung: diese Toni, die für ihren Lebens- und Glücksdrang schließlich nur noch in der Sinnlichkeit und ihren Genüssen eine Stillung weiß, dieser Märklin, der den alten Idealen mit Ironie gegenübersteht, aber zu feige und zu illusionsvoll ist, um sich zu neuen Idealen durchzukämpfen. Ein trüber Pessimismus lagert daher über der Dichtung und verzweifelt klingt das Schlußwort: „So sind eben alle Lumpen". Flaischlen wird nicht stehen bleiben, wo sein Märklin stehen bleibt; er wird sich zu lebensstärkerer Anschauung durchringen und auch sie in der eindrucksvollen Weise verkörpern, in der er den Uebergangspessimismus gezeichnet hat. Ein Talent, wie das seinige, das intellektuell wie künstlerisch sich nirgends am Oberflächlichen genügen läßt, und in Idee wie Empfindung gleich stark und beweglich erscheint, ringt sich gewiß zum Höchsten durch. A.

Berichtigung. In unserem Januarheft hatten sich in Folge ungewöhnlich eiliger Herstellung leider sowohl in den Aufsatz von Holländer wie in den von Franz Hermann Meißner eine Anzahl bedauerlicher Druckfehler eingeschlichen. Aus letzterem berichtigen wir die folgenden sinnstörenden Vertauschungen: Seite 23 lies: klappendem statt klapperndem. Zeile 12 von unten Werte statt Worte, Zeile 3 von unten Gedankenschwüngen statt -schwingen. Seite 24 statt Mappenbilder: Mappen, Bilder. Seite 25 jene feierliche statt seine friedliche, Liebermann statt Liebmann. Zeile 2 von unten Kraft statt Kunst und Vollgefühls statt Volksgefühls. Seite 26 Regeneration statt Resignation. Der Satz „In der Landschaft ꝛc." ist zu streichen: der neue Satz beginnt nach dem Doppelpunkt: Ein mit seiner Arbeitskraft u. s. w. Auf Seite 27 ist „Leipziger Straße bei elektrischem Licht" in Anführungszeichen zu setzen.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Novelle verboten.

Verantwortlich für die Redaction: Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwed. Hofbuchhändler. Druck von A. Klarbaum. Beide in Berlin.

Frieden.

Roman
von
Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld. (3. Fortsetzung.)
(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

Thomas wußte von den fünf Erdteilen: Europa, Asien, Amerika, Aegypten, Oranien oder Neu-Holland. Er hatte munkeln hören, daß die Erde rund sei; allein das glaubte er nicht. Er vermochte nicht das mit Gottes Wort überein zu bringen, und mit dem natürlichen Gedankengang auch nicht. So sagte auch Kund Spödervoll, daß die Erde flach sei, und ebenso Martin Luther, der doch gewiß in allen Wunderbarkeiten Gottes ein hoch erleuchteter Mann war. Ueber Sonnen- und Mondesfinsternisse wußte Thomas gut Bescheid. Dagegen begriff er nicht, daß der Mond wuchs und abnahm. Das war eines von den großen Geheimnissen, die zu verstehen uns Sündern nicht verliehen war. Doch eines der größten Symtome oder Vorstellungen von Gottes Weisheit war es, daß man auf die Mondesscheibe, wenn man recht hinschaute, Adam und Eva sah, mit dem Bann der Erkenntnis zwischen sich; sie waren nach ihrem Tode dorthin versetzt, um alles Volk zu allen Zeiten an den großen Sündenfall zu erinnern. Gottes Weisheit hatte bemerkt, daß den Menschenkindern diese Erinnerung vor Augen nur gut that, besonders des Nachts, wo der alte Adam am schlimmsten war. —

Er hatte grade wunderliche Anfechtungen. Es galt seinen lieben Sohn Carolus Magnus.

Dieser hatte von seinem Vater ein flottes Talent geerbt und ein hohes Genie, und er sollte ein Mensch werden und mit dem Zigeunerleben Schluß machen. Die Zeiten wurden nun schlimm für reisende Leute, und konnte Einer auf anständige Weise vorwärts kommen, so war es jedenfalls sicherer und besser. Erst war Carolus Magnus bei Simon Ramstad gewesen und hatte das Vieh gehütet. Da hatte er eine solche Gabe für das Buch und die Gelehrsamkeit an den Tag gelegt, daß Pastor Meier selber ihn zu sich genommen. Und der Bursche wurde konfirmirt, als er dreizehneinhalb Jahre alt war.

Der Pastor wollte etwas Großes aus ihm machen. Allein er wußte, hierzulande würde die Familie ihm im Wege stehen, und da hatte er beschlossen, daß Carolus Missionär werden und zu den Zulukaffern reisen müsse. „Just er! just er!“ sagte Meier. Und er begann ihm sowol in der Bibel wie in der Kirchengeschichte zu unterweisen. Allein der Junge hatte

nicht Geduld und Beständigkeit genug zu solcher Gelehrtheit: seine Absicht und Vorschwebung war, daß er zur See wolle, sobald er erwachsen genug sei. So war er zu Simon Ramstad zurückgekehrt; aber da brauchte man ihn jetzt nicht mehr, und daher kam die große Spintisirerei oder Anfechtung, was wir mit ihm denn wol anfangen sollten.

Da hatte seine Mitbegleiterin, die Gunhild, eine glänzende Theorie —: wir sollten Enoch Haave mit dem Buben auf die Probe stehen.

Enoch war ein Heiliger; er konnte nicht nein sagen, wenn er nach der Schrift leben wollte. Und wurde er unangenehm gegen den Burschen, so war Carolus nicht derjenige, der sich die Haut abziehen ließ! Beim Enoch, da gab es vielerlei zu holen, bemerkte Gunhild; — „vergißt Du denn, Du Dumrian, daß kleine Rakla*) da sind? — draus kann Blavi und Lokki**) werden, Väterchen! — Hol' mich der Teufel, ist so was denn nie passiert? — so ein gizdavo und angenehmer Kerl, wie es der Carolus ist! — Wenn Deine Großmutter einen Bauernsohn aus Vardal kriegte, so kann ebenso Dein Sohn, Väterchen, eine Bauerntochter von Haave kriegen!" — Zigeuner-Thomas mußte lachen und die tiefen Einsichten seiner Alten preisen. Und er war zu der Entscheidung gekommen, daß er es mit dem Enoch probieren wolle.

Nun galt es ihn recht zu packen. Denn der Bauer war stolzer als der Pastor und unbeugsamer als der Ramstader. Am besten, man gebrauchte hier die Umschweifungen der Klugheit und Gelehrsamkeit, denn Enoch selber war ein kluger Mann. Und wenn er sah, daß der Zigeuner ebenso bewandert in den hl. Schriften war wie er selbst, und noch mehr, — denn Thomas würde schon einen Aspekten finden, mit dem er ihn festrammen konnte —, so kam er wohl auf andere Ideen über Zigeuner-Thomas und sein Geschlecht, und machte sich eine bessere Theorie von Carolus Magnus.

Und zum Schluß hatte Thomas etwas, das, wie er wußte, einschlagen würde, — etwas, das ihm Pastor Meier gesagt —: mit Gottes Hilfe und nach Eilert Sund's tiefen Ratschlägen konnte nämlich auch für Thomas Haus und Heim zu finden sein, im Fall er wollte. „Es kann nicht lange dauern, so sitze ich auf eigenem Grund, auch ich, wenn es schon das ist, was den Unterschied ausmacht zwischen Vagabund und Mensch in dieser Welt!" —

XII.

Es begann zu dämmern. Enoch saß am Tisch und aß. Herein kamen die Zigeuner, Einer um den Anderen, grüßten und begaben sich zur Ofenecke. Zuletzt kam Thomas. „Guten Abend und gesegne Dir's Gott," grüßte er würdevoll.

Er war klein gewachsen und zart gebaut, und weich und schlenkerig im Gang und allem Thun, wie ein Wilder, dem schwere Arbeit unbekannt ist. Es war, als spielte er mit seinen Gliedern, wenn er ging, als legte er sie hieher und daher und wohin er wollte; der kleine Kopf schaukelte auf dem mageren, braunen, vorhängenden Stiel von einem Hals und legte sich

*) Rakla ist die Mehrzahl von Rakli, in zigeunerischer Sprache Mädchen.

**) Blavi (Bijav) im skandin. Zigeunerdialekt = Hochzeit, Lokki = Kindheit. gizdavo = hübsch.

gleichsam liebkosend von der einen Achsel auf die andere. Das Gesicht, das im Grunde gutmütig war, hatte Zigeunercharakter, dies listige, ein wenig lose, unverläßliche, rasch und leicht wechselnde im Uebergang von heiligem Heuchlerernst zu wilder Lustigkeit; aber wenn Thomas mit guten Leuten sprach, sah er feierlich aus, so wie er auch in der Rede feierlich war.

Er setzte sich auf den Stuhl vor den Ofen, begann dann zu reden, in Feierton und langen Sätzen. Worauf er hinaus wollte, war schwer zu erraten; er fing mit dem Wetter an und Gottes Verwunderbarkeiten im Buche der Natur. Die Stimme war weich, wie der ganze Mann, in einer unsinnig hohen Skala auf und abwärts singend, mit unglaublichem Tonfall. Man konnte hören, daß er zufrieden war, sowol mit sich wie mit seiner Rede, und er bemühte sich, ausgesucht zu sprechen und fein zu sprechen, und spuckte braun, wenn er etwas Wichtiges gesagt; denn Thomas kaute Tabak wie ein Gaisbock. Er disputirte gern über hohe Dinge, und der Kopf erhob sich auf dem Stengel wie eine hohle Aehre, und er warf sich in die Brust und die Augen funkelten; das Antlitz wurde stramm und streng, und die Rede wunderlich gemacht. Für seine vielen klugen Ideen und Betrachtungen hatte er Worte gefunden, die oft keiner außer ihm verstand, und er hatte so manchen gescheiten Mann, ja, manch einen Priester dazu, im alten und im neuen Testamente festgerannt, und das meistens mit allerlei Anschauungen und Aspekten.

Enoch antwortete mit Ja und Amen. Er mochte die Zigeuner nicht. Sie waren nicht wie andere Leute. Sie hatten etwas an sich, von außen und von innen, das ganz besonders unleidlich war. Etwas Loses und Schlüpfriges und Braunes und Glattes, etwas vom Wurm und etwas vom Aal, ja, geradezu etwas Teuflisches. Kein ehrlicher Ton war in ihnen, und kein verläßliches Wort; alles war falsch und lügnerisch und heimtückisch; und es hing ein übler Geruch an ihnen, ein Geruch von tierischen und entsetzlichen Lüsten und Sünden, als ob sie auf eine besondere Art mit Satan in Pakt stünden. Thomas war lang nicht einer der schlimmsten; allein die Art war unverkennbar; diese glatte Zunge konnte niemals Anderes sagen denn lose Worte. Es wurde ganz gräßlich, wenn er auf ernste Dinge kam; Zigeunermund entheiligte alles. Manchesmal dachte Enoch, sie könnten unmöglich eine Seele haben; sie waren keine Menschen, sondern verkleidete Tiere, Affen und Füchse in Menschengestalt, Halbmenschen, Halbtiere aus dunkleren Welten. Dann redeten sie auch nicht wie andere Leute; man erkannte sie, kaum daß sie den Mund nur öffneten. Sie hatten in der Stimme etwas so Unsicheres, auf und ab Gleitendes, etwas so rein für sich, daß man Unwillen und Widerwillen fühlte, sobald man nur den Klang davon hörte. Und was sie gar mit einander hatten, wenn sie anfingen, in der richtigen Zigeunersprache zu kauderwälschen, — das wußte der Böse wol; denn etwas Schlechtes mußte es sein.

Thomas hatte sich geschlängelt und gewunden, so lang und so schlau, daß er zum großen Aspekten von der Auferstehung gekommen war.

„— Und nun will will ich Ihnen eine Frage stellen, Enoch, wenn Sie mir es nicht übel aufnehmen. Es ist das eine verwunderliche und tiefe Sache, über die ich oft nachgedacht habe.

„Es steht im Evangelium an vielen Stellen, daß wir am letzten Tage aus den Gräbern auferstehen werden, so wie wir nun gehen und stehen, in

allen Teilen und Weisen, und mit jedem Glied und Gelenk. Das, das ist etwas, worüber wir nicht wegkommen können, mein teuerer und gottesfürchtiger Mann Enoch.

„Dagegen sagt aber Jesus an einer anderen Stelle deutlich, daß wir in der Auferstehung nicht heiraten noch geheiratet werden, sondern alle sein werden wie Brüder und Schwestern. Nun kommt aber die Ueberlegung. Wir sollen unsern Leib haben bei der Auferstehung; wozu das aber, wenn wir nach Jesu eigenen Worten nicht ehelichen sollen? — Können Sie den Knoten aufknüpfen, Enoch?" —

Er spuckte und sah listig aus. Die Zigeuner in der Ofenecke hatten Mühe, ernst zu bleiben.

„Den Knoten knüpft unser Herrgott auf," meinte Enoch kurz. „Du aber, der Du mit der Bibel so gut bekannt sein willst, Du solltest lieber an ein anderes Wort drin denken —: daß derjenige, der nicht arbeiten will, auch nicht essen soll."

Hiermit rannte Enoch sich fest. Thomas konnte in Wahrheit sagen, und die übrigen Zigeuner alle stimmten ein —: gerade jetzt kam er von seiner ehrlichen Arbeit als Blechschmied her. Und ehe Thomas es selber wußte, hatte er da einen so guten Weg zu seinem Redeziel gefunden, daß er die anderen Aspekten vorläufig konnte liegen lassen.

„Wir arbeiten auch, in aller Demut und Einfachheit," sagte er, „und würden gern noch mehr arbeiten, wenn gute Leute uns dazu verwenden wollten. Aber nun, mein edler und hochehrwürdiger Enoch, möchte ich vor allem für einen kleinen Sohn, den ich habe, bitten dürfen. —"

Mit vielen süßen Worten und in unglaublich gewendeten und gewundenen Buchtungen und Krümmungen brachte er zuletzt heraus, was er wegen Karolus Magnus wollte, „der keinen Kopf hätte für die hohe Gelehrsamkeit die der Pastor ihm eingeimpft" und der „in seiner Demut auch nie so hoch gezielt hatte", sondern „jeden Abend auf seinen nackten Knien betete, daß ihm vergönnt werde, zu einem guten und hochwürdigen Gottesmann zu kommen, wie es Enoch Haave war," damit er könne „lernen, die Erde zu bearbeiten und sein Brot zu verdienen im Schweiß seines Angesichtes, nach Gottes Wort und Gebot im ersten Mosebuch, zweites Kapitel."

Nun sang Gunhild los. Und es regnete große Worte und es hagelte Lob und Preis, bald auf Enoch und bald auf den Buben; und die Stimme stieg und wurde feurig und feuriger, und die Uebertreibung stieg und wurde grob und gröber . . .

Enoch hörte nicht mehr zu. Er suchte nach einem Gotteswort oder sonst einem prächtigen Spruch, mit dem er sie betäuben könnte und dann seinen Weg gehen; — aber plötzlich fühlte er den Geist in seinem Herzen Zeugenschaft ablegen.

Hier war das richtige Jesuskind. Dies war das Opfer, das Gott von ihm verlangte. Gerade dieses, das ärgste, das er sich denken konnte, das allersauerste und schwerste für Fleisch und Blut, — gerade das war's, was der Vater im Himmel forderte.

Er erhob sich vom Tisch. Sobald er zu Wort kam, sprach er fest und barsch: „Gott will, daß ich diesem Knaben helfe. Kommt er aber her, so muß er dem Brauch des Hauses folgen und sich an Arbeit und Ordnung gewöhnen; von irgendwelchem Müßiggang will ich nichts wissen, und ebenso

wenig von anderen Zigeuner-Gewohnheiten; mag er es unter diesen Bedingungen, so schick' ihn her, . . . wollen sehen, wie weit Gott uns helfen wird."

Er eilte hinaus. Die Zigeuner überfluteten ihn mit Danksagungen und Schmeicheleien, so daß es gräulich anzuhören war. —

— Zwei Tage später kamen Thomas und Gunhild mit Carolus Magnus.

Das war ein Kleiner, Magerer, Dünner, mit winzigen, dunklen, unruhigen Augen und schnellen, hastigen Bewegungen und Geberden, leicht und gelenkig wie ein Hallingmann. Wenn er ging, sah er aus, als sei kein Gewicht in ihm; er konnte mit seinen Eltern nicht Schritt halten; sie gingen ihm zu langsam. Aber in dem Stückchen runden, braunen Antlitz war ein Ernst und eine Feierlichkeit, daß man lachen mußte; das war der Zigeuner-Thomas selbst, nur kleiner. Und welch' eine erwachsene und kluge Art er hatte, zu reden und sich zu führen, so daß Anna sich fast vor ihm genierte. Er war so ganz anders als andere Kinder. Aber gesund mußte er sein. Man sah ihm an, daß er draußen aufgewachsen, wie ein Vogel oder ein Tier; mancher Generationen Luft und Sonne hatten sein Blut gebraut; er war lebhaft wie ein Otter. Neben Carolus Magnus sah Gunnar förmlich bleich aus, obwol er voller und fester war.

Feierlich begrüßte er Anna, seine „neue Mutter"; er werde „mit Gottes Hülfe sich so aufführen, daß sie ihr Wohlwollen gegen ihn nicht bereuen werde." Die Zigeunerart, die Zigennerart . . . diesen süßen Mund und diese glatte Zunge; — Anna überwand sich, eine Hand zu nehmen und zu sagen: „Willkommen hier." Und uf! — welche kleine, weiche, schwache Jungfernhand! —

Nicht minder feierlich begrüßte Carolus seinen neuen Vater. Er konnte in Wahrheit sagen, sein Wille sei gut, „und da werden Sie doch wol Nachsicht hegen, wenn ich noch nicht so viel vermag." — „Wenn Du in Deiner Jugend lernst, den Herrn suchen und zu ihm beten, so geht Alles gut, Carolus," meinte Enoch.

Dann redete Zigeuner-Thomas und zum Schlusse Gunhild. Endlose Ermahnungen an den Burschen und endloses Lob über diese frommen und wolgeborenen Leute . . . die Stimme schrie auf, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Die kleinen, schwarzen Augen glühten und stachen. Den Mund umspielte die ganze Zeit über der Zigeunerzug: ein loses, hinterlistiges Lächeln, das mit Zwang beherrscht werden mußte; — die Rede schloß mit ein paar Worten in der Zigeunersprache, die in dem gleichen strengen, ermahnenden Ton kamen, wie alles Uebrige.

„Und so hoffe ich zu Gott, Carolus, Du wirst eine horta[1]) Romaniseele[2]) bewahren und nicht den Buro[3]) Duo stultra[4]) lassen oder Duo rokken[5]) oder Duo dabben[6]); sondern kannst[7]) Duo nicht latjot[8]), so uasker[9]) Duo und avast[10]) zum Dade[11]) und zur Deia[12]) in Jesu Christi Namen. Und so leb denn wol!"

---

[1]) horta = ächt. [2]) Romani = Zigeuner. [3]) Buro = Bauer. [4]) stultra = narren. [5]) rokken = hungern. [6]) dabben = schlagen. [7]) kammen = haben. [8]) latjot = gut. [9]) vasker = davonlaufen. [10]) ava = kommen. [11]) Dade = Vater. [12]) Deia = Mutter. Alles im skandinavischen Zigeunerdialekt.

Das war schlimm auszuhalten. Jedoch eines sagte Thomas, das Enoch auffiel.

„Vielleicht könnte es geschehen," sagte Thomas, „daß auch ich auf meinen alten Tagen aus diesem Herumstreiferleben herauskäme. Lang ist das mein Wunsch und meine Sehnsucht gewesen, und diesen Winter redete ich mit dem Pastor Meier, und er sagte mir, — gerade diese Worte gebrauchte er: „Wenn Du einen Mann wie Enoch Haave dafür gewinnen kannst, so ist es gar nicht unmöglich," sagte der Pastor; „denn Enoch Haave," sagte er, „das ist der Mann nach mir selbst, der am meisten zu reden hat im Armenrat." — Gunhild blinzelte ihrem Manne zu: „das ist gut." — „Nein, das kann der Pastor doch nicht gesagt haben," wehrte sich Enoch beschämt ... „Diese Worte gebrauchte er; ich bin nicht der Mann, der Lügen und Geschwätz macht; denn ich weiß, was geschrieben steht: Du sollst nicht falsches Zeugnis geben wider Deinen Nächsten!" — Enoch verwunderte sich, solches Lob hören zu müssen, und noch dazu vom Pastor; — ja ja; Meier war ein freundlicher Mann —. Als ihm die Geschichte klar geworden, versprach er, Thomas so sehr zu helfen, als in seiner Macht stand; vielleicht wollte Gott ihm da zu einem größeren Werk verwenden, als er selbst sich vorstellen konnte. Für Carolus wäre es auch gut, wenn seine Eltern zur Ruhe kämen; er würde ruhigeren Sinnes werden, er auch, glaubte Enoch. — Die Zigeuner gingen mit Segenssprüchen und Gebeten und vollem Sack von dannen, und Enoch fühlte sich gänzlich gestärkt durch die neue Aufgabe, die er erhalten hatte. —

Es zeigte sich, daß Gott nun mit ihm war. Carolus benahm sich so folgsam und brav, daß es ein wahres Vergnügen war; er konnte geradezu als Muster dienen für diesen armen Gunnar, der es auch spät und früh hören mußte. „Spiegle Dich an Carolus, Du!" mußte Enoch allzu oft ihm sagen.

Es war merkwürdig mit diesem Gunnar. Er, der sonst so flink und gut gewesen, — war es nicht, als sei er in diesen zwei Winter ganz verwandelt worden! Widerstand und schlechter Wille im Großen wie im Kleinen, Unlust und Abneigung, ja, nahezu Haß; und wie mürrisch und verdrossen ging er herum, so daß man kaum eine Antwort kriegte, wenn man zu ihm sprach. Wer das nun begreifen könnte! — Es müßte der Teufel sein, der sich in dem Jungen erhob, wenn Gott ihm in die Nähe kam; es war wie mit den Teufeln im Evangelium, die immer am ärgsten rasten, wenn Jesus vor ihnen stand.

Carolus war da ein anderer Kerl. Alles ging ihm willig und leicht, und so flink und fertig war er in seinen Antworten, daß es rein eine Freude war, mit ihm zu sprechen. Und er kam selber mit Fragen, ja er konnte über geistliche Dinge reden, so daß Enoch manchesmal an Jesus im Tempel denken mußte. Freilich guckte oft genug die Zigeunerart heraus; aber er war doch so viel bei Menschen gewesen, daß er vom schlimmsten frei war.

Arbeitslust hatte er noch nicht; er liebte es am meisten, Vieh zu hüten oder Gänge zu thun oder andere Kleinigkeiten. Aber gerade Arbeit und Arbeitslust war es ja, was er hier lernen sollte. Und sobald dazu der Wille da war und Gott beistand, so würde es schon gehen. Enoch bat um Weisheit und Geduld, dies schwierige Werk zu vollbringen, so daß alles, was in dem Knaben von Vagabundenart und Schelmentum vorhanden

war, gereinigt und ausgebrannt, und der Knabe ein neuer Mensch, ja, ein Kind Gottes würde.

Er getraute sich im Anfang gegen Carolus nicht streng zu sein. Es galt, sich mit kleinen Schritten vorwärts zu tasten. Griff Einer bei ihm hart zu, so lief er wol höchstens davon. So wie es stand, konnte man Gunnar noch mehr einspannen, und dann würden wir schon sehen, ob nicht das Ehrgefühl in Carolus erwachte, so daß er schwerlich von Gunnar, der jünger war, sich beschämen ließ.

So wurde denn Enoch noch strenger gegen Gunnar als bisher. Alles sollte Gunnar machen; „Gunnar, Du kannst den Stall ausmisten;" „Gunnar, Du kannst Torf hereinbringen;" aber dem Zigeuner gegenüber, da hieß es ganz freundlich: „und Du, Carolus, bist vielleicht so gut und hilfst dem Gunnar ein klein wenig?" — „und Du Carolus, gehst vielleicht hinaus und schaust nach dem Pferd?" — Uh! war das zuwider! Gunnar schäumte. Dieser süßliche Ton; diese angenommene Feierlichkeit —; das war so ekelhaft! Und dieser Zigeunerbub! — Im Anfang hatte Gunnar vor ihm Angst gehabt; die Zigeuner seien Heiden, hatte Jorina gesagt. Aber nun kam noch Haß dazu. Wie dieser Carolus um den Vater herumschlich und herumschmeichelte und süß redete, ja, gottselig, — uf! und log, daß es nur so troff von ihm; aber kaum war er ihm aus den Augen, so ging er nur herum, und spreizte sich, mit den Händen in der Tasche, und pfiff! — Und nie, daß er Schelte kriegte; keine Spur; und Schläge? — ja freilich! Der Zigeunerbub Schläge! Nein; nur ein paar süße Worte in diesem Honigton —: „es ist doch schade, daß Du nicht fertig wurdest, Carolus, Du, der Du ein so geschickter Kerl bist: Gunnar wird Dir halt ein wenig helfen." Natürlich; der Gunnar, der war zu allem gut genug. Der Zigeuner durfte auch nicht in Lederhosen gehen. —

Der Junge ärgerte sich wie ein Erwachsener; die Einzige, die Einsehen hatte, war die Mutter. Sie hielt manchesmal ein bissel zu ihm, und dann steckte sie hie und da ihm einen Bissen Kuchen zu; wäre es nach dem Vater gegangen, so hätte Gunnar wol obendrein hungern müssen. War der Vater in der Stadt und bat die Mutter Gunnar, zum Landkrämer nach Aase zu gehen mit einer Mark Butter oder dergleichen, wofür er Kringeln und Kaffee kriegen sollte, so ging Gunnar gern. Umso lieber that er es, da er wußte, er erhalte selbst eine Kringel, wenn er heimkäme. Eine besondere Freude machte es ihm in solchen Fällen, den Zigeunerjungen anzulügen; denn Carolus mußte auch nichts davon wissen. —

Aber eines Tages im Herbste, da passirte etwas Merkwürdiges.

Gunnar war beim Landkrämer gewesen. Als er zur Vorratskammer kam und seine Kringel haben sollte, mit einem Tropfen Kaffee dazu, — da stand Carolus drinnen. Gunnar sagte zu seiner Mutter: „Carolus ist in der Vorratskammer; er hat sich eine Kringel genommen!" — Aber die Mutter machte nur pst! ja, sie war fast böse. „Du bist dem Carolus so auffässig; dem Carolus schadet eine Kringel nicht. Er ist heute so brav gewesen und hat Deine Arbeit auch gethan, so daß Du jetzt eine Weile frei bist. Geh' Du nur hinein zu ihm, so bekommst Du auch Deine Kringel." Flüsternd fügte sie bei: „und sei gut gegen den Carolus."

Gunnar stand in tiefem Grübeln da. Dies konnte er nicht fassen.

Beschämt und verwundert schritt er wieder zur Speisekammer; — „na, was kriegtest Du für Dein Geklatsch?“ frug Carolus.

Dann wurde die ganze Jugend in die Scheune geschickt; sie sollten spielen, da die Luft „frei“ war. Darob wurde Gunnar so froh, daß es ihnen fast schien, Carolus sei ein prächtiger Bursche. Denk Dir nur, er hatte ihm seine Arbeit gemacht! — Und bald merkte er, daß der Zigeunerbub auch unterhaltend sein konnte; da gewann er ihn fast lieb.

Ob man je so was gesehen, wie der sich verstellen konnte! Er war ein „Wilder“ und machte sie so lachen, daß es ihnen weh that. Dann erzählte er ihnen Märchen und seine Geschichten waren viel schöner als die Jorina's. Zwei Märchen erzählte er; dann hatte er genug. Es war vielleicht nicht übel, mit dem Zigeuner gut Freund zu sein, dann erzählte er wohl noch mehr. . . .

„Nun will ich Pastor sein!“ sagte Carolus.

Da waren die Mädchen gleich dabei. Er band Jorina's Unterrock um und begann hierauf zu predigen. Im Anfang war er ernst; „meine teueren Miterlösten“, sagte er, „wir dürfen nicht leichtsinnig sein; denken wir daran, daß wir sterben müssen“ — aber bald schlug er in Tollheiten um. „Ehe wir sterben, müssen wir heiraten!“ meinte er „und wie soll ein wahres Kind Gottes eine Frau bekommen? Ja, das will ich Euch zeigen.“ Er „ging auf Freierfüßen“ zu Serina hin und zierte und führte sich so, daß alle lachen mußten, obschon Gunnar das nicht liebte. Aber Serina liebte es gewiß, denn sie kicherte und lachte ganz entsetzlich. „Nun mußt Du j a sagen“, sprach Carolus, „das gehört dazu!“ — „Tummle Dich nur, immer muß sie so verkehrt sein“, brummte Gunnar. — „Na also j a!“ sagte Serina und lachte. — „Was soll aber nun ein wahres Kind Gottes mit seiner Frau thun?“ frug der Pastor. „Dies will ich Euch gleichfalls zeigen.“ Er wollte Serina umarmen. Allein da schrie sie und lief weg. So nah wagte sie einem Zigeuner nicht zu kommen. „Ja richtig“, sagte der Pastor, eigentlich ein wenig beschämt, „das vergaß ich ja, erst die Trauung. Kommt, Gunnar und Serina, ich traue Euch; nachher traust Du, Gunnar, Serina und mich.“ Gunnar sträubte sich, aber es galt ein großer Bursche sein. So knieten denn Serina und Gunnar vor dem Pastor hin und er begann die Ceremonie.

Anna kam und wollte Futter binden; sie stand und hörte ein wenig zu und das war gräulich. Carolus mischte das Gotteswort und Tollheit untereinander, auf eine Art, die abscheulich war. Und das vor Kindern. . . . „Carolus!“ — Sie trat vor, die Kinder erschraken und liefen auseinander. „Wenn Recht sein sollte, so müßte ich das Euerem Vater sagen“, sprach Anna ernst. Da ging Carolus zu ihr hin und sagte mit seiner sanftesten Stimme: „Ach nein, es ist wohl besser, daß der Vater nicht zuviel hört von dem, was hier im Hause vorgeht, wenn er fort ist.“ Da sah die Mutter Carolus böse an. Und es zuckte in Gunnar, nun verstand er alles. „Diesmal mag es hingehen“, sagte die Mutter und ging hinaus.

Jedoch Gunnar schloß Freundschaft mit dem Zigeuner, so rasch als er konnte.

XIII.

Die Luft wurde blaß und der Ackerboden steinhart. Das Kartoffelkraut verlor seine schönen violetten oder rahmgelben Blüten und setzte Früchte an. Der Kiebitz verstummte, schaarte sich zusammen und verschwand. Auf bleichen, gemähten Wiesen hielten die Staare ihre Hauptversammlung ab, mit einem Lärm und Geschnatter, daß man sie weithinaus hörte. Dann erhob sich die Schaar mit einem Sausen wie von Sturmwind in die Luft ließ sich auf einen Ebereschenbaum herab und hielt Mahlzeit.

Bald war der Schnitt in Gang und die Halmflöten*) weinten rings auf den Aeckern. Dann kam die letzte große Arbeit, das Kartoffelausnehmen, und als das geschehen war, säeten sie Korn.

So war denn der Sommer zu Ende für dies Jahr. Man barg die Arbeitsgeräte und Fahrzeuge im Haus und zog die Hürden und Querbäume hinein. Noch waren da und dort die Kühe draußen und trabten in den nahen Gehegen herum und nagten den letzten Streifen Spätgras ab. Aber am liebsten suchten sie Schutz unter Steinwällen und Hauswänden; da standen sie und schauerten und froren, sehnten sich hinein, sie auch, und träumten von Winterfrieden und warmen Ställen.

Der Regenwind heulte und pfiff in Fugen und Gebälk; nun weinte er seinen Herbstjammer aus. Und der Himmel hing mutlos und grau und wusch und fegte alles mit schweren Güssen.

Enoch war der einzige, der seine Erdäpfel noch nicht heraußen hatte; er trieb die Wirtschaft mit so wenig Leuten, daß er immer erst spät fertig wurde. Aber jetzt war nur mehr eine Parzelle auf der Auwiese übrig und die war so klein, daß Carolus und Gunnar bis zum Nachmittagmahl damit allein fertig wurden. So konnte Enoch einstweilen ein bischen pflügen und Serina konnte Anna beim Butterkernen helfen.

Gunnar und Carolus mühten sich aufs beste; „jetzt kein Wort reden!" — sie freuten sich so darauf, mit der Sommerplage fertig zu sein. Aber die Geschichte war schwieriger, als sie gedacht hatten und Carolus begann sich Ruhepausen zu gönnen.

„Zuwidere Arbeit", sagte Gunnar. Er grub in dem feuchten Boden mit Händen so rot wie Hummerscheeren.

„Ach ja", sagte Carolus. „Ich glaub', ich geh' doch zur See."

„Hast recht. Das will ich auch. Du darfst es aber keinem erzählen."

„Du auch nicht." — „Fallt mir nicht ein."

„— — Pst! was ist das?"

Häßliches, heiseres Geschrei wurde hörbar; ein wildes, gräuliches Schnattern ängstlicher Stimmen hoch in der Luft, — es waren die Graugänse.

Im Winde keuchend, in einem großen unruhigen Dreieck, steuerten sie dem Süden zu.

„O schau, nun reisen sie! — Wohin meinst Du, ziehen sie?"

„Sie reisen nach Arabien!" sagte Carolus.

---

*) Zur Erntezeit werden aus den frischgeschnittenen Halmen für die Kinder Pfeifen gemacht, die ein bis zwei Töne haben.

„O, wer da mit könnte!" — „Sich in einen Vogel verwandeln und mitgehen, ja!"

Sie starrten lange der Vogelschaar nach, die allmählich mit den grauen Wolken verschmolz und verschwand.

„Wo liegt Arabien?" fragte Gunnar.

„Arabien?" — Carolus wurde feierlich, so daß er an seinen Vater erinnerte. „Arabien", sang er auf, „liegt sieben mal sieben Tagreisen südlich von uns; südlich vom Meer und südlich von Flandern und südlich von Spanien und dem Kaiser und dem Papst, ja, südlich von dem Land, wo die Blaumenschen*) wohnen."

„Ah! — das muß weit sein."

„Und der König daselbst ist der große Kalif Hadonald Raskji, und er wohnt in einem Schloß aus getriebenem Gold. Aber die Säulen im Schloß sind aus Marmor und Elfenbein. Und die Königin und alle Hofleute tragen Kleider aus Seide und Purpurtuch, und mitten im Schloß steht ein Springbrunnen aus Jaspis und Smaragd; aber es springt kein Wasser heraus, es springen aus ihm bloß strahlende Perlen. Und Hadonald Raskji selbst sitzt auf einem hohen Thron von barem Gold, mit einem Königsstab aus Diamant und Jaspis und Amethyst, und scheint wie die Sonne über sein Reich."

Carolus hatte alles rings um sich vergessen; die dunklen Augen leuchteten im Traum.

„Da sollten wir sein!" murmelte Gunnar.

„Ich wünschte, ich wäre der einfachste Sklave dort", sagte Carolus, „denn der einfachste Sklave da ist etwas prächtigeres, als ein Stifts-Amtmann**) hier, und er hat nichts anderes zu thun, als vor Hadonald Raskji das Rauchfaß zu schwingen und die Laute zu spielen nnd der Königin die Seidenschleppe zu tragen; aber dazu sind 500 Sklaven nötig, denn die Schleppe ist so lang wie von hier bis nach Ramstad."

„Ah —!"

„Und jeder Sklave hat eine Sklavin, die jung ist und schön, wie die schönste Rose, und leuchtend, wie die Sonne, und Augen hat wie Sterne; denn nur die, welche schmuck sind, wie Prinzessinnen, dürfen in solch einem Schlosse sein. Und sie singen schöne Weisen und tanzen und spielen auf der Laute und Zitherspiel, und bei Nacht schwärmen sie herum in den großen Gärten unter hohen Palmenbäumen und Cedern vom Libanon, jede mit ihrem Freund; und sie lieben einander und küssen sich. Aber wenn sie lang genug geschwärmt, dann gehen sie ins Schloß hinein und legen sich in weiche Seidenbetten und schlafen bei einander, bis Hadonald Raskji aufsteht und an der großen Glocke läutet, die man über ganz Arabien hin hört."

„Das thät' ich nicht mit", sagte Gunnar; er liebte dergleichen nicht.

„Ja, weißt Du, gezwungen wird man nicht dazu!" — —

Das war herrlicher wie ein Märchen. „Werden wir hinreisen?" fragte Gunnar.

„Ja, dorthin wollen wir einmal, allein es ist weit. Da müssen wir

*) Die Blaumenschen wohnen nach der altnordischen Tradition in Blauland, — in Südspanien und Nordafrika; es handelt sich um die mittelalterlichen Maurenreiche.

**) Ein norwegischer Stiftsamtmann gleicht im Range etwa einem preußischen Landes-Oberpräsidenten oder einem österreichischen Statthalter.

erst übers Meer und dann den Rheinfluß hinauf, viele hundert Meilen; dann kommen wir nach Flandern und Burgundien und dann zum römischen Kaiser, und hernach müssen wir durch das Papsttum und darauf durch das Türkenland —"

„Dort, wo sie Menschenfleisch essen?"

„Ja, aber wir geben uns für Pilgrime aus, die zum heiligen Grabe gehen, da rühren sie uns nicht an. Und dann müssen wir durch Tunis und das Land, wo die Blaumänner wohnen; allein wir brauchen uns nur für Pilger auszugeben, so fangen sie uns nicht. Jedoch hier müssen wir sagen, daß wir zu Mahomeds Grabe wollen, denn sie sind noch ärgere Heiden als die Türken."

„Hu, ich habe gewiß Angst."

„Nein, Du brauchst Dich nicht zu fürchten, denn sie haben auch soviel Gewissen in sich, daß sie keinen töten außer Ritter und Kriegsleute. Wir wollen fein und still verfahren und ihnen schöne Lieder singen, da thun sie uns nichts, sondern geben uns Speise und Obdach und sind freundlich mit uns, — besonders die Weiber."

Carolus grub ein wenig, aber er war so verloren in seinen Träumen, daß nichts weiter herauskam dabei.

„Könnten wir nicht durchgehen?" fragte Gunnar leise.

„Ja, in einer finsteren Nacht, wenn alle schlafen und niemand darum weiß — da stehen wir auf und nehmen mit uns, was wir brauchen, Kleider und Essen und Gold und Silber, und flüchten über die Heide zum Meer. Dort nehmen wir ein Boot und rudern hinüber, bis wir einem Schiff begegnen; dies Schiff nimmt uns dann auf und wir fahren damit nach Flandern. Da kann niemand uns wieder einholen."

„Aah . . . laß uns das thun!"

„Ja, sobald Du so groß bist, daß Du Dich als Jungmann verheuern kannst, sonst, schaust Du, möchte es ihneu einfallen, Dich wieder ans Land zu setzen."

„Ja, aber Du wartest bis dahin, Carolus!"

„Ich warte bis dahin, allein Du versprichst mir dafür, daß Du sicher mitgehst?"

„Ja, das verspreche ich Dir, bestimmt, ganz bestimmt —!"

Plötzlich kriegte es Carolus eilig und begann zu schaufeln, daß die Erde flog. „Dein Vater kommt", flüsterte er. „Uf . . ."

„Drauflos. — Ja, aber wer war es", sagte Carolus sehr laut, „der vierzig Tag und vierzig Nächte lebte und keine Speise nahm? Kannst Du mir das sagen? — — Ah! da kommt der Vater!" rief er verwundert mit seiner frohesten Stimme.

„O, es ist doch so spät geworden", jammerte er; „Sie dürfen nicht böse sein, Vater, aber ich kam darauf, Gunnar aus der biblischen Geschichte zu befragen, und das wurde zu schön, so daß wir uns vergaßen — —"

„Ich werde Euch helfen", sagte Enoch kurz. „Alles zu seiner Zeit, Carolus!" — —

Es war nun für Gunnar in aller Art besser geworden; Carolus wußte mit dem Vater so geschickt umzugehen, daß sie fast immer erhielten, was sie wollten. Es wurde zumeist so, daß er und Carolus gemeinsam die ange-

nehmere Arbeit bekamen und das Ausmisten und anderes so Unangenehmes auf Jorina überwälzt wurde.

Und war die Arbeit an und für sich nicht hübsch, wie z. B. wenn sie Häute abschaben mußten oder im Lohgärbeschaff stehen, so ging alles angenehmer, wenn Carolus mit war, denn er erzählte Geschichten oder fand Gespräche, so daß die Zeit rascher verging, als sich erwarten ließ. Oft blieb die meiste Arbeit für Gunnar zu thun, aber um das scheerte er sich nicht. Er nahm sie sogar auf sich, wenn es Carolus als Erzählerlohn begehrte. Fand Enoch nachher, es sei zu wenig geschehen, so konnte ihn Carolus fast immer zur Ruhe sprechen.

„Aber wenn das so fortgehen soll", sagte Carolus eines Tages, „so mußt Du thun, als ob Du lieber nicht mit mir beisammen wärest, denn sieht er, daß Du es willst, so erfindet er sich etwas anderes!" — „Selbstverständlich", antwortete Gunnar; er verwunderte sich, daß der Zigeuner so schlau war.

Aber Anna merkte bald, daß Gunnar nun in der Vorratskammer einen Helfer gefunden hatte und schließlich mußte sie alle besseren Sachen versperren, damit sie nicht allzu rasch verschwänden.

Die Butter mußte sie auch beaufsichtigen, so daß für die Beiden nur wenig übrig blieb; da behalfen sie sich mit diesem und die Diebereien fielen weniger auf. Wunderte sich Enoch manchesmal, daß es dies Jahr so wenig Butter gab, beschuldigte Anna das Heu, es war in solchen regnerischen Sommern so ausgewaschen und kraftlos, sagte sie. Enoch schüttelte den Kopf; es kam nicht aufs Heu an, sondern auf den Segen Gottes; — es war doch niemand im Haus, der ... lange Finger hatte? — „Nein, ich glaube nicht, ich habe ein Auge gehabt auf Carolus sowol wie auf Jorina, aber sie darf ihnen darin gewiß ganz trauen." Anna war rot ... „Ja, Gott Lob dafür", sagte Enoch und fragte nicht weiter danach.

Verschiedene Art Erzählerlohn mußte Gunnar bezahlen; Carolus brachte ihn dazu, ihm allerlei zu „verehren", oder er tauschte sich dessen Kostbarkeiten für allerlei Tand und Bagatellen ein. So gab ihm Gunnar sein Messer für einen hübschen Federstiel und ein Papier mit dem Bild der Jungfrau Maria; das bereute er nachträglich sehr. Aber schlimmer war es, als er sich bewegen ließ, Carolus einen der alten Goldringe seiner Mutter zu schenken, einen von jenen, die in der Schatullenlade lagen. Da kriegte er Angst. Er kam weinend zu Carolus und bat ihn, den Ring zurückzugeben, „sonst müsse er alles sagen". Carolus lachte, „Du kannst Dir doch denken, daß es nur ein Spaß von mir war", sagte er; „ich mag gewiß nichts von Dir, das Du mir nicht mit gutem Willen giebst." Und Gunnar erhielt den Ring. Nach diesem betrachtete er Carolus als ungemein gut. Sie waren oft bei der Schatulle und schauten sich den alten Staat an; solche Dinge seien so schön, dünkte es Carolus.

Aber volle Freundschaft entstand zwischen den Knaben nicht, ehe sie in einer ernsten Sache einander erprobt hatten.

Gunnar besaß etwas, das er vor Carolus verbarg, und das war ein kleiner Beutel mit Schillingen. Der Beutel war aus braunem, blaugestreiften Stoff und die Schillinge hatte er von Trond, dem Maler, erhalten, in der Zeit, welche dieser hier verbrachte. Es befanden sich ganze $12^1/_2$ Schillinge im Beutel und Gunnar fürchtete, Carolus würde, wenn er ihn sähe, Lust

nach dem Schatze kriegen. Drum versteckte er den Beutel in der Seitenlade der blauen Kiste, welche der Mutter gehörte, draußen in der Vorratskammer.

Aber dadurch vergaß er an den Beutel.

Da geschah es an einem Sonntag Nachmittag, daß Carolus und er dorthin kamen, wo die Truhe stand. „Was ist in dieser Truhe?" fragte Carolus. — „Da sind nur Kleider drin", sagte Gunnard und sperrte auf, — erinnerte sich an gar nichts. Carolus, nach seiner Manier, kam herzu und stöberte und grub; als Gunnar sich besann, war es zu spät. Carolus stand mit dem Beutel in der Hand.

„Was ist das? ein Beutel ... mit Schillingen, gehört der Dir?" — Gunnar versuchte, ihm den Beutel wegzunehmen. „Ja, ich habe sie von Trond dem Maler bekommen, ich brauche sie, um mir dafür eine Mütze zu kaufen ..." — „Fürchte Dich nicht, ich nehme sie Dir nicht weg", sagte Carolus. „Eins, zwei, drei, zwölf und einen halben Schilling; haha, glaubst Du, Du kriegst dafür eine Mütze? — Ah nein, Väterchen. Aber meine Mutter wird Dir eine verschaffen, eine funkelneue und feine, mit Goldschnur außen und Federnfutter innen, soll ich ihr das Geld geben? Dann kriegst Du die Mütze bis zum Frühling." — Das Ende war, daß Carolus den Beutel erhielt.

Aber da kam eines Tags ein Mann, der sollte vom Vater Geld kriegen und es zeigte sich, daß dem Vater acht Schilling fehlten. Da sagte seine Mutter: „Kannst Du nicht Deinem Vater vorläufig die Schillinge leihen, Gunnar?"

Gunnar überlief es kalt. Carolus war nicht daheim und Gunnar ahnte nicht, wo der Beutel war ... „Ja richtig!" sagte Enoch, „wo hast Du Deinen Beutel, Gunnar?" — „Der Beutel ist in der Seitenlade meiner blauen Truhe", sagte Anna; Enoch ging hinaus ihn suchen ...

Die Stube begann vor Gunnar zu schweben. Er erriet, was bevorstand. Ein schwerer Druck legte sich auf sein Herz und er kriegte Lust zu weinen. Sein Vater kam herein —: „Sollen die den Beutel suchen, die wissen, wo er ist", sagte er. Anna saß und gab klein Paulus die Brust, so daß ñe nicht gehen konnte. — „Du, Du weißt doch, wo der Beutel ist, Gunnar?" — „Na also rasch nun, Gunnar", sagte Enoch „was ziehst Du Dich denn schon wieder so?"

Gunnar hatte ausgerechnet, wenn er löge, so bekäme er die Rute und sagte er die Wahrheit, so kriegte er auch die Rute; überdies verfeindete er sich aber dann mit Carolus, dem es einfallen konnte, dann vom Kaffee zu erzählen ... Er saß zwischen zwei Feuern, aber das beste war zu lügen. „Nun?!" fuhr der Vater auf. Gunnar murmelte mit den Lippen, kriegte aber keinen Ton heraus; es war so schwer, diese Lüge hervorzubringen ... „Was sagst Du da?" sein Vater näherte sich ihm. — „Ich ... weiß nicht — wo der Beutel ist." — „Du weißt nicht, wo der Beutel ist, sagst Du?" — Enoch starrte ihn an, daß es Gunnar unter seinen Blicken ganz kalt wurde.

Man schickte zum Nachbarhof um acht Schillinge, so lange der Mann da war, konnte Gunnar sicher sein. Er saß auf der Bank neben dem Speisetisch, bläulich blaß, als ob er den Tod erwartete. Es sauste ihm vor den Ohren, die Stube war voller Sausen; ach, wenn blos Carolus käme, wenn blos Carolus käme ... Ah, wenn sie nur bis Storbekke gehen müßten

nach den Schillingen; da kam wohl der Carolus — O nein, da war Serina schon und hatte die Schillinge. Keine Hilfe, keine Hilfe —!

Der Mann erhielt sein Geld, — hierauf ging er. Nun war es aus . . .

Der Vater kam. Die Stube bewegte sich . . . versank auf der einen Seite . . . Gunnar konnte nicht mehr, er begann zu weinen.

„Nun wirst Du mir erzählen, wie es mit diesem Beutel ist, Gunnar." Der Vater stellte sich vor dem Tische auf, gerade ihm gegenüber, — „na? — na?!" — „Ich habe den Beutel verloren!!" schrie Gunnar in wildem Weinen auf.

„Aber Gott bewahre, Gunnar!" jammerte seine Mutter. — „Hast Du ihn verloren!" rief der Vater, „wie ging das zu?" — Uf, nun mußte er wieder da etwas erfinden . . .

„Wo hast Du ihn verloren?" — Enoch war fürchterlich ernst. — „Im — Heuschober!" — „Wie konnte der Beutel in den Heuschober kommen, wenn er in der Truhenlade lag? — Gunnar weinte und sann, sann und weinte, — „ich wollte . . . meine Schillinge ansehen! m—u—uh, u—uh . . ." — „Und da nahmst Du den Beutel aus der Truhe?" — „M—ja, u—u . . ." — „Und saßest und beteiest die armen Schillinge an wie einen Abgott, ja. Und dann thatest Du den Beutel in die Tasche und gingst damit in den Heuschober." — „M—ja, m—u—uh, n—uh . . ." — „Und da verschleudertest Du sie. Und nachher gehst Du herum und schweigst und verbirgst es vor uns . . ." er stand auf. „Na, ich werde Dich Ernst lehren, auf daß es mir nicht gehe, wie es dem Oberprieiter Eli ging . . ."

Und Gunnar wurde so jämmerlich gestrichen, wie nie vorher. Erst eine Tour, dann gleich darauf noch eine; er wand sich, als wolle er aus seiner Haut herausfahren und schrie durch seine zugeschnürte Kehle so, daß kein Menschenlaut mehr drinnen war. Anna machte sich hart, er hatte nun Schläge verdient; Geld verwerfen . . . aber das wurde zu gräßlich, er tötete den Jungen; „aber Enoch! — Herrgott, Enoch!" Allein in dieser Wolfshöhle vernahm nicht einmal sie selbst ihre Stimme. „Ich will — Dich lehren!" rief Enoch zwischen den sausenden Hieben, — Dich lehren! — Geld verschleudern!" — Endlich kam ihm der Junge aus den Klauen, kroch auf allen Vieren über den Boden, zitternd, zuckend vor Schmerz, schluchzend, fast stimmlos, besinnungslos . . . Anna bebte, „wie kann man nur so den Verstand verlieren!" — „Es ist besser, ich züchtige ihn", antwortete Enoch, „als er fällt dem lebendigen Gott in die Hände!"

Gunnar zog seine Lederbeinkleider hinauf, flüchtete sich durch den Kammergang, die Küche und die Hinterthür, über den Hof in den Schober, indem er mit dem Weinen kämpfte, das nicht zu laut werden durfte, fühlte sich auch hier nicht sicher, flüchtete sich zu dem Kleinvieh, da versteckte er sich im finsterien Winkel und ließ den Thränen ihren Lauf. O Gott, wie ihm sein Rücken brannte! Er weinte und er weinte, bis er fast selbst erschrak.

Carolus kam über das Brachland dahergeschlendert, mit den Händen in der Tasche, pfiff und dachte an nichts; da er in die Nähe der Scheune kam, hörte er durch das Windessausen ein so wunderliches Geheul. Was mochte das sein? — Er blieb stehen und horchte; konnte das ein Mensch

sein? Horchte und suchte, kam schließlich zum Kleinviehhof; da fand er Gunnar.

Und er erfuhr alles.

Da wurde sein leichtes Zigeunerherz so gerührt, daß er sofort nach dem Beutel lief und ihn Gunnar zurückgab. „Armer Du, daß durch meine Schuld so arg hast leiden müssen! O, daß ich nicht zuhause war!" Er streichelte Gunnar die Wangen und versuchte ihn zu trösten. „So, ja, Gunnar, nicht weine mehr ... Du kriegst Deine schöne Mütze, paß auf, ich red' halt mit meiner Mutter ... Und kann sie Dir keine schaffen, so bekommst Du von mir eine, wenn ich groß bin; weißt', es sind nicht mehr viele Jahre bis dahin. Nein, daß Du so treu gegen mich warst, daß Du mich da nicht hineingemischt hast! Ich hätte mir nicht gedacht, daß so ein Mannesherz sein könnte in so einem kleinen Balg wie Du! Ja, Du bist ein kleiner Engelsbub, Gunnar. So, komm schön, wir gehen nun hinein, brauchst Dich nicht zu ängstigen, wenn ich mit bin; nie soll er mehr so mit Dir umgehen, so lang ich auf dem Hof bin!"

Gunnar erholte sich allmählich. „Und nun sag ihm nichts, daß Du Deinen Beutel zurück hast, dann kannst Du Dir kaufen, was Du Lust hast um Dein Geld. Hab' ich nicht recht?"

„J — ja", schluchzte Gunnar; er lächelte im Weinkrampf.

In dieser Stunde vergaß er, daß Carolus ein Zigeuner sei.

Carolus war der prächtigste Bub auf Erden.

XIV.

„Du redest so viel von sich selbst verleugnen", sagte sie zu ihm eines Abends, als sie sich niedergelegt hatten, — „merkwürdig, daß Du das da immer noch nicht aufgeben magst."

Er sollte es einmal hören! ob es nun so oder so ging! — Aber nachdem sie es gesagt hatte, bereute sie es wieder.

Er schwieg lange. Und es sauste vor Stille. Sie vernahm ihre eigenen Worte wieder und wieder und sie wurden so dumm und schlecht. Und da lag er und hatte diese Worte gehört und dachte an sie; — ihr wurde angst und heiß. Daß sie niemals konnte schweigen lernen.

„Du weißt wohl", kam es endlich, „was Gott zu Adam und Eva sprach: ‚werdet fruchtbar und vermehret euch!' ... und wir sollen seinen Willen thun in allem. Wir müssen nur beten, daß wir ihn mit dem rechten Sinne thun und nicht aus Fleischeslust."

— — Ja, fürcht' Dich nur nicht! er findet schon Antwort! Und Bibelsprüche hat er auf alles, und wäre es noch so verkehrt ...

Wenn sie sagte, sie halte das nicht aus, er richte sie zugrunde durch Arbeit und Kindbetten ... „Ihr Frauen seid eueren Männern unterthänig wie dem Herrn"; „Seine Kraft ist groß in den Schwachen" ... es würde Bibelsprüche regnen! Und immer fand er das, was nach seinem Kopfe war.

Sie verstand sich gar nicht auf ihn. Ihr dünkte gar nicht, daß er in allen Dingen so ganz nach dem Worte lebe. Er redete stets von seinen Sünden, und daß sein Geist verdunkelt sei und daß wir demütig und klein

sein sollten in unseren eigenen Augen; aber von diesem Kleinmut und dieser Sanftmut bemerkte sie in seinem Wandel nichts. Alles, was er that, war recht und jeder Einfall von ihm war Gottes Wille ...

Wenn geschrieben stand „Ihr Frauen sollt eueren Männern unterthänig sein", so stand ebenso: „Ihr Männer, liebet euere Frauen und seid nicht barsch gegen sie." Aber daran erinnerte er sich nie. Nur an das, was für ihn selber paßte. — —

Nicht im mindesten dachte er an sie. Nicht ein einziges mal, wie ihr sein mochte. ... Sie hatte ganz gut die Mittel gehabt zu leben, wie andere Leute, aber nein ... Es war wohl seine Absicht, mit ihr ein Ende zu machen, das war es wohl. Nun, da ihr Erbe dahingegangen, konnte sie auch gehen; er mochte wohl lieber eine Neue, die ihm noch mehr schön that. Er war vielleicht nicht so verrückt, wie es schien. Wunderlich, wie seine Gottesfurcht sich mit seinem irdischen Sinn vertrug; was „Gottes Wille", war immer gerade das allerbilligste ... außer das mit den Armen, vielleicht ... Er schämte sich, einzugestehen, daß es Knauserei war, und so erfand er sich, daß es Gottes Wille sei. ...

Uf, so häßlich mußte sie nun nicht denken. Aber meinertreu, sie konnte manchmal ärgerlich werden — und bare Gottesfurcht war es nicht! darauf wollte sie fast wetten! Aechtes Christentum war nicht so hart und böse ...

Freilich, sie sollte sich wohl auch ein Gewissen daraus machen, daß sie in allerlei Kleinigkeiten ihn hinterging; wenn er so unvernünftig war, so sollte er nur selbst den Schaden tragen! Und den Kindern werde sie helfen, so viel sie vermochte und das Essen bereitete sie, so gut es nur ging. ... Aergerlich, daß sie so schwach war, daß sie nicht offenen Widerstand leisten konnte! Ich wollte, Inger, die Frau des Per, wäre sein Weib ...

Sie lag und ärgerte sich, bis sie einen Schüttelfrost kriegte, so wahr ihr Gott helfe, — sie, die so sehr des Schlafs bedurfte! Uh, sie war so müde und fertig, daß sie kaum mehr zusammenhing. Jeden Morgen im Dunkel aufstehen, den ganzen Tag sich plagen und traben, tausend Dinge zu thun und keine Hilfe; das Haus und der Stall und das Kind an der Brust ... Serina war brav, vermochte aber nicht mehr, als auf das Kleine zu passen und Jorina konnte nicht einmal so viel wie einen Strumpf stopfen ... merkwürdiges Kind, konnte nichts erlernen ... Ging nur herum und rieb und kraute sich den Kopf; man hatte mehr Mühe, sie rein zu halten, als man von ihr Nutzen hatte; Anna würde so froh sein, sie los zu werden, daß — aber sie wagte es nicht einmal zu erwähnen. Es war eine Feierlichkeit mit dem Mädel, daß sichs gar nicht sagen ließ; seine eigenen Kinder wurden rein wie Stiefkinder gegen diese Betteljungen. Dafür thaten sie ihm aber auch schön, darauf verstanden sie sich, so ein Bettelpack! Das Schlimmste war, daß Jorina den Gunnar mit Geschichten und Unsinn so voll stopfte, daß er davon ganz dumm wurde, dunkelscheu und elend; ja, nun hatte er einen solchen Geschmack an diesem Zeug gewonnen, daß er sich nicht darum scheerte, mit anderen beisammen zu sein, als mit diesen Hergelaufenen, die ihm Märchen erzählen konnten und Altweiberschnack. Carolus war der Allerschlimmste auch in diesem Punkt, jedoch er hatte nun eine solche Macht im Haus erlangt ... o, wenn sie ihn nur einmal so ertappen könnte, daß sie ihn hinausbekäme! — Jedoch einen Zigeuner erwischen —, da faßte man leichter einen Aal.

Und so ging sie herum. Ueber die Kinder Aufsicht zu halten vermochte sie auch nicht mehr, sie konnten alles mögliche lernen, was schlecht war, was das anbelangte. Wann hatte sie denn eine freie Stunde? Sie rackerte sich ohne Unterlaß vom Morgen bis Abend, und des Nachts, wenn sie schlafen sollte, da war wieder der Kleine ... oder auch schwere Gedanken, die ihr auch den Schlaf nehmen konnten; drum, wenn sie auch eine freie Stunde gehabt hätte, sie wäre zu müde gewesen. Und er — er, der es sogar auf sich genommen, für sie Schule zu halten ... ja, das wurde was! — Es ging, wie es gehen mußte, wenn Einer so eigensinnig war und keinen anhören wollte. Was da aus den Kindern werden mochte, das wußte sie nicht. Sie konnte ihnen nicht helfen. Wie eine Dienstmagd ging sie herum ... und mußte froh sein, wenn sie wegbrachte, was am allerwichtigsten war. Und mit all ihrer Plage wurde es doch nicht, wie es sollte; es wuchs um sie herum, auf allen Seiten, das Ungethane und Halbgethane; das Haus war in Unordnung und die Kinder waren in Unordnung; hier sah es oft so aus, daß sie sich geradezu schämen mußte ... Aber — „wenn wir unser Herz nur rein und heil erhalten können" — uh! Sie war so böse, daß sie dalag und sich ganz für sich selber im Streite Red' und Antwort gab.

Und da hatte er nicht einmal soviel Verstand, daß ... Kaum war das Eine entwöhnt, so kam auch schon das Andere ... Und wie schwach sie dabei wurde! Diesmal war es noch gegangen, allein nächstesmal —? Gott helfe ihr! Ein plötzlicher Schrecken packte sie: „o lieber Gott, laß mich nun keine mehr kriegen ... um Jesu willen, Amen!"

Nein, nein, so meinte sie es nicht, so meinte sie es nicht. Sie wußte, sie dürfe nicht klagen, — sie, die so schöne, gesunde Kinder hatte. O nein, sie klagte auch nicht. Das war nicht ihre Absicht. Sie mußte eher noch danken. Wie, wenn ihnen etwas gefehlt hätte, am Körper oder am Geiste, — manche mußten empfinden, wie gut das erst sei. Nein, sie wollte nicht klagen. Durften sie nur so emporwachsen, wie es nun den Anschein hatte, so wollte sie zufrieden sein. Sie konnte nur manchesmal sich so sehr härmen — —

Sie lag und lauschte den ruhigen, gleichen Atemzügen aus der Wiege und den anderen kleinen Betten, lauschte diesem süßen Vierklang gesunden, leichten Schlafs, bis sie selber ruhig ward. Man mußte Ihn es lenken lassen und vertrauen, daß alles ging, wie es gehen sollte. Es kam wohl der Tag, wo Enoch bereute — —

Draußen hatte der Wind umgeschlagen, sie hörte es am Tone. Das Haus war wie eine Windorgel und jeder Wind hatte sein eigenes Spiel, — von dem hohen Geheul des Nordwestes bis zum dumpfen, schluchzenden Regengewinsel aus dem Süden, — sie kannte jedes. Ach ja, ja! die Welt war stürmisch und schwer ... Oh ja! — Gott steh' uns bei!

Mit einem tiefen müden Seufzer sank sie in Schlaf. Als bald darauf der kleine Paulus aufkam, mußte er eine ganze Weile schreien, ehe er seine Mutter wieder wach kriegte.

XV.

Ein klarer frischer Sonntag im Februar. Linder Frost, leichte Luft; trüber Sonnenschein von halbverschleiertem Himmel.

Im Aasehof drinnen steht Enoch und liest den Text. Das selige Lächeln ist heute nicht so deutlich. Es ist eher etwas Graues und Müdes über dem Gesicht.

Eine laue, schwere Torfwärme erfüllt die Stube. Der Boden ist mit frischem Sand bestreut. Anna sitzt im Armstuhl bei der Wiege und nickt ein wenig, da hinter ihr haben die kleinen Mädchen sich versteckt.

Jorina sitzt in der Ofenecke und duselt. Zu beiden Seiten des grünen Tisches, gerade unter Enochs Augen, haben Gunnar und Carolus ihren Platz; sie sehen aus, als hörten sie dem Texte zu.

An der Wand neben der Kammerthür hängt die Uhr und tickt in ihrem hohen Gehäuse. Tik—tik, tik—tik . . . langsam und schläfrig; Carolus zählt: eins — zwei, drei — vier . . . etwas muß man ausfindig machen, wenn man nicht einschlafen will.

Gunnar träumt von Arabien. Da will er sich ein Schloß bauen. Es soll so und so sein, und so und so viele Zimmer haben; da und da wird Carolus wohnen und hier er selbst; außerdem will er die Kinder des Peter da vom Norden mit sich nehmen, damit wir genug Personen sind, um Trebonius zu schlagen.

Vielleicht heiratet er die Oline einmal? — Nein, pfui! — Aber das, was Carolus erzählt, das könnte lustig sein, zu probiren. — Nur dürfte es niemand wissen, nicht einmal Carolus . . .

Alles weiß dieser Carolus. Wer es ihm nur sagt? Wo er nur alles gesehen hat? Gunnar will ihn heute abends fragen. Es ist so gescheit, daß sie nun bei einander liegen. da können sie von so vielem mit einander reden.

— — Enoch betete und betete, war aber gleichsam tot, fühlte nicht die rechte Freude am Wort. Das war einer von den dunkeln Tagen; die Sonne versteckte sich hinter den Wolken und es war Schatten in seinem Herzen. Jedoch die Erlöserhand hielt fest; furchtsam brauchte er nicht zu sein.

In den letzten Zeiten befand er sich nicht mehr so stetig auf dem Tabor wie früher. Nur hie und da einmal wenn Gott ihm ganz besonders seine Gnade weisen wollte. Manchesmal kam er eher tief ins Thal hinab, dünkte ihm. Der Teufel narrte ihn oft mit seinen Kniffen und die Sorge um das „Morgen" packte ihn allzu häufig. Allein er wußte, so, wie er es nun hatte, mit Fall und Erhebung und vielem Streit, so mußte ein Christ in diesem Jammerthal es zu haben erwarten. Und darum mußte Enoch dennoch froh sein. Froh, daß er den guten Streit streiten durfte und würdig erachtet ward, durch mannigfache Versuchungen geprüft zu werden. Denn dadurch wußte er, daß die Krone des Gerechten für ihn bereitet war und daß er am jüngsten Tage erlöst und gerettet sein solle.

Wenn Gott ihm nur bei seinen Hausleuten helfen wollte, damit auch sie bald zu Jesu kämen. Ihm dünkte, es gehe langsam damit und er mußte oft um Geduld bitten. Und er arbeitete und kämpfte mit Lesen und Gebet,

predigte ihnen das Wort „zur Zeit und zur Unzeit“, so lang sollten sie hören, wie gut und liebenswert der Herr war, bis sie sich nicht mehr fern halten konnten.

Möchte wissen, woran nun Gunnar so dachte: er saß und starrte mit ganz leerem Blick. Enoch wollte grade ihn fragen, vielleicht ihn ein bischen erschrecken, damit er eine Weile sich dran erinnere ... da hörte man Schritte auf dem Weg draußen. Alle erwachten und guckten hinaus. Lieben Leute, war das nicht Student Olsen, der so daher geschwungen kam?

Gunnar und Carolus blinzelten sich zu; er kam hierher. Gottlob, gottlob ...

Drei fegende Schritte im Gang, knack, knack an der Thür und herein trat Student Olsen, lang und mager. Den Cylinderhut hatte er in die Hand genommen, aber dennoch mußte er sich bücken. „Guten Tag, gesegnete Andacht!“ — „Danke. Bitte, setz' Dich nieder.“

Olsen hob die Rockschöße auf und setzte sich auf den nächsten Stuhl; „sehr schönes Wetter.“ Er war heute nüchtern; er redete, wie Bauern reden. Den Hut legte er aufs Knie, den Stock hielt er in der Hand; der Rücken war gerade wie ein Schaft. Er hatte vorn eine Glatze und rückwärts lange Haare, das Gesicht war mager und scharf und tief gefurcht; in der Wange etwas wie eine Kugel Kautabak. Die bleigrauen kleinen Augen blinzelten unaufhörlich und gleichmäßig. Der Rock war blankgeschlissen, der Halskragen fleckig, die Stiefel waren schiefgetreten und fast ohne Absatz. Er war kein wirklicher Herr, der Olsen; er war ja auch blos ein Lensmannssohn da von Süden her. Er hatte böse Trunksuchtsanfälle und es stand überhaupt nur so so mit ihm; jedoch er war gelehrt und Enoch empfand dadurch trotzdem eine Art von Achtung vor Olsen.

Sie kamen in Gespräch. Carolus und Gunnar blinzelten einander zu. „Ich geh' hinaus und schau nach den Rössern“, sagte Carolus und eilte davon. Gunnar ihm bald nach, — den Weg in die Kammer. Da konnte der Vater meinen, er wolle seine Lektion lernen.

Olsen war heute „in Geschäften“ gekommen. Er wollte wissen, ob Enoch vielleicht einen Hauslehrer brauche. „Ich höre, Du hast genug von dem, was der Bauer hier Schule nennt“, sagte er, „und da ich gerade jetzt ein paar Wochen frei bin, so könnte das vielleicht ganz gut passen.“

„Ja ...“ Enoch zog das Wort.

Er wußte, daß Olsen teuer sei. Jedoch wenn Gott den Mann hieher schickte, so war es vielleicht sein Wille. — Man konnte sich mit Per zusammenthun, so wurde es wohl nicht so gar viel. Mit seinem eigenen Unterricht ging es langsam, das ließ sich nicht bestreiten; wenige Stunden wurden es und dieser arme Gunnar mit seiner Unlust zum Buch ... es war vielleicht nicht recht, daß er länger so herumging. — „Was meinst Du dazu, Anna?“

Anna sprach aus aller Macht zu. Sowohl Gunnar als auch Serina standen hinter ihren Gleichaltrigen zurück, und ob wir es verantworten konnten, Jorina so wenig in die Schule gehen zu lassen ...

Das, meinte sie, würde helfen, und es half. Am nächsten Tag saßen Enochs Kinder auf der Schulbank; die Kinder des Per da vom Norden waren auch dabei.

Froh war Gunnar. Nun durfte er sonntäglich gekleidet gehen! Und dann diese Freistunden; da tummelte er sich ganz wild. Prügelte und raufte und heulte vor Vergnügen und erfand allerhand Schelmenstücke. Besonders lästig war er Per's Oline, riß sie an den Haaren und schlug sie, kniff sie in die Arme und stach sie mit Nadeln; manchesmal warf er sie nieder und zog sie an den Füßen herum; sie mußte dem Olsen klagen. Ganz merkwürdig, wie er geworden war. Er war schlimmer als alle zusammen. Woher das nur kam?

Im Uebrigen ging es gut. Olsen war tüchtig im Lehren, wenn er seine guten Tage hatte; er brachte Leben in die Kinder und sie folgten mit. Streng war er nicht, sie durften reden und sitzen fast wie sie wollten; er selbst stolzirte im Zimmer hin und her und plauderte gleichsam nur mit ihnen. Aber merkte er, daß sie unlustig wurden, so jagte er sie hinaus; „nun taugen sie zu nichts als zum Trebonius schlagen", sagte er.

Enoch setzte an ihm diese Art und Weise aus; es war unrecht, so wenig Zucht zu halten, sagte er. Den Kindern gefiel es wohl, aber gerade das war ein schlimmes Zeichen; man sollte sich hüten vor dem, was dem Fleisch und Blut angenehm ist. — „Ich gebrauche meine Methode", sagte Olsen.

Aber abends hielt er sich in der Nachbarschaft auf, am liebsten bei Helge; da war hie und da ein Schluck zu kriegen. Und bekam er ein Gläschen oder zwei, so „predigte" er. Und die Leute sammelten sich und hatten Spaß daran. Wurde er jedoch betrunken, so erzählte er seine „Erlebnisse"; das verstand aber niemand. Da geriet Olsen in Zorn. „Ihr Eulenjungen und Eselspack!" schrie er. Oder er seufzte und wurde schwermütig. „Man denke sich nur, hier stehe ich, Norwegens größter Dichter, — und in welchen Umgebungen! Ah, quelle vie, quelle vie! ah voici un malheureux!" und anderes Geschwätz, das französisch war, wie er sagte. —

Als der Samstag kam, schloß er um zwölf Uhr, speiste und wanderte hinaus.

Er kam erst heim, als sie zu Abend gegessen hatten. Und da war er ungemein hochtrabend.

„Danke, keine Speise!" — Der Arme, heute sprach er städtisch.

Er ging im Zimmer herum mit schwingenden Geberden und großen Schritten, und räusperte und räusperte sich, als wollte er etwas sagen; dann legte er die Arme über die Brust und stellte sich in Positur. „Hochgeehrter Enoch Haave, habe ich Dir jemals von meiner Heimsuchungszeit erzählt?"

„— — Ich wollte, Du hättest eine Zeit der Heimsuchung gekannt", entgegnete Enoch; er saß und schnitzte an einem Spatenschaft.

Olsen begann wieder zu gehen; hatte gewiß die Antwort nicht gehört. „Ja, mein Freund — dergleichen erlebt nicht Peter und Paul! — Ueberhaupt, man wird nicht Dichter, wenn man nicht mindestens einmal im Leben verrückt gewesen ist, — wie es die Philister nennen.

„Hm! Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern geschehen. Es war ein lichter, lichter Morgen. Ich dampfte hinaus über den herrlichen Kristianiafjord; meine Absicht war, einen weithin berühmten dänischen Nervenarzt zu besuchen ... ich war nämlich nicht verrückt, sondern nervös. „Nach Süd, nach Süd, wie die wilde Gans!" heißt es in einem meiner Gedichte. Wie ich nun so allein für mich irgendwo saß, da ging es mir

auf einmal auf: — Du, Ole Christian Olsen, Du bist, mit Respekt zu vermelden, ein L—. Aber Dein Inneres, Deine Seele, das ist eine Ausstrahlung, ein Strahl ... ein Auszittern vom Ursprung des Alls, vom großen Oberdichter ..." Er streckte die Arme hinaus und bewegte die Finger.

„Und ich fühlte Gott in mir, wie er leibt und lebt. Kannst Du so was glauben, Enoch?"

„Ich habe ... vielleicht etwas erlebt, das noch größer ist."

„Gottlob, daß Du mich verstehst, Enoch. Es ist ein Segen, unter erleuchteten Menschen zu sein. Wenn ich hier bei Dir bin, so scheint es mir, als fühlte ich wieder den Hauch der Kultur.

„Ja, das war eine große Zeit. Nachher ging ich lang wie in einem seligen Rausch herum, in einem leichten, lichten Nebel, den ich den Dichternebel nannte ... Und eine gewaltige Stimme sprach in mir deutlich, ohne Worte: Du bist der, welcher größer ist als Shakespeare!

„Allmählich begann mir alles in die Runde zu gehen. Und nun kommt eine Episode, die — in subjektiver Hinsicht — vielleicht zum interessantesten gehört, das ich erlebt. Meine sogenannte Narrheit war nämlich ein stark pulsierendes Fantasieleben ... eine Dichtergabe, wie ich sie niemals vorher oder nachher gehabt ... ‚Eine Segelwolke licht und leicht ...' Hörst Du zu, Enoch?"

„Ei, wohl?"

„Ich glaubte damals, es sei die magnetische Ausströmung der Erde, welche das Abnehmen der Kräfte und allmählich den Tod verursache. Nun hatte die Ausströmung aufgehört; die Erde behielt ihre magnetische Kraft und die Toten kehrten wieder.

„Der Raum hatte insofern zu existiren aufgehört, als ich ebenso gut mit einem Mann in Rom und Griechenland, wie mit einem in meinem eigenen Zimmer reden konnte. Wenn ich sage, daß ich tausend Verse extemporirte, so sage ich allzu wenig. Denn durch ganze drei Monate schien es mir, als sei mein Publikum um acht Uhr abends gesammelt, — nein, aufmerksam, und da traktirte ich sie in der Regel bis um elf mit einem Vers um den anderen, und diese Verse sprühten vor esprit, und was die Formvollendung betrifft, so habe ich außerhalb des Irrenhauses sie wohl oft erreicht, doch nie übertroffen."

„Hm! ja, das —", begann Enoch. Aber Olsen schien nicht zu hören.

„He — he, einmal bildete ich mir ein, Goethe habe etwas gesagt oder gethan, das mir mißfiel, und da fing ich an, Goethe anzugreifen. Goethe ist ein verstorbener Kollega von mir, einer der größten Dichter, die jemals gelebt. — Die Unrichtigkeit des ersten Verses wird jeder erkennen:

„Er saß ja ganz wie blind und taub
In vielen langen Jahren ..."

„Ah, c'est vrai; Du verstehst das ja nicht. Ah, l'imbécile ... Aber nun hör' einmal an, was ich gedichtet habe, es war auf Henrik Wergeland, den ich seiner Unsittlichkeit wegen angriff, — und das mit Recht:

„Wie lang noch, Henrik — —"

„Hm", räusperte sich Enoch, „geh, hole die Gesangbücher, Gunnar. Es ist nun hohe Zeit, daß wir das Gebet abhalten."

Olsen blieb stehen und fuchtelte mit den Armen. Er war feuerrot.

„Ihr Eulenjungen!“ rief er, „hütet euch vor der geistlichen Hoffart! Hütet euch vor jenen, die lange Gebete halten und Herre, Herre sagen, aber den Herrn verleugnen und verachten in seinen Werken und großen Offenbarungen! Sie kennen nicht Goethe noch Shakespeare, aber wollen Gott erkennen! — ha!

„Fürwahr, ich sage euch, euere Gebete und Herre-Herre-Rufe werden euch nicht nützen; nichts soll euch nützen; denn ihr suchet den Erlöser außer euch, wo er nicht zu finden ist. Ihr Esel! nichts kann uns erlösen, wenn wir uns nicht selbst erlösen! Imfall Du glaubest, und Dein Blut fließt krank und schwer und schwarz in Deinen Adern, da wird auch Dein Glauben Dir zu Krankheit und Verderbnis werden; jedoch im Fall Du nicht glaubest, so wird Dein Leben wie ein Spiel und Dein Tod wie ein Schlaf, wenn Du nur frohgemut und stark bist und Dein Blut mit des Pulses rotstrahlender Farbe durch die Adern läuft. Fürwahr ich sage euch, es kommt nicht auf den Glauben an, sondern auf das Blut! Ihr Thoren, ihr redet in euerer Rohheit von Jesu Blut; wißt ihr denn nicht, wenn man vom Blute spricht, vom erlösenden Blut, so ist es euer eigenes Blut, euer eigenes frisches, rotes Blut! — denn in diesem liegt die Erlösung, aber nicht in etwas anderem! Es ist kein Heil in irgend einem Ding, heiße es nun Glauben oder Zauberkraft! Doch ihr sollt sein wie die, die keines Heilmittels bedürfen! Seht des Himmels Vögel! Seht die Lilien auf dem Felde! Ihr Dummköpfe, was anderes lehrte Jesu, als Gesundheit und einen leichten Sinn! — Freude ist die beste Medizin und die beste Medizin ist die beste Religion; darum singet Lieder zu Evas Preis, wie es der selige Gottesmann, der Priester Zetlitz*) that; aber legt euere Leichenpsalmen aufs Bücherpult und bleibet nicht sitzen in diesen dunkeln Höhlen und grübelt nicht über euere sogenannten Sünden; — hehe! Sünden, als ob ein Bauer sündigen könnte! Mir scheint, ich sehe unseren Herrgott sitzen und die kleinen Dummheiten zählen und die kleinen Rohheiten, die euch entfallen und die ihr mit dem hochtrabenden Worte „Sünde“ schmückt; haha, Sünde! Ihr habt, hol mich der Teufel, nicht so viel Seele, nicht so viel — —“

„Nun ist es aber genug!“ rief Enoch. „A ja, jetzt, jetzt kommt wohl die Herzensmeinung heraus! Wie geschrieben steht —: von Kindern und Betrunkenen hört man die Wahrheit . . .“

„Was? sagt er Betrunkene? Glaubt er etwa, ich sei betrunken? — Ich?! —“ Olsen stramnte sich und wurde steif wie ein Brett. Dann nahm er Hut und Stock und schritt hinaus. „L'imbécile!“ — rief er in der Thür.

Sie sahen ihn nicht wieder; jedoch am andern Morgen kam ein Bote vom Per da im Norden, der sein Gepäck haben wollte und eine Krone, die Olsen von Enoch für den achttägigen Unterricht zu kriegen hatte.

Es saß von da an wie ein Stachel in Enoch, daß er gegen Gott gesündigt.

Ungläubig und ungehorsam war er gewesen. Gottes Willen hatte er gekannt: daß er selber Lehrer sollte sein in seinem Hause, und dazu sollte er Hilfe bekommen, das hatte Gott ihm deutlich gelobt. Aber da war er

*) Jens Zetlitz (1761—1820) war der Dichter der Lebensfreude, ist vorzüglich im Gesellschaftslied.

ungeduldig worden. Es ging nicht gut genug und es ging nicht schnell genug; er hatte zu viel zu thun, so daß ihm nicht genug Zeit dazu blieb ... Für diesen seinen Zweifel und Unglauben hatte Gott ihm seinen Beistand entzogen, so daß es ging, wie er es vorausgesehen: daß er es nämlich nicht zuwege brachte; es war wie mit Petrus, als er auf dem Wasser ging; sobald er zweifelte, sank er auch. Aber Enoch hatte nicht wie Petrus sich an den Herrn gewendet, er hatte sich an Olsen gewendet, — sich eingebildet, daß Gott diesen Saufbruder zugesandt, der nur kam und Geld verdienen wollte ...

Jedoch, „verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und Fleisch für seinen Arm hält". ... Nicht blos durch Unglauben hatte er gesündigt; Aufruhr hatte er versucht! Und wie jäh das gekommen war! wie unversehens! Er hatte nichts davon gewußt, hatte gemeint, ganz sicher in der Gnade zu stehen und mit einmal lag er da, hatte die schlimmste Sünde begangen, die ein Gotteskind begehen konnte.

Je mehr er dachte, desto größer wurde die Sünde und ein Entsetzen ergriff ihn, so daß er allen Frieden verlor. Wie bald das geschehen konnte! So wenig lag dazwischen —: man ruhte wie ein Kind in Gottes Schoß und erwachte als Gefallener in des Teufels Klauen. Nur ein Schlummer auf den Lidern, so war es gethan; — ein Schlummer so leicht, daß man davon erst nachher etwas wußte; Gott helfe uns, Gott helfe uns ...

Und nun kam die Strafe. Lustlos und kalt wandelte er herum; aller Kinderfreimut wich von ihm, ängstlich und unfroh ging er zum Wort und Gebet; es war keine Hilfe zu finden, weil Gott seine Gnade zurückhielt. Weltliche Sorgen und Gedanken erhielten zu jeder Zeit Macht über ihn und er dachte mit Grauen daran, wie leichtes Spiel Satan mit ihm haben würde, wenn er nun auf ihn losgehen dürfte. Es gab Tage, wo er sich so gnadenleer und frostig fühlte, daß er fast meinte, das Leben sei erloschen; das einzige, was er noch hatte, war die Sehnsucht nach Gott, — eine matte, unruhige Sehnsucht, wie ein kleiner, blinkender Funken; das war der Glauben, er wußte es; dieser Glauben war aber so kraftlos und schwach, daß in ihm nicht Trost war, noch Sicherheit und sein Gebet war so arm, daß es nicht einmal hinaufgelangte zum Thron und vor das Lamm.

XVI.

Es war in diesem Jahr wenig Heu gewachsen; sie mußten sich beim Vieh auf allerlei Art behelfen.

Ebereschenrinde war gut; die alten Eschen im Hag fielen eine nach der anderen, so daß schließlich nur mehr ein paar von den ältesten standen, die mit dem Elsternest und dann noch eine, die schon fast abgestorben war. Es wurde so wunderlich öde und kahl. Nur gut, daß die alte Sahlweide noch stand; Enoch hätte am liebsten sie auch umgehaun, weil „so viel Aberglaube an ihr hing"; — sein Vater hatte sie für einen „Glücksbaum" gehalten. Aber sie befand sich ein bissel zu weit im Nordwesten.

Sie saßen eines Tages und schabten Rinde, da kam Salomon Storbekke mit dem Kirchspiel-Lars angefahren. Anna seufzte; nun sollte sie

wieder mit diesem Ekelhart herumzubandeln haben. Von all dem Gesindel, das nun im Kirchspiel herumwanderte, war Lars Rotteholen so gut wie der ärgste.

Ein reiner Trottel, halb Kind und halb Tier, konnte nicht einmal recht sprechen, obwohl er vierzig Jahre alt war. Gehen konnte er gleichfalls nicht ordentlich; half sich an einem Stabe vorwärts wie ein Greis und zuckte und zitterte in seiner schlottrigen Haut. Häßlich anzusehen war er auch, graufett im Gesicht und feucht, mit einem schlaffen, tierischen Lächeln und kleinen, bleichen Idiotenaugen. Wenn er lachte, war es zum Angstkriegen und niemals wußte man, über was er lachte. Jedoch das schlimmste war, daß er so schamlos war, geradezu schrecklich, ihn im Hause zu haben, wo es Kinder gab, — na . . . .ihr wurde schlecht, wenn sie nur daran dachte. Und dieser Graus von einem Menschen sollte nun drei Tage lang hier herumgehen. . . .

„Guten Tag alle im Haus!" rief Alt-Salomon mit lauter Stimme; es war fast, als hörte man Napolon selbst. Aber Salomon pfiff mehr in der Stimme, denn er war älter.

„Ich bringe den Lars mit und erwarte drum kein Willkommen! — So, hinein mit Dir, Du altes Tier, Du! — In die Ofenecke mit Dir, daß Dich keiner sieht! Du bist meinertreu nicht so schön, nicht vorn noch hinten. — So, versteck' Dich gut. So. Da habt ihr ihn."

Lars verkroch sich in der Ofenecke mit dem Rückteil voran und brummelte im hohen Ferkeltenor Dinge, die keiner verstand: „öh! — öh öh! öh, eh! — he—he." Und darauf lachte er. „Hä—äh! hä—äh! hä—äh! häh!" —

„Traust Du Dich in dem windigen Wetter heraus, Salomon?" sagte Enoch laut. „Du wirst schon alt. Wie geht's denn?"

„Schön Dank, Enoch! Ich muß sagen, wie der Torkjell Tualand: der Wunsch nimmt zu und die Kraft nimmt ab; ja, das ist halt das Alter, schaust!" Er pustete aus und setzte sich. „Ja, bei Gott, ja!"

„Schwörst immer noch, so alt Du bist?"

„He? — Du mußt schreien, wenn Du mit mir redst. Ich hör' nicht mehr als die Mauer da."

„Schwören?" Salomon blickte mit seinen alten, gelb gewordenen Raubvogelaugen Enoch kalt an.

„Ja, ein bissel schwören, das thu ich wohl und das gehört sich nicht; pfeifen und schwören, das ist Schelmenbrauch. Im Uebrigen, Du, schau lieber auf Dich selbst."

Er stützte seinen Stock auf den Boden und richtete sich auf —: „ist's wahr, was sie sagen, — daß Du umgeschnappt bist?"

Das kam so gerade heraus und unbekümmert, daß sie fast lachen mußten. Er war immer noch derselbe Sprudelkopf, der alte Salomon.

„Da giebt's nichts zu lachen", zischte er dazwischen, „denn wenn es wahr ist, was die Leute erzählen, so solltest Du schon längst im Narrenturm sitzen."

„Ja, ja, — den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit."

„He?!“

„Den Juden ein Aergernis — —“

„Ja, Aergernis, ja wohl. Das kannst Du schon zweimal sagen! — Ist die Welt für Dich etwa nicht gut genug? Oder meinst gar, Du kommst um ein paar Stufen höher in den Himmel als unser eins, weil Du herumgehst und die Ohren so unchristlich hängen läßt? — Bei Gott, ich hätt' einem Mann wie Dir einen besseren Verstand zugetraut!“

„Den Spott der Welt . . . sollen wir mit Freuden ertragen.“

„Ja? — Keine Spur! — wenn Du den Spott verdienst! Hö! Hast Du nie von denen gehört, die lange Gebete verrichten, damit sie bei den Menschen Ansehen gewinnen? . . . Bildst Dir vielleicht ein, unser Herrgott kümmert sich um Dein ganzes Gemecker? — Sie sagen, Du singst und miaust den ganzen Sonntag, accurat wie eine Katz, wenn sie in der Brunst ist . . . Ich denk' halt, unser Herrgott der sagt wie ich, — daß der Enoch Haave bei Gott was Gescheiteres anfangen könnt', als wie das!“

„Der natürliche Mensch versteht nicht die Sachen, zu denen der Geist Gottes notwendig ist, denn sie müssen geistlich beurtheilt werden.“

„He? — Komm Du mir nicht mit Bibelsprüchen und Kruzifixen; ich bin alt genug, daß ich Dein Vater sein könnt'! Ich hab' mehr von der Welt gesehen als wie Du, und daß unser Herrgott sein soll, wie die Haugianerkerle glauben und Du noch ärger, — dagegen werd' ich ihn verteidigen, weißt'; ja, das werd' ich. Wir haben ja früher auch Geistliche gehabt; der alte Pastor Juel, das war schon der allerbeste, das sag' ich; aber er hat nichts gered't von der Hölle — außer natürlich für die Hallunken und Spitzbuben, natürlich; denn Tod und Teufel, es giebt genug solche, die nichts anderes verdienen, als die Höll'; aber wenn wir wie ehrliche Leut' leben und das beste thun, so wie wir es verstehen und können, — ja, sind wir denn nicht Gottes Geschöpfe? Meinest Du, er weiß nicht, was für Garn in uns steckt, — lang bevor wir noch auf der Welt sind? — Wenn er schon irgend wen in die Hölle wirft, so sind es gewiß solche, die von ihm so was Schlechtes glauben, die ihm zutrauen, daß er mit Leuten derart umgehen möchte, und kommst Du für Dein Gemecker und Gewinsel nicht in die Hölle, — in den Himmel kommst Du dafür gewiß nicht. So, und nun weißt Du meine Meinung!“

Enoch seufzte. Armer alter Mann!

Anna kam mit einem Bierkrug herein und bot Salomon an; er dankte und trank.

„Danke; Du, Du bist alleweil ganz vernünftig gewesen, Anna.“

Bald darauf erhob er sich und wollte fort. „Marsch hinaus und richt' mir mein Roß her, Dummkopf, Du!“ gröhlte er Carolus an, dieser ging. „Hä—äh! hä—äh! hä—äh!“ lachte der Trottel in der Ofenecke.

„Aber nein, Du wirst doch bleiben und ein bissel was essen“, meinte Anna.

„Nein, bei Gott nicht, Annemutter! Solche Leut', wie der hinter dem Ofen, das ist vielleicht jetzt eine passende Gesellschaft für Deinen Mann; ich, ich gehör' nicht in so eine Barbarei, nein!“

„O, ein bissel kannst doch bleiben“, unterstützte Enoch.

„Ja? — Nein; aber wenn Du mir vielleicht etwas zu sagen hast,

dann nur heraus damit, ich bin bei Gott nicht der Mann, der vor einem Bibelspruch davonrennt!"

„Du solltest doch dran denken, daß Du alt bist, Salomon. Der Bräutigam kann eher kommen, als Du's ahnst."

„Was für ein Bräutigam?"

„Er, der gern Deiner Seele Bräutigam wäre, Salomon."

Salomon spuckte aus. „Das sag' ich Dir, wenn Du mit mir reden willst, so red' wie ein Mensch und nicht wie ein Haugianer."

„Ich mein' halt, es dauert nicht lang, so stirbst Du."

„Das mein' ich auch. Erwartest Du vielleicht eine Erbschaft von mir?"

„Du solltest sehen, mit Gott Frieden zu machen, ehe Du stirbst!"

„Das hab' ich ohnehin, viel besser als Du. Er kann kommen, wann er will, er wird bei mir nichts finden, was ich nicht verantworten kann."

„Red' doch nicht so. All unser Thun ist wie ein befleckt Gewand . . ."

„Nein, bei Gott nicht", antwortete Salomon, „ich halte mein Thun hoch und wenn unser Herrgott auch streng ist, so ist er doch gewiß kein Schreiberlein. Hast noch was?"

„Gott ist ein verzehrendes Feuer — —"

„Gott ist so, wie wir ihn haben wollen, Väterchen. Magst Du für Dich so einen Scharfrichter, so kann's schon passiren, daß er für Dich auch danach wird! — Ueber Deine Thaten freilich kannst Du Dich wohl schämen; da gehst herum und bringst Deine Frau halb um und ziehst alles Gesindel in Dein Haus . . . es ist, wie ich sag': Du hättest schon längst in den Narrenturm gehört und vielleicht kommst Du noch hinein. Und nun leb' recht wohl und Dank für heute! B'hüt Gott, Anna; Du bist alleweil eine brave Frau gewesen, Du thust mir leid." Salomon ging.

Aber die letzten Worte hatten sich in Enoch festgebissen.

Er begann seine Frau zu beobachten, während sie herumging und sich mühte und plagte, und richtig —: sie sah elend aus. Wäre es möglich —, kümmerte Gott sich wirklich gar nicht um seine Gebete, konnte er in diesem Punkt auch sich in Gottes Willen geirrt haben?

Sollte alles mit einander Irrtum und dummes Zeug sein?

Diese „Jesuskinder" . . . wieviel Gott sich wohl um sie scheerte? Vielleicht war auch das ein aufgedrängtes Opfer, das der Herr verwarf? Er hatte Gunnar und Jorina überrascht, wenn sie mit einander allein waren und arbeiten sollten, und was hatte er da vernommen? Jorina stand da und erzählte dem Buben Huldresagen! — pflanzte in ihn alten Aberglauben und teuflische Lügen, lehrte ihn das schlimmste Heidentum . . .

Und Carolus, war er besser etwa? Er war freilich sanft und gut und that fromm, so lang man ihn unter den Augen hatte; aber wie ließ sich auf das bauen; diese geschmeidige, falsche Zigeunerzunge — —. Daß Gunnar in der letzten Zeit so gern mit ihm beisammen war, ließ nichts Gutes ahnen; Enoch hatte die beiden sich sogar im Zigeunerischen üben hören . . . Ob der Herr sich auch aus diesem Opfer nichts machte, ja, es zum Bösen wendete? Wenn alles, alles miteinander die Vorspiegelung des Teufels und höllisches Blendwerk gewesen —! Ging nicht auch dieser Olsen

herum und bildete sich ein, er habe „Gott in sich verspürt“ und in seinem Herzen Zeugenschaft ablegen hören . . .?

Es überfiel ihn dies manches mal, so daß ihm heiß und kalt wurde und er sich blaß und schwach werden fühlte.

Eines Abends kam er zu einbrechender Dunkelzeit ins Haus; klein Paulus schrie und Serina saß bei ihm und schaukelte und summte ihn ein.

„Auf dem Doorefjell,
Auf dem Doorefjell,
Da tanzen die Lamperln und a Gais;
Voran geht der Bub, der die Sackpfeifn blast,
Hinterdrein 's Kuhserl, rot und weiß . . .“

„Was ist das für ein altes Zeug, das Du da winselst“, sagte Enoch, „kannst Du nicht ebenso gut etwas Schönes singen? — Vielleicht wird der Paulus dann eher still. — Sing' doch lieber, was euch der Carolus neulich am Abend gelehrt hat; das war so ein hübsches kleines Lied.“

Serina krümmte sich, es sah aus, als schämte sie sich.

„Nun? — Tummle Dich! — Willst Du, daß ich bös' werde, vielleicht?“

Serina bezwang sich und sang die Psalmverse. Aber nur mit halber Stimme und halben Vokalen und schrecklich schnell und es waren Worte, die sie gleichsam verheimlichte —:

„Allerwegen, wo ich wanke,
Ist mein Mmsus mein Gedanke,
Wo ich liege, geh' und steh',
Ihn in Sehnsucht vor mir seh'.“

„So recht! Aber deutlich und schön, dann wirst Du sehen, er hört auf.“

Serina sang andere Verse, etwas mutiger, ergab sich gleichsam und ließ alles gehen.

Aber Paulus heulte noch ärger als vorher und da fing sie wieder vom „Doorefjell“ an. Und merkwürdig, um wieviel leichter das ging.

Enoch stand und starrte dort durch's Fenster und rang mit schweren Gedanken.

War es nicht entsetzlich mit dieser Unlust an Gottes Wort und das sogar bei Kindern?

Sogar Paulus beruhigte sich nun. Man möchte glauben, er höre auch nicht gern von Jesus. Und doch war er getauft — —.

An Gunnar wollte Enoch gar nicht denken, bei dem war es der reine Haß. Konnte er sich nur für eine halbe Minute vom Wort wegstehlen, so lief er, als habe er Feuer unter der Sohle.

Und die Schule, mit welcher Enoch wieder angefangen —, dieselben Kinder, die so gut zugehört hatten, als sie bei Olsen waren, — nun griff nicht Wort noch Rute bei ihnen an; nicht eine ordentliche Antwort war zu kriegen . . . am allerwenigsten von Gunnar — —

Wie war das möglich? Wie ließ sich das erklären? „Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bittet, wird er euch geben“ . . . und wie lang hatte er nicht gebeten? Und so herzlich! herzlicher als sonst um irgend etwas! — Aber eher wurde es noch jedesmal schlimmer . . .

Und sie waren doch getauft —! Sie hatten in der Taufe den heiligen

Geist empfangen, waren zu Gnaden genommen, erlöst und befreit von Satan und seiner Macht, und dennoch, dennoch —! Dennoch war Gott und alles, was Gottes war, ihnen so herzlich zuwider. Er begriff es nicht, er begriff es nicht. —

Schwerer und schwerer wurden seine Gedanken. Er blieb eines Tages auf seiner eigenen Treppe stehen —: sollte es etwa nicht wahr sein, das mit der Taufe?! —

„Weiche von mir, Satan!" er verscheuchte den Gedanken voll Entsetzen. Aber der Gedanke kam wieder, jedesmal stärker.

Die Baptisten und Wiedertäufer sagten, die Kindstaufe sei eine menschliche Erfindung; das hieße den heiligen Geist verspotten und schmähen, sagten sie; ein Wickelkind vernehmen, das rechts von links noch nicht unterscheiden könnte, und es fragen, ob es glaube . . . und ob es „auf diesen Glauben" wolle getauft werden, — das sei ein Narrenspiel, ein Spottwerk; darum habe der Teufel eben so viel Macht auf Erden, weil wir nicht recht getauft seien. . . .

„— — Ach, Gott helfe mir und befreie mich!! Laß nicht den Teufel alle Gewalt kriegen! daß er mich etwa in Irrtum führe und mich aus der Kirche und der Arche des Heiles reiße!" — Er bat und rief aus tiefster Not, aber die Gedanken hasteten unaufhaltsam.

Da kleidete er sich eines Tages an und ging zum Pastor.

Pastor Meier war ein freundlicher Mann. Und er hatte das Wissen. Und Gott hatte ihn zum Seelenhirten eingesetzt, damit wir uns an ihn wenden, imfall etwas los sei; und Meier würde es gern sehen, daß Enoch kam; es war ein leutseliger Herr, der Pastor Meier.

Beim Pastor fand Enoch Hilfe. Ein merkwürdiger Mann. Sollte wirklich die Gelehrsamkeit allein so viel ausmachen?

Sobald er nur zu reden anfing, schwanden alle Sorgen und Zweifel so rasch, daß Enoch fast selber nach ihnen suchen mußte. Er begriff gar nicht mehr, wie der Teufel ihn so hatte beherrschen können.

Es war wohl so, wie der Pastor sagte: daß es gefährlich sei, sich aus dem Kirchenbann zu scheiden. „Du solltest die Gemeinde und das Leben in der Gemeinde nicht verachten, Enoch, selbst wenn sehr viel Lolch im Weizen wächst . . ."

Aber besonders mahnte der Pastor ihn, sich in Geduld zu üben. Nicht nur um Geduld zu beten und zu warten, bis sie von selbst komme, nein, sich in ihr zu üben mit all seiner Macht; denn der Pastor meinte, gerade hier stecke eine große Gefahr für Enoch. „Es ist Dir zu gut ergangen; nun bist Du wie ein verzärteltes Kind; sobald Du es nicht hast, wie Du willst, wirst Du verstimmt und beginnst den göttlichen Gnadenmitteln zu mißtrauen!" — „Und diese Dinge, die Dir wider den Strich gehen, sollst Du mit Dank hinnehmen, als Gottes hilfreiche Zucht, die Dir besser thun wird, als all die selige Zeit auf dem Berge der Verklärung." — „Du kannst ruhig drauf bauen, daß Deine Hausleute nicht verloren gehen; in dieser Art wird Gott Deine Gebete vollaus erhören; nur Zeit und Stunde ist die Frage, und da will der Herr um Deinetwillen, daß Du warteſt und harrest. Wie Abraham in manchem langen Jahr auf Isaak warten mußte, den rechten, den gläubigen Sohn, so kannst auch Du manch einen Tag noch warten; ja, vielleicht wirst Du niemals selber schauen

dürfen, daß Deine Kinder zum Heiland kommen. Aber bete nur und halte aus, im guten Bewußtsein, daß seine Stunde kommt und daß seine Zeit gerade die rechte ist."

Da wurde es hell um Enoch; seine Augen feuchteten sich und er faßte den Pastor an der Hand: „Danke, Vater, danke . . ."

Nachher sprach der Pastor mit ihm noch über mancherlei. „All Dein Hab und Gut verkaufen und den Armen geben? — Ja, wenn Du auf andere Art Dich nicht losreißen kannst von der Welt! Aber kannst Du es, kannst Du Gottes Gaben nur als Verwalter gebrauchen, zu Seiner Ehre und des Nächsten Nutzen, so —. Meinst Du, Gott will durchaus die Weltkinder mit seinen guten Sachen hier auf Erden schalten lassen? — Nicht der Reichtum ist gefährlich; es handelt sich nur darum, ob unser Herz am Reichtum hängt." — Ja, das war richtig. Gottlob; nun durfte er sich zufrieden geben; hier saß der Priester selbst und sprach als Diener Gottes. . . . Sich losreißen? ja, gewiß konnte er sich losreißen; er hatte sich losgerissen . . . nun nichts mehr über das. Jene „inneren Stimmen" konnten gerade so gut des Teufels sein, wie der Pastor sagte — .. —

Als Enoch gehen wollte, dankte der Pastor ihm, daß er ihm kürzlich in der Armenkommission, in der Sache dieses Zigeuner-Thomas, so gut geholfen habe. „Nun wird es gehen", sagte Meier, „und das habe ich hauptsächlich Dir zu verdanken; und nicht allein ich danke Dir, ich habe Dir auch den Dank von Eilert Sundt und all den anderen Freunden dieses armen, verkommenen Zigeunervolks zu melden, ja, den Dank der ganzen Gesellschaft. Und nun muß ich Dir sagen, daß ich, ob es Dir nun recht ist oder nicht, versuchen will, Dich in den Schulausschuß gewählt zu kriegen; wir haben jetzt da eine große und schwere Arbeit vor uns und ich möchte gern einen so aufgeklärten und loyalen und wahrhaft christlichen Mann wie Dich mit mir beim Werke haben."

Enoch ging heim, erleichtert und stark, den Sinn erfüllt mit neuen, frischen Gedanken. Und er dankte Gott aus Herzensgrund; — „Dank, o Dank, lieber Vater, — für Dein heiliges Lehramt, das Du uns gestiftet hast!"

XVII.

Den Sonntag darauf geschah etwas Wundersames. Enoch kleidete sich an und wollte zur Kirche.

Anna wagte es gar nicht gleich zu glauben; „heute ist doch nicht der Tag, da wir zur Kommunion wollten!" sagte sie. Er antwortete: „Sollen wir einen guten Freund nicht aufsuchen dürfen, außer er hält ein Gastmahl ab?" Und er gab zu, daß er Gottes Willen hierin mißdeutet habe.

Anna fühlte es wie eine leichtere Luft. Zum erstenmal in all diesen Jahren hatte sie von Enoch das Wort vernommen: ich habe mich geirrt. Das mußte etwas bedeuten. Vielleicht war das schlimmste jetzt überstanden.

Gunnar und Carolus wurden so froh, daß sie sich kaum beherrschen konnten —: nun kriegten sie frei! — Aber die Freude verwandelte sich in Kummer; sie mußten mit zur Kirche.

Gunnar sträubte sich jämmerlich. Er machte ein so arges und zorniges Gesicht, daß es graulich zum Ansehen war. Sein Vater wurde böse. „Schau!“ sagte er, „schau wie er schmollt! Hast Du je so einen Verstockten gesehen? Wenn Einer wissen will, wie häßlich die Sünde ist, braucht er blos nun den Gunnar anzuschauen. Und das einzig, weil er mit in den Tempel Gottes soll!“ — Er seufzte.

Dann rief er mit scharfem, hartem Ton: „Nun tummle Dich!“ — Gunnar kannte diese Stimme. Er zog sich seines Wegs, aber so widerstrebend langsam, als sollte er auf den Spieß gesteckt werden, wie sein Vater sagte.

Aber Serina sollte daheim bleiben; das Haus konnte doch nicht leer stehen. Hätte man wissen können, immer ordnete sich alles so gut für Serina!

Es war graukalt und ein beißender, schlimmer Schneesturm; Anna wickelte sich so ein, daß sie schließlich auf dem Wagensitz dasaß, wie ein großer, schwarzer Kleiderbündel. Gunnar sollte rückwärts stehen, Er kam in seinem blauen Wadmolsgewand, mit gestreifter Weste und Halskragen und fühlte sich ungemein schön; heute sollte Per's Oline schauen! — „Du kommst doch nicht so dünngekleidet mit“, sagte Enoch; „Du frierst Dich tot . . .“ er lief in den Gang und kam mit einer seiner eigenen alten, großen Jacken wiederum heraus. „Da, schlüpf' in das hinein!“ Gunnar wollte nicht. „Nun? was ist denn?“ — „Uf! . . . die ist so abscheulich!“ — „Abscheulich?! He! Hat man schon so was gehört! Ist der Bub' schon so voll von der Eitelkeit der Welt . . . Nun also — Oder willst Du heute durchaus Schläge?“ — „Du hättest Dir doch denken können, daß Du noch etwas anhaben mußt!“ begütigte die Mutter. Gunnar fühlte sich von allen Seiten verraten, fluchte sich eins und ergab sich, kroch dann auf den Wagen, verdrossen und böse: „Verflixter Vater . . . Immer soll ich ausschauen wie ein Bettelbursch!“

„Also im Namen Gottes“, sagte Enoch, „vorwärts, Bräundel!“ — Er gab ihr eins mit dem Zügel und sie trollte ihres Wegs wie ein Ball, mit vielen kleinen lustigen Saluten durch die Hintertür.

Seit dieser Zeit war Enoch so sicher in der Kirche, wie der Pastor selbst.

Er wanderte den Kirchweg schweigsam und andachtsvoll; wir sollten „unseren Fuß hüten, wenn wir zum Hause Gottes gingen.“ Grüßte jemand und begann mit ihm zu reden, so strömten Gotteworte aus seinem Mund, so daß jene, die nur aus Fürwitz kamen, verstummten und wieder abzogen.

Aber manchesmal begegnete er einem Nikodemus, einem, der sich in der Stille zum Herrn hielt, aber der Welt nicht gänzlich zu entsagen wagte; sie versuchte er zu stärken und auf den rechten Weg zu führen. Allein die Grübler, die da gingen und mit ihren Gedanken Gottes Geheimnisse zu verstehen strebten und dadurch oft in Beängstigung und irrige Meinungen gerieten, die wies er kurz von sich. „Begreifst Du nicht, daß Gott drei in Einem sein kann?“ sagte er zu Tobias Traadal; „bete zu Gott, daß er Dir Glauben gebe und wenn Du zu glauben gelernt hast, so wirst Du auch begreifen lernen; ‚wenn ihr glaubet‘, steht geschrieben, ‚da werdet ihr Gottes Herrlichkeit sehen‘!“

Jedoch wenn er all das Neue betrachtete, das sich in das Bygd hineindrängte, — Stolz und Staat und Eitelkeit von aller Art, da wurde er von Eifer ergriffen und sprach von den Strafen und von Gottes Zorn. Da gingen die Weibsleute und staffirten sich mit Seidenzeug und Orleanskleidern, und die Männer mit Düffelröcken und neumodischen Hüten und Uhrketten aus Neusilber, und rund in der Nachbarschaft führten die Leute große, prächtige Häuser auf und malten sie weiß, so daß sie ins Land hinein schimmerten und fuhren mit Kariolen und Gigs wie kleine Herren; und Einer nach dem Anderen schaffte sich diesen neuen Pflug an, den der Möller auf Myre eingeführt hatte; als ob es nicht auf Gottes Segen ankäme, sondern auf brave Geräte; ja, es gab Leute, welche sich Hackmaschinen und Dreschmaschinen kauften, sogar Mähmaschinen —. Aber es kam vielleicht der Tag, wo sie über ihre Eitelkeit weinten und da würde Gott ihnen zeigen, daß er sein nicht spotten ließ.

Gunnar mußte auf Schritt und Tritt ihm folgen; er ging und schämte sich, daß sein Vater nicht war wie andere Leute. Sogar im Anzug unterschied er sich; dieser Wadmol aus schwarzer Wolle stach so häßlich ins Braune. Ueber seine eigenen Kleider freute Gunnar sich gleichfalls nicht; sie waren auch häßlich, das sah er nun; zu klein und zu kurz an den Armen und an den Beinen; über die Schuhe war schon gar nicht zu reden, denn die hatte der Vater selbst gemacht. Immer mußte alles so häßlich sein, womit der Vater kam.

Wenn Carolus mit war, so ging es noch an; aber Carolus blieb manchesmal daheim liegen. Er hatte solch eine Geschicklichkeit, sich krank zu stellen; that es not, so spie er, daß es nur so gluckste. Und wenn dann der Vater kam und sagte, er müsse „beten", so konnte er so gut antworten: „ja, das werde ich; und Sie müssen für mich beten, Sie und der Vater; denn es ist wohl unser Herrgott, der mich strafen will." Gunnar konnte sich nicht krank stellen. Und war er je krank, so stand er dennoch auf; es war so unangenehm, wenn der Vater kam und ihn ansah, und stand und starrte und fragte, was er nun Böses gethan habe; „— denn der liebe Gott straft Dich wohl nicht umsonst, Gunnar, das darfst Du glauben."

Ein anderes Seltsames geschah: die Kinder sollten wieder in die Schule gehen dürfen.

Der falsche Katechismus war nicht länger in Gebrauch. Und es war nicht recht, sich auszuscheiden. Es konnte sich auch darin Eitelkeit verbergen, sagte Enoch. Der neue Lehrer war ein ernster und verläßlicher Mensch und den Kindern that es nicht gut, herumzugehen und Nesthocker zu werden.

Anna war so froh, als hätte sie Gold geschenkt bekommen.

Gunnar freute sich auch. Aber noch froher wurde er, als er vernahm, daß sein Vater in den Schulausschuß gewählt sei. Da kriegte er mehrere Tage frei.

Die Schule kam. Es zeigte sich, daß Tönes Tualend in seiner stillen Art ein geschickter Schulmeister war.

Er war ungemein jung und nicht groß; die langen Gesellen von Storbrekke und Hialand hätten ihm bald den Garaus gemacht, wenn sie gemocht hätten. Aber es ging so still und schön zu, daß es ein Schauspiel war. Und dennoch gebrauchte Tönes weder Lineal noch Rute und seine

Zunge auch nicht besonders. Am meisten zurück war Gunnar, der immer so unglaublich wild wurde, wenn er mit anderen Kindern zusammenkam.

Aber Tönes führte verschiedene neue Bräuche in der Schule ein; besonders in einem Ding war Anna gegen ihn.

Er teilte die Schule in „Klassen" ab; jede Klasse hatte ihre eigenen Lektionen und dergleichen; auch wurde es mit dem Schulgang viel strenger. Wer einen Tag wegblieb, wurde nicht mehr extra ausgehört er mußte mit seiner Klasse aber dennoch folgen, und das wurde oft schwierig. Die Kinder, welche viel daheim sein mußten, hatten auf diese Art wenig Nutzen von der Schule und dem Schulmeister. Jedoch Schelte bekamen sie und „Anmerkungen" im „Protokoll" und in diesen „Klassenbüchern", die sie nun hatten, und das konnte sehr schwer wiegen, wenn sie nachher zum Pastor kamen. Anna redete mit dem Schulmeister darüber, allein er sagte nur, das sei „Gesetz". Es sei ein neues Schulgesetz herausgekommen, sagte er, und dieses müßten wir auch hier durchführen; nach dem Gesetze aber seien die Kinder verpflichtet, in die Schule zu gehen. Die Eltern konnten sogar Geldbuße kriegen, wenn sie die Kinder daheim behielten, — außer im Krankheitsfall.

Dies schien Anna schrecklich dumm. Sollten wir nun nicht einmal mehr über die eigenen Kinder schalten dürfen?

Wenn man sollte gezwungen sein, sie jeden Tag und bei jedem Wetter und jedem Weg fortzuschicken und sie dann den ganzen Tag in der Schule sitzen mußten, naß an den Füßen und kalt um den Hals, so waren sie im Handumdrehen krank! Schon gar Serina, die Arme, die durchaus nicht stark war. „Gesetzliche Verhinderung" gab es nicht, ehe sie krank waren; aber da konnte es vielleicht zu spät sein. Anna dünkte es, als sei die ganze Schule für sie nun wie umgewandelt.

Früher war diese eine Hilfe gewesen, nun wurde sie ein Zwang; sie kam mit Insmann und Gesetzesmacht und schuf uns zu Unwürdigen in unserem eigenen Haus; wenn sie Serina heute noch so sehr daheim brauchte, so sollte dieser Häuslersohn von Ramstadsheim kommen dürfen und sagen: „ich bitt' mir's aus!" und die Kinder von ihr nehmen! — Sie fühlte sich abgesetzt, in der Ehre gekränkt und sie liebte die Schule nicht länger. Nur selten saß sie jetzt drinnen und hörte zu; hie und da höchstens, wenn sie Gesang hatten, denn Tönes war so schrecklich gut im Singen.

Merkwürdig, wenn man das so gelernt hatte. Er hatte in der Stimme einen ganz anderen Schwung als ihn die Alten besaßen, und hernach konnte er „piriano" singen. Dann sang er nämlich ganz leise. Setzte er aber ein, so war eine Stimme in dem kleinen Kloster, daß man ihn weithin hörte. Er sang mit den Kindern fort jeden Tag und lehrte so sehr viel Neues und Wunderliches; etwas dabei bis Skala oder Dreiklang und war nur so hinauf und hinab, so daß man fast lachen mußte; aber dann lehrte er sie auch etwas, was den Namen „Nationalgesänge" trug, — solche wie „die Abendsonne lächelt", „der Bach durchfließt die Wiese", u. s. w., Enoch stritt mit Tönes wegen dieser Lieder, die ihm wol nicht gefielen. Aber Tönes sagte, daß sie jetzt in allen Schulen gebräuchlich sind, und daß aufgeklärte Leute in ihnen nichts Schlimmes sähen. —

— Anna sollte jedoch noch ärgere Dinge als das von der Schulpflichtigkeit vernehmen.

Wir sollten eine feste Schule kriegen! hörte man eines Abends. Sie wollten uns zwingen, die Kinder nur von uns zu senden, sie fortzuschicken zu einem fremden Mann, der sie ganz für sich in einem besonderen Haus haben sollte, in das andere Leute nicht hinein durften; da konnte er denn ihnen einprägen, was er wollte. —

Und Enoch, der sonst gegen alles Neue war, er war dafür! Ja, wurden denn die Leute verwandelt, möcht' ich wissen, wenn sie in den Schulausschuß kamen? —

Tönes war auf diese feste Schule ganz unbillig versessen. Und er schmeichelte dem Enoch, daß es nicht zum Anhören war. „Ein so aufgeklärter Mann"; „der Vernünftigste, den wir im Schulausschuß haben" . . . Enoch wehrte sich wol; aber es schien fast, als gefiele es ihm. Und all den Unsinn, den Tönes als Grund anführte; — es war für die Schule zu unruhig in den Stuben, in denen die Leute wohnten: es war drin oft so schlechte Luft, daß es den Kindern schaden konnte . . . Anna hätte fast gefragt, wie denn die Luft drunten beim Torkjeld auf Ranstadsheim sei. Und Enoch saß wie ein Haubenstock da und sagte zu allem ja und Amen — — —

„Aber wenn es nun einmal so eingerichtet ist, daß wir eine Wanderschule haben, — da giebt es wol Einen, der es so haben will, denk' ich?"

Der junge Schulmeister krümmte sich nur.

„— Nach dem neuen Schulgesetz", antwortete Enoch. „soll womöglich überall eine feste Schule sein. Da hat Er wol gesehen, daß eine Veränderung notthat."

Ah, auch da dies neue Gesetz! Wer hatte denn das Recht, solche Gesetze zu geben? —

„Aber wenn es nun einen Schulmeister gäbe, der schlecht genug wäre, daß er solche Lehren einführte — —"

Der Schulmeister lächelte.

„Wir haben den Pastor und einen Aufsichtsmann, die achtgeben sollen. Uebrigens dürfen die Eltern selbst kommen und den Unterricht anhören, wenn sie dazu Zeit haben."

„Ah, — wir sollen also dieses Recht doch haben? Ich meinte fast, wir wären dazu auch zu dumm." —

„— Und dann giebt es Einen droben, der schon achtgeben wird, daß unter uns das Wort pur und rein verkündigt wird . . . wenn wir darum beten. — Nun wollen wir uns zu ihm wenden und für alle Güte von heute danken;" — Enoch ging zum Pult und nahm die Psalmbücher.

Und vielleicht ist unser Lehrer so freundlich, und will unser Vorsinger sein, — da wir ihn doch hier haben?"

Tönes errötete ein wenig und sagte ja.

— — „In Jesu Namen also."

„Wie möchte uns denn treffen Not,
„Wenn Gott der Herr uns letzet,
„Und nähret uns mit Himmelsbrot
„Und vor uns Speise setzet?
„Die Seele hat er auch erquickt,
„Mit süßem Wasser sie entzückt,
„Des heiligen Geistes Gnade" . . .

XVIII.

Es war am Nachmittag; die Schule war zu Ende. Er schloß immer so zeitlich, der Tönes. —

Der Lehrer saß zu oberst an dem langen Schultisch und rauchte; er hatte ein Buch vor sich. Carolus hängte sich an ihn mit einer Rechnung, bei der er Hilfe wollte; mochte wol auf diese Art auch dem Lehrer schön thun.

Auf der Bank vor dem Tisch saß Ziegeuner-Thomas. Er war in seiner Stellung und Bedeutung als Vater gekommen, sagte er, um nach seinem Sohn zu sehen,

Allein im grunde war es der neue Lehrer, den er sprechen wollte. Es sollte das ein kluger Geselle sein, hatte er gehört, ausgelernt in dieser neuen Lehrerschule, und Thomas hatte keine gute Stunde, ehe er ihn ein bischen visitiren gekonnt. Es sollte doch ein Bengsstreich*) sein, wenn diese junge Pflanze da mit dem Zigeuner-Thomas fertig würde.

Lange saß der Schulmeister und wollte von nichts hören. Aber Thomas gab nicht nach. Er bohrte und angelte, bis er ihn zu fassen kriegte. Der Schulmeister legte das Buch weg.

Da nahm Thomas eine seiner schwierigsten Aspekten vor. Nicht einmal Pastor Meier hatte sie erklären können.

Im siebenten Gebot war gesagt „Du sollst nicht stelen". Und das hatte Moses, wie wir alle wußten, auf dem Berge Sinai mit seinem eigenen Finger auf die Steintafeln geschrieben und Gott der Herr hatte selber seinen Stempel und Sigill darauf gesetzt, damit es so sei, wie Moses nach seinem Wort und Befehl geschrieben hatte. Da half keinerlei Betrachtungsart und Umschweif; was geschrieben war, das stand.

„Aber nun sollst Du sehen," sagte der Ziegeuner-Thomas und warf den Kopf zurück, „wie diese Aspekte und Zeugnisse sich in anderer Ordnung oder Begriff ausnehmen. Denn hier giebt es so viele Begriffe oder Bedenklichkeiten, die wir nicht richtig vor uns sehen, wenn wir sie in gewisser Art und Prüfung vornehmen; aber sie werden richtig, wenn wir in all den anderen Punkten und Betrachtungsweisen forschen, die bei diesem Verständniß helfen müssen." Thomas spuckte braun.

„Jedoch," fuhr er fort, „wenn wir in unseren Grübeleien und Untersuchungen weitergehen und alle Zeugnisse und alle Aspekte gegen einander halten, so daß Eines widersteht und wider das Andere zeugt, wie der Apostel spricht, so wird es wieder auf einer anderen Seite falsch und Du weißt nicht, wie Du Dich geberden sollst und kannst nicht den Knäul aufwickeln, in den Du hineingeraten bist. Denn unser natürlicher Verstand ist durch die Sünde verdunkelt, wie wir alle wissen. Aber nun solltest Du sehen, wie das aufzuklären ist."

Er legte den Kopf auf die Seite und nahm mit weicher Handbewegnng und allerlei Schupfen und Lupfen der Achseln und des Körpers ein Stück Rotstift aus der Hosentasche; mit diesem begann, auf einem Stuhlsitz zu zeichnen.

„Das ist die Welt," sagte Zigeuner-Thomas.

---

*) Beng in der Zigeunersprache = Teufel.

„Sie ist im Bild und Gleichniß eines Brunnens dargestellt. Aber dieser Brunnen hat keinen Boden; geht es drin direkt und plötzlich in den Abgrund und da giebt es keinen, der mehr weiß.“ Er warf einen Blick auf den Schulmeister, drauf lauernd, ob der etwas sagen würde; aber der Schulmeister nickte blos und dachte: Gott weiß, wo das hinaus will.

„Aus diesem Brunnen steht eine lange Stange heraus. Auf der Spitze dieser Stange — da — liegt ein Brett — so; quer über den Brunnen. Dies Brett ist ziemlich schmal und nicht ganz so lang, wie der Brunnen im Querschnitt breit ist. Ueber dieses Brett hinaus kann niemand kommen. Gelangt man nur einen Strich oder ein Tupfelchen darüber hinaus, so geht es sofort in die Tiefe und aus ist's. Das mußt Du beachten.

Und nun paß' gut auf, sagte Thomas.

„Hier, siehst Du,“ er machte einen Punkt, „hier, an diesem Ende der Planke, ist der König. Und hier“ — er machte einen neuen Punkt — „ist der Staatsrat. Dann kommt der Stiftsamtmann;“ neuer Punkt. „Und dann der Bischof. Und dann der Amtmann. Und dann der Vogt. Und dann der Schreiber.*) Und dann der Pastor. Und dann der Kaufmann. Und dann der Lensmann.“ Ein Punkt für jeden. „Alle nach Ordnung und Stand und Stiftung. wie Gott sie in die Welt eingesetzt. Aber nach dem Lensmann kommt der Bauer und nach dem Bauer, hier, an dem äußersten Ende der Planke, hier ist der Tagelöhner. Er sitzt an dem einen Ende und der König an dem anderen. Da hast Du die Welt.“

Thomas sah den Schulmeister an, warf den Nacken und spuckte schwarz. „Ja — ja; das verstehe ich,“ sagte der Schulmeister.

„Nun vergiß mir nicht,“ fuhr Thomas fort, „daß niemand über die Planke hinaus kommen kann, wenn er nicht auf einmal in den Abgrund hinab will. Auf der Planke droben sitzen sie alle, jeder an seinem Platz und Stätte, je nachdem die Umstände und Maßstäbe in der Welt nun sind.

„So sitzen sie denn da und mühen und strapaziren sich, der König mit dem Seinigen und der Staatsrat mit dem Seinigen und der Stiftsamtmann mit dem Seinigen und der Bischof mit dem Seinigen, und so weiter bis hinab zum Tagelöhner, der sich mit dem Seinigen plagen muß; denn der Eine will sein Leben bergen und der Andere will sein Leben bergen und das wollen sie alle, wie es natürlich und gerecht ist. Nun fragt sich aber, wer das fertig bringt; denn jeder muß es selber fertig bringen und es giebt keinen, von dem sie Hilfe kriegen.

„Nun gieb gut acht.

„Da oben sitzt der König; er hat zehn Thaler im Tag. Dann kommt der Staatsrat; er hat fünf. Mehr kann er nicht haben im Verhältnis zum König. Dann kommt der Stiftsamtmann; er hat drei; dann der Bischof; er hat zwei; und so abwärts, weniger und weniger; der Lensmann hat vier Schilling im Tag, der Bauer zwei. Er fristet gerade noch sein Leben. Aber dann kommt der Tagelöhner, und der hat einen Schilling. Er kann sein Leben nicht herausschlagen. Er muß verhungern.

„Aber das ist nun just der Hintergedanke: er mag nicht verhungern! Warum sollte er es denn, er eher als ein Anderer? Bin ich nicht geschaffen nach Gottes Ebenbild gleichwie sie, und hat nicht Gottes Sohn mich erlöst

*) Sorenskriver = geschworene Schreiber, Richter.

und freigekauft, gleichwie sie, und gehe ich nicht schließlich in dasselbe Loch oder über dasselbe Geländer wie der König und der Bischof und all die Faxen? — denkt sich der Tagelöhner. Und so kommt er endlich zu dem Bedenken und Enschluß, daß er leben will, er so gut wie die Anderen.

Er geht zum Bauer und sagt: ich will anderthalb Schilling im Tag, denn ich kann mit einem nicht mehr leben. Der Bauer antwortet drauf so: fahr zur Hölle! anderthalb Schilling kriegst Du nicht.

„Der Tagelöhner geht zum Lensmann. Der Lensmann nimmt einen Säbel und spricht ungefähr so: geh zu Deine Arbeit, Hund! oder willst Du vielleicht ins Loch, wegen Müßiggang?

Da geht der Tagelöhner zum Kaufmann. Aber der Kaufmann nimmt das Ellenmas und weist ihm die Thür. Wir haben genug mit uns selber zu thun, sagt der Kaufmann.

„Der Tagelöhner hierauf zum Pastor. Der Pastor ist sanft und gut, sagt aber, daß wir alle zufrieden sein müssen in dem Stand und der Einrichtung, in die uns Gott versetzt hat.

„Dann zum Vogt. Und dann zum Schreiber. Und dann zum Amtmann. Und dann zum Bischof. Und dann zum Stiftsamtmann. Und schließlich zum Staatsrat. Aber alle sagen: wir haben genug mit uns selbst zu thun; wir können keinem helfen.

„Da geht der Tagelöhner geradewegs hinauf zum König. Dann beugt er sich vor dem König und geberdet sich, und dann spricht er also: Großmächtigster König in Euerer hohen Gnade Majestät und Herrlichkeit! sagt er; so und so ist es; ich kann nicht von einem Schilling leben; ich muß anderthalb haben, und das ist schon das allermindeste; der Bauer hat zwei und das ist nicht mehr als gerade so viel, daß er sich durchbringt. Hilf mir, König, in Deiner Majestät hoher Gnade! denn ich mag nicht verhungern, ich mehr als die Anderen.

„Aber der König antwortet: Sollte ich Dir helfen, so müßte ich den Anderen wegnehmen, und das kann ich nicht. Du mußt Dir selber helfen. Das müssen wir alle.

„Nun ist der Gedanke, was der Tagelöhner den anfangen soll. Leben kann er nicht; über die Planke hinaus kommt er nicht und nirgends kriegt er Hilfe. Da denkt er sich so: soll ich mich selber durchbringen, so bringe ich mich durch, wie ich es kann; des Lebens Einrichtung und Wesensart ist nun einmal so auf dieser Planke. Damit geht er in seiner Aufrichtigkeit hin und nimmt den halben Schilling, den er haben muß; und da ist es gerade nur, daß er sein Leben fortschleppt und seinen Magen rettet und die Natur in allergrößter Einfachheit."

Zigeuner-Thomas schaute listig drein.

„So leben sie alle miteinander," fuhr er fort, „jeder auf seine Art. Die an dem einen Ende leben so gut wie vorher und die an dem anderen Ende müssen sich's gefallen lassen.

„Aber bemerke nun, daß die Planke unter des Himmels Freiheit liegt und in Sonnenschein und Regen und der Umwandlung der Jahreszeiten modert; und da erraten wir schon, wie es geht. Nach der Dinge Ordnung und Einrichtung wird schließlich die Planke verfault sein. Durch und durch verfault. Kein gesunder Splitter dran. Dann zerbricht die Planke in der Mitte und geradewegs hinunter geht's mit dem ganzen Staat, in die

Tiefe mit dem Tagelöhner und dem Bauer und dem Lensmann und dem Kaufmann und dem Vogt und dem Schreiber und dem Amtmann und dem Pastor und dem Bischof und dem Staatsrat und dem König und der Krone und allem, was existirt, und hernach ist nichts mehr da. Hm! — kannst Du diese Untersuchung fertig bringen?"

Thomas' Gesicht hatte den rechten Zigeunercharakter angenommen, mit den losen, schlauen Zügen und den glühenden, rollenden Augen. Der Schulmeister antwortete nicht viel, sagte nur, die Sache sei nicht leicht. Er legte keinen Wert darauf, mit Zigeuner-Thomas zu disputiren.

„Nein, sie ist nicht leicht!" sagte Thomas und warf sich in die Brust. „Nicht einmal der Pastor Meier wußte auf diese Aspektur etwas zu antworten; er bat mich nur, nicht gar zu viel über so schwierige Umstände zu grübliſieren; „schon größere Herren als Du haben bei so was Schaden genommen," sagte Pastor Meier.

„Das ist wahr," sagte der Schulmeister. „Hä hä hä," lachte Carolus; „o Du bist mir schon ein Rechter, Du!" —

Zigeuner-Thomas lächelte, und das kleine Haupt wiegte sich stolz auf seinem mageren Stängel; einem neuen Weisen hatte er heute den Mund gestopft.

XIX.

Es wurde ein guter Frühling und ein schöner Vorsommer; die Leute gingen und lächelten sich zu und waren freundlich mit einander; hielt sich das Wetter, wie es nun aussah, so durften wir ein Kronenjahr erwarten.

Aber gegen die Johanniszeit verschlimmerte es sich; die Feuchtigkeit nahm ab und die Hitze nahm zu, und es kam wie ein Stillstand über Aecker und Wiesen.

Die Leute gingen und schauten nach einem Himmelszeichen aus; jeden Abend aufs Meer hinaus nach einer Wetterbank und jeden Morgen nach den Bergen hin nach einer Regenwolke; aber die Wolken über den Bergen schwanden hin und die Bänke auf dem Meer waren Nebel; aber die Sonne briet und brannte wie ein glühender Feuerofen.

Die Hoffnungen sanken und sanken; die Leute bekamen Angst und schwiegen. Die Luft stand wie in Sonnenrauch, wie Dampf in dichtem, brennendem Dunst; kein Hauch und kein Atem zu spüren; alles Lebendige lag und schnappte und dürstete und mußte verkommen.

Wiese und Acker wurde rot und weiß; und das Moor wurde zu Gust und Lache und der See zum Sumpf; Bach und Quelle vertrockneten, so daß die Fischlein im Sande liegen blieben und starben.

Enoch übte sich mit Gottes Hilfe in Geduld. Er wußte, das sei eine Prüfung und er wußte, wir sollten nicht über unsere Kraft hinaus versuchet werden; Gott sorgte schon für den morgigen Tag. Es war nicht so gefährlich mit den irdischen Dingen, wenn man sein liegendes Gut im Himmel hatte.

Und er wurde begnadet zu bestehen, obwol der Teufel ihm oft schlimm mitspielte.

Viele hörten zu, wenn er auf dem Weg zur Kirche diese Prüfung auslegte, die uns Gott zur Strafe für unsere Sünden zugeschickt hatte. Wir sollten uns bekehren aber nicht fürchten; er, der die jungen Raben fütterte und die Lilie auf dem Felde kleidete, so daß sie schöner war als König Salomo, — sollte er nicht auch für uns sorgen können? — Die ihn sonst ausgelacht hatten, seufzten nun und wünschten, es wäre ihnen ebenso ruhig und gut zumute wie dem Enoch Haave.

— Ja, so war es mit den Weltkindern. Wenn es gut ging, so machten sie sich lustig und lachten; aber ging es wider den Strich, so kamen sie seufzend und jammernd daher und verloren den Mut. Aber die Gotteskinder standen im Meer des Lebens wie ein Fels, ebenso sicher im guten Wetter wie im schlechten; wenn wir nur an der Gnade festhalten konnten. Nur die Erlöserhand nicht loslassen. „Ja, halte Du mich fest, o Herr! — denn in mir selbst ist keine Kraft."

Die Lust am Wort und am Gebet war wiedergekehrt; er wußte nun, daß er lebte. Und selten war er ohne Führung in dem, was er that, sondern fühlte sich in seinem Innern durch Beifall oder Tadel gerichtet. Der Kampf gegen Satan war härter als bisher; erlahmte er einen Augenblick, so wußte er nicht, wo sich wiederfinden, — vielleicht mitten in den gröbsten weltlichen Gedanken. Er mußte hie und da sich selber fragen, ob Gottes Geist in einem Herzen wohnen könne, das so angefüllt war von Sünde und irdischen Sorgen. Aber der Geist tröstete ihn, so daß er sogar in dunklen Stunden in sich empfand, daß er Gottes Kind sei.

Zu großer Hilfe und Glaubensstärkung gereichte es ihm, wenn er erriet, daß Gott in irgend einer Sache ihn als Werkzeug gebrauche; so sah er mit Freude auf das Haus, das sich nun unten auf der Romstadsheia erhob und das zu bauen er mitgeholfen —: das Haus des Thomas. Wer weiß, ob es nicht war, wie der Pastor sagte: daß nun für die Zigeuner die Zeit der Heimsuchung gekommen sei und daß Gott in seiner Gnade ein großes Werk vollführen wolle, bei dem wir mitthun sollten? — Ein Gnadenzeichen war es auch, daß Gott ihn in die Schulleitung eingesetzt hatte; wenn der Herr das that, so mußte Er doch Zutrauen in ihn setzen und den Willen haben, ihn in seinem Weinberg zu gebrauchen; — „ach Gott, gieb mir der Weisheit aufgeschlossene Augen, damit ich einen so hohen Beruf rechtschaffen verwalten könne!" —

So hatte Gott ihm auch in seinem Hause zum Rechten verholfen und zwar bei etwas, das ihn oft genug gequält hatte und er meinte hier auf besonders deutliche Art den Finger Gottes zu sehen.

Es war in der Zweifelfrage wegen der Dienstmagd. Er bemerkte, daß Anna es schwer hatte und daß sie nicht stark war; aber es handelte sich darum, ob es nicht Unglauben war, Menschenhilfe zu suchen und ob es nicht eben die Absicht war, daß Anna eine Weile in Zucht stehen sollte, — damit sie auf diese Art zur Bekehrung getrieben werde.

Allein da geschah zweierlei.

Zuerst nahm Gott Jorina von ihnen. Ihre Mutter wollte sie daheim haben; — die älteste Tochter hatte einen Dienst gekriegt. Ein paar Tage später kam Rosmiß Skare, Anna's Halbbruder, ein verarmter Bauer, dem Enoch manchesmal herausgeholfen, — und bat sie nahezu, seine Tochter als Magd zu nehmen. Maren stehe zuhause nur im Wege, sagte er. Da sah

Enoch den Willen Gottes und er nahm das Mädchen mit Dank entgegen. So warm pries er Gott für diese seine Lenkung, diese wundersam deutliche Lenkung, — daß Anna sich wegkehrte; sie fühlte, daß sie errötete. —

— Dies Jahr bat er um „gutes und brauchbares Wetter.“ Wie der Pastor sagte: Gott wollte, daß wir mit all unseren Sorgen zu ihm kämen. Ganz wie gute Kinder —: sie reden mit ihrem Vater über alles, sogar über das Kleinste und Dümmste. Als Johannis vorüber war, bekamen sie ein wenig Regen, grade nur, daß die Wiesen sich ein bischen erholten; im Uebrigen mußten wir uns damit trösten, daß Gott imstande war, Weniges ebenso weit reichen zu machen, wie Vieles.

— — Sie standen auf dem Auwiesenhügel und schabten und mähten zwischen den Beerenbüscheln und den moosbewachsenen Steinen das Gras zusammen.

Es war ein stralend schöner frischer Morgen; es mochte fünf Uhr sein. Und die Sicheln bissen gut in dem dichten Thau.

Aber es war nicht viel zum Schneiden da. Gerade so daß man noch unterscheiden konnte zwischen dem, was schon gemäht und dem, was noch nicht gemäht war.

„Es zahlt nicht einmal den Schleifstein aus!“ gackerte Torkjell Tushand, der Mäher; er stand und schärfte seine Sense. „Nur Wolverleih und Kieselstein; ob man schon so was gesehen hat!“

Enoch stand und schnitt das Gras von einem Steinhaufen; hernach mußte auch er schleifen. Klingend frisch sang das hinaus in die Morgenluft mit seinem lustigen Schall, und die Vögel sangen mit, und die Lerche tirilierte aus sprengvoller Brust, und es duftete von frischgeschlagenem Wiesenheu.

„Wir sollen Gott nicht lästern, Torkjell. Er ist's, der Sonne und Regen schafft.“

„Ja, aber den Dünger müssen wir selber schaffen,“ meinte der Mäher. „Hättest Du dies Stück Neuland so bearbeitet, wie das andere, so hättest Du auch da ordentliches Heu gekriegt.“ Die Sense begann in kurzen, raschen Hieben über den Hügel hinzusausen.

Enoch hörte nicht weiter zu. Er stand und hielt den Blick auf Gunnar und Carolus gerichtet, welche dieses Jahr mit den Erwachsenen arbeiten sollten; am besten ging es mit Gunnar, fand Enoch.

Carolus griff so wenig zu, daß es zum Aergern war. Er stand und schliff in einem fort; dann hatte er bald hier, bald dort etwas zu thun, wobei er ausruhen konnte, und schien er auch zu arbeiten, so kam dabei doch nichts heraus; er faullenzte nur auf einem Fleck.

Geduld üben, Geduld üben . . .

Gunnar kam zu seinem Vater, mußte schleifen; er hatte seine Sense an einen Stein ganz schartig gehauen.

„Na?“ fragte Enoch; „geht es nicht gut? — Mir scheint, Du bist mehr wert als . . der, welcher geschickter sein sollte.“ Gunnar wurde rot. „Ja, da sieh'st Du's,“ sagte Enoch; „Du hast es hart gefunden aufzustehen; aber Du merkst, Er steht Dir bei.“ Der Junge wendete sich vom Vater mit einer argen Grimasse ab.

„— — Ja, ich möcht' den Buben nicht um drei Uhr früh herausjagen!" sagte Torkjell; „solche Burschen brauchen Schlaf, wenn aus ihnen etwas werden soll."

„— — Als Jesus zwölf Jahre alt war, saß er zwischen den Schriftgelehrten im Tempel," antwortete Enoch kurz. „Halt' Du Dich nur an Gott, so wirst Du stark; Morgenstund' hat Gold im Mund, wie Du weißt."

Es wurde ein paar Stunden lang ohne ein Wort gearbeitet. Dann kam Maren, die Magd, mit Harke und Stange, um das Gras auszubreiten.

„Guten Morgen, sagt die Hochzeiterin am Abend!" — scherzte Torkjell.

„O ja," antwortete Maren; „ich bin ein bissel spät dran, aber nicht wegen der Brautnacht!" — Sie war ein kleines, rundes, dickes Gänschen von einigen zwanzig Jahren.

„O, den Mädeln ist nicht weiter zu trauen!" - Torkjell schüttelte den Kopf und blinzelte.

„Ah, schäm' Dich, Torkjell!" — schalt Maren kokett. „Du wirst doch nicht glauben, daß ich so was thu', eh' ich vor dem Geistlichen gewesen bin!"

„He! — He—heh! — Ja, aber nun schau dazu, als ob Du auf dem Tanzboden wärst, Maren; jetzt stehen wir vier Mannsleut' schon vier Stunden da und ich denk' wol, es ist so viel, daß Du Deine ganze Schürze voll kriegst. — Paß nur recht auf, daß Du nicht anderswo rechelst, als wir gemäht haben!"

— Die Sonne wurde heiß und der Thau verschwand; es wurde hart und schwer, auf dem trockenen Anger zu schneiden. Sie tauschten ihre Sensen aus.

— „Ja, heuer im Winter, da wird's gar viele geben, die hungern!" —

„Und wenn . . . so haben wir's gewiß verdient;" — Enoch war düster.

„Ja, wenn es die treffen thät', die's verdienen —! He, beim Lensmann Aase droben, da steht das Feld so schön, daß es eine wahre Pracht ist!"

Enoch schwieg. Wenn es doch die neuen Arbeitsgeräte waren . . . und das Knochenmehl . . . Weiche von mir, Satan . . .

— Rund um auf den Wiesen setzten sich die Leute nun zu ihren Speisenäpfen und hielten ihre Vormittagspause ab; Gunnar weinte fast, als er das sah; er war so hungrig, daß er glaubte, sein Magen gehe auseinander. Aber Gottes Wille war nun einmal, daß wir viermal im Tag essen sollten, meinte Enoch, und da dürften wir nicht nach unserer eigenen Lust ein Zwischenmahl einschieben; — sie mußten ohne Vormittagsbrot wieder an die Arbeit. „Gott würde uns nicht darunter leiden lassen, daß wir warteten, bis seine Zeit kam." Aber Carolus hatte sich von daheim einen halben Kuchen gestohlen; mit dem schlich er nun hinter eine Hecke und aß es auf, kam dann wieder, indem er an seinem Anzug verstellte, als habe er da eine andere Verrichtung gehabt. —

Torkjell ließ die Zunge laufen; es war lang bis zur Mittagpause; man mußte die Zeit vertreiben. Die Spitzbubenstücke des Lensmann Aase wurden erzählt; dann warf sich Torkjell auf die Beamten im Allgemeinen, diesen großen Haufen, der von unserer Arbeit lebte, und seine Macht gebrauchte, um Reichtum zu erschwindeln, und das oft auf so grobe Art, daß wir Anderen ins Zuchthaus kämen, wenn wir solche Fischzüge wagten. Und

da gingen die Pfaffen herum, die auch nicht besser waren, und faselten, daß diese Schurken von Gott eingesetzt seien; — meinertreu waren sie das nicht! — Seit 1814, als die Großen Aufruhr machten und sich losrissen von unserem rechten König in Kopenhagen, weil dieser hinter ihnen drein war und sie manchesmal züchtigte, — seit der Zeit hatten wir keine gesetzliche Regierung im Land. Denn das wir unter Schweden stehen, das war niemals Gottes Absicht gewesen; aber vom Schwedenkönig kriegten die hohen Herren Brief und Siegel darüber, daß sie selber schalten sollten, und so verkauften sie dafür das Reich an Schweden, so daß es nun der Schwede war, der unsere Regierungsmacht eingesetzt hatte. Und wir kleinen Leute besaßen keinen mehr, um uns zu verteidigen; denn der Schwedenkönig bekam 100,000 Thaler jährlich, damit er den Mund halte, und das Storthing kriegte ebensoviel, damit es schweige; wer zum Storthing ging und seine Not klagte, erhielt einen Schmarren; und wollten wir uns erheben und unser Recht fordern, wie sie es unter Thrane gethan, so war das Storthing der erste, gegen uns Soldaten zu schicken und uns ins Zuchthaus zu setzen ... heh! Nein, seitdem wir unter Schweden kamen — —

Enoch stand und sah sich an Carolus überdrüssig, der nun auf einem Hügel lag und unreife Preißelbeeren aß; — „will mich Gott auch diesmal als Narr dastehen lassen und ... soll aus diesem Zigeuner nie ein Mensch werden?“ Er hatte sich nun geduldet und geduldet, war so freundlich gegen Carolus gewesen, wie es nur möglich war, gedacht, daß er im Guten über ihn Macht gewinnen werde ... aber der Dank den er kriegte, war nur der, daß der Vagabund faul und fauler wurde und mehr und mehr that, was er selber wollte; jetzt begann sein Vater sogar schon von Lohn für ihn zu reden ... Wollte Enoch etwas zu ihm sagen, so konnte er die Antwort bekommen, was er denn verlangen wolle, wenn er keinen Lohn gab ...

„Laß Dich doch nicht vom Sonnenfuchs*) fangen, Enoch!“ rief Enoch; er sah auf Carolus, während er das sagte. Carolus verstand die Absicht und richtete sich auf.

„Sie müssen mich entschuldigen“, sagte er; „meine Gesundheit ist nicht so stark und wenn ich nichts zu essen kriege, wird mir so elend und schlecht, daß ich mich nicht rühren kann.“

„Merkst was?“ krähte Torkjell, „der Carolus ist nicht von gestern her!“

„Wenn Gunnar es aushalten kann —“, begann Enoch, aber er hielt gleich ein. Dieser Zigeunerbub hatte eine Art zu antworten ... auswendig sanft, aber inwendig —

„— — Und wenn Du wirklich Lohn haben willst, Carolus, so mußt Du anders zugreifen. Groß und lang, wie Du nun wirst, da erwartet schon ... Dein Vater und ich auch, daß ein bissel ... Ehre in Dir steckt!“

„Es ist nicht schlecht, daß Sie meinen Vater nennen ... Der erwartet gewiß am allerwenigsten, daß ich auf Haave hungern soll!“

Carolus war ganz rot; es blitzte ziemlich scharf in seinen Augen.

Enoch schwieg; er war grau im Gesicht.

Gott war auch hier wider ihn. Carolus war ein Vagabund, wie er es gewesen.

---

*) Eine norwegische Redensart, in welcher die trägmachende Sonne als Fuchs personifiziert ist.

XX.

Sonntag.

Sie liegen etwas länger als gewöhnlich; ungefähr um sechs Uhr stehen sie auf.

Enoch kann nicht umhin, einen Blick nach dem Himmel zu werfen; er bat gestern abend so schön um Regen —. Es ist klar und rein überall.

Der ganze weite Himmel ist nichts als Sonne und weiches Blauen, vom Fjell zum Meer. Im Südwesten ein paar leichte weiße Streifen, wie Fächer oder Federn an der Wölbung. Das bischen Dichtigkeit auf dem Meer ist nichts, nur Dunst.

Der letzte dünne Nebelstreifen steigt aus dem Schilf des Heialandsees empor und verblaut in der Luft. Es ist morgenfrisch und kühl; aber die Sonne beginnt schon zu wärmen. Ueber die Moore hin tummeln sich Kibitzschaaren, weißglänzend in der Sonne, mit ihren feurigen Weiberstimmen. Die Lerche steigt und steigt, bis sie fast verschwindet; dann hängt sie droben und singt und schwingt sich.

Das Vieh wird hinausgelassen. Sogar die Schafe, die Enoch dies Jahr nicht nach Heia geschickt hat, da die kleinsten Mädeln nun schon alt genug sind, sie zu hüten. Hüpfend, blökend, brüllend tanzt die Heerde hinaus auf die Wiese. Kühe, Kälber, Schafe und Lämmer untereinander spielen und stängeln sich, laufen und springen; die Kälber sind hinter den Schafen her und schrecken sie, junge Kühe treiben Liebesspiel; die Schellen klingeln und singen; alles ist Sonne und Sommerfreude.

Carolus ist am Sonntag Hirt; er folgt der Heerde schlendernd und lang. Er hat einen Schäferstab in der Hand und hüpft und wirft sich nieder wie ein Kalb. Dann probirt er zu singen:

„Ach, meine lieben Cave*),
Ach jammert doch nicht so —!"

— aber es ging nicht, er war mit dem Stimmwechsel noch nicht fertig.

Weit draußen im Westen schimmerte das bleiche Meer. Braune und weiße Segel leuchten dort in oer Morgenbrise; zu äußerst am Horizontrand liegt ein schwarzer Rauchstreifen von einem Dampfschiff. Carolus hüpft hoch; Gottlob; wer weiß, nächsten Sonntag bin ich vielleicht dort . . .

Er hat nichts anderes an, als ein Beinkleid, ein blaugestreiftes Baumwollhemd und eine kleine flache Mütze mit Schirm daran. Aber er hätte Lust, alles abzuwerfen und zwischen den Kälbern und Lämmern herumzuspringen, nackt wie Adam im Paradies.

Er treibt die Heerde nördlich hinter die Mühle und zum Moor hinab. Da giebt es zu essen und ein bischen Kühlung auch, daß die Bremsen nicht zu unerträglich werden. Die Schafe halten sich auf den Haidekrauthügeln rings um das Malhaus; sie lieben das Sumpfgras nicht. Wohl möglich, daß sie an Auwiesen-Hag denken. Da gehören aber zwei dazu, meint Carolus.

Fürs erste ist hier Ruhe, und Carolus legt sich auf den Boden und schaut nach Kiebitznestern aus. I — reh! i — reh! I — äreh!! — Die

*) Zigeunerisch: Kinder.

Luft erfüllt mit Düften; der frische, scharfe Geruch von jungen Eriken, Wiesenblumen, Beerenlaub, Bitterklee und Rosmarin mischt sich mit dem schweren süßen Dunst des modernden Sumpfs; die warme Luft wird förmlich schlaftrunken. Ruhig treibt sich Carolus von Hebung zu Hebung, atmet in tiefen, langen Zügen; ah, wie gut, ah, wie gut . . .

Kiebitzschrei vom Moor und Regenpfeiferruf vom Haidehügel mischen sich wie Flöte und Violine. Ein großer dunkler Reiher hebt sich flügelschlagend in die Höhe und steuert gegen den Heialandssee zu.

In rasendem Zorn, toller und toller, flattern ihm die Kiebitze um den Kopf, in scharfen Ecken und rundem Ring, schreien und schreien und überkugeln sich in der Luft. Manchesmal hat er sie knapp an den Ohren um sich; es klingt in den Schwingen mit starkem Knarrlaut und er fühlt es wie Fächeln und Hauch im Nacken. Hehe! Manchesmal stoßen sie vor ihm nieder, werfen sich um, zielen auf seine Augen hin und fahren wie ein Pfeil herab, — schwingen ab, wenn sie so nahe sind, daß er das Blinken ihrer Augen sieht. Hehe; das ist komisch. Darum reizt er sie. Wirft nach ihnen mit Torf und Kuhmist und was er sonst noch finden kann; um so wütender werden sie.

Die Luft wird heiß und die Mücken stechen; Carolus wird ungeduldig und will ein Ende machen. Da giebt's keine Eier; die Jungen sind schon ausgekrochen. — Himmelssakrament, da ist ein Nest. Vier große Eier; — ah, wie schön sie sind, mit all den schwarzen Pünktlein auf dem sanft graugrünen Fond. Aber sie sind wohl abgelegen. Er bückt sich und nimmt sie in seine Mütze; die Kiebitze schreien wie außer sich. Fort zu einer Grube geht es; da ist ein Loch mit Wasser, so weit genug, daß er ein Kiebitzei kann schwimmen lassen. Denkt euch! Sie sind so abgelegen, daß sie auf dem Schmalende aufstehen. Ein Kiebitz ist hinter ihm her und will ihm fast die Augen aushacken; manchesmal senkt er sich auf den Boden herab und kommt mit breiten, flatternden Schwingen auf ihn zugelaufen, als wollte er ihn jagen; das ist wohl das Weibchen, dem die Eier gehören, — und bei Gott! es soll sie haben. Er schleudert sie ihm nach, halb im Zorn, Ei um Ei; sie sausen fort auf die Hügel zu und zerschellen in Stücke, so daß es rot und gelb über die Erde hin spritzt. Dann steckt er die Hände in die Taschen und spaziert pfeifend und vergnügt dahin. Der Kiebitz verfolgt ihn noch eine Zeit, fliegt dann mit kurzen, kleinen Schreien von ihm und verschwindet.

Unverschämtes Kleinvieh; da trottet es schon südlich nach der Auwiese hin. Carolus davon, langbeinig, leichtfüßig; „pst! — pst!" holt sie ein und treibt sie zurück, mit Geschrei und Steinwürfen. Im Norden, am Berghang, neben der Mühle ist es am kühlsten; da wirft er sich nieder und ruht aus, liegt und lauscht dem Bächesausen. Die Sonne brät mehr und mehr. Ein schwacher, linder Westwind fährt leicht über das Haidekraut. Dann legen Schafe und Lämmer sich, behaglich und widerkäuend.

Die Kühe wandeln hinüber zur Ache. Sie gehen ins Bett hinein und stehen und schwingen die Schweife wegen der Fliegen. Es ist kein großes Wasser, aber es kommt halt doch immer Kühlung von so einem Flusse.

Carolus legt die Arme unter den Kopf, liegt und starrt nach dem Horizont im Südwesten, mit den feinen weichen Höhenzügen und dem Meer ganz weit draußen. Hie und da zeichnet sich ein Fels gegen den Himmel

oder ein Hügel, vielleicht ein Grabhügel, fein und klar und kugelrund; da drin sind Schätze eingegraben. Vielleicht eine Kiste Silbergeld; aber es sitzt ein Kämpe drin und bewacht den Schatz mit seinem scharfen Schwert. Will Einer hinein, so mag er sich wohl hüten.

Die Luft ist so durchsichtig, daß man jeden Stein, jeden Ameisenhaufen unterscheiden kann, so weit als man sieht. Hie und da eine segelnde, heitere, weiße Sommerwolke. Weit drüben unter den Hügeln schimmert die Moor-Kirche im Sonnenglanz über die Ebene hin.

Welches Flimmern in der Luft! Die See da draußen und all die klaren Höhenlinien am Himmel hüpfen und beben wie eine zarte zitternde Welle.

Ah, wie gut und warm! Die Sonne bäckt seinen jungen Leib und angenehmer Lufthauch schmeichelt um sein Ohr. Alles ist still; die Vögel haben ihr Nest gesucht. Es sauft im Ginster! die Bäche rauschen; Carolus versinkt im Traum.

— — An solchen Tagen ist das Zigeunerleben süß, wenn man auf den Halden herumliegt und in der Sonne faullenzt. Ein Tropfen aus der Flasche und ein Spiel-Karten ... Rakli*) liegt im Lichte da, still und träg. — — Nein ein Gaso**) mag ich nicht mehr sein!

— O Mutter, Mutter, daß Du glaubtest, die Gaso-Rakli wär' etwas für den Zigeunerburschen! — Sie fürchtet sich vor mir, die Serina, seit dem Tag in der Scheune, wo ich sie um den Hals nehmen wollte. — Ein schönes Mädel wird's; schlank und rund, blaue Augen . . . und dann die sanften feinen Wangen mit dem süßen Grübchen drin! — — — — — —

Aber auf sie kann ich nicht warten.

— — Vielleicht, wenn ich als Kapitän zurückkomme —? und sie noch frei ist. Wer weiß? Kapitän Thomassen; Kapitän C. M. Thomassen ....

— Gunnar, dem Armen wird es leid thun. Aber ich halte es da nicht mehr aus. Er wird immer ärger, der heilige Enoch; hehe; Enoch der Heilige. — Und nun, da der Vater nicht weit fort ist . . . Erst da hinab. Dann in die Stadt und mich verheuern. Und geht es auch nicht gleich gut, so hab' ich ja jetzt ein Heim, in daß ich gehen kann. Zur Stadt, morgen zeitlich, ehe Enoch mich finden kann. Gunnar mag dann nachkommen, sobald er confirmirt ist. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Zigeunersprache: Rakli = Mädchen
**) Gaso = Bauer.

Die Weber.

Von **Paul Schlenther.**

Als Gerhart Hauptmann seine „Weber" vollendet hatte, erklärte sich die Direktion des Deutschen Theaters bereit, das Werk aufzuführen. Dem aber widersetzte sich die Censur. Sie verbot das Stück aus ordnungspolizeilichen Gründen, denn sie fürchtete seine aufreizende Kraft auf das unzufriedene Volk. Als im Stück Frau Dreißiger ihren treuen Kutscher fragt, was die aufständischen Leute denn eigentlich wollten, erwidert er in der rührenden Treuherzigkeit seines Knechtsinnes: „Mehr Lohn wollen sie haben, die dummen Luders." Denjenigen, die auch in Berlin „mehr Lohn" haben wollten, sollte der Einfluß des alten schlesischen Weberbeispiels entzogen werden. So dachte die vorsichtige Polizei. Anders aber hatte eine andere Macht zu denken, vor deren Forum ein Drama wie „Die Weber" zuallererst gehört. Und diese Macht ist die Kunst. Da die unfreien Bühnen nichts machen konnten, so mußten die freien heran. Auch diese zögerten lange genug, denn nie war ihnen eine schwerere Aufgabe gestellt worden. Das Stück erforderte mehr als vierzig gute Schauspieler. Woher sie alle nehmen bei der unüberwindlichen Abneigung der meisten ständigen Theater gegen die ihren Schlendrian allzu unsanft aufrüttelnden freien Bühnen? Endlich entschloß sich der Vorstand des Vereins Freie Bühne doch zu dem Unternehmen und gewann in Herrn Cord Hachmann einen geeigneten Regisseur, der sich im Dienste der Freien Bühne schon oft, aber noch nie so gut wie diesmal bewährt hat. Zwar hatte Hauptmanns Buchverleger*) inzwischen die Klage gegen das Berliner Polizeipräsidium wegen Freigabe der Weber vermittelt, aber das konnte die Thatkraft des Vereins um so weniger lähmen, als die Direktion des Deutschen Theaters bei der Klageführung nicht beteiligt war. Nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten, deren sich die öffentlichen Beurteiler nicht bewußt geworden sind, kam am Sonntag, den 26. Februar die Vorstellung zu Stande, und der Eindruck auf das Publikum war so gewaltig, daß sie acht Tage später wiederholt werden konnte. Fast so dicht wie das erste Mal waren die schmucken, im seltsamsten Kontrast zum Weberelend auf der Bühne stehenden Räume des Neuen Theaters am Schiffbauerdamm gefüllt, und der Eindruck war so mächtig, so erschütternd, wie

*) S. Fischer, Berlin.

beim ersten Mal. Es heißt diesen Eindruck völlig verkennen, wenn behauptet worden ist, er habe mehr dem Dichter als seinem Werke gegolten. Der Dichter steht noch nicht so hoch im Preise unseres Premierenpublikums, daß er, wie Paul Heyse, durch seine Person sich die „Achtung" für ein unwirksames Werk erringen könne. Sein „Kollege Crampton" hat in Berlin einen großen, nachhaltigen Erfolg gehabt, aber allerwärts konnte man die thörichte Frage hören: was wäre Crampton ohne Engels? „Einsame Menschen" wurden außerhalb der Freien Bühne einfach nicht verstanden, zum Teil nicht einmal von den Mitwirkenden. Und wie sich vor $3^1/_2$ Jahren unser Premierenpublikum zum Erstlingsdrama Hauptmanns gestellt hat, dessen entsinnt sich wol auch noch der Referent des Tageblatts, der jene Behauptung eines Achtungserfolges um so weniger vertreten sollte, als grade er sogar durch Veranstaltung einer rudimentären Weber-Vorlesung in verteilten Rollen noch einigen Effekt gemacht hat, den er doch wol nur der unverwüstlichen Kraft der Dichtung verdankte.

So wenig schlesische Weber bei den zwei Vorstellungen anwesend waren, so wenig war dieses Publikum in seiner großen Mehrheit für Gerhart Hauptmann im günstigen Sinne voreingenommen. Ganze Reihen haben den „Webern" applaudiert, die einst „Vor Sonnenaufgang" in sittlicher und ästhetischer Entrüstung ablehnten. Und in den öffentlichen Recensionen stak noch ein Rest von Kälte und Zurückhaltung, als sei es nicht ganz ungefährlich, offen Bravo zu rufen. Nicht Viele haben so ehrlich eingestanden, daß sie tief berührt worden seien, wie Friedrich Spielhagen, der als Dichter den Dichter fühlte und einsah, daß hier Etwas von Kunst geleistet sei. Der kopfschüttelnde Empfindungsmangel half sich dagegen mit ästhetischen Schlagworten und vermißte bald den Helden, bald die einheitliche Handlung. Das Aeußerste an ungewolltem Humor wurde in folgendem Sätzchen geliefert: (Gerhart Hauptmann) „ist sicherlich ein Meister der dramatischen Form, während es noch zweifelhaft sein mag, ob er ein Dramatiker ist." Das will sagen: J. L. ist sicherlich ein Meister der kritischen Arbeit, während es noch zweifelhaft sein mag, ob er ein Kritiker ist.

In dieser epigrammatischen Antithese aber spitzt sich wahrhaft kühn der ganze Nonsens ästhetischer Einwendungen zu, die gegen Hauptmanns „Weber" gemacht worden sind. Die Regel soll triumphiren über die Mannigfaltigkeit der Formen.

Aristoteles hatte nachgewiesen, nach welchen Gesetzen die antiken Klassiker ihre Dramen schrieben, und Gottsched verwarf den Shakespeare, weil dieser von Aristoteles nichts wußte. Jetzt glauben die Gottschede von heute, es sei keiner ein Dramatiker, der es nicht macht wie Shakespeare. Und dabei scheinen sie gar nicht zu wissen, wie verschieden es Shakespeare selbst gemacht hat.

Drei Worte nennt man uns inhaltschwer. Drei Worte sollen das „Wesen" des Dramas ausmachen. Diese drei Worte vermißt man an Hauptmanns „Weber". Man vermißt den Helden, man vermißt die Handlung, man vermißt den Konflikt.

Den Helden hatte ursprünglich auch Spielhagen vermißt. Dann aber entdeckte er sich zur Freude eine Heldin und ward getrost. Diese Heldin sei die Not. Er begnügt sich also mit einer symbolischen, imaginären Heldenschaft. Seine eigene, mächtig und echt dichterisch angeregte Phantasie schafft

mitten aus den 40—50 lebendigen Gestalten eine Allegorie und setzt sie auf den leeren Thron der Kunstregel. Meinetwegen hab' er seinen geistreichen Einfall, der im Grunde doch mehr ist als bloßer Einfall; denn Spielhagen trifft mit dem, was er die Heldin nennt, den Kernpunkt des Stücks und entlastet das Stück vom völlig sinnlosen Vorwurf künstlerischer Zerfahrenheit und Zerflossenheit. Die Webernot — sie ist nicht sowol die Heldin, als vielmehr der einheitliche Kompositionsgedanke, der wie in einem Brennpunkt alles auffaugt und zusammenfaßt, was irgend im Drama vorkommt. Nie ist ein Drama logischer komponiert worden, als Hauptmanns „Weber". So gewiß ein Ameisenhaufe etwas Ganzes ist, so gewiß ist es diese Webermenge. Nennen wir diese Webermenge einmal ein X, wie verläuft das X durch die sogar „regelrechte" Fünfzahl der Akte? Im 1. Akt sehen wir das X, wie es seine Arbeit schlecht bezahlt kriegt, vor Hunger zu Boden fällt und dem Arbeitgeber gegenüber teils kriecht teils trotzt. Im 2. Akt wird dieses X aus der Lethargie seines Elends durch ein packendes Lied, das seinen Jammer singt, aufgewühlt im Innersten. Es wird sich seiner verzweifelten Lage bewußt. „Das muß anders werden," spricht es auf der Stelle. Im 3. Akt faßt sich das X ein Herz, und mit diesem im Wirtshause gestärkten Herzen zieht es nun, sein Schlachtlied singend, gegen den Zwingherrn, der weichen muß. Aber im Rausch der Selbstbefreiung kommt auch schon das irre Schuldgefühl: „Nimmst du mir mei Häusla, nohm ich d'r dei Häusla." So schließt der 4. Akt in der geplünderten Wohnung des entwichenen Fabrikherrn. Und nun geht das aufständische X von Häusel zu Häusel, von Dorf zu Dorf, von Fabrik zu Fabrik. Und es wird zur Bestie, und seine Weiber werden zu Hyänen, und es fällt mit dem Wollenden der Widerstrebende. Gegen das empörte X ist die Staatsordnuug mit Bajonnetten und Flintenschüssen eingeschritten. Es tobt der Kampf. Eines Kindes Stimmes verkündet den Sieg des aufständischen Volkes, aber diese Kinderstimme verstummt vor dem Opfer der Pflicht und des Glaubens an eine bessere Welt, als die Welt ist, in der das geschlachtete Lieblingshündlein ein seltenster Leckerbissen. Und so wenig gewiß es wird, ob sich Vater Hilses fromme Hoffnungen auf ein Jenseits erfüllen werden, so wenig gewiß ist der Ausgang des Kampfes um die Güter der Erde. Es wird in dem Drama nichts entschieden. Es wird nur dargestellt, wie ein großer Charakter um sein Leben ringt. Dieser Charakter liegt freilich nicht in der Seele eines Einzelnen, aber er liegt in der Seele Vieler, die Alle das gleiche Loos, das gleiche Geschäft, das gleiche Sehnen haben. Und wie sich in einer starken Shakespeare'schen „Helden"-Individualität die widersprechendsten Züge komplizieren, so verteilt sich die Mannigfaltigkeit dieser Züge hier auf verschiedene Individuen. Dieselbe Not ist es, die den alten Hilse beten und den jungen Bäcker fluchen lehrt. Und wo steht es denn geschrieben, daß eine Fülle kleiner Menschen nicht dasselbe Naturobjekt für die Kunst ist, wie ein einzelner großer Mensch? Die Kunst darf heute aristokratisch sein und morgen demokratisch. Worauf es bei der Bühnenkunst allein ankommt, ist der Eindruck, den von der Bühne her die Kunst macht. Und der Eindruck, den Hauptmanns „Weber" nun schon zweimal im Theater gemacht haben, ist so zweifelsohne, daß vielleicht eben deshalb die Polizei ihr Verbot aufrecht erhält und der Bezirksausschuß ihr beistimmt. Die Entscheidung dieser verwaltungsrichterlichen Instanz, die sich gegen den Dichter und sein Werk

wendet, ist ein Zugeständnis seiner mächtigen Wirkung, die allerdings nicht „aufreizend", sondern vielmehr nach Innen greifend sein dürfte.

Uns sind nun alle diese Webergestalten lebendig vor Augen getreten. Wir haben gesehen, wie ihr Mut sank vor der finstern Stirne des Arbeitgebers, wir haben ihren herzzerreißenden Jammer gehört und ihren alperlösenden Aufschrei. Ausgezeichnete Realisten der Schauspielkunst, wie Herr Paul Pauly, Herr Theodor Müller, Rosa Bertens haben alle Tiefen menschlicher Empfindung aufgewühlt. Neulinge in der Hauptstadt, wie Herr Hellmuth Braem (Gottlieb), Herr Fischer (Pfeifer), Frl. Kötschau (Frau Dreißiger), Frau Berg (Pastorin), Frau Werner (Weberfrau) sind an ihren Aufgaben im Urteil der Oeffentlichkeit gewachsen. Possenkomiker wie Herr Worlitzsch (Reisender) und Herr Tielscher (Chirurgus) haben nachweisen können, daß ihre unverkünstelten Naturelle für den bloßen Theaterulk zu schade sind; Schauspieler älteren deutschen Stils (man könnte sie „Schauspieler auf Wirkung" nennen), wie Max Löwenfeld (der alte Ansorge) und Rudolf Hock (der alte Hilse) erfuhren an sich selbst, wie der moderne Realismus auch ihrer virtuosen Kunst lohnende und fördernde Aufgaben stellt. Herr Nissen stand als Dreißiger namentlich in der zweiten Vorstellung mit noch kostbarerer Naturwahrheit, Einer gegen Viele, ein Hütender gegen Fordernde, dem Volk so leibhaftig gegenüber, als sei er aus einem Porträt genommen. Keine dieser Gestalten wird man je vergessen, auch den würdigen Pastor des Herrn Pagay nicht; und das lieblich rührende Mielchen der kleinen Trude Müller so wenig wie die beiden, von den Schwestern Pauly zum Verwechseln ähnlich gegebenen Baumerttöchter. Selbst der etwas allzu rote Bäcker des Herrn Vorwerk wird im Gedächtnis der Zuschauer ebenso bestehen bleiben, wie unter allen diesen Gestalten vielleicht die interessanteste, der Moritz Jäger des Herrn Rittner, über den im Publikum am meisten Uneinigkeit geherrscht zu haben scheint. Man hat es nicht recht begreifen wollen, daß dieser schwer verständliche Jargon die richtige Mundart des Eulengebirges ist, und man sah auch einen Bruch im sogenannten Charakter des Moritz Jäger. Wie, fragte man, kommt der schneidige, selbstbewußte Soldat dazu, agitatorisch aufzutreten? Ist das nicht ein Widerspruch von militärisch anerzogenem Gehorsam und demagogischer Unzufriedenheit? Mag sein, ein Widerspruch! Aber wer lehrt denn, daß in einem „Charakter" Widersprüche fehlen müssen. Der Taugenichts von ehedem ist in der Welt draußen was geworden. Er imponiert auch den Heimatleuten. Das schmeichelt ihm. Er führt sein Machtgefühl eine Weile spazieren. Dann aber greift ihm das Elend der Nächsten umso näher ans Herz, als er nun fortan selbst bei diesen Nächsten bleiben soll. Was ist da mißzuverstehn? Er ist der aus der Fremde Heimgekehrte, der nun erst recht die Heimat erkennt und besser als die, die nichts anderes kennen; für die Berlin und der König nicht viel klarer ist, als für den alten Hilse sein Jenseits.

So trat aus all diesen Gestalten ein Leben, eine Welt auf die Bühne, und für jedes naive Empfinden müßten zwei Dinge darüber vergessen worden sein: die soziale Tendenz und die ästhetische Regel. Dennoch hat der Bezirksausschuß jene, die Kritik diese betont. Ein dichterisches Werk von höchster Kraft hat nicht rein auf diese Behörden gewirkt.

Die Metaphysik in der modernen Physiologie.*)

Von **Wilhelm Bölsche.**

„Ahnungsvoll trennte beim Beginne dieses Jahrhunderts der Seherblick Schiller's die Philosophen von den Naturforschern, indem er ihnen gebieterisch aber verständnisvoll die Worte zurief:

„„Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündnis zu frühe!
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.““

Wie aber zwei Liebende nach langem und unfreundlichem Schmollen, an äußerer und innerer Erfahrung bereichert, endlich ihr beiderseitiges Unrecht erkennen und, von unwiderstehlicher Sehnsucht ergriffen, sich zu ewigem Bunde die Hände reichen, — so verkünden der Gegenwart tausend vernehmbare Zeichen den herannahenden Tag der Versöhnung! Schon erklingen die deutschen Wälder von den Stimmen befiederter Sänger, Knospen brechen hervor, alles drängt und treibt, und ahnungsvoll, wie beim Grauen eines schönen Frühlingstages, lauscht Alles dem Aufgange der Sonne! — Entsprießen wird dann jenem Bündnisse der exakten Forschung mit einer geläuterten Philosophie die neue Weltanschauung des kommenden Jahrhunderts in nie geahnter Größe und Klarheit der Erkenntnis.“

So schrieb Friedrich Zöllner 1871 in der Vorrede zu seinem Kometenbuche, — zur Zeit, da er selbst noch nicht dem Fluche der Konfusion ratlos verfallen war. Es sind schöne Worte. Aber heute, dreißig Jahre später, scheinen sie noch immer in einer Zukunftsferne zu atmen, die unsere Zeit nur wie der Moses der Legende schaut.

Immer noch ist es das seltene große Los im wilden Nietenspiel unserer Verhältnisse, daß in einem Einzelkopfe der Bund wirklich lebendig wird zwischen begrifflicher Klarheit und reiner Erfahrungsforschung des Augenblicks, zwischen Philosophie und Naturwissenschaft.

Ein Naturforscher von dem Range und der — ich möchte es mit Rücksicht auf seine früheren guten Kämpfe zu Gunsten autoritätsloser Wahrheitsforschung und freier Wahrheitslehre sagen — praktisch-philosophischen Bedeutung wie Karl Vogt darf in der „Philosophie“ in Anführungszeichen als Resultat seines Lebens immer noch ein Gespenst aus alten

*) Beiträge zu einer dynamischen Theorie der Lebewesen von Karl Hauptmann. I. Die Metaphysik in der modernen Physiologie. Eine kritische Untersuchung. Dresden, L. Ehlermann 1873.

Zeiten mit Hegel'schen „Nachtmützen und Schlafrockfetzen" erblicken. Ein heilig ernster Philosoph dagegen, wie Tolstoi, der sein Leben und, was in seinen Kreisen jedenfalls mehr besagen will, seinen Rang und Besitz mit eiserner Stärke seinen Idealen geopfert hat, darf uns in flammendem Wort verkünden, daß umgekehrt der Wert aller Forschung, aller Naturwissenschaft ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sei: „fort mit dem Plunder!" Sind das die Vorboten, die Sänger und Knospen des Einheitsfrühlings?

Unsere geistige Jugenderziehung ist in keiner Weise dazu angethan, die Vermittelung irgendwie zu beschleunigen. Unter dem Vorwand, über den man an sich schon diskutieren könnte, daß die begriffliche, methodologische Ausbildung dem Gehirn des werdenden Mitarbeiters am idealen Geisteskampf mehr not thue, als die Schulung auf die direkte „Beobachtung" und die Gewöhnung an die Freude am „Wirklichen", hat uns unser Gymnasium systematisch vom „Sehen" entwöhnt. In unglückseligem Konflikt der Dinge hat es diese Einseitigkeit aber nicht einmal dadurch gesühnt, daß es uns nun wirklich zum „Denken", zur „Methode" und ihren historischen Grundlagen erzöge: der junge Mann, der die Universität aufsucht, ist weder philosophisch-historisch eingeschult, noch kann er unbefangen beobachten. Beide Gebiete muß er neu entdecken. Kein Wunder, daß bei der Kürze der Zeit, die ihm soziale Rücksicht auf ein „Brodfach" meist nur gestattet, in der Regel nur ein Gebiet wirklich gefunden wird, entweder das naturwissenschaftliche Sehen, — oder das begriffliche Denken, und daß ein Bund so nicht zu stande kommt, vielmehr auf beiden Seiten eine Einseitigkeit entsteht, die Abneigung notwendig und aus ehrlichsten Gründen erzeugen muß. Dennoch leiden beide Teile gleich verzweifelt schwer dabei. Wie unersetzlich naturwissenschaftliche Bildung für den Philosophen ist, der nicht dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen will, liegt nachgerade auf der Hand, und man betrachte nur selbst die Gedankengänge eines solchen Verächters der Wissenschaft wie Tolstoi, um sich sofort völlig klar zu sein, wie er auf Schritt und Tritt auf die Resultate, die er zufällig kennt, doch unwillkürlich Rücksicht nimmt, ja sie oft für maßgebender hält, als der exakte Naturforscher selbst zugeben würde. Auf der andern Seite fehlt dem Naturwissenschaftler, der der Philosophie entbehrt, nicht etwa, wie die Skeptiker lachen, die Neigung zu „metaphysischen Sprüngen", sondern es gähnt grade ihm überall der Abgrund, daß er ohne Wollen in die allergröbsten metaphysischen Schnitzer hineingerät, die besonnene Philosophen längst als solche nachgewiesen haben. Niemand braucht mich sehen zu lehren, ruft der selbstbewußte Forscher, wenn ich nur meine zwei gesunden Augen und mein offenes Gehirn habe. Er vergißt, daß kein moderner Kulturmensch mehr ein solches „offenes", ganz unbeschriebenes Gehirn besitzt. Unser Denken läuft zahllose historische Wege, ohne daß wir es wollen. Unter diesen sind Irrwege in Menge. Und nur eben durch scharfe historische Betrachtung, nur durch scharfe begriffliche Sonderung dessen, was wir wirklich „sehen" und was, ein Erbe langer historischer Prozesse und zum Teil auch Konfusionen, „in uns" sieht: nur so gelingt eine Beobachtung, die höchsten Anforderungen entspricht. Es ist natürlich von hier aus ein himmelweiter Schritt bis zu der falschen Philosophie, die da glaubt, durch einfache Enträtselung und Klarstellung der gegenwärtigen Beobachtungsbedingungen ein absolut Neues an Thatsachen über die Welt an sich schon feststellen und die weitere Beobachtung einfach durch „Denken"

ersetzen zu können. Das, was die philosophisch-historische Arbeit innerhalb der Forschung bewirkt, ist, wie Karl Hauptmann sich ausdrückt, lediglich „die kritische Ueberwindung unfruchtbar gewordener Denkgewohnheiten durch neue, fruchtbarere Problemstellung", — womit allerdings in sofern auch ein direkter Schritt der neuen Wahrheit entgegen gethan ist, als, wie Kuno Fischer trefflich bemerkt, „wahre Probleme auch Wahrheiten sind!"

Der Verfasser des Buches, dem diese Zeilen gelten, zeigt sich, wo immer ein allgemeineres Urteil sich in seine strenge Facharbeit mischt, tief durchdrungen von der hohen Bedeutung philosophischer Neuwertung auch der scheinbar exaktesten Beobachtungsresultate. „Man mißachtet" ruft er gelegentlich dem Physiolgen Flourens zu, „man mißachtet nicht ungestraft die großen Aufgaben „der wissenschaftlichen Philosophie". Nur aus einer Kritik überkommener Begriffe erwachsen neue Begriffe, welche die gegebenen Sachverhalte feiner gliedern, ökonomischer ordnen und ihre Elemente in neue, fruchtbare Beziehungen bringen, worauf allein aller prinzipielle Fortschritt der Wissenschaften basirt." Der vorliegende Band ist der erste nur eines umfassend angelegten Buches. Und er ist zum größeren Teil eine kritische Vorarbeit, die in allen wesentlichsten Punkten eine große Paraphrase jenes Wörtchens „nicht ungestraft" enthält. Hauptmann greift sich einen Fall aus der modernen Naturforschung heraus: die strenge Durchführung des Parallelismus von „Leib und Seele" in der modernen Physiologie. Und er zeigt, wie verzweifelt hier die Resultate der „exakten Forschung" gefärbt und verdorben worden sind durch das unabläßige Mitschleifen einer veralteten, theoretisch längst als wertlos anerkannten „Problemstellung" — einer falschen Problemstellung, der das Titelwort „Metaphysik" entspricht. Für den Aufbau des ganzen Werkes ist natürlich das Beispiel nicht willkürlich gewählt. Seine negativen Ergebnisse bilden den Grundstock der positiven Neuarbeit, die der letzte Abschnitt schon flüchtig skizziert und die folgenden Bände hoffentlich in allen Punkten klar zur Debatte stellen werden. Für einen ziemlich weiten Leserkreis darf aber diese spezielle Beziehung ganz fortfallen. Die ersten vier Teile des Bandes bilden ihm ein geschlossenes Ganzes, eine grundlegende Abhandlung über jenes Problem der „Problemstellung" oder überhaupt den Wert historisch-begrifflichen Zergliederns (also schlechtweg der „Philosophie") für die exakte Beobachtung im verwegensten Sinne.

Unter diesem Gesichtspunkte besteht ein wesentlicher Reiz der Hauptmann'schen Studie darin, daß der Vorkämpfer der Philosophie thatsächlich ein geschulter Naturforscher ist. Er treibt sein Spiel ins allerminutiöseste Detail hinein, bis in eine Spezialkritik, wie sie, man darf es wohl ohne besondere Geringschätzung unserer besten deutschen Philosophen aussprechen, in dieser Weise noch keinem Vorgänger zur Verfügung gestanden hat. Das gibt, im Bunde mit der außerordenllichen Klarheit der Darstellungsweise, dem großen physiologisch-philosophischen Kesseltreiben etwas über alle Maßen originelles. Die vier Bücher steigern sich kapitelweise mit einer fast künstlerisch-dramatischen Lebendigkeit, die jeden fesseln muß, der eine ernste Lektüre nicht scheut, — einerlei, ob er nun in jedem Punkte mitthue oder nicht. Man sollte glauben, die feine anständige Art der Polemik müßte auch bei manchem, der auf ganz entgegengesetztem Boden steht oder wohl gelegentlich zum Ziel der Kritik im Buche selbst wird, wenigstens in

hohem Grade versöhnlich wirken gegenüber dem geradezu unanständigen Tone, der in neueren biologischen Streitschriften zumal solchen gegen den Darwinismus, einzureißen beginnt. Hauptmann sucht allenthalben eine gewisse Höhe der Dinge zu wahren, — eine Höhe, auf die hinaufgezogen auch der wissenschaftliche Irrtum noch innerhalb der Heiligkeit der Wissenschaft bleibt. Zu einer Stunde, da von mehreren Seiten das wüsteste Strebertum, dieser Todfeind aller ehrlichen Sachforschung, sich mit allerhand aus den Winkeln hervorkriechenden antedarwinianischen Existenzen zu einer sinnlosen Liga zusammenthut, wäre es im hohen Grade bedauerlich, wenn ein so edles, weit über allen rohen Parteispektakel erhabenes Kunstwerk wie das Hauptmann'sche Buch wegen einiger, gegen Schluß angedeuteter Meinungsdifferenzen mit ein paar speziellen Anschauungen, die von darwinistischer Seite allerdings gelegentlich lebhaft betont worden sind, ohne doch das Fundament des Darwinismus unmittelbar zu berühren, in einem gegnerischen Sinne grob und sinnentstellend ausgenutzt würde, — es sollte vielmehr grade als Muster dienen, in welchem Ton man solche Fragen behandeln soll.

Gilt das Gesetz von der Erhaltung der Energie auch im lebendigen Organismus? Zahlt er auf Heller und Pfennig nur so viel an Leistung aus, wie er an Kraft aufgenommen hat? Oder sitzt irgendwo in ihm, beim höheren Tier meinetwegen im Gehirn, ein geheimer Mäcen, der nach Bedürfnis noch Kraftäußerungen aus der Versenkung zieht und „in's Geschäft steckt", die auch der minutiösesten Buchführung unberechenbar bleiben? Ist der objektive Verlauf der Dinge im Organismus so gut eine feste Kette wie bei jedem beliebigen physikalischen Experiment, dessen Faktoren sich berechnen lassen, — oder wird die subjektive Erscheinung dieser Dinge gelegentlich Aktionsprinzip und mischt sich als „Seele" kraftzeugend in die Kette ein? „Rein theoretisch" sagt Karl Hauptmann, möchte kaum ein Physiologe die Antwort schuldig bleiben, daß für die objektiv-physiologische Betrachtung unter allen Umständen das Gesetz von der Erhaltung der Energie in Kraft bleiben muß, und daß dieses uns einfach zwingt, von jedem „subjektiven Aktionsprinzip" völlig abzusehen und „den tierischen Organismus mit all' seinen körperlichen Verrichtungen als ein System in sich lückenlos verketteter körperlicher Prozesse aufzufassen." Und „beinah", fährt Hauptmann fort, „müßten wir uns schon fürchten, eine müßige Arbeit gethan zu haben, wenn wir uns nicht im Einzelnen hätten überzeugen können, nicht nur, wie doch die praktische Forschung sich von jenem Gesichtspunkte fast nirgend konsequent leiten läßt, sondern daß unserm Zeitalter die metaphysische Denkart thatsächlich noch viel zu lebendig in Fleisch und Bein steckt, als daß sie sich nicht fortwährend in eine objektive Betrachtung der Dinge trübend einmischen und die theoretischen Voraussetzungen der sogenannten „exakten" Forschung immer von Neuem verwirren sollte." Die Proben dafür füllen vier Bücher des Bandes. Es sind Proben für eine Denkweise, die etwa, grob bildlich, der entspricht, wie wenn ein Mathematiker von dem Satz ausgeht, daß sich zwei parallele Linien für unsere Anschauung niemals schneiden können, thatsächlich aber in seiner Rechnung beständig mit Figuren arbeitet, die durch Winkel aus solchen Linien zu stande kommen. Oder auch, wie wenn ein wandelnder Mensch ganz genau weiß, wie sein eigener bewegter Schatten im Sonnenlicht entsteht, und doch darüber spintisieren wollte, ob dieser Schatten

nicht auf seine, des Menschen, Bewegungen einen bestimmenden Einfluß ausübte.

Hauptmann's erstes Kapitel setzt ein bei Lotze. Gleichzeitig ein philosophischer Kopf und Fachmann auf physiologischem Gebiete, zeigt Lotze den Konflikt von Theorie und Praxis — man möchte sagen: in einer abstrakten Abklärung, wie es nicht besser als Ausgangspunkt verlangt werden kann. Zu einer Zeit, da das Gesetz von der Erhaltung der Energie als solches für die Physik selbst noch gar nicht maßgebend formuliert war, sondern nur unklar den besten Köpfen vorschwebte, in den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts, definierte Lotze die Organismen bereits scharf als mechanische Systeme, die in Abhängigkeit von gewissen Beschaffenheiten der übrigen Umgebung erhaltungsgemäßer Aenderungen fähig sind. Er betonte, daß bei allen auf die Selbsterhaltung zielenden Handlungen des Tieres „der erreichte Zweck stets zugleich als mechanisch notwendiger Erfolg sich analysieren lassen müsse," und forderte als Problem die Feststellung dieser mechanischen Bedingungen der Selbsterhaltung. Will man sich ein Bild machen, was hier verlangt wird, so mag man etwa an einen Kessel sich erinnern, der ein automatisches Ventil besitzt. Steigt der Druck bis zu einer gewissen Höhe, so öffnet sich durch den Druck selbst das Ventil und der Kessel platzt nicht: er hat sich „selbst erhalten". Für die objektive Betrachtung bleibt hier die Kette völlig geschlossen. Denkt man sich nun das Nervensystem etwa eines höheren Tieres ähnlich als Ventil, das der mechanische Hochdruck selber öffnet, so bleibt die Sache in sich völlig lückenlos. Man wird freilich den Einwurf gleich machen: beim Kessel hat der vorausschauende Mensch das Ventil angebracht. Wer hat „teleologisch" die tausend Schutzventile des tierischen Organismus angelegt? Jedenfalls ist diese Frage eine neue. Aber auch als solche enthält sie Faktoren einer wahrscheinlich möglichen mechanischen Lösung. Sie führt ins darwinistische Gebiet. Sind die Ventile nicht Resultat einer blind mechanischen Auslese im Daseinskampf? Erkauft durch Untergang von Millionen zerplatzter Kessel, von denen schließlich nur die paar übrig blieben, bei denen irgend eine mechanische Ursache eine Anzahl Umstände zusammenführte, die ein natürliches, jedesmal im Gefahrmoment eben durch den mechanisch pressenden Dampf in Thätigkeit gesetztes Ventil bildeten? Die Ausführung dieser letzteren Frage führt weit fort. Es mag genügen, das Bild skizziert zu haben. Man sieht, daß, einerlei selbst wie man sich mit der Teleologie der Entstehungsfrage auseinandersetzen möge, innerhalb des Verlaufs im Kessel: — Dampfdruck, Heben des Ventils, Abströmen des Dampfes, Rettung des Kessels — keinerlei Ort ist für ein „Kraft-Erzeugen" aus einer „Seele" heraus. Das Problem selbst mag deshalb doch wegen seiner Kompliziertheit unendlich schwer ins Detail hinein zu lösen sein. Wissen wir doch noch so wenig über die Dampfkräfte, um im Bilde zu bleiben, die der Körper zur Hebung seiner Erhaltungs-Ventile verwerten kann! „Was der Körper vermag" sagt schon Spinoza treffend, „hat bis jetzt noch Niemand bestimmt, d. h. Niemand weiß bis jetzt aus Erfahrung, was der Körper nach den bloßen Gesetzen der Natur, in sofern sie nur als körperliche aufgefaßt wird, zu thun vermag, und was er, ohne durch die Seele bestimmt zu werden, nicht vermag; denn Niemand hat bis jetzt diese Werkstatt des Körpers so genau erkannt, daß er alle ihre Verrichtungen erklären könnte."

Daß die Forderung eines vollen physischen Zusammenhangs der ganzen objektiven Lebenserscheinungen, falls diese Wissenslücken einmal ausgefüllt sein sollten, jedenfalls nichts erniedrigendes in sich tragen könnte, dazu äußert sich vortrefflich der Pflanzenphysiologe Julius Sachs: „Es würde einen sehr niederen Horizont wissenschaftlicher Bildung verraten, in diesem Vergleich (mit einer Maschine) eine Herabsetzung des Organismus sehen zu wollen, denn in einer Maschine, wenn auch nur von Menschenhänden gemacht, liegt das Resultat tiefsten und sorgfältigsten Nachdenkens und hoher Intelligenz, soweit es ihre Struktur betrifft, und wirksam sind in ihr schließlich dieselben Naturkräfte, welche in anderer Kombination die Lebenskräfte eines Organs darstellen: die Vergleichung des organischen Lebens mit unorganischen Prozessen kann nur dann als eine Erniedrigung des ersteren gelten, wenn man so thöricht gewesen ist, die letzteren als etwas Niedriges und Gemeines aufzufassen, während die unbegreifliche Größe und Durchgeistigung der Natur in beiden Fällen sich gleichartig offenbart."

Alle seine klare Grundlegung des Problems an der einen Ecke in Ehren, ist Lotze gleichwohl an anderen Punkten das typische Muster der Inkonsequenz geworden. Mit der „Lebenskraft" hatte er gebrochen, um dafür einen Mechanismus auf Grund des auch im Anorganischen wirksamen Kräftespiels einzusetzen. Aber die „Seele" arbeitete darum doch noch in diesen Mechanismus hinein und zwar in unberechenbarer Weise. Der Mechanismus des lebenden Tierkörpers sollte sich doch „von allen andern Mechanismen dadurch unterscheiden, daß in ihm ein Prinzip immanenter Störungen (Seele) aufgenommen ist, die durchaus keinem mathematischen Gesetze ihrer Stärke und Wiederkehr folgen." Damit ist der Dualismus in die objektive Betrachtungsweise offen hineingetragen: neben der lückenlosen Kette arbeitet noch ein zweites, das sie „stören" kann nach Belieben: die „Lebenskraft" ist gefallen, aber das „Seelenprinzip" lebt lustig weiter, — „obwohl," wie Hauptmann launig sagt, „beide unter demselben Himmelsstrich gewachsen sind, in dem fruchtbaren Lande, wo die Substanzen blühen, die bekanntlich alles leisten können, was der Zufall grade von ihnen verlangen möchte." Es war nur ein einfacher Schritt, daß sich Lotze, nachdem er die „Seele" als „Macht" im Mechanismus beibehalten hatte, für das schwierigste Problem: die Erklärung zweckmäßigen Verhaltens der Organismen gegenüber der Außenwelt aus rein mechanischen Gründen, gar keinen Sinn wahrte und einfach die „Seele" alle äußeren Störungen „willkürlich" abwehren ließ. Die Seele öffnete das Ventil, wenn es ihr gut schien und rettete den Kessel vor dem Zerplatzen . . . . .

Wenn von allen Philosophen der Zeit der, welcher der praktischen Physiologie am nächsten stand und sie durch seine Definitionen beherrschte, solchen Inkonsequenzen huldigte, so war es kein Wunder, daß die rein praktische Forschung, vor allem die eben glanzvoll aufblühende Experimental-Physiologie, tief im Wirrsal des Dualismus innerhalb der objektiven Seite stecken blieb. So sehen wir in Hauptmann's zweitem Kapitel den Vivisektor Paul Flourens neben dem feinen praktischen Messer mit einer logischen Waffe vorgehen, die notwendig daneben schlagen muß. In Laienkreisen, die fernste Glocken haben läuten hören, gilt Flourens wohl als der materialistische Popanz, der Hunden, Hühnern und Fröschen mit dem Gehirn die Seele wie Wurstscheiben heruntergeschnitt und so nachgewiesen haben

soll, daß die Seele klärlich am Stoff hafte und mit ihm ausgeblasen werden könne. Hauptmann zeigt, wie das Unglück bei den ganzen Flourens'schen Experimenten war, daß thatsächlich auch er mit der „Seele" (oder „Intelligenz") gleich Lotze ein metaphysisches Wirkungsprinzip innerhalb des körperlichen Mechanismus suchte, das irgendwo allerdings, (und das war seine neue Zuthat), an festem Fleck, seinen Sitz im Körper haben sollte. Flourens fand auf Grund seiner Experimente am lebenden Tier, daß das Großhirn der ausschließliche Sitz der Seele sei, und daß die Seele in jedem Punkte desselben unteilbar sitze, — ein Resultat, das, selbst wenn es an sich relativ richtig begründet worden wäre, nach Hauptmanns Auffassung das Problem, wie es hätte gestellt werden müssen, gar nicht berührt.

Im Verlauf seiner Behandlung skizziert — und diese Stelle ist von hervorragender Wichtigkeit — Hauptmann grade bei Flourens, wo der richtige Weg für die Physiologie gelegen hätte, oder besser: noch heute liegt, um eine ernsthafte „Biomechanik" zu schaffen, bei der im Sinne des guten Lotze'schen Satzes „der erreichte Zweck sich zugleich als mechanisch notwendiger Erfolg analysieren" läßt, und das Gesetz von der Erhaltung der Energie nicht zu Gunsten der „Seele" irgendwo ausgeschaltet wird.

Zunächst, meint Hauptmann, müßte die ganze Kette der Bewegungen rein mechanisch klar festgestellt werden, die von der einfachsten Muskelbewegung bis zur Bewegung erst einzelner Glieder, dann des Gesamtkörpers in wachsender Komplikation sich als die gesamte „mechanische Leistung" des Organismus objektiv darbietet. Wenn dann im Gefolge solcher Arbeit „die sogenannten zweckmäßigen Bewegungen in ihren spezifischen Differenzen unter einander und den einfacheren Bewegungen gegenüber" objektiv mit herausgelöst wären, erhielte man die Basis einer zweiten Aufgabe: „nun die objektiv erkannten Besonderheiten auf ihre speziellen zentralen Ursprungsorgane zurückzuführen." Damit wäre man erst vor die Forschung nach dem Wesen der zentralen Nervenprozesse gestellt und müßte sich nun Aufschluß holen aus der „Natur und Verkettung der das Organ konstituirenden Elementarteile": der Zellen. Und in dieser Linie träte endlich auch die Frage heran: ob die mechanischen Leistungen der einzelnen Abschnitte des Zentralnervensystems auf eine Homogeneität oder Heterogeneität desselben hinweisen, — eine Frage, die Flourens in heterogenem Sinne entscheiden zu müssen glaubte, indem er das Großhirn als ausschließlichen Sitz seiner „Intelligenz" annahm, den Rest des Zentralnervensystems aber ausschloß. Als Gipfel der Hauptmann'schen Reihe, nach Erledigung aller jener Fragen, blieben dann noch „allerdings zwei kritische Probleme in Bezug auf die Seele als subjektives Phänomen zur Beantwortung übrig": einmal, ob die Aenderungen im Mechanismus des Zentralapparats, die die rein mechanischen Bedingungen für die zweckmäßigen Bewegungen darstellen, auch „als Grundlage für bestimmte subjektive, sogenannte psychische Abhängige anzusehen sind," — dann, welche objektive Konstellation im Zentralnervensystem nötig ist, damit neben- oder nacheinander verlaufende mechanische Aenderungen subjektiv zu einem einheitlichen Bewußtsein führen können? „Von einer Lösung der soeben entwickelten Fragen," fügt Hauptmann bei, „sind wir noch weit entfernt." Dennoch ist diese „mechanistische Denkart in der That das Ideal der physiologischen Wissenschaft, — leider ein unerfülltes und

heute noch dazu sehr mißverstandenes. Wie es allgemein im Sinne eines Denkfortschrittes liegt, die Prinzipien der wissenschaftlichen Auffassung und Ordnung verwickelter Thatbestände zu vereinfachen, so liegt es speziell im Sinne einer Oekonomisierung der physiologischen Denkmittel, den Organismus mit seinem zweckmäßigen Verhalten streng objektiv beschreiben und ausschließlich nach den Gesetzen der Objektenwelt, vorerst nach dem Gesetze von der Erhaltung der Energie, d. h. aber als Mechanismus unter völligem Ausschluß des Seelenprinzips denken zu lernen. Natürlich bedeutet das keineswegs, weder, daß es sogleich gelingen müsse, die Wunderwelt organischer Bewirkungen im kleinsten Raum auf einige wohlbekannte chemisch-physikalische Elementarvorgänge zurückzuführen; noch gar zur Auffassung jener objektiven organischen Komplexe die einfachen Vorbegriffe einer Elementar-Mechanik unbedenklich verwenden zu können. Begreifen lernen ist organisieren. Den Organismus als Mechanismus begreifen zu lernen, heißt, im Anschluß an eine objektive Analyse der organischen Komplexe, verfeinerte Begriffe für dieselben zu erzeugen."

Statt diese Wege einzuschlagen, suchte Flourens, wie gesagt, nach dem Sitz der „Seele" und verwertete, um sich Klarheit darüber zu schaffen, ein aus Subjektivem und Objektivem bunt gemischtes Material. Und grade seine Methode wurde bestimmend für die ganze Folge, während sein engeres Resultat sehr bald Zweifeln unterlag. Man rüttelte nicht an der „Seele". Aber man formulierte als Problem, ob die Seele nicht doch, außer im Großhirn, noch in andern Teilen des Zentralnervensystems sitzen könne, — und ob sie im Großhirn unteilbar alles erfülle, oder je nach den einzelnen seelischen Fähigkeiten in voneinander trennbaren Abschnitten „lokalisiert" sei? Hauptmann folgt den Dingen in das ganze Zaubernetz dieser Fragen hinein, — nicht um positive Aufschlüsse jetzt noch zu sammeln, sondern lediglich um zu zeigen, wie falsche Probleme notwendig in den Sand führen müssen und das immer tiefer, je kunstvoller grade sie zur Detailentfaltung gebracht werden.

Eduard Pflüger unternimmt 1853 den Nachweis, daß der Sitz der Seele nicht ausschließlich im Großhirn oder überhaupt im Gehirn sei, sondern auch noch im Rückenmark. Der Grundzug der höchst charakteristischen Beweisführung ist folgender. Es giebt zweierlei Reaktionen des Organismus auf äußere Reize: reine Reflexbewegungen, die durchaus Maschine sind, — und Willensbewegungen, bei denen die „Seele" mitspricht. Zeigt nun das Rückenmark blos Reflexbewegungen? Nein. Ein noch lebendes Tierfragment, ein Aalschwanz, müßte nach dem reinen Reflex-Gesetze bei linksseitiger Reizung durch ein brennendes Hölzchen ins Feuer hinein sich bewegen. Steckt aber noch „Wille" darin, so wird der Aalschwanz sich sicherlich nicht gern verbrennen lassen, er wird zweckmäßig reagieren, also sich vom Feuer abwenden. Er that es beim Experiment wirklich. Also hat das Rückenmark bis in seine letzten Ausläufer hinein noch „Willen", noch „Seele".

Der zweite Beweis geht davon aus, daß eine rein mechanische Reflexbewegung auf ein und denselben Reiz hin stets die gleiche bleiben müsse, auch wenn sie zum Zweck — in Folge etwa einer Verstümmelung — ganz gleichgültig geworden sei, — wohingegen ein seelischer Einfluß sich stets da zeige, wo ein zweckentsprechender Wechsel in der Reaktionsform eintrete.

Ein noch lebender Frosch, dem das Hirn weggeschnitten ist, wird mit Essigsäure am linken Bein gereizt. Er sucht sofort mit dem rechten Bein die geätzte Stelle abzuwischen, und streckt das linke dazu entgegen. Das könnte noch reiner Reflexmechanismus sein. Nun wird aber der Unterschenkel des linken Beines abgeschnitten, was den Erfolg dieser ersten Schutzbewegung vereitelt. Ein blinder Mechanismus müßte trotzdem in gleicher Weise reagieren und den Beinstumpf sich ohnmächtig recken lassen, ohne zum Ziel zu kommen. Statt dessen erreicht nach einigen Versuchen das Tier durch andere Stellung des rechten Beines doch den gewünschten Erfolg. Das ist „Seele"! Denn es wäre ganz unerfindlich, wie ein und derselbe Reiz, an derselben Hautstelle angebracht, nacheinander verschiedenste Mechanismen sollte in Thätigkeit setzen können. Dagegen war die Erklärung so naheliegend, daß die einheitliche Ursache dieser zweckmäßigen Bewegungen im Erfolge selbst, resp. im Vorwegdenken des Erfolges, d. h. aber im Gedanken und Willen des bestimmten Zweckes lag. „Denn", fügt Hauptmann sehr gut hinzu, „es hatte damals und es hat für viele heute noch keine weitere Schwierigkeit, eines und dasselbe psychische Prinzip für die verschiedensten Aktionen des Leibes als Ursache gelten zu lassen." Anstatt den leisesten Versuch zu machen, vom Verständnis des einfachen Reflexmechanismus aus sich zu einem solchen eines verwickelteren Mechanismus emporzuarbeiten, ist Pflüger im gleichen Moment schon zufrieden, wo er die alte Lotze'sche „zweckmäßig reagierende Seele" anscheinend in Thätigkeit findet. Ueber sie selbst forscht er nicht, sie „ist". Und sein Neues ist blos, daß sie, entgegen Flourens, auch noch im hirnlosen Rückenmark sitzt und dirigiert.

Sechzehn Jahre nach Pflüger kommt Friedrich Goltz und sucht von Neuem (schon im Titel) den „Sitz der Seele des Frosches" zu definieren. Auch ihm ist nach wie vor die „Seele" die „Ursache" der Unberechenbarkeit und Zweckmäßigkeit des Verhaltens normaler Frösche. Nur mit Pflüger's Rückenmarkseele kann er sich wieder nicht befreunden, wie dieser nicht mit Flourens' Großhirn-Seele. Für alles, was Pflüger beim Mark noch als „Seele" empfunden, räumt er bereits ein, daß es doch noch rein mechanisch erklärt werden könne. In ähnlicher Weise wie bei Pflüger wird ein Frosch enthauptet und dann mit dem noch lebendigen experimentiert. „Ein in der Bauchlage befestigter, geköpfter Frosch wird durch Nägel verhindert, Essigsäure, die man ihm auf die Haut des äußeren Knöchels und den äußeren Fußrand gepinselt hatte, durch die gewohnte Bewegung, d. h. dadurch wegzuwischen, daß sich beide Füße hinter dem Rumpf in der Verlängerung der Mittellinie des Tieres treffen und dann gegeneinander reiben. Der Frosch arbeitet mit den Füßen an den Nägeln herum, als wenn er sie wegdrücken wollte. Da mit einem Male macht er mit den Oberschenkeln eine von den früheren ganz abweichende Bewegnng. Er reißt sie ganz nach vorn an den Leib, entfernt damit die Kniekehlen von den Nägeln und kann nun frei von jeder Hemmung die Füße zwischen den Nägeln aneinanderreiben. Hier wird also thatsächlich ein Zweck erreicht, trotzdem vorerst die Umgehung eines Hindernisses dazu notwendig war. Allein das Verhalten des Frosches läßt sich mechanisch deuten: die kräftige Streckung der Beine wirkt wiederum als Reiz auf ein anderes Zentrum im Rückenmarke, durch welches das Anziehen der Beine veranlaßt wird. Also liegt kein Grund zur Annahme der

Seele vor." Ist so das Rückenmark bei Goltz völlig für die „Maschine" gerettet, so läßt er dagegen den Frosch, dem blos das Großhirn weggenommen, nicht der ganze Kopf, noch ein gewisses „Seelenvermögen" besitzen. Dieses Seelenvermögen wird allerdings, wie Hauptmann vortrefflich zeigt, in einer Weise definiert, daß eigentlich doch auch nur wieder ein allerkomplizierteste „Mechanismus", eine „Summe von Selbstregulierungen" herauskommt. Aber ehe Goltz das ruhig zugiebt, ehe die Brücke zur rein mechanischen Auffassung der Dinge selber über dieses „Seelenvermögen" hinweg sich aufbaut, kapituliert er und das mit den unglaublichsten Sätzen, die vielleicht in dieser ganzen Komödie der Irrungen auf den Brettern der Seelenfrage je erklungen sind: „Es hieße einen Mißbrauch mit der Sprache treiben, wenn man etwas, was solche Selbstregulierung in sich trägt, als Maschine bezeichnen wollte. Ein Körper, der ähnliches leistet, von dem sagen wir eben, daß er Seelenvermögen besitzt. Es bleibt Jedem überlassen, sich auch den beseelten Körper als Maschine zu denken, das ist dann aber eine Maschine von einer Vollkommenheit, die transzendent ist." (!!) Hauptmann schließt sein Kapitel über Goltz angesichts dieser ungeheuerlichen Luftsprünge zur Rettung des bloßen Wortes „Seele" mit dem feinen Satz, daß hier das Standhalten des Lotze'schen Seelenaberglaubens nicht mehr „aus Gründen, sondern nur noch aus Liebe begreiflich wird."

Von neuem geht mit dem dritten Teil der Vorhang über einem Akt des denkwürdigen Schauspiels auf. Flourens Satz von der einheitlichen Verteilung der „einheitlichen Seele" im ganzen Großhirn wurde angefochten. Die Lokalisationstheorie wuchs auf, die die verschiedenen seelischen Fähigkeiten in voneinander trennbaren Abschnitten des Großhirns „lokalisiert" dachte. Zu Anfang der siebziger Jahre unterzieht Eduard Hitzig die gesammten Experimente des Flourens nach dieser Richtung einer vernichtenden Generalrevision. Sie ergab für ihn das Resultat, daß sicher einzelne, wahrscheinlich sogar alle psychischen Funktionen in der Großhirnrinde an bestimmten Orten lokalisiert seien. „Einen Halt", meinte er, sollten seine Experimente abgeben „für die wehenden Gewänder psychischer Lebensäußerungen." Wieder sollte man angeblich der „Seele" einen Schritt näher auf den Leib kommen. Aber der alte Trugschluß blieb, und der Psychologe, der der Seele auf den Leib kommen wollte, entfernte sich erst recht vom echten „Leibe": von der Erkenntnis des Mechanismus. Auch für Hitzig, so scharf er sich gegen alle Metaphysik verwahrt, bleibt die Psyche „Wirkungsprinzip" und im alten Sinne Lotze's faßt der „Wille" als unberechenbare Größe in die Fugen des objektiven Mauerwerks. Hermann Munk (1890) ging getreu den Irrweg nach. Ihm war die Lokalisation der Funktionen im Großhirn bereits feste Basis, ja „a priori ein physiologisches Postulat". Diese physischen Funktionen selbst aber waren nach wie vor „psychische Fähigkeiten, d. h. subjektive Vorgänge." Und trotz aller Verfeinerung sucht auch Munk nicht die Mechanik des Gehirns als eines körperlichen Organs, sondern nur das Organ als Sitz der Seele. Bewegungsvorstellungen sind ihm die ausschließlichen Ursachen der willkürlichen Bewegungen. Empfindungen veranlassen bei allen nicht rein reflektorischen Akten die Bewegungen. Es ist im engen Rahmen dieser Darlegung nicht möglich, die Detailkritik auch nur im Umriß wiederzugeben, die

Hauptmann an Munk's engerem Beweisgang übt. Eine Glanzstelle des ganzen Buches, die recht eigentlich als Muster seiner logischen Stärke gelten darf, beginnt S. 197 bei der Hypothese von den spezifischen Sinnesenergieen, — wer zunächst eine Stichprobe der Methode gewinnen will, möge diesen auch rein historisch höchst wertvollen Exkurs gesondert und zu Anfang lesen. Die Betrachtung des verhängnisvollen Satzes: Empfindung ist eine einfache Organfunktion und kommt daher nur einem speziellen Organe zu (S. 209), könnte sogar gradezu in einer Vorrede am Kopf des ganzen Buches stehen. Mit durchsichtigster Klarheit wird grade hier das Problem des Parallelismus von physiologischen Verrichtungen und psychologischen Vorgängen behandelt. „Das Gesetz von der Erhaltung der Energie zwingt uns, den physiologischen Organismus als ein in sich geschlossenes Körpersystem aufzufassen. Auch seine erhaltungsgemäßen Verrichtungen nach Außen, die ehedem nur aus der „rationalen" Form der „Seele" schienen abgeleitet werden zu können, müssen in der rein physiologischen Natur seiner Prozesse und deren Abhängigen untereinander und von der Umgebung ihre Bedingungen finden. Nirgends kann es im physiologischen Organismus einen Punkt geben, wo körperliche Wirkungen ins Unsichtbare sich verlören oder vom Unsichtbaren aus physiologische Prozesse Wirkungen erführen. Jedes physiologische Organ hat nur objektive physiologische Funktionen. Eine Beziehung von Leib und „Seele" kann also jedenfalls nicht im Sinne der Beziehung eines Organs zu seiner Funktion vorliegen. Es kann sich dabei nur um ein Parallelverhältnis zwischen physiologischen Verrichtungen und psychologischen Vorgängen handeln." Logisch müssen wir vorläufig als das wahrscheinlichere anerkennen, daß jeder physiologische Elementarprozeß eine subjektive, psychische Abhängige in diesem Sinne habe. Ein spezielles Organ, das solche als besondere Leistung hervorbringt, wird im Allgemeinen damit völlig hinfällig. Aber es ist denkbar, daß die spezifische, begrenzte Individual-Form der Psyche allerdings nur im Bunde mit einer bestimmten Verknüpfung physiologischer Prozesse auftritt, — und daß das Nervensystem ein System solcher Prozesse darstellt, in dem also in gewissem Sinne die „Seele" als Individual-Form örtlich bestimmt wäre. „Die Form der Verkettung der nervösen Prozesse hängt mit der Form der individuellen „Seele" zusammen, wie die Spezifität dieser Prozesse mit den Elementarqualitäten, aus denen sie sich zusammensetzt. Da nun die uns gegebenen Qualitäten — unabhängig von der anatomischen Form — auf Grundbeziehungen des Protoplasmalebens überhaupt zu spezifischen kosmischen Agentien zu beruhen scheinen, welche nach jeder Verletzung des Zentralnervensystems noch vorhanden sind, so wird man also nach solcher Verletzung auch nur die Form der Psyche gestört ev. vereinfacht annehmen dürfen. Daß dabei einzelne Qualitäten an sich sich ganz verlören, das anzunehmen fehlt uns jeder Grund. Also nur die spezifische Form der „Psyche", ev. ihre einzelnen Glieder wird man zunächst hoffen dürfen auf die Form der Verkettung nervöser Prozesse ev. auf die einzelnen anatomischen Abschnitte des Nervensystems beziehen zu können, obwohl bei der herrschenden Psychologie dazu wenig Aussicht ist. Die spezifische Qualität scheint uns von dieser Form gänzlich unabhängig. Es existiert nicht die geringste Denkbarkeit für uns, sie auf die Differentiation des Nervensystems überhaupt zu beziehen, weshalb wir sie auch nicht als einfache

Funktionen eines speziellen Abschnittes des Zentralnervensystems auffassen können." In dieser und ähnlicher Weise enthüllen sich Munk's angebliche „Fundamente der Großhirnphysiologie" vor Hauptmann's Kritik, obwohl dieser seinem Prinzip treu nur die logischen Grundlagen der Experimente, nicht aber die Fähigkeit nnd Ehrlichkeit des Experimentators anzweifelt, Stück für Stück als ein einziges „System von Irrtümern", und mit Goltz hofft der Kritiker den Tag zu erleben, „an welchem man alle die fein ausgearbeiteten modernen Hypothesen von engumschriebenen Zentren der Hirnrinde in dasselbe Grab der Vergessenheit betten wird, in welchem Gall's Phrenologie so sanft ruht." Das letzte Kapitel des dritten Teils geht noch näher auf die Opposition gegen die Lokalisationstheorie ein und rühmt, unparteiisch, wie sie ist, Friedrich Goltz (in den Schriften der achtziger Jahre) hier als umsichtigen Vorkämpfer.

Wenn man die drei ersten Bücher des Werkes, deren Faden hier noch nicht einmal notdürftig wiedergegeben werden konnte, überblickt, so bilden sie bereits eine so reiche Leistung, daß bei gesondertem Abdruck eine kritische Arbeit von hervorragendem Werte vorläge. In Wahrheit umfassen sie aber nur 262 von den 388 Seiten des Ganzen. Es folgen noch zwei Teile allgemeinerer Art: „Woran scheitert eine konsequente Durchführung des Parallelismus von „Leib und Seele" als eines methodologischen Prinzipes?" und „Leitende Gesichtspunkte für eine dynamische Theorie der Lebewesen." Die erste dieser beiden, in gewissem Sinne ganz in sich abgeschlossenen Studien hat zum Mittelpunkt eine äußerst scharfe und geistvolle Gegenüberstellung von Materialismus und Idealismus. Bei der zweiten wird sich das Interesse der meisten Leser wahrscheinlich auf die — allerdings nur vorläufig skizzierte — Stellungnahme zum Darwinismus konzentrieren.

Die Klärung über die materialistische und idealistische Lehrmeinung — ein notwendiges Fundament, um über den in den voraufgehenden Büchern dargelegten, schier unentwirrbaren Knäuel begrifflicher Mißverständnisse hinauszukommen — muß, um für die „exakte" Forschung nutzbringend zu sein, gleichsam im „Umgang mit den Dingen", dort erfaßt werden, wo die beiden Weltansichten „aus Sachverhalten immer von Neuem geboren werden." Mit einem Notenhinweis auf Lange's „Geschichte des Materialismus" wird die „rein abstrakte Ueberwindung besagter Hypothesen" als sehr viel weniger erfolgreich zurückgewiesen: „wenn die „exakte" Forschung daraus Nutzen zu ziehen wüßte, hätte sie dazu längst gute Gelegenheit gefunden."

Die Fundamentalthatsache, in der nach Hauptmann der Materialismus wurzelt, ist die „zeitliche Begrenztheit des „individuellen Bewußtseins" durch Entwickelung, Schlaf und Tod." Der Schluß, mit dem der Materialismus ins Leben tritt, ist: die psychischen Phänomen entstehen aus der Materie. „Das individuelle Bewußtsein setzt, wie wir wissen, erst in einer bestimmten Phase des Entwickelungslebens ein, so daß dessen früheste Eindrücke aus unserer Erinnerung gänzlich verlöscht sind. Im trägen materiellen Leibe erwacht die „individuelle psychische Persönlichkeit' aus einem traumlosen Schlafe gleichsam wie aus einem Nichts „subjektiver Phänomen". Endlich liegt der „tote Leib" noch vor uns, ohne das geringste Zeichen von darin vorhandenen „subjektiven Prozessen" zu geben. Die hierin sich bekundende zeitliche Begrenztheit des „individuellen Bewußtseins" scheint danach nicht den mindesten Zweifel zu lassen, daß es aus einem Nichts „subjektiver Phänomen" auftauche und darein auch ohne „psychischen" Rest wieder

verschwinde, d. h. daß es in seiner Besonderheit als „psychisches Phänomen" an sich ein flüchtiges und vergängliches Dasein besitze: daß es als solches unter gewissen Umständen erst entstehe. Dagegen bot die Materie ein Bild der Beharrlichkeit. Die Hypothese, wonach sie aus letzten Elementen sich zusammensetzt, welche im Wechsel ihrer Zustände beharren, kam so sehr einem alten metaphysischen Erkenntnisbedürfnis entgegen, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn man nicht immer wieder ihre heuristische Natur übersehen und darin den wahren Ausdruck für ein „konstantes Wesen" der objektiven Welt erblickt hätte." „Daß es sich", fügt Hauptmann in einer Note bei, „z. B. bei Du Bois-Reymond wirklich um den metaphysischen Substanzbegriff der Materie handelt, hat er selbst unwiderleglich dadurch bewiesen, daß er nicht noch ein achtes „Welträtsel" aufgestellt hat, nämlich die Frage nach der Entstehung der Materie." „Nun", fährt Hauptmann oben fort, „war der Schluß unabänderlich: da es ein anderes Beharrliches außer der Materie nicht gab, das „psychische Phänomen" schlechthin aber irgendwann und irgendwo erst entsteht, so kann es sich nur aus der Materie herleiten. So wurde sie denn die Erzeugerin alles „Psychischen"; und die zeitliche Begrenztheit des individuellen Bewußtseins zur Fundamentalthatsache der Erzeugung des „Psychischen" aus der Materie."

Gegen dieses Grundargument der materialistischen Hypothese führt Hauptmann folgenden Axtschlag. Durch die Abwesenheit des „individuellen Bewußtseins" in der ersten Kindheitsphase und im tiefschlafenden oder gar toten Leibe ist „über die Anwesenheit „subjektiver Vorgänge schlechthin" in den betreffenden Leibern noch nicht das Geringste ausgemacht." Das „individuelle Bewußtsein" besitzt „die charakteristischen Eigenschaften: auszusagen; — sich zu erinnern; — sich selbst in sich von andern psychischen Inhalten und umgekehrt und diese untereinander zu unterscheiden." Diese Eigenschaften beziehen sich aber lediglich auf die Form, in der subjektive Elementarqualitäten sich „zu einer Einheit verbinden." Keineswegs ist diese spezielle Form notwendig „psychischen Vorgängen als solchen" eigen, „worüber schon die Erinnerung an Träume und beginnende Ohnmacht keinen Zweifel läßt." „Wie wir „psychische Phänomen" für möglich halten, welche in Folge mangelnder Verbindung mit sinnfälligen objektiven Prozessen keine Aussagen zu machen und ihr Dasein nicht objektiv zu verraten vermögen, so können sie auch in Verbindungen verwirklicht gedacht werden, welche eine gegenseitige Unterscheidung ihrer Glieder so wenig wie deren Erinnerung zulassen. Ja es steht sogar durchaus nicht im Wege, selbst außer den wenigen elementaren Qualitäten („Empfindungen"), welche das an das spezielle Protoplasma-Leben gebundene, menschliche, „individuelle Bewußtsein" aufbauen, eine Fülle andersartiger subjektiver Qualitäten für möglich zu halten, welche ev. mannigfache Verbindungen eingehen. Freilich sind wir außer Stande anzugeben, wie solche psychische Strukturen anders gegliedert und solche andersartige letzte Elemente beeigenschaftet sein könnten. Das darf uns doch nicht abhalten, das menschliche „individuelle Bewußtsein" nur als Spezialfall einer „psychischen" Bildung aufzufassen, neben welchem im Kosmos eine Mannigfaltigkeit in ihrer Gliederung, wie in ihren Elementen davon verschiedener Formen möglich und zum Teil unter Umständen auch verwirklicht sind." Der letzte Satz dürfte dem Nachdenkenden eine äußerst interessante

Perspektive erwecken, jedenfalls wertloser, als das „Ignorabimus" des Herrn Du Bois-Reymond! Dieses erfährt seine, wie mir scheint, unwiderleglich schlagende Abfertigung in den nächstfolgenden Ausführungen Hauptmann's. Der Materialismus verwechselt, wie immer klarer und einleuchtender mit knappen, wortsparenden Sätzen dargelegt wird, geradezu grundsätzlich jenes „Werden und Vergehen" des „Bewußtseins" mit seiner Aussage, Erinnerung und Unterscheidung mit dem Werden und Vergehen subjektiver Vorgänge überhaupt. Sobald diese Verwechslung einmal anerkannt wird, fällt für die psychischen Dinge schlechthin jedes „Entstehen": dieses „Entstehen" trifft nur noch zu für die besondere, im Bewußtsein gegebene Form. Denn „weil daneben ein weiterer Sachverhalt, der eine Entstehung des „Psychischen" aus Andersartigem darstellte, nicht bekannt ist, so schwindet jeglicher Grund, eine solche überhaupt als thatsächlich gelten zu lassen." Damit fällt der Materialismus im Prinzip. Es fällt aber mit ihm auch das Kunststück, das einst Du Bois-Reymond in seiner berühmten Ignorabimus-Rede der leicht zu verblüffenden Denkerwelt vorgemacht hat und das s. Z. merkwürdiger Weise grade in antimaterialistischen Kreisen besonders bejubelt worden ist. Der Materialismus — und nur dieser — kann überhaupt zu dem Problem kommen, dessen Lösung Du Bois für ewig unmöglich erklärt hat: „Wie Materie denkt?" Nur wenn „das Psychische erst irgendwann und irgendwo aus der Materie hervorging," entsteht das „berühmte" Problem: Wie die Materie als zureichende Ursache das Bewußtsein erzeugen könne? mit seiner „berühmten Erklärung, welche im Volke der Denker sogar einmal als Kantische That gepriesen wurde: daß wir dessen Lösung niemals erreichen könnten." Wer sich dagegen von dem materialistischen Standpunkt wirklich frei gemacht, der verlernt sofort zu fragen, wie „Psychisches" aus „Materie" entstehen könne: das Problem verliert ihm jeden vernünftigen Sinn. Aeußerst scharf den Nerv der Sache erfassend setzt Hauptmann mit Rücksicht auf das so laut umjauchzte „Ignorabimus" hinzu: „Wir dürfen von etwas nie behaupten: wir werden niemals wissen, — wenn wir nicht sicher sind, daß wir nach solchem Wissen dauernd verlangen werden. E. Renan hat durchaus recht zu sagen: „Wie viele Probleme werden dadurch gelöst, daß man sie nicht löst." Will man ein Beispiel für diesen Satz suchen, so mag man sich an die alten Probleme der Theologie erinnern: wie Jonas in des Walfisch's Bauch habe lebendig bleiben können? oder wie Jehovah es angefangen, die Sonne stille stehen zu lassen? Ein „Ignorabimus" hätte dort wenig gesagt. Aber wohl hat den Problemen selbst, als solchen, ihre Stunde geschlagen.

Steht und fällt der Materialismus so mit der Entstehung des Psychischen aus der Materie oder wenigstens zu einer Zeit, da die Materie längst da war, so faßt Hauptmann als Grundthatsache der idealistischen Hypothe die „Wirkung des Geistes auf die Materie." Und wie er den Materialismus auf dem Höhepunkt seiner Konfusion gezeigt grade bei Du Bois-Reymond, den man als Vorkämpfer gegen den Materialismus zu preisen liebt, so wählt der Kritiker sich für das idealistische Truggewebe als Exempel einen Mann, den man nicht selten als Vertreter des strengsten Materialismus erwähnt findet: Wilhelm Wundt. Die Welt der Körperlichkeit erscheint als Spiel sinnloser, blinder, zielloser Kräfte. Beim lebenden Tier aber zeigt sich auf einmal ein „Sinn", ein „Zweck", das Tier

erscheint zweckſetzend in ſeinen Reaktionen gegen die Außenwelt. Und wieder, wie bei der Materie, die als das Abſolute, Urſachenloſe geſetzt wurde, fand ſich aus den Denkgewohnheiten jahrtauſendalter philoſophiſcher Tradition der Schluß: dieſes zweckſetzende Etwas, das hier den Mechanismus plötzlich durchbricht, muß der „Geiſt“ ſein, den man längſt als das einzige zweckſetzende Prinzip in der Welt der „toten“ Materie anſehen gelernt. Um die Brücke zu gewinnen, wurde der „Wille“ als eine „urſprüngliche Energie des Bewußtſeins“ gefaßt und eine beſondere „Willensenergie“ neben den Energieformen der Materie angenommen. Dieſes ganze „Willens-Problem“ — letzten Endes wieder ein Schein-Problem — wickelt Hauptmann auf's Umſtändlichſte auseinander. Sein Schluß iſt: daß wir uns „von dem Begriff des „Willens“ völlig losmachen müſſen“ und in ihm „nicht ferner mehr ein rationales Prinzip körperlicher Verrichtungen anerkennen“ dürfen. „Indem wir aber den Willen als rationales Prinzip körperlicher Verrichtungen aufgeben, verlieren wir gleichzeitig auch die Berechtigung, ihn fürder für die vermeintlich mechaniſch-unberechenbare, zweckmäßige Hervorbringung der Bewegungen des lebenden Tierkörpers verantwortlich zu machen. Und da nur in der Annahme, die Art und Form ihres Eintretens allein aus dem „rationalen Willen“ erklären zu können, weiter die Vorausſetzung ſtillſchweigend eingeſchloſſen lag, der Wille wirke auf den Körper, ſo fällt damit zugleich auch jeglicher Grund hinweg, eine ſolche Wirkung überhaupt noch ferner als Thatſache anzuerkennen.“ Bei Wundt liegen beide Auffaſſungen: ſtrenger Parallelismus von ſubjektiven, pſychiſchen Vorgängen und objektiver Energiekette ohne Möglichkeit einer gegenſeitigen Beeinfluſſung, — und Wirkung des Geiſtes auf den Mechanismus, kunterbunt durcheinander; neben dem ausdrücklichen Eingeſtändnis, es finde niemals ein Uebergang ſtatt, hören wir von dem „Willen“ als einer „urſprünglichen Energie des Bewußtſeins“!! Hauptmann ſchließt mit Spinoza's Worten: „Der Körper kann die Seele nicht zum Denken, und die Seele den Körper nicht zur Bewegung oder Ruhe oder ſonſt etwas Anderem, wenn es ſolches giebt, beſtimmen,“ — einer „wundervollen Einſicht,“ die unſerer modernen Wiſſenſchaft ſehr notthut, aber „von allerhand Idealismen überwuchert, mehr als zwei Jahrhunderte vergeſſen worden.“

Nach ſo eingehender Darlegung der Grundirrtümer, die ſich dem Parallelismus in Geſtalt ganzer Weltanſchauungen entgegenſtellen, berührt Hauptmann noch die weſentlichſten Schwierigkeiten, die ſich bei Durchführung des Parallelismus im Speziellen ergeben. Er wickelt die Knoten der mechaniſchen wie der pſychiſchen Atomtheorie auseinander und dringt auf Neuorganiſierung dieſes ganzen Gebietes. Gegen Ende des Buches erhebt ſich dann die ſo lange in Detailkritik feſtgehaltene Darſtellung immer freier und lichter zu einer Mahnrede an die geſamte phyſiologiſche Forſchung unſerer Tage. Indem dieſe Forſchung endlich reſolut Halt macht vor dem ſo lange gemiedenen Problem: das Geſetz von der Erhaltung der Energie durchzuführen auch durch den ganzen objektiven Organismus, erkennt ſie, daß es nur eine böſe alte „Gewohnheitsanſicht“ war, „als ſtünde die Welt der Materie mit ihren „blinden“ Kräften der ſubjektiven Welt der Geiſter gegenüber wie eine Welt relativer Einfachheit einer ſolchen von ſchier unergründlicher Verwickelung. Denn nun eröffnet uns die Welt der Objekte neue problematiſche Seiten, ſie wird uns wieder zum Rätſel. Wir fühlen

plötzlich, daß sie an überwältigendem Reichtum der Gliederung der subjektiven Welt in nichts nachsteht, und daß, wenn sie uns bisher so einfach erschien, die Enge und Simplicität von den Begriffen herrührte, womit wir uns gewöhnt hatten, sie aufzufassen," „Es ist mehr Vernunft in deinem Leibe," spricht Nietzsche-Zarathustra, „als in deiner besten Weisheit. Und wer weiß denn, wozu dein Leib grade deine beste Weisheit nötig hat?" „So verlegen wir denn die ganze Komplexion organischer erhaltungsgemäßer Wirkungen völlig ins Physische, und dieses in seiner besonderen Erscheinungsform und in deren eigentümlichen Elementbeziehungen zu bestimmen, gilt uns als die wahre Aufgabe der Physiologie der Zukunft, und eine streng objektive Theorie des Organismus, eine streng objektive Bestimmung seiner Besonderheiten als Mechanismus, eine objektiv synthetische Auffassung seines Baues und seiner Verrichtungen wäre somit deren letztes Ziel." Vortrefflich wird gezeigt, wie in dieser festen Inangriffnahme der objektiven Detailkampagne keinerlei praktische Verkürzung der Forschung nach dem Subjektiven liegen könne, vielmehr grade hier die Förderung sich notwendig mit ergebe. Von einer Bevorzugung oder Verkürzung der einen oder andern Seite im Sinne einer wirklichen theoretischen Wertung könne vollends gar keine Rede sein. Wenn Wundt und andere das Psychische fassen wollen als das unmittelbar Gegebene und Ursprüngliche im Gegensatz zum Objektiven, so ist das „durchaus eine metaphysische Hypothese." „Keines von beiden, weder das Psychische noch das Physische kann das Ursprüngliche sein, da beide erst in gegenseitiger Determination entstehen." Von „ontologischen Wertigkeiten" soll hier überhaupt gar nicht die Rede sein. „Alles menschliche Wissen — daran müssen wir festhalten — ist nur eine Frage des Standpunktes. Nirgends besitzen wir einen absoluten Beziehungspunkt dafür. Die höhere Dignität einer Anschauung kann nur nach deren Umfang und Tragweite bemessen werden, und es ist nicht an sich, sondern in der und der bestimmten Zeit für uns ein Fortschritt im Denken: Die Erde dreht sich um die Sonne. Auch ist es in den elementaren Naturwissenschaften längst Gemeingut geworden, als einziges und natürliches Ziel der Forschung anzuerkennen: die gegebenen Sachverhalte durch fortschreitende Analyse immer feiner zu gliedern und die Abhängigkeit der gefundenen Elemente immer erschöpfender und bestimmter zum Ausdruck zu bringen, bezw. fern von sogenannten letzten Prinzipien oder sonstigen Wesenszusammenhängen eine immer reichere Anschauung der gegebenen Thatbestände in der energiesparenden Form von Gesetzen zu gewinnen. Auch nur in diesem Sinne beansprucht die Beziehung der „psychischen Individualität" auf die Natur des physiologischen Organismus Geltung. Auch sie besitzt nur relative und zeitliche, nicht metaphysische und absolute Bedeutung. Immer kann es sich nur um eine widerspruchsfreie begriffliche Ordnung der gegebenen Thatbestände handeln, zu welchen wir nicht weniger wie die „objektiven" auch die „subjektiven" rechnen. Und nur zur Anbahnung dieser Ordnung wählen wir die besagte Beziehung. Denn sie allein scheint die Physiologie neu zu beleben und ihr neue Probleme und neue Aussichten auf deren Lösung zu eröffnen. Sie allein scheint sie aus dem schönen Fluge in die blauen Weiten vorschneller spekulativer Verallgemeinerung in Folge ausschließlicher Selbstbeobachtung auf den relativ sicheren Boden irdischer, nüchterner Forschung nach den gesetzlichen Verhältnissen der gegebenen Erscheinungen zurück-

führen und sie darin fruchtbar thätig verstricken zu können. Wenn wir also Bacon's Mahnruf nun auch für die Psychologie wirklich beherzigen: „Endlich suchet die Wissenschaft nicht in den Zellen des menschlichen Geistes, sondern bescheiden in einer größeren Welt!" so wollen wir doch nicht vergessen, daß wir in dem Bezuge der „psychischen" auf die physiologische Individualität nur eine begriffliche Hilfskonstruktion, eine Hypothese, vor uns haben, die einen ontologischen Wert nicht beansprucht."

Hauptmann's viertes Buch schließt mit einer warmen Lobrede auf Richard Avenarius als den „einzigen Denker, welcher die hier entwickelten Gesichtspunkte innegehalten, daß subjektive und objektive Prozesse einander parallel gehen, und daß die Verkettungen der subjektiven Phänomene nur in innigster Beziehung auf jene Individualsysteme körperlicher Art, an welchen sie uns allein gegeben sind, im Speziellen studiert werden können."

Es ist erklärlich, daß man nach Lektüre der gedankenreichen vier ersten Teile mit ganz besonderer Spannung an das fünfte Buch, die „leitenden Gesichtspunkte für eine dynamische Theorie der Lebewesen", herantritt. Von den Details dieses Abschnittes, der in wesentlichen Punkten die aktuellsten Fragen des Darwinismus in seiner gegenwärtigen Phase berührt, soll ein besonderer Aufsatz des Näheren berichten.

Ein Jubelfest der Aufklärung.

Streiflichter von **Bruno Wille.**

Die Freunde der Vernunft und Wissenschaft, der Freiheit und Humanität dürfen in diesem Jahre eine Centenar-Feier begehen; vor hundert Jahren fand der letzte europäische Hexenprozeß statt. Ein Kulturereignis allererſten Ranges, dies officielle Erlöschen des Hexenwahns. Wer es gering veranschlagt, kennt nicht die schauervollen Berichte, die uns von jenen Prozessen überliefert worden sind, hat nie im „Hexenhammer" gelesen, jener widerlichen Ausgeburt mittelalterlicher Rohheit und Dummheit, und weiß vielleicht nicht, daß der Historiker Soldan die Opfer des Hexenwahns auf mehrere Millionen schätzt.

Es war in Polen, wo 1793 zwei Mädchen als Hexen verbrannt wurden. Die letzten Hexenprozesse in Deutschland reichen ebenfalls bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein. Zu Würzburg fiel 1749 eine Nonne und zu Buchloe in Bayern ein „Wettermacher" dem Zauberwahn zum Opfer. Den Beschluß der deutschen Hexenprozesse bildet die Hinrichtung eines schwachköpfigen Weibes zu Kempten 1775, wegen „Paktes mit dem Teufel." England war nach Buckle schon 1682, nach anderen Angaben 1712, Frankreich 1718 mit dem Hexenprozeß fertig. In Spanien wurde erst 1781, in der Schweiz 1782 die letzte Hexe hingerichtet. Der letzte Hexenprozeß in Preußen spielte 1728 und betraf ein offenbar geisteskrankes junges Mädchen, eine Berlinerin; die Aermste hatte sich selber des Bündnisses mit dem Teufel und des versuchten Selbstmordes beschuldigt. Das Kriminalkollegium zu Berlin erklärte, es habe das Aussehen, als sei Inquisitin wegen des Bündnisses mit dem Teufel mit dem Feuer oder doch mit dem Schwert zu strafen, doch sei es wahrscheinlich, daß sie mit Melancholie behaftet sei, und der Gedanke des Teufelsbundes beruhe möglicherweise nur auf ihrer Schwermütigkeit. Es wurde daher verfügt, daß das Mädchen lebenslänglich im Spinnhaus zu Spandau unterzubringen sei. Wir sehen in diesem Urteil bereits die wissenschaftliche Aufklärung, das Dämmerlicht des 19. Jahrhunderts schimmern, wenn auch noch das finstere Mittelalter darin spukt.

Zur Erklärung des Hexenwesens sind viele Thatsachen und Vermutungen vorgebracht worden. Man hat in den Sabbathen der Hexen und Zauberer geheime Versammlungen heidnischer Sektierer oder christlicher Ketzer, vielleicht auch sexueller Orgiasten zu erkennen geglaubt. Man hat für viele Prozesse die Habsucht, die Wollust und Grausamkeit, den Neid und Haß der Hexenrichter verantwortlich gemacht. Auch als eine „psychiche Epidemie"

ist der Hexenwahn und die Verfolgungssucht bezeichnet worden. Man hat ferner die Erklärung der Hexenprozesse in der Art des Inquisitionsverfahrens finden wollen, in der Anwendung der Folter, die so häufig zu fingierten Geständnissen führte. Moderne Spiritisten haben behauptet, gewisse spiritistische Thatsachen, mediumistische und occultistische Veranlagungen lägen den „Hexereien" zu Grunde. Jede dieser Theorien mag gewisse Einzelheiten des Hexenwesens erklären. Es wäre aber, so scheint mir, verkehrt, wollte man sich ausschließlich für die eine entscheiden. Das Zusammentreffen vieler Umstände erst dürfte die zureichende Ursache jenes furchtbaren Wahnes ausmachen.

Von diesen Umständen möchte ich noch einige erwähnen, die der Psychiater Otto Snell in seinem Buche „Hexenprozesse und Geistesstörung" (München bei Lehmann) mit überzeugender Kraft betont. Er ist der Ansicht, daß eine geringe Anzahl von Geisteskranken, besonders Melancholiker, wegen ihres wunderlichen Wesens und ihrer typischen Selbstbeschuldigung für Hexen und Zauberer gehalten wurden. Mit besonderem Glücke weist er nach, daß verschiedene Formen der Geistesstörung, hauptsächlich die Hysterie mit ihrer Allotriophagie und Angeberei, sowie Epilepsie dadurch eine große Bedeutung für die Hexenprozesse gewannen, daß man die Kranken für Besessene hielt. Die Ursache der Besessenheit suchte man nun in einer Bezauberung durch Menschen, welche mit dem Teufel verbündet seien und welche nach der Kirchenlehre deswegen den Feuertod verdienten. Snell vergißt nicht, den Dämonenwahn des spiritualistischen Christentums, den Glauben an das Gottesurteil, die Lehre von der Nichtigkeit und Jämmerlichkeit des irdischen Daseins im Gegensatz zum Jenseits mit seinem ewigen Leben, seiner Hölle, seinem Himmel zu erwähnen. Er verkennt auch nicht, daß der Hexenprozeß ein Werkzeug in der Hand des hierarchischen Pfaffentums war. Um die Ketzer und Freigeister auszurotten, habe die Kirche — sowohl die protestantische wie die katholische — sie systematisch des Teufelsbündnisses und der Zauberei beschuldigt. Dadurch daß so der Aberglaube des Volkes auf die Feinde der Kirche gehetzt worden sei, habe die Hierarchie die sonst beim Volke verhaßten Ketzerprozesse ziemlich populär gemacht. Der Hexenprozeß sei also großenteils nur eine Form des Ketzerprozesses, ein Ausfluß religiöser Intoleranz.

Es ist zeitgemäß, an den Zusammenhang des Hexenwesens mit dem christlichen Glauben und der christlichen Hierarchie zu erinnern. Gerade gegenwärtig möge man bedenken, daß die Glaubensreligion vielfach noch heutzutage ein Bollwerk des Hexenwahns sowie allerlei Aberglaubens und sittlicher Verirrung ist. Ich weise darauf hin, daß im spanischen Amerika, einem Tummelplatze der Jesuiten, noch in jüngster Zeit Hexenprozesse vorgekommen sind. In Mexico wurden in den Jahren 1860—1877 zehn Hexen verbrannt. Und nach einer Meldung der Vossischen Zeitung wurde am 28. April 1888 in Peru eine Frau als Hexe gefoltert und auf dem Marktplatze verbrannt. Vor einem Jahrzehnt verteidigte ein katholischer Gelehrter Paul M. Baumgarten den Hexenprozeß. Nach seiner Ueberzeugung ist es ein „Grundelement der religiösen Anschauung, welche im Anfang des Menschengeschlechtes in der sogenannten Uroffenbarung begründet, im alten und neuen Bunde bewahrt wird", daß „ein unsichtbares Reich der Geister besteht", daß unter diesen auch die von Gott abgefallenen Geister, „die Teufel oder

Dämonen" sich befinden und daß diese „gegen die mit Gott vereinigten Menschen ankämpfen, ihnen physisch wie moralisch zu schaden und sie zur Empörung gegen Gott zu verleiten streben." „Die schwersten Erscheinungen der von Dämonen ausgeübten Gewalt sind die Zustände der Besessenen." „Die höchste Stufe der Hingabe an die bösen Mächte besteht darin, daß der Mensch sich denselben in ähnlicher Weise freiwillig in Dienst stellt, wie er es Gott gegenüber zu thun verpflichtet ist, und dagegen in ähnlicher Weise die Hilfe der Dämonen in Anspruch nimmt, wie der Christ die Hilfe Gottes sich erfleht. Daß ein solches Verhältnis, welches man als einen Bund mit dem Teufel zu bezeichnen pflegt, nicht blos von seiten der Menschen eingegangen, sondern auch von seiten der Dämonen erwiedert werden kann, ist nicht zu bezweifeln." „Die Anbetung des Teufels muß als die größte aller Sünden und als Inbegriff aller Gottlosigkeit erscheinen." Wenn solche Theorien in der tonangebenden katholischen „Wissenschaft" spuken, ist es wirklich nicht verwunderlich, daß in katholischen Gegenden der Glaube an Besessenheit und Hexerei noch gegenwärtig weit verbreitet ist, gelegentlich sogar von kleinen Kirchenlichtern durch Exorcismen und dergleichen kultiviert wird.

Doch die protestantische Kirche hat keinen Grund zu frohlocken, daß sie nicht ist, wie jene. Auch hier herrscht noch im Volke der Hexenwahn, auch hier finden sich gelahrte Verteidiger des Hexenprozesses. So sagt ein gewisser Röschen, ein eifriger Protestant: „Die Zauberei ist wirklich vorhanden und ihre Bekämpfung ist eine ernste Gewissenssache für jeden Christen." „Der Teufel bezweckt durch die Zauberei, die Menschen ganz und gar von Gott loszureißen und an sich, als Helfer und Gott, und an das Reich der Finsternis zu ketten." Noch vor einem Jahrzehnt — vielleicht geschieht es heute noch — trug ein protestantischer Religionslehrer zu Elberfeld den Gymnasiasten allen Ernstes eine scholastische Theorie von guten und bösen Dämonen vor. Das Eintreten des Marburger Professors der Theologie August Vilmar (1855—1868) für die Realität der Zauberei und die Hexenverfolgung ist ziemlich bekannt. Außerordentlich beherzigenswert sind seine Worte: „Der Kampf gegen das Hexenwesen und die Hexen ist kein anderer, als derselbe, welcher heute noch die Welt bewegt: der Streit zwischen dem Glauben und dem Unglauben, zwischen dem Bekenntnis Christi und der Verleugnung Christi, zwischen Liebe zum Heiland und Haß gegen den Nazarener." Ganz folgerichtig sagt daher derselbe Verfasser: „Ein auf die Spitze getriebener christlicher Staat, in welchem das christliche Bekenntnis eine rein äußerlich-politische Notwendigkeit für die Existenz des Staates bildet, führt konsequent zum Köpfen der Gotteslängner und zum Verbrennen der Hexen."

Dies Wort ist aktuell geworden in einer Zeit, da ein reaktionäres Volksschulgesetz den Versuch gemacht hat, den „christlichen Staat" „auf die Spitze zu treiben", und da nach einem Erlasse des gegenwärtigen Kultusministers und der Entscheidung mehrerer Gerichtshöfe die Kinder dissidentischer Eltern angehalten werden sollen, den christlichen Religionsunterricht der Schule zu besuchen. Solche Verfügungen glaubt man also vereinigen zu können mit der preußischen Verfassung, welche Religionsfreiheit gewährleistet, und mit einem sittlichen Grundsatze des modernen Bewußtseins, welcher neulich in der „Ethischen Kultur" von dem Amerikaner Felix Adler folgen-

dermaßen formuliert wurde: „Es würde ein Akt grober Ungerechtigkeit sein, einen Bürger, welcher einer bestimmten Sekte angehört, zu zwingen, Geld dafür zu zahlen, daß der Jugend die Lehren einer anderen religiösen Sekte eingeprägt werden, welche er nicht billigt. Das wäre ein Frevel gegen die Gewissensfreiheit. Aber die Ungerechtigkeit würde geradezu ungeheuerlich werden, wenn die Eltern dazu gezwungen würden, ihre Kinder in religiösen Anschauungen unterweisen zu lassen, die ihnen widerstreben.“ Und was für religiöse Anschauungen sind es gar, in denen die Kinder der Dissidenten zwangsweise unterwiesen werden sollen? Ich greife nur ein kleines Beispiel heraus, das durch das Grundthema dieser Streiflichter nahe gelegt wird. Der Luther'sche Katechismus schreibt den Kindern — genau wie der Pfaffe vor ein paar hundert Jahren — vor, daß sie nicht „zaubern“ sollen! Muß solch ein Wort nicht Gedankenlosigkeit oder Aberglauben züchten? Das soll eine sittliche Speise des kindlichen Gemütes sein — hundert Jahre nach dem Erlöschen des europäischen Hexenprozesses? Fürwahr, welch kleiner Abstand von 1793—1893!

Zu Hause.

Schauspiel in einem Akt von **Georg Hirschfeld.**

Personen:

David Doergens.
Frau Doergens.
Ludwig, Arthur, } ihre Söhne.
Sanitätsrat Magnus.
Hermann Selig.
Josef Schlösser.
Anna, Hausmädchen, Caroline, Köchin, } bei Doergens.

(Szene: Der Salon beim alten Doergens. — Reich, mit geschmacklosem Prunk. Stilloses Meublement. Dicke Teppiche. Es ist Abend, die Wanduhr zeigt 9. Dumpfe Kaminwärme im Zimmer. An einem der Fenster ist der Vorhang zurückgezogen. Die Scheiben sind dicht gefroren, es schneit draußen. Alles in allem ein Winterbild.)

Anna (Hausmädchen aus dem Berliner Westen, herber, dämonischer Zug um den Mund, frecher Blick, Scheinbildung — deckt den Tisch mit Silber und feinem Geschirr, welches sie dem Büffet entnimmt). Caroline (dicke, rote Landköchin, kniet am Kamin und schürt das Feuer).

Caroline. Wissen Se, Anna —

Anna. Was?

Caroline. Wenn's heut wieder dreien wird, leg' ich mir hin.

Anna. Wird heut nicht so spät.

Caroline. Sie haben Ahnung. Wenn der dicke Magnus kommt, der quatscht sich doch sicher bis halb dreien fest.

Anna (mit scharfem g). Die gnädige Frau hat mir extra gesagt — erst wird gegessen und dann wird gegangen.

Caroline. Ne — erst wird ge—spielt! (Pause.)

Anna. Sind Sie fertig?

Caroline (steht auf). Wenn's nu nich heiß jenug is . . . Bullenhitze — was? (da Anna nicht antwortet). Wissen Se, man is schon jar keen Mensch mehr. Nacht für Nacht um de Ohren schlagen, erst noch abwaschen, um vier in's Bett und dann um halb sieben schon wieder uf und 'n Herrn Kaffee machen —

Anna (ziſcht). Halb ſieben! Ich würde ihm was

Caroline. Was ſoll man machen.

Anna. Wenn Sie ſolch Schaf ſind und's thun! Ihnen iſt doch nicht zu helfen!

Caroline. Na er muß doch Kaffee kriejen.

Anna (allmählich in den Pöbelton verfallend). Dann ſoll er'n ſich alleine heiß machen und nicht ſchon am frühen Morgen, wenn er in ſeine faule Kundſchaft muß, die Leute aus'm Bett bringen! Wozu haben wir denn unſern Selbſtkocher? Laſſ' er ſich doch mal die Finger verbrennen, nachher wird er's ſchon lernen!

Caroline. Nu was — hab' ich's ſo lange jemacht . . . Is doch ſchließlich ſchlimm für ſo'n Mann — am frihen Morjen, wenn's noch janz dunkel is uf de Straße, muß er in de Kälte raus, und die andern liejen bis halb elwen warm in's Bett.

Anna (ſteckt Brötchen in die Servietten). Ach Gott, wir ſind ja froh, wenn wir'n los ſind! Wir ſind ja froh! Was thut denn die gnädige Frau damit, wenn er hier rumſtänkert und womöglich noch auf die Möbel ſpuckt! Wir haben ſchon am Sonntag genug! Das fehlte noch! Die gnädige Frau hat ſoo Recht! —

Caroline (halblaut). Ach ſein Se ſtill. Er is'n janz juter Mann.

Anna (lacht). Nu ja natürlich! Das weiß man ja — wenn Sie nicht wären, wo hätte da der Herr Doergens hier noch 'ne Partei!

Caroline. Partei. Quaſſeln Se doch man nich. For Ihre Partei dank' ich. Sie ſteh'n doch man blos 'n janzen Tag hinter de Frau ihren Friſirſtuhl und fliſtern ihr Dreck in de Ohren.

Anna. Ach meinen Sie? Daß Sie das blos nicht mal zu deutlich merken!

Caroline. Ach Sie meinen von wejen rausjraulen? Ne, ne, mein Engel, da haben Se nu keen Jlick, wiſſen Se. Dazu koch' ich unſer Frau zu jut und zu billig. For ſiebzig Dhaler 'ne perfekte Kechin, die ooch noch 'n kranket Kind zu verſorjen hat, des find't ſe nich jut uf'n Weihnachtsmarcht.

Anna. Allerdings! Ne — Köchin!

Caroline (nachahmend). Nu jaa — 'ne Kechin! Sie halten ſich wol for'n Ende mehr? Jloben Sie man, ich wär' ſchon längſt hier raus, ich wär' ſchon längſt in meene Heimat, wenn —

Anna. Wo ſind Sie doch her? Ach richtig — aus Potsdam!

Caroline. J jewiß bin ich aus Potsdam! Und woher Sie ſind, das werden Se wol von alleene nicht wiſſen!

Anna. Ich verbitt mir das.

Caroline. Ach Jott, ach Jott, laſſen Se man die Bilder ſtecken! Zieht ja nich! Ne, ich ſag janz offen raus: Wenn der Mann mir nich leid thäte und das arme Wurm, die Trude — ich wär' ſchon lange raus aus dem Dreckneſt — lange!

Anna. Intereſſant für die Frau. Sehr intereſſant.

Caroline. Ja! Ja! Bringen Se's an! Um Jottswillen bringen Se's an! Sie behalten's ja doch nich bei ſich! Rausjraulen können Se mir doch nich — dazu koch' ich zu billig und zu jut!

Anna (voll Gift, ſich in den Hüften wiegend). Allerdings . . . es iſt ja ſehr begreiflich . . . warum Sie ſich hier ſo heimiſch fühlen. Wenn man die Ehre und den Vorzug hat, vom Herrn ſo — begünſtigt zu werden —

Caroline (ſteht erſt ſprachlos, dann brüllt ſie los). Oller Pöbel!! (ab, ſchmeißt die Thür zu.)

Anna (lacht ihr nach).

Frau Doergens (Anfang der Vierzig, frühere Schönheit, ſcharf griechiſches

Profil, der Blick etwas finster und verschleiert, krampfhaft liebenswürdiger Zug um den Mund, Teint und Taille von künstlicher Jugendlichkeit. Sie tritt von links ein. In heller Gesellschaftstoilette, prononcirt vornehm). An—na. Was — ist denn wieder?

Anna (plötzlich in ihrem „gebildeten" Ton). Ach nichts, garnichts, gnädige Frau. Die Caroline — gnädige Frau wissen ja — wenn sie gekocht hat, steigt ihr das Blut immer ein bischen —

Frau Doergens (nervös). Genug . . . es ist gut. Vermeiden Sie das, Anna. Das Geschrei macht mich nervös. Caroline ist brauchbar. Man kann ihr etwas sagen — ohne Geschrei.

Anna. Gnädige Frau mißverstehen das — Caroline ist immer so leicht gereizt —

Frau Doergens (mit Ansehen). Es ist gut. — (nach einer Pause sanft.) Ist alles fertig?

Anna. Jawohl, gnädige Frau.

Frau Doergens. Ein Couvert mehr?

Anna. Ja. Herr und Frau Sanitätsrat Magnus kommen doch wohl, und der junge Herr Magnus —

Frau Doergens. Der junge Herr Magnus kommt nicht. Das Couvert ist für jemand anders bestimmt.

Anna. Für Herrn Schlösser?

Frau Doergens. Unsinn. Für den wird doch jeden Abend gedeckt. Sie wissen doch — Herr Schlösser. Muß ich Ihnen das erst jedesmal sagen?

Anna. Nein, nein. Ich will schnell noch ein Couvert —

Frau Doergens (setzt sich links). Sie können auch wissen, für wen das Couvert bestimmt ist. Eigentlich sollte es für jeden eine Ueberraschung sein — für jeden. Aber da Sie eine verständige Person sind . . . Das Couvert gehört meinem Sohn.

Anna. Herrn Arthur?

Frau Doergens. Unsinn Wär' das eine Ueberraschung? Dem älteren, jungen Herrn gehört's, dem Herrn Doktor!

Anna. Herrn Ludwig? Aber verzeihen gnädige Frau, der Herr Ludwig ist doch, denk' ich, in Straßburg?

Frau Doergens. Augenblicklich ist er auf der Bahn, und nachher wird er hier am Tisch sitzen.

Anna. Ach — ach Gott — das freut mich aber — das ist doch eine Ueberraschung — verzeihen gnädige Frau — aber ich freu mich so —!

Frau Doergens. Bitte — ich weiß das.

Anna. Und Doktor ist der Herr Ludwig geworden?

Frau Doergens. Sie hören. Er ist praktischer Arzt, hat drei erste Preise erhalten. Die Straßburger Professoren wollten sich garnicht von ihm trennen!

Anna. Das kann ich mir denken! Ich erinnere mich ja noch so gut an den Herrn Ludwig! Solch schlanker, hübscher, junger Mann! Das wußt' ich ja, daß es der Herr Ludwig noch zu was Großes bringt!

Frau Doergens (leichthin). Sie kannten ihn?

Anna. Freilich, gnädige Frau, freilich! Er war doch noch zwei Tage in Berlin, wie ich hierherzog. Nein, das dacht' ich mir! Wie haben denn, gnädige Frau, blos die schöne Nachricht bekommen?

Frau Doergens. Herr Arthur brachte mir eben die Depesche. Mein Sohn kommt ganz überraschend.

Anna. Nein, ist das hübsch! Und der Herr Doktor bleibt jetzt hier?

Frau Doergens (renommirend). Natürlich. Er übernimmt seine Berliner Praxis!

Anna. Seine Berliner Praktisch? Ach ist das hübsch! Nun will ich doch gleich dafür sorgen —

Frau Doergens (plötzlich wieder finster und nervös). Jawohl. Das Bett muß aufgestellt werden. Sorgen Sie dafür.

Anna. Da kommt Caroline! Darf ich's ihr erzählen? Ach bitte — gestatten mir gnädige Frau?

Frau Doergens. Meinetwegen. Aber klatschen Sie nicht zu lange.

Anna. Nein, Nein. (Frau Doergens ab nach links.)

Caroline (kommt aus der Mitte zurück, mit finsterem Blick auf Anna). War sie nich eben hier?

Anna (macht ihr Zeichen und Blicke nach der Thür, wo Frau Doergens abging).

Caroline (nicht verstehend). Was jlupen Se denn?

Anna (ganz leise zischend). Horcht!

Caroline. Was?

Anna (wie vorhin). Schaf! — Horcht!

Caroline (gleichgültig). Ach so.

Anna (geht unbefangen nach der Thür, putzt an der Klinke, horcht dabei).

Frau Doergens (ruft draußen wie aus größerer Entfernung). An—na! Daß das — Bett nicht vergessen wird!

Anna (ebenso). Wie meinen gnädige Frau? — Nein, nein — bewahre, gnädige Frau!

(Frau Doergens entfernt sich draußen mit hörbarem Geräusch.)

Caroline (tritt näher). Is die Kommedie nu aus? Was jibt's denn wieder?

Anna. Mit Ihnen ist auch garnichts aufzustellen! Garnichts! Das hat sie doch nu wieder gemerkt!

Caroline. Ach hol' Sie der Deibel mit Ihrer Horcherei. Was wollten Se denn?

Anna (immer noch halblaut, eifrig). Ein Couvert soll noch aufgelegt werden.

Caroline. Wol für den krummbeenigen Oestreicher?

Anna. Unsinn. Für Schlösser ist schon gedeckt. Der Aelt're kommt heute — der Ludwig!

Caroline (gleichgültig). So?

Anna. Sie haben ihn ja nicht mehr gekannt — was? Nein, Sie können ihn ja —

Caroline. Na ich kann'n mir denken. Wenn er so die zweete Uflage von Arthurn is —

Anna. Weiß ich nicht. Wahrscheinlich. Uebrigens Arthur geht. Man muß ihn blos richtig nehmen.

Caroline. Was will denn der Ludwig?

Anna. Dumme Frage —

Caroline. Na ja, Sie müssen's mir sagen, Anna — ich habe nich jehorcht.

Anna. Sie hören doch, er ist Doktor geworden. Kostet dem Alten wahrscheinlich wieder 'ne Stange Gold. Und Doktors haben wir hier in Berlin — mehr als zuviel. Da brauchen sie den! (in Frau Doergens' Ton, immer eifriger und gehässiger werdend.) „Uebernimmt seine Berliner Praxis!" Wenn man das hört! Keinen Pfennig hat er! Wahrscheinlich Schulden! Fauler Junge wahrscheinlich! „Uebernimmt seine Berliner Praxis!"

Caroline (verwundert). Herrjott, Herrjott, hat er Ihnen denn mal was jethan?

Anna (unbeirrt). Aaber ich reim' mir ja die ganze Geschichte zusammen! Ich weiß doch! Leben kost' Geld! Jeden Abend Gesellschaft bis in de Nacht um

vier, das kommt nicht raus beim Alten! Da muß der Junge'ran! Versteh'n Se? Der soll für den Riß steh'n! „Praxis!" Das kennt man schon!

Caroline. Na so'n junger Dokter hat doch ooch nischt.

Anna. Hat nichts. Das versteh'n Sie nich. Dann geht de Mama auf Raub aus! Dann muß 'ne Schwiegertochter 'ran! Er is doch Doktor — das zieht!

Caroline. Ach so meinen Sie.

Anna.. Ja. Und nu wird er hier doch wahrscheinlich wohnen sollen, damit die Miete rauskommt! Na das wird heiter! Das wird heiter, sag' ich Ihnen! Da können wir uns immer so langsam auf Wassersuppe gefaßt machen!

Caroline. Wär' mir schon lieber, als das Luderleben de Nacht durch.

Anna. So? Na wollen uns sprechen. Kostet ja auch alles zuviel Geld. Die Frau allein — die braucht ja noch das wenigste. Nu ja — Toiletten! Das muß 'ne moderne Frau haben! Und Arthur — nu ja — 'n junger Mann muß leben! Aber der Krüppel da drüben — (sie deutet mit ihrer mageren Faust nach rechts) wo kuriert und kuriert wird — wo in die Bäder geschickt wird — und wo doch nichts bei rauskommt — das kostet Geld! Und er? Du lieber Gott — er is doch ein Fatzke! Puckelt sich ab und verdient nichts! Der! (sie tritt im Eifer des Klatschens immer näher an Caroline heran — diese weicht langsam, in instinktivem Grauen vor ihr zurück.) Ich sage Ihnen, der Herr Doktor kann sich freuen! Die auf'm Pelz haben! Gott soll mich bewahren! Aber ich durchschaue ja auch, wer ihn so plötzlich nach Berlin gerufen hat. Der Alte! Kein andrer, wie der Alte! Seh'n Sie das auch? Was? Na, das seh'n Sie nicht! Nich wahr? Nu ja Sie! Sie Unschuldslamm! Er braucht einen Schutzmann! 'N Schutzmann braucht der Alte! Schlösser und sie — da traut er sich nicht 'ran! Da ruft er'n Schutzmann! 'N Schutzmann! Haha!! (sie giebt ihr lachend einen Backenstreich und ab. — Caroline steht noch eine Weile auf demselben Fleck, schüttelt halb angeekelt, halb verwundert den Kopf.)

Frau Doergens (von links). Caroline —

Caroline (fährt auf). Ja! Was'n, jnädije Frau?

Frau Doergens (sanft). Liebe Caroline, ist alles fertig?

Caroline. Ja, brauch' blos jejessen zu werden.

Frau Doergens. Gut. Hat Borchardt geschickt?

Caroline. Ja, der Diener oder was er is steht noch draußen mit de Rechnung.

Frau Doergens. Reißen Sie die Quittung ab, und geben Sie dem Menschen eine Mark.

Caroline. Eene Mark? Ne, des is doch aber wirklich zu viel, jnädije Frau. Und außerdem so'n Flaps, wie der Kerl is —

Frau Doergens (mit strengem Blick). Er bekommt eine Mark. — Wie sieht die Majonnaise aus?

Caroline. Ach, jut. Bei Borchardt'n sieht se immer jut aus.

Frau Doergens. In der Küche sind Sie also fertig?

Caroline. Ja.

Frau Doergens (plötzlich in hetzendem, feindseligem Ton). Aber dann beeilen Sie sich doch, Caroline! Gertrud muß doch gebadet werden! Heut ist doch Mittwoch! Alles muß man Ihnen erst sagen!

Caroline. Herrjott, ich weeß ja. 'S Wasser is ja schon fertig. Muß mir blos eener das Trudchen halten, wenn ich injieße. Mit eenen Arm krieg' ich's nich fertig.

Frau Doergens (geht achselzuckend nach rechts). Ja — Anna muß mich frisieren.

Caroline. Jott — noch mal?

Frau Doergens. Geht Sie nichts an. Unterlassen Sie alle unbescheidenen Fragen. Verstanden?!

Caroline. Nu ja — ich meene man blos —

Frau Doergens. Legen Sie Gertrud so lange auf's Sofa. Daß aber die Maschine nicht wieder entzwei geht. Zehn Mark kostet das Vergnügen.

Caroline. Ne übrigens — mit die Maschine — Kinder Jottes, is des 'ne Quälerei. 'N janzen, langen Tag in dem Panzer liejen — ne —!

Frau Doergens. Gott, überlassen Sie doch das den Leuten, die's versteh'n. Die Maschine hat Sanitätsrat Magnus gekauft. Ueberhaupt das einzige Mittel, um Gertrud aufrecht zu halten. Vierhundert Mark hat sie gekostet — vierhundert Mark! (sie reißt ein Brötchen aus der Serviette, beißt ab und kaut mit großem Appetit.)

Caroline (ballt heimlich ihre dicken, roten Fäuste — rechts ab).

Frau Doergens (läßt sich, sobald das Mädchen hinaus ist, auf die Chaiselongue fallen und lehnt den Kopf weit zurück. Sie starrt schweigend in die Gasflammen. Ihr Auge erhält hierbei einen toten und doch sprühenden Ausdruck, die Stirn zieht sich in Falten, der krampfhaft liebenswürdige Zug um den Mund bleibt).

Arthur Doergens (kommt durch die Mitte, schlägt nachlässig und mit einem Knall die Thür hinter sich zu. Er ist 19 Jahre alt, ziemlich klein, untersetzt. Wiener Kellnerfrisur. Breites, trotz der Jugend schon arg verlebtes Gesicht; müde, lüsterne Augen; hypermodern gekleidet; hellgrauer Gigerlüberzieher, weite Hosen, spitze Stiefel. Er wirft beim Hereintreten Hut und Stock auf's Sofa.) Na, Mama? Bin noch jarnich aus'n Sachen gekommen!

Frau Doergens (gähnt).

Arthur (davon angesteckt). Ae—ch. Ja, ja. — Nu? Is heut wieder Jeez?

Frau Doergens. Wirf' mir bitte Deine Sachen nicht so im Zimmer herum.

Arthur. Ach so — pardon! pardon! (ruft krähend) Anna!

Anna (erscheint hinten). Herr Arthur?

Arthur. Ach Anna — Sie wissen ja — zu Ihnen is mein liebster Jang! Tragen Sie mir mal de Sachen raus.

Anna (nimmt pflichtschuldigst lachend seinen Hut, Ueberzieher und Stock, geht damit wieder ab).

(Pause.)

Arthur (gähnt). Ae—ch. Ja — ja. Also heute werden wir das Verjnüjen haben — unsern Herrn Doktor — bejrüßen zu können.

Frau Doergens. Du könntest übrigens noch nach dem Bahnhof raus und ihn abholen.

Arthur. Abholen? Bist wohl närrisch, Mama? Abholen. Das fehlte noch. Bin müde wie'n Hund. Den jroßen Menschen abholen.

Frau Doergens. Er wird sich aber wundern, wenn niemand draußen ist.

Arthur. Na denn wundert er sich. (zwischen den Zähnen.) Wird sich überhaupt noch über manches wundern.

Frau Doergens. Thu' mir'n Gefallen, Arthur, und fahr' raus.

Arthur (streckt sich behaglich aus). Ne, Mama. Wird nich verzappt. (er steckt sich eine Cigarre an. Pause.) Apropos — wie jeht's Trude?

Frau Doergens (kalt). Gut.

Arthur (rauchend). Uebrigens — da is was für sie in meinem Ueberzieher — linke Seitentasche — — Katzenzungen — darf se essen — was?

Frau Doergens. Immer das unnötige Geldverquaddeln! Wozu, möcht' ich wissen. Was sie bekommen muß, kriegt sie doch.

Arthur. Nu was — Katzenzungen. (Pause.) Du — apropos — Mama!

Frau Doergens. Hm?

Arthur. Ich glaube, Papa weiß noch garnicht, daß Ludwig kommt?

Frau Doergens (kurz und schroff). Er wird's schon hören. Er ist doch den ganzen Tag nicht zu finden! Da kann er auch nicht verlangen, daß man ihm nachschickt.

Arthur. Hm — na — wenn er's man nich krumm nimmt.

Frau Doergens. Ach krumm. Spaß! Großes Wiedersehen!

Arthur. Nu ja. Ich meine blos, er hätte ihn vielleicht vom Bahnhof abgeholt.

Frau Doergens. Ja da ist doch nun nichts zu machen.

Arthur. Nu — ja. (Pause.) Is Schlösser schon hier?

Frau Doergens (sieht ihn etwas von der Seite an, dann gleichgültig). Nein.

Arthur. Ich traf ihn vorhin — wird wohl bald raufkommen.

Frau Doergens. Hast Du ihm schon erzählt —?

Arthur. Ja gewiß. (in Schlössers Ton.) „Freit mich uhngemein!" Kinder ne — der Herr von Schlösser — is'n Orjinal! (er lacht.)

Frau Doergens. Ganz guter Kerl.

Arthur (pafft). O ja — 's jeht.

(es klingelt draußen.)

Frau Doergens. Ob das schon Magnussens sind?

Arthur. Ne — der olle Pustekohl — was denkste denn — der kriegt doch de Klingel nich so weit raus! Schlösser is es auch nich. (er streckt sich wieder aus.) Wird Papa sein.

Frau Doergens. Caroline kann aufmachen.

(es klingelt zum zweiten Mal.)

Arthur. Wo bleibt denn das Frauenzimmer?

Frau Doergens. Caroline!

Caroline (schnell von rechts). Herrjott ja. (zurücksprechend.) Nu ja, mein Schnuteken — nu jachen, mein Trudeken — ich komm' ja jleich wieder — jleich komm' ich wieder! (es klingelt zum dritten Mal — Arthur stampft mit dem Fuß auf.)

Caroline. I du mein — (ab.) (Man hört draußen die Thür öffnen und Schritte.)

(Pause.)

Frau Doergens (fragend zu Arthur). Er?

Arthur. Natürlich.

(Caroline kommt wieder. Hinter ihr noch im Ueberzieher, verfroren, Schnee auf dem Hut, David Doergens, in jedem Arm ein kolossales, fast mannshohes Packet.)

Caroline. Na nu jeben Se mir man erst de Packete her, Herr Doerjens —

Doergens (ist Mitte fünfzig. Verfallen. Schmutzig grau melirter Bart und rein weißes Haupthaar. Er geht vornübergebeugt. Teint gelblich, Augen durch einen starken Schnupfen wässerig und verschwommen, die Nase von Kälte gerötet. Er spricht fahrig, verwirrt und doch voll Eifer, fast bittend). Na — na — nu blos vorsichtig — nich doch — unten fassen — unten — oben is naß — da is Schnee drauf — fassen Se doch unten an — Herrgott — unten!!

Caroline. Jeben Se doch man her, Herr Doerjens — ich weeß ja schon — lassen Se man einfach los — ich halt's schon.

Doergens (jammernd). Sie halten's nich! Mein Gott — wenn ich noch'n Arm — (er bekommt die klammen Finger nicht los.)

Frau Doergens (halblaut und giftig). Arthur. Hilf' doch da mal.

Arthur (richtet sich langsam auf). Ja — wohl! Was denn?

Caroline (hat beide Packete). Is schon jut. (sie trägt die Packete in die Stube rechts.)

Doergens (zieht sich immer noch pustend und die Nase schnaubend den

Ueberzieher aus). Die Kälte — die Kälte — ne, ich sage schon . . . (er gewahrt Frau und Sohn.) Nabend.

Arthur. Nabend, Papa.

Doergens. Nabend. Wie geht's Trudchen? — (da er keine Antwort erhält, geht er, wie schon daran gewöhnt, auf den Spitzen in's Zimmer rechts.)

Frau Doergens (erhebt sich nervös). Eh' er sich da wieder trennt! . . . Ich bitte Dich, Arthur — geh' ihm nach und sag's ihm.

Arthur. Ne, ne, um Gotteswillen! Da hol' ich ihn nich raus, Mama.

Frau Doergens (stampfend). Der Mann — es is 'ne Qual! —

(es klingelt draußen. Lebhaftes Stimmgewirr. Nach einer Weile öffnet Anna die Mittelthür — Sanitätsrat Magnus, Hermann Selig und Josef Schlösser treten unter lebhafter Begrüßung, Lachen ꝛc. ein.)

Arthur (ihnen entgegen). Ah — mit einem Mal der janze, edle Kreis? Seid uns jejrüßt, ihr edlen Sänger!

Magnus (klein, sehr dick, kurz geschorener Vollbart, rotes Gesicht, kahler Kopf, lacht unausgesetzt). Na . . . Kleener . . . was? Hahaha — Zustand von Sänger! . . . Was? . . . Meinen Gruß, schöne Frau.

Frau Doergens. O aber solo, Herr Rat?

Arthur. Thu' mir doch'n Gefallen, Mama, und rede nich jetzt schon vom Schkat!

Magnus. Hahaha — janz juter Witz — wirklich janz jut . . . für Ihr Alter! — — Ja, thut mir außerordentlich leid, gnädige Frau — außerordentlich — meine Frau — Sie wissen ja — bischen Mijräne —

Frau Doergens. Doch nichts von Bedeutung?

Magnus. I wo! I wo! Ich habe mir auch schon erlaubt, Ersatz mitzubringen — Herrn Selig — Herrschaften kennen sich wohl schon?

Frau Doergens. O gewiß — sehr gut! Aus Ostende! Sein Sie uns herzlich willkommen!

Selig (verbeugt sich). Es — üst allerdüngs — eine Freiheit — aber gnädige Frau —

Arthur. Keine Phrasen, mein Lieber! Sie sind uns willkommen! Spielen Sie Schkat?

Selig. Ja.

Arthur. Na also!

Schlösser (nähert sich Frau Doergens). Gnädige Frau . . .

Arthur. Aha.

Frau Doergens. Warum nur immer so spät Herr Schlösser?

Schlösser. Wenn es friher meglich gewesen wäre — aber ich will mich friher einrichten.

Frau Doergens. Thun Sie das. (beide in lebhafter, etwas vertraulicher Unterhaltung.)

Magnus. Ja nu aber de Hauptsache! (er drängt sich an Arthur vorbei zu Frau Doergens.) Man muß doch jratulieren! Zum neuen Doktor! Was, schöne Frau?

Frau Doergens (liebenswürdig). Danke! Danke! Woher wissen Sie?

Magnus. Na Arthur hat mir doch erzählt! Und heute seh'n wir'n wieder? Na das is aber mal 'ne Freude! Wird ihm schon jefallen — wieder bei Mutter — wieder zu Hause!

Frau Doergens. O, Ludwig ist so selbständig.

Magnus. Mein Jott, 'n junger Mann! Hauptsache is, daß er was jelernt hat! Na an mir soll's ihm nich fehlen! An mir nich!

Frau Doergens. Zu liebenswürdig.

Magnus. Aber ich bitt' Sie! Bin doch auch mal junger Arzt jewesen! — Na nu haben Se ihm wol ein schönes, warmes Nest einjerichtet!

Frau Doergens. Ja, er wohnt bei uns.

Magnus. Kann ich mir denken! Nu fehlen blos noch de Patienten Aber das kommt auch. Köller hat sich ja wol für ihn interessirt? Wie? Köller in Straßburg?

Frau Doergens. O sehr! Er wollte ihn ja am liebsten gleich da behalten. Aber Sie wissen doch — man will seinen Jungen gern wieder bei sich haben —

Magnus. Na versteht sich! Was braucht er Straßburg? Berlin is auch nich zu verachten!

Schlösser. Was sagt denn der Herr Gemahl zu dieser freidigen Iberraschung? —

Arthur (sieht nervös nach rechts). Hm . . .

Frau Doergens (kurz übergehend). Nun — er freut sich sehr.

Magnus. Is Doergens schon hier?

Frau Doergens (wechselt Blicke mit Arthur). Ja — freilich — ich begreife nicht — er ist vorhin zu Gertrud hineingegangen —

Magnus. Nu da lassen Se'n — lassen Se'n.

Arthur. Ne, Sie wollen doch aber an Ihrem Schkat, Herr Sanitätsrat!

Frau Doergens (mit bösem Blick). Geh' doch mal hinein Arthur — sag' ihm doch, daß die Herren hier sind.

Arthur (zögert erst noch, geht dann hinein).

(Verlegene Pause.)

Selig (will ein Gespräch beginnen). Der Wünter macht süch übrigens schon föhr bemörkbar —

Magnus. Ja, wir sind im Dezember, mein Lieber.

Frau Doergens (nickt freundlich zustimmend, sieht aber nervös nach rechts).

David Doergens (kommt mit Arthur. Zurücksprechend). Na sei gut, Trudchen! Papa kommt gleich wieder! Gleich! — Was willste denn, Arthur?

Arthur. Papa — die Herren sind —

Doergens (erblickt die andern). Ach so! Pardon, meine Herren — sein Se willkommen! Wissen Se, wenn ich bei meiner Trude sitze — dann bin ich nich zu brauchen, dann bin ich'n schlechter Wirt! . . .

Arthur (raunt ihm zu). Du Papa — Taschentuch raus — Nase troppt.

Doergens (schnaubt sich verlegen). Ja, ja — die Kälte — was sagen Se zu der Kälte — is Ihnen sowas erinnerlich, Magnus? Was? Ah — Selig! Hermann Selig! Na das is aber —! Sieht man Sie auch mal wieder?

Selig. Ich bün ein Eundringling. Wönden Sü süch an den Geheumrat — der hat Schuld.

Magnus. Ach reden Se keinen Stuß, Selig! Uebrigens — was macht die Kleine?

Schlösser (mit leiser Ironie). Darf ich Sie auch begrißen, Herr Doergens?

Doergens (zurückhaltend). Nabend, Herr Schlösser — Sie entschuldigen schon. — Es jeht, Magnus, es jeht — man muß zufrieden sein. Wollen Sie se sich nachher mal anseh'n?

Magnus. Wenn Sie wünschen. Nötig ist es nicht.

Selig (macht sich an Doergens heran). Ich höre übrigens — es fündet heute ein freudiges Ereugnis bei Uehnen statt —

Doergens. Freudiges Ereignis? Wieso, mein Lieber? Wieso?

Frau Doergens. Hm —

Arthur. Ja —

Selig. Ich meune —

Magnus. Ja wissen Sie denn das nich?

Doergens. Ich weiß garnichts. Was is denn? (mit plötzlichem Schreck.) Etwa was mit dem Jungen? Mit Ludwig? Was?!

Selig (beschwichtigend). Sü hören doch — ein freudiges Ereugnis.

Frau Doergens (ärgerlich). Nu ja. Du warst doch den ganzen Tag nicht aufzufinden. Heut Nachmittag kam eine Depesche von Ludwig — er kommt 9 Uhr 17, Friedrichstraße.

Doergens. — Wer kommt?

Frau Doergens (ungeduldig). Ludwig, sag' ich Dir doch.

Doergens (starr). Ludwig . . .? Aber — das ist doch garnicht — möglich — Heut Abend? . . Depesche? . . Warum weiß ich das nich?!

Frau Doergens (richtet sich auf). Ruhe! —

Doergens (weicht vor ihrem Blick zurück). Ich — hatte ihm doch geschrieben — wenn er's einrichten kann, soll er nächsten Montag kommen. Wie kann er denn . . . . Fehlt ihm denn was?!

Frau Doergens. Unsinn. Du magst ihm ja das geschrieben haben — ich habe ihm geschrieben, daß er heute kommen soll.

Doergens (sich bezwingend). Ach — Du hast ihm das geschrieben! So! Ja dann . . . Aber der arme Junge — da is er nu den ganzen Tag über gereist — nu kommt er hier an — kein Mensch auf'm Bahnhof — kein Mensch — (plötzlich losbrechend zu Arthur.) Warum bist Du nich rausgefahren?!!

Arthur (erschrocken). War schon zu spät, Papa.

Doergens. Ach Unsinn — zu spät. Zu faul warst Du -- —

Frau Doergens. David — ich bitte um Ruhe!

Doergens. Ruhe, Ruhe, Ruhe. (zurückweichend). Nu schön . . . . Wenn ich's wenigstens noch jewußt hätte, dann hätt' ich's doch möglich gemacht . , . hätt' mir den Jungen geholt . . .

Frau Doergens (mit erzwungenem Lachen). Mein Mann ist zu komisch — was, meine Herren? Wenn Sie von meinem Sohn nichts wüßten, Sie müßten wahrhaftig glauben, er bringt noch seine Amme mit!

Schlösser. Hahaha!

Selig. Söhr gut. Sie müssen süch nücht so aufrögen, lüber Herr.

Doergens. Ach sein Se still . . . ach pardon . . . ich habe doch aufgeschrieben, wo ich'n Tag über zu finden bin — das hab' ich doch aufgeschrieben!

Frau Doergens. Denkst Du, ich habe immer gleich einen Boten, um Dir nachzuschicken? Aber ich glaube, die Sache dürfte jetzt erledigt sein — die Herren wollen spielen.

Doergens (zieht die Uhr). Wenn er sich 'ne Droschke jenommen hat — dann kann er gleich hier sein — jeden Moment kann er hier sein — der Junge.

Frau Doergens. David!

Doergens. Ach was David . . . ich friere wie'n Schneider. (er geht unruhig auf und ab.)

Magnus. Na wir seh'n, Sie sind mit Ihrem Jungen beschäftigt, Doergens. Kommen Se, Selig — wir spielen 'ne Partie Sechsundsechzig. Sind Sie dabei?

Selig. Uemmer. Das kann ja nicht teuer wörden.

Arthur. Können Sie'n Kiebitz brauchen, Herr Rat?

Magnus (lachend). Ja, Kleener! Aber nich zu jrüne Oogen machen! Was?

Frau Doergens. Sie sind sehr freundlich, meine Herren — ich muß nur um Entschuldigung bitten — mein Mann —

Magnus (leise). Lassen Se doch. (laut.) Doergens kommt nachher nach — was, Doergens?

Doergens. Ja — ja. Gewiß. Jleich!

Frau Doergens (öffnet die Mittelthür, man sieht in ein erleuchtetes, elegantes Spielzimmer). Bitte — entrez messieurs!

Magnus (vergnügt). Danke! Danke! Nach Ihnen! Ach so! Sie spielen nicht Skat, schöne Frau! Ne, ne! Alle Frauen müssen Skat lernen — das

jehört zur notwendigsten — Emanzipation — nich wahr — hab' ich nich — (er geht schwatzend und lachend voraus. Selig folgt ihm, hinter diesem Arthur. Letzterer schließt die Thür.)

Schlösser (mit vertraulicher Verbeugung zu Frau Doergens). Darf ich vielleicht der Dame Gesellschaft leisten?

Frau Doergens. So angenehm das auch wäre — ich muß Sie doch bitten, den Herren zu folgen, lieber Herr Schlösser. Ich muß noch für unseren Ankömmling sorgen.

Schlösser. Ah ßo — der Herr Doktor! Frei' mich sehr auf ihn! Der Herr Doktor hat natirlich greßre Rechte (er wirft ihr einen Blick zu, den sie halb auffängt, halb zurückweist — ab in's Spielzimmer.)

Frau Doergens (wendet sich zu Doergens, der der kleinen Szene mit Schlösser äußerlich unbefangen und doch von innerem Groll verzehrt zugesehen, kurz und schroff). Du, gieb mir Geld.

Doergens (kleinlaut). Sind die zwanzig alle?

Frau Doergens. Wenn ich was haben will, werden sie wol alle sein. Ich bitte aber schnell — das Mädchen hat ausgelegt.

Doergens. Caroline?

Frau Doergens. Nein. Anna.

Doergens (in plötzlicher Raserei). Das Mensch soll nich auslegen!! Will ich nich haben!!!

Frau Doergens (sieht ihn an mit vernichtender Kälte). Wieso? —

Doergens (weicht langsam zurück). Thu' mir doch'n einzigen Gefallen, Amalie, und lass' die Dienstboten nich soviel auslegen. Sag' mir's doch rechtzeitig. Das giebt doch blos unnötigen Klatsch.

Frau Doergens. Danke für die Belehrung. Wenn Du des Morgens Wirtschaftsgeld hinlegst, weggehst und den ganzen Tag über nicht zu finden bist, wo soll ich'n da was herkriegen? He? Vielleicht von Arthur?

Doergens. Arthur. Der wird was haben. Ich sage Dir, der Junge kostet mich ein Geld — ich sage Dir —

Frau Doergens. Weiß schon. Weiß schon. Was Du ihm schon giebst.

Doergens (in langsam steigender, verhaltener Wut). Wieviel wird denn gebraucht?

Frau Doergens. Zwanzig. Borchardt muß ich auch bezahlen.

Doergens. Zwanzig. Hm. Vierzig an einem Tag. Hm. Das ist . . .

Frau Doergens (scharf). Wie?

Doergens (zieht sein Portemonnaie, öffnet es mit zitternden Händen). Hier sind — vierzehn — sechszehn — siebzehn — achtzehn — — (hält inne) achtzehn. Da.

Frau Doergens. Ich sagte zwanzig.

Doergens. Ja liebe Amalie — ich habe faktisch nich mehr bei mir — hier sind noch zwei Mark — ich muß doch auch noch was zum spielen haben — ich kann ja sonst in die allergrößte —

Frau Doergens (nimmt hastig das Geld, verächtlich) Nna! Zustand! —

Doergens (geht ihr nach). Ich kann doch nich mehr thun, als 'n janzen Tag — unterwegs — ich bin nich mehr — so jung — ich — das Geschäft is auch nich — berühmt — man muß froh sein — — ja wenn ich mir wenigstens noch 'n Hausknecht hielte — aber man spart doch, wo man kann —

Frau Doergens. Na beruhige Dich — ich auch! Ich auch!

Doergens. Wenn nur die vielen Gesellschaften nich wären. Jeden Abend. Das is ja garnich zu erschwingen. Gott, ich bin ja auch für Geselligkeit. Wenn man so einmal in der Woche — jemütlich —

Frau Doergens. Ja, Du mußt schon entschuldigen — ich will jetzt dem Mädchen Bescheid sagen. (wendet sich nach links.)

Doergens (geht ihr nach, plötzlich in seltsam verändertem Ton). Es muß unbedingt — eine Aenderung eintreten . . unbedingt eine Aenderung — eintreten.

Frau Doergens (bleibt stehen).

Doergens (heiser). Denn — so geht's nich weiter. Du hast ja keine Ahnung . . Ich schlaf' ja keine Nacht . . . Keine Nacht . . . Die Sorgen . . . Das frißt einen ja auf. Ihr — ihr seid so leichtlebig, so — Du und Arthur . . . Ludwigs Studium mußte gemacht werden — das mußte — —

Frau Doergens. Ja natürlich — alles, was mich nicht anbetrifft — da ist nichts zu reden, das muß sein.

Doergens. Dich nich anbetrifft? Dein Junge? . . . Ich habe wenigstens das Gefühl — was mein Kind betrifft, geht auch mich an.

Frau Doergens. Und bei mir ist das natürlich nicht der Fall! —

Doergens (in heißer Bewegung). Du — — Du solltest mehr bei Trudchen sein . . . mehr für Trudchen sorgen . . .

Frau Doergens (mit schneidender Stimme). Kein Wort mehr!!

Doergens (dicht vor ihr). Kein Wort? . . . Das arme Kind? . . . Du willst dahinleben . . im Taumel . . in — alles . . . und hast ein Kind, das langsam — zerfällt — vor Deinen Augen — zer . . . .

Frau Doergens (furchtbar). Wem sagst Du das?!!

(Tote Pause.)

Doergens (weicht wieder langsam zurück). Es muß . . . eine Aenderung eintreten . . . .

(Frau Doergens geht ab.)

Doergens (in demselben Gedankengang, ohne zu bemerken, daß sie sich entfernt hat). Wenn Ludwig kommt . . . vielleicht . . . . (Pause.)

Caroline (erscheint in der Thür rechts, ruft leise). Herr Doerjens —

Doergens. Was —?

Caroline. Trudchen will Nacht machen.

Doergens. Ja . . . jawohl. Gleich. (er schleicht in das Zimmer rechts. Kurz darauf hört man ihn dort mit übersprudelnder Zärtlichkeit sprechen.) Na Gutennachtchen, mein Herzchen . . . schlaf' wohl . . . so . . . ich wer' Dir de Hand über die Decke ziehen — so, mein Lebenchen . . . schlaf wohl.

(Pause.)

(Die rechte Eckthür wird geöffnet.)

Anna (tritt herein, zurücksprechend). Na das wird aber eine Ueberraschung sein, Herr Doktor — bitte, treten Sie ein — hier bitte — Sie wissen wohl garnicht mehr Bescheid?

Ludwig Doergens (tritt ein. Er ist vierundzwanzig Jahre alt. Mittelgroß. Vollfrisches Gesicht. Blond und kleiner Bartflaum an Mund nnd Kinn. Er trägt einen grauen Reisemantel, bleibt in lebhafter Bewegung stehen.)

Anna. Ihr Gepäck habe ich draußen hingestellt, Herr Doktor. Es kommt nichts weg.

Ludwig. Ich danke sehr . . ich . .

Anna. Legen Sie doch bitte den Mantel ab — (sie will ihm den Ueberrock aufknöpfen.)

Ludwig (leicht zurückschreckend). Ne, danke — das mach' ich mir allein — danke. (er zieht den Mantel rasch aus und giebt ihn ihr.)

Anna (lächelnd). Soll ich's nun den Herrschaften sagen?

Ludwig. Ach ja — bitte — das wär' wohl das Beste —

Anna. Dann will ich die gnädige Frau gleich benachrichtigen. (ab.)

Ludwig (ruft ihr nach). Und meinen Vater! (Pause. Er kommt vorsichtig nach vorn, bleibt beim Anblick vieler Gegenstände stehen und betrachtet sie mit stiller Freude; andere Dinge, namentlich Prunkstücke, mit unbefangener Bewunderung.)

Doergens (kommt vorsichtig, auf den Spitzen gehend, von rechts zurück, sagt ganz leise). Machen Se de Lampe aus, Caroline. (er steht rechts und mißt Ludwig mit blödem, licht-verwirrtem Blick.) Noch 'n Gast ... freut mich sehr ...

Ludwig (tief bewegt von seinem Anblick, geht, die Arme öffnend, auf ihn zu). Papa —

Doergens. Junge!! (er schließt ihn ans Herz. Pause. Leise und zärtlich.) Aber Jungchen — Jungchen — es hat doch garnich geklingelt? —

Ludwig. Ich traf das Mädchen auf der Treppe — die brachte mich rein.

Doergens. Ne — Junge — ich glaube, Du bist noch gewachsen — — wahrhaftig — nu sag' mal, was machste denn eigentlich?

Ludwig. Und Du, Papa? Du siehst ganz gut aus.

Doergens (halblaut). Meinst Du?

Ludwig. Nu, wir haben uns doch drei Jahre nich gesehen —!

Doergens. Drei Jahre? ... Is nich möglich! Ja, es sind drei Jahre. Warum bist Du auch in den Ferien nie nach Hause gekommen?

Ludwig (lachend). Ach, meine Ferien hab' ich gebraucht, Papa! Köller hatte auch während der Ferien für mich zu thun! Da gab's kein Nachhausereisen. Da mußte eben geschuftet werden!

Doergens. Junge, Junge — wenn Du Dir blos nichts ethan hast mit dem vielen Arbeiten —

Ludwig (fröhlich). Wie Du siehst, nein! Jetzt bin ich dicke durch!

Doergens (betrachtet ihn mit naiver Bewunderung). Ja — Examen hat er gemacht, Doktor is er geworden — Junge, 's is wirklich alles Mögliche!

Ludwig. Vor allen Dingen bringe ich eine Empfehlung von Köller mit — das ist was wert! Köller is ja 'n reizender Kerl!

Doergens. Ja nich wahr? Wir sind dem Mann auch so verpflichtet!

Ludwig. Und nu von mir abgesehen — was macht Mama?

Doergens. Danke, danke — alles in Ordnung.

Ludwig. Und Arthur? Der neue Kaufmann? Sein einjähriges hat er also glücklich gekriegt?

Doergens. Ja, das hat er bekommen.

Ludwig. Na nu hat er's weg! Was lange währt, wird gut. — Und unser junges Huhn, unser Goldchen, Trudchen — was macht das Kind?

Doergens. Gott — ich danke Dir, mein Junge. Mit Trudchen is es leider sehr traurig —

Ludwig (herabgestimmt). So. Hm. Aus Mamas Briefen entnahm ich das nicht.

Doergens. Nu ja — Mama.

Ludwig. Wie?

Doergens. Ich meine — Mama wird Dir das wol nicht alles so haben schreiben wollen — ich ja auch nicht, siehst Du —

Ludwig. Aber um Gotteswillen ... Papa .. was ist denn?

Doergens (ganz leise). Für immer gelähmt.

Ludwig (senkt den Kopf). O ... mein armes Trudchen. (Pause.) Macht Magnus gar keine Hoffnung?

Doergens. Ach Magnus. Der versteht ja nichts. Aber Leyden, Gerhardt, Rose, Senator — alle sind se gekommen — hunderte haben se gekriegt — thun konnten se nichts.

Ludwig (geht auf und ab, halblaut). Kinder — ist das schrecklich, ist das schrecklich. (Pause.) Wie trägt sie's denn?

Doergens. Ach Gott, wir haben sie ja natürlich noch nich so aufgeklärt. Weißt Du Ludwig, wenn einer keine Kraft hat, sich zu bewegen, dann wird er wol auch keine Sehnsucht danach haben.

Ludwig. Ja, ja.

Doergens. Aber was das für mich heißt — man hat gethan, was möglich war, — alles — man hat gearbeitet und arbeitet noch — für etwas, was man liebt, was lebt — und doch tot ist . . . . Junge . . .!

Ludwig (erschüttert). Papa.

(Pause.)

Frau Doergens (heiter von links). Nun Herr Doktor?

Ludwig (wendet sich). Ach . . . liebe Mama! (er küßt sie in tiefer Ergriffenheit.)

Frau Doergens. Herrgott, bist Du feierlich.

Ludwig. Feierlich? — Ja, Mama. Mir ist so.

Frau Doergens. So sind wol die Doktoren alle?

Ludwig (blickt ihr ins Gesicht). Du bist heiter . . . Das freut mich. Ich freue mich überhaupt, daß ihr wohl seid. Arthur doch auch. Papa sagte mir nur eben von Trudchen — das thut mir so leid.

Frau Doergens (leise zu Doergens). Mußtest Du das gleich anbringen?

Doergens. Laß' mich. (etwas verlegene Pause.)

Ludwig. Und — wie geht's sonst? Mit wem verkehrt Ihr denn? Ich bin ja jetzt ganz raus.

Doergens. O — nette Leute. Ganz nette Leute.

Ludwig (zeigt nach dem Spielzimmer). Sind da welche drin?

Doergens. Ja — 'n paar Freunde — spielen Skat. (er blickt verlegen vor sich hin.)

Frau Doergens. Nun setz' Dich aber erst 'n bischen Ludwig — hast Du gute Fahrt gehabt?

Ludwig. Danke —

Doergens. Ja eben! Der arme Junge wird ganz kaput sein — 'n ganzen Tag über gefahren —

Ludwig. O nein, Papa — ich bin ganz frisch. Die Fahrt war garnicht so schlimm. Ich dachte an Euch —

Doergens (ergreift seine Hand). Ach ja.

Ludwig. Das war überhaupt so komisch — so . . . Ihr wißt garnicht — die ganze Zeit über war ich ja bei meinen Büchern — da hatt' ich keine Zeit Heimweh zu kriegen — aber dann, wie's auf einmal hieß: jetzt bist Du fertig, jetzt fährst Du nach Haus — ich sage Euch — da konnte mir kein Schnellzug schnell genug fahren!

Doergens (warm). Ach was.

Ludwig. Ja wirklich, Papa — es ist eine ganz verdammte Geschichte, so drei Jahre wo anders. Darum war mir eben der Gedanke so groß, so — wunderbar: Zu Hause! — Ich sehnte mich von Herzen danach und hatte nun beinahe Angst davor. Dann aber zwei Stationen von Berlin — da kam wieder die liebe Eitelkeit in mir auf. Du kommst doch als Doktor man wird Dich bewundern zu Haus . . . Zu kindisch — was? Na, da wurde ich wieder mobil.

Doergens (mit erzwungener Heiterkeit). Ja, nu biste wieder hier. Ja.

(Pause.)

Ludwig. Ich wollte Dich nur noch fragen — Du hattest mir doch geschrieben, Papa, ich sollte erst Montag kommen. Und dann bekam ich gestern von Mama einen Brief — per Eilboten — ich sollte heute schon nach Berlin fahren.

Frau Doergens. Mir lag daran, daß Du noch in dieser Woche kommst.

Doergens (sanft). Warum eigentlich, Amalie?

Frau Doergens (schroff). Das werde ich Dir später erklären. — Hast Du nun alle Examen hinter Dir, Ludwig?

Ludwig. Ja. Ich muß allerdings noch viel lernen — kannst Du Dir ja denken, Mama —

Frau Doergens. Lernen muß ein Arzt immer.

Ludwig. Ja . . . nun ich meine speziell . . . Der Geheimrat Köller in Straßburg hat sich doch für mich interessiert; wie ich mich bei ihm verabschiedete, gab er mir noch so als letzten Freundschaftsbeweis eine Empfehlung an Professor von Bergmann mit — das kann von kolossalem Nutzen für mich sein.

Doergens. Kolossal!

Frau Doergens. Ja — inwiefern denn?

Ludwig. Nun, ich werde doch wahrscheinlich ein Jahr in seiner Klinik arbeiten können. Was meinst Du, was man da noch praktisch lernt! Honorar könnte ich ja allerdings noch nicht beanspruchen . . .

Frau Doergens. So. Ja hör' mal. Das ist ja alles recht gut und recht schön — aber Dein Studium hat lange gedauert und hat viel Geld gekostet.

Doergens (geht peinlich berührt nach rechts).

Ludwig (ruhig). Billiger konnt' ich's nicht machen, Mama. Du wolltest doch selbst, daß ich in eine Verbindung eintreten sollte.

Frau Doergens. Nun ja, ja — ich mach' Dir ja auch keine Vorwürfe. Ich meine nur, wie jetzt die Verhältnisse liegen, wie die Zeit ist — man müßte zunächst darauf sehen, was zu verdienen.

Ludwig. Das will ich ja auch. Gewiß, Mama. Wenn ich mit meinem Studium fertig bin.

Frau Doergens. Du bist doch fertig.

Ludwig. Aeußerlich ja. Aber wenn Du wüßtest — — Sieh' mal, ich will eben kein Stümper sein, Mama. Ich habe viel vor — ich will — ich muß eben lernen! —

Frau Doergens. Daran hindert Dich doch aber niemand. Das kannst Du ja auch, wenn Du Arzt bist.

Ludwig (steht auf). Was —? Du meinst — ich soll jetzt schon praktizieren?

Frau Doergens. Was verdienen sollst Du. Arzt bist Du jetzt, Empfehlungen hast Du — nun lass' Dich hier nieder und bring' Dir was ein!

Ludwig. Aber ich kann ja nichts! . . Wahrhaftig, Mama, ich kann noch nichts!

Frau Doergens. Das wäre traurig.

Ludwig. Wir verstehen uns nicht, Mama . . . . (Pause.)

Doergens (losbrechend). Das is auch nich zum aushalten! Quäl' doch den Jungen nich schon, kaum, daß er zu Hause is! Is es denn nich möglich, hier im Hause Frieden zu haben! Is es denn nich möglich!!

Ludwig. Aber Papa, bleib' doch ruhig.

Frau Doergens (höhnisch). Ja, nun fängt die Komödie an! Schau' nur auf Deinen Vater. Bildet Ihr nur eine Partei gegen mich — Ihr Beide! Ich störe Euch nicht!

Ludwig. Wie kannst Du nur so bitter sein, Mama. Wir können doch ganz ruhig mir einander reden. Was verlangst Du denn von mir?

Frau Doergens. Verlangen? Ich? Bin ich immer der Sündenbock?! Da! Frag' Deinen Vater! Ich wer' mich hüten! Dir Vorschriften machen! Frag' Deinen Vater!

Ludwig. Aber was denn? Mit Dir ist nicht zu reden, Mama —

Doergens. Ja lieber Ludwig — mit mir auch nich!! (er wendet sich in heftigster Erregung ab.)

Ludwig (tritt langsam nach vorn. Eine unendliche Wehmut steigt in ihm auf. Er schaut abwechselnd, gleichsam bittend, Hülfe suchend auf Vater und Mutter). Wahrhaftig . . . . das Wiedersehen hatte ich mir anders ausgemalt . . . ganz anders . . . Dazu habe ich nu gearbeitet, geschuftet . . . die Ferien durch . . . für mein Studium . . . habe alles in der kürzesten, in der denkbar kürzesten Zeit durchgesetzt . . . und dann finde ich Euch so — ich weiß nicht — so zurückweisend . . .

Doergens (sich vergessend). Mich?!

Ludwig (warm). Nein, Papa — Du — das konnte ich mir ja auch nicht denken — daß Du gar kein Verständnis dafür hast. Aber wie ich ankam auf dem Bahnhof — und kein Mensch da, der mich erwartet — wahrhaftig, ich glaubte, Ihr hättet mir was verheimlicht, es ist was passiert, was ich nicht wissen sollte —

Doergens. Aber lieber Junge, ich wußte ja nicht, daß Du kommst. Mich hat ja kein Mensch benachrichtigt . . . Ich war ja den ganzen Tag im Schneesturm auf der Straße . . . ich — (furchtbar ausbrechend) ich bin ja 'n Hund!!!

Ludwig (bleibt stehen, sieht abwechselnd auf seine Eltern. Pause).

Frau Doergens (kurz, mit schneidender Stimme). Na ich sehe, Ihr seid jetzt im rechten Fahrwasser. Hör' nur Deinem Vater zu, mein Junge, und bilde Dir dann ein Urteil über Deine Mutter! (sie will gehen.)

Ludwig (tritt plötzlich und schnell an sie heran). Nein, bleib hier, Mama . . . ich bitte Dich . . so kann's nicht bleiben. Ich bin älter geworden, Mama — umspringen lasse ich nicht mit mir! Sag' mir, was Du gegen mich hast: Ich habe Dir nie was gethan!

Frau Doergens. Aber warum so tragisch? Ich habe nichts gegen Dich. Weshalb auch? Du bist fleißig gewesen, Du verstehst Dein Fach — was soll ich denn gegen Dich haben?

Ludwig (mit zitternder Stimme). Wenn Du es über's Herz bringen konntest, mich nach so langer Zeit, nach solcher Zeit — mich so zu empfangen—!!

Frau Doergens. Nun, da siehst Du wenigstens gleich, wie die Dinge bei uns stehen. Mein „Empfang", wie Du's nennst, war die Wahrheit! Was willst Du denn mehr? Das hast Du mir zu verdanken! Da! Frag' Deinen Vater! (sie geht ab.) (Pause.)

Ludwig (mit starrem Blick). Papa — — kannst Du mir erklären —

Doergens (der seiner Frau mit haßsprühenden Augen nachgesehen, wendet sich zu ihm, packt mit heißem Griff seine Hand).

Ludwig (erschrocken). Papa —!

Doergens (mit mühsam ringender Stimme). Daß Du kamst, war gut. Das war gut! Sie hat recht daran gethan, daß sie Dir schrieb, Du solltest heut schon kommen. Noch einen Tag, eine Stunde länger — nein! Dann wär' es vorbei gewesen.

Ludwig. Vor—bei? Was?

Doergens. Unser Leben hier — Du hast keine Ahnung . . . mein armer Junge, es thut mir so leid — kaum bist Du zurück, da kommt schon der ganze Ernst, der ganze Fluch schon über Dich . . .

Ludwig. Ist es was geschäftliches?! Was im Geschäft?!

Doergens. Nein — ja, das auch — überhaupt . . . wir leben in einem Sumpf . . . ich kann's ja nich mehr aufbringen, was gebraucht wird — schon lange nich mehr — und da geht's denn immer tiefer, immer tiefer . . . Rauskommen kann ich nich mehr . . . immer geben . . . den ganzen Tag lauf' ich rum . . . wie'n Hund . . bezähme mir nich das Geld zur Pferdebahn . . um was zu verdienen . . und Abends . . wenn ich 'n paar Groschen habe . . dann muß ich abliefern . . wie'n Betteljunge . . . Dann muß ich liebenswürdig sein mit den Schmarotzern, die sie sich einladet . . . dann muß ich müde wie'n Hund die Nächte durchsitzen . . . und komm' ich in's Bett . . dann hält mich die Sorge wach . . bis ich wieder raus muß . . raus in die Kälte . . am frühen Morgen. Das sind unsere Verhältnisse! Das sollte ich Dir sagen! Das!

Ludwig. Aber um Gotteswillen, Papa — ich kenne Dich doch . . . Du weißt doch, was Du willst — warum trittst Du denn nicht auf — Du bist doch Herr im Hause — Du brauchst doch nur zu befehlen!

Doergens. Ach, das is ja das Gräßliche. Das weiß ich ja, daß Du die Achtung vor mir verlieren mußt. Das weiß ich ja. Ich habe ja alles aufgegeben — alles.

Ludwig (schlägt die Hände vor die Stirn). Mein Gott.

Doergens. Früher — wie Du fortgingst auf die Universität — da war's anders. Da hatte ich wenigstens zwei Sachen, wofür ich arbeiten konnte. Du und Trudchen. Trudchen war damals noch ziemlich gesund, konnte sich noch regen, mir noch entgegenlaufen, wenn ich aus'm Geschäft kam . . auf Arthur habe ich ja nie gerechnet — der is ja anders — der is wie die Mutter . . . aber wie es nachher so schrecklich wurde mit Trudchen, so ganz schrecklich . . .

Ludwig. Das durfte Dich doch aber nicht so niederdrücken, Papa!

Doergens. Mein guter Junge . . niederdrücken . . Du sprichst, wie Du's verstehst. Es war immerhin ein fürchterliches Unglück. Solch' schönes Kind und so — vernichtet. Aber ein Vater muß darüber weg — Du hast ganz recht. So lange solch' armes Wesen lebt, hat er dafür zu arbeiten. Ich that's ja auch . . ich thu's ja täglich . . bis ich nich mehr weiter kann. Aber ich hätte den Mut nich verloren, Ludwig — wenn ich Beistand gehabt hätte, irgendwelchen Beistand. Aber wie ich das Kind dahinsiechen sah . . . wie mich der Schmerz so durchzuckte, daß ich alles außermir vergaß — und wie ich Deine Mutter von der Stunde an, wo die Aerzte die Hoffnung aufgaben, sich abwenden sah von dem unglücklichen Kind, abwenden, als wenn es nicht ihr Kind wäre . . .

Ludwig. Das ist nicht möglich!!

Doergens. Doch, Ludwig, doch. Ich hab's erlebt. Du willst Arzt werden — lerne daraus, daß so etwas möglich ist. Kein Blick für die Sehnsucht, für das Gefühl des Kindes, kein Verständnis für seine Schmerzen . . . nur verletzt, beleidigt in ihrer Eitelkeit — so war Deine Mutter.

Ludwig (tonlos). Eitelkeit?

Doergens. Eitelkeit. Daß sie solch' ein Kind hatte, daß dies Kind ihre Tochter ist, ihre einzige Tochter — deshalb wollte sie es überhaupt nicht mehr kennen.

Ludwig. Du bist zu bitter, Papa . . .

Doergens. Bitter?! Nein, ich irre mich nicht . . . Das is ein fürchterlicher Charakter! . . . Eitel . . Damit ist sie erschöpft. — Wir haben ein gutes, treues Mädchen, die Caroline — ich sage Dir, die Fremde hat zehnmal mehr Herz gezeigt, als die eigene Mutter. Wenn die Anfälle bei Trudchen kamen — dann hat mich Caroline gerufen — dann saß ich bis zum Morgen an des Kindes Bett — bei mir wurde sie ruhig. (Pause.) Ludwig, ich würde mich ja nicht beklagen — ich würde Dir ja das alles ersparen — es ist auch unrecht, daß ich's nich thue. Aber daß Du ein falsches Bild von mir bekommst — das kann ich nich auch noch dulden. Ich bin verbraucht, ich bin nichts wert, ich habe meine Macht hingegeben — aber Du weißt jetzt auch, warum.

Ludwig (nähert sich ihm, mit Herzlichkeit). Du sagtest aber vorhin, Du hättest zwei Dinge gehabt, woran Du Dich klammern konntest: Trudchen und mich. Trudchen hast Du nicht verloren, denn Du liebst sie ja. Und ich? —

Doergens (ergreift seine Hand). Nein, mein teurer Junge — verloren hab' ich Dich auch nicht. Du glaubst, es hat hier in Deiner Familie Niemand Verständnis dafür, was Du gethan, was Du erreicht, was Du für ein Streben hast. Sei überzeugt, Ludwig — ich weiß das alles zu schätzen.

Ludwig (läßt die Hand in der seinigen, wendet sich ab und sagt mit zitternder Stimme). Freut Dich das nicht? —

Doergens (ausbrechend). Junge . . . es is ja mein Stolz!! — — (Pause.) Du willst mehr als ein Dutzend-Arzt werden . . . Du willst was thun für Deine Wissenschaft. Das weiß ich ja alles.

Ludwig (wie oben). Freut's Dich nicht? — —

Doergens. Aber ich weiß auch, daß ich nichts thun kann, nichts, um Dir bei Deinen Plänen zu helfen. Ich habe Verständnis dafür, daß Du noch lernen mußt, daß das Verdienst noch nicht die Hauptsache für Dich is. Aber ich selbst muß Dich zwingen, um Geld zu arbeiten. Ich selbst.

Ludwig. Du? Warum?

Doergens. Weil ich unsern Haushalt nicht länger bestreiten kann. Deine Mutter geht von keinem ihrer Genüsse ab — unter keiner Bedingung. Sie übt solchen Zwang auf mich aus . . . Du glaubst das garnich. (Ludwig läßt seine Hand los. — Pause.) Uebermorgen ist der erste — sie wollte Dich noch vor'm ersten in Berlin haben. Darum schrieb sie Dir. Was für die Miete fehlt, sollen Deine Ersparnisse decken —

Ludwig. Aber das ist doch ganz selbstverständlich.

Doergens (wild). Junge, Junge — sei nich so gut — das is hier nich angebracht — mit den Ersparnissen begnügt sie sich nich — Du sollst Deine Empfehlung bei Bergmann fallen lassen, bei uns wohnen, und damit Du ein Drittel von der Miete bezahlen kannst, sollst Du bei Magnus Assistenzarzt werden. Der alte, faule Ignorant mit seiner kleinen Praxis!

(Pause.)

Ludwig. Und Du meinst, Papa — es geht nicht anders, wenn wir weiter so leben wollen?

Doergens (senkt den Blick). Nein . . . es geht nich anders.

Ludwig. Hm. — (nach einer Pause.) Ich werde Beides thun.

Doergens. Was?

Ludwig. Ich werde für Bergmann schriftlich arbeiten und außerdem Assistenzarzt sein.

Doergens. Das kannst Du nich —!

Ludwig (mit trübem Lächeln). Kann ich nicht? Du weißt noch nicht, was ich kann, Papa.

Doergens. Und Du meinst, ich werde das annehmen? Solch' Opfer? Daß Du Dich krank machst? Für was denn? Für das Haus hier? Für unser Leben? Unser Leben! Du hast 'ne Ahnung!!

Ludwig. Unser Leben muß anders werden. Und es wird anders werden. Wo sollte das sonst hinaus? Vertrau' mir nur, Papa — Du bist alt — — ich werde für eine Aenderung sorgen.

Doergens (mit stierem Blick). Das sagte ich mir auch mal . . das hatte mich auch immer aufgerichtet . . . aber jetzt — — jetzt nich mehr . . . und hier — bei uns — da willst Du Deine Kraft verlieren — Deine frische, junge Kraft . . . da willst Du ebenso zerfallen wie Trudchen . . . wie ich . . . Ludwig!!! (er packt in Verzweiflung seine Hand.)

Ludwig (leichenblaß). Nie war mir meine Aufgabe so klar, wie grade jetzt.

Doergens (in toller Erregung stammelnd). Ludwig — thu's nich, Ludwig — es is hier nichts für Dich — glaube mir — es wär' ja alles gut — wenn hier 'n Halt wäre — aber es is hier kein Halt. Ludwig — — wie Trudchen daliegen, ist fürchterlich!! — es kommt auch schon über mich — aber Du sollst raus — Du sollst was werden — Du mußt!!

Ludwig. Zunächst bin ich Euer Sohn — nicht wahr?

(Tiefe Pause.)

Ludwig. Ich möchte Trudchen gern sehen. Schläft sie?

Doergens (fährt sich über die Stirn). Ja — sie schläft.

Ludwig. Können wir vorsichtig reingehen?

Doergens. Komm'. (er öffnet lautlos die Thür rechts — geht auf den Spitzen voran — Ludwig folgt ihm.)

(Pause. — Aus dem Spielzimmer lautes Geräusch, Stimmengewirr: „Aß hätten Se spielen müssen! Sie können nich spielen!" „Aß lag. Ich weiß, was

ich thue!" „Lächerlich!" — Der Lärm verstummt wieder. Die Thür des Spielzimmers wird vorsichtig geöffnet, Arthur kommt herein.)

Arthur (geht leise nach der Thür links, ruft halblaut). Mama!

Frau Doergens (erscheint links). Was?

Arthur. Ludwig is wol gekommen?

Frau Doergens. Ja.

Arthur. Hätt'st mich doch rufen sollen.

Frau Doergens. Ach was.

Arthur. Wo sind se denn?

Frau Doergens. Wahrscheinlich drin. (zeigt nach rechts.)

Arthur. Natürlich.

(Pause.)

(Doergens und Ludwig kommen leise von rechts zurück.)

Ludwig (ergriffen). Es ist doch ein schönes Kind!

Doergens. Nicht wahr?

Ludwig. Wie schade. — — (er erblickt Arthur.) Nun, Arthur? Bist Du auch da? Wie geht's Dir denn?

Arthur (giebt ihm die Hand). Danke Dir! Und Du? Na Du siehst ja riesig schneidig aus mit Deinem Schmiß. Doktor biste auch geworden — gratuliere nachträglich.

Ludwig. Danke. Du bist jetzt im Geschäft — fühlst Du Dich zufrieden in Deiner Stellung?

Arthur (gähnt, lachend). O — ganz gut. Wenn die Börse man ooch zufrieden wäre.

Ludwig. Hast Du auch mit der Börse zu thun?

Arthur (arrogant). Nu natürlich — nur.

(Pause.)

Ludwig (wendet sich zu Frau Doergens). Mama, eh' uns're Gäste wieder reinkommen, möchte ich Dir den Entschluß mitteilen, den ich gefaßt habe.

Arthur. Entschluß? Bitte. (streckt sich auf's Chaiselongue aus.)

Ludwig (sieht ihn an). Ich spreche mit Mama. — Hörst Du, Mama?

Frau Doergens. Bitte.

Ludwig. Papa hat mir erzählt, wie unser Geschäft ist, und wie uns're Verhältnisse liegen, und daß er es allein so nicht weiter durchsetzen kann bei unserm Gebrauch. Wenn ich für meine Person auch andere Pläne für die Zukunft hatte, seh ich doch ein, daß ich zu unserem Unterhalt beitragen muß. Ich will also die Assistenzstelle bei Magnus übernehmen und bei Bergmann nur schriftlich arbeiten —

Frau Doergens. Wird das honoriert? — (Doergens tritt ihr näher.)

Ludwig. Das — weiß ich nicht. Ich glaube nicht. Aber Du hörst ja, ich will auch die Assistenz annehmen —

Arthur. Und dann willste Dich noch außerdem mit unnötigen Arbeiten schwächen, Mensch?

Ludwig. Ich bitte Dich Arthur . . . misch' Dich hier nicht ein — das vertrage ich nicht. — Du siehst, Mama, ich gehe auf alles ein, was Ihr von mir wollt.

Frau Doergens. Gut.

Ludwig. Aber ich habe eine Gegenforderung.

Frau Doergens. Die wäre?

Ludwig. Ich sehe, was bei dem jetzigen Leben aus uns geworden ist. Papa ist so furchtbar verändert — ich kann es garnicht sagen. Und Ihr Beide, Du Mama und Arthur — Ihr seid auch ganz anders, als ich Euch in der Erinnerung hatte.

Arthur (streckt die Beine von sich). Ach?

Ludwig (wirft ihm einen starren Blick zu, wendet sich dann wieder zu seiner Mutter). Mit Trudchen . . . das ist ein so furchtbares Unglück — aber — ich will davon still sein — das muß ertragen werden —

Frau Doergens. Komm' nun bitte zu Deiner Forderung.

Ludwig (nach einer Pause). Muß ich Dir die erst nennen, Mama?

Frau Doergens (wechselt einen lachenden Blick mit Arthur). Ja hör' mal — Gedanken lesen kann ich nicht!

Ludwig (wieder mit einem kurzen Blick auf den Bruder). Eigentlich ist es gegen mein Gefühl . . . aber da wir uns überhaupt nicht so leicht zu verstehen scheinen, will ich Dir sagen, was ich will. Ich will, daß dies — vegetieren aufhört, ich will, daß wir für einander, nicht für den Genuß leben!

Arthur (zwischen den Zähnen). Bravo.

Frau Doergens (ironisch). Du willst viel.

Ludwig (zusammenzuckend) . . . Ich denke nicht. Im Vergleich zu dem, was ich dafür biete . . . Ich gebe ja alles, was ich habe. Meine ganze Kraft. Und verlangen thu' ich dagegen nur, daß ein geordnetes, zufriedenes Familienleben anfängt. Aufgeben sollst Du nichts, Mama — Du sollst nur gewinnen. Glaubst Du mir das?

Frau Doergens (immer mit ironischen Blicken zu Arthur hin). Hm. Und wie malst Du Dir dies — geordnete Familienleben aus?

Arthur (unterdrückt einen Hustenanfall).

Ludwig. Billig leben, für uns leben, keine großen Gesellschaften die Nächte durch mit gleichgültigen Menschen.

Frau Doergens. Du würdest also jedweden Umgang verbieten?

Ludwig. Zu verbieten habe ich garnichts. Ich würde aber ein oder zwei gute Freunde, mit denen man mal des Abends zusammen ist, genug finden.

Frau Doergens (leichthin). Da würde uns aber die Wahl schwer fallen. Nicht, Arthur?

Arthur (nach der Decke blickend). Ja, Mama. Schlösser müßte schon bleiben.

Doergens (fährt bei diesen Worten empor — er trampst ein paar taumelnde Schritte auf Arthur zu, schlägt die Hände vor's Gesicht und bleibt in krampfhaftem Zittern stehen).

(Frau Doergens steht unbeweglich, mit starrem Lächeln links. Arthur hat sich, von der Wirkung seiner Worte erschrocken, aufgesetzt.)

Ludwig (blickt in wachsendem Begreifen auf die drei). Schlösser —? Wer ist das —?

Arthur (beherrscht sich nicht mehr, bricht in ein erstickendes Gelächter aus).

Frau Doergens (zwingt sich, da sie ihn so lachen sieht, ebenfalls dazu).

Ludwig (kommt langsam näher). Ihr lacht . . . ich weiß nicht . . . Ihr lacht . . . (sich plötzlich auf Arthur stürzend.) Du lachst!!!

Arthur (läuft nach links).

Doergens (eilt Ludwig nach, in seiner alten Aengstlichkeit). Scht — scht — um Gotteswillen!

Frau Doergens (tritt vor Arthur). Halt! (Ludwig bleibt stehen.)

(Die Thür zum Spielzimmer wird geöffnet — Schlösser, Magnus und Selig erscheinen auf der Schwelle. Magnus sieht mißtrauisch auf die Gruppe.)

Schlösser (drängt sich an ihm vorbei und eilt mit treuherzig ausgestreckten Händen auf Ludwig zu). Ah — da ihst er ja! Na griß Gott, mein Lieber! Is doch was andres — wieder zu Hause — was?

Ende.

Einiges über Spiritismus.

Von **Arne Garborg.**

Schreiben wir denn jetzt nicht 1893? — Und dennoch soll in einer ernsten Zeitschrift für gebildete Menschen über Spiritismus geschrieben werden?

Ja; das ist zu arg.

Aber ich kann nicht dafür. Die Welt ist nun einmal so geworden. Soll man annehmen, daß sie anfängt kindisch zu werden? Oder daß sie die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten hat? — Vielleicht ist es am besten, gar nichts zu sagen, sondern sie zu nehmen, wie sie sich giebt. —

Wir waren nun schon so gut in Ordnung. Geschieden war das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste; das, was „man wissen könnte", war so gut abgesondert und abgeschlossen von dem, „was man nicht wissen kann"; es war eine so gähnende Tiefe zwischen „die Welt, die wir kennen" und „die Welt, die wir nicht kennen", gelegt, daß keine Verwirrung mehr entstehen konnte. Niemand konnte in das Unbekannte hinübergelangen, nicht einmal mit seinen Gedanken, und noch weniger konnte etwas von dort zu uns gelangen.

Aber je mehr auf diese Weise das Unendliche in die Ferne gerückt worden, desto klarer wurde uns das Gegenwärtige. Ueber unsere eigene Welt schien die klare Sonne des Realismus, so daß alle Schatten und Nebel der Nacht verschwanden. Es gab keine Mysterien mehr und keine Mystik, keine dunklen Bodenkammern und keine Gespenster mehr. Wie weit man auch reiste, in Gedanken oder in Wirklichkeit, überall traf man ein und dieselbe regelrechte, gesetzliche, solide Realität; sie war vielleicht ein bischen langweilig, aber sicher und zuverlässig. Der Dualismus war besiegt; es gab ein einziges, großes Erklärungsprinzip, das für alles ausreichte; und wenn es nicht mehr ausreichte, brauchten wir nur zu leugnen. Denn wenn es möglicherweise eine Unendlichkeit gab, so existierte sie jedenfalls nicht für uns, hatte also weder Recht noch Befugnis, die Nase in unser Dasein zu stecken. Ordnung in allem! sagte die Wissenschaft, und es ward Ordnung. Wir waren stolz auf diese Ordnung, und wir drückten uns gegenseitig die Hände und versicherten uns, daß die Zeit der Fabeln jetzt vorüber sei. Künftighin solle keiner mehr kommen und uns einen Bären aufbinden. Wir seien Kinder des neunzehnten Jahrhunderts; also nichts davon!

Aber die Welt des Unbekannten hatte nicht die Spur von Respekt vor dem neunzehnten Jahrhundert. Eines schönen Tages fing es ganz einfach an zu spuken.

In optima forma! Akkurat wie in alten Zeiten.

Es klopfte en Wänden und Tischen, Steine flogen nnd Kirchenglocken läuteten; leblose Dinge spazierten umher, ohne daß jemand sie berührte; Peter und Paul hatten Offenbarungen, und Söhne und Töchter prophezeihten; Schusterjungen schrieben im Schlaf Dichterwerke, und Holzhauer dachten Philosophie, so daß wirkliche deutsche Philosophen sich dadurch anführen ließen; ja, die Frechheit

ging so weit, daß die Gespenster am hellichten Tage hingingen und sich photographieren ließen.

Humbug natürlich! — Aber was half das?

Denn nicht immer ließ der Humbug sich entlarven. Einzelne der Geisterphotographien mußten trotz aller möglichen fachgemäßen, zum Teil sogar richterlichen Untersuchungen, als unerklärlich anerkannt werden. Und der Spuk ging weiter. Er breitete sich aus, wanderte von Land zu Land, von Weltteil zu Weltteil, und er stieg, von der Hütte zu Schlössern, von der vierten Etage zur zweiten ... nach einigen Jahren hatte der Spiritismus Anhänger innerhalb aller Gesellschaftsklassen der ganzen Christenheit, innerhalb aller Konfessionen. Er umfaßte die alte wie die neue Welt, und als er Asien erreichte, fand er sich wieder in der Jahrtausende alten Weisheit der Fakire und Mahatmas; ja, seine Weltanschauung, — die ihm angeblich von amerikanischen und europäischen Geistern aller möglichen christlichen Glaubensbekenntnisse diktiert worden — fand er mit großem Stolz sogar im Buddhismus wieder.

Die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts lachte. Nach und nach aber fingen die Menschen an, bedenklich zu werden. Denn die Spiritisten hatten die Methode der Zeit angenommen —: sie „experimentierten!" Ihre Lehre sollte keine Religion sein, sie war eine Wissenschaft, eine Erfahrungswissenschaft. Den positiven, durch Experiment konstatierten Beweis für die Unsterblichkeit des Individuums versprachen sie; und sie sprachen zu den Menschen: kommt und seht! — oder noch frecher: untersucht doch selbst! — so daß das Raisonnieren wenig nützte. Immer Mehre und Mehre setzten sich an den magischen Tisch, und seht: die Tische klopften, die Tische rückten; es wurden Namen, Sätze diktiert; man erhielt Antwort auf Fragen ... Und Schreib-, Sprech- und Materialisationsmedien tauchten auf und verrichteten Wunder auf Wunder, so daß man nicht aus, nicht ein wußte.

Man wandte sich an die Wissenschaft um Hülfe, gleichwie die Leute in alten Zeiten zum Priester und zur Klosterschule gingen: Erklärt uns die Phänomene — oder entlarvt diesen Humbug! Die Wissenschaft schwur und fluchte, erklärte aber nichts. Nur lachte sie nicht mehr so laut wie zuvor; der Spiritismus wurde Gegenstand der Verfolgung. Aus welcher Veranlassung er natürlich nur noch größeren Zulauf hatte.

Nun gab es manchen vernünftigen Mann der Wissenschaft, der sich sagte: dies geht nicht; die Sache muß untersucht und die natürliche Erklärung gefunden werden; — noch niemals ist ein mutiger Mann auf einen Geist losgegangen, ohne daß dieser sich nicht als Handtuch entpuppt hätte! — Und die mutigen Männer der Wissenschaft gingen drauf los. Hare (Chemiker) in Amerika, Crookes (Physiker) und Wallace (Naturforscher) in England und eine Anzahl Anderer; schließlich ein Komite von 33 Männern, das eingesetzt wurde von einer gelehrten Gesellschaft in London, welche dem Spuk mit einem Schlage ein Ende machen wollte. Das half nicht. Die natürliche Erklärung wurde nicht gefunden, und der Humbug nicht entlarvt; die untersuchenden Männer der Wissenschaft wurden nur Spiritisten. Oder sie wurden still. Nur einen Gelehrten kenne ich, der sich näher mit dem Spiritismus beschäftigt hat, ohne verführt zu werden; das ist der bekannte Philosoph Ed. von Hartmann. Mit ihm ist die Sache aber wieder die, daß er nur über den Spiritismus gelesen, — nicht mit ihm experimentiert hat. —

In Bezug auf diese Männer der Wissenschaft jedoch, die übergegangen waren, wußte man sich natürlich zu helfen: — sie waren verrückt geworden. Oder man entdeckte plötzlich, daß sie nie etwas getaugt hatten. Als W. Crookes damals seine Experimente begann, stand in allen Zeitungen: Gott sei Dank! nun werden wir Auskunft bekommen! — wenn ein so gründlicher und zuverlässiger Forscher sich mit der Sache einläßt! — Hinterher hieß es: „nein, dazu gehören noch zuverlässigere Leute —!" Die gelehrte Gesellschaft in London, die das

obengenannte große Komite eingesetzt hatte, weigerte sich, als es zur Sache kam, den Bericht des Komités zu drucken! — Wie Wallace beurteilt wird, nachdem er sein Buch über den Spiritismus geschrieben hat, wissen wir alle. Gradezu komisch ist es zuweilen zu lesen, wie die vernünftigen Männer der Wissenschaft, offen gesagt, geflohen sind vor den Beweisen, die sie kontrollieren sollten; augenscheinlich haben sie Angst, daß auch sie sich bekehren lassen könnten. Und wie würde es dann ihrem wissenschaftlichen Ruf ergehen! — Das vernünftige Publikum geht den Autoritäten nach. Am besten, sich die ganze Geschichte aus dem Sinn zu schlagen, es zu verstecken, zu vertuschen; wenn es keine Erklärung giebt, so mag es gehen, wie es will; Gespenster giebt es nun einmal nicht.

Inzwischen ist eine gewisse Unsicherheit über uns gekommen. Nicht allein der Spiritismus ist Schuld daran; es kommt noch manches andere dazu; wir sind nicht mehr so überzeugt, daß wir uns mit der Unendlichkeit abfinden können, indem wir sie von uns abschließen. Selbst die Wissenschaft wird unsicher. Je tiefer sie gräbt, desto hohler wird der Boden unter ihr; sollte jene solide Wirklichkeit vielleicht selbst mit zu der Welt des Unbekannten gehören? Auf der anderen Seite werden in der Psychologie Entdeckungen gemacht, die nach der Richtung zu deuten scheinen, daß das Unbekannte vielleicht auch mit zur „Wirklichkeit" gehört; der Hypnotismus zwingt uns mehr und mehr zu der Annahme seelischer Kräfte von übermateriellem Range, — Seelenkräfte, welche die Materie beherrschen. Es ist, als fingen die Kräfte einer durch Erklärung fortgeschafften, halb und ganz geleugneten Welt an, sich hier und da zu rühren. Die Dichter schwärmen für Rätsel und Schatten und dunkle Fragen; die regelrechte, solide Wirklichkeit wird ja auch viel zu langweilig. Die Sonne des Realismus geht unter. Und mit grünlich bleichem Totenlicht geht der Mond der Romantik auf.

Damit kommt die Stimmung für allerhand verbotne Dinge. Alte Vorstellungen und Gefühle erwachen wie das Echo in vergessenen Wäldern. Man bekommt Sinn für Rokokko, für Messen, zuletzt auch für Gespenster. Poeten und Frauen, die interessant sein wollen, glauben an Wiederkehr nach dem Tode, an Ahnungen und alles mögliche seltsame; so fängt der Spiritismus an, auch salonfähig zu werden. Aus den Salons dringt so etwas wie eine Erlaubnis, glauben zu dürfen, und sofort kriecht der Glaube aus allen Ecken und Winkeln. Er war nämlich alles andere, nur nicht tot! Mittelst der Suggestion: „es ist nicht mehr modern, zu leugnen", schlägt die Stimmung mit einer Geschwindigkeit um, welche die Misanthropen unendlich amüsieren muß.

Sogar die Journalisten beginnen Unrat zu merken. Grade jetzt in dieser heiligen Weihnachtszeit haben wir erlebt, daß unsere Zeitungen den Spuk in Gran erzählen konnten — ohne ihre Witze über die Geschichte zu machen. Es lohnt vielleicht nicht mehr, allzu entschiedene Partei zu ergreifen. Es giebt jetzt ja so Viele, die an dergleichen glauben! Und überdies ... wer weiß! Wer weiß?

Das nüchterne, männliche „Weshalb?" des Positivismus macht dem mehr femininen „Weshalb nicht?" Platz. An Stelle des gewissenhaften, mühseligen „Glaub nur das, was bewiesen ist!" tritt das poetischere: „Leugne nichts, wenn Du nicht den Gegenbeweis hast." Und dieses „leugne nicht" wird durch einen kleinen, kaum merkbaren Gedankensprung zu „glaube", — wenn die Stimmung dafür vorhanden ist.

Und der Spiritismus gedeiht besser denn je. Daß er offiziell verfolgt wird macht ihn nur um so pikanter.

Die unglaublichsten Menschen kann man jetzt an dem magischen Tische finden. Und die Spiritisten zählen nach Millionen. Sie haben ihre Literatur, die zum Teil von sehr intelligenten Männern geschrieben wird, und die Vielfältigkeit ihrer Zeitschriften ist unzählbar.

Die Ansteckung greift in einem Grade um sich, daß bald niemand mehr

ſicher ſein kann. Selbſt wenn man aus Prinzip oder Neigung weder ihre Bücher noch ihre Blätter lieſt, kann der Bazillus ſich Einem übertragen. Eines Tages kommt ein guter Freund mit der unſchuldigſten Miene der Welt und ſchlägt vor, „einen kleinen Zirkel zu bilden“; er ſpricht und ſpricht, bis man neugierig wird; jedenfalls will man nicht unfreundlich gegen den lieben Kerl ſein ... und ſo iſt man dabei, ehe man ſich's verſieht. Für das, was *dann* paſſieren kann, will ich nicht einſtehen! — *So* viel Erfahrung habe ich ſelbſt.

Ja. Denn ſoweit iſt es gekommen, daß man nicht einmal mehr auf dem Rücken des Dovrefjeld ſicher iſt. Ein Bekannter aus der Studentenzeit macht eine Bergtour, guckt bei mir in Kolbotnen ein; — plötzlich fängt er an, mir zu erzählen, daß er kürzlich mit dem verſtorbenen Storthingsmann Rud geſprochen hat. — Ich habe einen Freund in Deutſchland, einen wiſſenſchaftlich gebildeten Mann, Pſychologe, Wahrheitsforſcher; er beehrt mich dann und wann mit einem Briefe; eines ſchönen Tages teilt er mir mit, daß er mit Spiritiſten verkehrt. Ich beunruhige mich um ihn, warne ihn, predige ihm lang und breit Vernunft; — aber ich bekomme meine Antwort. Punkt für Punkt beweiſt er mir, daß *er* jedenfalls nicht der Dumme iſt. Die Halluzinationshypotheſe vernichtet er mit einer Geiſterphotographie; die hypnotiſche Erklärung genügt jedenfalls nicht gegenüber den Kontrollapparaten der Gelehrten; alles, womit ich ihm ſonſt noch komme, fertigt er ab mit einem kurzen „lies Akſakow.“ D. h. urteil nicht über Dinge, Alterchen, von denen Du keinen Begriff haſt! — Ich werde unſicher und ſchreibe nicht mehr über Spiritismus.

So muß ich eins nach dem andern erleben. Zuletzt wird man müde und ſagt ſich: wenn die ganze Welt verrückt wird, iſt es wohl am beſten, wenn Du es mit wirſt. Der Skeptizismus iſt ja recht ſchön, aber es giebt auch einen Skeptizismus der Feigheit, der *nicht* ſchön iſt: der, der nicht auf Gründe hören will. Ich fange alſo an, Akſakow zu leſen.

Und ich leſe mehre, Hare, Owen, Crookes, Wallace ... Ich leſe, bis ich wirklich meine, ich werde verrückt. Dies ſtellt ja alle Dinge auf den Kopf. Die Geſpenſter des Volksglaubens, die Wunder des Katholizismus, die Hexengeſchichten des Mittelalters, die Orakel der Griechen, die Offenbarungen der Bibel, die Unbegreiflichkeiten der Fakire, die Zauberer der Wilden — das alles wird ja — ganz einfach hiſtoriſch. Man braucht nichts zu leugnen oder durch Erklärung fortzuſchaffen! — einige Uebertreibungen und Mißdeutungen natürlich abgerechnet. Die Welt iſt immer voller Geiſter und Geiſterthätigkeit geweſen. Nur hat die chriſtliche Kirche nach neunzehnhundertjährigem Kampf den Mediumismus unterdrückt — *beinahe* unterdrückt — der die Bedingung für das Wirken der Geiſter iſt; denn die Medien — das waren ja die Hexen!

Ganz und gar vergeſſe ich aber meine Würde als Kind des neunzehnten Jahrhunderts nicht; ich glaube nicht einen Deut, bevor ich nicht geſehen habe! Aber der nächſte Schritt iſt —: ein kleiner Zirkel!

Und der Tiſch klopfte und diktierte; ſo weit wir ſehen konnten, ganz aus eigenem Antriebe. Dinge, die wir erwarteten, kamen nicht; Dinge, die wir nicht erwarteten, kamen; oft langweilte und quälte der Tiſch uns ſtundenlang mit Unſinn, der ſo hochgradig unſinnig war, daß wir *ſelbſt* ihn uns kaum hätten leiſten können, — ſelbſt wenn Einer von uns gewollt hätte. Ein bischen amüſanter hätten wir es denn doch jedenfalls gemacht, und etwas weniger endlos. Ich war bereits ergriffen und nahm dieſen übernatürlich unſinnigen Unſinn für einen Beweis mehr. Nur Geduld! — das rechte wird ſchon kommen.

Der Skeptizismus iſt recht ſchön; aber es giebt auch einen Skeptizismus der Dummheit: der, welcher nicht das Gewicht der Gründe zu würdigen weiß! Wenn ich nur Gründe finden könnte, dann würde ich glauben wie ein Maſtodont. Denn wer möchte nicht gern an ſeine Unſterblichkeit glauben!

Aber obgleich ich der Anſicht war, daß die höheren Geiſter ſich ebenſo gut

meiner annehmen konnten, wie sie sich z. B. Robert Hare's annahmen — ein tüchtiger Chemiker aber schlechter Stylist — bekam ich nur von Fasel-Geistern Besuch. Jeden Abend bannte ich sie, aber sie kamen wieder. Solche Schelmengeister — verstorbene Viehtreiber u. s. w. — haben ja gar kein Interesse daran, daß die Menschen die Wahrheit erkennen. Im Gegenteil; denen macht es Vergnügen, aufgeklärte Leute zu foppen. Auf die Dauer wird Einem die Geschichte langweilig. Wer zum Henker mag Spiritist werden, wenn die Geister solch Gesindel sind.

Aber das spiritistische Nachtschwärmen ist trotz alledem verführerisch, und ich weiß nicht, wie lange ich mich noch von meinen Schelmengeistern hätte nasführen lassen, — wenn nicht plötzlich eine Warnung von außen erreicht an mich herangetreten wäre.

Ein Schulkamerad und Freund aus älterer und neuerer Zeit schickte mir eine Anzahl Aufzeichnungen, die ich mit Entsetzen las. Auch er hatte sich mit den Spiritisten eingelassen. Und dies waren die Resultate!

Wäre ich mit den Mannichfaltigkeiten des Spiritismus nicht so bekannt gewesen, wie ich es jetzt zufällig war, so fürchte ich, daß ich an die Vorgesetzten meines Freundes oder an andere maßgebende Persönlichkeiten telegrafiert und sie gebeten hätte, den Burschen bis auf weiteres festzunehmen.

Jetzt that ich es nicht. Aber mit einer gewissen Entschlossenheit ließ ich die Viehtreiber fahren.

Mein Freund Z. ist ein Mann, der ungefähr auf derselben intellektuellen und moralischen Entwicklungsstufe steht, wie ich selbst. Er war noch zufälliger und unverschuldeter in den Spiritismus hineingetrieben, als ich, und seine Beurteilungskraft war mindestens eben so wach gewesen wie die meine, und dennoch! Wahrlich, ich begriff die Angst, mit welcher er sich um Erklärung und Führung an den ersten besten wandte, dem er sich anzuvertrauen wagte; wäre ich in seiner Lage gewesen, ich glaube, ich wäre zuerst zum Doktor geeilt.

Das Spiritismuskneipen ist eben so gefährlich wie jede andere Kneiperei. Die „Geister" mögen nun sein was sie wollen —: ohne erfahrene Führung soll man sich vor ihnen hüten. Und eine Stimme rief in mir: Nimm Dein Conzeptpapier und schreib, damit auch Deine Brüder gewarnt werden.

Mit einiger Mühe erhielt ich von meinem Freunde die Erlaubnis, von seinen Aufzeichnungen Gebrauch zu machen; er befürchtet sehr, erkannt zu werden. „Die Leute hier in der Gegend würden bald daraus folgern, daß ich Umgang mit dem Teufel pflege", schreibt er, und das, meint er, wäre nicht gerade günstig für ihn. Ich beruhigte ihn in dieser Beziehung, und da nun die Redaktion der „Freien Bühne" so nachsichtig war, mir Raum genug zu versprechen — bekommen Sie die Geschichte.

Sie ist ein wenig lang; aber ich glaube wohl, der Redaktion dafür einstehen zu können, daß Sie sie zu Ende lesen werden.

Sie wird nicht nur als Warnung nützlich sein. In Wirklichkeit ist sie eine gute Einleitung zum Studium des Spiritismus selbst, dessen psychologisches Problem sie auf klare Weise löst.

In einigen Schlußbemerkungen werde ich dies nachweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Einsamer Tod.

Von

Georg von Ompteda.

(Georg Egestorff.)

In das Vaterhaus hatten sie ihn gebracht. Dort sollte er sterben. Es war der Mutter Wunsch, ihn bei sich zu haben. Dem Kranken war es recht gewesen: er hatte gemeint, wo es geschähe, sei ihm einerlei, der Tod thäte überall gleich.

Nun lag er in Kissen weich gebettet im hohen, düsteren Zimmer, mit von der Zeit gebräunten Ledertapeten, die etwas finsteres, strenges dem Raume gaben.

Neben ihm stand die Mutter, ganz in Schwarz, und strich ihm das widerspenstige Haar aus der Stirn.

Er hob den Kopf zu ihr:

„Wie herrlich es draußen ist! Du wirst einen schönen Frühling haben!"

„Ich, mein Kind? Wir! Wir Beide!"

„Nein Mutter, ich nicht! Ich erlebe ihn nicht mehr."

Ihr Gesicht ward starr:

„Sage das nicht! Ich bitte Dich, sage das nicht!"

„Aber ich fühle es doch!"

Sie schlug das dunkle, ein wenig harte Auge gen Himmel:

„Gott wird Dir helfen!"

Der Kranke lächelte müde und schüttelte den Kopf.

„Gott?"

Angstvoll faßte sie seine Hand:

„Glaubst Du nicht an Gott?"

Er gab keine Antwort. Mit flehendem Ausdruck fragte sie noch einmal:

„Glaubst Du nicht an Gott?"

Und als er schwieg, fast drohend:

„Das ist unmöglich! Du mußt an Gott glauben."

Ganz leise kam es, aber entschieden von des Sohnes Lippen:

„Ich weiß, was ich denke, Mutter, aber ich will Dir nicht wehe thun!"

„Du glaubst nicht! Kind ich bitte Dich: sage es mir, daß Du glaubst!"

„Und was soll es helfen?"

„Gott ist barmherzig, er wird Dich gesund machen!"

Wieder schüttelte der Kranke leise den Kopf und wieder bat die Mutter:

„Sage mir, daß Du an Gott glaubst!"

Aber er antwortete nur einfach:

„Soll ich lügen, noch ehe es aus ist?"

„Aus? Kind, Du darfst nicht sterben, Du darfst mir nicht genommen werden!"

Sie kreischte es fast und warf sich über den Sohn mit angstvollem Schrei. Und er sprach beruhigende Worte zu ihr.

Das Fenster, an dem der Kranke lag, ging auf den Schloßpark hinaus mit

weitem Blick durch Eichengrün auf Wiesenflächen, die friedlich in der Mittagssonne zu schlummern schienen. Vogelgezwitscher klang herein und würzige, kräftige Waldluft wehte herüber. Er sog sie ein mit wonniger Miene, und sein Blick ging hinaus in die keimstarke, wachsende Landschaft, von der er wußte, daß er bald Abschied nehmen würde. Aber er war gefaßt. Er hatte mit sich selbst schon die Abrechnung gemacht, das Facit gezogen. Nur, daß er der Mutter Kummer bereiten sollte, das bedrückte ihn. Und da sie noch immer fragte, suchte er ihr Mut zuzusprechen.

„Mutter, es ist nicht so schlimm, zu gehen. Ich weiß, daß es aus ist! Ganz bestimmt. Ich bin stark, nur mußt Du gut sein und mir's nicht schwer machen."

Starren Auges blickte sie ihn an. Sie fand keine Thräne. Doch als er weiter sie leise tröstete, sagte sie endlich:

„Gott wird mein Gebet erhören und Dich mir lassen. Und wenn . . . wenn . . . er Dich einmal . . . abruft . . . so finden wir uns oben wieder!"

Einen Augenblick wurde der Kranke erregt und erhob sich in den Kissen. Es machte ihm Anstrengung zu sagen, was er empfand. Er war müde geworden vom Sprechen. Nun rang er mit den Worten, doch ein Hustenanfall überkam ihn und er konnte nur noch stumm mit dem Haupte verneinen. Dann sank er erschöpft zurück.

Die Mutter ließ seinen Arm nicht los. Sie flehte in furchtbarer Seelenangst:

„Kind! sage es mir. Du glaubst nicht an ein Jenseits? Wenn ich das denken müßte! Du glaubst nicht an ein Leben nach dem Tode?"

Er war wieder ganz ruhig geworden. Die großen Augen, die übermächtig aus seinem blassen Antlitz glühten, mit ihrem todesgezeichneten Blick, ruhten milde, versöhnlich, fast mit einem Zuge des Mitleids auf dem Gesicht der Mutter vor ihm. Und nun sprach er mit ganz leiser Stimme, ohne sich zu ereifern, und immer mit bittendem Ausdruck, sobald sie sich erregte:

„Was wißt Ihr vom Jenseits? Wozu? Ich nehme Abschied von Dir — hier. Wir sehen uns nicht wieder. Ich bin nichts mehr, wenn ich gegangen bin, als ein Haufen Staub."

Und dann sagte er es ihr mit milden, zu Zeiten beinahe erlöschenden Worten, wie sehr er sich sehne nach dem Sterben, wie er nichts anderes mehr begehre, als zu gehen. Sagte ihr, daß er keine Furcht hätte, daß er fest und froh sei und ruhig scheiden wolle. Nur um das Eine flehte er sie an: sie möge stark sein wie er und ihm nicht sein letztes Stündlein bitter machen.

Aber immer bat die Mutter an seiner Seite, daß er nicht so etwas reden solle, und erklärte ihm, daß sie Gott auf den Knieen bestürmen wolle, ihr den Sohn zu lassen.

Da ward er endlich schwach und müde bei ihren Bitten, und um nur Ruhe zu haben, gestand er ihr zu, daran denken zu wollen; es sei möglich, daß er noch zu leben hätte. Dann wendete er sich nach der anderen Seite und fiel in tiefen Schlaf.

Die Mutter aber blieb an seinem Lager sitzen in brünstigem Gebet und rang mit ihrem Gott um das Leben des Sohnes.

* * *

Es war Nacht geworden und der Arzt eben gegangen, den der Kranke nicht gesehen, weil er noch ruhte und im kräftigen Schlummer nicht gestört werden sollte. Die Mutter wachte am Bett des Sohnes, die Blicke auf seine wachsbleichen Züge geheftet. Das Nachtlicht warf ungewissen Schein. Gespenstisch spielte an der dunklen Decke der helle Lichtkreis. Tiefe Stille herrschte im Schloß. Da schlug er die Augen auf und sie faßte seine schweißkalte Hand:

„Kind, wie geht es Dir? Ist es Dir besser?“

Er nickte langsam, denn er fühlte sich schmerzfreier dem Ende zu. Ihm war es, als könne es nun nicht mehr lange dauern, als müsse es bald kommen, als sollte er bald glücklich werden. Und er sagte es der Mutter.

Sie schrie auf im Schmerz und tastete nach seiner Brust und befühlte seine Stirn und bat, er möge bei ihr bleiben, und flehte und betete und weinte und rang, und beschwor ihn zu bekennen, daß er an Gott glaube, und bestürmte ihn um die Antwort, daß es ein Jenseits gäbe, und kämpfte mit dem Kranken und bedrohte und zwang ihn, bis es endlich im Angstruf stöhnend von ihm kam:

„Mutter, wenn ich nicht schon wüßte, daß es zu Ende geht: das würde es machen.“

Doch sie bedrängte ihn weiter:

„Kind, ich darf nicht, ich kann nicht anders. Ich könnte nicht selig werden, wenn ich mir vorwerfen müßte, ich hätte nicht alles gethan, um meinen Sohn im Glauben zu erhalten.“

Der Kranke stöhnte nur tief und schmerzlich. Immer bat sie weiter:

„Mit welchem Gesicht sollte ich vor Gott treten! Ich flehe Dich an, sage mir, daß Du glaubst!“

Er atmete hastig, daß es den siechen Körper zuckend durchfuhr. Doch sie bestürmte ihn fort und fort:

„Glaubst Du an ein Jenseits?“

Er schwieg.

„Glaubst Du? Gott wird Dir alles verzeihen, er ist allbarmherzig. Er wird Dir helfen! Wenn Du an ihn glaubst! Sage es mir!“

Das Flehen der Mutter quälte sein Ohr. Endlich entrang es sich ihm:

„Laß mich, Mutter, bitte, bitte!“

Aber sie ließ ihn nicht:

„Ich kann nicht! Ich darf nicht! Wird die Seele meines Sohnes nicht einst von mir gefordert? Wird der Herr mich nicht fragen: Was hast Du aus Deinem Kinde gemacht?“

Und sie warf sich über ihn, die dunkle, asketische Gestalt, als wollte sie die Seele aus seinem Körper reißen.

„Mutter ... laß mich ... laß mich ... Du thust mir weh ...“

Doch sie hörte nicht auf ihn. Tief, drohend klang ihre Stimme:

„Du mußt glauben! Hörst Du, Du mußt!“

Wilder Trotz bäumte sich in ihm auf und er kreischte heiser mit erlöschendem Atem:

„Laß mich sterben, Mutter. Du hinderst mich am Sterben!“

Sie sah ihn an mit Augen voller Schrecken, starr und groß:

„Kind, Du darfst nicht sterben! So nicht! Du sollst selig werden!“

Er antwortete nicht. Sie quälte ihn weiter:

„Kind, Kind, mein einziges, das ich habe, Kind, sage mir, daß Du an die ewige Seligkeit glaubst!“

Alle Kraft nahm da der Kranke zusammen, und reckte sich hoch, soweit er noch konnte und stieß die Mutter von seiner Seite, und zischte mit letzter Anstrengung:

„Mutter ... laß mich sterben.“

Sie wich zurück. Am Fußende des Bettes blieb sie stehen. Wie im Kampf faltete sie die Hände und stammelte:

„Mein Gott, mein Gott, der Du mir noch immer geholfen, hilf mir ... laß mir mein Kind ... Hilf ihm ... hilf mir ...“

Dann erstarb ihr Gebet in heißen Bitten, und sie trat wieder an den

kranken Sohn heran und fragte ihn laut und feierlich, daß es hohl klang in der Stille der Nacht, in dem weiten, deckenhohen Zimmer:

„Mein Kind, sage es mir: Glaubst Du an Gott?“

Hastig wollte sich der Kranke erheben, doch er vermochte es nicht. Nochmals tönte ihre Frage und aus dem Laut zitterte wilder Schmerz:

„Glaubst Du an Gott?“

Seine todesmatte Seele kämpfte mit der Lüge. Er wollte stark bleiben, aber die Kraft war von ihm gewichen. Eine brennende Sehnsucht fühlte er, allein zu sein. Nur allein ... allein ... allein ... Und es kam ihm der Gedanke, die Mutter noch glücklich zu machen vor dem Ende, daß sie ruhig leben könnte und das Bild des Sohnes verklärt in ihr bliebe, den sie nie wieder sah. Und ihm schien diese Lüge das letzte Vorurteil. Als zum dritten Mal bebend in Qualen die Frage klang: „Glaubst Du an Gott?“ da sagte er mit lächelnden Lippen bestimmt und fest das Wort der Lüge:

„Ja, Mutter!“

Und er wandte erschöpft den Kopf. Noch fühlte er die dankbrennenden Lippen der Mutter auf seiner Wange, dann nahm ihm der Schlaf die Besinnun

Sie beugte sich über den Sohn und lauschte nach seinen Atemzügen. Ein Freudenschimmer verklärte ihr Gesicht und sie verließ auf den Fußspitzen das Gemach des Schlummernden.

In der Kapelle unten, die an den Schloßflügel stieß, lag sie auf den Knieen und dankte ihrem Gott, der das Herz ihres Kindes gewendet und dann rechtete sie mit ihm um sein Leben in stürmendem Gebet.

* * *

Der Kranke war erwacht. Der Tod stritt um sein Leben. Heftig war die Schlacht, das Ende schwer. Aber er kämpfte ehrlich und tapfer ohne tröstendes Gaukelspiel einer Hoffnung, allein in dem Schweigen der Nacht. Ganz allein. Im Dunkel, denn das Licht war verlöscht.

Als der Tag durch die Scheiben brach, saß die Mutter neben dem Stück toter Natur, das einst ihr Sohn gewesen, und haderte mit ihrem Gott.

Im Schloßhof aber teilten es sich die Diener mit. „Der junge Graf ist zu seinen Ahnen gegangen!“ sagte feierlich der alte Kutscher, der schon 40 Jahre im Dienst der Familie war, und seine Frau, die Köchin, schlug ein Kreuz:

„Gott hab' ihn selig!“

Doch der Stallbursche lachte: „J! Der gloobte ooch an nischt!“

Der Talisman.

Von **Lou Andreas-Salomé.**

— — „So ging der Kaiser in Prozession unter dem prächtigen Thronhimmel, und alle Menschen auf der Straße und in den Fenstern sprachen: Gott, wie sind des Kaisers neue Kleider unvergleichlich! — — —" Keiner wollte es sich merken lassen, daß er nichts sah, denn so hätte er ja nicht zu seinem Amte getaugt oder wäre sehr dumm gewesen. — — — —

„Aber er hat ja nichts an!" sagte endlich ein kleines Kind.

„Herr Gott, hört des Unschuldigen Stimme," sagte der Vater; und der Eine zischelte dem Andern zu, was das Kind gesagt hatte.

„Aber er hat ja nichts an!" rief zuletzt das ganze Volk.

Das ergriff den Kaiser, denn es schien ihm, sie hätten Recht, aber er dachte bei sich: „nun muß ich die Prozession aushalten!"

Und die Kammerherrn gingen und trugen die Schleppe, die garnicht da war. — — — —

Das Andersen'sche Märchen von „des Kaisers neuen Kleidern" ging am 4. Februar im Deutschen Theater unter rauschendem Beifall in Szene. Ludwig Fulda hatte es mit großer Feinheit und geistreichem Geschick zu einem vieraktigen Versdrama „Der Talisman" umgeschaffen. Die Märchenstimmung zwar, welche den erwachsenen Menschen aus dem Ernst des wirklichen Lebens heraus in den Zauber der Kinderstube zurückversetzt, — welche glauben läßt, man kauere zu Mutters Füßen, mit dem Kopf in ihrem Schooße, und lausche auf die Märchen in der Dämmerstunde, — dieser Zauber fehlte dem Werk. Anstatt des schlichten Kindertons, den Andersen's eigentümliches Genie besitzt, hörte man den graziösen Geist des gewandten Erzählers heraus, dem es nicht gegeben ist, naiv zu wirken. Aber gern und willig ließ man sich von der Anmut und Natürlichkeit dieser formvollendeten Verse gefangen nehmen, — von dem bunten, heitern und farbenprächtigen Bild, das da in ihnen vorüberglitt. Denn es gelang Fulda mit diesem alten, ehemals so viel behandelten, Fabelstoff in der That das, was ihm nicht gelingen wollte, wo er neue, moderne Stoffe neu und modern zu gestalten strebt: er zeigte originelle Eigenart. Wo die „Sklavin", wie eine bloße Imitation moderner Problemrichtung, kalt läßt, so nah sie auch die brennenden Fragen der Zeit berührt, da erwärmt und erfreut der „Talisman" durch die feine Kunst, mit der er uns dem Leben der Gegenwart ein wenig entrückt, um es dann durch den hellgewebten blitzenden Schleier seiner Märchendichtung wieder hervorschimmern zu lassen.

Von allen Bearbeitungen der alten Fabel hat Fulda sich mit gutem Griff an die Andersen'sche gehalten. In dem „Grafen Lucanor des Don Juan Manuel" von Eichendorff fehlen noch zwei Züge, durch deren Hinzufügung der Stoff erst

für das Fulda'sche Drama geschickt wurde. Der zu prächtigen Gewändern geschmückte Schein-Teppich, von welchem Graf Patronius dem Grafen Lucanor erzählt, hat noch nicht, wie Andersen's gewebtes Kleid, die Eigenschaft, ganz allgemein die Dummen und Schlechten zu verraten, sondern nur die ehelich Geborenen von den unehelich Geborenen zu unterscheiden; damit hängt der zweite kleine Zug zusammen, daß endlich nur derjenige den Mut zur Wahrheit hat, dem an seiner legitimen oder illegitimen Geburt nicht das Mindeste liegt, — nämlich des Königs Stallknecht, ein armer Neger. Statt dessen ist es echt Andersen'scher Tiefsinn, für den Stallknecht, der nichts zu verlieren hat, ein Kind eintreten zu lassen: die naive Wahrhaftigkeit des Unschuldigen, der kein Falsch kennt, der garnicht danach fragt, ob er mit seiner Aussage etwas zu verlieren habe. Das Andersen'sche kleine Kind ist zu einer anmutigen kleinen Mädchengestalt in Fulda's Dichtung geworden: zu Rita, des alten Habakuk Tochter, deren Unterredungen mit dem König Astolf und mit dem Magier Omar zu den reizvollsten Szenen des Ganzen gehören. Der Magier aus dem Parsenlande, der Sohn eines Oberfeldherrn, den Astolf, der Cypernkönig, um seiner unerschrockenen Wahrhaftigkeit willen aus dem Lande verbannte, kommt unerkannt an den Hof zurück, um eine Aufgabe zu erfüllen, die ihm sein Vater sterbend übertragen hat. Er ersinnt die Geschichte von den Gewändern, die nur den Klugen und Guten sichtbar sind, um des Königs Hoffahrt und Größenwahn zu überwinden, — um ihn die „einzige Tugend zu lehren, die ihm zum Herrscher noch fehlt": den Mut zur Wahrheit, zu der Wahrheit, daß auch er nur ein schwacher, irrender Mensch sei. Von wirklicher Komik sind die Szenen, in denen die feigen und feilen Höflinge, dem leeren Kleiderständer gegenübergestellt, ihre Bestürzung zu verhehlen und aufrichtiges Entzücken zu heucheln suchen, bis auch der König selbst in die Falle geht. Unter den Höflingen schoß der Haushofmeister Niccola in Gutperg's drolligem Spiel, den Vogel ab; er und Engels in der lustigen Rolle des alten Habakuk, Rita's Vater, der vom Korbflechter zum Grafen erhoben wird, sich aber ins Grafendasein durchaus nicht zu finden weiß, rissen das Publikum zu förmlicher Begeisterung hin. Weniger begriff ich den Beifall, den Kainz als König Astolf erntete; seiner nervösen Zerfahrenheit konnte man es absolut nicht glauben, daß ihm zum Herrschen blos Eine Tugend fehle. Er fiel aus dem Märchenstil ganz heraus und in das Moderne, Allzumoderne hinein, und ein wenig gilt das auch von der Maddalena Frl. Geßners, der erniedrigten und durch ihre Opferfreudigkeit und Treue endlich siegenden Königsbraut, daß sie mit zu modernem Pathos, zu sentimental ergriffen, spielte: der Ton, den Sommerstorff als Magier Omar und Frl. Retty als Rita trafen, entsprach besser dem Märchenhaften des Ganzen und erhielt sehr glücklich diejenige Stimmung wach, in welcher man willig bleibt, Alles zu glauben.

Im Märchen wird schließlich „Alles gut" und wenn der weise Magier sich zuletzt mit seinem „Schwälbchen" Rita in die kleine blütenumrankte Hütte zurückzieht, wie in ein beschauliches Schwalbennest, dann darf er überzeugt sein, daß seine kühne That die Ordnung der Welt wieder eingerenkt hat, — daß nunmehr der Herrscher ein Inbegriff aller Märchentugenden geworden ist, und sein Volk, von ihm regiert, zum Inbegriff menschlicher Glückseligkeit gelangen wird. Im wirklichen Leben würde seine entschlossene Wahrheitsthat den Kampf nicht beschließen, sondern erst recht eröffnen, und anstatt des heitern Märchenfriedens am Ende, würde es heißen müssen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so kämpfen sie noch heute."

Ludwig Fulda's Dichtung sollte ursprünglich nicht die einzige bedeutungsvollere Aufführung des Monats auf den ständigen Bühnen bleiben. Es sollte ihr im Lessigtheater ein Drama folgen, in welchem der Talisman des Magiers, der „Mut zur Wahrheit," sich als das weist, was er im wirklichen Leben, nicht im gefälligen Märchen, zu sein pflegt: nämlich ein Ruf zum Kampf, der immer von Neuem Zwietracht, Schmähung und Verbannung Jedem bringt, der sich zu ihm

bekennt. Denn nur im Märchen fehlt den herrschenden Mächten und Menschen blos „Eine“ Tugend. Dieses Drama, das ganz unerwartet ausfiel, ist Hannah Jagert und die Wahrheitsbekennerin darin, wie in der Fulda-Andersen'schen Fabel, ein Kind des Volks, wennschon nicht das naiv-unschuldige Kind mehr, sondern die zur vollen Selbstentwicklung gelangte Frau, deren Unbestechlichkeit und Unbefangenheit des Wahrheitsmutes erst eine Folge der erreichten geistigen Reife ist. Das Gebiet aber, auf dem sie den Talisman erprobt, ist das eigenste Gebiet der Frau, — das der Liebe. Gewiß giebt es keinen König, um den so blitzende, blendende Prachtgewänder zum bloßen Schein gewoben worden sind, wie die Liebe in der üblichen Auffassung der Leute; wer die Liebe nicht genau so bekleidet und mit so überirdischer Herrlichkeit angethan zu sehen vermeint, wie es der Wille der geltenden Sitte, Moral oder Gesellschaftsregel erheischt, der wird dadurch zum Verräter seiner eigenen Schlechtigkeit und Verworfenheit und wird gebrandmarkt. Hannah Jagerts Wahrheitsmut besteht darin, daß sie keine solchen falschen Prunkgewänder an ihren Empfindungen duldet, daß ihre Liebe es wagt, im bloßen Hemde einherzugehen und „nichts anzuhaben“, nicht einmal das Kleid der Treue; deshalb erscheint ihre Liebe in dieser nackten, irdischen Gestalt eigentümlich groß, weil ihre Ehrlichkeit in ruhigem Selbstbewußtsein jeden Schein verschmäht und jeden Kampf aufnimmt. Indessen werden vielleicht nicht Viele dieser Meinung sein. Hannah Jagerts polizeiwidrige Ehrlichkeit hätte sie beinah ganz von der Bühne verbannt, und wenn sie jetzt endlich, nach so langen Verzögerungen und Zwischenfällen, doch noch auf die Bühne gelangt, so kann der Talisman sich noch einmal wirksam erweisen und das Publikum selber auf die Märchenprobe stellen. Ich fürchte, es wird in der Mehrzahl Hannah Jagert verurteilen, und wie das Volk um jenen Märchenkönig im Hemde, so wird es auch um die Liebe im Hemde nach wie vor ein schönes Kleid verlangen. Denn auf Wirklichkeit und Wahrheit kommt es am allerwenigsten an; die Menschen gehen ebenso gern und „tragen eine Schleppe, die garnicht da ist.“

Drei neue Gedichte.

(Aus der „Dichtungen“ dritter Folge.)

Von

John Henry Mackay.

Ich muß wieder fliegen! . . .

Ich muß wieder fliegen! — Ich muß wieder fliegen!
Ich trag's nicht mehr! —
Süß redet die Ferne von Kämpfen und Siegen —
Mein Herz schlägt schwer . . .

Ich darf meine Tage nicht mehr verhüllen
In diesem Staub.
Ich muß in die Ferne, um sie zu füllen
Mit neuem Raub.

Es rief mit der Stimme der Kraft ein Rufer
Mich lang und laut:
Ich sehe neue und herrliche Ufer,
Von Licht bethaut,

Ich sehe Gebirge, groß, gewaltig,
Der Adler Hort,
Und Städte seh' ich: wie fremdgestaltig
Die Menschen dort!

Schon bin ich der jugendkräftige Schwimmer,
Der sie beschritt,
Schon bin ich der Kühnen kühner Erklimmer,
Der sie erstritt,

Schon, in die gaukelnden schwirrenden Massen
Hineingetaucht,
Hab' ohne Liebe und ohne Hassen
Ich sie verbraucht! . . .

Ich fliege wieder! — Ich fliege wieder! —
Die Ferne fällt!
Mein sind unzählige neue Lieder!
Mein ist die Welt! — —

— — — — — — — — — — — — — —

Heim schwankt im Herbste der Wagen, beladen
Mit neuer Frucht.
So kehre ich heim zu meinen Gestaden,
In diese Bucht,

Wo ich nun still vor Anker legen
Die Frachten will . . .
Befreit von Last, beschwert von Segen
Seh' ich der Winter-Nacht entgegen.
Mein Herz schlägt still.

Die große Nacht.

I.

In dieser großen Nacht, da Alles sich befliß
Mich niederwärts zu stürzen, hob ich mich hoch und riß
Vom Haupt des Ruhms herab den Silberschleier! —
In dieser großen Nacht, einsam auf mich gestellt,
Entrollte sich vor mir das kühne Bild der Welt —
Allein beging ich meines Sieges Feier . . .

II.

Kein Becherwink der Freunde . . Kein Zuruf, froh und laut . . .
Kein Tücherwehn . . . Kein Lorbeer . . . Kein Jubel, hochgestaut —
Kein Stern! — und keine Hoffnung! — Nichts als die eigene Engniß! . .
In dieser großen Nacht hob ich mich selbst empor,
Bevor sich rettungslos mein Geist an Euch verlor —
Geführt von keiner Hand verließ ich mein Gefängnis!

Die Ketten fielen klirrend. Barsch schloß das Thor sich zu.
Ich bin befreit. Es lädt mein Bett mich ein zur Ruh.
Es schlafe wer da will. Ich bin seit heut' ein Freier!
Und bis der Morgen graut soll sich in meine Brust
Ergießen unerschöpflich ein Strom von Lebens-Lust,
Denn jetzt beginnt mein Geist die Sieges-Feier!

III.

Nicht mehr von Euch verurteilt, von Euch nicht mehr entsandt,
Entwandelt mein Gedanke ins grenzenlose Land . . . .
Nirgends ein Pfahl, der sagt: „Hier steh'!“ — „Hier ende!“ —
Das Leben ist besiegt. Was heißt das: schlecht und gut?
Was: groß und klein? — was Ebbe des Leids, was Glückes-Flut?
Alles ist eins: ein Spiel der Kinder-Hände.

Wir haben Alle nur die Wand des Sein's berührt:
Der Eine ward geleitet, der Andere hat geführt —
Wer stirbt, so sagen sie, allein sei Sieger.
Ich glaube ihnen nicht. Es prahlt der stumme Tod
Das letzte Wort nicht aus, dem alles Sein entloht —
Wenn ich nicht bin, dann bin ich auch kein Krieger!

Ich glaube ihnen nicht. Nichts glaub' ich ihnen mehr:
Einst war die Welt mir reich, nun ist die Welt mir leer.
Einst war ich arm — nun bin ich reich geworden!
Evoë, große Nacht! — die Sterne leuchten hell . . .
Mein Herz klopft freudestürmisch — — Stille . . . Hunde-Gebell . . .
Und fern — dort rauscht mein Meer in ewigen Akkorden . . .

Evoë, große Nacht! — den Becher her mit Wein:
Dir trinke ich ihn leer — uns, dir und mir allein!
Hin, Waffe du und Schild! Ich bin nicht mehr ein Fechter!
Ein Träumer will ich sein; ein Kind, das dann und wann
Die Augen staunend aufschlägt — ich, dieser selige Mann!
Ja, fordere nur, Welt, und höre mein Gelächter:

Der Eine, hochgeflogen, er hält sich jahrelang,
Der Andere, halbzerschmettert, sinkt hin — wer weiß ihm Dank? —
Kein Retter, weder Mensch, noch Gott, hält mir die Waage!
In dieser großen Nacht — allein, allein, allein! —
O ich bin überglücklich: es spricht der Morgenschein
Von einem Tag mir, einem — langen Tage!

IV.

Es neigt die große Nacht sich ihrem Ende zu.
Mein aufgebahrtes Bett lädt mich zu kurzer Ruh.
Mit weißem Finger an klopft schon der Morgen . . .
Entschlummere! — Wache auf! — Und bist du wirklich groß,
Zieht morgen Deine Hand eisern das große Loos:
Das Loos der Freude aus dem Kelch der Sorgen!

Im Dienst der Freude.

Wie wahllos neigt dein Herz mit Beben
Heut' dem und morgen sich jenem zu —
Wann kommt, verlorenes Kind, dein Leben,
Wann kommt es endlich zu seiner Ruh?

„Einst, wenn es alt und grau geworden —"
So sprach ihr Mund und lachte dabei,
„Baut irgendwer an der Heimat Borden
Ein Nest mir wohl, ein Nest für zwei."

Du irrender Stern, du flackerndes Feuer,
Das du vom Himmel gekommen bist,
Heil dir, wenn jeder Tag ein neuer,
In Wahrheit dir ein neuer ist.

Doch wenn deine springenden Füße ermatten,
Den welkenden Nacken kein Arm mehr hält,
Wenn tiefer und tiefer des Abends Schatten
Auf deine leuchtende Stirne fällt,

Wenn deine lachenden Augen erblinden,
Die Wange sich furcht, verblaßt, verhärmt,
Bist dann auch gewiß du, den Einen zu finden
Von zahllos-vielen, die dich umschwärmt?! —

„Es wird nicht alt, mein kleines Leben . . ."
Sprach wieder ihr Mund. Doch er lachte nicht mehr.
„Ihr könnt der Frage nicht Antwort geben:
Wo geht es hin? — Wo kommt es her? —

So laßt mich mit Lachen den Weg vollenden.
Ich fühle: sein Ende ist bald erreicht,
Und die Flamme der Freude mit emsigen Händen
Zur Glut zu sch[illegible]en, ist nicht o leicht . . ."

Der Kampf des Prometheus.

Von

Christian Ehrenfels.

I. Der Tempelbau. II. Maria. III. Christus. IV. Die Kreuzigung.

Die Dichtung ist für musikalische Komposition und dramatische Darstellung an vier Tagen bestimmt. Zur Aufführung wird ein kirchenähnlicher Raum vorausgesetzt. An Stelle des Altares die relativ schmale und hohe, thorförmige Bühnenöffnung, davor das gedeckte Orchester; hinter dem Zuschauerraum der erhöhte Chor mit der Orgel. Dieser eröffnet das in jedem der vier Teile ohne Unterbrechung sich abspielende Tonstück, und beendet es, nachdem er auch während des Verlaufes der dramatischen Handlung an Ruhepausen und Höhepunkten eingesetzt hat. Im allgemeinen lösen der Chor mit der Orgel hinter dem Zuschauerraum und das Orchester mit den Singstimmen der handelnden Personen vor demselben als zwei kontrastierende Tonmassen einander ab (ähnlich wie in der Messe der Kirchenchor und der Gesang des Priesters); jedoch kann das Orchester auch dort in den Chorgesang eingreifen, wo der Sinn dieses letzteren eine unmittelbare Teilnahme an dem Bühnengeschehniß kundgiebt.

* * *

In einen Kirchenraum rufe ich die Zuschauer meines Dramas, auf daß sie dort, an der Stätte ehrwürdiger Erinnerung, in dem trauten Heim ihres Väterglaubens den „Kampf des Prometheus" noch einmal durchringen — den Kampf des erdenentstammten Menschenstolzes gegen die Willkur einer überweltlichen Gottesverkündigung — den Kampf, welchen die Geisteshelden unserer Zeit voraneilend schon siegreich bestanden, während hinter ihnen die Woge noch wechselnd brandet und weicht. — Viel kostbares Gut haben wir an diesen Kampf gewagt; aus mancher Wunde blutet das Herz des Siegers. Und blickt er nach vorwärts auf die eröffnete Bahn, die keine Schranke mehr ihm beengt, aber auch kein Führer mehr ihm deutet — auf jene Bahn, die unerforscht und endlos sich ins Unendliche erweitert — so mag es ihn wol wie ein Schwindel erfassen, wie ein Grauen in seiner Menscheneinsamkeit, so daß unbewußt sein Auge zurück sich wendet nach den durcheilten Gefilden, nach den teueren Gestalten, die von dort im Schimmer der Vergangenheit ihm zuwinken. — Was er da mit einem Blicke umspannt, die Welt, in der er einst hoffend und sorgend gestrebt, und die Gottheit, welche diese Welt ihm beschirmte — all das ist verloren — auf ewig; und unaufhaltsam wie der Strom der Zeit dahinrauscht, weicht jene Welt und versinkt in der Dämmerung des Vergessens. — Da zuckt es auf in jähem, nie geahntem Trennungsschmerz. — Zurückeilen —

retten — sie halten, jene versinkende Welt, die alles, alles einschließt, was je wir geliebt — so heischt gewaltsam ein lautes Gebot — — doch vergebens. — Wie verlangst du, Thor, was selbst ein Gott nicht vermöchte: Vergangenes zurückrufen! Und jene Welt, die so liebreich, so schön dich bedünkt, nun, da du von erstürmter Bergeswarte zurückblickend sie gewahrst — hat nicht sie dich umfangen mit jenen schimpflichen Banden, dich gequält in jener dumpfen Enge, daraus dein heiliges Sehnen allein dich befreit? — Nein — nimmermehr zurück! Laß sinken, was dem Tode geweiht! — Doch willst du ein Gedenken an das Todgeweihte dir bewahren — so fasse es einmal noch ins Auge, mit offenem Blick für die stralende Schönheit, mit brünstigem Herzen für die scheidende Liebe — einmal noch mit weitem Atem und durstigen Sinnen — dann wende das Haupt, entschlossen, und vorwärts, auf offener Bahn! —

Was ich also erschaut; das weise ich durch mein Bühnenspiel im Kirchenraum.

Aus vielen Gestalten verdichtete sich mir mein Drama; was zeitlich und räumlich getrennt, mußte sich zusammenfinden, und Heiligstes in Menschenschicksal sich fügen. Nicht was in der That sich ereignet, sondern allein, was zu schauen ich ersehnt, suchte ich nachzubilden. Darum forsche man nicht nach archaistischen Belegen oder historischen Zeugnissen, wo die Handlung Mythos und Geschichte zu verläugnen scheint, und halte sich an den Kern der Gestalten, die dort in farbigem und tönendem Wechselspiel sich bewegen.

In Farbe und Ton freilich — heute nur erst *gedacht*. Denn — ist es dem Dramatiker an sich versagt, den Gebärnissen seines Inneren mit eigener Hand auch Leib und Gewandung zu formen — ist er stets auf das kongeniale Mitwirken der veranschaulichenden Künste verwiesen — so war hier doppelte Beschränkung geboten. Die Scenen, welche der andächtige Glaube vieler Generationen mit göttlichem Glanze umwoben, die Bilder, in denen das Wesen eines vielhundertjährigen Erlebens sich offenbaren sollte, ich vermochte sie mir anders nicht dem Schauen der Menge dargestellt zu denken, als getragen und durchflutet von den heiligenden Klängen der *Musik* — einer Musik, deren Keimtriebe ich zu erkennen, deren Lebensregung ich zu belauschen, und deren Wirkung ich vorauszufühlen glaube, die aber selbst zu finden mir versagt ist. — Darum bleibt — so lange Er nicht naht, der das geschriebene Wort in tönende Verkündigung wandle, mein Drama ein Schattenriß, eine Skizze, angewiesen auf die mitschaffende Kraft des Lesers mehr noch, als unaufgeführte Dramen überhaupt; — und darum kann ich nur an jene hoffend um Teilnahme mich wenden, die eine *kommende Sommerblüte unserer Musik* mit mir vorauszuahnen vermögen.

Wie? — Eine Blüte der Musik, heute noch, nach Richard Wagner? — Und eine Prophezeihung über den Werdegang der Kunst? — Diese kritischen Fragen dürften mir wol schon hier, an der Schwelle meines idealen Bühnenhauses von dem Eintretenden entgegenschallen, um mich, der ich nach liebender Mitteilung allein begehre, zu abstrakter Polemik zu veranlassen.

Niemand — erwidere ich — vermag in Sachen der Kunst zu prophezeihen, was kommen *wird*; wol aber läßt sich vorausahnen, was allein kommen *kann*. Daß die Zukunft unserem Kulturleben einen musikalischen Genius noch schenken werde — wer möchte dies behaupten! — Daß aber jener Genius, wenn er lebt oder leben wird, nur diese und jene Pfade werde wandeln können — solches *läßt* sich vorausahnen. Dafür besitzen wir nicht allein Beweise genug in der Geschichte der ästhetischen Kritik — dies zeigt uns jeder Blick auf eine große Kunstperiode, auf einen jener mächtigen Organismen, welche in ungestörter innerer Gesetzmäßigkeit die Typen des Keimens, Blühens und Verwelkens über Generationen hin ausspannen. Man vergegenwärtige sich etwa die italienische Renaissance von Brunelleschi bis Bernini, von den Fresken des Giotto bis zu den Farbensymphonien eines Veronese! — Welch machtvoll unent-

wegtes Vorwärtsschreiten unter dem einzigen Gebote der eigenen Triebkraft — vom Werden bis zum Vergehen! Die einzelne künstlerische Individualität, wie ursprünglich sie auch immer sich darstellen möge, erscheint doch nur als Verkörperung einer bestimmten Entwickelungsepoche, als Erfüllung eines bestimmten Zeitproblems, dessen Umrisse klar und fest vorgezeichnet waren, ehe sie noch durch den Formenreichtum greifbarer Realität erfüllt wurden. — So nicht minder in der griechischen Skulptur von den Aegineten bis zum Apollo vom Belvedere, oder etwa — in engeren Grenzen — vom gothischen Kirchenportal des 13. bis zu dem des 15. Jahrhunderts — und in zahllosen anderen Beispielen! — Und darum *lassen sich* die Lebensphasen der Kunst vorausahnen.

Auch die deutsche Musik zeigt in besonderer Reinheit einen solch selbstkräftigen Werdegang. Manche wähnen ihn mit Richard Wagner abgeschlossen, und „Finis musicae" weissagen uns blinde Unglückspropheten. Und doch hat unser letzter Tondichter in treffendem Bilde uns gewiesen, welch Lebensschicksal seiner Kunst sich in ihm und mit ihm vollzog. — Dem sehnenden Weibe vergleicht er die deutsche Musik, das er selbst mit seinem Werk dem Manne — dem Dichter — in die Arme geführt. — Dies Gleichniss läßt sich bis zur Tiefe verfolgen und öffnet immer neue Ausblicke. Die träumerischen Kinderaugen jenes seligen Weibes vermeinen wir beim Erklingen des naiven Volksliedes zu erschauen; zum Altmeister — wir nennen ihn Johann Sebastian Bach — geht das Mägdlein in die Schule, um die blühende Phantasie an die feste Norm logischer Gesetze zu gewöhnen; und ersten kühnen Geistesschwung findet die Herliche im Halleluja des Gebetes. Doch bald erwacht auch irdisches Sehnen, die Tanzweise des Josef Haydn ruft und lockt zum Schritt in die Welt. Von unbewußter, keuscher Liebe erzählen uns Mozarts Melodien; doch in höchster Kraft und Vollendung steht mit Beethovens Muse die Jungfrau vor uns — das Weib mit dem unendlichen Liebesvermögen, unberührt noch von dem Kusse des Mannes. — Die erste Liebesumarmung jenes Weibes aber hat unser größter Künstler genossen, und der Hochzeitsnacht der deutschen Musik in seinem „Tristan" ein unsterbliches Denkmal gesetzt. — Nun ist das Los jener Göttlichen besiegelt. Dem Manne ward sie zu eigen, und nur in wahrer, ächter Ehe mit dem Dichter kann fortan ihr Leib und Seele gesunden. — Die Wonnemonde dieser Ehe sind verrauscht; in sommerlicher Hochglut, sein selbst bewußt, und der Liebe kundig — so tritt das Weib uns heute entgegen. — *Und um dieses Weib freie ich mit meiner Dichtung.*

In der ächten Ehe, welche auf Gemeinschaft der höchsten Güter beruht, giebt jeder Teil das Beste, das er besitzt, sein volles Ich, und empfängt gleiche Leistung als Gegengabe. Noch ist — im Freudenrausch der ersten Umarmung — die Ehe des deutschen Dichters mit der Musik nicht zu jenem vollen Austausch gediehen. Der uralte Göttermythos, die längstverschollenen Sagen aus früher Knabenzeit unseres Volkes dämmerten auf in den Träumen jener Liebesnacht; doch was der *Mann* in heißem Kampfe sich errungen — unser Glaube, unsere Geschichte — ruht ungehoben noch als verschlossener Hort in seiner Brust. Held Siegfried, der Götterspross, das Vorbild unserer kämpfenden Urahnen, ist uns neu erstanden; Christus, der Heiland und Gottessohn, den unsere Väter gläubig verehrten, lebt heute in Wahrheit *nicht mehr*, und *noch nicht* in Schönheit. Tannhäusers Romfahrt haben wir wiedererlebt; doch den großen Römerzug des deutschen Geistes von den Staufen bis über Martin Luther hinweg hat noch kein Dichter nachgebildet — und ungeweckt noch schläft im Bergesschoße der alte Kaiser und harret des Worts, das ihn erlösen soll. — Ja — der Dichter hat noch zu geben, und ein musikalischer Genius der Zukunft — er hätte noch zu empfangen! *Jenen Genius aber mit mir zu suchen — das fordere ich von den Lesern meiner Dichtung!*

Und wenn er uns ferne bleibt — wenn er unerkannt in einer der vielen Wiegen verkümmert, an denen allein die Not Wache hält — dann — *wollen wir jenen Genius erdichten!* Daß solches möglich, lehrt uns ein hohes Beispiel — unser unaufgeführtes Gedankendrama, welches uns dort die lebendigste, künstlerisch bestimmteste Anschauung bietet, wo es zum kühnst entworfenen Bühnenbild eine noch unerfundene Musik fordert. Keine Szene jenes zweiten Teiles Faust hat sich der Volksphantasie so eindringlich bemächtigt, als die letzte Verklärungsszene, die bis heute — trotz Schumann — unkomponiert geblieben ist. — Wir Deutsche besitzen die Fähigkeit, auch gedachte Musik zu hören!

An diese Fähigkeit wende ich mich mit meiner Dichtung!

I. Der Tempelbau.

Personen:

Prometheus. Gaja. Der Prophet. Der Jünger. Die Krieger (Männer und Weiber). Die Gläubigen. Ein Weib.

Charakter der Gegend: Waldgebirge Kleinasiens.

Chor.

Gottverlassen wölbt sich der Himmel mir,
fremd stralet der Sterne Licht
und kalt in mein forschendes Auge.
Du aber, Erde, die mich gezeuget, bist mein;
und des Blutes trutzige Welle
zur Wonne mir tobt in den Adern!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Felsige Waldlandschaft bei abendlicher Beleuchtung. Im Hintergrund ein Hölleneingang. Davor steht Prometheus, eine mächtige Keule in der Faust, zu seinen Füßen hingestreckt ein verendeter riesiger Drache. Im Vordergrunde und tiefer Männer und Weiber, mit Fellen bekleidet, mit Speer und Bogen bewaffnet.)

Die Krieger (Männer und Weiber).

Heil dem Starken, dem Helden Heil,
der des Riesenleibes dräuende Gier
bezwang, die nun dampfend zu Füßen ihm ruht!
Heil ihm, und Heil seinem Samen!

Prometheus.

Der Unhold fiel durch meine Kraft;
nun lasset Jubel schallen!

Die Krieger
(sich um den Drachen scharend).

Hei, grimmer Feind, tückischer Mörder,
regst dich nicht mehr?
Da — des Fußes tödtende Wehr,
hebe sie auf!
Dort — des Flugs beschattenden Arm,
recke ihn aus!
Hier, des Rachens gähnende Kluft, —
öffne das Grab uns, Schrecklicher!
Ei, wie wardst du so zahm und so mild! —
Siehe, wir schwenken dein nickendes Haupt, —
lachend du zerrest die Lippe!

(Gelächter.)

Prometheus.

Nicht Hohn dem Feinde — eigner Kraft
ertöne nun ein Preisen!

Die Krieger.

Unserem Stamme entwuchs der Arm,
dess' Schwung gesieget;
Väterblut durchwoget die Brust,
die hier erglüht!
Stürmer im Streite, Kämpfer der Schlacht,
dir im Bunde mächtig vereinet
heischet das Volk, entbietet die Schlacht
lauernden Feinden, wie sie umhüllet

nächtige Ferne, künftige Zeit, —
spottet des Feindes, jubelt dem Kampf,
trotzet dem Neid des Geschickes!

Prometheus.

Dem künft'gen Tage lasst sein Recht, —
das Heute sollt ihr singen!
Drum trinket Mut und schöpfet Kraft
aus Wein und Feuersgluten!

Die Krieger
(füllen während des Folgenden aus Schläuchen hölzerne Becher mit Wein und zünden im Vordergrunde ein Feuer an).

Spender der Wonne, herbei,
lehre uns singen!
Feurige Woge, heran,
werde zu Blut!
Schnelle verstöreſt du fernes Gemahnen,
wo du entbrennst,
löſest von nagender Sorge Gewalt,
den du durchströmt!
Goldigen Schimmers umklärst du die Welt,
tönedurchschütternd die Luft; —
was sich dem Auge, dem Ohre sich beut,
wo sich der Athem erreget, —
Jubel im Herzen, — Lust in den Höh'n!

Prometheus.

Süß tönt es, wenn der Worte Sinn
im Schwalle überstürzet.
Drum lasset frei des Sanges Flug
sich in die Ferne schwingen!

Männer.

In den hallenden Wald
stürme, du Ruf des Entzückens!
An dem starrenden Fels
brande, du Woge der Lust!
Die sinkende Nacht
grüße mit froher Verheißung! —
Dir — Nacht — diesen Trunk!
(Sie leeren die Becher).

Prometheus.

Heil euch, Genossen! — (Zu Gaja).
Nun herauf,
du, meines Aug's Erwälte,
dass wir der schönen Stunde hier
in Freudentausch genießen!

Gaja (zu ihm hinansteigend).

Gebieter, dankend dem Gedenken,
nah' ich, in Hoffnung bange.

Prometheus.

Zu mir, o Weib! An meine Brust
des Hauptes sanfte Bürde,
und deiner Arme weiches Band
hier um den Stamm des Leibes!

Männer.

Sehet die Milde dem Starken gesellt,
lauschet der Liebe Verkünden!

Prometheus.

Von wilden Strebens Macht befangen,
umhüllte Blindheit mir das Haupt;
die ich durchstürmt im Siegeslaufe, —
dem Aug' verschlossen blieb die Welt. —
Nun sich des Blutes dunkle Woge
besänftigt an dem holden Pfühl,
und Feuerhauch von Mund zu Munde
Befreiung heißen Sehnens trägt, —
verschwebt die Wolke, die umnachtet
das Wunder, das uns all' umschließt,
und staunend seh' ich Himmelsgröße
und Erdenzeugen rings umher,
seh' Wald und Fels, und Berg und Höle,
und lichter Sterne hohen Glanz
in deinem Aug' gespiegelt.
In deinem Auge schlief die Welt,
in dir, o Weib halt' ich die Welt,
und küsse wach die Welt!

Gaja.

Nicht ahn' ich, was du sahst in mir,
und deiner Worte Rätselklang,
mir tönt er gleich, — ob Sinn, ob Thorheit.
Umfangen halt' ich diesen Leib;
des Armes Wucht, dess' Machtgebieten
den Löwen schreckt, den Drachen fällt, —
mir ruht er sanft in Banden;
und dieser Stimme Wogenprall,
dem Mannesmut erbebet, —
gestillt zu süßem Stammellaut
rauscht er einher, dem Bache gleich,
der durch die Büsche gleitet.
Nicht frag' ich mehr, nicht will ich mehr;
du Starker, lass dir danken,
dass du so schwach vor mir!

Prometheus (ihr den Becher reichend).

Aus dieses Bechers klarem Nass

du sauge nun des Stromes Kraft,
den du zum Bach befriedet!

Männer
(den Weibern die Becher reichend).

Dem Heldenpaare, dess' Liebesbrunst
uns Lauschende mächtig bezwinget,
wolan denn, trinket auch ihr!

Weiber.

Du würzige Gabe, — die pochende Brust
erfülle mit heißem Erregen,
bestürme zu mutigem Drang!
(Sie trinken.)
(Das bereitete Feuer flammt hoch auf.)

Prometheus.

Schon zuckt der wilde Flackerschein;
nun lasst den Tanz beginnen!

Männer
(sich zum Tanz um das Feuer reihend).

Hellsengende Glut, die ferne geballt
in der ewigen Sonne ergleißet, —
der Erde entflammend nun kehrtest du ein
als Gast in die Reihen der Brüder; —
gegrüßt sei, heilige Glut!

Weiber (den Männern sich zugesellend).

Wie leuchtet dein Aug', — und der drängende Hauch,
wie streifet er brünstig die Wange!
Mit feurigem Kusse belebest du kühn
der Glieder wonnige Regung
zum Tanze dir, heilige Glut!

Männer und Weiber
(um das Feuer tanzend).

Erdengeborener, himmelanstürmender,
zeugend das Leben verzehrender Stral, —
du loderst uns im Blute!
Feuer entströmet dir, Liebe entbrennet dir, —
feurig in Liebe verschlungenes Band
dir schwingen unsere Leiber!
Flamme und Licht, — Freude und Lust —
tobenden Jubels Erdröhnen —
stürzet in rasendem Schwall
jauchzend hinaus in die Nacht!

Prometheus (Gaja im Arm).

Die Zeit entflieht; — lass uns das Nun
mit vollem Sinn erfassen!

Männer und Weiber (forttanzend).

Spende mein Busen unendlichen Mut
tief aus dem Borne des Lebens; —
flammet, ihr Quellen, — lausche du, Nacht,
staunend dem Wonnegetöse!

Prometheus.

Nun haltet ein, eh' euch die Kraft
der Sangeslust entschwindet!

Männer und Weiber
(während das Feuer verlöscht).

Ein schallender Ruf noch, — ein wütiger Schwung, —
und seht, — die Flamme verglühet!
(Sie halten ein.)
Von ferne nur bebt aus dem Rauschen der Nacht
ein Nachhall seliger Freuden.

Prometheus.

Ihm folget, der das dunkle Reich
des Traumes euch erschließt,
da süß Ermatten nun das Haupt
befängt mit holdem Wähnen.

Männer und Weiber
(paarweise sich im Walde verstreuend).

Lastend zur Erde drängt es die Glieder,
mahnend von ferne umsummt es das Ohr; —
Schlaf, heilender Schlaf,
nahe uns, Sänftiger alles Verlangens,
zwinge uns, Bruder der waltenden Ruh'!

Prometheus.

Als Sonnenstral in Traumeswogen
verkünde sich die junge That,
die euch am Morgen winket!

Stimmen der Männer und Weiber
(aus verschiedenen Richtungen hinter der Szene).

Ruhe auch du! — Künde den Morgen! —
Grüße die Nacht uns, o Held! —
Drachentödter! — Flammenentzünder! —

Führ' uns vom Dunkel zum Lichte! —
Labe dich selig der Nacht!

Prometheus und Gaja.

Tief strömend in das Mark der Glieder,
Woge des Traumes, sei uns gelobt!

Stimmen der Männer und Weiber (verhallend).

Heil euch — dem Traume — der Nacht!

(Der Vorhang schließt sich.)

Chor.

Verstegend ebbet die Woge der Lust,
und Stille durchschattet den Busen; —
empor aus dem Banne der irdischen Nacht,
wo die Glut mir der Wonnen verglimmet,
erstrebet der Blick die himmlischen Höh'n,
durchwaltet von ewigen Mächten. —
So bald, ach, entbehret das Herze der Kraft,
die trotzig ihm selbst nur entquillet!
Nach Stärkung begehrend aufseufzet die Brust
und wendet zum Himmel die Bitte
um Labung, um Licht, dess' zeugender Stral
belebe die harrenden Tiefen!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Freie, felsige Gegend bei Morgenbeleuchtung. Im Hintergrunde ansteigender Wald; im Mittelgrunde ein im Entstehen begriffener mächtiger Steinbau.)

Der Jünger

(Jüngling, schlicht gekleidet, mit einem Schwert bewaffnet, tritt auf, stößt in eine Tube und ruft mit erhobener Stimme).

Ihr Brüder, wacht, und grüßet fromm
das Aug' des Herrn,
das sich den ird'schen Blicken nun
in Glanz erschließet!
Von heil'ger Scheu erglühen schon
der Berge Gipfel,
und Weihrauch steigt vom schatt'gen Thal
zur lichten Höhe!

(Er kniet zum Gebete nieder. — Sonnenaufgang.)

Chor.

Leuchte des Tages, — Auge des Herrn, —
willig vereint sich's zum Bilde!

Der Prophet

(rüstig greisenhaft, ähnlich wie der Jünger gekleidet und bewaffnet, tritt auf, beobachtet den Betenden mit liebevoller Gebärde, und schreitet, da dieser sich erhebt, auf ihn zu).

Sei Gott mit dir, dem ersten stets
am Werk und am Gebete,
dess' Anblick, wie ins Morgenrot,
die Seele mir erlabet!

Der Jünger.

Spräch' Vaters Güte nicht aus dir, —
mit Scham bedrängte mich dieß Lob.

Der Prophet.

Dass Scham dir nicht den Blick beirre
auf jenes Amtes Heiligtum,
dem dich der Herr erkoren! —
Wenn eine Gnade hoch vor allen
zu Dank dieß Herz bewegt, —
ist es der Segen, den in dir
er uns'rem Werk gespendet. —
Wol weiß ich, nimmer wird mein Aug'
Vollendung hier begrüßen, —
doch Hoffnung einst wird Bürge sein,
wenn deine Hand es schließet.
Denn Himmelsgunst ward dir zu Teil;
was uns beängstet, wird dir leicht,
du lächelst, wo wir seufzen. —
Dieß merke, Kind, — und lass uns nun
der steten Pflicht gedenken!

(Sie legen die Schwerter ab und rüsten sich zur Arbeit.)

Die Gläubigen

(mit Bauwerkzeugen auftretend).

Dem Herrn sei Lob!

Der Prophet.

Und Gott zum Gruß
an seinem goldnen Morgen!

Gläubige.

Gebiete, Vater!

Der Prophet.

Hier, dem Stein
gebt der Gestalt Vollendung,
und wolbehau'ner Teile Schicht
zum Ganzen dort vereinet!

Gläubige, 1. Hälfte.

Dank der Weisung!

2. Hälfte.

Preis dem Werke!

Alle.

Froh denn, Gesellen, zur That!
(Sie beginnen, wie befohlen, die Arbeit in 2 Abteilungen.)

1. Abteilung
(einen Stein behauend).

Hammer und Meißel, — mit einigem Schlag
splittert die Härte des Steines!
Zwinget den Rauhen in Fläche und Maß,
dass er den Brüdern sich füge!

Der Prophet.

Gesegnet sei die strenge Zucht
in eures Hammers Schwunge!
Mehr als den Stein, — sie fügt euch selbst
des Ordners Machtgesetzen!

2. Abteilung
(einen Pfeiler mauernd).

Senket das Richtblei und hebet die Last,
bietet dem Träger die Bürde!
Schnelle verbunden mit flüssigem Kitt,
mögen sie dauern im Wetter!

Der Prophet.

Des Himmels Gnade lohnt den Mut,
der willig sich bequemt,
doch felsenstark im Sturme steht,
den ihm der Herr erreget!

Die Gäubigen (beide Abteilungen).

Freudig im Fleiße, treu im Verein
fördert des Werkes Gedeihen!
Heischet die Arbeit auch Mühe und Schweiß, —
Kraft entbeut sie uns wieder!

Der Prophet.

D'rum zeuge noch in fernster Zeit
dieß Werk, wie es geworden, —
der Welt zum Heil, — will's Gott — vollbracht,
ein Preisgebet aus Steine!

Chor.

Selig das Herz, das in gläubiger Zucht
quälendes Sehnen bezwinget!
Ruhig gespiegelt im ewigen Strom
stralet ihm golden die Ferne.

1. Abteilung.

Hammer und Meißel, mit einigem Schlag
splittert die Härte des Steines!

2. Abteilung.

Senket das Richtblei und hebet die Last —
bietet dem Träger die Bürde!

Alle Gläubigen.

Freudig im Fleiße, treu im Verein
fördert des Werkes Gedeihen!

(Während sie fortarbeiten, treten einige Krieger — Männer und Weiber — auf, als verfolgten sie die Spur eines Wildes, und bleiben, da sie jener ansichtig werden, erstaunt stehen.)

1. Krieger.

Sieh da!

2. Krieger (zum nächsten).

Halt ein!

Mehrere Krieger (nach einer Pause).

Welch seltsam Treiben!
(Sie nähern sich.)

1. Krieger (den Bogen spannend).

Seid auf der Hut!

Der Prophet.

Was sorgst du, Freund?
Wir schalten hier in Frieden!
Kommt näher!

1. Krieger.

Traut nicht!

Mehrere Krieger.
Seht, wie gleißt
die Wehr in ihren Händen!

Der Prophet.
Dem trutz'gen Stein nur gilt die Wehr,
deſſ' Wildheit wir bekriegen!

2. Krieger.
Hei, wie das trifft!

3. Krieger.
Im Zorne ſprüht
des Felſes ſtarre Härte!

Mehrere Krieger.
Welch hohe Kunſt!

Der Prophet (ſich zu ihnen wendend).
Sie ſteht gar wol;
verſucht's, und übt ſie ſelber!

Der Jünger
(auf einen Wink des Propheten dem nächſtſtehenden, 2. Krieger, Hammer und Meißel überreichend).
Da nimm, und ſchlage tapfer drein!

2. Krieger.
Wolan —

Der Jünger.
So muſſt du's faſſen!
(Er unterweiſt ihn.)

Mehrere Krieger (dem 2. zuſehend).
Es glückt! — Hei wie die Splitter ſprüh'n!

3. Krieger.
Mich auch —

Andere (unterbrechend).
Laſſt mich verſuchen!

Der Jünger (Werkzeuge verteilend).
Hier, — Stahl und Schlägel ſind bereit!

Die Krieger.
Ei nun, ſo laſs uns ſchlagen!
(Sie ergreifen die Werkzeuge und hämmern aus Leibeskräften auf den Stein los.)

Der Jünger (dazwiſchen tretend).
Halt, halt, ihr Freunde, nicht ſo wild!
Seht da den Schnitt der Fläche.
Nicht weiter, als die Fläche ſtrebt,
ſollt ihr den Stein verengen!

2. Krieger.
Warum nicht weiter? —

Der Jünger.
Weil es ſo
ein weiſer Herr gebietet.

2. Krieger.
So lehr' uns denn des Hammers Schwung,
wie ihn der Herr gebietet!
(Während ſich jene unterweiſen laſſen, tritt eine 2. Abteilung Krieger auf.)

Krieger, 2. Abteilung
(nach einer Pauſe).
Wir ſtaunen, — ſagt, was treibt ihr hier?

Krieger, 1. Abteilung
(während der Arbeit).
Wir zähmen wilde Steine hier,
ſo wie's der Herr gebietet!

Krieger, 2. Abteilung.
Ei, welcher Herr?

2. Krieger.
Wer fragt darnach!
Kommt, ſeht, was er uns lehret!

3. Krieger (aus der 2. Abteilung).
Ihr Thoren — wirket ein Gebot
und wiſſt nicht, wer es heiſchet?

Der Prophet.
Du aber kennſt den Herren wol, —
den ſtolzen, der dich führt!

3. Krieger.
Wir folgen keinem Herrn. — Den Weg
zeigt uns des Wildes Fährte!

Der Jünger.
So jagt ihr hin den langen Tag? —

3. Krieger.
Doch wenn der Abend dämmert,
lacht uns die Luſt des frohen Mals,
lacht uns des Weibes Wonne!

Der Jünger.
Du liebst dein Weib?

3. Krieger.
Mein Weib, — so lang
die Wonne uns vereinet.
Fürwahr, schon manches Weib war mein!

Der Prophet.
Und so euch Streit entbrennt
um Beutewert, um Weibesgunst, —
ist keiner, der da schlichtet?

3. Krieger.
Die Faust, wenn uns der Grimm erregt. —
Doch raget unter allen
ein Streitgenoss, dem Hader Feind,
dess' Wort wir willig hören.
Vernahmst du von dem Starken schon, —
(hinter die Scene weisend)
blick auf und sieh — er nahet!
(Prometheus und Gaja, ersterer mit der Keule, letztere unbewaffnet, treten mit dem übrigen Teil der Krieger auf.)

Prometheus
(nach raschem Umblick zu den Kriegern der 2. Abteilung).
Ihr Gaffer, auf! Das Wild enteilt,
noch ist nicht Zeit zu rasten.
(Er bemerkt die Krieger der 1. Abteilung an der Arbeit.)
Was seh' ich, — ihr beim Narrenspiel? —
Rasch, macht dem Scherz ein Ende!
(Alles hält mit der Arbeit ein, die Krieger sind im Begriffe, dem vorwärts drängenden Prometheus zu folgen.)

Der Prophet (zu Prometheus).
Steh still, du Kühner! Nicht so schnell
entfliehe dem geweihten Grund!
(Prometheus wendet sich wieder zurück.)
Sag' an, bist du es, der im Sturm
des Uebermuts den Wald durchtobt,
zu Heil und Unheil Furcht bereitend,
dess' grimme Wehr den Drachen fällt,
des scheuen Wildes Flucht ereilt
und Beute fordernd an das Thor
der friedsam stillen Hütte dröhnet?

Prometheus.
So ziemt mir's, wie du frageſt.

Der Prophet.
Bist du es, der im Schoß der Nacht
des Festes Fackelglut entzündet,
der Sinne wilde Gier zu wecken, —
und, höhnend aller frommen Zucht,
am Taumel dich der Lust erlabest?

Prometheus.
So freut mich's, wie dich's grämet.

Der Prophet.
Bist du's, sag' an, dess' Name sich
auf Feuerzungen rings verbreitet, —
der Schrecken aller Frommen? —
Bist du Prometheus? —

Prometheus.
Hier steh' ich den du nanntest.

Gläubige, 1. Abteilung.
Seht den Gewaltigen!

2. Abteilung.
Hütet den Blick!

Alle.
Wehret dem Trotze des Frevlers,
wahret im Herzen die Treu'!

Der Prophet.
So hör' mein Wort, Prometheus! —
Weit besser, denn ein Strafgebot
dem Volk, das sich zu uns gewandt,
ziemt' dir, du teilteſt jede Müh',
die züchtig wir dem Höchsten weih'n. —
Denn wisse: jenes Ew'gen Kraft,
die dich — die mich — uns all' umfangend,
der Welt den Lebensodem gab,
hast du geschmäht durch frevles Schalten,
verhöhnt durch deines Herzens Gier,
die maßlos sich ins Ferne breitet.
Der Zorn des Herrn bedroht dein Haupt.
Sieh zu, dass du's in Buße senkest,
eh' es der Wetterstral erreicht!

Prometheus (ruhig).
Gab uns der Herr des Lebens Odem
und schuf uns alle, wie wir sind, —

sag' an, was zürnt er jenem Triebe,
den selbst er mir ins Herz gelegt,
da er die That sich frei erküret?

Der Prophet.

Auch fragend kündet sich Prometheus! —
Wolan denn: das du laut begehrest, —
ein hehr Geheimniss, — soll dir werden,
wie mir der Geist es offenbart. —
(Den Blick zum Himmel hebend.)
O du, den ich im Staub verehre,
gib meinen Worten deine Kraft,
dass sie der Feinde kühnsten beugen,
die deiner Erde Schoß gebar!

Chor (während der Prophet betet).

Heilige Kunde nun soll mir enthüllen,
wie in dem Schimmer gläubigen Lichts
ewige Rätsel sich lösen.

Der Prophet.

Empfange denn, was dich erleuchte: —
Eh' Erde war, und Sonn' und Sterne,
eh' Wind und Wolken zogen, —
in Ewigkeit war Gott. —
Dem Gnadenquell der ew'gen Güte,
da Kraft in Liebe sich umfieng,
entschuf er hoher Geister Schar,
dass sie des Schauens Glück genössen,
und Freude ihren Schöpfer grüße,
eh' Licht noch stralte, Tönen scholl. —
Verzückten Wonnen doch entraffte
der Feind sich, der die Welt bedroht,
der Stolz auf gottverdankte Stärke. —
In Frevelsinnes Uebermut
erhoben sich des Feindes Knechte,
der Demut heil'gen Bann zu brechen,
dem Quell der Schöpfung gleich zu sein. —
Da weihte Gott die Schar der Treuen
durch seines Zornes heil'ge Kraft
zum Kampf, der das verruchte Heer
hinabstürzt' in des Elends Tiefen, —
verdammt für Ewigkeit. —
Doch horch, — dem Schoß der heilgen Stille
enttönt' da banger Klageruf
der Sel'gen um verlorne Brüder; —
und sieh, — es neigt der Allerhalter
dem Schmerze sich, und hehrste Liebe,
bestürmt von neuem Schöpfungstrieb,
erglühet und gebiert das Licht! —
Vom Vater quoll der Lebensstral,
der, brandend an dem Felsgebirge,
durchwärmte feuchten Erdengrund
und in des Meeres Flut sich spiegelt'! —
Die Pflanze, des Gethieres Regung
erweckt' er, seinem Herrn zu Preis,
und staunend grüßt' den Himmelsboten
des Zeugers Ebenbild, — der Mensch. —
Und also sprach der Herr zum Menschen:
„Geschaffen wardst du, einst die Schar
der sel'gen Geister zu erfüllen,
und an der Hingesunk'nen Statt
zu steh'n vor Gottes Angesicht. —
Doch dass du dort dich stark erweisest,
zur Prüfungszeit ward dir bestimmt,
den ird'schen Leib zu tragen. —
Wie Tag und Nacht getrennten Flugs
umzieh'n das Rund der Erde,
so gut' und böser Sinn entzweit
dein sterblich Teil umschweben.
Sieh zu, dass du zur Himmelshöh'
den Trieb der freien Bildung hebest,
und nicht, durch Höllenkunst bethört,
hinabsinkst in das Reich der Qualen. —
Entscheide, Mensch. Die Wal sei dein." —

— — — — — — — — —

(Sich direkt an Prometheus wendend.)
So lohnt dir Gotteswort die Frage. —
Doch, dass du findest rechten Mut,
blick' hieher. — Dieser Steine Schicht,
die wir erhöh'n in stetem Fleiße,
soll schließen sich zur Wölbung rund,
des Himmels Bild dem Auge leihend.
Darein mit Inbrunst dann versenke
der Geist sich, schon im ird'schen Kleid
des Schauens heil'ge Kraft zu üben,
die, tödtend seines Leibes Gier,
dereinst den Weg des Lichts ihn weise. —
(Mit Wärme.)
O komm, ein Freund in unsern Bund,
hilf unserm Werke, hilf dir selbst,
des Frevels Stolz, der Sünde Lust
aus freiem Mut zu zwingen!

Prometheus
(der aufmerksam gelauscht, nach einer Pause).

Wie bleiches Spinngeweb' sich schlinget,
verflichtst du deiner Worte Sinn,
im eignen Netz dich zu umstricken. —
Nicht üb' ich solche Kunst! —

Dich seh' ich, freier Kräfte mächtig,
die grüne Erde dir zu Füßen,
zu Häupten dir der Sonne Licht!
Und jenes Lichtes Herrn zu preisen, —
mit krummem Rücken schluckst du Staub
und wälzest mühsam Stein auf Stein,
auf dass, — der leuchtend uns umspannt, —
des Himmels — elend Spottbild dich
in traurig Dunkel schließe! —
Ward größ're Thorheit je erdacht,
dem ew'gen Gott zur Ehre? —

Der Prophet (streng).
Ereif're nur den bangen Mut
und höhne, was du fürchtest!
Des Herzens Stimme mahnt auch dich,
dass du zu edlem Werke hier
den starren Trotz bezwängest!
Aus deinem Spotte schreit die Angst
der qualvoll schuldbelad'nen Seele.
Des Raubs, des Mordes grauf' Erinnern
und wilder Unzucht Scham und Schmach
bedrängt den Athem dir, der prahlend
in Lästerworten nun entweicht!

Prometheus.
Des Herzens Stimme mahnet mich,
dass ich der Mannheit mich entwände
in deines Gottes Dienst;
und meinem Wort enttönt der Sinn,
in Schmach und Unzucht hier zu harren,
bis deiner Lästerrede Mut
zu banger Scham ersterbe!
(Er umfasst Gaja mit herausfordernder Gebärde).

Der Prophet.
Wagst, Frevler, du, in Hohngebärde
der Andacht Stätte zu entweih'n, —
so wisse: Gottes Stralenaug',
das seiner Knechte Werk behütet,
ward tiefern Abscheu's nie gekränkt,
denn durch verbuhlten Blicks Gelüsten,
der dreist des Tages sich erfrecht!

Gaja (zu Prometheus aufblickend).
O strafe, Held, solch schändlich Schmähen!

Prometheus (zum Propheten).
Und ward er tiefer nie gekränkt,
der Herr sich feiger Knechte nennet: —
Hier steh' ich, hier mein Weib im Arme,
und zu des Himmels gold'nem Licht
aufheb' ich kühn den Blick!

Der Prophet.
Sahst du des Himmels golden Licht,
von nächt'ger Wolken Groll umhangen,
den Bann zerreißen, und im Zorn
des Wetterstrals zur Erde stürmen? —
Sahst du's, — so fürchte solchen Schlag,
und zittre du, Geschöpf des Herrn,
vor seinem Blitz, der tödtlich trifft
zu ew'ger Qual Verdammnis!

Prometheus.
Wol kenn' ich Blitz und Wetterschlag,
die feindlich uns bedräuen,
und mächtig acht' ich ihre Kraft. —
Doch wisse: so dein Gott sie führet
als Waffe, in des Todes Nacht
zu stürzen, die er selbst erschuf, —
und droht' er mir mit ew'gen Qualen, —
ihm trotz' ich hier, so wie ich stehe
auf dieser Erde Grund!

Chor.
Recht so, Prometheus!

Gaja.
Dank dir, Heißgeliebter!

Die Gläubigen (verworren).
Hörtet ihr's wol? — Vernahmt ihr das Wort?
(Zusammen.)
Gotteslästerung tönet die Lippe!

Der Prophet.
Zu viel des Frevels schon, Verruchter! —
O Wahn, — wie mocht' ich heil'gen Sinn
an solchen Unholds Trotz verschwenden,
gezeichnet durch den Bund der Hölle! —
Nacht thront dir auf der dreisten Stirn,
Glut flammt aus deinem Aug'. —

Hinweg von hier! — Die fromme Schar
des Anblicks nun befreie!

Prometheus.

Hinweg von hier; — doch anders nicht,
denn über deines Werkes Statt,
dahin der Weg mich weis't. —
(Zu den Kriegern.)
Auf denn, zur Jagd, und folget mir,
die thöricht hier verweilet!
(Er schreitet auf die Baustelle zu.)

Der Jünger
(ihm mit dem Schwerte entgegentretend).
Halt ein, und hoffe nicht zu irren,
die Gottes Gnadenstral erhellt!
Im Werk vereint — sie sind uns Brüder;
vor Zwang beschirmet sie das Schwert!

Prometheus.

Ha, toller Wicht! — Mir trotzest du?
Zurück, so dir das Leben teuer!

Der Jünger.

Auf Gott vertrauend, halt ich Stand.

Prometheus.

Mir selbst vertrauend, — dieß zum Lohne!
(Er schlägt ihn mit einem Keulenstreich zu Boden).

Der Prophet.
(in wildem Schmerz, über den Sterbenden gebeugt).
Weh, wehe, weh! — O Herr des Himmels!
Was muss mein Aug' erschauen!

Die Gläubigen
(sich um ihn scharend, verworren).
Das Blut entströmt, — es starrt der Blick,
schon bleichet fahl die Wange!

Chor.

Mord! — So nützest du, Starker, die Kraft?

Der Prophet.

Todt, — todt! — Versiegt des Athems Hauch,
und ewig stumm die Lippe!
O Kind des Lichtes, Hort der Frommen,
du meines Alters Hoffnungsstern, —
versunken und verstorben!

Gläubige.

Rache dem Frevler, — Sühne dem Blut!

Prometheus.

Genug des Jammers nun, du Frommer!
Auf denn, und öffnet uns die Bahn!

Der Prophet.

Ha, Mörder! — Ist dein Maß nicht voll?
Sieh hier, dieß Aug', — einst Lieb' und Milde, —
zum Himmel starrend, voll Entsetzen
erschaut da droben schon den Stral,
der dich zur Hölle stürzet!

Prometheus.

Wolan, so greife nun den Stral
als Schwert zum Männerkampfe!

Krieger (vordrängend).
Zum Kampf, zur Schlacht!

Gläubige.
Mit Gott zum Siege!
(Sie kämpfen.)

Der Prophet (zurückweichend).
Zurück, ihr Brüder, haltet ein!
Zurück, und folgt mir!
(Sie halten ein.)

Mehrere Gläubige.
Herr, — die Leiche!

Der Prophet.

Ein todter Leib, — nicht mehr wie Staub! —
Der Seele denkt, die ihm entfloh'n
und nun des Kampfes Wut verbietet! —
Entweichend, fleht um Gottes Gnade,
bis rein das Herz von Rachgelüsten
in heil'gem Zorne nur erglüht!
(Er entweicht nach dem Hintergrunde.
Die Gläubigen folgen.)

Prometheus.

Ha, Prahler, — dieß dein Himmelsschwert? —
(Zu den Kriegern.)
Des Waldes flüchtig Wild zu fahen,
Genossen, zogt ihr aus.
Doch — grämt euch heute d'rum die Schlacht, —
frisch auf, sie ward zur Jagd!

Krieger.

Hei, Beuteluſt zur Männerjagd!

Prometheus.

Und rasch, — auf Wildes Fährte!
(Den Entweichenden nacheilend, stürmen sie die Höhe des Hintergrundes hinan.)
(Der Vorhang schließt sich.)

Chor.

Tobe denn, rasende Jagd, —
Wild und Meute, erklimmet die Höh'n, —
recht wie im Busen mir, feindlich bewegt,
schwellende Mächte sich regen! —
Segnung begehrend aufseufzte die Brust,
dass sich die Kraft ihr belebe.
Licht quoll nieder aus himmlischen Höh'n,
aber es sengte der herrische Stral,
da er zu wärmen ersehnet.
Qualvoll gestachelt, aufstürmet es wild,
blutigen Frevel erfüllend;
stürmet empor im Trotze der Schuld,
dränget vom Herzen zum Hirn nun die Klage:
Heilige Mahnung, blendendes Licht,
göttliche Macht der Verheißung, —
bist du's, die dürstendes Sehnen erfleht, —
ende die Qual nun, zwinge den Trotz,
spende den Stral mir der Wahrheit!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Felsiger Gipfel eines hohen Berges mit weiter Fernsicht aufs Gebirge. Es ballen sich Wolken, welche die höchste Spitze bald einhüllen.)

Der Prophet
(mit den Gläubigen die Höhe ersteigend).

Dem Hohn der Mörderschar entweichend,
erklomm ich, Herr, den Felsengrat
der himmelnahen Berge
und flehe auf zu dir:
Herr, erbarme dich unser,
ende die Schmach deiner Treuen,
gib uns lauteren Mut!

Die Gläubigen
(auf die Kniee sinkend).

Herr, erbarme dich unser!

Der Prophet.

Dem Feinde nicht, — den Rachebränden
der eignen Brust zu dir entfliehend, —
dich, Vater, ruft mein Bangen
um Rettung in der Not. —
Vater erhöre uns,
tödte der Rache Verlangen,
hilf uns zwingen die Wut!

Gläubige.

Vater, erhöre uns!

Der Prophet.

Dein Hauch, o Gott, durchweht die Höh'n,
und deiner Wolken rasches Heer,
gerottet, wie zum Sturme,
der Felsen Haupt umschwebet. —
Gott, — ruf' uns zum Kampfe,
zünde den Stral der Vergeltung,
sende uns himmlische Glut!

Gläubige.

Gott, ruf' uns zum Kampfe!
(Hörnerschall von unten.)
Die Feinde nahen, — greift zur Wehr!

Der Prophet.

Noch ist das Zeichen nicht entbrannt.
Dort auf der Felsen starrem Gipfel,
bergt euch in grauer Wolken Dunst,
der uns den Kampfesruf entsende!

Gläubige
(mit dem Propheten die höchste Spitze erklimmend).

Herr, erbarme dich unser!

Vater, erhöre uns!
Gott, ruf' uns zum Kampfe!
(Sie sind mit dem Propheten von herabsinkenden Wolken verhüllt worden.)

Chor.

Göttlichen Glaubens heilende Kraft,
dürft' ich, im Dienste dir treu,
himmlischer Weihe Lohn zu gewinnen,
ringen wider mich selbst, —
selig pries' ich mein Glück!

(Während des Folgenden wachsender Sturm.)

Prometheus
(mit den Kriegern die Höhe ersteigend).
In feiger Flucht zerstob die Schar,
die uns des Jagens Durst gekühlet,
und lockt' uns weichend in das Reich
des Gottes, den sie Schöpfer heißen
von Fels und Erde, Strom und Stürmen. —
Herrischer Gott, der du flammenden Blick
niedersendest auf grünes Gelände,
Mannessinn dir zu Knechte zu zwingen; —
erdenentstammet steh' ich vor dir,
Trotz dir bietend, schallet mein Ruf
auf durch Wolken zur Höhe!

Die Krieger (Männer und Weiber).
Trotz dir bietend, schallet der Ruf
auf durch Wolken zur Höhe!

Prometheus.
Die Liebe bedräuet dein neidischer Grimm
und wehret dem Freien die wonnige Regung? —
Siehe mich hier, und ihr schwebende Winde,
traget zum Herrn mein tönendes Wort:
Gott, dir steh' ich zum Kampfe!

Gaja.
Meldet dem Herrn, ein minnendes Weib
jauchze euch zu im Wettergetös',
selig dem Liebsten vertrauend!

Prometheus (sie wild umschlingend).
Lust du des Lebens, — blühendes Weib, —
lachend vollendest du männlich Erkühnen!
Wolkenumwoben nun leuchtet dein Blick
waltendem Stürmeerreger;
irdischer Glut durchzückst du sein Reich,
und umschlingend dich, entschlürfe ich Wonnen,
ihm zum Hohn,
hier, dem Athem des Himmels!

Chor.

Wonne des Frevels, — göttliche Lust!

Krieger.
Weichet, ihr Winde, — Wolken, erbebt
hier, dem Helden der Erde!

Prometheus.
Wo der Himmel zur Erde sich niedersenkt,
und die Wolke den Felsen umschlinget, —
Donnergott, — zerreiß' ich den Bann
furchtbefangener Knechte,
breche das Thor des ewigen Sales,
schwinge mich aufwärts zu dir!
(Er stürmt mit Gaja, von den Kriegern gefolgt, gegen die höchste Spitze.)

Chor.

Mensch, — zu hoch nicht strebe dein Sinn!

Der Prophet
(das Schwert in der Faust, an der Spitze der Gläubigen aus den Wolken hervortretend).
Zurück, — hier endet deine Bahn!

Prometheus
(mit der Keule mächtig ausholend).
Ha, Wahnwitz. —

3. Krieger
(einen Pfeil vom Bogen abschnellend).
Laß dich grüßen!

Der Prophet
(sinkt, vom Pfeil in die Seite getroffen, aufs Knie).
Vater im Himmel, — dein Wille geschehʼ!

Prometheus (zum Schützen).
Nicht dank' ich dir solch dreiste That!
Mir ziemet Kampf und Beute!

Der Prophet
(erhebt knieend das Schwert).
Wolauf! — Frohlocke nicht zu früh!

Noch hält die Faust das heil'ge Schwert, —
noch wankt der Glaube nicht!

Prometheus.
Zu Tode denn mit Schwert und Glauben!
(Indem er den Streich auszuführen im Begriffe steht, fährt zwischen ihm und dem Propheten ein greller Blitzstral in den Fels, dem ein furchtbarer Donnerschlag unmittelbar folgt. Wie getroffen taumelt Prometheus zurück.)

Krieger.
Wehe, wehe!

Der Prophet (erhebt sich begeistert).
Gott hat gerichtet!

Gläubige.
Preis dem Rufer zum Siege!

Der Prophet.
Auf, und vollendet des Herren Gericht!

Gläubige.
Helfet uns, himmlische Mächte!

Krieger
(von den Gläubigen nach abwärts gedrängt).
Wehe, weh'!
(Bei Donner und Blitz sinken die Wolken herab und verhüllen die Kämpfenden. Während des Folgenden, den Worten des Chores entsprechend, Scenenwandel von unten nach oben.)

Chor.
Furchtbar entlohnt die vermessene Frage
Blitz und Wettergedröhn'!
Wie es der Geist sich zu wissen ersehnet, —
sieh, dem Auge nun weis't es sich dar:
Niedergeschmettert durch Himmelsgewalten,
sinket die Kraft, die dem strafenden Arm
göttlichen Zorn's sich empöret. —
Hei, wie es prasselnd den Höhen entweht,
schäumend die Schluchten durchbrauset!
Ach, — wie des Bergstrom's tobende Flut
Stämme entwurzelt, Felsen zerschellt,
nieder sich stürzend zur Tiefe, —
also der Glaube in siegender Macht
quelle vom Haupt mir, das trotzige Herz
jubelnd im Sturme zu zwingen!
(Die Kämpfenden werden wieder sichtbar. Die Krieger weichen vor den Gläubigen stets tiefer hinab.)

Prometheus
(Gaja umschlungen haltend, klammert sich, wie um dem Sturm zu widerstehen, an einen Felszacken und wendet sich gegen den Propheten).
Und steht der Himmel dir im Bunde
mit Donnerschlag und Wetterstral, —
Kampf biet' ich dir, so lang mein Arm
der Waffe Wucht im Sturm erhebet!

Der Prophet (von Licht umgeben).
Und Strafe dir aus Gottes Zorn
zum zweiten Mal erdröhne!
(Blitz und Donner, wie früher, Prometheus taumelt zur Tiefe.)

Krieger.
Wehe, weh'!

Prometheus.
Höllische Geister, stehet zu mir!

Gläubige.
Fasset ihn, gähnende Schlünde!
(Bei stetem Scenenwechsel werden die Kämpfenden wieder verdeckt.)

Chor.
Locket dich, Frevler, das schreckenslos
ewiger Qual und Verdammniss,
dass du in Tollheit die Arme erhebst
wider des Wetters Gewalten? —
Wehe, — zu tief nur ist mir bewusst,
wie es das Herz dir erreget,
und es entfesselt auch mir sich der Mut,

wider des Glaubens gewappnete Schar
trotzig sich stemmend, und niedergekämpft,
dennoch zum Himmel aufwirbelt die Woge
qualvoll tobender Wut!

(Die Scene, deren Wandel aufgehört hat, zeigt eine schaurige Felsschlucht mit einem klaffenden Bodenriss. Prometheus und die Krieger erscheinen, von den Gläubigen herabgedrängt.)

Gaja (zu Prometheus).
Steh, Held, zu neuem Kampfe!

Prometheus
(am Rande des Bodenrisses).
Noch einmal an des Abgrunds Rande
heb' ich die Faust.
Und Fluch dir, — Tageslicht,
wenn du mir schwindest!

Der Prophet.
Hinab denn in des Frevels Nacht,
und suche, die du riefest!
(Blitz und Donnerschlag wie früher. Prometheus, Gaja und die Krieger versinken in den Abgrund, aus dem Feuerschein emporleuchtet.)

Krieger (versinkend).
Wehe der ewigen Qual!

Prometheus (aus der Tiefe).
Nimmer verzagend, — hölliſche Glut
send' ich euch, Knechten, zur Höhe!

Stimmen der Dämonen
(aus der Tiefe).
Mächtiger, sei uns gegrüßt!

Der Prophet
(zu mehreren Jünglingen aus der Schar der Gläubigen).
Dem Frevler in die Tiefe folgt,
und an des Höllenfeuers Glut
zur Kette schweißt des Schwertes Kraft,
die ihn dem Fels vermäle!

Jünglinge
(mit Hämmern und Schwertern in den Abgrund steigend).
Zur Tiefe kühn, — gehorsam dir,
und Gottes Schirm vertrauend!

Der Prophet
(mit den Gläubigen zum Gebet niederknieend).
Herr, weihe sie mit Himmelskraft,
dass in des Abgrunds grausem Schlunde
vor Todeshauch und Feuers Wut
die Treuen heil bestehen!

Gläubige.
Schirme sie, Herr, der du walteſt im Kampfe,
rette sie, Vater, vor Schrecken und Not, —
Gott, stärke die Frommen!

Prometheus (aus der Tiefe).
Und fass't ihr mich mit Eisenarmen, —
nicht wankt mein Mut!

Krieger (aus der Tiefe).
Wehe, der Stärkste erliegt!

Jünglinge (aus der Tiefe).
Den Hammer hebt zum Schlage!

Gaja (aus der Tiefe).
Jammer, Jammer, — wehe, mein Held!
(Aus dem Abgrund erschallen furchtbare Hammerschläge, indem zugleich feurige Funken emporsprühen.)

Der Prophet.
Betet, — schon sind sie am Werk!
(Sie harren in stummer Andacht.)

Chor.
(während die Hammerschläge erschallen).
Also mit eiserner Waffe Wucht,
wie ihr den Starken schmiedet in Bande, —
kampfgestählet durch himmliſchen Stral, —
zwing' ich den Trotz der ringenden Brust,
dränge des Zornes tobende Woge
nieder in Grauen und Nacht!
(Die Schläge verstummen.)

Prometheus (aus der Tiefe).
Gefesselt bin ich; — doch wehe dir, Welt!
Einst spreng' ich noch die Ketten!

Der Prophet (sich erhebend).
So lang das Auge Gottes wacht,
sollst du im Dunkel wüten!

Gaja (aus der Tiefe).
Habt Acht, — noch dringt das Wehe ans Licht!

Jünglinge (emporsteigend).
Dein Wille, Vater, ward erfüllt!

Gläubige.
Sieg, — Sieg! — Freudig und heil
nahet die blühende Schar!
Himmlisches Wunder! — Göttliche Macht!
Preis dir, Herr, in den Höhen!

Der Prophet
(die Hand an der verwundeten Seite, mit Mühe sich aufrechthaltend).
Gebändigt ist des Feindes Macht. —
Nun aber mahnt die Wunde mich,
die mir der Herr geschlagen,
da frevelnd ich den Kampf gewagt,
eh' noch der Schlachtruf dröhnte. —
Gern büß' ich meiner Sünden Schuld; —
doch, Gott, — o lass dir klagen:
Dahin ist, der mir Hoffnung war,
verwaist des heil'gen Werkes Statt,
und führerlos lass' ich dein Volk
in Sorgen hier zurück!
(Durch die zerreißenden Nebel im Hintergrunde bricht das Licht der Abendsonne.)

Gläubige
(den Verwundeten liebevoll stützend).
Vertraue, Vater, — bau' auf Gott!
Er half, und wird uns helfen!
Sieh dorthin, — seines Auges Licht,
zum Zeichen dir, und Trost verheißend,
durchbricht der Wolken Schleier!

Der Prophet (in düsterm Sinnen).
Verwaist des treuen Volkes Schar,
und unvollbracht das hehre Werk,
zu Gottes Preis ersonnen!
(Im Hintergrunde zeigt sich bei verduftenden Nebeln der Tempelbau, herlich vollendet, im Licht der Abendsonne, vom Regenbogen überspannt.)

Gläubige.
Seht, seht, — was weis't sich da dem Blick? —
Wo sind wir? — Dieses Bogens Rund,
zur steilen Höhe rings gewölbet, —
ist's Himmelswerk, — ist's Menschenkunst? —
Welch Schauspiel, — Herr! — Von Glanz umstralt,
ein ragend Abbild deiner Größe!

Der Prophet
(in höchster Begeisterung).
Erkennt der eignen Hände Werk,
durch Gottes Wundermacht geweihet!

Gläubige.
Welch Wort? — Fürwahr! — O Himmelsgabe!

Der Prophet.
O Gnadenquell der ew'gen Liebe,
o unverdienten Heiles Kraft! —
Wie ich's erschaut in Hoffnungsbangen, —
wie wir in Mühen es erstrebt, —
wie schon verzagend ich's beklagte:
vollendet steht das Haus des Herrn!

Gläubige (die Arme erhebend).
Dank, Vater, dir, im Himmelssal, —
Dank aus des Herzens Grunde!
(Alles verharrt in schweigender Bewunderung.)

Chor.
Das ich zu glauben nimmer erhofft,
dess' sich das Herz mir zürnend erwehret, —
sieh, im Bilde nun stralet es hell:
Wunder göttlicher Gnade!

Der Prophet.
Der Stunde denkt, — der Himmelskraft,
die heute euch durchglüht,
wenn künftig neuer Feinde Heer
in Sünden sich erhebet. —
Erwält zum Führer, den der Herr

fürs hohe Amt beseelt,
und folgt ihm treu fortan, wie mir; —
denn seht; — ich muſs nun scheiden!

Gläubige
(sich um ihn drängend, verworren).
Niemals, Gebieter, — hemme dieß Wort!
Lebe dem Heil deiner Treuen!

Ein Weib
(in der Tracht der Weiber unter den Kriegern, tritt einen Säugling in den Armen, aus den Felsen hervor und drängt sich zum Propheten).
Zu ihm, zu ihm! — Laſs't mich zu ihm!

Gläubige (wie oben).
Hinweg! — was will dieß Weib?

Weib
(auf einen Wink des Propheten durchgelaſſen, kniet vor ihm nieder und hebt das Kind zu ihm empor).
Herr, — Gnade meines Leibes Frucht!

Gläubige (wie oben).
Was soll's, — wir drohten nicht! —

Weib (haſtig zum Propheten).
Vom Volke bin ich, das dein Schwert zur Tiefe heut' geſtürzet; —
und dieſes Knäblein stammt von ihm, den du als Stärksten rühmteſt. —
Von ferne folgt' ich seiner Spur,
sah fallen ihn, und flehe nun, —
auf Knieen fleh' ich, Herr, zu dir:
o laſs des Vaters Frevelschuld
das Kindlein nicht entgelten!

Der Prophet
(von den Jünglingen geſtützt, nimmt das Kind in die Arme).
O heil'ger Einfalt Liebeskraft! —
Wie wird mir? — Wunderſame Regung
bei dieſem Anblick faſst mein Herz! —
Bewahrt dieß Kind an heil'ger Stätte,
es wird ein treuer Hüter sein
der Frommen, die ihm Lieb' erweiſen;
und seines Stammes Kraft entblühend,
seh' ich im Schimmer fernſter Tage
ein niegeahntes Glück!
(Er reicht das Kind dem Weibe zurück.)
Auf, Brüder, — und lenket getroſt nun die Schritte
empor zum ragenden Himmelsbau,
den brechend durfte mein Auge begrüßen,
doch nicht beſchreiten mein Fuß! —
(In die Arme der Jünglinge zurücksinkend).
Lebt wol, — seid treu im Glauben!
(Er stirbt.)
(Während die Blicke der Gläubigen voll Andacht sich von des Propheten Leiche dem Tempelbau zuwenden, schließt sich der Vorhang.)

Chor.

Gehet denn ein in den Tempel des Herrn!
Folgen will ich, und heilig gerührt
schauen die Wunder des Glaubens!

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Taine ist gestorben. So kurz nach Renan wieder einer der „großen" Franzosen, — einer der wirklich großen, von denen, die keine Gefahr liefen, noch gerade vor Thorschluß ein Panama zu erleben. Wenig im Grunde hatte der dicke Lebenskünstler, dem auch die Aufklärung nur wie ein köstlichstes Gericht auf seiner üppigen Tafel dampfte, gemein mit dem eisernen Kritiker der Revolution, dem Denker des Buches vom „Verstand", dem Aesthetiker, der ein Naturforscher des Schönen sein wollte. Und doch verschwimmt Beider Bild heute bereits in dem einer sinkenden Generation Frankreichs, deren Ideen, wie wechselnd auch die Saite klang, in Beiden mächtig war. In all seiner zähen Nüchternheit war auch Taine mit jeder Faser der geistreiche Franzose jener Zeit, die Renan in vielem so gut als Typus vertritt. Wenn je das Wort erlaubt war, daß es einen „Rausch" der Exaktheit, der reinen Sachlichkeit, der Begeisterungsabstinenz in der Forschung giebt in dem Sinne, wie ein Rausch der Askese auf religiösem Gebiete möglich ist, so hat Taine in ihm geschwelgt bis zur Becherneige. Diese innere Glut, die gerade das Winzige der Detaildinge mit äußerster Liebe empfing und ihren Stolz darin fand, eine Pyramide aus zusammengeblasenen Staubkörnchen anwachsen zu lassen, gab eben seinen Büchern das Fascinierende, das sie so unendlich weit über alle Kreise weggetragen hat, wo sonst nüchterne Quellforschung wie vom jungen Leben das Kloster gefürchtet wird. Ueber die Resultate des großen Buches von der „Entstehung des modernen Frankreich" kann man sich streiten; aber in der Art, wie Taine sein minutiöses Detail anhäufte und doch zu einer Gesammtwirkung kam, war er ein Zauberer, wie ihn die Geschichtschreibung überhaupt noch nicht gekannt hat. Gegen Taine gehalten ist Mommsen, der etwas von seiner Art hat, ein lederner Geselle. Was aber den Ausschlag gab: es waren keine Jongleur-Kunststücke, was Taine gab — selbst wenn er sich im Resultat handgreiflich verhedderte. Taine gehörte, und hier nähert er sich auch wieder der Generation der Renan und Flaubert, zu den Universalwissern, den im echten Sinne wirklich durchgebildeten Kulturmenschen. Er war nicht so einseitig Historiker, um nicht auch ein feines Buch zur Erkenntnistheorie und fachmännische Studien im besten Sinne über Aesthetik veröffentlichen zu können. Und gerade weil er diesen breiten Unterbau unter der Sohle hatte, war er ein Historiker, wie wir Deutschen sie aus unseren Reihen schwer zum Vergleich stellen können. Man denke sich den Verfasser des Buches über den „Verstand" neben unserem Leopold von Ranke, dem der Darwinismus ein „Märchen" war! Man hat Taine alle möglichen Vorwürfe gemacht bei Gelegenheit seiner Verdammung der französischen Revolution. In Vielem hatten seine Kritiker recht, obwohl keiner darunter war, der das, was er gethan, auch nur halbwegs hätte ebenso machen können. Aber wenn die billig schablonisierende Weisheit ihn fassen wollte als den engherzigen Bourgeois, so übersah sie völlig, daß Taine im innersten Herzen niemals „politischer" Historiker war, sondern immer Kulturhistoriker und zwar unter dem Leitstern, daß der rote Faden in der Kulturgeschichte die Geschichte der Forschung sei. Mochte die Eroberung von Syrakus uoch so viel Wunder des Heroismus, noch so viel völkergeschichtliche Folgen haben: seine Seele war bei dem einsamen Archimedes, der seine Kreise zog, — und der Kreis, der hier gestört wurde, ersetzte ihm all das Andere nicht. Ich glaube, daß die Revolution Lavoisier guillotiniert hat, war ihm ein entscheidenderes Zeichen, als die Befreiung ganzer Stände, und seine Sympathie würde unabänderlich mit dem Könige gegangen sein, der auch nur einem großen Forscher eine Freistatt

gewährt hätte. Solche Gedankengänge wachsen allerdings nicht im Hirn eines politischen Parteifanatikers, und dieser wird sie niemals — ich will nicht sagen annehmen, sondern, was viel schlimmer ist, überhaupt nicht als diskutierbare Sache begreifen können. Dazu muß man wie Taine sich seine Ideale in einer freieren Höhe gebildet haben, — auf der Höhe, wo der Naturforscher und der Aesthetiker Taine stand, lange, ehe es ihn gelüstete, das reale Phänomen der Revolution von 1789 auf seinen Kulturwert sich anzusehen.

Was speziell den Aesthetiker Taine anbetrifft, so sind wir heute bei uns in Deutschland positiv noch gar nicht so weit „bei", möchte ich sagen, um ernsten Nutzen aus seinen vortrefflichen Pionierarbeiten ziehen zu können. Der Anschluß an die Naturwissenschaft ist für unsere offizielle Aesthetik vorläufig nichts als ein hingeworfenes Aperçu des Einen oder Andern, — gearbeitet hat auf dem Gebiete seit Fechner's Tod geradezu nicht ein Einziger, und was wir an brauchbaren Ausführungen allenfalls noch einmal hören (wie etwa unlängst von Helmholtz), das kommt, charakteristisch genug, gerade nicht aus der jungen Generation. Wenn man dagegen mit jungen Leuten redet, die eben von der Universität kommen mit offiziell patentierter „ästhetischer" Bildung, so stößt man fast allemal auf die völlige Verständnislosigkeit für die Notwendigkeit jener Verknüpfung. Man trifft auf den Standpunkt, den ich einmal von einem sogar sehr geistreichen klassisch-philologischen Hochschullehrer unter allgemeinem Beifallsnicken seines Auditoriums vernommen: „Was für eine Pflanze der Dichter hier meint, darüber mögen sich die „Herren Botaniker" streiten, uns geht das, Gott sei Dank, nichts an!" Und wenn es sich noch blos um Interpretation eines Pflanzennamens bei einem obskuren Dichter handelte! In Wahrheit geht der Konflikt um die Kardinalfragen der ganzen ästhetischen Wissenschaft, die nur von naturwissenschaftlichem Boden aus gelöst werden können. Die Zeit, da man bei uns in diesem Sinne „auf Taine zurückgehen wird", liegt, wie gesagt, noch ganz in der blauen Zukunft.

* * *

Seit der Spaltung, über die wir s. Z. eingehend berichtet, hat die „Neue Freie Volksbühne" (unter Leitung des Dr. Bruno Wille zu Berlin) in sehr glücklicher Weise ihre Lebensberechtigung nachgewiesen. In Anbetracht der beschränkten Mittel — und bei diesen mit dem magern Volkssäckel rechnenden Instituten bedeuten ein paar tausend Teilnehmer immer noch magere Mittel! — haben sich die drei letzten Vorstellungen: Goethe's Faust, Wolzogen's Lumpengesindel und Anzengruber's Gewissenswurm, als geradezu mustergültige Leistungen erwiesen. Je enger die Theatercensur, desto größer der Zudrang zu all diesen „freien" Theaterunternehmungen, die als geschlossene Vereine nicht an die Bestimmungen der Polizeicensur gebunden sind. Wie dabei das Interesse der Schriftstellerwelt an allem, was in das Bereich der „Freien Bühnen" fällt, wächst, zeigt die in Masse aufsprossende Litteratur darüber, — zum Teil recht wertlose Dutzendwaare, die aber doch als Symptom von Bedeutung ist. Ein glücklicher Zufall wirft mit dem Prinzip dieser Bühnen ein Mittel zur Selbsthülfe für Dichter wie Publikum hin zu einer Stunde, da die dramatische Kunst sich bei uns in Deutschland zweifellos zu einem hohen Aufschwung rüstet. Wer diese letztere Thatsache in ihrer ganzen Größe erkannt hat, der sollte keinem jener, wenn auch noch so unzulänglichen Versuche achtlos vorübergehen lassen. Das Wort „Ethik" erklingt heute an allen Ecken und Enden; der fleischgewordenen Ethik eines neuen großen dramatischen Kunstwerks eine würdige Stätte zu bereiten, sollte allen, die das Wort im Munde führen, mit in erster Linie am Herzen liegen.

* * *

Das geistvolle Kulturgemälde John Henry Mackay's „Die Anarchisten" erscheint gegenwärtig in einer billigen Volksausgabe (das Heft zu zehn Pfennigen) im Verlage von O. Harnisch in Berlin.

* * *

Johannes Guttzeit, der „Natur-Prediger", hat seine Verehrer mit einem neuen dicken Buche beglückt: Verbildungsspiegel, 1. Band: Scheinsucht. Auf dem Titel steht ein bekränzter Greis von zweifelhaftem Kunstwert, in der Hand einen Spiegel „Reform", — im Hintergrunde dampft fröhlich der alte Vesuv, in dessen schöner Nähe der Schreiber dieser Zeilen viel lieber sitzen

möchte als auf dem Kritikerschemel vor Guttzeits Naturevangelium. Ein Dichter ist Guttzeit nicht, — das einleitende Gedicht „Blumenweisheit" ist eine bittere Pille. Und dieser Mangel ist, so wenig er selbst es jedenfalls Wort haben will, ein drückender für sein ganzes Buch. Es liegt — bei so viel treffenden Anregungen — etwas verzweifelt ledernes überall den breiten Ausführungen. Naiv ist der Ton gar nicht, und Schwung hat er auch nicht. Daß sich Guttzeit, der so ganz seinen eigenen Weg zu gehen verheißt, in gar manchem Punkt noch selber nicht frei gemacht, wird aus einzelnen Stellen auch sehr klar. Trotzdem sei das Buch zur Lektüre warm empfohlen. Gewisse Dinge können heute nicht oft genug gesagt werden. Und es giebt vielleicht doch Kreise, wo grade diese wunderliche Guttzeit-Form die wirksamste ist: die Welt ist groß!

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Dramen verboten.

Verantwortlich für die Redaction: Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck von A. Klarbaum. Beide in Berlin.

Frieden.

Roman

von

Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld. (4. Fortsetzung.)

(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

Carolus wird schläfrig, liegt eine Weile und schlummert halb, hört die Welt ringsum wie ein leichtes, schlaftrunkenes Sausen. Liebliches, stilles Sommersausen. Schwimmendes Licht die Hügel entlang. Weißer Höhenrauch; der Blaafjell wie ein Märchen weit, weit in der Ferne. Sausen, Sausen . . . Bächegesang und Sausen; ferner, wandelnder Kuhglockenklang; er schlummert leicht und süß in dem großen Frieden ein, mit schwebenden, schweifenden Traumgesichtern rings um sich.

Hoch auf dem Berge steht ein Mann. Er schwingt und schwingt die langen Arme; — es ist der rasende Roland. — Nein es ist der Vater. Er steht und winkt und ruft —: „Carolus!" — Carolus reißt sich aus der Schlaftrunkenheit und will hinauf zu ihm, glaubt ihn noch droben auf dem Steine stehen zu sehen, hört noch wie den Nachhall eines Rufs. „Carolus!" — „Ja!" — er eilt von dannen. Auf einmal ist sein Vater fort. Nichts mehr zu sehen. Verschwunden wie eine Erscheinung in der flimmernden Sonnenflut. Carolus hält die Hand über die Augen und starrt; er kann noch immer nicht begreifen, daß er bloß geträumt hat.

— „Ja ja, Vater; heute nacht komm' ich schon. Brauchst nicht zu erschrecken, wenn es an das Fenster klopft; 's ist nicht der Moskro,*) hehehe . . . Satansschaf! — Pst! pst!! — Aber Gottlob; heute ist der letzte Tag; gehe auf die Wiese, soviel Du magst! Morgen abend bin ich in der Stadt, und dann hinaus, hinaus aufs Meer, das blaue; Hurrah, my boy!

XXI.

Als sie den nächsten Morgen zur Mahd hinaus sollten, war Carolus nirgends zu erblicken. Enoch that, als mache er sich nichts daraus; „er kommt schon

*) Moskro bedeutet im skandinavischen Zigeunerdialekt Lensmann, Vogt.

wieder", sagte er. Doch als sie zu Mittag daheim waren und die Sensen schliffen, kam der Cornelius des Helge, der just diese Nacht von der Waffenübung in Kristiansund heimgekehrt war; er erzählte, er habe um halb zwölf in der Nacht den Burschen mit einem Bündel in jeder Hand südwärts nach Ramstadsheia traben sehen.

Noch wollte Enoch es nicht glauben. Es war keine Möglichkeit. Carolus konnte nicht durchgegangen sein; er kam wieder; er kam wieder; heute abend hatten wir ihn da, mit dem Mund voll Entschuldigungen und Bitten — — —

Er konnte nicht so danken wollen für alle die Gutthat. Wie lange Enoch nun an ihm gearbeitet hatte, und das mit solcher Geduld, so nachgiebig und klug . . . Und wie gut Carolus es hier gehabt hatte, immer seinen Tisch gewiß, um dran zu sitzen, und niemals ein böses Wort, und Leitung auf den rechten Weg und gute Behandlung in allem . . . durchaus wie ein Kind vom Hause . . . Und wenn er noch so sehr Zigeuner war, so konnte er doch nicht auf diese Art danken wollen.

Aber abends kam Zigeuner-Thomas. Er begann gottesjämmerlich seinen Aufgesang von „dem Traurigen, das da geschehen war", und that für Carolus Abbitte in den verdrehtesten Worten, die er finden konnte. Der leidige Luksifer war in den Buben gefahren, wenn er einen so häßlichen Ausdruck gebrauchen durfte: „Ich und seine Mutter, wir thaten alles, was in unserem Vermögen stand, um ihn an seine Aufgabe und Schuldigkeit zu erinnern; ja, ich in meiner Geringfügigkeit wendete sogar, Gott verzeihe mir's, Gewalt an gegen mein eigen Fleisch und Blut; aber er war so verstockt und obstenatzig, daß er durchaus zur See wollte . . . Heute ist er in die Stadt durchgebrannt und will sich da verheuern; und da möchte ich in unserem großen Kummer und Desperation Sie gebeten haben, Enoch, daß Sie um dessentwillen nicht uns einen Groll nachtragen . . ."

Es war nicht länger zu bezweifeln. Enoch schwieg und wurde kalt.

Das sollte der Dank sein. Der Dank für gute That und gute Absicht! — Und ob der Bursch nun ein Landstreicher wurde oder zur See ging, das war ganz einerlei; verloren war er in jedem Fall.

— — Wie würden sie nun über Enoch lachen, alle Weltkinder! „Das hatte er von dem Zigeunergesindel!" — Alle Widersacher, die er innerhalb und außerhalb der Armenkommission gehabt hatte, als er bestrebt war, für den Zigeuner-Thomas Platz zu schaffen . . . oh, wie würden sie finden, daß ihm recht geschah! „Nun mag er selber die zigeunerische Art kennen lernen . . . Jetzt hat er's; warum mußte er auch all dieses Pack auf uns herabziehen?" — Und der Pastor würde ihn anschauen —: „Du hast ihn wohl nicht richtig behandelt, mein lieber Enoch . . ." Aber Lars Danielsen und seine Freunde, die würden in ihren Versammlungen sitzen und seufzen und sagen, der Enoch Haave, der habe wohl nicht die rechte Weisheit gehabt, um eine so schwierige Sache fertig zu bringen.

Es erfaßte ihn ein kaltes, hartes Gefühl, das er „Eifer" nannte. Dies Gefühl wendete sich vor allem gegen den Priester, der ihn in diese Geschichte mit dem Thomas hineingelockt. Hätte Thomas nun kein Haus gehabt, so wäre Carolus nicht durchgegangen; — Der Pastor war an allem schuld. Der Pastor war ein Weltkind; nicht aus Liebe zu Gott hatte er das gethan, sondern aus Lust an weltlichem Ruhm, er wollte Lob von den Regierenden, von den Mächtigen dieser Erde. Und alles, was nicht vom Glauben kam, war Sünde

. . . Mit schlauen Worten hatte er Enoch zu dieser Sünde verlockt; nicht Gottes, sondern des Priesters Werkzeug war Enoch gewesen, und nun nahm der Priester die Ehre für sich; Enoch aber stand da mit Schande und Strafe. Er ärgerte sich so empor, daß er zwei Sonntage nach einander von der Kirche wegblieb.

— Nun hatte der Pastor mit etwas Neuem angefangen: er wollte Jensen's Lesebuch in die Schulen haben. Enoch schaute sich das Buch an und schaute sich in Zorn —: dies wollte ein Geistlicher als Kinderlektüre eingeführt haben! Gedichte und Erfindung, ja, geradezu Märchen, und was schlimmer war: Mißbrauch des Namen Gottes, — das wollte ein Seelsorger in die Schule hinein haben! Als die Sache im Herbst wieder vor den Schulausschuß kam, war der Pastor ganz verdutzt; sein treuer Enoch Haave stand auf einmal als Führer der Opposition da.

Torkjell Tualand hatte recht: wir mußten uns vor den Beamten hüten. Sie suchten ihre eigene Ehre und Gewinn und scheerten sich weder um das Gotteswort, noch um das Volk. Enoch ging so weit, daß er auf das neue Jaabaekblatt*) abonnierte; da hatten wir doch wenigstens ein Blatt, das wagte, die Wahrheit zu sagen! — zum ersten Mal seit Thrane's Zeit, wie Torkjell erläuterte. Ein ganzes Halbjahr hielt Enoch die „Folketidende"; dann mußte er ihr kündigen, weil darin mit den Worten Gottes so viel Mißbrauch getrieben ward; aber sonst hatte Jaabaek recht; bei den nächsten Wahlmännerwahlen wollte Enoch weder für den Pastor noch für den Lensmann stimmen. —

Nach dem heißen Sommer kam ein böser Herbst und ein noch schlimmerer Winter. Es schneite so, daß die Wege verweht waren; ein um das andere Mal mußten sie hinaus und schaufeln. Der Schnee blieb monatelang liegen.

Dann kam mildes Wetter und Kot mit Schneeregen und Kälteschauer; der Nordwest fegte um das Gebälk mit seinem ewigen Tosen, und der Himmel hing blauschwarz und verdeckt herab, so daß sie niemals die Sonne sahen. Doch legte sich abends der Sturm, so erfüllte das Meeresgebrüll die ganze Luft.

Enoch fühlte seinen Eifer schwinden; dieser ging in Gedanken über, die von schwererem Schlage waren.

Nicht der Pastor war's, über den er sich ärgern sollte; der Pastor mochte sich vor seinem eigenen Richter verantworten. Enoch hatte genug zu thun, auf sich selber zu schauen.

Er stand in der Tenne und drosch; — merkwürdig, wie wenig heuer von allem gewachsen war. Es war noch schlimmer als voriges Jahr; die Garben waren nicht vielmehr als halbvoll. Wofür mochte ihn Gott nur so streng strafen, in dem Einen wie in dem Anderen? War er in seiner ersten Liebe erkaltet? Begann die Welt schon wieder zu stark zu werden; war er schon auf dem Weg, wieder einzuschlafen? —

Er wurde strenger in seinem Christentum als jemals vorher. Er kasteite die Seele durch Wachen und Beten und das Fleisch durch Fasten und strenge Arbeit; er arbeitete mehr, als ihm gut that; aber wir sollten unser Fleisch kreuzigen. Was hatte Jesus nicht leiden müssen? Und das er, der sündenfrei war! Wie viel Schlimmes hatten da nicht erst wir verdient! — Er kasteite sich selbst und sein ganzes Haus. Wir waren zu bequem gewesen und zu zuversichtlich, so daß das Fleisch uns faul geworden; daher lag Gottes Hand so

*) Jaabaek — ein oppositioneller Bauernführer im Storthing, — Sparmeister und Beamtenfeind.

schwer auf uns; nun galt es zu beten und zu arbeiten. Zurück, zurück zum ersten Licht! —

Wie David grübelte er über des Herrn Gesetz bei Tag und Nacht. Was sollte er thun, was sollte er thun, auf daß er sich recht demütigen konnte vor dem Herrn und in den alten ruhigen Kinderfrieden kommen? Er frischte die früheren Gewohnheiten und Bräuche auf, im Großen wie im Kleinen. Allein die Gedanken wurden düster und düsterer.

Auch diesmal hatte Gott sein Opfer verworfen. Geradezu und durchaus verworfen. Nicht im mindesten Maße hatte er sein Streben gesegnet oder sein Gebet erhört; hatte alles mit einander verworfen als wertloses Zeug und ihn stehen lassen zum Spott und Hohn der Welt- und Gotteskindschaft. Es mußte irgend etwas nicht in Ordnung sein.

Eines Abends, gegen den Frühling zu, als er in der Scheune stand und Häcksel schnitt, blinkte es in ihm wie ein Lichtblitz auf. Gott hatte sein Opfer verschmäht, weil es gar kein Opfer gewesen war.

Es war Lüge und Selbstbetrug, wenn er es so nannte! — denn er hatte es nicht aus Liebe gethan. In dem geheimsten Winkel seines Herzens hatte er es gethan, um Lohn zu empfangen. Er hatte im Geheimen gedacht, Gott werde ihn in Anderem „segnen", wenn er den Armen „opferte"; aber dies „Segnen", es war ein hübscheres Wort für Lohn.

Er ließ die Arbeit aus den Händen fallen und blieb wie gelähmt stehen. Wie stand es mit ihm? War er ein Kind Gottes? Oder sollte es dennoch bloß Lüge sein . . . In solcher Finsternis, in solchem fleischlichen Sinn, in solchem Unchristentum hatte er gelebt und doch gemeint, im Zustand der Gnade zu sein, — sollte dies wirklich alles Erfindung und Traum und Satans Blendwerk sein? . . .

Angstvoll und unruhig begann er sein Leben in den letzten Jahren zu prüfen und fand bald das Eine schlimmer als das Andere.

Mit all seiner Weltentsagung hatte er die Welt gleichwohl geliebt. Er sah sich in die Stadt gehen und handeln und schwatzen, mit den Stadtweibern feilschen und ein bissel lügen; lügen, um einen Schilling an der Mark Butter oder am Spand*) Mehl zu verdienen . . . An einmal insbesondere erinnerte er sich. Er hatte einem Schuhmacher ein Schaff voll Butter verkauft, zu zwölfthalb Schilling die Mark; gleich darauf kam eine Frau und bot zwölf Schilling; Enoch ließ die Butter der Frau und ging zum Schuster und entschuldigte sich mit einer Lüge . . . bewußte Sünde, Bosheitssünde. Und dann, daß er immer nahm, was er kriegen konnte, selbst wenn er wußte, es sei zu viel; und daß er am meisten von jenen nahm, die am wenigsten feilschen konnten, obwohl sie oft die Aermsten waren . . . Ein Lügner und ein Betrüger und ein Dieb ging er hier herum, und freute sich, ja, dankte Gott, wenn das Betrügen gut ging; die Mahnung des göttlichen Geistes scheuchte er von sich — — —

Oder wenn er im Armenrat saß und mitthat, dem und dem Armen die Hilfe zu verweigern, — „der Konsequenz willen", wie der Pastor sagte Hatte Jesus nicht befohlen, allen zu helfen, die uns baten! „Und wenn Dich jemand um Deinen Leibrock bittet, so gieb ihm auch den Mantel dazu" . . . Wir aber handelten um jeden Schilling, ließen die Leute hungern und frieren, damit wir mit geringerer Armensteuer durchkämen . . . Was würde Jesus dazu sagen an

*) Ein Spand = 36 Mark = 18 Zollpfund.

jenem Tage? — „Ich hungerte und Ihr gabt mir nicht zu essen; mir dürstete und Ihr gabt mir nicht zu trinken; geht von dannen, Ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist!"

Und im Schulausschuß, — hatte er nicht dagesessen und den Pastor in Dingen unterstützt, gegen die er selbst war, nur um das Lob zu bekommen, er sei ein aufgeklärter Mann, ein begabter Mitbürger? Hatte er nicht weltliche Ehre mehr gesucht als Gottes Ehre und den Pastor zu seinem Abgott gemacht? Allein „verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und Fleisch für seinen Arm hält . . ." —

Und wie oft hatte er sich geschämt, sich zum Namen Jesu zu bekennen, wenn er draußen unter Menschen war; — „und wer sich schämt, sich zu mir zu bekennen unter Menschen, zu dem zu bekennen werde ich mich auch schämen vor meinem himmlischen Vater" . . .

Fluch auf Fluch rollte über ihn herab, und der Teufel stand in allen Ecken und lachte. „Du lebtest wie ein Weltkind im Großen; doch im Kleinen, von dem Du wußtest, ich scheer mich nicht drum, da warst Du schnell bereit zum Opfern!" – „Meine Seele hasset euere Neumonde und euere bestimmten Festzeiten; ich bin ihrer müde; ich bin es überdrüssig, sie zu ertragen. . . Wenn sie auch fasten, will ich doch ihr Geschrei nicht hören, und wenn sie auch Speiseopfer und Brandopfer bringen, habe ich doch kein Wohlgefallen an ihnen; . . . und wenn ihr euere Hände ausbreitet, will ich meine Augen vor euch verstecken; denn euere Hände sind voll von Blut!" —

Enoch verzog den Mund, warf die Arme von sich, als wollte er sich selbst wegwerfen, und knipste zugleich stark mit den Fingern. Das schnalzte, daß er zusammenfuhr, sich umsah, ob es jemand gehört . . . sich wieder faßte und fort ging. — —

So wie er jetzt am Morgen und Abend betete, hatte er noch niemals gebetet. Anna wurde manches mal fast ängstlich; er gebrauchte Ausdrücke von sich und seinen Sünden, daß Einem dabei eiskalt werden konnte. Als ob das heilige Buch nicht mehr kräftig genug sei, legte er es weg und betete mit seinen eigenen Worten; und das war, als würfe er sich nieder vor Gott, platt nieder, als kröche er vor Gott wie eine Raupe, ein Wurm; in der Stimme war Schrecken und Not; die Augen stiegen groß und starr heraus und der Haarschopf klebte sich an die Stirn, feucht und voll Schweiß, so daß er fast aussah wie verrückt.

Aber es schien garnicht, als sollte er Hilfe finden. Es hielt an und hielt an, bald etwas besser, bald wieder schlimmer, und es gab Tage, in denen er wie im Taumel herumging; Anna fragte sich selbst, ob es nun wieder so weit kommen solle, wie in dem Herbst, da der Napoleon starb.

Eine böse Gewohnheit nahm er nun an, daß er mitten im Gehen stehen bleiben und sich selbst vergessen konnte; er stand auf dem gleichen Fleck lang und lang wie festgebannt. Besonders gegen abend. Kam sie in den Viehstall und wollte melken, — da stand er, starr und still wie ein Stein; kam sie in den Keller, so war sie garnicht sicher, daß er sich ihr plötzlich in den Augen wie ein schwarzer Schatten von der Mauer ablöste; sie erschrak manchesmal so, daß sie ganz krank war. Einmal überraschte sie ihn in der Küche: da stand er und fuchtelte mit den Armen und schnalzte mit den Fingern . . . . das war so eigentümlich furchtbar; ihre Kniee gaben nach und sie mußte sich setzen . . . „aber Du mein Herr und Gott, Enoch! Was ist denn das nun?"

„Ah!“ — fuhr Enoch auf, „was war es denn? Was ist's denn? — Hm! Nichts war's . . . Hm.“ — Er faßte sich wieder, ging seines Wegs mit hastendem Schritt und sie hörte, daß er noch einmal schnalzte, als er durch den Gang ging. —

— Eines Tages stand Enoch in der Schmiede und hämmerte an einem Hufeisen. Der Teufel war hinter ihm her und das mit einer schweren Anfechtung.

Es stand vor ihm so klar, als wäre es mit Feuer geschrieben: er war aus der Gnade gefallen. Allzulang war er auf dem Tabor gewesen; da war er eingeschlafen; da hatte der Teufel sich in sein Herz geschlichen und hatte sich dort festgesetzt, — als ein Lichtengel verkleidet, damit Enoch seinen Betrug erst merke, wenn es zu spät sei. Nun hatte er es gemerkt und nun war es zu spät. Sein Urteil stand geschrieben im 6. Hebräerbriefe —: „Denn es ist unmöglich, diejenigen, welche einmal erleuchtet waren, die die himmlische Gabe geschmeckt haben und des heiligen Geistes teilhaftig geworden, und zudem noch geschmeckt haben das vortreffliche Wort Gottes und die Kräfte der künftigen Welt, — wenn sie dennoch abfallen, wieder aufs neue zu bekehren . . .“ —

Und der Teufel sagte ihm: „Du kannst grade so gut Dich aufhängen, Enoch; nun kannst Du gerade so gut Dich aufhängen!“

„Haha; häng' Dich nur gleich auf!“ — lachte der Teufel.

Wildes Entsetzen packte Enoch. Er warf sich auf die Knie vor dem Schmiedestein und schrie: „Herr und Gott! Hilf! Strafe mich nicht in Deinem Zorn, züchtige mich nicht in Deinem Grimm! Sei mir gnädig! denn die Furcht liegt mir im Gebein! O Gott, hilf! wende Dich zu mir und rette meine Seele! denn Deine Pfeile sitzen in mir und Deine Hand liegt schwer auf mir; es ist nichts Gesundes an meinem Körper; es ist kein Frieden in meinen Beinen um meiner Sünden willen; meine Sünden kommen über mein Haupt! Sie sind mir schwer geworden wie eine schwere Bürde! Satan ist hinter mir her wie ein brüllender Löwe und will mich verschlingen! Herre, hilf! hilf! beeile Dich und rette meine Seele! auf daß ich nicht sei wie jene, die in die Grube fahren —!“

Die Thür ging auf; Serina steckte den Kopf herein: „Lars Danielsen ist gekommen —“. Die Thür schnellte zu und Serina begann zu laufen; sie hatte ihren Vater neben dem Amboß auf den Knien liegen sehen, mit weißem, verzerrten Gesicht und die Hände zum Dach aufgehoben . . . .

— Allein Enoch erhob sich und sah zum Himmel hinauf und Thränen kamen in sein Auge.

Das Gebet war erhört. Gott wollte helfen. Einen treuen, erprobten, Bruder in Christo hatte er gesandt, den rechten Mann in der rechten Stunde . . . „O Gott und Vater,“ sprach er mit bebendem Mund, „noch hast Du mich nicht ganz verworfen“ — — —

XXII.

Der Frühling war gekommen; der Nordwestwind nahm seine lastende Hand vom Lande weg und alles lebte auf.

Das Heidekraut wurde frisch und die Sümpfe wurden grün. Der Löwenzahn glühte auf den Hügeln wie brennendes Licht. Das Stiefmütterchen schlug

seine sanften blauen Augen auf, blaue, betende Kinderaugen. Die Knospen schwollen und sprangen auf; die Vögel lockten und spielten. Die Kinder kamen von Moor und Marsch so froh nachhause, daß sie jubelten —: „Der Kiebitz ist da! Mutter, der Kiebitz ist wieder da!“ —

Anstatt des Nordwests mit seinem schweren Ernst und seiner zähen Stetigkeit kam der linde, leichtfertige Lenzwind, der vor allen Leuten her blies und pfiff und mit allem spielte, mit Welle und Blume, mit Laub und Erikakraut, mit Pastorenbart wie mit Mädchenlocken, mit Grabkränzen wie mit Brautstaat. Dieser schäkernde Frühlingshauch trocknete die feuchtesten Sümpfe aus. Und alles, was wachsen konnte, wuchs, und alles was gähren konnte, gährte; aber das was krank war, trieb auf und schwoll und erzeugte in sich selber Sporen und Keime in wimmelnder Menge zu seinem eigenen Untergang.

— Enoch stritt den guten Streit. Wenn er nur glauben durfte, daß Gott ihm das Gnadenthor nicht ganz versperrt, war er so frei als er nur imstande war.

Lars Danielsen und die Kirchspiel-Guri sagten, nun erst sei er ein rechter Christ geworden, denn nun habe er Gemütsmilde. Und sie meinten, er dürfe zufrieden, ja stolz sein, daß Gott ihn würdig befunden habe, in den großen Feuern geprüft zu werden.

Und das war Enoch auch. Wenn er sich nur sicher gefühlt hätte —. Allein er wußte selbst am besten, wie es in seinem Herzen stand, und er ging in einer Angst herum, die ihn beständig quälte, daß er vielleicht nicht die Gnade empfange, den guten Streit zu Ende zu streiten.

Diese Angst nannte Lars Danielsen „den geistlichen Argwohn“ . . . . vielleicht war es so. Gott sei Dank; es war gewiß so. Aber Frieden —! Das war eben das Schlimme, daß er niemals Frieden fühlte.

Eine wunderliche Unruhe war in ihn gefahren; er ging von dem Einen zum Anderen, suchte Neues und Neues ohne Unterlaß, gleichsam auf der Flucht vor den eigenen Gedanken. Das klare Zeugnis in ihm selbst von dem, was Gottes Wille und Gottes Meinung war, besaß er nun nicht länger; nur an das Wort mußte er sich halten. Aber das heilige Wort war so reich und sein geistliches Gesicht so schwach; that er das Eine, so gab es einen Spruch dafür, und that er das Andere, so gab es scheinbar einen Spruch für das auch; das wurde oft so, daß ihm dünkte, er gehe rein im Blinden.

Er probierte es mit der „evangelischen Freiheit“, von welcher Lars sprach, legte kein Gewicht mehr auf die äußeren Kleinigkeiten. Anna mochte sich einrichten, wie sie wollte; sie schickten sich in die Welt mit Speise, Kleidung und Aehnlichem. Aber ihm schien, er habe sich früher sicherer gefühlt, als er nur einfältig dem Zeugnis des Geistes in seinem Herzen folgte.

Seine alte feste Burg gegen die Lockungen des Teufels, das Wort Jesu, sich nicht zu sorgen, hatten sie ihm auch genommen. „Sorget nicht für morgen“ war nicht dasselbe wie „denket nicht an morgen“; wir sollten wohl vorwärts denken, meinte Lars; wir sollten nur nicht mit „Sorge“ denken. Das war gewiß richtig, und eine Erleichterung für's Gewissen war es auch; Enoch hatte selbst gesehen, daß es nicht angehe, ohne Denken zu leben. Aber unsicherer war er dennoch geworden, und schwächer; zu unterscheiden zwischen „Denken“ und „Sorgen“ war nicht immer so einfach; er fand sich oftmals von irdischen Sorgen niedergedrückt. Und denkt nur, wenn da der Bräutigam kam und ihn schlafend fand. — —

Unsicher, unsicher fühlte er sich halt, unsicher und gleichsam allein. Wie

würde es ihm ergehen, wenn der Teufel nun auf ihn eindrang; er hatte ja nichts im Rücken! Gut war's, daß Lars hie und da kam; Enoch weigerte ihm nicht länger sein Haus zu Erbauungsstunden. Aber sogar die beste Menschenhilfe war wenig, um darauf zu bauen. — —

— So sollten wir es haben; so sollten wir es haben! — er durfte nicht erwarten, daß es ihm anders gehe als anderen Gotteskindern. Ja, es war gefährlich, sagte der Pastor, es war sektirerisch, immerfort in dem süßen Gefühl des Friedens und in der Zuversicht des Geistes herumgehen zu wollen . . . Schau Dir nur diesen Sören Soma an, der in der letzten Zeit auf Aase und droben in den Fjellbygden so viele Anhänger gewann; redete er vielleicht nicht gleichfalls von der Zuversicht des Geistes? Und dennoch war er ein Teufelsprophet von ärgstem Schlag, verwarf die Kindstaufe, verleugnete die christlichen guten Werke, prophezeite den jüngsten Tag für die und die bestimmte Zeit, ganz entgegen dem Worte Gottes, kam sogar mit dieser „geistigen Ehe", die wohl manchesmal sehr wenig geistlich war . . . Jedoch „Frieden" hatte er und die innere „Zuversicht" . . . Nein, nein; wir wollten uns an das Wort halten und an das Zeugnis des Geistes in der Kirche.

Und so wollten wir denn unser Vertrauen auf Gott setzen. Uns fest halten an der Erlöserhand, wenn es auch um uns und in uns noch so düster aussah. Das war es wohl, was Gott an jenem ersten Abend mit seinen wundersam großen Gnadenzeichen hatte zeigen wollen. — Auf Gott vertrauen und nicht grübeln. Vor allem nicht grübeln! wie der Pastor sagte. Sich in Einfalt und Treue an die Kinderlehre und die Gnadenmittel halten und der Klugheit des Teufels nicht einmal zuhören! Nur des Teufels lachen, ihm nur die Thüre weisen! „Dringt auch Satan los auf mich, wie ein Schild so zeig ich Dich, Deine Wunden und Dein Blut, bis er feig entweichen thut".

Eine andere wichtige Sache war's, zu arbeiten. Nicht Grübler und Kränklinge wollte Gott, sondern frische, frohe Arbeitsleute. Nützliche Werke verlangte er von seinen Kindern; die Religion mußte sich in Thaten zeigen. In wirkender Liebe nach allen Seiten hin lebte der Glaube sein Leben; wir sollten gute Männer der Kirche sein, gute Bürger und gute Berufsarbeiter; mit frischer Arbeit vertrieb man den Teufel besser als durch Gebet, wie Luther sagt; Müßiggang war in jeder Hinsicht Satans Kopfpfühl.

— Enoch arbeitete.

Der Pastor, der mit wahrer Christenliebe immer gleich freundlich war, obwohl Enoch in der Lesebuchsache ihm widerstand, der Pastor bewog ihn, auf den Höfen rings umher Missionssammlungen abzuhalten; da saß er jeden Sonntag und las die „Missionszeitung" vor und sammelte Schillinge zu dem heiligen Werk. Im bürgerlichen Leben kriegte er gleichfalls Arbeit genug; er kam in die Distriktsverwaltung und in allerlei Ausschüsse.

Nicht minder arbeitete er in seinem irdischen Beruf. Er begann wieder die Urbarmachung von Grasland; er hatte Gottes Willen mißdeutet, als er damit aufhörte. Zusammen mit dem Pastor und Lensmann Aase hielt er sich nun ein Ackerbau-Blatt, und da sah er, daß er in gar mancher Hinsicht seinen Boden so bebaut hatte, daß Gott seine Arbeit garnicht segnen konnte, selbst wenn er wollte. Und Enoch kaufte neumodische Pflüge und Eggen und begann mit dem Knochenmehl und all den Dingen, die er bisher verdammt; denn wir sollten die Mittel und Werkzeuge gebrauchen, die Gott uns gab. —

— Es wurde ein guter Sommer, mit genügendem Regen und warmer Sonne.

Vielleicht wollte Gott ihn trösten nach der strengen Zucht der letzten zwei Jahre. „Gerade nun, da Du an mich glaubst, ohne mich zu sehen, gerade nun will ich zeigen, daß ich Dir nahe bin“ . . . —

Das gute Wetter hielt sich und es war rein ein Vergnügen, hinauszugehen und Acker und Wiese anzusehen.

Sammetbraun und glänzend wogte das junge Kornfeld im Sommerwind. Der Hafer, der noch nicht in Aehren geschossen war, stand schwer auf den Halmen, so daß er sich fast umlegte, saftig und tief grün mit einem leichten Ton ins Blaue. Und die Hochwiese breitete sich aus mit Rasenschmiele und Sauerampfer und Zittergras wie ein feines, matt rot gesprenkeltes Seidentuch, hie und da mit himmelblauen Feldern von schwingenden Glockenblumen, oder lichten Flecken von Kümmelkraut und knallenden, schneeweißen Balderblumen.

Fein und weich wie Baumwolle überflimmerte Moorseide allen Sumpfboden, mischte sich mit dem zarten, florleichten Weiß und Lila der tausend Millionen Bitterkleeblüten; ja, sogar die Ache grünte in ihrem langen Leagras und Schilfgras, und auf der Strömung schwammen gelb und weiße Wasserlilien zwischen breiten Blättern, und es wuchs und blühte überall. Die Erde war wie ein Mutterschoß, befruchtet und erfüllt von der schaffenden Allmacht.

In dieser Zeit war es gut aus der dumpfen Stube mit ihrem Staub und ihrem Fliegengesumm hinauszuflüchten; sogar an Sonntagen geschah es, daß Enoch das Textbuch weglegte und hinausging, um „Gott in der Natur anzubeten“. Und die Feldhühner gackerten auf allen Wiesen, und der Steinbeißer schmatzte und die Bachstelze schwatzte; aller Art Gevögel pfiff und rief; die Welt war wie eine Kirche voll Gesang; alles zwitscherte und jubelte zu Gottes Ehre. Und Enoch versuchte, „Gott in Allem zu sehen.“ Nicht die Natur war's, die er liebte, sondern Gott in der Natur; „wunderbar sind Deine Werke, o Herr, und machtest alles voller Weisheit“.

Diesen Erdfleck liebte er, weil er ihn von Gott erhalten. „Er ist nicht mein, er ist nicht mein“, murmelte er für sich; „dem himmlischen Vater gehört er, dem himmlischen Vater . . .“ Wenn Gott es forderte, daß er alles verkaufe und — — —. Still und hurtig eilte er über diesen Gedanken hinweg. —

Da senkte sich der Abend herab, mit weichen Vertönungen über Hügel und Hang. Vom Meeresrücken glänzte die Sonne über das Land hin und spiegelte sich in allem Glas; es leuchtete weit über die Heide auf wie von Diamanten. Doch der Glanz erlosch, als die Sonne ging. Und das Land sank in einen Frieden hin, so tief, als ob alles verzaubert wäre. Enoch hörte alle Bäche sausen; er hörte sein eigenes Herze schlagen. Weiße Dünste stiegen und breiteten sich über die Moore wie Traumeswellen. Ein vereinzelter ruhiger Kiebitzschrei da und dort, ein Sumpfvogelpfiff in weiter Ferne; Lämmerblöcken vom Anger her, wie süßes, mildes Weinen. Tief unten durch die Luft ein paar dahinschießende Enten.

Frieden, Frieden. Ein unendlicher Frieden. Nur in Enoch's Herzen wachte Unruh.

Es überkam ihn manchesmal, daß er hier so fremd sei, verstoßen und ausgestoßen wanderte er herum, friedlos auf gefriedeter Erde wie Kain. Wohin er auch dachte und wohin er gehen wollte, niemand, bei dem er ruhen, niemand, den er suchen konnte. Fremd war er in seinem eigenen Haus. Niemand be-

gleitete ihn, wenn er ging; niemand erwartete ihn, wenn er kam; — sie verschwanden, wenn er kam; es war, als fürchteten sie sich. Nicht einmal von seinen eigenen Kindern konnte er ein freundliches Wort kriegen, nicht, wenn er vor ihnen auf den Knieen lagernd darum bat. Wenn er es versuchte, mit ihnen freundlich zu reden, ja, von weltlichen Dingen sogar, von Scherz und Tand, wie er meinte, sie mußten's lieben, — es half kein Gran. Es war, als scheuten sie sich; sie schämten sich; jedes armselige Ja und Nein mußte er förmlich herausziehen; sie merkten nicht, daß er sie suchte und sie brauchte. Sollte er sie rein von sich weggeschreckt haben? — Aber er hatte doch nur nach dem heiligen Wort gelebt —: „wer nicht Vater und Mutter und Weib und Kind und das eigene Leben dazu verleugnet . . ."? — —

Und Anna, die Arme . . . Er war gegen sie wohl auch nicht so gewesen, daß — . — Ob es nicht etwa besser stünde, wenn er mit ihr verheiratet wäre, die einmal sein Abgott gewesen? — Ah, welcher Unsinn! O du Teufel mit den vielen Gesichtern! — - -

— Es war an einem Sonntag in der Mähzeit. Enoch war aus der Kirche gekommen und hatte Lust, eine Weile in der Stube zu sitzen und zu ruhen und zu plaudern wie in alten Zeiten; aber alle waren kalt und stumm. Die Kinder schauten einander von der Seite an und schienen sich zu wundern, ob er denn nicht fortgehe . . . Enoch bekam die so böse Empfindung, daß er nur im Wege sei. Er sah sich um, mit Blicken, die gleichsam flehten; aber alles war kalt und verschlossen, niemand bedurfte seiner drinnen. Da veränderte sein Gesicht sich ganz. Er erhob sich, nahm den Südwester und ging. Kaum war er draußen, so begannen die Kinder drin zu lachen . . .

Ach ja, ja!

Er ging und ging, rund und rund herum; sah nichts; alles erschien ihm so arg und schwer.

Heute hatte Gunnar noch dazu von der Kirche wegbleiben dürfen. Aber das war der Dank . . . Es half nichts, wie freundlich er auch sein mochte. Sogar wenn er Gott selbst zuwiderhandelte, um ihnen zu Gefallen zu sein —; sie haßten ihn; er selbst, er war ihnen im Weg.

Es standen da und dort Wolkenhaufen am Himmel und Wolkenschatten jagten über die Heide hin, gleichwie irrende, vertriebene Nachtinseln, wie dunkle, böse Gedanken. Die Stunden gingen; Enoch wanderte über Marsch und Moor und merkte es nicht. Wohin sollte er denn? — Zum Schluß stand er vor dem Heialandssee. Er zuckte zusammen; was für ein schlechter Gedanke war es, der ihn hierher gezogen? — Hastig drehte er sich wieder um. Es begann zu dämmern. Aber er hatte keine Lust heimzugehen.

Rund auf der Heide piepte der Regenpfeifer mit seinem vereinzelten Ton. Ein Kiebitz wurde da und dort aufgescheucht und umflog ihn schweigend mit rauschenden Schwingen; manchesmal machte er eine jähe Wendung auf Enoch's Nacken herab, wollte ihn wegschrecken. Das gab einen harten, hastigen Klang; wie vom Flügelschlag böser Geister.

Im Norden, im Osten, allerwärts und nirgends, unsichtbar und geheimnisvoll meckerte die Bekassine ihr hohles, kaltes Gelächter. Ein Drauglachen*), das im Nachthimmel erstarb. Vom Heialandssee her ließ die Lomme ihren Un-

*) Draug, nach norwegischem Volksglauben ein Seegespenst, das auf halbem Boot bei Unwetter gefahren kommt und Unheil bringt. An Orten, wo jemand ertrunken ist, hört man den Draug rufen oder lachen.

glücksruf erschallen, und fremde Vögel, die man niemals zu sehen bekam, ließen auf Holm und Heide ihren schrillen, wilden Wahnwitzschrei ertönen.

Waren es verdammte Geister, die umgehen mußten? — und in schlummerwirren Nächten mit ihrem entsetzlichen, gebrochenen Gespensterruf von Tod und Gericht erzählten?

Doch jene großen, schwarzen Vögel, die so schwerfällig flogen und so düster schwiegen, . . . das mußten Seelen sein, die vom Irdischen sich nicht losmachen konnten. Mammonsverehrer, die nun mit so schwerer Plage gestraft waren und in Moor und Sumpf umwaten mußten, und Würmer, Erde, Gras und Streu und allen Mist, der nur existierte, ins Nest ziehen, sowie sie auch in diesem Leben von den irdischen Dingen nie genug haben konnten. Vielleicht waren alle Vögel Geister? — Der Regenpfeifer, der so allein auf seinem Erikenhügel saß und pfiff . . . das mochte eine Seele sein, die auf Erden in der Liebe Sünden geschwärmt und nun in Einsamkeit und Friedlosigkeit schweben mußte, zur Strafe dafür, daß sie sich einen Menschen rein zum Gott gemacht; die Kiebitze aber, das waren vielleicht Mütter, die ihre Kinder zu sehr geliebt hatten und nun bis zum jünsten Tag herumflattern und schreien und jammern mußten um die Eier, welche die Buben ihnen nahmen —. Unsinn! Wenn die Hölle nicht heißer war! Schlimmer, schlimmer mußten sie leiden, alle Erdenknechte und Götzendiener . . .

Die Sonne war hinunter. Sie hatte im Norden einen blutroten Feuerschweif hinterlassen. Im Westen lagen blaue Abendwolken verstreut und ruhten, fest und klar umrandet wie Inseln, im lichtgrünen Himmelsmeer. Ueber den Heiden im Süden stiegen leichte, graue Nebeldünste auf.

Da entzündete sich in Südost ein einzelnes Licht. Es glotzte durch den Wolkenschleier matt und starr wie ein krankes Auge.

Ein Blutstern! — Krieg und Pest . . . ein unvorhergesehener, jäher und rascher Tod . . . Gott stehe uns bei in Jesu Namen. —

Enoch eilte heim. Friedlos, friedlos, außen wie innen. . . .

XXIII.

Es war ein Tag im Herbst; sie buken auf Haave. Es dröhnte im ganzen Haus von den Walzen, die über die breiten Backtische rollten.

Enoch stand im Keller uud knetete. Da kam Botschaft aus Uppstad, daß die Kirchspiel-Guri mit ihm sprechen wolle. Sie liege im Sterben, hieß es, erlebe vielleicht den Abend nicht.

Gunnar mußte zum Backtrog; Enoch kleidete sich an und ging.

— Guri lag sehr elend da. Das Reden strengte sie an; manchesmal war ihr Verstand getrübt.

Enoch setzte sich zur Ofenbank, auf welcher sie lag, und sprach vom Gotteswort mit ihr; blieb den ganzen Nachmittag. Die Leute in Uppstad schlachteten gerade und hatten darum nicht Zeit, drinnen zu sein.

Die alte niedrige Stube war in solchem Wetter dunkel. Es herrschte ein so schlechter, saurer Geruch, daß man nicht gern drin blieb. Um die Wände sauste der Südwind mit seinem leisen Jammern; rund ums Haus hörte man den Lärm der Krähen und Elstern, die sich aus der ganzen Nachbarschaft hier zum Schlachtfeste zu Gast geladen.

— „Und wandere ich auch durch des Todes Schatten, so bist Du dennoch meines Herzens Fels und mein Teil in Ewigkeit", tröstete Enoch. „Denke nun an den Stern im Morgenland . . . auf daß er Dich führe, wo das Kind ist".

„Ach ja", seufzte eine kleine, pfeifende, schwache Stimme; es hörte sich fast wie ein Flüstern an.

— — „Und nun wollen wir beten, Guri.

„— Wenn mein Auge bricht und das Licht vergeht
Das Ohr allem Ton verschlossen steht,
Die Zunge Red' und Dienst versagt,
Das Herz in bangen Aengsten zagt;

Wenn Sinne mir schwinden und Verstand
Und machtlos aller Getreuen Hand; —
Dein' Hilf', o Herre Christ, mir send'
Und steh' mir bei zu seligem End'".

— „Ach ja, ja!"

„— Bist Du nicht froh, daß Du nun so bald den Bräutigam erwarten darfst?"

„— — Ich sehne mich . . ." flüsterte es, „von hinnen zu fahren . . .ah!"

„Denk' Dir nur, — in einer kleinen Stunde vielleicht . . . bist Du da droben und kriegst Gott zu schauen, so wie er ist, von Antlitz zu Antlitz . . . und der Engel Vieltausende, und das Lamm auf dem Throne . . . und die zwölftausend Besiegelten . . . Da bete für mich, Guri."

Sie antwortete nicht, hatte die Augen wieder geschlossen und lag, als schliefe sie. Der Atem rasselte und röchelte so schmerzhaft durch den gelben magerhäutigen Hals.

Er erschrak, als sie nicht antwortete; wollte sie nicht für ihn beten? — Es fiel ihm ein schweres Wort des Apostel Johannes ein: „Ist es aber eine Sünde zum Tode, so sage ich nicht, daß Ihr für sie bitten sollet." Fand sie etwa, daß es diese Sünde sei, die er begangen habe? — —

„Christian?" flüsterte Guri und schlug das eine Auge auf. „Bist Du es, Christian?" Sie fuchtelte mit den Händen in der Luft herum.

Die Arme, sie phantasierte. Dachte an ihren Sohn, der beim Fischfang umkam . . . „Gott helfe ihr; daß sie nun lieber an Dich denkt!" — —

„Jesus, Deine tiefen Wunden
Und Dein schmerzenvoller Tod
Trösten mich zu allen Stunden
In der Leib- und Seelennot'."

Er las den ganzen Psalm, halb für sie und halb für sich selbst, und er bebte in der Stimme. Vielleicht starb sie nun? — „Sei getreu bis zum Tode und ich will Dir des Lebens Krone geben". . . „Sei getreu bis zum Tode" . . . „Sei getreu bis zum Tode". . .

Nach einer Weile erwachte sie und bat um Wasser.

Es war kein Wasser da; er lief hinaus und fand eine Schale. Dann hob er Guri im Bette auf und ließ sie trinken.

„— Du bist . . . gut zu mir . . . Ah!“

„Noch besser wird Jesus gegen Dich sein, wenn Du zu ihm kommst.“

„Ach ja . . . ach!“

„Mir dünkt, es muß so leicht für Dich sein, von hier zu scheiden, Guri. Gewiß hält Dich nicht mehr viel jetzt in der Welt.“

„Ach nein! — Seit der letzte tot ist . . . ah; — damals hab' ich mich . . . von allem losgemacht. Ach . . . Ah ja; komm . . . Herr Jesus.“

„Amen! — Und nun probier's und wende alle Deine Gedanken dem Erlöser zu. — Und gieb acht, daß nichts Fleischliches sich in Deine Sehnsucht mischt, von hinnen zu kommen. So daß es nicht mehr Deine Kinder sind, nach denen Du Dich sehnst, mein' ich . . . als nach dem Bräutigam. — Ach, wir können nicht wachsam genug sein! Der Teufel geht so auf uns aus, Guri . . .“

„Ja, ja; ach; ach . . .“

„Du mußt schauen, ob Du Dich ganz unter Gottes machtvolle Hand beugen kannst. Selbst wenn Du Deine Kinder nicht im Himmel fändest . . . mußt Du dennoch die gleiche brennende Sehnsucht haben, ja, Gott um alles preisen . . . Kannst Du das, so weißt Du, daß Du wohl geschmückt und vorbereitet bist, dem Bräutigam entgegen zu gehen.“

„Ach, — ach . . .“

„Meinst Du, daß Du das imstand bist?“

„Ja; . . . Aber ich weiß, ich find' ihn . . . den Christian.“

„Das hoff' ich auch. Aber wenn Du ihn nicht finden thätest, — wenn Du nur bei Dir selber weißt, daß Du auch dann zufrieden sein kannst. — Ich habe in dem so viel probiert, Guri; ich weiß, wie gefährlich es ist . . . und wie leicht wir uns selbst betrügen.“

„Ach ja, ja! — Oh! — Aber Gott hat ihn erlöst . . . den Christian.“

„Gott erlöse uns alle in seiner Gnade, Amen! — um Jesu Christi, seines Todes und seines Blutes willen! — Amen!“

„Amen . . . oh . . . oh!“

Guri wurde so unruhig, mühte und plagte sich . . . wollte gewiß etwas sagen; es zuckte an ihr überall; entsetzt und bleich beugte sich Enoch über sie.

„— Glaubst Du . . . ich werde verdammt . . . wenn ich an . . . meine Kinder denk'?“

„— — Wenn Du Dein Bestes thust, Dein Herz rein zu halten . . . und all Dein Vertrauen auf Jesu Wunden setzest . . . so weißt Du, daß Gott Dir all Deine Sünden vergiebt. „Und wären Deine Sünden wie Blut, ja, rot wie Purpur, so sollen sie weiß werden wie —!“ er hielt jäh inne.

Sie veränderte sich so . . . plagte und plagte sich, wie um aufzustehen; eine tiefe, dunkle Bläue zog über ihr Gesicht; dann erhob sich der Kopf mit einem steifen Ruck; und sie sah ihn an . . . sah ihn an . . .

Groß und wild stiegen die Augen heraus und ihm entgegen. in einem Entsetzen, das ihn erstarren machte; die Haare sträubten sich auf seinem Kopf, die Hände begannen zu zittern; was sah sie? — Da zog es den Kopf zurück, der zahnlose Mund fuhr gähnend auf . . . Er war aufgestanden, ohne es zu wissen; die Knie bebten unter ihm; er schleppte sich hinaus, taumelnd, fast umfallend . . .

Die Frau des Jonas Uppstad erschrak, als sie Enoch draußen begegnete. Er war grün im Gesicht.

— Was hatte sie gesehen? — Er fürchtete sich beim Heimweg so, daß es schon ein Trost für ihn war, dem Zigeuner-Thomas zu begegnen. Dieser erklärte ihm seine tiefsten Aspekten, daß Sünde wider den heiligen Geist das Gleiche sei wie Sünde gegen die Natur . . . 1. Buch Mose, Kap. 38, von 8 bis 10 . . .

— Aber das brechende Auge quälte Enoch derartig, daß er nicht zuhören konnte.

XXIV.

Gunnar war konfirmiert.

Und nun hole der Kuckuck die Bibelerklärung und alles miteinander (er war ein erwachsener Bursche und wollte eins fluchen lernen); denn er war, bei Gott, nun all dieses Augenverdrehens und dieser Bücher so müde, daß es ihm förmlich in die Nase stieg. (Wenn er alt war, dann konnte er wieder an diese Sachen denken —.)

Und nun kam wohl bald ein Brief von Carolus. Gunnar wartete auf den Zigeuner-Thomas vom Morgen bis zum Abend, an jedem Tag und zur jeder Stunde. Und wenn Briefe kamen, — so brauchte man eine Nacht abzupassen, wenn alle schliefen; und dann zur Stadt, und sofort an Bord; dann mochten sie ihn holen! — Und dann hinaus auf's freie, weite Meer, vielleicht bis nach Arabien . . .

— Jedoch Gunnar mußte lang auf einen Brief warten. Zur Marktzeit erzählte man, daß Carolus heimgekehrt sei. Gunnar ging acht Tage herum und sehnte sich; kam er jetzt nicht? War nicht er es, der da den Weg herunterkam?

Eines Tages — sein Vater war in einer Schiedsgerichtsangelegenheit nicht daheim — schlich Gunnar sich fort und nach Süden über die Heide zur Zigeunerhütte.

Rot und verlegen, begegneten die beiden Bursche sich wieder. Kaum daß Gunnar den Carolus wieder erkannte.

Er war so groß und erwachsen worden. Schön war er auch in seiner Seemannstracht, obschon die Düffelsjacke recht verschlissen und das Segeltuchbeinkleid nicht so wenig geflickt war, und es war etwas Fremdes, gleichsam Ausländisches über ihn gekommen. Und welchen Schwung er in die Sprache gekriegt hatte! Gunnar schämte sich rein über sein armes, simples bäurisch Reden.

Ringe trug er in den Ohren nach Seemannsart, und auf der Hand über dem Daumen war ein Anker und ein Herz blau einpunktiert; darunter standen die Buchstaben C. M. T.; — es sei, damit man ihn wiedererkenne, wenn er auf dem Meer umkomme, sagte er. Doch auf der Brust hatte er ein ganzes Schiff eintätowiert, das er Gunnar sehen ließ, und auf dem Arm ein Mädchen. Ob es nicht weh gethan, all das in die Haut gestochen zu kriegen? — Gar nicht besonders. —

Mit der Unterhaltung ging's schwach. Gunnar wagte nicht allzuplötzlich auf sein Thema zu kommen, und Carolus zögerte, die Wahrheit zu sagen. Ungemütlich war es in der Zigeunerhütte auch, schwarz und häßlich und voll Ungeziefer; die Kinder waren zudringlich und ungezogen, und Gunhild, die Mutter,

ging und taumelte und schwankte und war betrunken; — Gunnar bewog Carolus mitzukommen und sie gingen ein Stück durch's Feld.

Da begann Carolus zu erzählen, wie gräßlich das Leben zur See war. Sie, sie hatten vom „freien Meer" geträumt; es war aber mehr Zwang zur See als irgendwo auf dem Land, ja, ärger als sogar auf Haave. Auf großen Schuten ging es noch schlimmer her als auf dem Schiff, in dem er gesegelt; er hatte mit vielen darüber geredet. Und nun war er ernstlich nachhause gekommen, wollte die See aufgeben. In der Stadt wollte er in eine Waarenbude; das war viel vernünftiger. Aus aller Macht wollte er Gunnar geraten haben, die See gleichfalls aufzugeben; einen Platz hatte er ihm auch nicht schaffen können.

Gunnar wurde es kalt und flau zumute. So lang, wie er an das gedacht und sich auf das gefreut hatte — —! Was sollte er nun beginnen? —

„Wäre ich Du, Gunnar" sagte Carolus, „so würde ich in die Stadt und in die Tischlerlehre. Oder in einen Kramladen, wenn Dir das besser gefällt. Da kriegst Ruh und gute Tage, und in ein paar Jahren verdienst Du so viel Geld, daß man zur See all seine Tage nicht so viel verdient. Außer man wird Kapitän; ja, da; aber das werden gewöhnliche Leute nie". —

— Das mußte Gunnar zugeben. Zum Abschied kriegte er von Carolus ein Federmesser, eins mit Messingschaft und Korkzieher und drei Klingen; das tröstete ihn ein wenig.

Und er begann an den Kramladen zu denken. Es wäre schon hübsch, da drin zu stehen! — und dann konnte er vielleicht später einmal auf die See. — Aber da war der Vater. Von ihm die Erlaubnis kriegen, wenn man etwas gern wollte, — uff! Wer nur schon ganz erwachsen wäre! —

Noch schweigsamer als sonst ging Gunnar nur eine Zeit herum; es war, als habe sich alles vor ihm zugeschlossen.

„Hast Du etwas, das Dich ärgert, Gunnarmann?" fragte sein Vater, — uff! diese grausliche Süßheit, die er seit einiger Zeit annahm? — lieber wollte Gunnar noch, der Vater schälte. „Nein", versetzte er kurz. Der Vater seufzte. — „Mir kommt vor, es ist so unrecht, daß Du niemals mir etwas sagen magst, Gunnar . . ." uff! wenn er nur ginge! „Du könntest doch wirklich mir etwas sagen, mit mir reden . . ." Gunnar schwieg wie eine Mauer; „was soll ich mit Dir reden", dachte er. — „Bist Du böse auf mich, Gunnar?" — Gunnar wand sich; was war das nun für ein Gefasel —; ach, wenn er nur lieber zankte! Der Vater seufzte tief und schwer. Dann ging er.

Aber Gunnar mied seinen Vater noch mehr als sonst; dieses Süßholzraspeln war ihm rein unleidlich. Und dann war der Vater oft so rar; machte Gesichter und Gebärden wie ein Halbverrückter; was das bedeuten sollte, konnte Gunnar nicht verstehen; er geriet in Angst und Aerger darüber.

Es half doch ein wenig, daß der Vater nun noch mehr vom Hause fort war, als wie früher; und dann war zumeist Torkjell Tualand da; jede zweite Woche schon bald that er Knechtdienst im Hof. Außerdem war der Vater am Sonntag auch nicht mehr so streng wie sonst; Gunnar durfte über die Abendstunden fast immer selbst verfügen.

Da schlich er gern hinaus. Wagte sich manchesmal in die Nachbarschaft, unter die Jugend; wollte nicht länger wie ein Nesthocker herumgehen. Aber es war nicht so lustig in der Nachbarschaft, wie er es sich gedacht. Er konnte mit den anderen nichts Rechtes anfangen; sie hatten eine andere Art und Weise in

allem, und nahezu eine andere Sprache; sie lachten jeden Moment und er lachte mit, wußte aber nicht, über was sie lachten. Hie und da war's, als hielten sie ihn zum Narren; — „ach ja, der Gunnar, der thut schon mit! — dagegen hilft kein Bibelspruch —"; Jessus, was für Worte die oft gebrauchten. Was ihm selber einfiel, fand hier keinen Anklang. Die Magd des Helye, eine aus dem Südbygd, die erst kürzlich hergekommen, sagte einmal: „na, Dir merkt man's an, daß Du mit Zigeunern aufgewachsen bist!" Da lachten die Andern, sodaß er ganz rot war. Und wie sie in Wort und Handlung mit den Weibsleuten scherzten; oft so, daß er nicht wußte, wohin sich verstecken. Schämten sie sich denn nicht —?

Eines Sonntags wagte er sich nach Heiadland zu einer Tanzunterhaltung. Aber er konnte nicht tanzen und ging hier rein für sich selbst herum. Niemand kümmerte sich um ihn und niemand sprach mit ihm; er fühlte sich hier wie ein Ueberflüssiger und Hergelaufener. In einer Ruhestunde erging es ihm gar schlecht. Da war des Per's Olina, die auch im Herbst konfirmiert worden —; sie setzte sich hin, ihn zum Narren zu halten. Machte nach, wie es „bei den Enochs" zuging, wenn sie Gebetstunde hatten; — „so oft man bei Fenstern der Enochs vorübergeht, hört man ein Geblöke wie in einem Viehstall, wenn die Schafe Futter wollen; äh —, äh —, äh —, blöken sie, hahaha! — und e —; e —; e — piepst der Gunnar, ha — ha; und dabei liegen sie so auf den Knieen! — drum müssen sie auch in Lederhosen herumgehen, damit sie nicht so schnell Löcher ins Knie kriegen, haha, ha — ha — ha! — Gunnar stelzte hinaus, ging in vollem Zorne heim. Niemals wollte er mehr an Olina denken! — Er war gesonnen gewesen, sie zu heiraten; aber nun wollte er viel lieber die Justina Heialand. Ach nein, sie auch nicht. Sie war so ausgelassen, als sie kürzlich beim Pastor gewesen, that sich so hervor gegen den Sohn des Napolon Störbrekke, daß es eine Schande war; — er wollte gar keine; mochte sie alle der T . . . Kuckuck holen („Teufel" zu sagen, brachte er noch nicht fertig).

Die einzige, die sich gegen ihn freundlich wies, war Maren, die Magd, und sie stimmte mit ihm überein, das Burschen und Dirndeln in der Nachbarschaft fürchterlich hochnasig waren. In der Dämmerung, wenn Maren molk und Gunnar fütterte, redeten sie oft miteinander, die zwei, zumeist von Heiratssachen und dergleichen, und Gunnar begann das gern zu hören.

Maren, sie war streng. Niemals hatte sie einen Liebhaber besessen, so viele auch ihr Glück versucht hatten, und es sollte auch nie solche Schmach über sie kommen. Es wäre eine furchtbare Schande, ein Kind zu kriegen. „Schau nur den Helmik Heiadland an, den Sohn der Witwe, er geht rein wie ein Ausgestoßener herum; niemand will mit ihm zu schaffen haben. Und ans Heiraten darf er auch nicht denken; er ist rein verschimpfiert. Und das nur, weil er vor ein paar Jahren den Bankert gekriegt hat", Gunnar wußte es und schauderte. Es war förmlich, als hätte Helmik etwas Grausliches an sich und er wich auch den Leuten aus, so sehr er es konnte; — „das ist der, welcher einen Bankert hat!" — „Und für ein Mädel ist es halt noch ärger! — — — — — —

— —

Eines Abends fragte Maren, ob sie ihn nicht sollte tanzen lehren; es ginge schon, meinte sie; auf dem Heuboden, Sonntag, in den Abendstunden . . . Er wurde bleich und antwortete ja; und es kam eine ungesunde Zeit für Gunnar. —

— Nach Weihnachten waren die Wege so gut, sowohl auf dem Schlittenhügel wie auf der Eisbahn; aber Gunnar kam nie hinaus. Er besaß weder Schlitten noch Schneeschuhe; auch hatte er nicht laufen gelernt; — es war viel schöner abends mit Maren.

Bei Tag mußte er mit dem Vater zum Moor und Torf führen. Es war kalt, sodaß die Nase floß, und schwer und mühsam, durch Schnee und Wind einher zu waten. Der Himmel hing voll mit Schneewehen. Die Luft war grau und tot, und alles war zugefroren und abgeschnitten und hoffnungslos. Gunnar bebte und fror in Schneewind und Frostluft, und die Augen brannten von Torfspreu und Kälte; er hatte nicht mehr die Ruhe, an Mädchen zu denken, ging nur und ärgerte sich über den Vater, der immer im schlechtesten Wetter hinaus mußte.

Wenn sie zum Moor kamen, mußte er aufladen helfen; das war das Schlimmste, dünkte ihm. Immerfort stand er und fürchtete der Vater könne wieder mit seiner Süßheit kommen, oder mit Ermahnungen, den Taufpakt zu halten . . . oder mit diesen alten, zudringlichen Fragen über Jesus, und ob er Jesus liebe; ob er heute schon zu Gott gebetet habe . . . uff! Wenn sie aufgeladen hatten und jedes von ihnen zu seinem Pferd gehen konnte, war er so froh, daß ihm schien, er atme leichter.

Aber er sah recht gut, daß sein Vater über etwas brütete, und zum Schluß kam es auch.

„— — Ich wundere mich wirklich, an was Du all die Tage her denkst, Gunnar. — — Könntest Du es mir nicht sagen? — Hm?"

„Hm —" Gunnar errötete. Der Vater wußte doch hoffentlich nichts von dem mit Maren? . .

„Ja, es ist ganz anders wie damals, wie ich klein war," seufzte Enoch. „— — Ich erinnere mich ganz gut —. Mein Vater war just keiner von denen, die viel reden, und wir Kinder gingen herum und suchten alles Mögliche . . . um ihn zum Sprechen zu bringen . . . Und wenn wir ihn dann dazu brachten, mit uns ein bischen zu schwatzen, so waren wir froher als die Vögel. — Aber Du, Du willst nicht mit Deinem Vater reden, selbst wenn er Dich darum bittet."

Gunnar wußte sich nicht zu helfen. Wovon sollte er wohl reden? — Mit etwas anderem zu kommen, als mit dem Gotteswort, half doch nichts; das wußte er schon von früher. Oft genug hatte er zu hören gekriegt, daß wir von jedem unnützen Wort Rechenschaft ablegen, und oft genug hatte er sich geärgert, wenn alles, was er sagte oder fragte, in Gotteswort und Kopflosigkeit verdreht ward.

„Nun bist Du konfirmiert und ein erwachsener Mensch," begann Enoch wieder. „Da solltest Du nun nicht mehr so kindisch sein. — Du solltest an die Zukunft denken, Du, wie andere junge Leute . . . Du hast wohl den Hof; aber den hatte ich auch, und dennoch ging ich voller Gedanken und Grübeleien —, wie ich meine Jugend aufs beste anwenden könne, sodaß ich etwas einzusetzen hätte, wenn ich einmal den Hof bekam . . . Denkst Du niemals an so was?"

Gunnar wurde überrascht, seinen Vater so weltlich und vernünftig reden zu hören. Vielleicht half es doch, sich damit hervorzuwagen — —? ach, weit entfernt.

Aber was, so schwer konnte es doch nicht sein . . . .

„Oh . . . man kann sich schon immer was denken —", meinte er. „Aber es hilft nicht viel, wenn ich's sag', scheint mir." Ihm wurde heiß.

Enoch ſeufzte. „Es hilft nichts . . . mit Deinem Vater zu reden? — — Es iſt doch ſeltſam, . . . für mich . . . ſo was hören zu müſſen“.

Gunnar wurde es noch heißer.

„Wenn ich zu etwas Luſt hab', ſo pflegt's immer was Verkehrtes zu ſein, dünkt mir!“ — Es kam mehr Zorn in die Stimme, als er juſt gewollt hatte.

Enoch verſtummte ganz. Sie fuhren heim und Gunnar bedauerte, daß er ſo barſch geweſen. Vielleicht daß er doch die Erlaubnis erlangt hätte, wenn er nun gefragt. —

— Sie ſtanden vor der Torfſcheune und luden ab; da näherte Gunnar ſich ſeinen Vater mehr als ſonſt. Vielleicht daß er noch einmal fragte.

Doch ſein Vater ſchwieg. Seufzte nur hie und da, daß es Einem faſt Leid that.

Möglicherweiſe ſollte diesmal ich anfangen, dachte Gunnar. Es bangte ihm davor; aber doch — wenn er die Erlaubnis kriegte, wenn er die Erlaubnis kriegte!

Der Vater war ſeit einiger Zeit ſo wunderlich; man konnte nie wiſſen . . . Wie, wenn ich es wagte! —

Ein um das andere Mal hatte er ſchon das Wort auf der Zunge. Aber er ſchrak wieder zurück, bis es zu ſpät war. So wollte er denn warten, bis ſie wieder zum Moor kamen.

Doch als ſie dort waren, hatte er den Mut verloren. Es nützte ja nichts.

— — — „Was haſt Du eigentlich gemeint“, begann der Vater, „als Du ſagteſt, es wäre ſchon möglich, daß Du an etwas gedacht . . . Kannſt Du es nicht ſagen?“ Dies letztere kam etwas ungeduldig. „Du kannſt mir wohl glauben, daß ich es gut mit Dir meine, daß ich Dir nichts Uebles will?! — Es kann ſein, daß ich ein wenig ſtreng mit Dir war . . . aber Du haſt doch wohl nie gedacht, ... daß die Abſicht nicht gut war? — Wie? — Konnteſt Du glauben, daß Dein eigner Vater Dir Uebles wollte . . .

Enoch kriegte einen ſo wunderlichen Ausdruck; uff, nun wurde es ſo traurig . . . Aber es war doch ſchrecklich angenehm, das vom Vater zu hören; denkt euch, er geſtand ein, daß er ſtreng geweſen . . . Etwas Warmes und Weiches legte ſich Gunnar ums Herz.

Um darüber hinwegzukommen, ſetzte er mit ſeinem ganzen Mut ein:

„Na, ich dachte halt . . . ich hätte wohl Luſt, in die . . . Stadt zu kommen und eine Zeit in einem Kramladen zu ſtehen, ſodaß ich etwas lerne und ein paar Schillinge verdiene . . . man wird ein reiner Neſthocker, wenn man garnicht hinauskommt“; — er fand Worte, ſodaß er ſich ſelbſt darüber wundern mußte.

Es leuchtete in Enoch's Geſicht auf; Gunnar hatte freundlich geſprochen.

„Ja, ja, Gunnar“, ſagte er, und mußte die Freude in ſeiner Stimme dämpfen; — „das war garnicht ſo dumm gedacht! — Es könnte Dir ſchon von Nutzen ſein, wenn Du hinaus kämſt, um was Rechtes zu lernen; und wenn wir Dich zu einem bekannten und verläßlichen Menſchen kriegen —. Ja, ſchau mal, da ſiehſt Du's! — Du brauchſt Dich nie zu fürchten, mir mit ſowas zu kommen; Du weißt, daß ich Dich gern . . . vorwärts bringe. Na, wir werden ſehen, was ſich machen läßt, Gunnar!“ — —

An dieſem Tage hatte Gunnar ſeinen Vater nahezu lieb.

— Gegen Abend, in der Dämmerung, da ſtand er in der Scheune und holte Heu für die Schafe; Enoch ging und putzte und fütterte die Pferde.

Mit einmal kam er zu seinem Sohn hin, schlug die Arme um ihn und zog ihn an sich. „Ich liebe Dich so, Gunnar", flüsterte er; „Du verstehst das nicht!" —

Ließ dann Gunnar los, strich ihm über das Haar, seufzte still und ging. Gunnar blieb voller Scham stehen; er hätte in die Erde sinken mögen . . .

XXV.

Gunnar sollte reisen.

Enoch fiel zwar in Gedanken darüber, daß dies Unrecht sei: — Gunnar in seinen fleischlichen Lüsten nachgeben, ihn mitten in die Welt schleudern, mit all ihrer Lockung und Verführung; jung, wie er noch war, ihn direkt dem Leviathan in den Rachen werfen . . . Aber er konnte nun sein Wort nicht brechen. Gunnar würde glauben, es sei Uebelwollen.

Er war die ganze Zeit über so freundlich, daß es kein Mittel gab, ihm zu widerstehen. Wohl war es schlimm, zu merken, daß er so gern von Haus fort wollte; aber das war nun nicht anders mit Kindern; sie verstanden es nicht besser. Seine Mutter unterstützte es. Sie glaubte, es falle Gunnar nun schwer, vom Hause wegzugehen. „In verschiedener Hinsicht", fügte sie mit einem besonderen Nachdruck bei. Enoch sah sie an —; nein; Anna wußte garnichts; aber nicht ganz ohne mochte es sein; solche dumme Buben dachten nicht weit; wenn aber diese Närrin, die Maren, sich es etwa in den Kopf gesetzt hatte, einmal Bäuerin auf Haave zu werden — —

Enoch verstummte. Erinnerte sich an die eigene Jugend; — auf nichts vertrauen. Am besten, den Burschen vom Hof wegzukriegen. — —

— Jedoch als Gunnar fort war, kriegte Enoch einen bösen Anfall. Nun hatte er sogar einmal mit Willen gesündigt. Gunnar war aufs neue sein Abgott geworden.

Und im heiligen Worte stand es deutlich: „Denn sündigen wir mit Willen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit erworben, so bleibt uns kein Opfer mehr übrig für die Sünde . . . sondern die fürchterliche Erwartung des Urteils und ein brennender Eifer, der die Widerstrebenden verzehren wird . . ."

Lars Danielsen mußte seine ganze Macht gebrauchen, um ihn wieder zur Ruhe zu bringen. Aber mittendrin ging er fort, wieder stumm und starr, und alles war arg, wie zuvor. —

Das sechste kam; es war ein Mädchen und Enoch sah auch darin ein schlimmes Zeichen. „Und wir werden so viele, woher soll Speise kommen für so viele Mäuler?' jammerte er. Anna war kränklich und schwach; Reißen in der Brust und Schmerzen im Kopf; eh' man sich dessen versah, mußte Anna die Zigeuner-Gunhild holen lassen, um sich einen Schröpfkopf zu setzen; auch das nahm Enoch schwerer, als begreiflich war. „Ich bin es, der sie zugrunde gerichtet hat!" sprach er. „Meine Frau hab' ich umgebracht; meinen Sohn habe ich dem Bösen in die Arme geschickt . . . wie kann man sich da wundern, wenn mir Gott den Rücken kehrt!"

Jensens Lesebuch wurde eingeführt, obgleich Enoch dagegen stimmte; auch darin hatte Gott seine Arbeit verworfen. Immer seltener und seltener waren es seine Meinungen die in der Bezirksverwaltung durchgingen, schien ihm. Und

das große Werk —, von dem er geträumt, das mit den Zigeunern, es wendete sich immer mehr zu Spott und Schmach. Thomas gebrauchte sein Haus nur als Winterbau; im Sommer zogen sie meist herum wie vorher; waren sie aber daheim, so gab es ein wüstes Leben, ein Trinken und Raufen und Aergernis, daß es ein Graus war, daran zu denken, daß er mitgeholfen hatte, diese Abscheulichkeit in die Gemeinde zu ziehen. Unheil, Unheil traf alles, was er vornahm.

Mit dem Hof ging es rückwärts, von Jahr zu Jahr. Er arbeitete nicht mehr, wie er sollte, und Gott war nicht mehr mit ihm . . . Und Anna kränklich, sodaß sie auch nicht arbeiten konnte wie früher . . . Gottes Strafe, Gottes Strafe; es führte zur Armenkasse, all das; in ein paar Jahren fielen sie dem Bygd zur Last anheim . . .

Er konnte manch Mal so reden, daß Anna ihn auszanken mußte. Und manchesmal half das auch.

— Es vergingen ein paar Jahr auf diese Art, auf und ab, auf und ab. In bangen, schweren Wellenzügen, wie das Meer da draußen.

Wenn Enoch seine guten Zeiten hatte, so war er mutig, und oftmals zu mutig; brach Erde um, baute einen neuen Viehstall; kaufte das Gehöft des Rosmiß Skare zu einer Sommeralm; stimmte allem zu und war bei allem dabei; „thätige und tüchtige Kinder wollte Gott haben"; „durch Wirksamkeit mußten wir den Teufel übertäuben". Er hatte Raptusanfälle, wo er alles kaufte, was er sah. Anstatt der Thranlampe sollten sie nun eine Paraffinlampe haben; einen neuen Ofen brachte er aus der Stadt mit, einen mit drei Abteilungen und einer Thür, einen, der von drin zu heizen war; ja, er kaufte sich ein Kariol und begann, Pferde und Kühe umzutauschen; es war, als habe er keinen Frieden; mit irgend etwas mußte er stets Unruhe machen.

Es gab nun ringsum viele Auktionen; „die Bank" kam und nahm den Leuten die Höfe weg; der Lensmann pfändete und verkaufte der Steuer wegen; manche machten selbst Auktion und reisten nach Amerika: — Enoch war überall dabei. Und kam mit allerlei Krimskrams wieder heim, oft die reine Thorheit, die er zu garnichts verwenden konnte; — er „hatte es so billig bekommen". Am ärgsten war es im Frühling, als Möller auf Myre zugrunde ging. Da blieb Enoch zwei volle Tage bei der Versteigerung, kehrte dann mit einem ganzen Langkarren voll Gerümpel zurück — Dreschmaschine, Säemaschine, Hackmaschine, allerhand seltsame Werkzeuge zu einer „rationellen Bodenbewirtung" . . . Anna vergaß sich und fragte: „nein, aber was willst Du denn mit alledem, Enoch?" Er blieb stehen und starrte darauf; dann machte er eine Grimasse und knipste mit den Fingern. „Es ist ein Rumpelwerk alles miteinander; — alles miteinander, alles miteinander!" — Sie mußte ihn trösten, so gut als sie es vermochte.

Doch wenn die schlimme Zeiten kamen, dann gab er alles auf. Er war verdammt und verlassen, und schwatzte von der Hölle und von der Armenkasse. Auf alle möglichen Wunderlichkeiten verfiel er, auf Dinge, die oft gar keinen Sinn hatten; aber verrückt war alles; — den einen Tag hatte er „Gunnar zur Atzung für Satan aufs Meer der Welt hinausgejagt"; am anderen Tag war es wieder Gott, der den Burschen „von seinem Vater erlösen wollte!" „Er sah, daß ich ihn zugrunde richtete, . . . sowohl am Leib wie an der Seele . . . und so mußte er ihn von mir nehmen". Manches Mal war es wieder Gunnar, der so „klug" gewesen — „kluger Bursche, kluger Bursche!" er sah, daß es mit

mir schief ging und daß Gott mich verworfen hatte . . . Am besten, sich fern halten; so kam doch wenigstens er nicht aufs Kirchspiel!" —

Ein Gerede, daß die Zigeuner-Gunhild einmal ins Haus brachte: daß Gunnar sich mit einem Weibsbild eingelassen, machte Enoch für lange Zeit ganz kopflos. „Fluch liegt auf meinem ganzen Haus; Gott will den ganzen Stamm verderben und verwerfen . . . meine Missethaten an den Kindern strafen bis ins tausendste Geschlecht" . . . — oft mußte Anna einfach nachgeben und schweigen.

Alles machte ihm Sorgen. Serina war konfirmiert und wuchs zu einem schönen jungen Mädchen auf, schlank und fein und anmutvoll; als Enoch dies bemerkte, faßte er den Gedanken, es müsse mit Serina schief gehen. Seither durfte sie kaum aus dem Haus; er liebte es nicht einmal, wenn sie zur Kirche ging. Geschah's, daß ein Bursche aus der Nachbarschaft kam, mußte Anna stets trachten, Serina hinaus zu kriegen; — „ehe man die Hand umdreht, kann sie Dir mit einem Kind daher kommen!" brauste Enoch auf.

Tönes Tualand, der Schulmeister, hatte in der letzten Zeit das Haus zu besuchen begonnen; zum Schluß faßte Enoch den Verdacht, daß er Serina nachgehe. Eines Abends überraschte er sie hinter der Scheune; sie standen in so ernsthaftem Gespräch; als Enoch kam, wurden sie ganz rot und wunderlich, und gleich darauf sagte Tönes Gutenacht und ging. Seltsam jäh und wild brach es aus Enoch heraus —: „warum rennst denn Du diesem Häuslersohne nach? Was will er von Dir? He? Was hast Du mit ihm da im Heuschober zu thun? He?!" Er sah so wild aus, daß sie erschrak und hinein lief, Enoch ihr nach, murmelnd und gang verhext; in der Küche fing er mit Anna das gleiche Gerede an —: „jetzt ist der Schwarze los! Nun will Serina auf die Armenkasse heiraten! Aber daß sie es nur weiß, wenn sie nichts zu essen haben, mir dürfen sie nicht kommen!" — „Weißt denn Du, was sie will?" antwortete Anna böse; „Du könntest Dich doch früher erst erkundigen, ehe Du über das Kind mit sinnlosem Geschwätz herfällst . . . ein um's andere Mal hat sie dem Tönes gesagt, und heute abend wieder, daß es nicht sein kann; und glaubst Du es nicht, so kann ich Dir erzählen, was alle Leute wissen, daß Tönes halbtoll ist dadurch, sich tagsüber ganz allein auf der Heide draußen herumtreibt, und Serina Briefe schickt mit ganz verrückten Versen —; ja, da schau nur selbst!" — sie ging in die Vorratkammer und kam mit einem Papier heraus, das sie Enoch zu lesen gab. Serina hatte sich versteckt.

Enoch sah die Verse an; — wollte Tönes sie auch zum besten haben? — Er schrieb in dieser faden Stadtsprache —:

„Der Wind pfeift durch die Lüfte,
„Das Feld ist kahl und leer;
„Gott helfe mir armen Sünder!
„— Ich wollte, daß tot ich wär'!

„Sie streiten und streiten und streiten
„Doch stets um Gut und Hab'!
„Gott schütze mich armen Sünder!
„— Am liebsten läg' ich im Grab!

„Der Pfarrer, er steht und predigt,
„Der Schulmeister schreibt und schreibt;

„Gott tröste mich armen Sünder!
„— Wie mich's von hinnen treibt!

„Das Mädchen, es singt und tanzet,
„Giebt sich einem Schelm in Gewalt;
„Gott gnade mir sündigen Armen;
„— O wäre ich tot und kalt!

„Fahrwohl, o Welt, du schnöde!
„Mir ist, ich bin fertig mit Dir!
„Es schimmert das Meer so blank und blau,
„Auf dem Grund ist Ruhe für und für!" — — — —

Da mußte Enoch schweigen. Er steckte das Papier in die Tasche und ging. Hm . . Anna besaß Zutrauen bei ihren Kindern, zu ihr gingen sie mit allem; doch zu ihm —, niemand kam zu ihm; er, er war ausgeschlossen; ausgeschlossen; fremd in seinem eigenen Hause — knips . . . knips . . . — —

— Es kam ein Regensommer, einer von den schlimmsten.

Sechs Wochen hindurch regnete es fast in einem fort. Der Himmel hing mit seiner schweren Wolkenlast bis auf die Bergrücken herab; die Erde schwamm in Wasser; es war, als sollte es keine Grenze mehr geben zwischen dem Wasser oben und dem Wasser unten. Wolken und Nebel sperrten alles ein; der Himmel zog sich zusammen wie ein Sack. Doch draußen in dem ewigen Regendunst verdunkelte sich das Meer.

Schreckliche Donnerwetter zogen tief daher über das Land, mit triefendem Regen und heißen Blitzen; es konnte tagelang währen. Schwere Fluten führten Sand und Gekies und Gerinnsel über alle Niederung, schwemmten Heu mit sich und verwüsteten die Flur; Weg und Steg war verdorben; das Heu verbrannte in den Fehmen und die Mahd stockte allerorten.

Manches Mal schien es, als wollte der Herr sich erbarmen; die Sonne erhob sich des Morgens funkelnd hell, und der Himmel war rein und blau wie ein See. Die Leute wagten sich hinaus, zerstörten die Fehmen und breiteten das Heu aus; wenn es gut ging, hielt es bis zum zweiten Frühstück aus, wenn nicht gar länger . . . Jedoch die Alten schüttelten den Kopf. Die Sonne war allzu rot und allzu ungesund und heiß; die thaulose Wiese ließ auch nichts Gutes ahnen; es war wenig zu hoffen. Und am Vormittag sammelten sich Wölkchen um die Sonne; in Südost und Süden zogen Wolkengehäge auf: die Wölkchen vergrößerten und häuften sich; auf den Bergen wurde es dunkel, und schwarz über dem Meer; die Sonne kämpfte und kämpfte, ward aber erstickt . . . „O Herr! laß uns Dein Antlitz leuchten!" rief Enoch zum Himmel empor, an dem er noch nach einem blauen Fleckchen suchte.

Aber tintenblaue Oceane von Wolken verbreiteten sich nach allen Seiten hin. Die Sonne gab es auf und versteckte sich. Die ersten schweren Tropfen fielen wie Thränen der Hoffnungslosigkeit . . . die Leute warfen sich über Hals und Kopf aufs Heu, rissen es in fliegender Hast zusammen; halbverfault, halbroh in Haufen damit; über ihren Häuptern rollte es schon los mit Schlag auf Schlag, und der Regen stürzte, strömte . . . naß wie Krähen mußten sie nachhause fliehen, die Kleider wechseln und sich trocknen.

Das Heu aber blieb in seinem Fehmen stehen, bis es schwarz ward und

Frosch und Kröte drin ihre Nester bauten und gut lebten und Söhne und Töchter kriegten. Der saure Geruch faulen Heus verbreitete sich wie eine Unheimlichkeit über das Land. Jedoch die Wiese, die ungemäht stand, wurde niedergeregnet und moderte am Halm, der Acker ebenso; das schönste Getreide mußten sie schneiden und als Grünfutter verwenden.

Enoch ging herum, wie eingesperrt zwischen vielen Wassern, gejagt von einer Angst, mit der er nicht fertig ward. Die letzten Zeiten nahten. Es dunkelte und verfinsterte sich; die Luft füllte sich mit Wasser und Feuer; der Himmel schloß sich zu; die Sonne versagte ihr Licht; die Ordnung der Welt verkehrte und verwirrte sich; Gott hatte seinen Pakt mit Noah vergessen und wollte die Menschen noch einmal ertränken . . . Nicht umsonst war das Meer diesen Winter so unruhig gewesen und hatte es so viele erschreckende fallende Sterne gegeben.

Er lag in schwarzen Nächten und bebte, wenn der Donner über den Dachfirst rollte und der Regen stürzte; die Flut stieg und stieg; bald erreichte sie die Mauern; dann stieg sie noch und riß uns alle fort, hinaus in ihren schäumenden gelben Wirbeln, hinaus ins brausende Meer. —

Eines Nachts erschrack er gar zu Tode.

Es blitzte und flammte von allen Seiten und Gegenden des Himmels Feuer auf; Feuer wie Schwefel, und Feuer wie Blut, und Feuer wie geschwungene weiße Cherubsschwerter, und der Donner rollte und krachte zum jüngsten Tag. Brach aus in Schlag und Schuß und fast in Geschrei, in wildes Angstgeschrei, — daß nun der Himmel barst! Doch manches Mal war es, als wälzte er sich über die Erde, in Schüttern und Springen, wie ein rollender Felsblock, oder tosend und zischend durch weite Brandung. Und Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, und der Regen stürzte und prasselte mit einem Lärm wie von Pferdegetrappel; die Luft ein brüllendes Meer von Regen; Himmel und Erde weinten miteinander in Angst über die Schrecken, die da kommen sollten.

„Herr Jesus Christ!" „Herr Jesus Christ!" stöhnten Anna und Enoch unter ihren Daunen; zuletzt kam ein Krach, daß die Erde bebte — „Herr Jesus!" schrie Enoch, tappte aus dem Bett wie nach Hilfe und war weiß wie eine Leiche, es roch nach Schwefel; die Welt verging . . . „Die Zündhölzchen sind im Schranke!" rief Anna . . . er zündete Licht an, suchte den Johann Arndt, warf sich auf die nackten Knie, las das Gebet „Furcht vor dem jüngsten Gericht"; und es rasselte und rollte rund um am Himmel, als ob die Welt in Auflösung sei . . .

Er zitterte in der Stimme; das Licht flackerte in den feurigscharfen Blitzen. Und Enoch fühlte den Boden unter seinen Füßen weichen, wenn die stärksten Schläge kamen, hart und schwer wie eine Explosion.

Es ließ ein wenig nach, aber entbrannte dann wieder; erst gegen Morgen wurde es etwas ruhiger. Aber noch brummte und grollte es ringsum, ein gleichförmiges, dumpfes, immer neu erwachendes und sich hervorwälzendes Gemurmel von Gottes schwerem Zorn.

Als Enoch des Morgens hinauskam, hatte er einen schrecklichen Anblick.

Die Haare sträubten sich auf seinem Haupt; er blieb wie gelähmt stehen, verlor alle Macht über sich —: so nah war Gott heute nacht gewesen. Die Fußspuren des Herrn Zebaoth gerade vor der Thür. —

Der Blitz hatte eingeschlagen. Die alte Weide stand verbrannt und schwarz mit zerbrochenem Wipfel da; die Zweige waren an der einen Seite herab ganz abgerissen.

Die Schrecken der Zerstörung, die Schrecken der Zerstörung . . .

Dann hatte der Blitz einen Sprung gemacht, vom Baum ins Gras herab, hatte den Zaun umgeworfen, ein Loch in die Erde gebohrt, war weiter gesprungen und hatte ein neues Loch gebohrt, und so immer weiter, Loch um Loch, immer kleiner; die Erde war aufgeworfen und aufgegraben wie von einem schrecklichen, rasenden Riesen-Wildschwein.

Enoch war so entsetzlich, als er wieder hineingefahren kam, — so grau-grün im Gesicht und die Augen so verdreht, daß Anna förmlich aufschrie —: „Ja, was ist denn, Enoch?!“

„Das jüngste Gericht, das jüngste Gericht“, sagte er mit heiserer Stimme; „das jüngste Gericht, das jüngste Gericht“ . . .

XXVI.

Lange Zeiten waren verflossen, und wundersam und traurig waren die Wandlungen der Welt; — sowohl Zigeuner-Thomas als auch Carolus Magnus zogen wieder die Landstraße hin.

Es war ein Mädchen, die den Carolus verführt hatte.

Sie hieß Kathrine und war die Tochter der „Finnen Barbro“. Dieses Mädchen war dem Carolus in Romstadsheia begegnet und hatte sich in ihn verschaut; drum hatte sie dem Burschen einen Liebestrank gegeben, und von dem Tage an war es aus mit Carolus Magnus.

Sie zog ihn immer von der Arbeit fort. Oefter und öfter zog er mit ihr auf ihren Fahrten. Bald zeigte sich's, daß sie etwas unter dem Herzen trug, das von ihm war, und das Ende davon war, daß er ihr auf immer folgte.

Da wurde der Zigeuner-Thomas sehr verstimmt; Carolus Magnus war sein einziger Trost gewesen. Nun war das Ganze schon fast alles eins, dünkte es Thomas.

Schlecht ging es ihm auch. Sein Grundstück hatte er nicht brauchen können. Er lebte von der Armenpflege, dazwischen auch vom Betteln, und lernte faul sein. Seine Hütte war eine feste Vagabundenhöhle geworden; alle alten Bekannten kehrten da ein; mit ihnen kam Branntwein und Kartenspiel, so daß Thomas alle guten Vorsätze vergaß. Und sein Weib, die vom ewigen Stilleliegen ganz krank und verändert ward, hatte sich an die Flasche geworfen; schließlich mußte sie täglich Branntwein haben, wenn man sie ruhig halten wollte.

Mit den Kindern war es auch schief gegangen. Das älteste Mädchen dachte an nichts als konfirmiert zu werden; dann wollte sie sich „ein Kind verschaffen“ und auf die Wanderschaft ziehen. Das that sie auch, sobald es möglich, schlug sich mit Olawes Didriksen zusammen und ging in die weite Welt.

Die zwei jüngsten, die Else und der Friederich die gingen daheim herum und lernten alles, was nicht recht ist. Stahlen Branntwein und tranken, lungerten vor dem Haus herum und thaten, was sie die Erwachsenen thun gesehen, spielten Raufen und Liebe und alles, was es sonst gab, so daß Thomas in seinem väterlichen Zorn manches Mal herausflog und die Jungen fast auf den Tod schlug. Dann kam die Mutter nach in ihrer Trunkenheit und Wirrnis, und schlug wieder den Thomas zu Schanden, sodaß es nun nicht das beste Beispiel und Vorbild war, das die Kinder vor sich hatten.

Da kam zum Schluß der kummervolle Tag, an welchem Thomas seine Frau verlor. Nach Gottes tiefen Ratschlägen starb sie von ihm eines Morgens in Säuferwahnsinn weg, und wenn das auch in gewisser Hinsicht gut war, so merkte doch Thomas noch, daß er ohne Weib in der Klemme war.

Und endlich sah er sich durch des harten Schicksals Notwendigkeit und Ingrimm gezwungen, Else und Friederich zu nehmen und die Hütte zu verlassen, die nun so leer und kalt und voll trauriger Erinnerungen stehen blieb; — that sich dann mit Carolus zusammen, wie ganz natürlich war. — „Ja, die Welt ist tückisch", sagte Zigeuner-Thomas. —

— Alles ging gut, so lang die Finnen-Barbro lebte. Sie war in mancher Hinsicht dem Thomas wie eine Frau, und dann hatte sie solch ein fließendes Talent, daß sie die ganze Schar ernähren konnte; besonders verstand sie sich auf's Hexen. Wenn sie an entlegenen Orten waren, drin an den Fjorden oder in den Tjellen wo die Leute nichts wußten, da konnte sie oft fünf und zehn Thaler verdienen, indem sie ein Kind besprach oder eine Kuh, die krank war; manchen guten Fleischknochen bekam sie, und manch ein gutes altes Kleid dafür, daß sie aus Karten weissagte, oder daß sie heiratstollen Mädchen die Männer zeigte, die sie kriegen sollten, oder für ähnliche kleine Künste. Aber da wollte Gott in seiner unerforschlichen Weisheit, daß auch sie sterbe, und von diesem Tage an wurde es schwer, sich durchzubringen. Man kam halt nicht einmal auf der Landstraße vorwärts, ohne ein Weib.

Sie war wohl auch geschickt, die Kathrine, die Frau des Carolus. Sie verstand sich auf die gleichen Künste wie die Mutter und gebrauchte sie auch, wenn es not that; sie war überhaupt ein braves Weib, solang sie nicht getrunken hatte. Jedoch die Schar war zu groß und die Zeiten so schwer.

Die Mannsleute taugten zu nichts. Der Zigeuner-Thomas war zu hoch in den Jahren; die Finger waren nicht mehr so weich und die Augen nicht mehr so scharf; zu keiner Arbeit eignete er sich nicht und die andere warf so wenig ab. Und Carolus hatte sehr viel andere Sachen gelernt, doch wenig von dem, was man auf einem Wanderleben brauchen konnte. Das einzige, was er vermochte, war, Streifzüge zu machen in einsame Bygde und dort Erbauungsstunden zu halten; damit verdiente er doch etwas. Aber es gab so wenig Orte, wo er unbekannt war.

Zigeuner-Thomas mußte Kleid um Kleid verkaufen, die eigenen und die der Kinder, damit er Kaffee und Tabak habe; das meiste von seinem Arbeitslohn fuhr denselben Weg. Bald ging er in den Gemeinden herum und sah schlimmer als ein Schwede aus. Und hatten sie einmal etwas verdient, dann ging es in die nächste Stadt mit ihnen, und da lebten sie gut von Branntwein und Fleisch, vor allem aber von Branntwein, bis sie nichts mehr übrig hatten, als das, worin sie standen und gingen, — und selbst dieses kaum so manches Mal.

Sie hielten sich meist an das Strileland*) und an die Stavangerseite; mehr gegen Osten hin half's wohl weder mit Hexen noch mit Erbauung. Und überall ging es mehr und mehr zurück mit dem Glauben, daß die Zigeuner zaubern konnten; die Leute lernten jetzt halt gar so viel. Da sie immer in den gleichen Orten herumzogen, wurden die Menschen ihrer überdrüssig, und es fiel immer weniger für sie ab. Sehr oft mußten sie des Nachts in Scheunen

*) Die „Strile" sind die fischfangtreibenden Bauern nördlich von Bergen.

und Verschlägen liegen; das war aber gewagt, da es den Leuten ja einfallen konnte, den Lensmann über sie zu schicken, und außerdem war es in kalten Nächten unangenehm genug, mit halbnassen Kleidern sich in Halm oder Heu zu legen, und schrecklich war es, wieder aufzustehen, wenn nicht ein Tropfen Kaffee zu kriegen war; — denn sie getrauten sich nie in den Scheunen Feuer zu machen.

Und die Flasche war leer, ehe sie sich eine Tagreise weit von der Stadt befanden.

Es wurde ein böser Winter, mit Schneewasser und schlechten Wegen und eisig kaltem Wind.

Sie zogen langsam und elend mit ihrem alten Brot das Strileland entlang und lagen oft vom Wetter festgehalten da. Endlich erreichten sie Stavanger und es gelang Kathrine, etwas Gestricktes zu verkaufen. Sie hatten so lange Elend gelitten, daß sie glaubte, einer tüchtigen Aufheiterung zu bedürfen. Sie bummelten und tranken mit alten Bekannten, bis sie nicht ein ganzes Kleidungsstück mehr auf dem Leibe hatten.

Sie wanderten über das Näß in dem eisigen Wind und froren fast zutode. Und so entsetzlich sahen sie aus, daß die Leute, wenn sie irgendwo hinkamen, wie erschrocken vor ihnen zurückwichen. Der eine Fetzen peitschte den anderen; nackte Leiber guckten da und dort hervor; die Haarzotteln baumelten ihnen um den Kopf und über das blaugefrorene, schwarz marmorierte Gesicht; Ungeziefer quälte sie auch, wie man sich denken kann. Kathrine zog alle Lumpen über sich, die sie erwischen konnte, und konnte dennoch kaum alles verhüllen, was verhüllt sein wollte; Klein-Else wickelten sie in eine alte Männerjoppe, mit einem Strick um den Leib. Mit dem alten Thomas stand es am schlimmsten. Er ging und klapperte in einer zerrissenen Nachtjacke, die kaum mehr an ihm hing, und das Beinkleid, das nichts Anderes war als Fleck an Fleck und Loch an Loch, war mit einer Spagatschnur über der einen Achsel befestigt. Das einzige an seinen Körpen, das noch ganz, war der Südwester, den er auf dem Kopf trug; er hatte ihn auf einer Vogelscheuche in einem Acker oberhalb Hangesund gefunden.

Der junge Thomassen war noch derjenige, der am meisten auf seine Würde hielt; er besaß einen Hut und um den Hals ein rotrosiges Taschentuch aus Baumwolle. Er war nun merkwürdig anzusehen. Um einen ganzen Kopf höher als sein Vater, lang und schmal und schlotterig und salopp; ging mit den Händen in der Tasche und wiegte und schaukelte wie ein Bootmast in einer Seitenwelle; ganz zu oberst auf einem langen braunen Hals ein winzig kleines Haupt wie ein Knopf. Das Gesicht rund und flach wie ein Ziffernblatt, gelbbraun in der Farbe, mit einer Haut wie Pergament, wettergegerbt und mit kleinen Sommersprossen; auf den Wangen und über dem Mund ein roter, starrer Stoppelbart; kleine, dunkle, hurtige Augen, eine kleine, runde, gewölbte Stirn; von seinem Vater hatte er den losen, pfiffigen Zug und den wechselnden Ausdruck von wildem Galgenspaß zu heiligem, demutvollen Schelmenernst; auf der einen Wange eine große Narbe.

Er trug einen blauen Wamms von losem, grobem Jäder-Flaus. Der Wamms war heil, bis auf die Ellbogen, und dann war noch der Riß, den er jetzt drinnen in der Stadt gekriegt, quer über den Magen. — Denn er hatte es mit Olaves Didriksen zu thun gehabt, und das war just so Brauch beim Olaves —: mit dem Messer quer über den Leib zu schlitzen, und das so fein, daß die Spitze gerade nur die Haut aufritzte. Kathrine hatte den Riß so gut, als sie es vermochte, mit braunem Wollenfaden zusammen gezogen; aber dennoch

hingen die Wammszipfeln und baumelten, als ob sie abfallen wollten. Das schlechteste am Anzug war die Hose: kreuz und quer geflickt und an den Füßen drunten sehr zerfranst.

Sie waren in schlimmer Lage, in jeder Hinsicht. Else und Friedrich husteten wie die Schafe; Alt-Thomas hatte Rheumatismus; Carolus und Kathrine waren „verkühlt". Das Kind schrie vor Nagelfrost*) und Hunger, und der kleine Thomas, den Kathrine auf dem Rücken mittrug, wollte ihnen oft erstarren, so daß sie sich hie und da niederlegen mußten, mit dem Jungen zwischen sich, und ihn mit ihrer eigenen Wärme aufthauen. Es sah unmöglich aus, den Winter zu überstehen und Kathrine begann sich zu wundern, was Beug**) man denn zwei Morsar***) hier herumgehen hatte, wenn sie keinen Rat zu finden wußten! Else, die mit ihren zwölf Jahren schon recht zungenfertig war, murrte mit. Die zwei Morsar verstanden ganz gut, was die Weibsleute meinten, und sie guckten einander mit unsicheren, prüfenden Blicken so von der Seite an. —

— Am schlimmsten war's, daß der Tabak zu Ende gegangen.

Sie hatten sich in Stavanger eine Rolle gekauft; die mußte Olaves aber gestohlen haben. Der alte Thomas kaute schon am Futter seines Tabaksbeutels und fluchte und starrte und war ganz schlecht gelaunt. Er hatte alle seine gelehrten Worte und alle seine Anschauungen und Aspekte vergessen. Carolus hatte sich geholfen, indem er irgendwo einen Tabaksstummel gerapft; doch den verbarg er vor seinem Vater, so gut er es konnte; das war nichts zum Teilen, fand er.

Eines Morgens stand es ganz elend um den alten Thomas. Sie hatten des Nachts in einer Käthe gelegen; der Mann war nicht daheim und es gab im ganzen Haus nicht die Spur von Tabak. Das Beutelfutter war aufgegessen, und Thomas ging und litt und knirschte und war so tabakstoll, daß er nicht wußte, was er that. Brummte seinen Sohn an: „Du mußt wohl noch was haben? Wenn auch nichts Anderes als ein bissel Staub im Beutel?" Allein Carolus lag faul und verkühlt auf seinem Strohbund und warf sich herum und fror: „nein, bei Gott nicht! Nun hab' ich geschworen!" — Der Alte scherwenzelte und schnüffelte und suchte oben und unten in der Stube herum, und in der Küche draußen, und überall, ob sich nicht wenigstens ein gebrauchter Stummel fände; und dann wieder zum Sohn hinein, verrückt und toll —: „Der T. soll Dich holen, wenn Du Deinem Vater nicht einen Kautabak schaffst, Du Schundian!" — „Halt Dein Maul, Du alter Satan, Du!" — schrie Carolus, „sonst werd' ich Dich lehren —!" — Der Alte hatte in einem Winkel das Beinkleid seines Sohnes erwischt; da fuhr er nun mit der Hand durch alle Säume, fand zum Schluß den kleinen Tabaksbissen, der noch übrig war, schnappte danach wie ein Hund und wollte zur Thür hinaus; Carolus erriet das Zigeunerstücklein und packte den Vater am Fuß; der Alte stürzte nieder so lang als er war, und nun begann ein Lärmen und Fluchen, daß es nicht zum Anhören war: „Stiehlst Du nun gar, Du Teufel, Du?" — „Also willst Du vor Deinem Vater Tabak verstecken, Du Schwein?" — Sie lagen und krabbelten auf dem Boden und sahen aus, als wollten sie einander in Stücke reißen; der Vater packte den Sohn und zwickte zu, so daß der Sohn laut aufbrüllte; Kathrine und Else

*) Schmerz in der Nagelmutter, den der Frost hervorruft.
**) Beug = Teufel (skandin. Zigeunerdialekt).
***) Morsar = Männer.

warfen sich dazwischen mit Fluchen und Schreien; das Haus stand auf dem Kopf, die Käthnerin kam hereingelaufen und fragte, ob sie den Lensmann holen solle; man trennte sie zuletzt auf die Bedingung hin, daß der Vater seinen Stummel entzwei teilen und dem Sohn seine Hälfte geben sollte.

Sie waren gewillt, den Weg durch die Tjellbygde zu nehmen; in Vaadal sollten sie Olaves Didriksen und seinen Haufen treffen.

Es war kalt, aber klar an diesem Tag, und wie sie so des Weges trotteten, Vater und Sohn, in der leichten, frostblauen Winterluft und jeder mit seinem Tabakröllchen im Mund, kamen sie in gute Laune und in Redelaune.

Dem alten Thomas schien's, als habe er ein halbes Pegel Branntwein im Leib, so luftig und lebendig wurde er von dem kleinen Tabaksbissen. Er sprach in Feierton von der Zeiten Umständigkeit und des Lebens Verarglichkeit. Wenn er zurücksah auf die vergangenen Tage und dann bedachte, wie er nun da herumvagabondieren müsse mit Hausstand und Familie wie ein Probenreuter, wenn er ein so häßliches Wort gebrauchen dürfe, so konnten ihm mancherlei Betrachtungen und Vorschwebnisse kommen, sowohl was die Regierung der Welt als was des Menschen Bosheit belangte. Carolus fragte sich selber, wo sein Vater nun hinaus wollte. „Ja, wer nur einen Ausweg wüßte; da würde ich nicht zögern," — wies er mit Vorsicht zurecht.

Sie schauten einander mit prüfenden Blicken so von der Seite an.

Alt-Thomas fuhr fort und sein Haupt beugte sich und wiegte sich auf seinem Stiel —:

„Ich will mich nicht selber loben; aber das darf ich sagen, daß ich stets meinen Pfad rein und meine Hände frei gehalten habe von allem, das nicht mir gehalten. Ich hatte immer den Aspecten vor mir: Du sollst dem Herrn Deinen Gott nicht zuwider handeln, so lang Du es *vermeiden* kannst. So daß ich nun in meinem neun und fünfzigsten Jahre vor dem Herrn wandle und ruhig jeden Mann herausfordern kann und es findet sich nicht Einer, der mir eins gegen tausend antworten kann, nicht Einer, der aufstehen kann wider Thomas Frederiksen mit so viel, als auf dem Schmalende eines Spatenschaftes liegen kann, und behaupten: das hat Thomas Frederiksen mit Unredlichkeit genommen!"

Er schielte prüfend auf den Sohn hin. Das Gesicht hatte seinen alten Schelmenausdruck und die Augen verdrehten sich scheinheilig und weiß.

„— So daß ich sagen muß", fuhr Thomas in seinem weichsten Tonfall fort, „selbst *wenn* mir so was Aehnliches nun passieren sollte, — ich immer noch ein besserer Mann wäre, als Olaves Didriksen und unsere anderen Bekannten".

Carolus brach in loses, lautes Gelächter aus, — in ein frohes Lachen. Dann sprach er: „Du hast nicht viel von Deinem unsträflichen Leben, Vater! — Sie haben bessere Tage, die im Pago*) sind, als wir!"

Nun lachte Alt-Thomas auch, — ein frohes Lachen. Und sie guckten einander von der Seite mit Blicken an, die sich verstanden.

„Du mußt nicht so leichtsinnig reden, Carolus," ermahnte der Alte; „das sind traurige und tiefe Sachen, das, und des Herrn Ratschlagungen sind für uns unbegreiflich. Aber damit ist ja noch nicht gesagt, daß es das Zuchthaus sein muß", fügte er in Alltagston bei.

---

*) Pago = Zuchthaus.

„Das ist ganz einerlei," sprach Carolus fest. „Wenn der Arbeitsmann nicht den halben Schilling kriegt, den er braucht, um zu leben, so muß er sich helfen, wie er kann."

„Hehehe, Du Spitzbub Du," lachte Zigeuner-Thomas; „erinnerst Du Dich noch?"

„Ich habe, das darfst Du mir glauben, viel darüber nachgedacht. Und Eines von Beiden. Entweder es geht gut, und dann ist es ja um so besser. Oder aber wir werden abgefangen und zur Strafe geführt; allein auch da kriegen wir es besser als wir es bisher gehabt. Ich will Dir's nur gerade heraus sagen, Vater: ich kann nicht länger gehen und zuschauen, daß Kathrine es so hat; und das schlimmste ist, daß nun bald wieder ein Kleines kommt."

Er wurde ernst. —

— Eine Weile später saßen Thomas, Carolus und Kathrine an der Wegkante und hielten Hausrat, und da wurde die ganze Sache abgeredet und ausgemacht. Es mußte nun ein Mittel geschafft werden, und das einzige Mittel war Spaneba.*)

Und es ward Freude in der Schar und gute Laune und Zufriedenheit; Kathrine klopfte mit zärtlichen Augen Carolus die Wangen und sagte: „Du, Du bist mein Raklo**) allezeit!" — Es war als hätten sie endlich Land erblickt. „Nun keine Feigheit!" schnurrte Carolus; „nur drauf und dran mit Mannesmut; die That ist beschlossen!" —

— Am Nachmittage trennte sich Kathrine von den Männern mit allen guten Wünschen; sie und die Kinder sollten den Weg durch die Tjellbygde nehmen. Thomas und Carolus legten auf das Flachland Beschlag; sie wollten nach Haave. Da kannte sich Carolus gut aus.

Die Luft war klar und es herrschte linder Frost. Große, graue, stille Wolken lagen von West nach Süden über dem Himmel; die Sonne war schon fast hinab.

Es schien recht finster zu werden. Der Schnee war zumeist verschwunden, sodaß sie überall hinkommen konnten. „Nun dürfen wir sagen, wie die Finnen-Barbro sagte: ‚Auf den Teufel ist mehr Verlaß, als auf Gott!' —" lachte Carolus Magnus.

Sie liefen mehr als sie gingen, teils um rasch vorwärts zu kommen, teils um sich warm zu halten. So lang der Tag noch hell war, nahmen sie Seitenwege und Feldwege; kaum ein Wort wurde geredet; es war nun nicht die Zeit zu Geschwätz und es galt, die Kräfte zu sparen.

Zweimal ruhten sie; zwischen elf und zwölf in der Nacht waren sie da.

Es gab keinen Hund auf Haave und alles war sicher. Hinter dem Wagenschuppen fand Carolus die Leiter; die setzten sie an das Fenster der Vorratskammerstube. Carolus zog sich die Schuhe aus und stieg hinauf. Nahm das eine Fenster heraus, horchte eine Weile, machte dann dem Vater ein Zeichen, daß alles still sei und kroch hinein.

Die Thür zwischen der Vorstube und der Vorratskammer stand offen; Carolus hielt an und lauschte, ob nicht jemand im Bette drinnen schlief. Nein. Ueberall ruhig. So ging er hinein.

Sein Herz klopfte ein wenig; sonst war er guten Mutes. Eher froh.

---

*) Spaneba = Stehlen.
**) Raklo = Bursche.

Fühlte sich als Eigentümer von allem, was da war; des Nachts ist der Spitzbube Herr! Hatte er sein Tjuro?[4]) Jawohl. Still und sachte schlich er vorwärts, einen halben Schritt auf einmal, die eine Hand vor sich gestreckt, ob ihm nicht ein Stuhl im Wege sei; bald stand er vor Anna's Schatulle.

— Versperrt? Nein. Alles offen; alles wie früher. Liebe Leut' hier im Haus; vertrauten mehr auf Gott denn auf ein Schloß; wenn sie nur wüßten, was für Gäste sie hatten! — Aus dem Schanktisch nahm er mit leisen, vorsichtigen Griffen die Silberlöffel, eins um eins; es waren fünf große und drei Theelöffel. Dann hob er die Schatullenklappe, fand den kleinen Raum zu innerst, in welchem Anna ihren Silberstaat hatte; wunderlich genug war er versperrt. Allein das machte nichts.

Er erinnerte sich an diese Schloßgeschichte gut; so manch einmal hatten Klein-Gunnar und er hier mit Goldringen und Silberketten gespielt, und von Olaves Didrikſen hatte er seither Unterricht bekommen in der Kunst, ein Schloß zu erbrechen. Er tupfte mit dem Taschenmesser ein bischen und knacks! — da ging's auf. „Ganz wie der Olaves sagt! ich hab' Schenie!" murmelte er vor sich hin.

Er nahm alles, einen Weihkessel aus Silber; ein Silberherz; einen großen alten Silberring; einen Goldring mit einem Stein drin; einen großen Spiralarmring aus Gold; eine schwere altväterische Silberkette; er erkannte alles wieder und kam fast in Rührung. Ach, die lieben Kindertage! — Wickelte dann alle Sachen in sein Halstuch und stopfte sie in die Rocktasche. An der Vorratskammerwand, neben der Stubenthür, hingen Kleidungsstücke von aller Art; er machte ein paar Griffe hinauf und nahm mit, so viel er tragen konnte

Und dann hinaus. Warf die Kleider seinem Vater zu; setzte das Fenster wieder ein, kroch hinab, zog die Schuhe an; dann nahmen sie die Leiter fort und gingen.

Carolus konnte sich kaum beherrschen. Er war so froh, — hüpfte, tanzte, lachte, schlug Purzelbäume, kniff den Vater; er hatte sein Meisterstück gemacht! — Der Alte mahnte und warnte. Aber es nützte nicht viel; da begann er zu laufen. Als sie weit genug vom Hause weg waren, wechselten sie die Kleidung.

Ihre alten Fetzen versteckten sie hinter einem Zaun und legten Reisig und Steine darauf, damit sie nicht sichtbar würden; Carolus war die ganze Zeit über wie verrückt. Warf zum Spaß seinen Vater zu Boden und haute ihn durch, lachte, sprang, trieb es; spielte den Lensmann, der kam und sie arretieren wollte, nahm dann diesen eingebildeten Lensmann und schlug ihn zu Schanden —.

„Ja, Dero[1]) solst le[2]) Jsinge,[3]) gelb, rot und blau
„Wenn Tjuro[4]) und Tjaknia[5]) umgeht, dann schau!" . . .

Der Alte fluchte und gab böse Worte, mußte aber schließlich nur abziehen. Nun ging es abwärts.

Bald waren sie bei der Brekke-Stampfe. Hier konnten sie hineingehen und „Tuch zu neuen Kleidern kaufen!" — Jawohl. „Ist man einmal dran, so heißt es zugreifen!" — Carolus nahm das Glas und schlüpfte, geschmeidig wie eine Schlange, hinein. — „Haha, der Moskro[6]) schläft und der Buro[7]) schläft und die Hunde schlafen: der Romanisal[8]) ist Herr im Land!" — Er reichte durch die Fensterluke Webe um Webe heraus; als er mit dem vierten

[1]) Dero = Du. [2]) le = kriegen. [3]) Jsinge = Kleider. [4]) Tjuro = Messer. [5]) Tjaknia = Schlagring. [6]) Moskro = Lensmann, Vogt. [7]) Buro = Bauer. [8]) Romanisal = Zigeuner.

Stück kam, meinte Thomas, nun dürfte es genug sein; sie könnten mehr nicht tragen, sagte er. Doch Carolus hörte nicht auf. Er lachte wie eine Wasseramsel da drinnen in der dunkeln Stampfmühle —: „ist man einmal dran, so heißt es zugreifen!“ — Endlich kam er heraus. „Du bist ganz verrückt, Kerl; was sollen wir mit mehr, als wir tragen können!“ — „In den Elv damit!“ lachte Carolus; „in den Elv damit!“ Und er warf Webe um Webe in den Elv; „Hurra für den Buro! Hurra für den Moskro!“ — „Verrückt bist Du und ins Zuchthaus kommst Du!“ jammerte der Vater; „das hätte man von Dir am allerwenigsten erwartet, da Du doch so weit Gelehrsamkeit hast!“ — Nahm zum Schluß seine Weben und trottete ärgerlich und verdrießlich davon.

Es ging über einen Balken, der quer über die Rinne des Stauwassers gelegt war; Carolus kam hinterdrein. Ihm war heute so wunderlich zu Mute, so tanzübermütig —: schob also seinen Vater über den Steg hinab, geradewegs in den Bach, mit dem Tuch und alledem; „ha, ha, ha! — Ha, ha, ha, ha!“ Der Alte pustete und schäumte, spuckte und fluchte, klaubte die Weben und sich selber aus dem Wasser und watete von dannen; „— laß mich oder Du kriegst es zurück, Du H—, Du!“ — Carolus lachte so, daß er sich platt auf den Boden legen mußte.

Endlich nahm er seine eigenen Webstücke und trottete, summend und vergnügt, dem Alten nach. Der arme, arme Vater; er that ihm leid; aber — ha, ha, ha, ha! —

„Ach meine lieben Tjavoar[1])
„Ach kjäret[2]) doch nicht so!
„Ach, meine lieben Tjavoar,
„Ach, kjäret doch nicht so!
„Sonst könnt ava[3]) ihr in den Pagoen[4])
„Für manches schöne Jahr“ . . . .

Der Alte ruschelte vorwärts und klapperte und bebte. Und verfluchte aus vollem Herzen diesen Teufelskerl, der ihm an Leben und Gesundheit wollte! — Bald fühlte er, wie ihm die Kleider auf dem Leib erstarrten; das war der Frost, welcher nun schärfer wurde. Die Webstücke auf seiner Schulter wandelten sich zu Eis und es froren Eiszapfen an den Röcken Anna Haaves, die er auf den Armen trug. Es klirrte und knisterte bei jedem Schritt, den er ging, und krachte und knackte in den steifgefrorenen Beinkleidern.

Da brach Carolus in ein neues Gelächter aus. Und Thomas mußte mitlachen, so zornig er auch war; — „hä, hä, hä“, schüttelte er sich; „die Tugend ist gebrechlich“, sagte der Teufel, und tanzte in Glashosen!“ —

— Es wurde ein harter Marsch durch graue Heiden und nackte Bergthäler, bei schmaler Kost und in wachsendem Schnee, bis sie nach dritthalb Wandertagen ihre Leute in Vaadal trafen.

Da teilten sie das Span untereinander und trennten sich. Die Silbersachen und den Goldschmuck nahm Olaves Didriksen und zog gleich in die Stadt damit; er kannte dort einen Mann, der so was kaufte; ein Drittel des Geldes sollte er für die Mühe haben. Er erklärte Carolus, was man zu thun habe, wenn man gefangen würde —: rundweg leugnen, solang das Span nicht aufgefunden, „und nachher sich herauslügen“.

[1]) Tjavo (Cavo) = Kind, Sohn. [2]) kjära = raufen. [3]) ava = kommen. [4]) Pago = Zuchthaus.

Thomas nahm seine Kinder und zog nach Osten; Carolus und Kathrine begaben sich wieder in die Nordbygde. „Und so wollen wir denn das Beste hoffen, meine Kinder!“ —

Die erste Nacht lagen Carolus und Kathrine in einem Tjellgehöft im Norden des Baadalbygdes. Am nächsten Morgen, als sie aufbrechen sollten, kam der Sohn des Hauses hereingestürzt —: „zwei Lensvögte stehen draußen mit zwölf Mann und wollen mit dem Zigeuner reden! sie haben Büchsen mit!“

Carolus und Kathrine wechselten die Farbe und schauten einander an.

„Die Situation ist klar“, brummte Carolus.

„Sie sind schon da“, erwiderte Kathrine in der Zigeunersprache. „Meinst Du, daß Du ihnen entwischen kannst?“

„Das ist nur so ein Spaß für mich, Tjeia mein!“

„Und wirst Du abgefangen, so leugnest Du?“

„Es nützt den Teufel, was zu leugnen; die Kleider, die wir tragen . . .“

„Zum Kuckuck! schau, daß Du weiter kommst!“

Carolus wendete sich zur Bäuerin, die weiß wie Kreide dastand und so zitterte.

„Geh hinaus, liebe gute Frau, und sag' dem Lensmann, daß das, was er sucht, hinter der Gangthür steht. Und dann sag' ihm noch, daß mein Weib hier ganz außer dem Spiel ist; sie weiß von gar nichts. Vergiß mir das nicht, liebe, gute Frau!“

Die Frau ging hinaus.

Carolus gürtete sein Messer um und folgte ihr. Als er zur äußeren Thür kam, gebot ihm der Lensmann, stehen zu bleiben; Carolus aber that, als habe er einen Gang und schritt weiter. Die Bauern kamen und wollten ihn packen; da machte er einen Sprung und zog das Messer: „Hat jemand Lust, so komme er!“

Sie erschraken und blieben stehen.

In diesem Moment begann Carolus auf die Fjellmuhre im Westen des Hofes zuzurennen; als die Bauern wieder zu sich kamen, war er schon über einen Steinwurf weit.

Sie ihm nach; jedoch das nützte nichts; die Bauern waren schwerfällig und der Zigeuner leicht; bald saß er wohlgeborgen in einer Höhle der Bergmoräne, fast über den Köpfen der Bauern. Da standen sie im Schnee und glotzten, standen mit ihren Büchsen und verrosteten alten Säbeln, und wußten nicht, was anfangen.

Mehr und immer mehr Bauern kamen herbei; fast alle hatten sie Waffen. Nach einer Weile war der Haufe so groß, daß sie einen Menschenzaun um die Moräne setzen und den Zigeuner absperren konnten. Carolus merkte auch, daß sie daran dachten. Und da war er verloren; denn hier über den Fjell kommen, war unmöglich.

Manches von dem, was sie sagten, konnte er in dem stillen, frostklaren Morgen hören. „Sein Weib haben sie doch wohl schon fest?“ sagte Einer. — „Ja“, war die Antwort; „sie heulte wohl und biß um sich; nun aber sitzt sie da und flennt.“ — Arme Kathrine!

Es war dennoch am besten, sich zu ergeben. Zogen sie mit Kathrine ab, so schien ihm angenehmer, er war mit; man half sich besser zu zweien als allein, in solch einem Falle.

Mildere Strafe gab es auch, wenn man sich selber stellte. Er kroch aus seinem Versteck und ging zum Lensmann hinab. Setzte seine demütige Miene

auf und sagte, er wolle sich von seiner Frau nicht trennen. „Es ist nicht nötig, Gewalt zu brauchen; ich folge gutwillig."

Froh war der Lensmann.

Und der Zigeuner und er gingen zum Gehöfte, Seite an Seite. Nach ihnen kam die Bauernschar mit Büchsen und Säbeln, wie eine Ehrenwache. —

— Am Abend saßen Carolus und Kathrine im Arrest.

Sie saßen jedes von ihnen in seinem Kotter, unter voller Bewachung. Sie konnten nicht einmal soviel, wie einander durch die Wand zuklopfen.

Carolus ward so wunderlich traurig. Manches und Vieles hatte er zu bedenken. Du liebe Welt, — da saß er nun als Dieb gefangen; nie hätte er sich vorgestellt, daß ihm das geschehen könnte!

Und da war sein Vater, der Arme. Gott weiß, wo er nun herumirrte. Vielleicht war er auch gefangen und festgesetzt. Gott helfe uns allen; es war schlimm für einen Sohn, sich zu denken, daß der eigene Vater auf seinen alten Tagen in so etwas geriete. —

Jedoch dem mochte nun sein, wie dem wollte; das Schlimmste war doch der Gedanke an Kathrine.

Er wollte ehrlich und redlich thun, was er konnte, um sie frei zu kriegen. Und wie es nun auch ging, brachte sie es zu nichts mehr, als zu Wasser und Brot. Und getrennt wurden sie so und so, — Gott allein wußte, für wie lange.

Er konnte ein oder auch zwei Jahre kriegen. Und wo nahm er wohl wieder seine Kathrine her, wenn er aus dieser Wohnung des Kummers heraus kam? —

Sie war wohl ein braves Weib; daran lag es nicht. Jedoch es würde für sie nicht leicht werden, so lange Zeit herumzuziehen, und getraut waren sie auch nicht. Er kannte denjenigen, der mit Verführung der einen und der andern Art hinter ihr her sein würde, und wir wußten ja, wie schwach wir alle waren, besonders aber die Weiber.

Er dachte und dachte, und sein Herz wurde schwer und weich. Ohne Kathrine konnte er sich nicht behelfen; das fühlte er nun besser als jemals. Sie war wohl ein bissel zuwider, wenn sie getrunken hatte; sonst aber war sie die beste, die er kannte.

Er mußte ihr seine Gedanken und seinen Kummer sagen. Und da es nun kein anderes Mittel gab, mit ihr in Verbindung zu kommen, so wollte er versuchen, zu singen.

Er setzte mit so lauter Stimme ein, daß die Wächter zusammenfuhren, Es ging nach der alten Weise, der Zigeuner-Weise, — eine wunderliche Melodie, melancholisch und einfach, wie die des Windes, der in einem Schornstein tutet.

„O heia[1]) doch, Du Tjeia[2]) mein,
„Was miro[3]) sangra[4]) Dir!
„Ach, heia doch, Du Tjeia mein,
„Was miro sangra Dir!
„Ach, miro aschar[5]) ravefull,[6]) —
„Sag, heiast Du, was ich sangra!"

---

[1]) heia = höre. [2]) Tjeia = Mädchen. [3]) miro = ich. [4]) sangra = singen. [5]) ascha = sein. [6]) ravefull = betrübt, angstvoll.

Nach einer Weile antwortete es aus dem Seitenraum; es war Kathrine, die sang:

„Ach, aſcha doch nicht ravefull,
„Mein Raklo, für mich!
„Ach, aſcha doch nicht ravefull,
„Mein Raklo, für mich!
„Denn miro kammar[1]) latjot,[2]) —
„Ach, heiaſt Du, was ich ſangra!"

Da ſagte er ihr ſeinem Kummer:

„Ach heia doch, Du Tjeia mein,
„Was miro ſangra Dir!
„Ach heia doch, Du Tjeia mein,
„Was miro ſangra Dir!
„Du leſt[3]) wohl einen neuen Mors[4]),
„Und miro aſchar kei[5]) —
„Wie ich mir pattja[6]) kann!"

Es antwortete von nebenan mit weichem Tone:

„Ach, Dero darfſt nicht pattja,
„Daß miro ſakkar[7]) ſo!
„Ach, Dero darfſt nicht pattja,
„Daß miro ſakkar ſo!
„Denn miro kammer Latjoheit[8]), —
„Ach, heiaſt Du, was ich ſangra?"

— Sie ſaßen lange und ſangen einander zu von Liebe und Treue und Geduld in guten und böſen Tagen; dann aber kam der Lensmann herein und ſagte, ſie müßten ſich ruhig verhalten.

XXVII.

Unheil, Unheil . . .

Schlag auf Schlag, Schlag auf Schlag. Gerupft ſollte er werden, gemartert. Leben und ſeinen eigenen Untergang ſehen, Stück für Stück und Schritt auf Schritt, und wenn er alles gelitten, was man auf dieſer Erde leiden kann, dann wollte Gott den Fuß auf ſeinen Nacken ſetzen und ihn zertreten wie einen Wurm; und dann zur Hölle mit ihm und den Reſt leiden . . .

Furchtbar, furchtbar war Gottes Weisheit; gerecht und unentrinnbar der Herr Zebaoth! Er ſchlug dort zu, wo es ſchmerzte, ſchlug, wo es ſchmerzte . . . Erſt den ſtolzeſten Götzen: Gunnar; dann den „Glücksbaum", der verwelkt war von der Wurzel bis zum Wipfel; dann das Erbſilber, ſein Schatz und geheimes Anlagegut . . . ha! und er, der in Mißtrauen gegen Gott das Schatullenſach

---

[1]) kamma — gehen. [2]) latjot — gut. [3]) le — bekommen. [4]) Mors — Mann. [5]) kei — hier. [6]) pattja — denken, vorſtellen, [7]) ſakka — thun. [8]) Latjoheit — Wohlwollen, Liebe.

verſperrt hatte . . . „Nun magſt Du ſehen, wie ich mich um Deine Schlöſſer ſchere! — und was Deine Götzen taugen!“ — Der Herr lachte ſein, und Er, der in der Höhe thronte, ſpottete ſein; knips . . . knips . . .

Alles ſah Enoch nun; ſo hölliſch, hölliſch klar. Er hatte die Welt geliebt, die Welt geliebt und angebetet, allzeit, allzeit. Gott hatte geſagt: Du ſollſt all das Deinige verkaufen und es den Armen geben; aber Enoch hatte gemeint: Nein! Verwarf, was Gott geſagt; Enoch hatte ſeine Meinung für ſich. Verhärtet hatte er ſich, ſich verhärtet wie Pharao. Sich durch Pfaffengeſchwätz in Lügen hinein geredet; den Geiſt in ſeinem Herzen wohl zeugen gefühlt, allein ſich ſchwerhörig und taub geſtellt; hatte mit Vorſatz geſündigt, mit Vorſatz geſündigt . . . „Sünde zum Tode“, hieß das in Gottes Wort . . . Ha! verſucht ſich freizukaufen vermittels kleiner Opfer, vermittels „Jeſuskindern“, und durch dies und das . . . ein Scheffel Mehl hie und da, für das er Arbeit in Zahlſtatt nahm . . . eh! eh! — Enoch ſchnitt Grimaſſen und ſah aus wie ein Wahnſinniger.

Nun kam Gott der Herr und lachte ſein —: „was Du mir gutwillig weigerſt, das nehme ich mit Gewalt! Mich hungerte und Du gabſt mir nicht zu eſſen; mich dürſtete und Du gabſt mir nicht zu trinken . . . geh von hinnen, Verdammter, in das ewige Feuer, das dem Teufel bereitet iſt und ſeinen Engeln!“

— Das wurde eine grauſe Zeit für Enoch. Das Urteil war gefällt und beſiegelt. Das erſte „Wehe!“ war gekommen, und das zweite und das dritte; das vierte kam bald . . . „Wehe, wehe, wehe jenen, die auf Erden wohnen —!“

Das Wort barg keinen Troſt mehr für ihn, ſondern bloß Fluch, Fluch. „Denn ſündiget Ihr mit Willen, nachdem Ihr zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt ſeid, ſo giebt es kein Opfer für die Sünde, ſondern nur mehr die entſetzliche Erwartung des Urteils . . .“ eine entſetzliche Erwartung. „Denn es iſt unmöglich, die einmal die himmliſche Gabe geſchmeckt haben —“; unmöglich, unmöglich . . . „Sie ſollen in einen Feuerſee geworfen werden, der mit Feuer und Schwefel brennt, und ſie ſollen ſich die Zungen beißen vor Qual; und ihrer Marter Rauch ſteigt empor in aller Ewigkeit“ . . . In aller Ewigkeit, in aller Ewigkeit, in aller E—wigkeit . . .

Es durchbebte ihn. Seine Finger wurden eiſig und die Knie welk, und Schwindel umfing ſein Haupt.

Zu ſpät, zu ſpät; nun war es zu ſpät. So lang hatte er ſich verhärtet, daß nun Gott ihn verhärtete. Er prüfte ſich ſelbſt —: er wollte gar nicht länger Gottes Willen thun. Konnte nicht wollen, wollte nicht. Und wenn ein Engel vom Himmel kam und ſprach: „Verkaufe all Dein Gut und gieb es den Armen“; — er wollte nicht; wollte nicht; konnte nicht wollen, konnte nicht wollen . . . Und Gott verhärtete das Herz des Pharao“; knips . . . knips . . .

Und dann, — dieſer glühende, beißende Hohn, daß es juſt ſein eigenes „Jeſuskind“ ſein mußte . . . und Thomas . . . eh! eh!! Wenn Gott ſpottete, ſo ſaß das! . . Und keine Gnade, keinen Pardon! Die Anderen kriegten zurück, was ihnen geſtohlen worden; doch Enochs Silberſtaat war weg und blieb weg. Das war nicht mehr nur Spiel — — —

— Von Carolus kam ein langer Brief voll Reue und frommer Redensarten; Enoch konnte es gar nicht leſen; es war zu unleidlich. Er überſprang das Ganze, bis zum Schluß; da ſtand: „Aber ich kann nie genügend danken“ u. ſ. f. „dem Vater und mir iſt um unſerer großen Reue und unſeres ehrlichen Geſtändniſſes halber das Zuchthaus in ein Jahr Gefängnisbuße umgewandelt

worden, und ich gelobe hoch und theuer sowohl Gott wie Euch: komme ich hier heraus, so soll ein neues Leben beginnen." . . . „Ja Schnecken!" sagte Enoch. „Schnecken . . . Schnecken . . ." —

— Friedlos hastete er von Ort zu Ort, ohne Geduld zum Arbeiten, ohne Stätigkeit zum Ruhen. Ein und aus, ein und aus; kaum war er im Keller, hörten sie ihn auf dem Boden, und kaum ging er zur Thür und um die Ecke, so war er auch schon nirgends mehr zu finden. Er vergaß, wonach er ging und wohin er wollte, begann eine Arbeit und legte sie fort; alles war ja nutzlos und aussichtslos. Er schrak vor allem zurück und alles nahm ihm den Mut; floh und floh in brennender Unruh, so daß der Schweiß ihm in kalten Tropfen um die Augen stand; es war ein Jammer, das mit anzusehen. Oft vergaß er sich ganz, versank in Gedanken, blieb stehen wie vom Zauber gebannt, mitten im Weg, mitten auf der Treppe; schnalzte, schnalzte, murmelte Worte ohne Sinn, schreckliche Dinge —: ‚in aller Ewigkeit, in aller Ewigkeit, in aller Ewigkeit, in aller Ewigkeit . . .', hastete dann wie aufgeschreckt weiter, wieder weiter, weiter, ohne Zweck und Ziel, ohne Rast und Ruh, eine Unheimlichkeit für das ganze Haus.

Oft hatte er nicht einmal mehr die Ruhe, bei Tisch zu sitzen. Warf sich nieder, ließ eines der Kinder das Gebet sprechen, schlang ein paar Bissen hinab, und auf und davon; es war nur ein Wunder, wovon er in solchen Tagen lebte. „Ich getraue mich nicht zu essen", stieß er hervor; „alle Speise ist verflucht . . . verflucht" . . .

Er suchte seine alten Lederkleider hervor und schmückte sich damit; solch ein Höllenbrand und unheiliger Leib sollte gar nicht schöner aussehen. „Du könntest Dich doch anziehen, wie ein Mensch!" schalt ihn Anna; er antwortete mit einer barschen, wilden Stimme, die sie nicht kannte: „Ich werde nicht schöner ausschauen, wenn ich aufs Kirchspiel komm'!" — Die dümmsten Einfälle wegen des Essens tauchten wieder auf, aber ärger und toller und sinnloser —: „reitet der Böse Dich? kommst Du mit Butter?! Danke Gott, so lang wir noch das trockene Brot haben!" —

Das Gebet sprach er morgens und abends, aber auf eine Art, daß es oft ganz gräulich war. Alles Schöne und Tröstliche übersprang er oder verdrehte er; es war, als sollte es für ihn nicht gelten, so etwas. Jedoch kam etwas Entsetzliches, von Sünde und Verdammnis und Tod und Strafe, da schrie er es so laut und wild, und mit so deutlichem Zuschnitt auf sich selbst, daß es Einen schaudern machte.

Es ging ihm so schlimm, so schlimm. Die alte Angst auf der Brust war wieder da, aber ärger, ärger . . . Kälter, tiefer, weiter drin —, lag und drückte wie eisige, öde Todeskälte. Diese war's, die ihm nicht Frieden gönnte; und dann die Gedanken . . . all diese wilden Furchtgedanken, die an ihm nagten, nagten ohne Unterlaß. Grauenhafte Gedanken voller Gotteslästerung . . . grauenhafte Gotteslästerung, so daß er vor sich selbst davonlief; der Blitz mußte niederfahren; die Erde mußte sich öffnen . . .

Wenn er noch hätte schlafen können! allein er konnte nicht! Wagte nicht. Die Angst wurde so weit, so wach —; es erwachte und wachte rund um ihn mit trüber, starrender Angst und großen, erschreckten, brechenden Augen; kaum wollte er einschlafen, fuhr er hoch empor, fand sich in seinem schweren Bett, schwitzend und bebend.

Selten fand er Ruhe vor den Morgenstunden; da aber nahmen ihn Träume gefangen. Er hing schwindelnd auf der Spitze eines Kirchturms, lag

und krabbelte ohne Fußfeste auf einem hohen steilen Hausdach, mußte gleiten, gleiten . . . glitt aber doch nicht; — oder er saß und fuhr einen Abhang hinab, der immer jäher und jäher wurde, zum Schluß abstürzende nackte Bergwände, tief hinab, tief hinab . . . aber hinunter sollte er. Oder er hatte etwas Böses gethan; hatte getötet; ging nun und entfloh vor dem Lensmann, der ihn fangen wollte; oft war er verurteilt und sollte gerichtet werden; der ganze Traum ging darauf hinaus, daß er sollte gerichtet werden; aber da kam etwas dazwischen; immer kam etwas dazwischen; er stand unter dem Galgen; er stand und sah auf Beil und Block; aber es zog sich hinaus, zog sich hinaus, — wurde eine einzige, lange Todesangst. Einmal träumte er, er befände sich in einem weiten, großen Keller; und dieser Keller war die Hölle. Da stand er und schlachtete Schafe, erschlug und erstach Schaf um Schaf; doch es lag ein Entsetzen auf ihm, als habe er etwas Furchtbares gethan. Und da er hinsah, waren's nicht Schafe, was er geschlachtet, sondern die eigenen Kinder. Leib an Leib lagen sie auf dem Boden; am entferntesten Anna mit dem Kleinen an der Brust; Gunnar hob seinen steifen Arm, der ganz zerfleischt war . . .

Er jammerte im Schlafe so, daß ihn Anna wecken mußte. —

Einmal war der Pastor da, richtete aber nichts aus. „Denn es ist unmöglich —; denn es ist unmöglich —!" — Anna versuchte das Mittel, das früher einmal so gut geholfen; sie sandte nach Lars Danielsen. Aber diesmal nützte es weniger. Lars saß und arbeitete mit Enoch einen ganzen Nachmittag; doch nichts biß an. Lars legte sich auf die Knie und betete für ihn; aber „es ist eine Sünde zum Tode", sagte Enoch, „und für die sollet Ihr nicht beten . . ." — „Das ist eine Eingebung des Teufels, Enoch! das mußt Du doch begreifen, daß es eine Eingebung des Teufels ist, mit welcher er Dich fangen will!" — „Denn es ist unmöglich . . . es ist unmöglich —; denn sündigen wir mit Vorsatz, nachdem wir zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt sind, so giebt es kein Opfer, Lars!!" — Enoch schrie. Lars gab nicht nach; kam mit all den starken Worten von Versöhnung und Gnade, die sich in Bibel und Gebetbuch fanden; — Anna saß in der Kammer nebenan, vor der angelehnten Thür, und es dünkte ihr all das so gut und schön, daß sie weinte; doch Enoch verhärtete sich. „Tönendes Erz und eine klingende Schelle . . . ist das nun für mich", sagte er. „Es geht bei dem einen Ohr hinein und bei dem anderen heraus; es ist nichts für mich". — „Das ist der Teufel, Enoch", bat ihn Lars; nun ward ihm selber angst: „Du wirst doch nicht mehr auf den Teufel hören wollen als auf Deinen eigenen Erlöser?" — „Es ist nicht für mich; es ist nicht für mich . . ." — „Aber Du hast doch die Sehnsucht? Du willst doch gern gut stehen mit Deinem Heiland?" „Ich möchte gern . . . gut stehen". — „Mit Deinem Heiland, nämlich; das siehst Du also ein? Du darfst Dich nicht ergeben; Du darfst nicht, Enoch; in dieser Sehnsucht ist der Glaube, und Gott wird das rauchende Werg nicht auslöschen, das weißt Du!"

Er nahm den Johann Arndt und las Enoch laut vor „Von den hohen geistlichen Versuchungen".

„Vor allem muß man wissen, daß die Betrübnis der Seele von Gott kommt; denn 1. Sam. 2, 6 steht geschrieben: ‚der Herr ist derjenige, der tötet und lebendig macht, der zur Hölle hinabführt und wieder herausführt'. Diese Hölle, in welche Gott einen Menschen führt, ist vornehmlich diese geistige Betrübnis und Trostlosigkeit der Seele. Denn so wie in der Hölle der Verdammten kein

Troſt zu bekommen, ſo iſt manches Mal auch in der geiſtigen Hölle kein Troſt zu bekommen. In dieſer Not ſcheint es der Seele, als ob ſie gänzlich verſchmachte, hinſchwinde und ſterbe, und alle Kreatur klagt ſie an und widerſtrebt ihr. Alles verſchwindet ihr, die heilige Schrift und ſogar Gott. — In ſolcher Not wird der Menſch ſo tief in Unglauben geſtürzt, daß er ſeines Glaubens gar nicht mehr gewahr wird; alle Kraft des Glaubens zieht ſich da gleichſam in einen Punkt zuſammen und in einen unausſprechlichen Seufzer, in welchem jedoch der Glaube ſich ſelber unbewußt verborgen iſt. — Und obſchon der Menſch in ſolcher Angſt, Pein, Marter und Furcht oft ungeduldig iſt, ja, wohl ſogar ſpricht oder denkt, was gotteslästerlich und unwürdig iſt, ſo rechnet das Gott doch nicht an; denn es geſchieht wider Willen und iſt die höchſte Probe, durch welche Gott uns läutert und reinigt . . ."

„Ja, dieſe Worte ſind mir in den letzten Jahren gar manches Mal eine Hilfe geweſen", unterbrach ihn Enoch; „jedoch nun iſt das bloßes Geſchwätz . . . Geſchwätz . . . Kling und Klang und eine tönende Schelle". —

Lars bettelte und bat ihn, ſich nicht ſelber aufzugeben, bettelte und bat, bis ihm Thränen in die Stimme kamen. Und er rief zu Gott für dieſen hartgeprüften Bruder, ſo daß Anna draußen laut weinen mußte. Dann erhob er ſich und ſprach den Segen über Enoch.

„Der Herr ſegne und behüte Dich! Der Herr laſſe Dir ſein Angeſicht leuchten und ſei Dir gnädig! Der Herr wende Dir ſein Angeſicht zu und gebe Dir Frieden!"

Leer und gedankenlos, wie um fertig zu werden. gelobte Enoch, noch eine zeitlang „auf den Herrn zu warten" und Lars mußte damit gehen. — —

— Noch einmal kam der Frühling, — ein unangenehmer, ſtürmiſcher, träger Frühling, der nie recht Sommer .werden wollte. Der Nordweſt tutete bei Tag und Nacht; es fror um Pfingſten und ſchneite am St. Hausabend; — ſollte diesmal das Licht nicht über die Finſternis ſiegen?

Enoch ging und trödelte und ſchwankte herum und war zumeiſt ganz abweſend. Seltſam vergeßlich und willenlos wurde er; es gab Tage, an welchen Anna ihm vorſagen mußte, was er zu thun habe, faſt als ob er ein Kind ſei. Immer jammerte er, er wolle ſterben. Einerlei, wohin er kam; wenn er nur von allem fort kam; „dann kehrte Gunnar zurück und Alle hätten es gut"; — man konnte dabei Mut und Laune verlieren.

„Haſt Du nie daran gedacht, einmal mit dem Doktor zu reden?" fragte ſie eines Tags; er irrte und taumelte herum und ſchien ſo förmlich verkommen.

Er ſtand mit dem Rücken gegen Anna und ſchnalzte mit den Fingern —; „Mit dem Doktor?" brach er los: „was iſt das für ein Teufelsgeſchwätz?"

„Ja, ich für mein Teil, ich glaub' halt, Du biſt nichts, als krank. Wenn Du ein Mittel kriegen könnteſt, um beſſer zu ſchlafen —"

„Schlafen? Ich getraue mich nicht zu ſchlafen. Mir kommt vor, ich kann dem Teufel die Spitze bieten, wenn ich wach bin."

„Aber Du begreifſt doch, daß es mit Dir ſchief geht, wenn Du nicht ſchlafen kannſt!"

Er wendete ſich nach ihr um. Das Geſicht war von Bartſtoppeln überwachſen und ſtarr und verzerrt; die Augen traten weiß und hart aus ihren Höhlen; niemand hätte glauben können, daß dies Enoch ſei.

„Himmelselement!" fiel er ihr ins Wort; es war, als ob ihm ein Gedanke gekommen —: „weißt Du einen Doktor, der nicht an Gott glaubt?"

Sie erbleichte tötlich; nun kam es, nun kam es —: „Was ſagſt Du?!“

Er verſtummte wieder und es entſank ihm der Mut. „Wenn es einen Menſchen gäbe auf Erden . . . der mich könnte glauben machen, es gebe keinen Gott . . .“

„Aber ſo ſchäm Dich, Enoch!“

„Wer ein Zigeuner wäre! Die Zigeuner haben es gut; die glauben an garnichts. Wenn nur irgendwer mir Gott wegnehmen könnte!“

Er kehrte plötzlich um und ging davon, — blieb wieder ſtehen —:

„Meinſt Du, es würde was helfen, wenn ich zu trinken anfing'?“

Sie ließ ihn ſtehen. So verrückt hatte ſie ihn noch nie geſehen.

Er trabte weiter.

(Fortſetzung folgt.)

Virchow gegen Darwin.

Betrachtungen über Entwickelung und Zukunft des Menschengeschlechts.

Von

Lehmann-Hohenberg.

(Kiel.)

In diesen Tagen hat unser berühmter Landsmann, Rudolph Virchow, der zur Zeit die Würde eines Rektors der Berliner Universität bekleidet, von Seiten der Royal Society in London und anderen gelehrten Körperschaften Englands reiche und wohlverdiente Ehren geerntet. Virchow ist als Begründer der Cellularphysiologie an dem Himmel der medizinischen Wissenschaften ein glänzender Stern und ist auch als eifriger Anthropologe und freisinniger Politiker bekannt. Mit welchem Enthusiasmus er auf seiner vorjährigen Reise durch Rußland von seinen ehemaligen Schülern aufgenommen wurde, ist noch in frischem Gedenken; auch darf nicht übersehen werden, daß Virchow in Berlin ein ebenso angesehener wie einflußreicher Mann ist, dem die wissenschaftlichen Anstalten und die städtische Gemeinde viel verdanken.

So ist es begreiflich, daß Aeußerungen von Virchow durch alle Tageblätter laufen und daß man in ihm nicht bloß den großen Mediziner, sondern überhaupt den Repräsentanten der Naturwissenschaften sieht, der er doch keineswegs ist. Virchow liebt es, bei jeder Gelegenheit den Darwinismus und die Entwickelungslehre als etwas Unbewiesenes hinzustellen, vor dem wir uns hüten müßten. Kürzlich hat Virchow wiederum in einer Zeitschrift, dem Londoner „Journal of Pathology and Bacteriology" einen Artikel*) erscheinen lassen, in welchem er seine großen Verdienste um die Errichtung des Gebäudes der Cellularpathologie hervorhebt und über Transformismus und Descendenz zu Anschauungen kommt, die wohl ein medizinisches Gepräge haben, aber sehr wenig naturwissenschaftlichen Geist atmen. Insbesondere hat Virchow wiederum ausgesprochen, daß Darwin und seine Schüler, soweit es den Menschen betrifft, nicht weiter gekommen sind, als eine Hypothese aufzustellen, welche erst zu einer Theorie werden könnte, wenn der Proanthropos oder Urmensch sich fände. Durch alle Zeitungen lief nun unter dem Titel „Virchow und der Darwinismus" die Nachricht, daß es mit dem Affenmenschen und dem Darwinismus nichts sei. Es mag das von Virchow nicht beabsichtigt gewesen sein, und ich will ihn dafür

*) Eine autorisierte Uebersetzung nach dem Originalartikel enthält Nr. 1 der Berliner klinischen Wochenschrift vom 2. Januar 1893.

nicht verantwortlich machen. Wofür ihm aber die Verantwortlichkeit zufällt, das ist der Umstand, daß er es nicht mehr für der Mühe wert erachtet, sich umzuschauen, oder blind dagegen zu sein scheint, welche große Verbreitung die von Lamarck aufgestellte und von Charles Darwin mit großem Scharfsinn und einer erdrückenden Fülle von Beobachtungen begründete Entwickelungslehre gefunden hat. Virchow steht sehr vereinzelt mit seiner Ansicht.

Als der Darwinismus vor 30 Jahren seinen Siegeslauf durch die Welt begann, da hatte Virchow in gewissem Sinne Recht, den allzulebhaften Vertretern der neuen Abstammungslehre, wie Karl Vogt in Genf und Ernst Häckel in Jena, sein „langsam!“ zuzurufen; allein er versäumte es, selbst mit fortzuschreiten. Wurde auch manches voreilig als Stütze für die Entwickelungslehre herangezogen, was nachher nicht standhielt, und erfuhr manches Deutungen, welche später wieder aufgegeben werden mußten, so sind doch auch die Einwürfe Virchows gegen die Verwertung der ataviſtiſchen Erſcheinungen im Laufe der Zeit auf ihr richtiges Maß zurückgeführt worden.

Fragen wir jetzt die Naturforscher, wie sie zur Entwickelungslehre stehen, so dürfte es nur äußerst wenige geben, welche dieselbe als unrichtig verwerfen. Es ist verständlich, daß die zur älteren Generation gehörenden Naturforscher nicht so fest überzeugt an dieselbe glauben wie jüngere, weil sie ihren Erfahrungskreis unter anderen leitenden Gesichtspunkten — unter dem Einflusse Cuviers — gewonnen haben. Die jüngeren Naturforscher stehen fast ausnahmslos auf dem Boden der Entwickelungslehre; ihre Arbeiten wurzeln in derselben, und sie können es nicht mehr verstehen, wie man die organische Welt anders begreifen soll. Es hat sich eben eine andere Weltanschauung Bahn gebrochen, ähnlich wie zur Zeit des Kopernikus, und es fragt sich nur, wie lange man noch vergeblichen Widerstand versuchen und dem Volke die Wahrheit vorenthalten will. Die Furcht, daß dabei vieles fallen wird, was jetzt noch in Ansehen steht, ist allerdings begründet; allein das ist das Recht der Entwickelung. Die alten kosmogenetischen Vorstellungen müssen mit Notwendigkeit den neuen, auf der Entwickelungsidee beruhenden, weichen.

Ich weiß nicht, ob es Zufall war, daß, als Virchows Aeußerungen durch die Zeitungen gingen, der Münchener Geologe Karl von Zittel, welcher in den wissenschaftlichen Kreisen als einer der hervorragendsten Paläontologen anerkannt ist, am 7. Februar dieses Jahres einen Vortrag über Alter und Herkunft des Menschengeschlechtes hielt, in welchem dieser gewiß nicht in dem Rufe der Unbesonnenheit stehende Forscher sagte: „wenn wir die ganze Entwickelungsgeschichte der organischen Welt überblicken, wie sie uns Geologie und Paläontologie offenbaren, so drängt sich mit unerbittlicher Konsequenz die Schlußfolgerung auf, daß auch der Mensch aus einer niedrigeren Form hervorgegangen ist.“

Ich selbst nahm jüngst Gelegenheit in dem naturwissenschaftlichen Verein zu Kiel, welcher am 13. Februar zum ersten Male in dem unter meiner Leitung stehenden, neuerbauten mineralogischen Institut und Museum sich zu einer Sitzung versammelte, den Aeußerungen Virchows entgegen zu treten. In dem Referat heißt es: „Virchow hat zweifellos das Verdienst, große Anregungen gegeben zu haben; für die Frage nach der Abstammung des Menschen fehlt ihm jedoch ein genügender geologischer und vergleichend zoologischer Ueberblick. Sein Ausspruch: ‚daß jede Abweichung vom Typus des elterlichen Organismus

einen pathologischen Vorgang darstellt', genügt vollkommen, um den großen Pathologen in dieser Frage nicht mehr ernst zu nehmen." —

Von der Aufforderung des Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift, meinen damaligen Vortrag in erweiterter Form hier zum Abdruck zu bringen, mußte ich Abstand nehmen, weil andere Arbeiten drängten; wohl aber sagte ich bereitwillig zu, daran sich anknüpfende, weitergehende Betrachtungen, über welche ich in der Sitzung des naturwissenschaftlichen Vereins vom 13. März sprechen würde, für diesen Zweck zu bearbeiten. Dies will ich hiermit thun, indem ich zunächst feststelle, was unter einem wissenschaftlichen Beweis zu verstehen ist. Es herrscht über diesen Punkt große Unklarheit.

Was heißt es, eine Sache beweisen? Kann es wissenschaftliche und unwissenschaftliche Beweise geben? Ich denke nein! Es giebt nur den einen Beweis, der sich in fester Ueberzeugung ausspricht und den ich anderen übermitteln kann, die ein ähnliches Wissen und einen ähnlichen Erfahrungskreis wie ich besitzen. Wo diese Vorbedingung bei den Anderen fehlt, da hört jeder Beweis, auch der mathematische, auf. Der beliebte Unterschied zwischen Geisteswissenschaften und Realwissenschaften ist gegenwärtig, wo die sogenannten Realwissenschaften mit ihren Erfolgen die sogenannten Geisteswissenschaften in den Schatten stellen, unhaltbar geworden. Auch die Führung des Prädikates „exact" ist jetzt nicht mehr am Platze, wo jede Wissenschaft exact sein muß oder überhaupt nicht Wissenschaft ist. Somit kann keine Wissenschaft von vorneherein behaupten, daß ihre Methode der Beweisführung allein maßgebend sei. Mathematiker und Physiker haben es in der Regel leicht, Beweise zu führen, weil ihre Voraussetzungen gewöhnlich einfach, klar und durchsichtig sind. Im Allgemeinen täuscht man sich aber über die Zuverlässigkeit und Unfehlbarkeit der auf mathematischem Wege gewonnenen Resultate; mathematische Beweisführungen pflegen für denjenigen, der in dieselben nicht einzudringen versteht, von vorneherein als Beweis zu gelten. Zahlen und Formeln imponieren nicht bloß den Laien sondern auch vielen Gelehrten gewaltig. Aber auch der Mathematiker geht von Erfahrungssätzen, also subjektiven Anschauungen aus. Freilich ist die Zahl der übereinstimmenden Urteile hier meist so groß, daß ihr Gegenteil nahezu undenkbar ist. Der Physiker schmückt sich ebenfalls gern mit dem Gewande der mathematischen Rechnungen und Formeln, und muß auch sein ganzes Streben daraufhin gerichtet sein, den mathematischen Ausdruck für eine Erscheinung zu finden. Allein all' die Zahlen und Daten, welche er logisch und mathematisch verbindet, sind doch nur durch subjektive Beobachtung zu gewinnen. Vielmals ist dieselbe sehr leicht, und die Instrumente arbeiten so gut, daß man „einen Pudel darauf dressieren" könnte. Neuerdings stellt man sogar mechanische Registrierapparate auf, welche mit Erfolg den Registrier-Gelehrten ersetzen. Sind die Daten unanfechtbar, dann ergeben sich die Forderungen unmittelbar von selbst, und vielleicht gelingt es auch hier noch einmal, den rechnenden Menschen durch eine Rechenmaschine zu ersetzen. Wie viel Gelehrte würden dann überflüssig werden! Wirklich Neues finden kann nur der, dem Phantasie und Kombinationsvermögen zur Verfügung stehen. Daß diese ohne sichere Schulung, ohne starkes Wahrheitsgefühl eine unheilvolle Gabe der Natur sind, das braucht als selbstverständlich nicht hervorgehoben werden, wohl aber, daß, wo sie fehlen, auch der fleißigste Gelehrte nicht über den Handwerkerstandpunkt hinauskommt. Alle großen Forscher haben etwas von dem Geiste der Dichter und Propheten.

Bei denjenigen Wissenschaften, welche sich mit den organischen Gebieten

und den Erscheinungen des Lebens beschäftigen, wird es gleichfalls erstrebt, die hier geltenden Gesetze in eine mathematische Form zu bringen; allein das ist doch nur ganz ausnahmsweise möglich, und an Stelle der Rechnung tritt der kritische Verstand. Der Naturforscher hat ähnlich, wie ein kluger Richter den Sachverhalt prüft, an die Natur Fragen zu richten und sorgfältig das Für und Wider abzuwägen. Heutzutage sind nun aber auch die Methoden, welche in der Geologie und in den biologischen Wissenschaften angewandt werden, so exact geworden, daß die Phantasie nicht mehr zügellos sich die Dinge zurecht legen kann. Unter allen Umständen wird eine genaue und bis zu einem gewissen Grade vollständige Untersuchung der Objekte verlangt. Jeder denkende Gelehrte unterscheidet scharf zwischen den Dingen, denen er noch unsicher gegenübersteht, und solchen, welche vollkommen gefestigtes Eigentum des Denkvermögens geworden sind. Nicht für alles Wissen lassen sich ziffernmäßige Belege bringen. Niemand hat daher das Recht, nur auf Zahlen gegründete Resultate als Thatsachen zu proklamieren; es gilt dies auch für alle anderen gewissenhaft erhobenen und durch innere Gründe gestützten Feststellungen.

Die Geologie oder Erdgeschichte blickt auf eine lange Zeit phantastischer Vorstellungen zurück, bevor sie mehr methodisch geworden ist und gelernt hat, vorsichtig prüfend vom Kleineren zum Größeren fortzuschreiten; sie kennt deshalb die Gefahren der ungezügelten Phantasie. Ist nicht aber auch aus der wunderlichen Alchemie die heutige Chemie hervorgegangen, welche sich überall Anerkennung erzwingt? Für die Geologie kommt der nicht zu unterschätzende Vorteil ihrer Vielseitigkeit hinzu. Ich nenne dies einen Vorzug, weil ohne eine gewisse Vielseitigkeit — in der Beschränkung, die ich für die Arbeit als notwendig anerkenne, kein wahrer Meister entstehen kann. Die Beschäftigung mit den Mineralien nötigt den Geologen, mathematische, physikalische und chemische Methoden zur Anwendung zu bringen. Die Gesetze der Mechanik und Hydraulik spielen bei den Untersuchungen über Gebirgsbildung und über die Hydrosphäre des Erdballs eine Rolle. Endlich muß der Geologe zum Verständnis der in den Erdschichten begrabenen Reste von Pflanzen und Tieren auch genügend vergleichende zoologische und botanische Studien gemacht haben. Diese Allseitigkeit wirkt belebend auf die Untersuchungen. Wie einseitig erscheinen dagegen die meisten Botaniker und Zoologen, welche sich zu ihrem eigenen Schaden höchst selten um die Vorgeschichte der heutigen Pflanzen- und Tierwelt kümmern und die Paläontologie vernachlässigen. Wie geringe Kenntnisse in Botanik und Zoologie — von Geologie ist gar nicht zu reden — erwirbt sich aber die überwiegende Mehrzahl der Mediziner? Und doch kann für den Mediziner die Beurteilung der Bodenverhältnisse von größter Wichtigkeit sein. Das muß einmal gründlich anders werden und wird anders werden, wenn das Naturwissen, welches auf Anschauungs- und Urteilsunterricht sich gründet, in den Mittelpunkt unseres Schul- und Erziehungswesens gerückt sein wird.

Wie die Sachen heute liegen, sind unsere einseitigen Vertreter der naturwissenschaftlichen und medizinischen Wissenschaften gar nicht genügend vorgebildet, um für die Resultate der Geologie Verständnis zu haben. Aus Büchern läßt sich die Geologie nicht lernen. Unsere Staatsregierungen haben den praktischen Nutzen derselben begriffen, denn sie wetteifern miteinander in der geologischen Untersuchung ihrer Länder; sie werden nun auch nicht mehr umhin können, die sich daraus für unser Geistesleben ergebenden Folgerungen anzunehmen.

In Verbindung mit der Entwickelungslehre hat die Geologie die großen

Gesetz der Erdentwickelung klargelegt, so daß sie im Begriffe steht, der noch von der Regierung unseren Kindern aufgezwungenen veralteten Weltanschauung endgiltig den Todesstoß zu versetzen. Für die Geologie ist das Gesetz von der Entwickelung vom Niederen zu Höherem eine feststehende Thatsache. Und wenn Virchow und andere ältere Gelehrte sich darin nicht zurechtzufinden verstehen, so wird die Welt sich deshalb nicht rückwärts drehen. Die Grundzüge der Geologie werden in die Schulen ihren Einzug halten und werden den Kristallisationspunkt bilden, an welchen sich alles andere Wissen anschließt.

Die Zeit verändert sich und Niemand vermag sie aufzuhalten. Noch Leibnitz sah sich vor 200 Jahren veranlaßt dafür einzutreten, daß die Versteinerungen keine Naturspiele seien. Heute ist dies außer Frage und kein Urteilsfähiger zweifelt daran, daß die Schalen- und Knochenreste in den Schichten der Erde ehemals lebenden Tieren angehört haben. Wir betrachten dies als eine Thatsache, obwohl dies lediglich durch die große Aehnlichkeit mit Formen der Jetztwelt bewiesen wird. Andere Urkunden, etwa schriftliche Aufzeichnungen von Menschen, haben wir darüber nicht. Viele dieser Formen kennen wir auch nicht einmal in der Gegenwart; wir kennen z. B. keine jetzt lebenden Tiere, welche halb Vogel, halb Reptil sind, und dennoch steht es für uns fest, daß diese Tiere einst gelebt haben. Unsere Ueberzeugung genügt uns als Beweis und wir erkennen die Thatsache auf Grund derselben an, obwohl wir weder durch mathematische Rechnung noch durch physikalische Experimente zu derselben gelangt sind. Solcher Thatsachen, welche wir direct garnicht prüfen können, giebt es eine Menge, und zum Teil gehen uns dieselben sehr nahe an. So wissen wir, daß jeder Mensch, jedes Tier aus einer einfachen Zelle seinen Ursprung nimmt, und doch ist dies für die höheren Lebewesen niemals direct beobachtet worden. Es sind eben innere Gründe vorhanden, welche uns zwingen, diese Herkunft als Thatsache anzuerkennen, wenn wir nicht überhaupt auf jedes Verstehen der organischen Welt verzichten wollen. Uebrigens wissen von allen diesen Dingen immer nur Wenige wirklich Bescheid, und die Anderen nehmen es auf Treu und Glauben hin, weil es ihnen nach allem, was sie wissen, glaublich erscheint.

Ganz genau so verhält es sich nun auch mit der Entwickelungslehre. Vom Standpunkt des Geologen verlohnt es sich kaum, auf Einwürfe noch einzugehen, denn die Wissenschaft hat längst ihr Urteil gesprochen. Um die Abstammung des Menschen von einem tierischen Urahn, der die Charactere des späteren Menschen und der späteren Affen in sich vereinigte, zu beweisen, bedarf es der Auffindung des Proanthropos nicht. Es wäre ja gewiß sehr schön, wenn wir solche Reste fänden — eine Möglichkeit, die jeden Tag in Erfüllung gehen kann — allein das würde nichts mehr beweisen, als was wir bereits aus der vergleichenden Anatomie und der Embryologie sicher wissen. Durch alle Klassen des Tier- und Pflanzenreichs ist übereinstimmend das Thema der Variation und Kombination von einzelnen Zellen und Zellencomplexen durchgeführt; jedes Einzelwesen durchläuft in seinem Werden von der Einzelzelle ausgehend bis zu seiner Vollendung sehr ähnliche Entwickelungsstufen, wie die ihm nahe verwandten Formen, sodaß an einer Zusammengehörigkeit aller pflanzlichen und aller tierischen Formen nicht gezweifelt werden kann. Jeder von uns trägt nicht nur den Proanthropos in sich, sondern noch viel ältere Vorstufen; unsere Ahnenreihe führt bis auf die Urzeugung zurück. An den Proanthropos gemahnen uns gewisse Ueberbleibsel, die uns nun nichts mehr nützen, die aber

doch gelegentlich ataviſtiſch auffallender entwickelt werden. Die vermehrte Zahl von Zähnen im Gebiß, die ſchwanzartige Verlängerung der Wirbelſäule zählen dahin. Virchow ſieht in allen ſolchen Erſcheinungen nur pathologiſche Vorgänge und vermag von ſeiner Specialwiſſenſchaft aus nicht den richtigen Maßſtab zu gewinnen.

An foſſilen Menſchenreſten beſitzen wir leider viel zu wenig, um damit irgend etwas für oder gegen eine Theorie beweiſen zu können. Der eigentliche Proanthropos muß auch viel älter ſein als die bisher gefundenen Menſchenreſte und iſt vielleicht in den Ablagerungen des Tertiärs zu ſuchen, oder iſt in Schichten begraben, welche jetzt von Meeren bedeckt und uns daher wohl für immer entzogen ſind. Selbſt von Affen kennen wir aus dem Tertiär nicht viel mehr als ein Dutzend Arten. Die Knochen der Landtiere ſind eben ſehr wenig widerſtandsfähig gegen die Einflüſſe der Verwitterung und es bedarf zu ihrer Konſervierung außerordentlich günſtiger Umſtände. Wo ſind die Menſchenreſte der volkreichen Städte des Altertums geblieben? Syrakus, in der Zeit ſeiner Blüte eine Halbmillionenſtadt, iſt auf feſtem Fels erbaut; keine Spur von den Menſchen jener Zeit iſt in Form erkennbarer Reſte erhalten; ihr Staub iſt in alle Winde verweht. Auch auf unſern Friedhöfen überdauern die Menſchenreſte ſelten einige Jahrhunderte, und was wollen ſolche Zeiträume beſagen gegen die Hunderttauſende von Jahren, welche über der Menſchwerdung dahin gegangen ſind.

Wir müſſen es als eine beſondere Gunſt des Zufalls anſehen, daß uns aus der großen Fülle von ehemals vorhandenen Zwiſchenformen einige ſehr charakteriſtiſche Typen erhalten geblieben ſind, wie jener merkwürdige Eidechſenvogel (Archaeopteryx), den der kürzlich verſtorbene Werner Siemens für eine hohe Summe ankaufte und dem naturhiſtoriſchen Muſeum in Berlin übergab. Es iſt dies ein Vogel mit langem eidechſenartigen Schwanz, deſſen beide Seiten mit Federn beſetzt ſind, mit Flügeln, welche mit Krallen verſehen ſind, und mit einem Schnabel, welcher mit Zähnen bewehrt iſt; alſo eine ausgeſtorbene Zwiſchenform zwiſchen Reptil und Vogel. Sehr lehrreich ſind auch die in größerer Vollſtändigkeit aufgefundenen, jetzt ebenfalls ausgeſtorbenen Zwiſchenformen zwiſchen vielhufigen Dickhäutern und unſerem einhufigen Pferde. Die Verkürzung und Verkümmerung der Zehen bis auf eine einzige iſt hier auf das deutlichſte zu verfolgen und die Ueberbleibſel der verſchwundenen Zehen auch noch am jetzigen Pferde zu conſtatieren; auch kommt es vor, das Füllen geboren werden, bei welchen die längſt außer Gebrauch gekommenen Zehenknochen wieder erſcheinen und der Hauptzehe an Länge nicht viel nachgeben — eine Erinnerung an frühere Vorgeſchlechter (Atavismus).

Das ſind einige der für den Laien am leichteſten verſtändlichen Zwiſchenbildungen, welche unleugbar eine große Beweiskraft beſitzen. Aber wäre auch von dieſen Dingen nichts auf uns gekommen, ſo würde dennoch die vergleichende Anatomie der Pflanzen und Tiere ſowie die Entwickelungsgeſchichte jedes einzelnen Lebeweſens ganz allein genügen, die Entwickelung von Niederem zu Höherem als eine Thatſache zu erhärten. Es gehört dazu allerdings eine genügende Bekanntſchaft mit der Fülle von Erſcheinungen, welche dieſe beiden Wiſſenzweige bieten, um ein Urteil zu gewinnen; es gehört dazu ferner, daß man auch mit den Reſultaten der Geologie vertraut iſt, daß man weiß, wie unendliche Zeiträume die Erde durchlebt hat, und daß minimale Abweichungen im Laufe der Jahrhunderttauſende, wenn ſie nur in derſelben Richtung verlaufen, ſchließlich zu

ganz neuen Formen führen. Nicht ein Transformismus der Individuen, wie Virchow fälschlich annimmt, bewirkt das Entstehen neuer Arten, sondern die natürliche Auslese unter den, wenn auch nur wenig von einander abweichenden, Individuen derselben Art. Die Natur macht mit jeder Generation eine neue Aussaat, deren einzelne Individuen bald nur äußerst wenig, bald aber doch auch merklich von einander abweichen. Eine solche Auslese wird vorzugsweise bedingt durch geologische und klimatische Veränderungen auf der Erde; sie wirkt allermeist nicht plötzlich, sondern ganz unmerklich. Wo die äußeren Existenzbedingungen, wie dies besonders im Meere der Fall ist, durch lange Zeiträume die gleichen bleiben, da variieren auch die Formen sehr wenig, und etliche derselben haben sich aus der ältesten Zeit bis in die Gegenwart erhalten.

Trotzdem ist es falsch von einer Gleichheit der aufeinander folgenden Generationen zu sprechen. Für unsere Wahrnehmung sind allerdings geringe Unterschiede nicht vorhanden, sie bestehen aber darum doch, schon in der Größe, im Gewicht u. s. w. Es entsteht niemals das Gleiche auf der Erde; weder sind die äußeren Bedingungen zu zwei verschiedenen Zeiten dieselben, noch sind die aufeinander folgenden Generationen einander absolut gleich — nicht in Größe, Form und Lebensenergie. Nichts kehrt wieder auf der Erde; was vorbei ist, ist vorbei und macht neuen Gestaltungen Platz. So ist es auch außerordentlich unwahrscheinlich, daß die Urzeugung aus dem Unorganischen jetzt noch auf der Erde spontan möglich sein solle. Diese erfolgte zu einer Zeit, als die Lufthülle der Erde noch eine andere und die Temperatur der Erdrinde eine höhere war. Fortwährend hat die Natur von Generation zu Generation die einfachen Wesen differenziert, alles gebärend, was unter den gegebenen äußeren Verhältnissen möglich war, und immer wieder alles zerstörend, was den äußeren Verhältnissen sich nicht anpassen konnte. So durch undenkliche Zeiträume Auslese haltend, hat die Natur den sich als zweckmäßig erweisenden Grundformen eine wunderbare Beharrlichkeit gegeben und dabei die Richtung von Einfacherem und Niederem zu Höherem eingehalten.

Unter diesem Gesichtspunkte hat Darwin in wahrhaft genialer Weise die Fülle der Formen in der Pflanzen- und Tierwelt zu erklären versucht und diejenigen Momente klar herausgehoben, welche auf die Variation und die Entstehung der Arten sowie andererseits auf die Stabilisierung der Formen hingewirkt haben. Die natürliche Auslese, der Kampf ums Dasein, die geschlechtliche Zuchtwahl sind die großen wirkenden Ursachen, deren Einfluß Darwin nicht nach Art eines Phantasten, sondern streng wissenschaftlich untersucht hat. Es giebt wenige wissenschaftliche Resultate, welche durch so lange Jahre hindurch und mit solcher Gründlichkeit geprüft worden sind, wie diejenigen, welche Darwin veröffentlichte. Darwin war ein Mann von außerordentlicher Vielseitigkeit und nur ein solcher konnte so großartige Resultate erreichen. Er begnügte sich nicht damit, gesammeltes Material zu beschreiben, sondern er ging auch experimentell vor, indem er zeigte, wie Tiere und Pflanzen künstlich zur Variation gebracht werden können. Darwin ist sich aber stets dessen bewußt geblieben, daß die Natur in anderen Verhältnissen arbeitet; weniger bekannt ist, daß Darwin auch ein scharfsichtiger Geologe war. Mit Recht verehren die Engländer in Charles Darwin, dessen Marmorbildnis sie in der großen Halle des South-Kensington-Museums in London den Ehrenplatz angewiesen haben, ihren größten Naturforscher. Darwin hat wie Kopernikus uns eine neue Weltanschauung gebracht,

indem er wie dieser bereits vorhandene ältere Ideen aufnahm und glänzend begründete. Hier handelt es sich nicht mehr um eine Hypothese oder eine Theorie, sondern um eine Thatsache, welche unsere Weltanschauung bereits in hohem Maße beeinflußt hat und welche die Grundlage für alle unsere gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen in Zukunft wird werden müssen.

Versuchen wir nun, von der Entwickelungslehre als etwas Gegebenem ausgehend, uns klar zu machen, in welcher Phase der Entwickelung die Erde und ihre Bewohner, insbesondere das Menschengeschlecht, jetzt stehen. Diese Betrachtungen bauen sich auf auf dem umfassenden Beobachtungsmaterial, welches eine fleißige Specialforschung sehr zahlreicher Gelehrter Jahrzehnte lang herbeigeschleppt und gesichtet hat. Manche meinen zwar, daß noch lange nicht genug untersucht worden sei; allein ein gewisser Abschluß ist doch unleugbar gegenwärtig erreicht. Wir kennen die Erde genau genug, um zu wissen, daß neue Kontinente nicht mehr aufgefunden werden können; wir kennen die Pflanzen- und Tierwelt so vollständig, daß neue große Klassen nicht mehr aufzustellen sind; wir kennen in der Erdgeschichte die Aufeinanderfolge der Perioden und ihren Charakter, so daß wir wohl einen Ueberblick gewinnen können, der uns dann wieder von Nutzen sein wird für die Aufstellung von Fragen bei der sich vertiefenden Einzelforschung.

Was ich hier erörtern will, ist die Frage, ob die Entwickelung alles Organischen noch weiter geht oder ob in einzelnen Formen bereits ein Abschluß erreicht ist. Wir sehen, daß die verschiedenen Formen oft in äußerst zweckmäßiger Weise an die äußeren Bedingungen ihres Bestehens angepaßt sind. Da der Mensch überall nach dem Woher und Wohin fragt, so wollen wir einmal die Annahme machen, die Natur hätte sich die Aufgabe gestellt, lebende Wesen zu schaffen, welche in zweckmäßigster Weise ihre Bestimmung auf Erden erfüllen sollten. Betrachten wir nun von dem Standpunkte eines Ingenieurs und Naturforschers, welche Lösungen als gelungen zu erachten sind.

Für jede Aufgabe giebt es Voraussetzungen und diese sind hier die Erde mit Wasser, Land, Luft und Licht — gewissermaßen vier Elemente. Weitere giebt es nicht, die wir ihnen an die Seite setzen könnten. Die zu schaffenden Lebewesen sind also bezüglich ihrer Bewegung und ihrer Ernährung auf das Wasser, das Land und die Luft angewiesen. Das Substrat, aus welchem die Wesen sich organisieren sollen, sind die organischen Kohlenstoff-Verbindungen, die aus homogenen Massen sich zu Gebilden differenzieren müssen, wenn überhaupt ein Organismus entstehen soll.

Im Steinreich sehen wir die unorganische Materie nach physikalischen Gesetzen verfestigt. Aus Mineralösungen krystallisiert die Materie je nach dem Grundplan des jeweiligen Stoffes zu geometrisch-gesetzmäßigen Gebilden, deren Größe und Ausdehnung ganz abhängig ist von der Menge des in der Umgebung vorhandenen Bildungsstoffes. Lassen wir beispielsweise einen Tropfen einer Salzlösung auf einer ebenen Glasfläche verdunsten, so scheidet sich das Salz in zierlichen, moos- und sternförmigen Gebilden aus; wodurch ersichtlich wird, daß sich in ziemlich gleichen Abständen Concentrationscentra und -linien bilden, an welche die umgebende Flüssigkeit ihre gelöste Substanz abgiebt. Dadurch entsteht ein regelmäßig geästetes Gebilde, dessen feinerer Bau aber verschieden ist je nach der Substanz, welche zur Ausscheidung gelangt. Die Aufgabe, wenn wir es so nennen wollen, aus der Lösung die feste Substanz zum

Niederschlag zu bringen, wird also in allen Fällen ähnlich gelöst, nur daß jede Substanz über eine innere gesetzmäßige Anlage verfügt.

Etwas ähnliches gilt für die Pflanzenwelt. Als hauptsächlichste Funktionen oder Aufgaben der Pflanzen können wir es betrachten, durch Zersetzung von Kohlensäure, Ammoniak, Wasser und Aufnahme von Mineralsalzen die zusammengesetzten organischen Stoffe, an welche das Leben gebunden ist, zu produzieren. Der wichtigste pflanzliche Bestandteil, der Kohlenstoff, wird wesentlich der Luft entnommen und direkt oder nach Durchwanderung eines Tierleibes der Erde übergeben. Unter dem Einfluß des Lichtes zersetzt das Chlorophyll in den Blättern der Pflanzen die Kohlensäure der Luft, scheidet dabei Sauerstoff aus und verbraucht den Kohlenstoff zum Aufbau der vegetabilischen Substanz, welche nunmehr entweder Selbstzweck sein mag oder dem Tiere und Menschen als Nahrungs- oder sonstiges Nutzmaterial dient. Die vorgezeichnete Aufgabe ist bei den höheren Pflanzen in glänzendster Weise gelöst. Die Verteilung der Zweige und Blätter entspricht genau der Aufgabe, den umgebenden Luftraum und das Sonnenlicht auf's bestmöglichste auszunutzen. Besonders auffällig wird uns das bei den Nadelbäumen, deren geometrisch-regelmäßige Zweigstellung seit alter Zeit die Forscher zur Enträtselung aufgefordert hat. Die Gerüste und Streben, welche sich die Pflanzen in ihren Stengeln und Stämmen bauen, könnten von einem Architekten nicht kunstreicher ersonnen sein. Wie elastisch neigen sich rohrartige Pflanzen vor dem Winde und richten sich wieder auf! Wie kräftig trotzen unsere Waldeichen mit ihren knorrigen Stämmen dem Sturm!

Sehr verschieden ist das höhere Tierreich. In den niederen Klassen finden wir wohl einige Aehnlichkeit mit Pflanzen (Pflanzentiere). Diese entbehren dann meist auch der Fähigkeit, sich fortzubewegen. Das am meisten charakteristische Unterscheidungsmerkmal zwischen Pflanze und Tier ist die Fortbewegungsfähigkeit und das Angewiesensein auf bereits organisierte Substanz für die Ernährung. Das Tier vermag nicht unorganische Verbindungen zu lebensfähigem Gewebe zu gestalten; es konsumiert Leben. Fassen wir die höher organisierten Formen ins Auge, so sehen wir, daß dieselben mit ganz besonderen Organen für die Fortbewegung ausgerüstet sind. Es ermöglicht ihnen dies, die Nahrung aufzusuchen und dadurch werden sie unabhängig von ihrer näheren Umgebung. Für die Nahrungsaufnahme selbst ist ein besonderes Organ in zweckmäßigster Weise eingerichtet. Nichts ist für die einzelnen Tierarten charakteristischer als das Gebiß.

Bei den höheren Tieren erinnert kaum noch etwas an die Symmetrie der Pflanzen oder gar der Krystalle. Die einzelnen Teile sind zu verschiedenen Organen geworden, haben sich behufs Arbeitsteilung differenziert. Die Arbeitsteilung ist allermeist eine sehr weitgehende geworden, und jedes Organ hat seine ganz bestimmte Aufgabe. Je nachdem nun die Tiere Pflanzen- oder Fleisch- oder Alles-Fresser sind, passen sich die Organe diesem Zwecke an, und man kann wohl sagen, daß die Nahrungsaufnahme bei dem Tiere in erster Linie steht.

Wie war es nun möglich, daß aus weicher organischer Substanz gegliederte Tiere entstanden? Dazu bedurfte es der Festigkeit gewisser Teile. Es giebt hier nur drei Möglichkeiten: die Einkapselung in feste Schalen; die Herausbildung eines inneren, die Weichteile stützenden Skeletts; oder die Kombination beider. Da das tierische Zellengewebe die Fähigkeit besitzt, kalkige und hornartige Stoffe auszuscheiden, so sehen wir denn auch namentlich die niederen Tiergeschlechter sich durch feste Schalen gegen die Unbilden der Umgebung, be-

sonders gegen Feinde, schützen. Die Schalen umhüllen entweder das ganze Tier oder dienen als Gehäuse, in welche es sich bei jedem Anlasse zurückzieht; Seeigel, Muscheln und Schnecken sind dafür Beispiele. Bei anderen Tieren sind die einzelnen Körperabschnitte mit festen Hüllen versehen, so daß sie beweglich und doch am ganzen Körper gepanzert sind, wie bei den Krebsen und Insekten. Die einheitliche Umpanzerung oder der Einschluß in ein Gehäuse verleiht dem Tiere wohl Schutz, mindert aber dessen Fortbewegungsfähigkeit und macht es abhängig von der zufällig in seiner Umgebung vorhandenen Nahrungsmenge. Das ist also offenbar eine viel unvollkommenere Einrichtung als die Panzerung der einzelnen Glieder. Die letztere zeigt uns der Krebs. Wie ein Ritter des Mittelalters ist er in seinem Panzer gut verwahrt, aber in seinen Bewegungen ist auch er immer noch schwerfällig und trotz seiner Rüstung ist er kein Held. Die höchste Vollkommenheit in dieser Hinsicht zeigt die Insektenwelt, bei welcher je nach den verschiedenen Arten die äußere Hülle eine verschiedene Festigkeit hat und wohl bei den Käfern am festesten ist. Vollkommeneres läßt sich hier wohl nicht ausdenken. Bei den höchstentwickelten Insekten ist die Zahl der Füße und Greiforgane keine allzu große; es tritt uns hier schon entgegen, daß eine Vielzahl von Gliedern keine höhere Qualifikation bedingt. Die knappste Verwendung der Mittel ist auch hier das technisch Vollkommenere; besonders auffällig zeigt sich dies bei den eine Metamorphose durchmachenden Insekten. Die Raupe hat eine größere Zahl von Füßen als der Schmetterling. Welch' ein Ideal eines kleinen, auf die Blüten der Pflanzen angewiesenen Wesens! Auch der Intellekt der Insekten steht sehr hoch und wird von manchem Wirbeltier kaum übertroffen.

Eine vollkommenere Lösung der Bildung tierischer Ausgestaltung unter der Voraussetzung, daß Weichteilen äußerlich die Stütze und Festigkeit gegeben sind, ist wohl kaum denkbar. Der Formenreichtum der Insekten ist ein außerordentlicher; ihr Leben spielt sich in der bunten Märchenwelt der Pflanzen ab, und zahlreiche Formen sind mehr oder weniger den Pflanzen auf's engste angepaßt. Man denke nur an die langen Rüssel, um in die Blütenkelche hineingelangen zu können und den Nectar zu schlürfen. Gegen elementare Ereignisse, wie Wind und Wasser sind diese kleinen Lebewesen jedoch fast ohnmächtig und büßen ihre geringe Kraft mit dem Untergang von Millionen ihrer Sippe. Das gleicht dann wieder ihre erstaunliche Fortpflanzungsfähigkeit aus.

Der Herausbildung eines inneren beweglichen Gerüstes aus fester Substanz, eines Skelettes, begegnen wir zuerst bei den Fischen, welche in den ältesten Formen im Silur und Devon noch äußerlich mit harten Platten gepanzert waren und daher als Panzerfische bezeichnet werden. Bei den späteren Fischen und bei den Reptilien ist ein vollständiges Knochengerüst entwickelt, dabei die äußere Haut bei vielen mit Schuppen oder Panzern bedeckt. Noch heute leben solche Formen in den Krokodilen und Schuppenechsen. Höheren Intellekt haben diese Bestien nicht und so mag die äußere Wappnung eine sehr zweckmäßige Sicherung gegen die Zähne der anderen Geschlechter oder auch des eigenen sein. Eine eigenartige Panzerung, welche mit dem Skelett verwachsen ist und das Tier wie in ein Gehäuse sperrt, besitzen die Schildkröten. Alle diese Reptilien werden an Beweglichkeit und reger Lebensbethätigung übertroffen durch die Vogelwelt und die Säugetiere. Die Wirbeltiere, zu denen außer den Fischen und Reptilien, die Vögel und die Säugetiere gehören, haben nur vier Gliedmaßen und sind einfach symmetrisch gebaut, d. h. eine Ebene, welche man vertikal in ihrer Längs-

richtung durch sie hindurchlegt, teilt sie in zwei symmetrische Teile, welche sich wie Spiegelbilder verhalten. Kopf und Schwanz bilden zwei verschiedene Enden, doch sind die zwei Gliedpaare, abgesehen von den Vögeln und den höchststehenden Säugetieren, ziemlich gleichmäßig als Füße ausgebildet. Die Vögel haben diese so differenziert, daß sie die vorderen Gliedmaßen zu Flügeln ausgebildet haben und als Greiforgane den Schnabel sowie auch zum Teil die Füße benutzen. Ihre Fähigkeit, etwas zu ergreifen und festzuhalten, ist keine ganz vollkommene. Wie leicht wird einem fliegenden Vogel die Beute abgejagt! Dafür haben sie durch ihr Flugvermögen sich den Luftkreis erobert, und wir schauen ihnen mit neidischen Blicken nach, wenn sie sich spielend in die Lüfte erheben und dort mit Windeseile dahinziehen. — Einzelne Vogelarten sind auch vortreffliche Schwimmer und Taucher, doch ist diese Fähigkeit meist auf Kosten des Flugvermögens erworben. Bei den Straußartigen Vögeln sehen wir die Flügel verkümmert und dafür die Füße als kräftige Laufbeine ausgebildet — ein offenbarer Rückschritt, deshalb erliegen diese Tiere mehr und mehr ihren Feinden. Der Intellekt, namentlich der gefiederten Sänger, und ihre Kunstfertigkeit im Nestbau ist bekannt.

Die Säugetiere, durch den Bau ihres Skeletts zweifellos mit den Vögeln, Reptilien und Fischen zu einem großen Stamm verfließend, vermögen zwar nur in einigen Arten im Wasser zu leben oder sich in die Luft zu erheben, und stehen also in dieser Beziehung zurück; allein in ihrem höchsten Repräsentanten, dem Menschen, wird dies auf anderem Wege ausgeglichen.

In der Größe zeigen die Säugetiere die beträchtlichsten Differenzen; zwischen der Maus und dem Elephanten ist ein recht großer Abstand. Merkwürdig, daß auch bei den Säugetieren noch das veraltete Mittel der Panzerung vorkommt, wie bei den Gürteltieren. Bei den Stachelschweinen und Igeln haben diese hornartigen Gebilde sich in Stacheln isoliert, sodaß dem angreifenden Feinde überall Speere entgegenstarren, wie bei einer Phalanx. Alle Mittel äußerer Wappnung und Abwehr, soweit sie an dem Leibe haften, hat die Natur variirt, und der Mensch hat auch nichts anderes erfinden können. Dieselbe feindliche Einwirkung erzeugt dieselben Arten der Abwehr. In der großen Mehrzahl haben sich jedoch die Säugetiere von Panzerungen emanzipiert, viel häufiger finden wir bei ihnen gefährliche Waffen in den Hörnern und Zähnen.

Je nach ihrer Nahrung unterscheiden sich die Säugetiere als Pflanzenfresser, Fleischfresser und Allesfresser. Erstere sind den Angriffen der letzteren ausgesetzt und in steter Gefahr vertilgt zu werden. Sie setzen dem entgegen eine außerordentliche Schnelligkeit im Laufen und eine augenscheinliche Schärfe der Sinnesorgane, des Gesichts, des Gehörs und Geruchs. Unsere Jäger wissen davon zu erzählen. Die Schnelligkeit der Gazelle und des edlen Rosses, die Furchtsamkeit des Hasen und die Kraft des mutigen Stieres sind betannt. Der Intellect bei all' diesen Tieren ist ein sehr hoher. Mehr als vier Glieder sind ihnen versagt; um so vielgestaltiger wird die Aufgabe des Kopfes; zwar hilft bei einigen noch ein Rüssel, bei anderen ein Schwanz nach; allein das sind doch nur Behelfe statt wirklicher weiterer Gliedmaßen, welche in dem Bauplan der Wirbeltiere nicht vorgesehen sind und demnach auch nicht mehr erworben werden können. Wie der Pflanzenfresser auf die Flucht bedacht ist, so ist das Raubtier für das Ergreifen der Beute ausgerüstet. Kraft und List verbinden sich bei ihm; in den Krallen und Zähnen prägt sich der Charakter der Räubersippe aus. In den Omnivoren oder Allesfressern, zu denen auch der Mensch gehört, vereinigen sich die Eigenschaften beider Gruppen, und ihre Existenzfähigkeit ist dadurch

bedeutend vermehrt, sowie durch ihre Vielseitigkeit sich Geschicklichkeiten herausbilden konnten, welche den anderen fehlen.

Eine zweifellos sehr bedeutsame Höherbildung ist die Differenzierung der vorderen Gliedmaßen von den hinteren, durch welche wir bei den Vögeln eine eigenartige Höherbildung erreicht sehen. Sie nahm bei den Säugetieren eine andere Richtung. Aus den vorderen Gliedmaßen wurden Greiforgane und die hinteren funktionieren als Füße weiter. Auch hier wieder finden wir alle Möglichkeiten erschöpft. Bei den Affen (Vierhändern) werden alle Füße zu Greiforganen, die dann notwendiger Weise auch noch im Dienste der Fortbewegung verwandt werden müssen. Nur bei dem Menschen tritt die vollständige Trennung der verschiedenen Funktionen ein. Die hinteren Extremitäten werden nur als Füße benutzt und die vorderen dienen ausschließlich als Hände. Aus dem gelegentlichen Aufrechtgehen wird der vollkommene aufrechte Gang, der mit merklichen Aenderungen in der Formausbildung der Knochen verbunden ist, wie denn überhaupt jede Aenderung an einem Teile alle übrigen modificiert, um das mechanische Gleichgewicht herzustellen. Die Sehrichtung des Schädels fällt nicht mehr in die Richtung der Wirbelsäule, sondern bildet einen rechten Winkel mit derselben. Dadurch ist für die Vergrößerung des Hinterhauptes und die Gehirnausbildung ein so großer Raum gewonnen, wie bei keinem anderen Säugetier. Auch der Affenschädel erreicht diese Gestaltung nur in einzelnen Arten. Durch die Gegenüberstellung der Daumen zu den übrigen Fingern ist die Hand ein vorzügliches Greiforgan geworden und entlastet von diesen Aufgaben den Kopf, der nun vorwiegend Sitz der Sinnesthätigkeit und des Intellects ist.

Eine weitergehende Arbeitsteilung zwischen den vorderen Organen, etwa die Herausbildung einer anderen Thätigkeit für die rechte und die linke Hand, würde kein Vorteil mehr sein, da sich beide Arme ergänzen. Neue Gliedmaßen können hochdifferenzierte Organismen nicht mehr erlangen, das hätte an viel früherer Ausgangsstelle geschehen müssen, ist aber unterblieben. Wenn wir uns oft auch Flügel wünschen und die Engel so abbilden, so stehen der Verwirklichung doch Unmöglichkeiten entgegen. Um das Gewicht eines Menschen in die Luft zu tragen, müßten viel umfangreichere Muskeln vorhanden sein, die Flügel würden eine ungewöhnliche Größe erreichen müssen und damit würde der ganze Grundbau verändert werden; auch würden die Flügel uns überall im Wege sein. Wir können uns keine weitere Vervollkommnung des menschlichen Körpers von nennenswerter Art ausdenken, soviel wir auch grübeln. Die menschliche Gestalt zeigt uns die vollkommenste Lösung für die Aufgaben, welchen der Mensch auf der Erde nachgeht. Wohl können einzelne Weichteile noch anmutigere Formen annehmen und einige an die Stammeltern erinnernde Ueberbleibsel gänzlich fortfallen, sowie das Gehirn noch Wandlungen erleiden, allein wir können weder ein neues Glied brauchen, noch ein vorhandenes entbehren. Auch bezüglich seiner Größe und Körperkraft besitzt der Mensch das richtige Mittelmaß. Die Riesen der Vorzeit sterben mehr und mehr ab und die übrige Tierwelt ist den Menschen mehr oder weniger unterthan; der Mensch ist der Herr der Schöpfung geworden. In ihm finden wir die vollendetste Anpassung an die äußeren Bedingungen, welche die Erde bietet, und wenn die Konstruktion des Leibes ihm das Meer und die Luft zu verschließen scheint, so ist das doch nicht der Fall, da er vermöge seiner körperlichen Geschicklichkeit und vermöge seines Intellects sich Mittel geschaffen hat, das Meer zu befahren und die Luft zu durchschiffen.

Hat der Mensch nun auch alles in seiner Organisation mit dem Tiere gemein, so sind doch seine intellectuellen Fähigkeiten, obwohl gleichfalls im Tierreich wurzelnd, namentlich nach Ausbildung seiner Sprache so außerordentlich über diejenigen des Tierreichs hervorragend geworden, daß er eine eigenartige Stellung demselben gegenüber einnimmt. Durch seinen Intellect vermag er alle Waffen und Schutzmittel sich zu schaffen, welche das Tier nur durch seinen eigenen Körper zum Ausdruck bringen konnte. Seine größte Erfindung war an der Schwelle der Menschwerdung der geworfene Speer und der fliegende Pfeil. Natürliche Verhärtungen der Körperoberfläche fehlen dem Menschen gänzlich. Von Natur wäre er also eigentlich schutzlos, wenn nicht der Bau seines Skeletts und sein Intellect ihn zu den höchsten Leistungen befähigte. Unbewußt ist er für die Erhaltung seiner Knochen viel mehr besorgt als für seine Weichteile. Der beim Tiere noch nicht zu vollkommenem Bewußtsein entwickelte Intellect ergänzt bei dem Menschen alles das, was er im gegebenen Fall braucht. Selbst die Behaarung des Körpers als Schutz gegen die Kälte ist für ihn keine Notwendigkeit, da er sich nötigenfalls durch Gewänder zu schützen vermag. Zum Menschen gehört also ganz wesentlich auch sein Besitz. Ohne diesen ist die Ueberlegenheit des Menschen über das Tierreich undenkbar; ohne Waffen erliegt er den größeren Raubtieren; ohne Kleidung und Wohnung würde er den klimatischen Einflüssen nicht Stand halten können. Der Mensch unterscheidet sich von dem Tiere hauptsächlich dadurch, daß er sich von den äußeren Verhältnissen in hohem Grade unabhängig gemacht hat. Zwischen Tier und Mensch hat sich daher im Laufe der Zeit eine weite Kluft gebildet, sodaß man von einem besonderen Menschenreiche zu sprechen berechtigt ist. Da seine tierische Entwickelung, wie wir gesehen haben, abgeschlossen ist und ein Stillstand unmöglich ist, so kann für ihn die Frage nur lauten, ob er auf anderem Gebiete einer weiteren Entwickelung fähig ist, oder ob jedes Weiterleben zur Entartung, zum Verfall führt.

Die treibenden Momente für die Entwickelung der Thiere hat Darwin klargelegt. Der Kampf ums Dasein ist, je nachdem man diesen Begriff weiter oder enger faßt, die ausschließliche oder doch eine der mächtigsten Ursachen für die Arbeitsteilung und Differenzierung der mannigfaltigen organischen Gebilde. Im Kampfe mit der ihn umgebenden Welt hat der Mensch seine hohe Anpassungsfähigkeit erworben und die Herrschaft über die Erde errungen. Nicht zum mindesten haben auch seine Kämpfe gegen seine eigenen Genossen in ihm hohe Tugenden gezeitigt, wie Tapferkeit, Mut, Treue, Vaterlandsliebe. Auch Kunst und Wissenschaft verdanken den Kriegen manch' schöne Erfolge; doch sind wir hier zweifellos an einen Abschluß gekommen. Dem Raubtiermenschen, den man etwas voreilig homo sapiens genannt hat, ist durch seine eigenen Erfindungen ein Ziel gesetzt. Die Kriege vermögen jetzt, wo wir die ganze Erde kennen und mit allen Völkern in Verkehr getreten sind, nicht mehr die weitere Entwickelung des Menschengeschlechts zu fördern; sie können keine neuen Ideale verwirklichen helfen, sondern zerstören unseren Kulturbesitz, die materiellen Güter sowohl wie auch das sittliche Empfinden. Die Kriege werden deshalb zunächst zwischen den großen Kulturvölkern — nach meiner Ueberzeugung — in kurzer Zeit verschwinden, und wir werden durch die jeder Kultur innewohnende Kraft auch die Naturvölker zur Gesittung heranziehen. Einen anderen Weg für die Weiterentwickelung des Menschengeschlechts giebt es nicht. Wir dürfen nicht mehr nach Art der Tiere uns befehden und uns den Boden streitig machen; wir müssen es aufgeben, auf dem bisherigen Wege, d. h. durch

Unterdrückung des Nächsten, vorwärts zu kommen; wir müssen die reichen Schätze unseres Geistes nutzbar machen für ein gemeinsames Weiterfortschreiten in geistiger und sittlicher Beziehung. Noch sind wir keine Menschen in des Wortes edelster Bedeutung; noch sind wir befangen in tierischen Gewohnheiten, die zwar von hervorragenden Geistesheroen längst verdammt sind, welche abzustreifen uns aber nicht gelang, solange die Völker des Erdballs noch nicht so vielseitige Beziehungen zu einander angeknüpft hatten, wie in der Gegenwart. Jetzt verwirft auch unser auf positives Wissen sich stützender Verstand den Krieg zwischen den Völkern ebensowohl wie den Krieg gegen den Nächsten im eigenen Vaterland, als verderblich und jede höhere Entwickelung hemmend. Es gilt darum, endlich gänzlich loszukommen von dem Zustande des Tiermenschen und bewußt einzutreten in ein neues Reich, in dasjenige des Edelmenschen, in ein Gottesreich. Es giebt da keine andere Antwort oder Ausrede; eine vorurteilsfreie Betrachtung der Entwickelung der organischen Welt führt unabweisbar auf ein höheres Menschentum, und es ist gewiß sehr beachtenswert, daß dieser von Seiten der Naturforschung kommende Schluß genau übereinstimmt mit der Verkündigung des Reiches Gottes durch Jesus von Nazareth. Wir stehen thatsächlich in einer Zeit des Abschlusses zahlreicher Einzelbestrebungen und in einer Zeit des Zusammenschlusses der verschiedensten geistigen Gebiete. Hier gilt kein Fortspinnen alter absterbender Ideen, sondern nur ein bewußter Bruch mit der Vergangenheit. Es gilt ein neues Fundament zu legen, auf welchem eine neue Welt sich aufbauen wird, von welcher wir noch nicht ahnen können, wohin sie uns führen wird.

Ich kenne die zahlreichen Einwürfe, welche sich erheben werden, sehr genau. Allen denen, welchen sie so gewichtig erscheinen, möchte ich zurufen, sich mit diesen Dingen wirklich einmal ernstlich zu beschäftigen und sich die nötigen Grundlagen des Wissens zu eigen zu machen, anstatt von einem einseitigen Standpunkte aus und ohne wirkliche Naturerkenntnis zu urteilen. Die Natur ist überall die gleiche und widerspricht sich nicht. Forscht nur in Eurem Innern, ob nicht auch dort eine Stimme spricht.

Die wohlverstandene Lehre Darwin's läßt uns einen tröstlichen Blick in die Zukunft thun; sie ist eine durchaus aristokratische, und behält sie Recht, so wird sich das Gute trotz aller Unterdrückungen freie Bahn brechen.

„Schon jetzt läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß der vollständige Sieg unserer Entwickelungslehre unermeßlich reiche Früchte tragen wird, Früchte, die in der ganzen Kulturgeschichte der Menschheit ohne Gleichen sind." (Ernst Häckel).

„So bedeutungsvoll der Kampf um die Existenz gewesen ist und noch ist, so sind doch, soweit der höchste Theil der menschlichen Natur in Betracht kommt, andere Kräfte noch bedeutungsvoller; denn die moralischen Eigenschaften sind entweder direkt oder indirekt viel mehr durch die Wirkung der Gewohnheit, die Kraft der Ueberlegung, Unterricht und Religion fortgeschritten." (Charles Darwin.)

Der Kampf des Prometheus.

Von

Christian Ehrenfels.

II. Maria.

Personen:

Sacharjas, Hoherpriester. Annas, Oberpriester. Der Tempelwächter. Maria. Josef. Kaspar. Melchior. Balthasar. Jakob, ein Hirt. Prometheus. Gaja. Der Engel Gabriel. Leviathan. Priester und Tempeldiener. Volk und Gefolge. Jungfrauen. Hirten. Engel, Geister und Dämonen.

Chor.

In Nacht gebannet der Trotz meines Herzens,
durchwärmet die Brust von himmlischem Licht, —
so drängt mich's zu dir, du ragender Bau,
des Glaubens Werk und Wunder.
Oeffne dein Thor, gib Einlass dem Blick,
lass mich schauen und staunen!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Vorhof des Tempels, seitwärts durch Umfassungsmauern mit Thoren eingeschlossen. Im Mittelgrunde führt eine hohe Freitreppe zur Vorhalle, welche rückwärts durch einen geschlossenen Vorhang von dem Innern des Tempels geschieden wird. Oben auf der Treppe Sacharjas und die Priesterschaft, unten vor der Treppe Volk. In dessen Mitte eine Schar von Jungfrauen mit Maria.)

Sacharjas.

Was führet euch her an die heilige Statt?
Sagt an und nennt das Begehren!

Volk.

Opferung bringen wir, flehen zu Gott,
dass er uns gnädig sich neige!

Sacharjas.

Der Wille sei treu, — die Gabe sei rein, —
dann quellen euch Segen und Gnade!

Volk.

Treueren Wunsches — reinere Frucht
niemals durften wir bieten!

Sacharjas.

So nennet die Gabe, dem Höchsten zu Preis!

Volk.

Siehe — die Jungfrau wir weihen!

(Maria wird von den Jungfrauen einige Stufen der Treppe emporgeleitet).

Sacharjas (sie teilnamsvoll betrachtend).

Ein hehr' Geschenk fürwahr! — Nun kündet:
aus welchem Stamme sprosst das Reis?

Volk.

Der mächtigsten Kraft, auf Erden gezeugt,
entwuchs die duftende Blüte!

Sacharjas.

Dereinst, in fern entrückter Zeit,
der heil'ge Gründer dieses Baues
besiegte durch den Himmelsstral

des Gotteslästr'rers Uebermut,
des Starken, dem in grausem Sturz
der Frevler Schar zur Hölle folget',
wo der in Ketten liegt gebannt. —
Ein Kindlein doch aus seinem Blute
am Licht des Tages ließ der Herr.
Erwachsend in des Tempels Schutze,
zum Schirmer ward's der heil'gen Statt,
und Kind und Kindeskinder erbten
in langer Reih' das hohe Amt,
mit Gott die Feinde rings bezwingend; —
bis es gefiel dem ew'gen Rat,
dass uns der Mannesstamm entschwand,
der stärkste, den die Erde zeugte. —

Volk.

Die letzte des Stammes, die Jungfrau zart,
wir bringen sie dir: Maria!

Sacharjas.

Und welchem Dienste weihet ihr
die Blüte des Geschlechtes?

Volk.

Das heilige Feuer im Tempel des Herrn
soll hüten, soll nähren die Reine!

Sacharjas.

Nur die auf ewig Mannesliebe
und Mutterluft entsagt,
ist würdig jenes Amtes. —
Sprich denn aus frei und eigner Kür:
bist du bereit, Maria?

Maria.

Des ew'gen Gottes frommer Dienst
ist all mein liebend Sehnen.

Sacharjas, (ihr entgegengehend).

Heil dir! — Empfange denn, Maria,
den Weihegruß des Herrn!

(Maria wird von zwei Jungfrauen Sacharjas entgegengeführt. Da sie ihn erreicht, sinkt sie auf die Kniee, mit ihr die Jungfrauen und das Volk. Sacharjas legt ihr die Hände auf und blickt in stummem Gebet zum Himmel.)

Die Priester.

Vater, — spende den heiligen Stral
himmelentflammender Gnade!

Chor.

Der Jungfrau gleich, die, den Banden der Welt
sich entschwingend, strebet zur Höhe,
auffendet mein Busen sehnlichen Wunsch
zum Borne des zeugenden Lichtes
nach Glaubens heiliger Kraft.

Sacharjas (zum Volk).

Erhebet euch! — (zu Maria) Und du, Erkor'ne,
nun scheide von den Lieben dein,
von ird'scher Not und Freude!

Maria (sich zurückwendend).

Lebt wol, ihr Hüter meiner Jugend,
geliebte Schwestern, lebet wol; —
habt Dank für eure Treue
und neidet nicht mein Glück!

Die Jungfrauen
(sich langsam entfernend).

In Wehmut scheiden wir, hehre Genossin,
und wenden die Schritte gen Haus und Flur,
die nicht mehr — ach — dein Athem durchweht! —
Wenn abendfriedlich der Mägde Schar
auf blumiger Aue sich fand,
zu singen und Kränze zu winden, —
dein leuchtendes Aug', wie am Himmel der Stern,
entbot uns selige Kunde
von droben, aus heimischen Höh'n.
Zur heiligen Ferne selbst nun entrückt,
vergiss nicht, Holde, der Treuen,
der Thränen, die dir geweint!

Sacharjas.

Nur freier zum Himmel aufsteigt das Gebet
für euch, so ihr freudig entsaget!

Volk.

Der Schwestern Schar, die du liebend beglückt,
allein nicht klaget dein Scheiden.
Es träumte der Jüngling, es wähnte der Greis,
als Gattin, als Tochter zu grüßen,
die nun dem Wunsche versagt.

Ein Weihegeschenk, dem Höchsten zu Preis,
als werteste Gabe entläßt dich sein Volk!

Sacharjas.

Geheiligtes Pfand in dem Hause des Herrn,
verbleibe euch, die ihr nun meidet; —
und schwellet ihr Herz eu'r eigenes Blut, --
Heil ihm, — es blühet gen Himmel!

Volk und Jungfrauen.

Leb wol denn, Leben aus unserem Blut!
Leb wol!

Maria.

Habt Dank!

Volk und Jungfrauen (im Abgehen).

Leb wol!

(Das Volk und die Jungfrauen haben sich durch die Thore der Umfassungsmauern entfernt, welche nun von den Tempeldienern geschlossen werden. Maria steht gebeugten Hauptes vor Sacharjas.)

Chor.

Nun harre mein Herz, und schweige mein Mut
in Andacht stummer Erwartung!

(Der Vorhang im Hintergrund wird geöffnet, so dass man in das Innere der Kuppel blickt. In der Mitte ein altarartiger Stein, auf welchem das heilige Feuer in hoher, rauchloser Flamme brennt. Davor ein Reisigbündel. Die Priester und Tempeldiener entfernen sich. — Sacharjas mit Maria allein.)

Sacharjas.

Sieh hier das Heiligtum, Maria,
dem nun dein Dienst geweiht! —
Des Feuers Wunderkraft zu wahren,
durchglühe stets ein laut'res Herz
die Inbrunst des Gebetes.
Der ird'schen Nahrung kaum bedürftig,
das kleinste Reis dann schwellt die Glut
zur hehren Opferflamme, —
der reinen, die vom Himmel selbst
der Herr herabgesendet,
auf dass von ihm sie zeuge,
so lang die Erde währt! —
Denn also that er das Gebot
den Gläub'gen kund, als die den Leib
des Gottesheldeu hier versenkten,
des hohen, der dieß Werk erdacht.

Maria (angstvoll).

Weh, Vater, wess' entmahnst du mich? —
O tiefste Schuld des eignen Blutes! —
In jenem Kampfe sank der Held,
der Ihn, — den wir mit Schrecken nennen, —
gestürzt in ew'ge Nacht!

Sacharjas.

Still, Kind! Vertrau' des Höchsten Huld!
Gesühnet ward die Schuld in Treuen,
von Ahn' und Enkel deines Stammes
durch manches heil'gen Kampfes Schlacht
mit Schwert und Blut getilget. —
Und er, dess' Sterben du beklagst,
entgalt des Vaters Frevel nicht
dem Kindlein, das sein letzter Blick
in Seligkeit gesegnet.
Denn höchstes Glück ward ihm zu Teil!
Des Gotteshauses hehren Bau,
den er in frommem Fleiß begonnen,
vollendet durfte noch sein Aug'
durch Wundermacht dieß Werk begrüßen. —
Blick auf, des Steines hehrer Wuchs,
der stummen Säulen stolze Pracht,
die sich zum Bogen mächtig wölbet,
daraus das Licht uns niederquillt, —
des Zierrats holde Rätselsprache,
in sanftem Schimmer rings gefügt, —
nicht Menschenhand hat dieß vollbracht.
Gott selbst bezwang des Felses Härte
zum steilen Schaft, zum schlanken Grat,
auf dass, in Einheit eng verschlungen,
sie zeugen von des Höchsten Macht. —
Denn wie Ein Wille hier im Stein
dem Menschenaug' sich offenbaret, —
so durch den weiten Weltenkreis
mit Land und Meeren, Wald und Berg,
dem flücht'gen Wind, — den heil'gen Sternen, —
weht Eines Walters Schöpferhauch,
zu hoch für menschliches Erkennen. —
Darum des Ew'gen Vatergüte
bot in dem Bilde sich der Welt
uns dar zu Lieb' und Glauben. —
Und dieses hehrste Bild, Maria,
ward nun dein trautes Haus und Heim,
dahin zu stetem Dienst des Herrn
in Gnade du berufen.

Maria.

Ermess' ich nicht der Gabe Wert,
doch fühl' ich ihre Wunder.

Sacharjas.

In Andacht hege dieß Gefühl
und bleibe rein, Maria,
wie heute, immerdar!

Maria.

In Treue sei's gelobet.

Sacharjas.

Zum Ew'gen wende nun den Blick,
daſs er den hehren Sinn dir weise
der schwachen Worte, die ich sprach. —
Allein zum ersten Male
im hohen Heiligtum,
ergreife dich mit Macht
der Schauer des Gebetes!
(Er entfernt sich nach innen.)

Chor.

So schwelle die Brust mir heilige Kraft,
in Liebe zu ringen nach Glauben!

Maria

(ist, das Antlitz gegen das Feuer gewendet, auf die Kniee gesunken).

Wie dank' ich, Herr, der Gnadenfülle,
die unverdient dieß Haupt betraf! —
Hast du der Erde Blüten nicht,
die gold'ne Frucht, der Sonne Stralen,
den Kuſs der Winde mir gegeben?
Durchweht dein Schöpferathem nicht
auch mir die Brust mit Lebenstrieben?
Doch, — mehr noch! — Nicht genug des Glückes,
das alle Wesen gleich umschlingt!
Aus deines Thales Fruchtgefilden
führst du zur Höhe mich empor,
erschließest mir die hehre Halle,
enthüllst dein Heiligtum; —
mir, die, ein Sproſs vom schuld'gen Stamme,
gezeuget aus des Frevlers Blut,
der, ach, unsel'gen Trotzes Wüten
noch heute büßt in Qual und Nacht! —
O Herr, — vermag ein Laut zu nennen
des tiefsten Dankes heiße Kraft,
so neige des Gebetes Stammeln
dein Vaterhaupt, und hör' mein Wort!

(Das heilige Feuer ist angewachsen und flammt während des Folgenden immer höher empor.)

Lod're, du Glut — dem Himmel entsende
feurigen Athems wehenden Hauch!
Schwellender Liebe selige Lust
dringe empor und trage zu Gott
pochenden Herzens Erwarmen!

(Aus dem Feuer steigen weiße Wolken auf, welche durch ein von oben stralendes noch viel stärkeres Licht goldig erhellt werden.)

O Wonne — hehren Lichtes Kraft
begrüßt den Blick, — die Schleier fallen,
und durch das Wolkenthor zur Höhe
dringt kühn des Auges Freudenstral
in nie geahnte Fernen!

Stimmen der Engel (aus der Höhe.)

Heil dir, Maria, es tönt dein Gebet
siegenden Schalls in der Seligen Chor,
wolgefällig dem Herrn!

Maria.

Ihr Himmelsstimmen, sagt mir an
vom Vater ew'ge Kunde,
erfüllt des blöden Herzens Nacht
mit heil'gen Odems Glühen!

Stimmen der Engel.

Blicke empor, Erwälte des Herrn!
Sieh, es weichen die Räume, —
stralend enthüllet dem sterblichen Aug'
göttliche Kraft sich im Bilde!

Maria.

Ha, welch Gesicht! — Ihr Heil'gen helfet!

Stimmen der Engel.

Siehe den Vater, auf Wolken thronend,
siehe die Erde, den Schemel der Füße,
siehe der Sterne leuchtende Schar
schlingen die ewige Krone!

Maria.

Gott, Schöpfer, — Gnade, Erbarmen!

Stimmen der Engel,

Niederbeugt sich das Haupt dir, du Reine!
Fühlst du den Schauer göttlichen Hauchs
stürmend das Herz dir bezwingen? —

Maria (angstvoll).

Haltet nun ein, ihr Engel des Herrn!

Gabriel

(in stralendem Glanze herabschwebend).

Gegrüßet seist du, Maria!

Du biſt voll der Gnaden,
der Herr iſt mit dir,
du biſt gebenedeit unter den Weibern,
und gebenedeit iſt die Frucht deines Leibes:
Jeſus.

Maria.

Ich bin des Herren Magd,
mir geſchehe nach ſeinem Willen.

(Gabriel ſtreckt die Arme aus und ſegnet ſie, über ihrem Haupte ſchwebend, mit drei Flügelſchlägen. Hiezu:)

Stimmen der Engel.

Selig, — ſelig, — ſelig
biſt du Maria!

(Maria iſt, die Augen mit den Händen bedeckend, zuſammengeſunken. Gabriel ſchwebt zur Höhe, der Glanz verbleicht.)

Chor.

Erfüllet das Sehnen! — Göttliche Kraft herniederquoll in den Buſen, verheißend ſelige Frucht.

(Da mit dem Glanz von oben auch das heilige Feuer verloſchen iſt, tönt nun ein gellender Hornruf aus den oberen Regionen des Tempels.)

Die Prieſter

(erſt hinter der Scene, dann aus verſchiedenen Richtungen herbeieilend).

Was tönt das Horn? — Auf, auf, zur Wacht!
Den Schreckensruf, hört ihr ihn ſchallen?
Herbei, herbei in Mut, ihr Treuen,
und, Gott zum Schutz, will's Gott zum Kampfe! —,

(Das Tempelinnere gewahrend.)

Wehe, wehe, trübt ſich mein Blick? —
Leuchte des Herrn, dich ſeh' ich nicht mehr!
Heilige Flamme, ewige Glut, —
biſt du erloſchen, biſt du erſtorben?
Sagt, iſt es möglich, — zeugt, iſt es wahr?
Himmel, künd' an, welch' ein Zürnen!

Sacharjas

(aus dem Hintergrunde auftretend).

Allmächt'ger Gott, — was muſs ich ſeh'n!

Die Prieſter.

Wächter der Höhe, ſag' an, was geſchah!

Der Wächter

(der mit den Prieſtern aufgetreten, zu Sacharjas).

Zur Runde ſchreitend, wie's mein Amt,
dort an des Baues Wölbung,
ſah ich des Feuers letzten Stral
in trübes Dunkel ſinken,
als hier, auf Knie'n, die Hüterin,
erbleichend, angſtdurchbebet,
in Händen barg das Haupt!

Die Prieſter (zu Sacharjas).

Richte, o Herr, und ſühne die Schuld!

Sacharjas.

Sag' an, Maria, iſt dir kund,
welch Unheil uns betroffen?

Maria (ſich angſtvoll erhebend).

In Grauen bebt das Herz mir.

Sacharjas.

Bekennſt du, daſs es dir vertraut,
des Feuers Kraft zu hüten?

Maria.

Ja Vater, ich bekenne.

Sacharjas.

Berichte denn mit treuem Sinn,
was einſam hier du wirkteſt!

Maria.

Zum Himmel drang mein Beten.

Sacharjas.

Und ward dir Antwort, ſprich! Verwirrte
ein ſchreckhaft Zeichen dir den Sinn?

Maria.

Was ich erſchaut, das hehrſte Wunder, —
kein Wort vermag zu nennen.

Sacharjas.

Du weigerſt, Rede hier zu ſteh'n? —

Maria.

Ich ſagt', was ich vermochte.

Die Prieſter.

Ha, welch' Erdreiſten! — Beuge den Trotz ihr!

Sacharjas.

Durch störrisch Schweigen mehrest du
den Fehl und den Verdacht.

Maria.

Sprich Vater; — was in Weihestunden
der Geist dir offenbaret, —
vermagst du jenes Wunders Macht
in taubes Wort zu bannen?

Sacharjas (nach kurzer Pause).

So sei zum Schwure denn befohlen,
dem höchsten, der so Recht wie Schuld,
durch Gottes Kraft erweisel.

Maria.

In Demut will ich schwören.

Sacharjas (zu den Priestern).

Euch ruf' ich auf zu Eides Zeugen!

Die Priester.

Wir halten treue Wacht.

Sacharjas (zu Maria).

Beschwöre denn, dass rein dein Leben,
von Mannesliebe nie getrübt,
dem heil'gen Dienst du weih'test!

Die Priester.

Beschwör' es beim Strale des göttlichen Zorns,
der ewig den Frevel bestraft!

Maria.

Ich schwöre.

Sacharjas.

Bezeuge, dass in laut'rem Streben
und demutsvollen Herzens du
das hohe Amt begehrtest!

Die Priester.

Bezeug' es beim Lichte der göttlichen Milde,
die ewig das Gute belohnt!

Maria.

Ich zeuge.

Sacharjas.

Mit schwerstem Eide nun beschwöre,
dass, wie in That und Willen rein
der Tempel dich empfieng,
des Herzens Gut du streng bewahrtest,
und jeder ird'schen Regung Süße
verbanntest im Gebet!

Die Priester.

Beschwör' es beim Feuer der ewigen Kraft,
die schaffenden Athems die Welten durchweht
und himmlische Liebe erreget! (Pause.)
Beschwör' es! (Pause.) Schwöre! (Pause.)
Schwöre!

Maria (zum Himmel blickend).

Mein Gott, — ich darf nicht schwören.

Die Priester (in Entrüstung).

Ha, welch Vermessen! — Spare die Kunst, —
Gleißnerin, — schmählich enthüllet!

Volk (von außen).

Auf, auf! Des Tempels Thor schließt auf!
Gebt Einlass eurem Volke!

Sacharjas.

Wer ruft?

Annas (vortretend).

O Herr, des Wächters Horn
scholl Unheil kündend in die Ferne; —
nun tobt das Volk in Furcht und Grauen.

Volk (wie früher).

Ihr Frommen, gebt uns Kunde!
Lasst wissen, was geschah!

Sacharjas.

Verhüllet rasch den Weiheraum
und öffnet frei die Pforte!

Annas

(heimlich zu Sacharjas, während der Vorhang im Hintergrunde geschlossen, und die Thore geöffnet werden).

Befehle, Herr, ich bin bereit!

Sacharjas (abweisend).

Wer straft, der wird auch heilen!

Die Priester (gegen die Thore blickend).

Nun, Himmel, steh uns bei!

Volk (von beiden Seiten hereinstürmend).

Von oben kam der Klage Ruf
und schreckt uns auf aus Haus und Fluren.
Sagt an, droht Feuer? — Naht der Feind? —
Erbebt die Erde? — Wankt der Bau? —
Ihr Väter, kündet uns die Not!

Sacharjas.

Versammelt sehet hier die Väter.
Kein wüstes Schreckniss wirrt den Sinn. —
Zu ernster Stunde starkt das Herz
in Mut und Gottvertrauen.

Volk.

Doch Unheil kündet rings der Blick,
der Wange bang Erbleichen!

Sacharjas.

Durch Unheils Fügung prüft uns Gott,
ob treu der Geist in heil'gem Glauben
des Herzens Angst bezwinge.

Volk.

So traf uns Gott mit schwerem Schlag?
Sag an, und lass uns wissen!

Sacharjas.

Des Tempels Reine ward befleckt
durch Frevels frech Erdreisten.

Volk.

Wehe der Not! — Und die heilige Glut,
melde, — ward sie getrübet?

Sacharjas.

So lang im Herzen Lieb' und Glauben,
lebt auch die Himmelsglut.

Volk.

Weh, es erfüllt sich, wie wir's geahnet! —
Oeffnet die Hülle, — lasset uns seh'n,
weiset das Zeichen der Gnade!

Sacharjas.

Noch ist der Tag des Herren nicht,
der euch solch Recht gewähret.

Volk.

Drohende Not gewährt uns das Recht!
Also melden's die Väter.

Sacharjas.

Die Not zu lindern war mein Ziel. —
Doch da ihr dreist begehret, —
erfahrt denn, wie uns Gott geprüft:
erloschen ist die Glut.

Volk.

Wehe, wehe! — Schrecklich Gericht! —
Himmel, nun weis' uns die Schuld!
(Mit drohenden Gebärden.)
Forschet, ihr Hüter der heiligen Statt,
lasset uns schauen die Sühne!
Wehe euch, zögert ihr müßig und lau,
wehe dann euerem Haupt!

Annas

(welcher bald nach dem Hereindrängen des Volkes im Tempelinnern verschwunden ist, tritt nun vor).

O Gnad' und Heil! — Bethörte, schweiget
und preis't des Herren Liebesmacht,
der Schuld mit Güte lohnt!
Erneuet ist die Himmelsglut; —
blickt auf und schaut das Wunder!
(Er schlägt den Vorhang zurück, so dass durch eine Spalte der Altar und darauf ein dunkelrotes, unruhig und niedrig brennendes Feuer zu sehen ist.)

Volk (nach längerem Schweigen).

Wol flammt die Glut; doch nicht wie einst
in heller Himmelsfreude! —
Zur Erde drängend, flackert wild
in roter Scham die Flamme.

Sacharjas

(hat Annas durch einen strengen Wink bedeutet, den Vorhang wieder zu schließen).

Und wer sie frevelnd so entstellt, —
(auf Maria weisend)
seht hier in Schmach und Schande!

Volk.

Maria? — Was hör' ich? — Welch staunliches Wort? —
Die Reine konnt' uns verraten?

Sacharjas.

Verderbniss, ach, des sünd'gen Blutes! —
Des Heldenstammes letzter Spross,
erschlossen kaum zur zarten Blüte,

in Licht und Luft gezeuget, —
saugt auf aus zäher Wurzeln Saft
das neid'sche Gift der nächt'gen Tiefe,
und schwängert freie Höhen
mit tück'schen Duftes Hauch,
auf dass sich frevelnd noch bezeuge
des alten Samens letzte Kraft!

(Auf Maria weisend.)

Hört, selbst gestand sie grause Schuld,
da sie der Reine heil'gen Eid
den Richtern frech versaget!

Volk.

Walter des Himmels, — dir sei geklagt:
Wehe der Heuchlerin! — Sühne der Schuld!
Fluch dem Stamm, der sie zeugte!

Sacharjas (zu Maria).

Enthüllet hat des Himmels Droh'n,
welch Sinnes du zu uns gestrebt;
und selbst verdammet dich dein Schweigen. —
An Blut und Leben nicht bestraft
die Weihestatt den Treuebruch
der Herzen, die ihr dienten.
Der Schuld Erinn'rung sei dir Sühne,
wenn du, verbannt aus sel'ger Höh',
den Weg des Lebens schleichest. —
Denn also weis' ich dich von uns! —
Entweiche du dem Heiligtum,
das du in frevlem Mut entehret,
kehr' ein bei Sündern, flehe du
an Thür und Thor um Dach und Speise!

(Zum Volk.)

Und ihr, — mit Schande straft den Trotz,
der euch zum Unheil heut' betrogen!

Die Priester.

Fliehe, Verräterin, — meide das Licht,
berge dein Haupt in der Tiefe!

(Maria wankt einige Stufen der Treppe hinab und bricht zusammen.)

Die Jungfrauen (sich herandrängend).

Weh, Schwester, wehe! — Traute, sprich! —
Blick auf zu uns Getreuen! —
Die Rauhen trügt unsel'ger Wahn,
denn du bist rein und frei der Schuld!
Ein Wort nur, und wir glauben!

(Maria bleibt regungslos.)

Sacharjas (zu den Jungfrauen).

Zurück, Bethörte! Waget nicht,
der Sühne Recht zu stören!
Weicht der Verruchten, tilget aus
das Angedenken eurer Treue,
und dankt dem Herrn, dass unbefleckt
ihr der Gemeinschaft Bund entgienget!

Die Jungfrauen (sich zurückwendend).

Bleich die Wange, — stumm der Mund, —
verhüllt des Auges Licht!
(Zu Sacharjas.)
Zaghaft weichen wir und bange,
Vater, deinem Zürnen.

Sacharjas (zum Volk).

Nun fleht zu Gott und wirket treu
dem Höchsten Ehr' und Ruhm,
auf dass er stralend, wie dereinst,
der Gnade Licht uns spende!

Volk (sich durch die Thore entfernend).

Walter der Welten, — hehr ist dein Wille,
schrecklich dein strafender Zorn,
unerforschlich dein Ratschluss. —
Was du gegeben, — was du genommen, —
gib, ach gib es uns wieder!

(Während der letzten Scene ist die Dämmerung hereingebrochen; es herrscht nun schon fast nächtliches Dunkel.)

Sacharjas (sich streng zu Annas wendend).

Annas, begebe dich der Zier,
die ungerecht dein Haupt belastet,
und kehr' zurück zur Schar der Brüder!

Annas

(welcher, mit zwei anderen Priestern, dem Hohenpriester zunächst stehend, von den übrigen durch einen goldenen Hauptreifen ausgezeichnet ist, kniet, nachdem er seine Bewegung rasch bezwungen, vor Sacharjas nieder und übergibt das Abzeichen).

Wol ist mir keine Schuld bewusst,
in Treue meint' ich Gott zu dienen; —
Gehorsam doch beugt mir das Knie.

Sacharjas

(den Reifen einem Diener übergebend).

Hätt' er dein' Wagen stets behütet, —
dir blieb die Strafe nun erspart.

(Zu den Priestern.)

Ihr — denkt der steten Tagespflicht,
und übet strenger Buße Zucht,
des Frevels Schuld zu sühnen!

(Er geht ab nach dem Innern des Tempels, von Annas und den Priestern in düsterm Schweigen gefolgt. Während die Tempeldiener daran gehen, die Thore zu schließen, tritt Josef aus einer Mauerecke hervor und eilt auf Maria zu, welche noch immer regungslos auf den Stufen der Treppe liegt.)

Josef (Maria aufrichtend).

Auf, Holde! — Sieh, die Nacht bricht an.
Lass unter meines Hauses Dach
als Herrin dich geleiten!

Maria

(nachdem sie ihm schweigend in die Augen geblickt).

Wer bist du? — Welchen Wunsches Macht
heißt dich die Schmach zu küren?
Bin ich nicht ehrlos und verdammt?

Josef.

Mein Auge weiß dich frei von Schuld.
Komm mit! — Ich ford're keinen Lohn. —
Ich bin ein Knecht des Herrn.

Maria

(die Tempeldiener gewahrend, welche, wie um sie fortzuweisen, sich nähern).

So hat er selbst dich mir gesandt? —
Dank, Freund, ich will gehorchen.

(Während Josef mit ihr enteilt, und die Tempeldiener die Thore schließen, sinkt der Vorhang.)

Chor.

Wehe, wie fass' ich solch tückisches Los! —
Tief aus des Busens nächtigem Grunde
sandt' ich empor inbrünstig Gebet,
Glaubens Licht zu erflehen. —
Gnädig erschloss sich der Himmel dem Blick,
selig des Ewigen strahlend Gesicht
grüßt' ich in Schauer und Wonne,
hingegeben dem Wunder,
selbstvergessen in Glut. —
Wehe doch, — Liebe nicht barg mir das Licht;
grausam durchschüttert ein feindlich Geschick
rätselumnachtet die Seele;
und es entfliehet zurück in die Brust,
angstbetroffen, — das sie gebar:
Glaubens hoffend Ersehnen. —
Siehe, da reget sich, wild in Empörung,
den ich bekämpfet, den ich gekettet, —
er, der Gewaltige, der in den Banden
eisernen Zwanges nimmer erstirbt!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Felsenhöle unter der Erde. Von oben ein bläulicher Schimmer, von unten rote Glut. An den Fels geschmiedet, Prometheus; über ihm eine riesige Schlange, die das Haupt herabbeugt, wie um Gift auf ihn zu träufen. Ihm zur Seite Gaja; rund umher höllische Geister.)

Gaja.

Tief strömt, und immer tiefer dringet
des Geifers Schärfe ins Gebein.
Die Fiber zuckt, es bebt der Athem; —
doch unverderbt erzeugt das Mark
stets neue Kraft zu neuem Leiden.

Prometheus (sich im Schmerze windend).

O Qual, — o Not, — o tiefste Schmach!

Die Geister.

Mächtiger, — nicht beklage die Schmach!
Wardst du gefesselt, — stöhnest in Banden, —
doch zum Gebieter erkor dich die Schar
nächtig waltender Streiter;
denn über alle erhebt dich dein Leid, —
ewiges Pfand uns, dass der Erreger
wider des Himmels herrische Macht
nimmer zu hassen erlahme!

Prometheus.

Dank euch, Genossen der höllischen Qual!
Euch sei gelobet, dass mir des Zornes
wütige Brandung nimmer versiege! —
Und wächst des Giftes Saft zur Woge,

verlöschend letzter Hoffnung Schein, —
und weiht zur Todesqual das Toben
die wunde Bruſt für Ewigkeit; —
es wacht ein Geiſt, es flammt ein Mut,
dem Himmel kündend Mannestrotz,
und Heldenſinn bewährend!

Stimmen der Dämonen (von oben).

Wehe, — wehe der Qual!

Gaja (aufhorchend).

Schon ſtürmt die wilde Schar zu Thal
und kündet neues Wehe!

Die Dämonen

(Leviathan an der Spitze, in wildeſter Haſt herabſtürmend).

Unheil, Schande und Not!

(Vor Prometheus angelangt, verharren ſie regungslos.)

Prometheus (nach einer Pauſe).

Welch neues Gift habt ihr geſogen? —

Dämonen.

Denke des Stammes, Gefallener,
den du gezeuget
droben auf lachender Erde!

Prometheus.

Verdorben iſt die Manneskraft
in knecht'ſchem Herrendienſte.

Leviathan.

Magdliche Blume doch zieret
duftig den dorrenden Stamm.

Prometheus.

Von ihr denn bringſt du Kunde?

Dämonen.

Feuer des Himmels zu nähren,
weihte ſie ſelbſt,
darbend irdiſcher Glut,
ihm ihren Leib.

Prometheus.

So welke denn die letzte Blüte,
erſterbend ohne Frucht!

Leviathan.

Himmelan drang ihr Gebet;
wolgefällig dem Herrn,
weckt' es der Seligen Schar
lieblich mit irdiſchem Schall!

Prometheus.

Ha, weide dich an meiner Qual!
Nicht berg' ich, daſs mich's grämet!

Leviathan.

Niederbeugt ſich der Herr;
ſelig errötend
ſandt' er den Engel ihr zu,
flößet' zeugende Kraft
ihr in den Schoß.

Prometheus.

Bruder der Schlange, fei're denn heut'
jubelnd dein Hochzeitsfeſt!

Leviathan.

Höre noch, Trauter, — dann höhne! —
Die er in Minne durchglüht
himmliſcher Freuden,
bannte der Vater nun ſtreng
fern ſeiner Halle; —

Dämonen (einfallend).

elend, verachtet, geſchmäht
harrt ſie in Schande
unter finſterem Dach
bange des Tages,
da ſich das himmliſche Pfand
reifend enthülle!

Gaja (nach aufwärts blickend).

Zeugeſt du ewig, rächender Zorn?
Birgſt du unendliche Blitze? —

Prometheus

(in höchſter Leidenſchaft an den Ketten zerrend).

Ketten, Ketten, rührt euch kein Weh?
Zehret kein Gift euch, ſprenget kein Mut? —
Wut, Wut, — maßloſer Grimm!
Ewiger Qualen gräſslichſte Pein! —
Walter des Himmels, ſieh meine Not!
Labt dich der Jammer, ſo höre mein Raſen,
aufwärtstobend zu dir! —
Darum, darum zeugteſt du Leben,
daſs du in Luſt ſein ſchwelgend genöſſeſt,
und, ſo der Duft ihm der Freuden entflohn,
dir in des Schmerzes bebendem Hauch
ſchaurige Wonnen erſchüfeſt? —

Dieß der Dank für brünstig Erglühen,
daſs verhöhnet das zuckende Herz
sinke in Qual und Verdammniſs? —
Höre, höre, — höre den Ruf,
tönend aus hölliſchem Pfuhle!
Ewig nicht währet der Tag deiner Macht,
stürzen wirſt du, wie ſich enthebet
nächtiger Tiefe verheißend mein Wort:
Fluch dir, Walter des Himmels, —
Fluch, — ewig dir Fluch!

Chor (nach einer Pauſe).

Wie doch befreieſt du, wilder Empörer,
laſtender Schwüle mir mutig die Bruſt,
da du verkündeſt mit ſchallendem Ruf,
was in des Herzens verhülletem Grunde
dunkel das Blut mir erreget!

Leviathan (zu Prometheus).

Und iſt dieß Wort der einz'ge Gruß,
den du zur Höhe ſendeſt?

Prometheus.

Getröſte dich; es ſoll dein Haſs
nicht thatenlos ſich friſten,
wenn einſt des Himmels höchſte Kraft
aus meinem Stamm erblühet; —
denn furchtbar über Menſchenmacht
wird jene Frucht erſtarken. —
Dann rüſte dich, und alles Gift
ausgieße auf die fromme Erde,
das du in langen Harrens Pein
aus Not und Grimm geſogen! —

(Zu allen Dämonen.)

Heut' aber ſperr' ich euch den Weg
aus ſchwülem Grund zur luft'gen Höhe.
Verſenket euch zu dumpfer Ruh',
und, hemmend wilde Zornestriebe,
in holde Träume wiegt die Welt, —
die dann, erwachend eurem Neide,
mit euch verhöhnt den Gottesſohn!

Dämonen und Geiſter.

Ruhe denn, Welt! — Ihr himmliſchen Scharen,
ſteiget herab in das ſchlummernde Thal,
bannet die Sorgen, ſegnet die Freuden,
mehret das Hoffen und ſpendet ihm Wahn! —
Nächtig umhüllet laſſet uns lauernd
zeugen die Keime von Sünden und Pein,
nagender Breſten, wuchernder Schwäre,
zehrenden Haſſes und tückiſcher Luſt!

Leviathan.

Harret, Genoſſen, — träume du, Erde, —
nahet die Stunde, dann wehe dir, Welt,
wehe dem Taumel der Wonnen!

Dämonen und Geiſter.

Weh dem Wahne der Luſt!

(Herabſinkende Nebel haben die Gruppe immer dichter umhüllt, bis ſie zuletzt in nächtigem Dunkel verſchwindet. Scenenwandel von oben nach abwärts.)

Chor.

Erſchollen der Fluch! — Gebrochen der Bund
mit göttlichem Hoffen und Glauben; —
verheißen des Kampfes quälende Not,
der aufſeufzt wider die Höhen! —
Wohin, ach, entführſt du mich, dunkel Geſchick,
was ſoll ich noch wirken und wähnen?
Getäuſchet das Sehnen, — getrogen das Herz,
und ringsum nächtiges Grauen!

(Aus dem Dunkel leuchtet ein Stern auf, während die Nebel ſich verziehen und eine nächtige Landſchaft ſehen laſſen. Scenenwandel nach ſeitwärts.)

Siehe, es ſchimmert im Dunkel ein Stral! —
Düſter doch harret die Seele. —
Was du verkündeſt, funkelnder Stern,
unerforſchlicher, nicht will ich fragen.
Glänze dein Gold mir, – leuchte dein Schein,
ſtrebend in ewige Fernen!

(Kaſpar, der erſte der drei Könige, tritt mit ſeinem Zuge auf.)

Zug des Kaſpar (ſchreitend).

Füget treulich Schritt an Schritt
auf der finſtern Erde;
ſteigt zur Höhe, eilt zu Thal,
kreuzet Pfad und Bäche,
wie's der Herr befiehlt!

Zug des Melchior (hinter der Scene).

Heilig, Herr, dein Licht!

Kaſpar.

Weſſ' Stimme tönt in dunkler Nacht?

Melchior (mit seinem Zuge erscheinend).
Dir naht ein Knecht des Herrn!
(Indem die Züge, sich begegnend, stillestehen, hält zugleich der Scenenwandel ein.)

Kaspar.
Von wannen führet dich dein Weg?

Melchior.
Vom Morgenlande komm' ich wandernd;
durch Palmenhain und Wüstensand
wies mich in Thales Enge
der Herr mit sanftem Wink.

Kaspar.
Von Norden mich, wo Berge tragen
in Himmelshöh' ihr Silberhaupt.
Durch Waldesdickicht, Felsenschlucht
und über's Fruchtgehege
folgt' ich dem goldnen Stern.

Melchior.
Wonne, — dem Stern? — So führet auch dich
heilverheißend sein Stral?

Kaspar.
Preisest auch du den himmlischen Freund,
wandelnd in schweigender Nacht?

Melchior.
Bruder, sei denn willkommen!

Kaspar.
Trauter, sei mir gegrüßt! (Sie umarmen sich.)

Chor.

Leuchte des Himmels, die schimmernd mir blinkt, —
fern aus der Tiefe, sag', riefst du auch mich? —
Bin ich Genosse den hoffenden Brüdern,
schreitend durch's Dunkel zum Licht? —

Melchior.
Auf denn, und fürbas hoffnungsfroh,
die Gottes Stern vereinet!
(Sie setzen den Weg vereint fort. Scenenwandel wie früher.)

Beide Züge (schreitend).
Nützt die Nacht in regem Fleiße,
denn der Führer ruht am Tag.
Eilt ihm nach, so lang er leuchtet,
fraget nicht nach Weg und Land!
Lasst die Bäche rauschend gleiten
und die Berge schwankend flieh'n;
mit des Auges stillem Sehnen
haltet fest den goldnen Stral, —
Vater, — den du sandtest!

Balthasar (hinter der Scene).
Wer wandelt hier durch's nächt'ge Thal?

Beide Züge.
Des Vaters treue Söhne!
(Sie stehen still. Der Scenenwechsel hält ein.)

Kaspar und Melchior
(während Balthasar mit seinem Zuge erscheint).
Nun melde du, woher du kamst!

Balthasar.
Von Mittag, wo der Sonne Stral
die Wange schwärzt in wilder Glut,
auf unerforschten Pfaden
fand ich mit Gott den Weg.

Kaspar und Melchior.
So hat der Stern dich recht geleitet!

Balthasar.
Der Stern? — O sagt, wie ward euch's kund?

Kaspar und Melchior.
Verbündet hat sein holder Glanz
die Treuen, die dich grüßen! —
Stimm' ein, o Freund, mit frohem Mut
und singe, Gott zu Preise!

Die drei Könige.
Walter der Höhen, der du bewegest
stralende Leuchten auf himmlischer Bahn, —
treu wie die Sterne wollen beschreiten
hier auch auf Erden wir göttlichen Pfad!
Leuchtet im Herzen uns golden und rein
Hoffens sehnend Erglühen, —

wandeln wir, Sternen gleich, schimmernd
im Thal,
ewiger Gott, dir zur Ehre!

(Sie haben die Wanderung fortgesetzt. Scenenwandel wie früher.)

Die drei Züge (schreitend).

Brüder, eilt und schreitet schnelle,
denn Erfüllung ist uns nah; —
die wir hoffend hier uns fanden,
einet bald wol Dank und Lust!
Drum mit Freuden mögt vollenden,
die in Mühen ihr durchstrebt:
ferner Wand'rung dunkle Bahnen, —
Gott, wie du gebeutst!

(Die Wandernden sind hinter Höhenzügen verschwunden, so dass die letzten Worte hinter der Scene erschallen. Auch der Stern ist von Bergrücken verdeckt. Tiefe Dunkelheit bei fortschreitendem Scenenwandel.)

Chor.

Mächtiges Schicksal verheißet der Stern;
staunend nun soll ich es schauen. —
Aber es bebet bang in der Brust
schrecklichen Fluches drohend Erinnern,
lastende Frage, ob nicht der Stral
göttlicher Kraft das Dunkel durchdringe,
rächend zu treffen die Schuld!

(Die waldige Felsgegend ist in hügelige Haide übergegangen. Der Scenenwandel hält ein. Auf einer Anhöhe Herden und schlafende Hirten.)

Jakob (ein junger Hirt, erwachend, angstvoll).

Wacht, Brüder, wachet! — Steht mir bei!

Die Hirten (erwachend).

Wer ruft? — Sagt, was geschah?

Jakob.

Helft, Brüder, mir in höchster Not!

Die Hirten.

Rückt an der Feind? — Brach ein der Wolf?
Sprich denn, was fasst dich an?

Jakob.

Im Traum — im Traum — ein Schreckgesicht
erwuchs mir, schaurig, riesengroß, —
die weite Welt umspannend; —
dass bebend ich erwacht.

Die Hirten.

Es war ein Traum, — doch nun, —
sag an, —
was blickst du starr zur Höhe?

Jakob.

Seht doch, wie kam der Sterne Heer
so nah zu uns hernieder!

Die Hirten.

Die Sterne leuchten fern, wie sonst.

Jakob

(den Nächststehenden heftig anfassend).

Seht doch nur, — seht!

Die Hirten (in plötzlicher Erregung).

O Wunder!
Stralendes Licht durchzucket den Raum,
blendend erschließet der Himmel sein Thor,
göttlichen Schauer entsendend!

(Wie durch eine Oeffnung des Firmamentes quillt leuchtender Glanz hernieder; die Hirten stürzen sich voll Angst zur Erde.)

Vater, Vater, — Herr in den Höh'n!
Gnade, — Erbarmen den Knechten!

Gabriel

(der im Glanze erschienen, schwebend).

Fürchtet euch nicht,
denn ich künde euch große Freude
und allem Volk.
Geboren ward euch Jesus, der Herr,
und der Menschen Erlöser. —
Eilet zur Hütte drunten im Thal,
suchet das Kindlein, — danket dem Heil!

(Indem er nach oben entschwebt, erblickt man durch das leuchtende Stralenthor die himmlischen Heerscharen.)

Stimmen der Engel.

Ehre sei Gott in der Höhe,
und Friede den Menschen auf Erden,
die guten Willens sind!

Chor

(während die Erscheinung rasch verschwindet).

Höret ihr's Freunde — Seliges Wort!

Alle Hirten (sich erhebend).

Auf auf, ihr Brüder, eilt zu Thal
und preiset laut das Wunder!
(Sie eilen rasch zur Tiefe.)

Chor

(während abermaligen Scenenwechsels).

Wie, ach, begreif' ich die staunliche Huld? —
Himmel, sprich, schlugest du Wunden,
nur um zu wenden in Wonne den Schmerz? —
Hass im Herzen, und Trotz im Blut,
hob ich den Blick zur nächtigen Höhe,
harrend göttlichen Zornes.
Aber es öffnet der Himmel sein Thor;
Segen verheißend statt Rache und Qual
schallet es leuchtend hernieder!

(Der Scenenwandel hat eingehalten. Josefs Hütte im Thal.)

Die Hirten (der Hütte zueilend).

Die Stätte hier, — herbei, herbei,
und kündet laut die Märe!

(Sie öffnen die Thüre. Ein lichter Glanz strahlt von innen. Das Kindlein liegt auf Stroh gebettet, zur Seite knieen Josef und Maria; dahinter sieht man die Krippe.)

Josef.

Wer sucht uns auf in heil'ger Nacht?

Jakob.

Der Engel sendet uns des Herrn,
zu schauen, welches Wunder
uns heute ward bescheert!
(Zu den Hirten.)
Das Kindlein seht im Stralenglanz,
dem große Kraft beschieden!

Alle Hirten (auf die Kniee sinkend).

Du Heiland aller Leiden, —
verheißner, — sei gegrüßt!

Josef.

O Freunde, — Dank! — Dem Himmel Dank!

Maria.

Den Schmerzen Dank und allem Weh,
dem übergroße Huld
in Wonnen heut' entblüht!

Chor.

Himmlische Gabe, — göttliche Macht! —
Nimmer erfass' ich dieß Wunder!

(Der Stern ist über der Hütte erschienen.)

Die drei Könige und ihr Gefolge (heranschreitend).

Der Führer steht nach langer Fahrt,
und einer Hütte Raum,
durchhellt von mildem Himmelslicht
erschließt sich da dem Blick.

Die drei Könige (allein).

Und dort das Kindlein, seht, — mir sagt's
der innern Stimme Laut:
Hier ist das Heil, — dieß ist der Herr,
zu dem uns Gott gesandt!

Gefolge.

Wonnig Vollenden, — Erfüllung ist da!

(Sie haben sich der Hütte genähert. Alles sinkt aufs Knie.)

Chor.

Hehres Geheimniss waltet in euch,
Wanderern nächtiger Pfade!

Die Könige und ihr Gefolge.

Sehnend erharret die träumende Welt
süßes, wonniges Glück!
Nieder bringest du, was sie geahnt,
Heiland, aus himmlischen Höh'n!

Die Könige (ihre Gaben darbietend).

Walte des Amtes, vollende das Werk
kühn in Mühen und Pein;
dankend wird dich der Erde Geschlecht
preisen durch alle Zeit!

Könige und Gefolge.

Nimm uns zu Knechten, rufe zu Streitern einst, die dich fanden in Glauben und Treu'!

Könige, Gefolge und Hirten.

Himmlisch dein Kommen, göttlich dein Wandeln,
ewig, Erlöser, dein Sieg!

Chor (während der Vorhang sich schließt).

Heilige Weihenacht, — wie in der Kindheit
goldenen Tagen seligen Dank, —
also des Herzens brünstig Erglühen,
schweigend in Glück, — vergessen der Frage, —
zaglos spendet dir Gruß!

Litteratur-Psychiatrie.

Von

Heinrich Ströbel.

Wir leben heute im Zeitalter des Schlagwortes. Vielleicht noch nie ist es so sehr Brauch gewesen, complicierte Erscheinungen mit einem Wort abzuthun, hinter dem häufig nicht einmal ein concreter Begriff steckt, als gerade heute. Durch diese Schlagwortmanie wird die Diskussion ungemein gestört, manchmal geradezu unmöglich gemacht. Man versteht sich garnicht mehr, man will sich nicht mehr verstehen. Man wirft ein sauber blank poliertes Schlagwort dem Gegner gleich einem Schild entgegen, daran sich dieser das Schwert schartig schlagen mag, und gefällt sich selbst in solch nutz- und ergebnislosen Scheingefechten. So bedauerlich diese Erscheinung sein mag, so erklärlich ist sie. Das Gebiet des allgemeinen Wissens hat heute so ungeheure Dimensionen angenommen, seine einzelnen Zweige haben sich dabei so unendlich zerfasert und spezialisiert, der ganze unendlich gegliederte Organismus des geistigen Lebens der Gesellschaft ist ein derartig complicierter, für die individuelle Intelligenz geradezu unentwirrbarer Knäuel geworden, daß man es dieser Einzelintelligenz nicht allzusehr verübeln darf, wenn sie in ihrer Hilfslosigkeit Mittel sucht und Wege einschlägt, diesen gordischen Knoten zu lösen. Daß diese Wege häufig Irrwege sind und sein müssen, liegt auf der Hand. Wir haben es hier mit einer psychologischen Erscheinung zu thun, die, so bedauerlich sie auch von einem gewissen Standpunkt aus sein mag, doch bei einer philosophischen Betrachtungsweise der Dinge als ein höchst natürliches Phänomen angesehen werden muß.

Das Phänomen in seiner elementarsten Form besteht in der Antagonie zwischen dem Mikrokosmos und dem Makrokosmos, der winzigen Individualität des Menschen und der Unermeßlichkeit des Weltalls. Dieser Widerspruch wird dadurch hervorgerufen, daß die winzige atomistische Individualität des Menschen gleichzeitig das Instrument ist, in welchem sich die Nervenschwingungen der Außenwelt reflektieren, auf welches sie als Reiz einwirken. Da das Wesen des Reizes aber in der Anregung, der Erzeugung neuer Reize besteht, so ist die normale Lebensempfindung des Menschen Unruhe, physische und psychische Begierde. Das physische Triebleben ist freilich auch schon niedrigeren Organismen eigen, Tieren, sogar Pflanzen; das feinere, differenziertere Empfindungsleben ist jedoch den Menschen eingepflanzt. Es hieße ab ovo Ledae anfangen und banale Selbstverständlichkeiten zum besten geben, wollte ich anführen, wie sich der „Wille zur Macht", um uns der Schopenhauer-Nietzscheschen Terminologie zu bedienen, schon in den primitiven Trieben des Hungers und der Brunst äußert. Hunger

und tierische Brunst sind ja auch temporärer Befriedigung fähig, während von unserem, in einem Widerspruch zwischen dem kleinen individuellen Ich und der unermeßlichen Außenwelt zur Erscheinung kommenden Phänomen eigentlich erst da gesprochen werden kann, wo der Reiz durch eine entsprechende Befriedigung nicht mehr auf eine längere bestimmte Dauer außer Kraft gesetzt werden kann, sondern wo er mit kleinen momentanen Unterbrechungen beständig andauert. Das ist aber erst da der Fall, wo der physische Trieb verschmilzt mit dem seelischen, also auf einer Stufe schon relativ hoher Menschheitsentwicklung. „Der Wille zur Macht", der ungestüme, unersättliche Lebenstrieb, dem die enge Schale des Einzeldaseins zu eng wird, der mit unendlichem Verlangen das All in sich aufnehmen, der von allen Reizen desselben durchzittert sein möchte, durchpulst schon so lange die Menschheit, als sie sich eine Kultur erobert, ein reges Empfindungsleben angeeignet hat. Es wäre seltsam, wenn deshalb nicht auch die Kunst, als deren Aufgabe ja seit je betrachtet wurde, den Menschen in seiner Universalität, in dem Charakteristischen, Beherrschenden seines Empfindungslebens aufzufassen und darzustellen, verschiedene Typen geschaffen hätte, an denen sich unser Phänomen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen und, wie ich sagen möchte, Entwicklungsstadien nachweisen ließe. Ich glaube, daß man mit der Heranziehung der zwei wichtigsten, ausgeprägtesten Typen auskommen kann: dem Don Juan- und dem Fausttypus. Don Juan verkörpert die idealische, differenzierte, in die Sphäre psychischer Leidenschaft erhobene Liebesbrunst. Don Juan begehrt in dem Weib nicht nur das Geschlecht, er ist kein temperamentvoller Lüstling von genialer, aber überhitzter Phantasie; in Don Juan steckt schon ein gut Stück Faust, das Weib ist für ihn das Symbol, in welchem er die Reize des Alls auszukosten trachtet.

Lenau läßt seinen Don Juan reflektieren:

„Es fühlt der Geist, der Alles will umfassen,
Im Einzeln sich verkerkert und verlassen,
Er ist es, der mich ewig dürsten heißt
Und mich von Weib zu Weib verderblich reißt."

Es ist nicht nur physische Brunst, welche Don Juan durchlodert, welche ihn in den Leibern immer neuer, durch den Wechsel der Reize fesselnder Schönen gleichsam das ganze Geschlecht will genießen lassen, welche ihn mit dem Geschick hadern läßt, das Zeit und Raum erschaffen und ihm das volle Ausschlürfen des Taumeltrunks der Leidenschaft verwehrt; es sind seelische Brände, welche ihre Glut durch das Universum auszustrahlen, welche in dem Zusammenzüngeln mit anderen Flammen ihre Intensivität zu potenzieren, das in ihnen verkörperte Gefühl des Seins mit dem des Alls zu identifizieren trachten. Das Weib ist für Don Juan nur das erotische Symbol, das Medium des Auslebens der innersten Lebenskraft.

Während bei Don Juan lediglich das unersättliche Fluten des Empfindens, der Leidenschaft seine Klippe findet, an der die heftigsten Sturzwellen sich zu Schaum zerschlagen, gleicht bei Faust der Gedanke einem Adler, der, zwischen vier feste Wände eingekerkert, immer wieder in vergeblichen Flugversuchen die mächtigen Schwingen entfaltet, bis er matt und zerstoßen ohnmächtig zu Boden flattert, um nach kurzer Pause die thörichten Versuche aufs Neue zu beginnen. In Faust lebt wie in Don Juan der ungestüme Drang, das All zu erfassen, aber nicht nur mit dem Gefühl, im Drang der Leidenschaft, sondern auch mit

dem Verstand. Freilich, nachdem er sich alle Wissenschaften zu eigen gemacht und nun erkannt hat, daß das quälende Weltenrätsel durch die mühselige Maulwurfsarbeit gelehrter Forschung nicht gelöst werden kann, stürzt er sich lechzend in den Strudel des Lebens, taucht er unter in die Wogen des Empfindens; aber auch ihm gelingt es nicht, sich in Atome aufzulösen und mit dem Ozean des Lebens zu verschmelzen.

„So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde."

Was bei Don Juan nur dunkler, triebartiger Lebensdrang: bei Faust ist es Erkenntnis, ist es Wissensdrang geworden.

Wie kommt es, daß Faust diesem seinem innersten Wesen nach den Heutigen vielfach so fremd, so unverständlich geworden ist? Haben wir's in der Wissenschaft in der Erkenntnis wirklich „so herrlich weit gebracht", daß unser Erkenntnisdrang befriedigt worden ist? Oder wie kommt es sonst, daß von diesem faustischen Erkenntnisdrang so wenig zu spüren ist? Das hat wohl zumeist seine sozialen Ursachen. Wir haben meist nicht mehr die Muße, uns mit Weltschmerz irgend einer Art abzugeben, wir haben genug zu thun, um nur im Leben, bei der immer zunehmenden Heftigkeit des Kampfes ums Dasein eine nackte Existenz zu erringen. Dieser rein äußere Kampf ums liebe Brot oder doch um andere materielle und äußerliche Dinge erstickt den inneren Kampf, er läßt den inneren Konflikt garnicht oder doch nur in kleinem Maßstab zum Ausbruch kommen. Richtige Don Juans kann's bei uns fast garnicht geben, denn die sozialen Schranken drängen sich als unübersteigliche Barrikaden zwischen die Herzen. Man ist froh, wenn man sich die volle rückhaltslose Neigung *eines* Weibes erobert hat, denn die Liaisons mit Prostituierten höheren und niederen Ranges kommen doch nicht in Betracht. Und Faust's? Du lieber Gott, wer kann sich heute mit Problemen abgeben, gerade *den* labyrinthischen Pfäden des Wissens nachspüren, auf welche es ihn mit instinktiver Gewalt, aus purem Erkenntnisdrang hinzieht! Sind nicht alle, auch die größten Idealisten, heute Lohnschreiber, Tagelöhner im Dienste der Gesellschaft, einerlei, ob in Wissenschaft oder Kunst? Oder, im besten Falle, Spezialisten? Unter diesen Spezialisten verstehe ich aristokratisch-subjektive Naturen, die, nachdem sie in langem, bei ihrer spröden Eigenart höchst beschwerlichem Ringen sich endlich das zu ihrer materiellen wie geistigen Existenz benötigte bischen Ellenbogenfreiheit erkämpft, sich nun in halb scheuem Trotz in sich selbst zurückziehen und der zudringlichen, nervös beunruhigenden Außenwelt nur selten Audienz gewähren.

Man braucht nur um sich zu blicken, überall in Wissenschaft und Kunst sieht man solch wunderliche Schalenmenschen, die nur nach ihrer eigenen Facon leben, nach ihren Nebenmenschen nicht fragen und sich in ihrer sauer erkämpften Lebensweisheit, ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Ueberzeugung nicht irre machen lassen wollen. Derartige Charaktere sind oftmals bis zu Originalen ausgeprägt, während es wohl überhaupt keinen modernen Menschen geben möchte, der nicht mehr oder minder stark nach diesem Typus hinneigte.

Diese eigentümliche Charakterrichtung des modernen, geistig arbeitenden Menschen ist aber nichts Anderes als die eingangs erwähnte Spezialerscheinung des am Don Juan- und Fausttypus in seiner allgemeinen Gestalt demonstrierten psychologischen Phänomens, so seltsam das auch auf den ersten Augenblick erscheinen mag. Denn während das Wesen des Phänomens oben als die Zügel-

losigkeit, der unersättliche physisch-psychische Expansionsdrang ausgedeutet wurde, soll er jetzt in einer scheuen, mimosenhaften Empfindlichkeit, einer mit nervöser Aengstlichkeit geübten Selbstabschließungsmanie bestehn? Warum nicht? Wie Wollust und Askese schließlich wesenseins sind, so ist auch der seelische Expansionstrieb wesenseins mit dem Isolierungs- und Abstoßungstrieb, so können beide recht wohl als Erscheinungsformen desselben Phänomens betrachtet werden. Woher es kommt, daß die Wollust in Askese umgeschlagen ist, habe ich schon angedeutet. Wir sind heute psychisch nicht mehr lebenskräftig genug, um Seelenkämpfe in großem Maßstab auszuhalten; nervös wie wir sind, zucken wir schon bei der leisesten unangenehmen Berührung zusammen. Nicht, als ob das gegenwärtige Geschlecht degeneriert, als ob es von Natur aus des vollen, seelischen Auslebens, des Insichaufnehmens und Verarbeitens weniger fähig wäre. Allein seine Kräfte sind von widrigen Kämpfen mit den gemeinen Hindernissen des Lebens bereits zu sehr verbraucht worden.

Hat man trotz seines geistigen Kärrnertums ein größeres Stück Universalwissens in sich aufgenommen und sich daraus schlecht und recht so etwas wie eine Weltanschauung, wissenschaftliche oder künstlerische Theorie zurecht gezimmert, so hütet man dies Kleinod wie seinen Augapfel. Man will eben nicht wieder aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht werden. Und erklärlich ist es schon, daß man nicht ohne Not in die öffentliche Arena hinabsteigt: läuft man doch dabei Gefahr, das sorgsam construierte Gebäude seiner Welt-, Kunst- ꝛc. Anschauung durch irgend eine neue Theorie in den Grundfesten erschüttert zu sehn. Es ist nicht jedermanns Sache, und man wird es endlich einmal satt, die stets neuen gegnerischen Einwürfe stets wieder von Neuem mit Herzklopfen auf ihre Stichhaltigkeit hin zu untersuchen. Man will schließlich einmal Ruhe haben und die mühsam erkämpfte Position als sicheren Besitzstand betrachten, darum wird man allmählich lässig im Prüfen abweichender Meinungen, bis man sie endlich gar nicht mehr prüft, sondern einfach unbesehen verwirft, sich ihrer mit ein paar Schlagworten erwehrend. So giebt es heute auf allen Gebieten des geistigen Lebens Doktrinen, die sich diametral gegenüberstehen und von denen sich jede im Recht glaubt, ohne den ernstlichen Versuch zu machen, sich mit der gegnerischen Richtung gründlich auseinanderzusetzen.

Nicht nur mehrere, sondern sogar zahlreiche solcher Richtungen giebt es in der Kunst, speziell in der Litteratur. Jede derselben hält sich für die einzig wahre, einzig berechtigte Vertreterin der Kunst schlechthin. Es ist alles Mögliche, wenn man den Vertretern der anderen Richtung wenigstens nicht alles Talent abspricht, wenn man von ihnen nur behauptet, sie befänden sich auf einem bedauerlichen Irrwege. Den wirklich produktiven Künstlern kann man diese unbillige Voreingenommenheit noch am ersten verzeihen, denn sie, von denen das Goethesche Wort gilt „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister", haben ja ihre Kraft concentrieren, ihr Wesen um die Axe der Individualiät, der Subjectivität krystallisieren müssen, um etwas Originelles schaffen, ihren Gebilden den Stempel der Eigenart aufprägen zu können. Trotzdem trifft es sich bei dem originellen Künstler sehr häufig, daß er bereitwillig die Congenialität ganz anders gearteter Künstlerindividualitäten anerkennt, ihnen eifersuchtslos das wärmste Lob zollt, und die Feinheiten der ihm anscheinend so fernliegenden Kunstrichtung mit dem seltensten Verständnis aufdeckt. Etwas Aehnliches läßt sich leider keineswegs von den überwiegend reproductiven Litteraten, den Kritikern und Aesthetikern von Fach, sagen. Die Parteibornierтheit

und der Fanatismus, womit sie sich zum, häufig unerbetenen, Anwalt einer bestimmten Kunstrichtung aufwerfen und die anderen Richtungen verdammen, grenzen bisweilen ans Komische. Nun, es kommt ja auch anderwärts vor, daß Souveraine miteinander in den Formen, wo nicht der Freundschaft, so doch der Höflichkeit verkehren, während ihre Truppen sich gegenseitig die Hälse brechen.

Diese unproduktiven, nur Kritik übenden Litteraten sind recht eingentlich die Schlag- und Stichwortfabrikanten. Ihre scheinbare Universalität, die meist ganz das Gegenteil ist, macht für sie dergleichen Hilfsmittel notwendig. Bei der Masse der eigenartigsten Erscheinungen, die es zu beurteilen gilt, leistet eine Schablone, an welcher man alle vorkommenden Erscheinungen mißt, unschätzbare Dienste. Statt jede Einzelerscheinung nach ihren Besonderheiten zu betrachten, registriert und klassifiziert man sie nach zufälligen Aeußerlichkeiten à la Linné. Das nennt sich dann anspruchsvoll litterarische Kritik und Aesthetik.

Aber keineswegs nur das kleine Gelichter, die litterarischen Dutzendmenschen und Modeköche, die dem Publikum seine leichtverdauliche geistige Speise zubereiten, versuchen der Masse damit zu imponieren, daß sie mit Schlagworten und geistreichelnden Phrasen um sich werfen, sondern auch Schriftsteller, die zu den Besseren gehören, verfallen dieser faden, spielerhaften Täuschung, diesem Selbstbetrug.

Der Drang, das Streben, der Ehrgeiz, Alles zu kennen, Alles zu wissen, collidiert mit der Unfähigkeit, Alles, was man beherrschen möchte, beherrschen zu können, mit der geistigen Schlaffheit und nervösen Abgespanntheit, jede neue Erscheinung, jedes neue Problem auch seiner Bedeutung entsprechend zu würdigen.

Daher der Schlagwortschwindel, die Manie, eine Frage, statt sie von allen Seiten zu beleuchten, unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel zu betrachten, der die Beurteilung, und, was meist dasselbe ist, die Verurteilung, ungemein erleichtert. Der wahre Wert einer derartigen Kritik ist natürlich gleich Null.

Jüngst erlebten wir, daß Max Nordau ein Buch über die moderne Kunst geschrieben und dasselbe Lombroso gewidmet hat, um von vornherein keinen Zweifel darüber zu lassen, welche Methode er bei seinen kritischen Untersuchungen angewandt. Ich will hier nicht Herrn Nordau's Untersuchungen speziell berücksichtigen, sondern sie nur zum Ausgangspunkt einiger Glossen machen, die wir uns über die von Lombroso ausgehende ästhetische Gesammtrichtung nicht schenken zu sollen glauben.

Lombroso's Ansichten — denn von wissenschaftlichen Untersuchungen kann nicht gut die Rede sein — über den Zusammenhang von Genie und Irrsinn sind als Anregungen gewiß höchst beachtenswert, so wenig positiven Wert sie auch in ihrer vorläufigen primitiven Gestalt haben mögen. Die Schüler Lombroso's hätten sich die Anregungen des Meisters als Wegweiser dienen lassen sollen, die ihnen die Richtung zu weiteren, eindringenderen, positiven Forschungen andeuteten, nicht aber durften sie sich an dem von Lombroso Geleisteten genügen lassen und ganz einfach mit oft sehr kühnen Thesen seinen wie mit unanfechtbaren wissenschaftlichen Axiomen operieren. Dabei datiert die Annahme, das Genie, und speziell das künstlerische Genie, sei eine krankhaft abnorme Erscheinung, oder habe doch wenigstens in den allermeisten Fällen einen Stich ins Verrückte, keineswegs erst seit Lombroso. Schon seit je war es der liebe Trost aller Philisterseelen und einfältigen Tröpfe, daß es mit dem Oberstübchen eines hervorragend talentierten Menschen, zumal Künstlers, nicht ganz richtig bestellt sein müsse. Was früher allgemeine Philisterweisheit, das hat sich

seit Lombroso in ein modern wissenschaftliches Kostüm geworfen und tritt gar prätentiös einher. Nun kann freilich nicht geleugnet werden, daß es zahlreiche Genies, resp. Künstler, gegeben hat, die nicht nur durch allerlei Seltsamkeiten dieser Annahme Nahrung gegeben, sondern sie sogar dadurch scheinbar bestätigt haben, daß bei ihnen in ihrer letzten Lebensperiode der offenbare Wahnsinn ausbrach. Allein das waren immerhin nur Ausnahmen, und Ausnahmen pflegen doch meist nur als Bestätigung der Regel angesehen zu werden. Welche Wahrscheinlichkeiten sprechen aber wohl sonst dafür, daß Lombroso's These, zwischen Genie und Irrsinn bestehe ein nachweisbarer Zusammenhang, richtig sei? Soll darin, daß sich das Genie in seinen Gewohnheiten, seinen Passionen von dem Durchschnittsmenschen zu unterscheiden pflegt, ein Moment des Irrsinns gefunden werden? Das wäre doch sehr kühn! Dann wäre doch vor allen Dingen erst der Nachweis zu führen, daß der Durchschnittsmensch als vollständig gesund, als normal im absoluten Sinne, anzusehen ist. Und das möchte doch kaum möglich sein. Wenn der Philister sich für den eigentlichen, gesunden Normaltypus des Menschen hält, so ist diese Einbildung erklärlich; es hieße doch aber der Wissenschaft Gewalt anthun, sie degradieren, wollte man diese spießbürgerliche bornierte Deductionsweise in sie einführen. Die Wissenschaft, die nicht mit Moral und Philisterdünkel verquickt ist, wird Irrsinn lediglich da constatieren können, wo er sich physiologisch feststellen läßt oder wo ganz unzweifelhafte psychische Anzeichen auf ihn schließen lassen. Das wird aber nur in verschwindend wenig Fällen möglich sein.

Ein Punkt verdient dann aber besonders beachtet zu werden. Bei weniger offenbaren Irrsinnsfällen wird lediglich der Psychiater in der Lage sein, die Diagnose zu stellen. Der Laie wird in solchen schwierigen Fällen stets auf Mutmaßungen angewiesen sein. Dergleichen Mutmaßungen aber haben wenig Wert.

Max Nordau zwar ist von Haus aus Mediziner, er hat die Psychiatrie zu seinem Spezialfach gemacht und besitzt infolgedessen weit eher eine Competenz, die psychiatrische Betrachtungsweise in die litterarische Kritik einzuführen, als die meisten Andern seiner kritischen Kollegen. Allein trotz alledem läßt sich noch manches gegen Nordaus Methode einwenden.

Geistige Krankheiten lassen sich doch vielfach erst dann feststellen, wenn der Psychiater Gelegenheit hatte, den physischen und psychischen Zustand des vermeintlichen Kranken erst längere Zeit aus eigener Anschauung zu beobachten, wenn er denselben als Patienten in seiner speziellen Behandlung hatte. Die meisten Genies, die Nordau des Irrsinns bezichtigt, hatte er jedoch nicht nur selbst keineswegs inBehandlung, sondern nicht einmal einer seiner mediciniſchen Kollegen, sodaß Herr Nordau sich nicht einmal auf fremde Beobachtungen berufen könnte. Was aber von oft voreingenommenen Laien über den Zustand und die Gewohnheiten genialer Menschen verbreitet wird, kann wohl kaum als brauchbar und vor allem nicht als sicheres Beweismaterial gelten. Ein hervorragender Mensch ist ja bekanntlich nur zu leicht Gegenstand einer geschäftigen Mythenbildung. Also dürfte der Psychiater Max Nordau dem Aesthetiker Max Nordau kaum von großem Vorteil sein, vielleicht aber, in gewisser Hinsicht, von um so größerem Nachteil.

Nämlich: der Psychiater hält leicht für ein Anzeichen des Irrsinns, auch wenn sich sonst keine physiologischen Anhaltspunkte dafür ergeben, den sogenannten moralischen Irrsinn. Nun liegt zwar auf der Hand, daß eine vollständig abnorme Sinnesrichtung, namentlich perverse sexuelle Empfindungen mit ziemlicher

Sicherheit auf abnorme physische Bildungen schließen lassen, welch letztere wohl der einzige absolut sichere Beweis der Gehirnerkrankung sein möchten. Es fragt sich aber, ob der Psychiater nicht oftmals zu weit geht und eine Geisteskrankheit, verursacht durch eine abnorme Gehirnbildung, da annimmt, wo nur eine eigenartige, abweichende Charakterbildung vorliegt. Bei Verbrechern mag die Annahme Lombrosos noch am ersten zutreffen, wie denn zweifellos die Einwirkung Lombrosos auf die Kriminaljustiz einen ganz eminenten Fortschritt bedeutet. Es giebt jedoch mehr oder weniger abnorme Triebe und Neigungen, die gesellschaftlich vielleicht nicht sanktioniert sind, die aber für einen vorurteilslosen Menschen durchaus nichts Verbrecherisches an sich haben, die ganz normal — im absoluten Sinne — sein können, obwohl sie bei unserem heutigen Gesellschaftszustand etwas Abnormes darstellen.

Man ist sich im allgemeinen darüber einig geworden, daß die jeweiligen moralischen Anschauungen nichts sind, als ein Reflex der sozialen Verhältnisse. Der Charakter des Einzelindividuums wird danach bestimmt durch sein Milieu. Womit natürlich noch lange nicht gesagt ist, daß das wesentlich gleiche Milieu auch eine wesentlich gleiche Charakterrichtung hervorbringen muß. Die individuellen Naturanlagen spielen vielmehr hierbei eine außerordentlich wichtige Rolle. Die höhere Intelligenz wird auf die äußeren Einflüsse zweifelsohne ganz anders reagieren, als die geringere. So ist es leicht erklärlich, daß hervorragend veranlagte Individuen, eben unsere Genies, in ihrer Charakterrichtung von dem Gros der Durchschnittsmenschen ganz bedeutend divergieren, eine Abnormität darstellen können, ohne deshalb auch nur im Mindesten krankhaft veranlagt zu sein. Die Besonderheiten des Charakters können so große sein, daß sie selbst ans gesellschaftlich Unmoralische grenzen, ohne daß auf moralischen Irrsinn geschlossen werden dürfte. Um ein recht drastisches Beispiel anzuführen: Byron wurde bekanntlich durch die Beecher-Stove des geschlechtlichen Umgangs mit seiner Halbschwester, also des Verbrechens der Blutschande, beschuldigt. Fast alle Biographen haben ihn von dieser ja wahrscheinlich auch unbegründeten Anschuldigung reinzuwaschen gesucht. Nehmen wir aber auch einmal an, Byron habe sich dieses Kapitalverbrechens schuldig gemacht: hätte Byron darum unter allen Umständen moralisch irrsinnig sein müssen? Unseres Erachtens keineswegs! Denn warum wäre ein Byron, ein Alles mit der Sonde der Kritik untersuchendes Genie, verpflichtet, eine gesellschaftliche Institution heilig zu halten, für die er keine ausreichenden moralischen Motive einzusehen vermochte?

War nicht, hätte ein Byron sich sagen können, im hochkultivierten Griechenland die Geschwisterehe etwas durchaus Erlaubtes und Moralisches?

Gewiß hat dieser moralische Sceptizismus seine Grenzen, bei welchem der Uebergang ins Krankhafte beginnt, allein diese Grenzen sind eben ganz eminent schwierig festzustellen. Für uns wenigstens unterliegt es keinem Zweifel, daß viele Psychiater, deren universelle Bildung, die hierbei gerade in Frage kommt, Lücken aufweist, es mit dem Ziehen dieser Grenzen viel zu leicht nehmen.

Der Grund, weshalb man abnorme künstlerische Erscheinungen nicht einfach mit dem Schlagwort „pathologische Erscheinungen" abthun sollte, ist der, daß dem Irrenarzt von Fach meist die gründlichere philosophische und ästhetische Bildung abgeht, die ihn allein befähigen könnte, über künstlerische Erscheinungen ein Urteil abzugeben, ohne vom dilettirendem Laienstandpunkt aus zu sprechen; während umgekehrt die litterarisch Gebildeten meist der erforderlichen medicinischen Fachkenntnisse ermangeln. Selbst aber in einem Falle, wie ihn Max Nordau

darstellt, erscheint uns ein abgegebenes Urteil anfechtbar, weil sich der Mediciner leicht zu viel vom Litteraten und der Litterat zu viel vom Mediciner beeinflussen und zu voreiligen Schlüssen verleiten lassen könnte.

Unseres Dafürhaltens hilft uns die Psychiatrie nur sehr wenig über psychologische Rätsel, wie sie uns durch eigenartige Erscheinungen der Kunst, namentlich der modernen, aufgegeben werden, hinweg. Fragen der Kunst werden immer nur innerhalb der dies Gebiet umspannenden Grenzen erfolgreich gelöst werden können, also innerhalb der Psychologie und Soziologie; durch das Heranziehen pathologisch-physiologischer Momente werden Fragen dieser Art nicht beantwortet, sondern höchstens auf ein anderes Gebiet übergespielt werden können.

Damit, daß man z. B. die Weltanschauung Tolstois auf einen physisch-moralischen „Weltrauschkatzenjammer" zurückführt, hat man über deren ethisch-ästhetische Bedeutung noch garnichts zutage gefördert.

Derartige Schlagworte sind nur Notbehelfe, um sich über ein irritierendes Problem, eine unbequeme geistige Arbeit hinwegzuhelfen. Wir sind zu denkfaul geworden, zu bequem, zu verzärtelt. Darum ist es gut, daß von Zeit zu Zeit Menschen erscheinen, Nihilisten und Sceptiker, die unsere sauber zusammengetüftelten Kartenhäuschen über den Haufen werfen und uns zwingen, beim Aufbau gründlicher und gewissenhafter zu Werke zu gehen.

Freilich, auch Nietzsche ist allbereits zu den irrsinnigen Genies geworfen worden. Sein Wahnsinn kam gewissen Leuten gerade zupaß. Nur schade, daß der Wahnsinn mit Nietzsches geistigem Schaffen garnichts zu thun haben, sondern lediglich durch das Einnehmen zu starker Dosen von Chloral verursacht sein soll. (Von Vererbung des Irrsinns kann bei Nietzsche auch keine Rede sein, da sein Vater infolge einer Gehirnerschütterung den Verstand verlor, zu einer Zeit, als Friedrich Nietzsche bereits drei Jahr alt war.) Die Scepsis, der „moralische Irrsinn" Nietzsches lassen sich also nicht, wie man geglaubt, physiologisch begründen; von einer pathologischen Beurteilung des Dichter-Philosophen läßt sich demnach nur vom — moralischen Standpunkte aus sprechen.

Darum nochmals, weniger Schlagworte und mehr Gewissenhaftigkeit, mehr Wägen, Prüfen, Denken!

Jugend.

Ein Liebesdrama von **Max Halbe.**

Menschen:

Pfarrer Hoppe, Fünfziger. Untersetzte, stämmige Statur. Rundes, gerötetes Gesicht. Ein leiser Anflug von geistlicher Würde liegt über seinem Wesen, ohne jedoch ins Pastorale auszuarten. Der Haupteindruck geht auf einst strotzende, mit den Jahren gedämpfte Kraft und tief verinnerlichte Lebenserfahrung. Seine Kleidung ist die übliche des katholischen Landgeistlichen, aber bequem, lässig, mit einem Stich ins Weltliche. Auch seine Bartstoppeln entsprechen nicht streng den Vorschriften.

Annchen, seine Nichte. Sie ist 18 Jahre alt. Ihre braunen Augen sind leicht verschleiert. Das aschblonde Haar fällt kraus und wirr in die Stirn. Es ist slavischer Schlag, das Gesicht rundlich, eine warme Fülle des Wuchses, naive Sinnlichkeit, etwas Empfangendes, weich Weibliches, Hingegebenes. Auch in der Art, wie sie sich trägt, giebt sich etwas Schmiegsames, Wiegsames. Sie liebt bunte Farben. Um den Hals hat sie an einer Schnur ein kleines, goldenes Kreuz.

Amandus, ihr Stiefbruder, siebzehnjährig, lang aufgeschossen, kretinhaft, kindisch. Er vegetiert in einer Art von animalischem Triebleben. Seine tierischen Instinkte sind stark geschärft. Seine Bewegungen sind lümmelhaft und ungelenk, als wisse er mit seinen Gliedmaßen nichts anzufangen. Er sieht aus wie ein blödsinniger Bauernbengel. In seinen schwarzen Augen lauert die Tücke eines Tiers. Man muß sich hüten, ihn zu reizen.

Kaplan Gregor von Schigorski. Er steht zu Ende zwanzig, sieht aber älter aus. Er ist von mittelgroßer, hagerer Gestalt. Die Askese hat sein Gesicht frühzeitig gefurcht und vergeistigt. Er ist brünett in Haarfarbe und Ton der Haut. Sein Gesicht ist glatt rasiert. Ein bläulicher Schimmer liegt über den bartlosen Wangen. Es ist der polnische Geistliche in Haltung und Redeweise. Er spricht etwas hastig und vermeidet, wie alle katholischen Geistlichen, geflissentlich den evangelischen Pastoralton, obwohl seine Ausdrucksweise eine getragene ist. All seine Leidenschaft hat sich in dem kirchlichen Gedanken concentriert. Er ist kein Intrigant, sondern ein Fanatiker.

Hans Hartwig, ein junger Student, achtzehn Jahre alt. Sein Aussehen ist noch ziemlich grün. Er ist blond, mittelgroß, schlank, sehr lebhaft und beweglich mit Ansätzen von Nervosität und Keimen eines Schnurrbarts. In seinem schnellen und abgebrochenen Sprechen offenbart sich ein heftiger und jäh umschlagender Charakter. Alles in allem der Embryo eines modernen Stimmungsmenschen in der Verpuppung des ersten Fuchssemesters.

Maruschka, Dienstmädchen. Sie ist von dem Schlage der polnischen Landmädchen, Madonnenkopf auf einer Figur, die zur Ueppigkeit neigt.

Die Handlung spielt im polnischen Westpreußen.

Erster Aufzug.

Pfarrhof in Ruszno (Rosenau). Mittelgroßes Wohnzimmer, durch dunkle, einfache Portieren von dem dahinter liegenden Salon getrennt. Aeltliche Mahagonimöbel in der Mode unserer Väter. Links vorn ein dunkel überzogenes Sofa mit viereckigem, gedecktem

Tisch und Rohrstühlen davor. Die Mitte der linken Wand füllt ein breites, nicht allzu hohes Fenster, durch welches man in den Garten sieht. Links hinten ein Schreibsekretär mit einem Aufsatz für Bücher. Dem Gartenfenster gegenüber in der rechten Wand eine Thür, welche zur Küche und weiter hinaus auf den Hof führt. Vorn links von der Thür ein mäßig hohes Bücherregal mit theologischen und historischen Schriften gekrönt durch ein vergoldetes Kruzifix. Rechts hinten ein Wäschespind. Den Fußboden bedeckt ein dunkler Teppich. Ueber dem Sofa tickt ein Regulator. Ein Madonnenbild schaut vom Schreibsekretär herunter.

Es ist ein Tag zu Mitte April, zwischen sieben und acht Uhr morgens. Pfarrer Vincenz Hoppe sitzt im bequemen Hausrock am Sekretär und schreibt. Ein freundliches Morgenlicht ruht im Zimmer. Plötzlich sieht er auf und hält inne. Vom Salon her treten der Kaplan Gregor von Schigorski, Annchen und Amandus ein. Der Kaplan ist im Meßornat, Annchen mit buntem, leicht kokettem Kopftuch und eng anliegendem Mantel, trägt ein Gebetbuch in der Hand. Amandus hat eine polnische Mütze auf dem Kopf.

Annchen (läuft auf den Onkel zu): Guten Morgen, Onkelchen! (Küßt ihm die Hand.)

Kaplan (gleichzeitig, indem er seine Priestermütze abnimmt): Gelobt sei Jesus Christus!

Hoppe (murmelt halblaut): In Ewigkeit, Amen! (Laut.) Morgen, mein Fräulein! (Sieht nach seiner Uhr.) Spät, Leutchen! Spät! Halb acht spätestens soll die heilige Messe zu Ende sein .... Sieh mal da, Amandus, zeig uns doch mal Deine Spatzen, die Du mitgebracht hast!

Amandus (steht da, Mütze auf dem Kopf, grinst.)

Annchen (geht auf ihn zu, nimmt ihm die Mütze ab): Prosza, Kochanne! Wenn man in die Stube kommt, nimmt man die Mütze ab. Wie oft muß Dir das noch predigen, Amandus! So, jetzt dem Onkel guten Morgen gesagt! Fix! (Schiebt ihn zum Onkel hin.)

Amandus (grinsend): Morgen, Onkelchen! (Küßt ihm die Hand, grinst wieder.)

Hoppe (spaßig): Morgen, Freundchen!

Kaplan (der solange schweigend am Sofatisch gestanden und zugesehen hat, lächelnd zu Annchen): Was alles in so einen armen, armen Schädel hinein muß, Panna Annuschka! O die gestrenge Herrin!

Amandus (guckt durch's Fenster): Scheint schön heute .... Schöne Sonne! (Mit Pantomime.) Warm! (Stürzt plötzlich zur Thür hinaus, streckt den Kopf noch einmal zurück, schreit grinsend): Frühjahr! Ja? ..... (Macht eine fragende Pantomime, verschwindet.)

Annchen (ihm nachrufend): Ja, Frühjahr, mein Brüderchen! Frühjahr! (Vergnügt.) Weg ist der Bengel! Hast ihn nicht gesehen! .... Gnad mir Gott! Ich steh' hier, fünf Minuten vor acht und der Onkel hat noch keinen Kaffee! Geben sie mir ordentlich mein Fett, Onkelchen! Aber der Herr Kaplan hat Schuld. Warum macht er so lange mit der heiligen Messe? (Legt Tuch und Mantel ab, während Hoppe am Schreibtisch weiter arbeitet.)

Kaplan (hat sich zum Gehen gewandt, dreht sich noch einmal um): Handeln mit unserm Herrgott, Panna Annuschka? Das heilige Meßopfer über das Knie brechen, Pannie? Wer für seinen Herrgott keine Zeit wird haben, wenn unser Herrgott auch für ihn (mit Geberde) einst ..... wird keine Zeit haben? .... Einst, Pannie!? (Wendet sich wieder zur Thüre rechts, geht langsam hinaus.)

Annchen (hinter ihm:) Nicht wieder so lange lesen oben, Herr Kaplan! Den schönen Kaffee nicht wieder kalt werden lassen! (Wendet sich zur Stube zurück.) Gleich kribbelig wird das Kaplanchen, wenn man etwas sagt, gleich kribbelig! (Ruft.) Maruschka! ... Maruschka! Ist der Kaffee fertig? .... Maruschka! (Geht dabei wieder zur Thür.)

Maruschkas Stimme (aus der Küche): Tak, Pannie! Tak! Tak!

Annchen (ab.)

Hoppe (schreibt noch einen Augenblick fort, hört dann auf, erhebt sich, geht einmal auf und ab, mit Zeichen von Ungeduld, vergleicht seine Taschenuhr mit dem Regulator).

Annchen (kommt mit Kaffeegeschirr): So, Onkelchen! Jetzt können wir aber gleich trinken! Gleich! Gleich! Gleich! (Bringt den Kaffeetisch in Ordnung.)

Hoppe (auf und abgehend): Der gute Gregor! Es giebt doch Leute, die nie fertig werden! Aus der kleinsten Messe macht er ein Pontifikalamt! Und um garnichts. Für unsere Leute paßt doch das nicht. Da ist ein Vaterunser mehr, als die längste Predigt. Das Seminar steckt ihm doch noch sehr in den Knochen, dem guten Gregor! (Setzt sich an den Kaffeetisch.)

Annchen (am Tisch stehend): Ach, Onkelchen, er meint's ja von Herzen gut, aber er versteht's bloß noch nicht so. Mein Gott auch! Vorm Jahr seine Primiz gehabt! So wie Sie! Bald 25 Jahre Priester! Wenn ich seh', wie schnell Ihnen das geht! Eins, zwei, drei! Die Leute mögen ja auch alle lieber, wenn Sie celebrieren, Onkelchen! (Schlägt sich vor den Kopf.) Ach, ich .... Kein Schmand! Auch keine Butter! (Eilig ab, nach einem Augenblick zurück mit Sahne und Butter.) Hier! So! ... Soll ich streichen, Onkelchen? (Schneidet Brot.)

Hoppe (Kaffee trinkend): Lernen wird das der gute Gregor aber doch müssen! (Nachsinnend, halb für sich.) Morgen die Totenmesse für die Ostrowska ...

Annchen (geht zum Fenster, öffnet es, ruft hinaus): Amandus! Kaffee! (Kommt wieder zurück, setzt sich aufs Sofa, fängt an, Kaffee zu trinken, versinkt dazwischen in Nachdenken, plötzlich:) Wenn ich so denk, die Ostrowska! Die Arme! Wie schwer die gestorben sein muß! Die Würmchen so allein zu lassen auf der Welt! Ohne jemand! .... Ich denk immer, Onkelchen, die muß wiederkommen! Die muß keine Ruh haben im Grabe!

Hoppe: Das hat Deine gute Mutter auch gedacht. Wieviel Jahre ist das her! Ich höre das doch wie heute! Wie heute im Ohr! Das gute Kindchen! ... Da oben, Anna ... Da oben werden wir uns alle wiedersehn.

Annchen (naiv): Und man kann wirklich nicht wiederkommen? Auch nicht als Geist? .... Ach, Onkelchen?

Hoppe (wieder trinkend, leichter): Mir ist noch keiner begegnet, Anna. Ich bin 52 Jahre alt. Wir müssen uns schon mit uns abfinden wie wir sind. Ich sag' ja, wenn Deine Mutter gekonnt hätte, die hätt's gewiß gethan. Schwer genug ging sie von Euch, das kannst Du mir glauben. Aber es muß wohl festhalten .... wohl festhalten.

Annchen (nach einem Augenblick, gedämpft): Onkelchen, wie hat doch eigentlich Mutterchen ausgesehen? So wie ich?

Hoppe: So wie Du! Bloß dunkleres Haar .... Und wohl etwas größer ... (Versunken.) Größer etwas ... Aber nicht viel! ... Unser Jettchen! ... Ja! ... Hübsches Kindchen! ...

Annchen: Ich kann mich immer ärgern, wenn Amandus sagt, er schlägt nach Mutterchen.

Hoppe: Amandus schlägt nach seinem Vater. Du hast ja Deinen Stiefvater noch gekannt, Anna?

Annchen: Ganz dunkel, Onkelchen! Ganz dunkel.

Hoppe: Ein stattlicher Mann, der brave Klein! Und ein offener Kopf. (Lächelnd.) Das hat unser armer Amandus leider nicht mitbekommen von seinem Vater.

(Schweigen.)

Annchen (leise): Und mein Vater, Onkelchen?

Hoppe (ernst): Warum fragst Du danach, Anna?

Annchen (schweigt einen Augenblick, fällt plötzlich dem Onkel um den Hals). Onkelchen, ich muß soviel daran denken, weil heut Mutterchens Geburtstag ist.

Hoppe (erstaunt): Jettchens Gebur .... Siehst Du Kind, wie man doch vergeßlich wird. Du hättest mich totschlagen können .... (Faltet wie unwillkürlich die Hände.) Sei ihr die Erde leicht!

Schweigen.

Annchen (zögernd): Onkelchen, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie was fragen will.

Hoppe: Was willst Du wissen, Kind?

Annchen (zögernd): Hat Mutterchen sehr schwer gehabt, wegen .... wegen ihrer ... wegen ihrer ... Sünde?

Hoppe: Laß sie in Frieden schlafen, Anna! Deine gute Mutter hat ihre Sünde gebüßt. Gott hat ihr verziehen.

Annchen: Sie auch, Onkelchen?

Hoppe (einfach): Wir tragen alle an unserer Bürde! Möge Gott uns verzeihen, wie er ihr verziehen hat! .... Warum meinst Du?

Annchen (drängt die Thränen zurück, leise): Weil Mutterchen ... so früh gestorben ist.

Hoppe: Dein Stiefvater war ein braver Mann. Er hat für Dich gesorgt, wie für sein Eignes. Du hast ihm genug zu danken ..... Sogar Deinen Namen. Aber ich will Dir sagen, Deine Mutter hat sich selbst nicht verziehen. Darum ist sie nicht alt geworden ....

Schweigen. Mechanisches Kaffeetrinken.

Annchen (plötzlich): Was wär' aus uns geworden, Onkelchen, ohne Sie!

Hoppe (ablenkend): Ach so, und wegen Euch soll ich wohl noch lange leben bleiben?

Annchen (plötzlich): Wissen Sie was, Onkelchen, wenn Sie mich mal nicht mehr haben wollen, was ich dann thu'?

Hoppe (lächelnd): Na, mein Fräulein? Heiraten?

Annchen: Ich werde Schwester! Ich geh' ins Kloster!

Hoppe: Wenn sie Dich nehmen, Anna! Das wirst Du Dir noch sehr überlegen, mein Kind! .... Sehr ... sehr überlegen! ... Damit spielt man nicht so! Aber wer wieder dahinter steckt, kann ich mir schon denken!

Annchen (kopfschüttelnd): Ach wo, Onkelchen!

Hoppe (unbeirrt): Das ist sicher wieder unser guter Gregor!

Amandus (stürzt von der Küche herein, streckt Annchen etwas entgegen, schreit mit blödsinnigen Lachen): Da! ... Da! ...

Hoppe (halb ärgerlich): Junge, bist Du ganz ...!!

Annchen (besieht es verwundert): Ein Radieschen! .. Onkelchen, er hat ein Radieschen gefunden! Das erste Radieschen!

Amandus (zeigt auf den Kaffee, dann auf sich, mit fragendem Grinsen): Kaffee??

Annchen (drückt ihn auf den Stuhl links von sich nieder): So! Hingesetzt, mein Jungchen! Trink! (Gießt ihm die Tasse voll.)

Hoppe (hat das Radieschen besehen, legt es hin): Wo hast Du denn das wieder ausgekratzt, Amandus?

Amandus (grinsend): Mistbeet!

Annchen: Jetzt wird es aber auch wirklich Frühling! . . . Onkelchen, ich möchte tanzen!

Kaplan (ist währenddeß von rechts her eingetreten, hat die letzten Worte gehört): Tanzen, Pannie? Heute tanzen? (Kommt an den Tisch, droht ihr mit dem Finger. Er hat das Ornat abgelegt und trägt einen schwarzen Rock.)

Annchen (etwas kokett): Ach, der Herr Kaplan muß auch alles hören!

Kaplan (hat sich gesetzt, ernst): Am heutigen Tage, Panna Annuschka? Am heutigen Tage?

Annchen (senkt den Kopf, schweigt).

Hoppe (etwas scharf): Kinderchen, was habt Ihr mit dem heutigen Tage?

Annchen (hastig): Onkelchen, Sie wissen ja . . . . Mutterchens . . . . .

Hoppe (steht schweigend auf, geht auf und ab).

Pause.

Kaplan (Kaffee trinkend): Ich habe gedacht, Herr Pfarrer, wenn wir eine heilige Messe lesen für die Seele der Verstorbenen . . . Nächster Zeit vielleicht. Panna Annuschka hat zu spät darüber gesagt. Dann hätten wir ja diesen Morgen haben können.

Hoppe (auf- und abgehend): Ich denke Du weißt, Anna, wir haben die Seelenmesse für Deine liebe Mutter bis jetzt immer im August gehabt. Am Todestag.

Annchen: Onkelchen, können wir nicht zweimal haben?

Hoppe (vor ihr stehen bleibend): Wenn Du für Deine Mutter etwas Besonderes thun willst . . .

Annchen: Ja, denken Sie nicht, Onkelchen? Der Herr Kaplan meint auch.

Kaplan: Nach der Lehre und den Vorschriften unserer heiligen Kirche, Panna Annuschka.

Hoppe (auf- und abgehend): Gewiß, Kindchen, können wir die Seelenmesse für Deine liebe Mutter haben.

Amandus (der das Radieschen auf dem Tisch schon lange fixiert hat, langt plötzlich danach und verschlingt es mit Behagen).

Annchen (in komischem Aerger): Pfui, Amandus, nicht mal abgewaschen! Mit Erde und Allem! Schäm' Dich doch! Pfui!

Amandus (behaglich grinsend, klopft sich auf den Bauch): Gut! . . . Gut!

Hoppe (ist nachdenklich hin- und hergegangen): Unsere jüngeren Herren! . . . Ja, ja! Die liebe Jugend! Das stürmt so alles! Das möchte am liebsten Rom an einem Tage aufbauen. Später . . . Wenn man in die Jahre kommt . . .

Kaplan: Wird sich alt, wird sich kalt, sagt uns ein Sprichwort der Deutschen.

Hoppe (stehen bleibend): Ihr jungen Leutchen auf dem Priesterseminar jetzt . . . Ihr habt mir zu viel im Kopf! Aber wenn Ihr's gebrauchen sollt . . . Ihr versteht mir das Leben zu wenig! Und das verlange ich von einem Geistlichen zu allererst.

Kaplan: Aber woraus schöpfen die Erkenntnis des Lebens, Herr Pfarrer? Wie den Versuchungen des Lebens-Stand halten, den Anfechtungen, den Zweifeln! . . . Den Angriffen der Gegner, wenn das theologische Wissen nicht unserm Glauben zu Hilfe kommt. Ein Priester ohne die Kenntnis unserer ehrwürdigen theologischen Litteratur, wie ein Soldat ohne Waffe, welchen die Feinde überfallen und binden.

Hoppe (hat sich wieder an den Kaffeetisch gesetzt): Wenn ich an meine Jugend-

zeit denke und Euch dabei sehe, dann muß ich mich wirklich oft wundern. Wir waren doch auch ganz gut beschlagen in der Wissenschaft. Im Disputieren will ich's noch mit jedem aufnehmen. In der Dogmatik und sonst worin. Aber wir faßten die Sache doch am andern Ende an.

Annchen: Ach, Onkelchen, Sie können ja alles.

Hoppe (nachdenklich): Ja, was man als junger Kaplan auf seinem Kopf gehabt hat! Gearbeitet hab' ich wirklich wie ein Pferd! Aber nicht hinter den Büchern! Dazu war gar keine Zeit. Da hätte mich mein Pfarrer schön angesehen. Die praktische Arbeit in der Parochie! Dafür kannte ich auch jeden von meinen Parochianen beim Vornamen von seinen Großeltern. Die Leute wären für mich durch's Feuer gegangen. Da bekommt man einen Einblick ins Leben. Und manche vergnügte Stunde hat's doch auch gegeben! . . . Ach, Kinder, ja, wenn man noch so'n Spring-ins-Feld ist . . . !

Annchen: Onkelchen, Sie sind ja noch so jung!

Hoppe: Ja das Herz ist jung, wenn die Knochen auch alt sind.

Annchen (neckisch): Und unser Herr Kaplan, der ist immer so ernst, so finster . . . .

Kaplan (zurückhaltend): Die Temperamente sind verschieden, Panna Annuschka. Wir müssen zufrieden sein, wie das Loos uns gefallen ist.

Maruschka (steckt den Kopf durch die Thürspalte, schreit): Panna! Prosza Panna! Posti!

Annchen (steht auf, geht ihr entgegen): Ihre Zeitung, Onkelchen! (Nimmt Maruschka die Postsachen ab.) Ach und so viel heute!

Maruschka (hat noch einen Augenblick zugesehen, dann ab).

Amandus (guckt angelegentlich durchs Fenster, schreit plötzlich): Alle Hühner! . . . . Alle Hühner! (Springt auf und zur Thür hinaus.)

Annchen (hat Hoppe die Postsachen gegeben, eilt ans Fenster): Was hat er denn schon wieder?! (Sieht hinaus.) Herr Du mein Gott, die Hühner im Garten! Aber auch alle Hühner! Und wie sie picken! Unsere schöne Grassaat! (Reißt das Fenster auf): Na schnell Amandus! Schnell!

Hoppe (die Postsachen in der Hand): Bekommt er sie raus?

Annchen (eifrig zusehend): Und Bello immer mit hinterher! Ach ist das ein Hund! Jetzt jagt er sie wieder auseinander! (Hinausrufend): Bello, willst Du wohl! . . . . Durch die Pforte, Amandus, durch die Pforte! . .

Hoppe (die Postsachen durchsehend, zerstreut): Geht's nicht?

Annchen (ruhiger): So! Jetzt! Endlich! (Schließt das Fenster.) Die hätten die ganze frische Saat ausgepickt.

Hoppe: Hier ist für Sie ein Brief, Herr Kaplan. Poststempel Breslau. (Giebt ihm den Brief.)

Kaplan (erbricht den Brief lebhaft): Ah, wirklich! Früher als ich gehofft habe! (Liest.)

Hoppe (nimmt eine Postkarte): Was ist denn das für eine Handschrift? Kenn' ich doch nicht!

Annchen (kommt wieder an den Tisch): Ist nicht was für mich da, Onkelchen?

Hoppe (lesend): Für Dich nicht. Von wem willst Du was bekommen? (Aufsehend.) Du, Anna, weißt Du, daß Besuch kommt?

Annchen (ungläubig): Ach Sie spaßen, Onkelchen. Besuch?! Zu uns? Ach wo! Wer denn?

Hoppe (schalkhaft): Na rat mal, mein Fräulein!

Annchen (noch ungläubig): Besuch?! Wer wird denn kommen! Ach, Onkelchen, der Herr Pfarrer Panetzki wird kommen ..... Oder der Herr Pfarrer Bartel wird sich anmelden ..... Oder der Herr Dekan ... Ja, Onkelchen? Sagen Sie doch! (Sucht ihm die Karte abzuschmeicheln.)

Hoppe (festhaltend): Nein, kein Pfarrer! Ein Anderer!

Annchen (neugierig): Kein Pfarrer? Dann ein Kaplan! Ach, Onkelchen, zeigen Sie doch! (Nachsinnend): Aber wer denn? Wer bloß?

Hoppe (amüsiert): Auch kein Kaplan! Ueberhaupt kein Geistlicher! ... Ein ganz Anderer! Auf den Du garnicht kommst! ... Ein junger Student!

Annchen (mit offnem Munde): Aaaach?? (Wieder enttäuscht.) I wo! Ist ja nicht wahr! Ich weiß, Sie wollen 'n Menschen bloß neugierig machen und nachher ist nichts! Ich glaub' Ihnen überhaupt nicht! (Nachsinnend.) Ein junger Student?

Hoppe: Ein ganz frischgebackener! ... Hans Hartwig! (Giebt ihr die Karte.) Da lies!

Annchen (in höchster Ueberraschung): Hans Hartwig aus Lichtenau?! ... Cousin Hans?! .... Wann denn? Wann?

Hoppe: Cousin Hans. Ja. Den Du mal als Kind kennen gelernt hast. Ihr seid ja wohl beide ziemlich im selben Alter.

Annchen (begeistert): Der kleine Hans! Der kleine Hans! (Lesend.) Meinje! Ist das eine Schrift! Aber das sind die klügsten Menschen! (Aufsehend.) Cousin Hans soll ja so 'n kluger Mensch sein, haben Sie immer gesagt? (Liest wieder.)

Hoppe: Ja, nach dem, was ich von ihm gehört habe .... Du mußt bedenken, Anna, ich hab' ihn zuletzt gesehen, wie Du auch da warst in Lichtenau. Wir ihr beide solche kleinen Puttger war, eins immer kleiner wie das andere.

Annchen (wieder außer sich): Nein, aber dieser Hans! Jetzt zu kommen! Als Student! Ich besinne mich noch ganz genau, wie er aussah. So klein und hitzig! Aber gegen mich war er sehr gut! Ein gutes Herz hat er! (Liest wieder.)

Hoppe (nachdenklich): Nach seiner Mutter! Deine Tante ist eine sehr kluge Frau, Anna. Ein sehr kluges Frauchen!

Annchen (aufsehend): Und wie flott er schreibt, Onkelchen! Ganz wie der richtige Student! Eins, zwei, drei! Lieber Onkel, Examen gemacht, dispensiert worden! Denken sich bloß, Onkelchen, dispensiert vom Examen! Wenn ich da unsern Amandus seh'!

Kaplan (hat seinen Brief wieder und wieder gelesen, ist mehrmals in tiefes Nachdenken versunken, hat dann den Brief eingesteckt und aufmerksam zugehört, vorwurfsvoll): Selig sind die Armen im Geiste, Pannie, denn ihrer ist das Himmelreich.

Annchen: Denken sich doch bloß, Onkelchen! Mit achtzehn Jahren schon so weit! Grad' so alt ist er wie ich! Und geht zur Universität! (Umhertanzend.) Nein dieser Hans! Wann er denn eigentlich kommt? Was schreibt er denn? (Wieder zum Tisch, um die Karte zu lesen.)

Kaplan (ernsthaft): Unsere Panna! Unsere Panna, Herr Pfarrer! Ganz außer sich gebracht ist sie!

Annchen: Da soll sich 'n Mensch nicht freuen, wann mal so ein seltener Besuch kommt! Mit dem man noch gespielt hat, als Kind .... Onkelchen, Sie sind ja auf einmal so ernst? Weil Hans kommt? (Geht zu ihm, legt den Arm um ihn).

Hoppe (versunken): Siehst Du, Anna, so wie Du mit Hans, so bin ich

mal mit der Mutter von Hans zusammen gewesen. Aber Jahre lang! Nicht so wie Ihr bloß ein paar Tage!

Annchen (bei ihm): Später doch auch, Onkelchen?

Hoppe: O ja, Kindchen. Lang genug! Auch noch als so junge Leutchen, wie Ihr jetzt. Wir waren ja zusammen in der Schule. Das heißt natürlich, in derselben Stadt. Bis ich dann zur Universität kam.

Annchen (erstaunt): Was, Onkelchen. Sie waren auch auf der Universität? Als was denn? Ich dachte, Sie waren gleich auf dem Seminar?

Hoppe: Siehst Du, was Du noch alles zu hören bekommst von Deinem alten Onkel! Ja, ich wollte Mediziner werden, Anna. O ich sag' Dir, ich bin auch ein ganz flotter Student gewesen, meiner Zeit in Breslau.

Annchen: Das glaub' ich, Onkelchen! Da kann ich Sie mir so recht vorstellen! Sie mit der Studentenmütze! Darum können Sie auch alle die vielen Studentenlieder . . . . . Was meinen Sie, Onkelchen, ob Cousin Hans auch eine Studentenmütze aufhaben wird?

Hoppe: Das weiß ich doch nicht, Anna. Da mußt Du schon warten, bis er da ist.

Annchen (ungeduldig): Ja, aber wann kommt er denn eigentlich? Daß er das auch nicht schreibt! Man muß sich doch einrichten!

Hoppe: Unterwegs muß er schon sein nach der Karte. Du kannst ihn jeden Tag erwarten, Anna.

Kaplan: Er wird sich schon einfinden, der junge Herr, rechtzeitig. Wenn er wüßte, wie sehnsüchtig ihn die Panna erwartet, vielleicht beeilt er sich.

Annchen (überhörend): Und Onkelchen, Kuchen muß ich backen! Kuchen backen muß ich! Und nach der Stadt müssen wir schicken, nach Fleisch! Daß wir doch etwas haben! Schrecklich, daß man auf dem Dorf nichts bekommt. Laß' man Szychowski gleich nachher reiten! Soll ich Räderkuchen backen, Onkelchen, oder Napfkuchen?

Hoppe (zerstreut): Siehst Du, Kindchen, so wäre aus Deinem Onkel bei einem Haar ein Arzt geworden, und kein Geistlicher. Und wir Alle würden nicht hier sitzen . . . .

Annchen (bei ihm): Dann wollen wir froh sein, Onkelchen, daß es so gekommen ist! Ja? Ach, seien Sie vergnügt, Onkelchen! Und wenn Hans kommt, wollen wir singen und tanzen und springen. Der Herr Kaplan muß auch mittanzen. Und Sie singen uns ein Lied vor! Aus Ihrer Jugendzeit! Ein Studentenlied! Ein lustiger Musikante . . . . .

Hoppe (einfallend): Spazierte einst am Nil . . .

Annchen (vergnügt): Sehen Sie, Onkelchen, wie gut das geht! Und Hans singt auch was . . . . . Sind Sie nicht auch neugierig, Onkelchen, wie Hans aussehen wird?

Hoppe: Nach seiner Mutter, Anna! Hans ähnt nach seiner lieben Mutter. So wie sie als Mädchen aussah . . . (Erhebt sich.)

Annchen: Wo wollen Sie hin, Onkelchen?

Hoppe: In Ruhe mein Brevier beten. Du weißt ja, Kind, es ist meine Zeit. (Nimmt ein Buch vom Schreibtisch, geht langsam hinaus.)

Annchen (vergnügt auf und ab): Ach ich bin heut ganz . . . Ich weiß garnicht, wo mir der Kopf steht! Und so ein schönes Frühjahr heute! So ein schönes Frühjahr! (Oeffnet das Fenster zum Garten und schaut hinaus, tief aufatmend): Wie warm die Sonne scheint, so früh am Tage!

Kaplan (sehr ernst): Und der Geburtstag von Ihrer armen Mutter heute, Panna Annuschka, für die wir nicht einmal eine Seelenmesse übrig gehabt haben am heutigen Tage.

Annchen (am Fenster, versunken): Daran hab' ich eigentlich nie gedacht, daß Mutterchen ein Frühjahrskind gewesen ist. Nie gedacht.

Kaplan: Ihre Mutter wird auch kein Leben so gehabt haben, Pannie, wie ein Frühlingskind. (Erhebt sich und geht auf und ab).

Annchen (mit tiefem Seufzer): Daß Einem das immer wiederkommt! So lang, wie das schon her ist! Onkel sagt auch, Mutterchen hat die Sünde abgebeichtet und abgebüßt. Der liebe Gott hat sie zu sich genommen. Warum muß man denn immer daran denken. Mutterchen ist ja lang begraben. (Setzt sich auf einen Stuhl am Fenster).

Kaplan (stehen bleibend, mit asketischem Ausdruck): Aber die Sünde der Verstorbenen ist nicht mitbegraben! Die Frucht der Sünde lebt und hängt an weltlichen Gedanken, Panna Annuschka. Selbst am heutigen ernsten Tage soll das pochende Gewissen da innen übertäubt und die Stimme der Vergangenheit beschwichtigt werden. Aber welche Möglichkeit, die Sünde zu vergessen, solange das Kind der Sünde in eitler Weltlust dahinlebt. (Er steht hinter ihr und hat mit erhobenem Ton gesprochen).

Annchen (gesenkten Kopfes, halb weinend): Aber was hab' ich denn gethan, liebster, bester Herr Kaplan? Weil ich mich gefreut habe, daß Cousin Hans kommt?

Kaplan (wieder auf und ab): O Pannie, das Schicksal Ihrer armen, sündigen Mutter steht auf Ihrem Wege als ein warnendes Exempel, wie eine erhobene Hand, die zu der Stätte der Buße und des Friedens weist. O Panna Annuschka, zu Ihrem eigenen, ewigen Heile und zur Erlösung der armen Seele der Verstorbenen aus den Qualen des Fegefeuers . . . . Bringen Sie sich selbst als ein Opfer dar! (Verzückt vor ihr stehen bleibend.) Arme verirrte Seele, finde den Mut der Ueberwindung! Laß die Erleuchtung des heiligen Geistes über Dich kommen!

Annchen (verzweifelt): Aber ich kann doch nicht ins Kloster ohne Onkel! Und Onkel will doch nicht. Ich bin ja noch so jung! (Halb weinend): Warum sind Sie bloß so furchtbar streng gegen mich, Herr Kaplan. So streng hab' ich noch keinen Beichtvater gehabt.

Kaplan (hat sich neben sie gesetzt): Streng, mein Kind? Weil ich die Verantwortung trage für das Heil Deiner Seele . . . . einst am jüngsten Tage! Weil ich, wenn der allerhöchste Richter mich einst fragen wird, nicht dastehen will mit leeren Händen. Darum habe ich selbst für Dich geworben bei den Vincentinerinnen in Breslau. Jeden Tag kannst Du Dich einkleiden lassen, wenn Du mit Dir einig sein wirst. Hier ist der Brief, mein Kind. Welche Fügung des Himmels, daß wir gerade am heutigen Tage von der Schwester Oberin die Zusage erhalten müssen. (Hat in der Brusttasche nach seinem Brief gesucht, giebt ihn Anna.)

Annchen (zerknirscht): O du mein gnädiger Gott! Aber ich kann doch jetzt nicht! (Schluchzt vor sich hin und hält den Brief in der Hand, ohne ihn zu lesen.)

Kaplan (gütig, indem er die Hand auf ihren Kopf legt): Wir wollen Dich nicht drängen, mein Kind, wenn Dein eigener Wille nicht treiben wird. Aus freiem Entschluß muß das Opfer dargebracht werden, damit wir seiner Früchte teilhaftig werden können. Aber geh' in Dich, mein Kind, suche den Vorsatz

in Dir zu erwecken, rufe die heilige Mutter Gottes zu Deinem Beistand an ... Glaube mir, die Kraft wird kommen. Wenn Du dann als reine Braut vor Deinem Heiland stehst, dann wird die Sünde von Dir genommen sein und Deine arme Mutter wird eingehen zum ewigen Frieden.

Annchen (erschüttert die Hände faltend): Mutterchen, Mutterchen!

Kaplan: Und Du selbst, mein Kind! Wenn Du ermessen könntest, welches Glück in diesem Briefe für Dich liegt! Keine Versuchung mehr! Keine häßlichen Gedanken! Der Friede auf Erden schon, den wir Andern noch so bitter erkämpfen müssen! Willst Du den Brief von der Schwester Oberin nicht lesen, mein liebes Kind?

Annchen (springt auf, macht sich am Kaffeetisch zu thun): Nein wirklich, jetzt nicht, Herr Kaplan! Jetzt kann ich aber wirklich nicht! Ich hab' ja auch noch so viel .... (Der Regulator schlägt). Herr Du mein Gott, schon neun Uhr! Und wenn Hans heute kommt! Ich hab' nichts da! Nicht mal 'n paar Kuchen! Garnichts! Aber jetzt auch gleich ran! (Räumt den Kaffeetisch ab.)

Kaplan (schlägt sich verzweifelt vor den Kopf): O Panna Annuschka! O Panna Annuschka!

Maruschka (streckt ihren Kopf zur Küchenthür herein, winkt geheimnisvoll wichtig): Pannie .... Pannie! ...

Annchen (geht zur Thür, läßt sich von Maruschka etwas ins Ohr flüstern, halblaut): Ein junger Herr? Zu un ....? Mit 'm Wa ....?? (Plötzlich außer sich): Das ist Hans! Das ist Hans! Und ich mit 'm Morgenrock! Schnell, schnell, Maruschka! Hol' ihn 'rein! ... Laß ihn doch nicht so lang draußen stehen, dummes Mädchen! .... Wart' doch nur! ... Ich hol' ihn ja! Bin ich denn auch ... (Läuft vor den Spiegel): Ach, ist ja gut! Er wird nicht sehen! (Einen Augenblick vor dem Kaplan). Bin ich so gut, Herr Kaplanchen? .... Ach, und mein Haar! (Ordnet geschwind ihr Haar.)

Kaplan (finster): Gehen Sie, Pannie! Gehen Sie!

Annchen (begeistert): Hans! ... (Ab mit Maruschka, die währenddeß schnell das Kaffeegeschirr aufgenommen hat.)

Kaplan (erhebt sich, geht auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Nach einem Augenblick)

Amandus (in der Thür, kommt näher mit allerlei wichtig fragenden Geberden, deutet neugierig nach draußen): Schöne Pferd draußen! Fremde?

Kaplan (geht, ohne zu antworten, auf und nieder).

Amandus (sieht horchend in der Mitte des Zimmers).

Kurze Pause. Draußen Stimmen.

Hans (in der Thür mit Annchen): Ja, das mit dem Wagen, das war schließlich noch großartig getroffen!

Annchen (verlegen rot): Hier, bitte schön .... in unsere Wohnstube! Sie wissen schon, wie es ist .... alles ganz einfach ... Der Onkel ... (Stockt und sieht Hans verlegen an.)

Hans (hat den Kaplan erblickt und sich etwas verlegen verbeugt).

Kaplan (am Fenster, mit förmlicher Verbeugung): Guten Morgen.

Annchen (ist näher gekommen, noch etwas verlegen): Das ist hier ... He ... ... Cousin Hans ... und das ist unser Herr Kaplan von Schigorski .... (Schalkhaft.) Unser Herr Kaplanchen nenn' ich ihn immer.

(Beide haben sich nochmals verbeugt.)

Hans (am Tisch stehend und sich umsehend): Also hier! Hier! .... So

hab' ich mir's auch vorgestellt. So gemütlich und .... (Schaut Annchen an.) Ja, wirklich! Ganz so!

Annchen (noch immer verlegen, indem sie das „Sie" zu verschlucken sucht): Ach, der Onkel ist ja so .... Das soll alles so bleiben. So beim Alten .... Aber wir wollen uns doch hinsetzen. Das .... Sie ... müssen doch recht müde .... (Schaut Hans voll an.)

Hans (hat seine Unbefangenheit wiedergefunden): Ach, das bischen Marschieren! Und dann mit der Aussicht hierher! Aber wenn nochmal Sie gesagt wird, Cousine Annchen, setz' ich mich überhaupt nicht, zieh' gleich wieder los. Sie! Unsinn ist das ja!

Annchen (ist rot geworden, dreht sich zur Seite, erblickt Amandus, der sich beim Eintreten der Beiden hinter dem Wäscheschrank verborgen hat). Der ungezogene Bengel! Hinter dem Schrank zu stehen, statt guten Tag zu sagen! (Einen Schritt vor.) Na, willst Du wohl vorkommen, mein Brüderchen!

Hans (erstaunt): Also das ist Amandus?! Sieh mal an!

Amandus (Grimassen schneidend): Nein! ... Nein! ...

Annchen (leicht geärgert): Muß ich Dich wirklich vorholen? Pfui, Amandus! ... Wart', ich sag's dem Onkel! (Rufend): Onkelchen!

Kaplan (noch am Fenster): Lassen wir ihn in seiner Ecke, Panna Annuschka! Wenn er sich wird gewöhnt haben, wird er sich dem Herrn Studiosus schon zeigen.

Annchen (zwischen Aerger und Humor): Dann steh' Du da, bis Du schwarz wirst! (Dreht sich zu Hans). Ach, wir wollen uns gar nicht kümmern um den dummen Jungen!

Hans (auf Amandus zugehend): Aber guten Tag muß ich ihm doch sagen. So schüchtern braucht er doch vor mir nicht zu sein. (Reicht ihm die Hand.) Guten Tag, Amandus!

Amandus (Grimassen schneidend): Tag!

Hans (vor ihm, lächelnd): Na, wie geht's? Gut?

Amandus (starrt ihn an, drängt sich plötzlich zwischen Hans und dem Schrank durch, stürzt zur Thür hinaus).

Hans (kommt achselzuckend zurück): Nichts zu machen! Na wir werden schon sehen! Ist er immer so? (Steht vor Annchen.)

Annchen (ärgerlich): Ach gewiß! Ach .... Na wart', mein Jungchen!

Kaplan (einfallend): O bitte, Pannie! Nicht immer wollen wir sagen. Nur wenn er seine ganz besondern Antipathien ausdrücken will.

Annchen (hat Hans unverwandt betrachtet, ohne auf den Kaplan zu hören, plötzlich begeistert): Aber der Onkel! .... Der Onkel! ... Das wird eine Ueberraschung sein! (Schnell ab.)

Hans (zum Kaplan): So? Das ist ja recht feierlich! Dann müßte man also eigentlich gleich rechtsum kehrt und wieder zurück, von wo man gekommen ist, wenn's nach Amandus ginge!

Kaplan (achselzuckend): Wer will die Geheimnisse einer so armen Menschenseele ergründen?

Hans (auf und ab, mit seinen Gedanken beschäftigt): Also, das ist Rosenau! .... Rosenau! .... Hab' ich's doch noch gefunden!

Kaplan: Haben Sie Schwierigkeiten gehabt mit dem Wege hierher?

Hans (stehen bleibend): Ach das war ja eine ganz verzwickte Geschichte! Rein wie der Weg ins verzauberte Land!

Hoppe (erscheint in der Thür mit Annchen, erkennt bei seiner Kurzsichtigkeit Hans nicht sofort): Also nicht Hans?

Annchen (ernsthaft): Nein, wirklich nicht, Onkelchen! Ein ganz fremder Herr! Ich kenn' ihn auch nicht.

Hans (einen Schritt vor, ohne etwas zu sagen).

Hoppe (hat sich ebenfalls genähert, mit kurzer Verbeugung): Mein Name ist Hoppe! Womit kann ich dienen? (Aufdämmernd.) Han . . . .?

Hans (ihm entgegen, freudig): Onkel Hoppe!

Hoppe (ihn nach polnischer Art umarmend): Also doch Hans Hartwig! (Betrachtet ihn.) Ja, ja, das ist das Gesicht . . . .

Annchen (klatscht in die Hände): Angeführt, Onkelchen! Angeführt!

Hoppe: Da soll man wohl nicht, wenn Du mit solchem ernsten Gesicht kommst! Alte Leute betrügen! . . . Hans, nimm Dich vor dem Fräulein in Acht.

Annchen: Onkelchen, Sie haben Hans wohl für einen Weinreisenden gehalten?

Hoppe (lachend): Ihr Weibsbilder seid Spitzbuben, Ihr barbiert uns ja alle über den Löffel!

Hans (humoristisch): Na, bei mir soll ihnen das schwer fallen!

Annchen (eifrig): Aber Onkelchen, hat Herr Hans nicht einen ganz netten Schnurrbart? (Betrachtet Hans voll Stolz.)

Hans (etwas verlegen): Jetzt aber die Generalmusterung. Da muß man ja ordentlich rot werden!

Annchen: Nein wirklich! (Wieder in Betrachtung versunken.) Ueberhaupt so jung und so . . . . !

Hoppe (aus einem Nachdenken erwachend): Kinderchen, ich glaube gar, Ihr siezt Euch noch! Habt Ihr Euch denn schon'n Kuß gegeben?

Hans: Ich hab' ja noch keinen bekommen. (Mit leiser Erregung.) Na, giebst mir einen, Annchen?

Annchen (überläßt sich ihm mit einem vollen, wortlosen Blick.)

Hans (küßt sie und drückt sie leise an sich).

Hoppe (geht zum Tisch): So, Kinder! Ihr seid doch Cousin und Cousine. Wenn auch im zweiten Grade. Deine liebe Mutter, Hans, ist meine richtige Cousine. Natürlich auch von Annas seliger Mutter, von unserm Jettchen.

Kaplan (ist langsam vom Fenster zur Thür gegangen): Ich bitte die Herrschaften um Entschuldigung . . . . .

Annchen (ihm nach): Wollen Sie nicht zum Frühstück bleiben, Herr Kaplan? Ich mach' gleich was.

Kaplan: Ich werde sehr bedauern, Pannie. Meine Zeit wird nicht erlauben.

Annchen (hat sich wieder zurückgewendet): Ach, nu geht der Herr Kaplan! Der Unterricht kann doch auch mal ausfallen. Grade heute!

Kaplan (schon in der Thür): Die Zeit ist kurz bemessen. Die Annahme der Kinderchen für die heilige Kommunion steht so nahe bevor. (Mit erhobener Stimme.) Die Pflicht ruft, Pannie! (Ab.)

Annchen (kurz angebunden): Wer nicht will, der hat schon! (Verändert.) Aber Hanschen wird essen. Hanschen kann mir nichts abschlagen. Dazu hat er ein viel zu gutes Herzchen. Onkelchen, wie groß Hanschen geworden ist! Und wenn ich denk, so klein war er damals.

Hans (sitzt am Tisch, in die Betrachtung von Anna, die vor ihm steht, versunken): Ja, ja, Annchen!

Annchen: Ordentlich aufsehen muß man zu dem Herrn Studiosus!

Hans (erwachend): Das weißt Du ja nicht, Anna.

Annchen: Das hab' ich doch vorher gesehen!

Hans (aufstehend): Na, wollen mal probieren! (Beide stehen sich dicht gegenüber und halten sich bei den Händen. Ihre Augen ruhen in einander. Momentanes beklommenes Schweigen.)

Annchen (verhalten erregt): Siehst Du, wieviel größer Du bist!

Hans (mit verhaltener Kraft): Das gehört sich auch so!

Hoppe (der so lange nachdenklich am Tisch gesessen hat, sieht auf): So, Hans, jetzt setz' Dich mal zu uns und erzähl' uns von Deinen Thaten! Also zuerst meine Gratulation zum Examen, Herr Studiosus! Oder eigentlich Mulus müßte man Dich nennen. Daß Du so fortfährst und Deinen lieben Eltern viel Freude machst! Deiner guten Mutter! (Reicht ihm die Hand.)

Hans (Hoppes Hand schüttelnd): Danke schön, Onkel Hoppe! . . . Dir auch, Anna! (Drückt Annchens Hand.)

Annchen (versunken): So also sieht ein junger Student aus!

Hoppe (aufgeräumt): Und Du, Anna, statt dem Hans soviel in die Augen zu sehen . . . . Bring uns lieber was ordentliches zu trinken. Und zu essen auch! Sonst verhungert uns Hans noch. Und dann wollen wir Deinen lieben Cousin so bald nicht fortlassen, was meinst Du dazu, Anna?

Annchen (freudig): Ach ja, Onkelchen! Ach . . . ja! Vier Wochen wenigstens!

Hans (etwas gedrückt): Vier . . . . Wochen! Wer weiß, wie lang ich da schon in Heidelberg sitz'! . . . Nein, aber was ich sagen wollte . . . Also viele Grüße von Hause!

Hoppe: Mein Gott! Wie viele Jahre ist das her, daß ich Deine lieben Eltern zum letzten Mal sah! Deine Mutter, das gute Kindchen! . . . . So bringt Einen das Leben auseinander.

Annchen (aufspringend): Ach Onkelchen, da fällt mir ein, draußen wartet ja der Wagen auf Sie! (Steht am Tisch.)

Hoppe (erstaunt): Auf mich? Was für'n Wagen?

Annchen (eifrig): Ja, denken sich bloß, Onkelchen, was Hans alles für Abenteuer unterwegs gehabt! Er ist ja zu Fuß gegangen, die halbe Nacht durch . . . .

Hoppe: Und Kinderchen, was ist das mit dem Wagen für eine Geschichte?

Annchen (naiv): Ach Onkelchen, Sie sollen ja zum Kranken kommen!

Hoppe (aufspringend): Zum Kranken?? Ein Wagen?! Kinderchen, das sagt Ihr mir jetzt erst?

Hans: Ja, ich traf den Wagen eine halbe Stunde vor dem Dorf. Er fuhr zu Dir, Onkel Hoppe. Er will Dich zum Kranken holen. Da fuhr ich gleich mit.

Hoppe (hat den Rock abgeworfen und das Ornat aus dem Schrank genommen): Und das sagt Ihr mir jetzt erst! Der arme Mensch kann ja unterdeß gestorben sein.

Annchen (hilft ihm beim Anziehen): Ach, Onkelchen, er wird schon nicht!

Hoppe (eifrig beschäftigt): Zum Kranken! Na, Ihr seid mir die Richtigen!

Euch möcht ich mein Seelenheil auch nicht anvertrauen! Gut, daß Du nicht Theologe werden willst, Hans.

Hans: Ja, weiß Gott, Onkel Hoppe! . . . Aber das hatt' ich wirklich total verschwitzt.

Hoppe (auf dem Sprunge): Also, nun vor allem, Anna, bring' Deinem Cousin was zum Anbeißen! Und 'n ordentlichen Schluck Wein! Das hält Leib und Seele zusammen. Und besonders nach solch einem Nachtmarsch! Laß Deinem Cousin an nichts fehlen, Anna! Sonst bringt er uns am Ende noch rum, daß wir ihm nichts geben wollen. (Sucht etwas auf dem Schreibtisch.)

Hans (hat sich erhoben): Aber Onkel Hoppe!

Annchen (mit zärtlichem Blick zu Hans): Ach, Onkelchen, Hanschen weiß ja, daß ich mich bloß so fürchterlich freu', daß er da ist, deswegen mag ich garnicht raus und was machen!

Hans (vor ihr, mit leisem Händedruck, gedämpft): Weiß der Himmel, ich hab' auch gar keinen rechten Appetit!

Hoppe (fertig zum Gehen, zerstreut): Ja 'n gutes Kindchen die Anna! . . . Lernen muß sie freilich noch manches! (Reicht Hans die Hand): Also, wenn Du Dich langweilst, Hans, da stehen Bücher. Und zu Mittag bin ich wieder zurück. Adieu, Anna! (Will ab.)

Annchen: Adieu, Onkelchen! . . . . Ach, Onkelchen?

Hoppe (schon in der Thür): Was denn noch?

Annchen (bei ihm): Onkelchen, heut' Nachmittag haben wir doch keine Stunde? . . . Ueberhaupt nicht, so lang' Hans hier ist, nein?

Hoppe (eilig): Nein, nein! Damit Du Deinen Hans ganz hast! . . . . Und nimm Ungarwein zum Frühstück! Das paßt am besten. (Ab.)

Annchen (von der Thür zurück): So aber jetzt schnell! Daß Du Armer wenigstens was Warmes in den Magen bekommst! Schnell etwas braten!

Hans (vor ihr, wie mit zugeschnürter Kehle): Ach, laß doch, Annchen! (Faßt unwillkürlich Annchens Hand, die sie ihm willenlos überläßt. Schweigender Händedruck. Beide Auge in Auge, in mühsam gedämpfter Erregung.)

Annchen (verhalten): Sei mir nicht bös', Hanschen!

Hans (gepreßt): Aber, Annchen, warum?

Annchen: Weil ich Dich hier so lang' ohne was sitzen laß. Aber ich möchte am liebsten immerfort stehen und Dich ansehen.

Hans (mit krampfhaftem Händedruck): Und ich Dich!

Annchen (leise): Ach, mich! (Steht noch einen Augenblick, sucht sich dann loszumachen.)

Hans (festhaltend): Ach, bleib doch Annchen!

Annchen: Nein, laß man, Hanschen! Ich komm' ja gleich! Bloß sehen, was Maruschka macht! (Macht sich los und ab.)

Kurze Pause.

Hans (steht noch einen Augenblick wie betäubt, reckt sich krampfhaft, geht sinnend auf und ab, leise summend, so daß man hier und da die jauchzende Erregung merkt, bleibt manchmal stehen, öffnet schließlich das Fenster, streckt seinen Kopf hinaus, wie um ihn zu kühlen).

Pause.

Annchen (kommt mit Weinflaschen und Gläsern, setzt sie auf den Tisch: So, jetzt wollen wir sitzen und ein Gläschen Wein trinken und uns was Schönes erzählen, Hanschen, wie viel armen Mädchen Du schon den Kopf verdreht hast. Ja, Hanschen? Ach ja! Das mußt Du mir erzählen. Ich hol' bloß noch

das Essen. Denk Dir bloß, Maruschka hat schon selbst besorgt. Die ist sonst garnicht so! Die hast Du schon ganz verliebt gemacht. Ach, wir Armen! (Vor ihm.) Also schnell, Hanschen, wie viel Mädchen hast Du schon geküßt?

Hans (ernst): Keine, Anna! Außer meiner Schwester! Du bist die erste!

Annchen: Ach mein Gottchen! Draußen wird ja alles kalt. (Eilig ab, nach einem Augenblick mit Tellern und Schüsseln zurück, die sie auf den Tisch setzt.) Jetzt wollen wir essen und trinken und fröhlich sein. Wer weiß, wie lang's dauert! Setz' dich hierher, Hanschen! (Deutet auf's Sofa.)

Hans (geht zum Sofa): Und Du, Annchen?

Annchen (unbefangen): Ich setz' mich neben Dich, Hanschen. (Beide setzen sich neben einander auf's Sofa, Annchen rechts, Hans links.)

Hans: Ja, wer weiß, wie lang's dauert! Uebermorgen um diese Zeit sitz' ich schon wieder unterwegs. Dann fahr ich schon! .... Hinaus! In die Welt!

Annchen (hat Wein eingeschenkt, erschrocken): Uebermorgen schon? Aber das hat doch gar nicht gelohnt!

Hans: Ja was hilft's! Ich muß doch zur Universität! (Begeistert.) Ach, Annchen, ich freu' mich schon so!

Annchen (traurig): Und ich hab' gedacht, Du bleibst wenigstens vier Wochen! Nu hat man sich so gefreut! Nu kommst Du nach so vielen Jahren mal und willst auch gleich wieder weg. Dann hättest Du schon gar nicht zu kommen brauchen!

Hans: Ach Annchen, mach Einem das Herz nicht schwer! Wir wollen garnicht dran denken! Wir wollen trinken! Prosit! (Beide stoßen an.) Die Zukunft und das Leben! (Beide trinken.)

Annchen: Aber iß doch, Hanschen! Soll ich Dir was auflegen?

Hans: Annchen, ich kann nicht! Ich kann wirklich nicht! Iß Du doch!

Annchen: Nein, ich mag auch nicht! ... Nu bleibt das schöne Essen so stehen!

Hans: Ach, laß doch! Wir werden schon essen nachher! Aber trinken wollen wir! Auf die vergangene Zeit! Auf unsere Kinderzeit! Gut, daß sie vorbei ist! (Trinkt.)

Annchen (ebenfalls trinkend): Ich hab' immer gedacht, Du wirst mal kommen. Du hast mir doch versprochen, Hanschen, damals bei Euch in Lichtenau. Aber wer nicht kam, all die vielen Jahre, das war mein Hans!

Hans: Ja siehst Du, ich wollte erst Student sein! Nicht so 'n dummer Junge!

Annchen: Schließlich hab' ich gedacht, Hanschen ist zu stolz, Hanschen will von uns nichts wissen.

Hans: Ja, ich wollte immer und wollte immer .... Schließlich wußt ich ja nicht ....

Annchen (eifrig): Und siehst Du, deswegen hab' ich Dich heut gleich vom ersten Augenblick an so gern gehabt, weil ich gesehen hab', daß Du doch garnicht stolz bist.

Hans: Stolz, Annchen? Aber weswegen stolz? Wie kannst Du so was sagen?

Annchen: Ja, weil Deine Eltern so reich sind und wir sind bloß solche arme Verwandte, d. h. der Onkel ja nicht, aber ich! Und dann ....

Hans (sich aufrichtend): Aber Anna, das ist doch mir ganz egal! Um so

was kümmer' ich mich doch nicht! . . . . Nein, da kennst Du mich schlecht! . . Weißt Du, das sind alles dumme Vorurteile! Ueberhaupt . . . (Erhebt sein Glas.) Prosit, Annchen! Die Freiheit soll leben! (Trinkt und springt auf.) Die Freiheit! Die Freiheit! Ach, das wird großartig! (Setzt sich wieder und rückt dicht zu Annchen.)

Annchen: Und Du denkst deswegen nicht schlechter von mir?

Hans (vorwurfsvoll): Aber Anna! Weswegen denn bloß?

Annchen (verlegen): Ach, Du weißt ja das mit Mutterchen und mir.

Hans (erstaunt): Ne! Was denn? Mit Deiner Mutter und Dir?

Annchen (stockend): Daß ich doch keinen Vater habe . . . . .

Hans: Ach so, das?! . . . . Aber was kannst Du denn dafür, Anna?

Annchen (kleinlaut): Ja, nicht wahr, Hanschen? Das hab' ich mir auch schon gedacht.

Hans (verwundert): Was kannst Du bloß dafür? Macht Dir denn überhaupt jemand 'n Vorwurf deswegen?! Das ist doch ganz . . .

Annchen: Ach, Du weißt ja nicht, Hans! Das bekommt man immer wieder aufs Brot geschmiert! Aber ich freu' mich bloß, daß Du nicht so bist!

Hans (aufgebracht): Das ist doch der reine Blödsinn! Der reine Blödsinn! Von wem denn? Doch nicht vom Onkel?! Na überhaupt in der Beziehung . . . . Das ist doch alles so natürlich! So natürlich! Das ist ja die Geschichte mit dem Steinaufheben! Siehst Du, Annchen, deswegen sehn' ich mich ja so raus! Da muß das alles ganz anders sein! Alles viel freier! Ich kann das ja gar nicht mehr anhören! Diese Borniertheit hier überall bei den Menschen! Bloß raus! Deswegen will ich ja auch nach Süddeutschland! Da denk' ich mir das doch anders! Und dann überhaupt als Student! (Hat sich in Eifer geredet, stürzt sein Glas herunter.)

Annchen (entzückt): Ich möcht' bloß immer so sitzen und Dich ansehen, Hanschen, wenn Du so sprichst und Dir die Augen dabei blitzen!

Hans (begeistert): Ach ich sag' Dir, Annchen! Ich bin in einer Stimmung! Endlich mal frei! Wonach man sich schon jahrelang gesehnt hat! Schon wie ich hierher kam . . .

Annchen: Ja, und jetzt willst Du so schnell wieder weg! Jetzt sollst Du erst recht hier bleiben!

Hans: Aber ich kann doch jetzt nicht, Annchen!

Annchen (energisch): Du sollst aber! Sonst hab' ich Dich gar nicht mehr gern! . . . Ueberhaupt, ich sitz' hier und kuck' Dich an, wie 'ne dumme verliebte Gans. (Will vom Sofa weg.)

Hans (heiß): Ach, Anna! (Will sie festhalten.)

Annchen (spöttisch): Das kleine Hanschen will mich festhalten. (Sucht sich loszureißen.)

Hans (in steigender Erregung): Klein?! Na, wollen mal sehen! Los kommst Du nicht! (Umklammert ihren Arm.)

Annchen (glühend): Der kleine Hans. (Sucht sich loszuzerren.)

Hans: Größer als Du! . . . Los . . . nicht! (Hält ihre beiden ausgestreckten Arme mit seinen beiden Händen fest. Beide stehen sich einen Augenblick Mund an Mund gegenüber. Plötzlich beugt Hans mit einem schnellen Ruck Annchens straff gestreckte Arme zusammen, daß sie kraftlos auf's Sofa sinkt.)

Annchen (schwach): Ach, Hanschen!

Hans (über sie gebeugt): Jetzt bist Du besiegt!

Annchen: Ach, Du haſt ja ſolche Kraft, Hanschen! Ich hab' ja gar nicht gedacht!

Hans (betrachtet ſie einen Augenblick. Plötzlich wirft er ſich über ſie und küßt ſie wie wahnſinnig.)

Annchen (umſchlingt ihn und erwiedert ſeine Küſſe).

Kurze Pauſe.

Hans (richtet ſich auf, ebenſo Annchen. Beide hängen aneinander in wortloſer Seligkeit.)

Hans (leiſe): Biſt Du mir wirklich gut, Annchen?

Annchen (ebenſo): Hanschen, ſo gut! So gut! (Beide halten ſich umfaßt und preſſen ſich aneinander. Die Thür öffnet ſich langſam.)

Amandus (ſteckt ſeinen Kopf durch die Spalte.)

Annchen (macht ſich ſanft von Hans los, erhebt ſich, geht auf Amandus zu, unbefangen): Was willſt Du, Amandus?

Amandus (mit entſprechender Grimaſſe): Hunger ich! Eſſen!

Annchen: Geh' zu Maruſchka, Amandus! Die wird Dir was geben, ja?

Amandus (zögert noch einen Augenblick, dann ab).

Hans (hat ſich ebenfalls erhoben): Amandus wird wohl geſehen haben, Annchen?

Annchen: Ach, Hanschen, was weiß Amandus! (Mit zärtlichem Blick zu Hans, der vor ihr ſteht): Wie ſtattlich Du ausſiehſt, Hanschen!

Hans (mit ausbrechendem Jubel): Ach, ich ſag' Dir, Annchen, ich bin ſo glücklich! So glücklich! (Auf und ab mit ſtürmiſchen Geberden.) Ich hab' das ja gewußt! Ich konnt' ja gar nicht erwarten, bis ich hier war! Darum bin ich ja die Nacht durch gegangen! Ich hab' mich ja ſo geſehnt! Ich hab' ja noch nie . . . .! Du weißt ja gar nicht! (Umſchlingt ſie von neuem.)

Annchen (mit plötzlichem Blick zum halboffenem Fenſter, entſetzt): Ach, mein Gott! Unſer Herr Kaplan! Wenn er geſehen hat! Er ſah grad rein! Und wie ſeh' ich aus! (Hat ſich Hans entwunden, ordnet geſchwind ihr Haar.)

Hans (aufgeregt): Ach laß ſehen, wer will! Wollen ihm ſchon zeigen!

Annchen (vor dem Spiegel, geängſtigt): Aber grad der Herr Kaplan! Wenn er bloß nichts merkt! Wie unordentlich ich bloß ausſeh'!

Kaplan (tritt langſam von rechts ein, überſchaut prüfend das Zimmer, die beiden jungen Leute und die ganze zerfahrene Situation): Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich ſtören muß . . . .

Annchen (geht ihm entgegen, ſucht ihre Verwirrung zu verbergen): Ach, der Herr Kaplanchen! Iſt ſchon mit dem Unterricht zu Ende. Das iſt ſchön, daß er heut' mal früher . . . .

Kaplan (iſt zum Schreibtiſch gegangen, ſucht herum): Der Unterricht iſt mitten im Gange, Panna Annuſchka. Ich bin nur gegangen. Ein Buch fehlt noch. Ich muß vergeſſen haben.

Annchen: Aber bischen eſſen werden Sie ſchnell, Herr Kaplan, ja? Wir haben ſchon . . . (Stockt, da ſie die unberührten Speiſen ſieht.)

Hans (am Tiſch ſtehend, ſucht zu verbeſſern): Na, damit war's nicht weit her.

Kaplan (langſam vom Schreibtiſch zurück): Die Kinderchen warten, Pannie! Ich werde mich beeilen. Der Herr Pfarrer iſt fortgefahren, Panna? . . . Ich habe geſehen.

Hans: Ja Onkel fuhr zum Kranken.

Kaplan (beiläufig, mit Seitenblick zu den Speisen): Die jungen Herrschaften haben auch nicht viel Ehre angethan.

Hans (frech): Ja, mein Gott, wenn man mit so 'ner netten, lieben Cousine zu erzählen hat, die man jahrelang nicht gesehen hat, da vergißt man schließlich seinen Appetit. Das wird Ihnen auch so gehen, Herr Kaplan!

Kaplan (droht Annchen sehr ernst mit dem Finger): Pannie! . . . Pannie! (Langsam ab.)

Annchen (steht beschämt da).

Hans (bei ihr): Annchen!

Annchen (schweigt.)

Hans (zärtlich): Bist Du mir garnicht mehr gut, Annchen?

Annchen (plötzlich): Ach, laß Alle wissen! (Umschlingt Hans und drückt ihn an sich): Hast Du wirklich noch kein Mädchen geküßt, Hanschen?

Hans (jubelnd): Keine! . . . Keine!

Annchen (liebkost ihn): Mein liebes Hanschen!

Vorhang.

Praktische Pädagogen.

Ein Beitrag zur Reform des Erziehungswesens.

Von

Otto Rillmann.

Die Stunde der Pädagogik hat geschlagen! Der Satz, daß die Schule ein Politicum sei und nur als Recrutierungsabteilung politischer Parteien zu dienen habe, wird langsam dem historischen Anecdotenschatze einverleibt. Die frivolen Gesänge, welche die herrschende Unnatur als das wahrhaft Natürliche priesen, verstummen allgemach, und ihr Piepsen wird übertönt durch die tosende Brandung, die in der Ferne an die Ufer schlägt. In die Ruhe der bange nach ihr aushorchenden Menge hinein ertönt der Ruf der Propheten: Gedenket der Jugend!

Da schleicht der Schulmeister scheu aus seiner stillen Klause hervor und lauscht. Seine Brust wogt, sein Auge belebt sich. Er glaubt den Ruf verstanden zu haben und eilt mit dem endlich erwachten Bewußtsein seiner Wichtigkeit als Bildner der Jugend an die Arbeit.

Flugs nimmt er die Schere zur Hand und schneidert aus vergilbten Papieren ein nagelneues Lesebuch für die neue Generation zurecht. Ein zweiter eliminiert aus den Büchern, die da als erste Stufe zur Höhe classischer Weisheit emporführen, die selbstverständliche Behauptung „dum spiro — spero“ und setzt an ihre Stelle einen geistreicheren Satz über menschliches Recht und Unrecht. Ein dritter wagt sich gar an die Frage, ob es denn nicht zweckmäßig wäre, diesen oder jenen Unterrichtsgegenstand zu kürzen oder ganz zu streichen. „Das ginge ja ganz gut an innerhalb des Rahmens, welchen eine hochweise Unterrichtsverwaltung kunstvoll um das Bild unseres Erziehungswesens schlang.“ Noch kühner aber sind jene Himmelsstürmer der vierten Kategorie, die in eben diesen Rahmen hinein noch manches Gebiet menschlichen Wissens pferchen wollen. Ginge es nach ihrem Wissen und Wollen, dann würde das herrliche Mosaik zusammenhangsloser Unterrichtsfächer noch um einige Steinchen vermehrt. Die studierte Welt besäße dann etliche Disziplinen mehr, die der Lethetrank des Baccalaureats in Vergessenheit brächte, und geistreiche Hochstapler würden mit einer noch größeren Macht des Wissens ausgestattet ihre bewegte Laufbahn beginnen. Die wenigen Auserwählten, denen ein Zufall oder natürliche Anlage wirklich zur zweckentsprechenden Verdauung der aufgenommenen Reichtümer verhälfe, könnten dagegen gleich diesen Neuerern in der Sackgasse unserer „culminierenden Pseudocivilisation“ ihr Hirn wund rennen, oder darüber nachdenken, wie eine

sittliche Erhebung der Menschheit — natürlich wieder innerhalb des gesetzlich gezogenen Rahmens — möglich sei.

Ja dieser Rahmen! Ist er es denn nicht gerade, der das Werk einer gedeihlichen Erziehung unserer Jugend unmöglich macht? Bei einer großen Zahl derer, die nicht allein ein utopistisches Bild künftiger Glückseligkeit aufzustellen belieben, ist diese Erkenntnis längst zur Gewißheit geworden. Unsere „Unterrichts-Verwaltung" muß eine „Erziehungsbehörde" werden, das ist das erste Postulat. Dann aber darf sie sich nicht mehr auf politische Erwägungen stützen, sondern sie muß als einzigen Führer die Ergebnisse der wissenschaftlich-pädagogischen Forschung anerkennen. Einige außerhalb des ominösen Rahmens stehende Reformatoren haben sich denn auch bereits mit dem Eifer eines edlen Willens an die Arbeit gemacht und sind bemüht, für die leidende Menschheit recht rasch eine neue Erziehungslehre zu dichten. Darin aber liegt eine neue Gefahr. Denn es gilt nicht uns mit einer Entdeckung zu beglücken, da das gesamte Erziehungswesen sonst leicht auf all den Irrwegen vergangener Kulturperioden herumgeführt werden könnte, um schließlich ermattet an der Stelle niederzusinken, von wo sie ausgegangen war.

Unser Streben muß vor allem blos darauf gerichtet sein, den Grundsätzen der Pädagogik als Wissenschaft zu praktischer Geltung zu verhelfen, dann aber dieselben auszubauen, wo es sich nötig erweist.

Dabei können wir der Beihilfe unserer Verwaltungsbehörden nicht entraten. Denn es gilt ja nicht nach Art der zahllosen philosophischen Systeme ein phantastisches Bild in die Welt zu setzen. Beim Bestehenden müssen wir anheben und zeigen, wie der Weg aus dem Chaos der herrschenden Begriffsverwirrung herausführt. Das Trägheitsgesetz, dem die Masse unterworfen ist, hindert sie, den Flug des Genies mitzumachen, und daher kommt es, daß wir diesem eigentlich weniger verdanken als man glaubt. Der Strom der Entwickelung floß ruhig dahin, wich jedem Hügel, den das Genie übersetzt hatte, träge aus und oft vergingen Jahrhunderte, bevor die Menschheit mit einem allgemeinen Ausruf des Entzückens dort ausruhte, wohin der geflügelte Geist ihm mühelos vorausgeeilt war.

Wollen wir nun die Beihilfe eines außerhalb der Pädagogik stehenden Faktors anrufen, dann müssen wir uns vor allem klar darüber sein, welche Forderungen wir ihm zu stellen haben. Erfüllt er sie nicht in der causa des Erziehungswesens, dann wird die Rechnung ohne ihn gemacht. Nur mag er sich hüten vor der Einbildung, daß er der Wirt sei, bei dem die Menschheit gegen bare Bezahlung zu Gaste sitzt und ohne den jede Rechnung zum Schreck und Staunen des Gastes ausfällt.

Woran also krankt unser gesamtes Erziehungswesen? Daß etwas faul sei im Staate, anerkennt ja bereits jeder Spießbürger. Ist uns zu helfen mit einer bloßen Reparatur des Unterrichtes? Durchaus nicht! Der Unterricht als solcher ist ja keineswegs Selbstzweck der Erziehung. Er ist ein integrierender Bestandteil derselben, ein Mittel — wenn auch eines der wichtigsten Mittel, um ihr ethisches Ziel zu erreichen. Deshalb ist es ganz gewiß nötig, daß er auf eine Basis gestellt werde, welche diesem Zwecke entspricht. Deshalb muß er vor allem die Wahrheit und nur Wahrheit enthalten. Er soll und darf nicht gleich an der untersten Stufe mit der ganzen Wahrheit kommen, allein er muß so auftreten, daß jede Erweiterung des geistigen Horizonts gleich einem concentrischen Kreise sich um die verflossene Entwickelungsperiode herumschließt.

„Nicht aufheben, sondern erklären" muß der pädagogische Messias die Lehren der ihm voraufgegangenen Propheten. Ferner muß der Unterricht auf psychologischer und physiologischer Grundlage ruhn. Seine Disziplinen müssen von der Beobachtung anheben und zu dieser zurückleiten. Nicht vom Abstracten zum Concreten darf der Lehrer den Schüler führen, weil dieser erst am Schlusse der Ausführungen die Thatsachen erkennt, ohne aber zu wissen, wie er zu ihnen gelangt ist. Auf dem ganzen Wege vernimmt er nichts als Worte, „denen die Begriffe fehlen". Auch dürfen die einzelnen Fächer nicht in ihrer Zusammenhangslosigkeit geboten werden, wie dies bisher der Fall. Ohne jede philosophische Doctrin muß sich aus der Art der Verbindung der Lehrgegenstände ganz von selbst die Thatsache des Zusammenhanges aller Wissenschaft ergeben. Zu diesem Ende muß die bisher beliebte fachliche Systemisierung der einzelnen Wissenszweige aus der Welt geschafft werden. So unentbehrlich sie auch zum Aufbau einer jeden Wissenschaft ist, so schädlich wirkt diese akademische Lehrweise durch ihre Anwendung auf niedere Unterrichtsstufen. Der Schüler, dem ich vom nomadischen Leben der Patriarchalischen Kulturepoche erzähle, den ich hierauf zur Landkarte führe, um ihm die Wohnsitze unserer Vorfahren nach Lage und Begrenzung zu zeigen, den ich im Anschlusse daran mit den heutigen Verhältnissen dieses Himmelsstriches bekannt mache, um ihm schließlich die ethnographischen und kulturellen Zustände von einst und jetzt zu erklären, wird drei Lehrstunden an sich vorübergehen sehen ohne Ermüdung des Geistes, und seine gesamte Gedankenwelt wird das erhaltene Bild selbstthätig reproducieren, sowie der geringste äußere Anlaß auch nur ein Moment aus dem behandelten Stoffe ins Gedächtnis zurückruft. Jeder Zeitungsleser wird diese Erfahrung aus eigener Beobachtung bestätigen können, wenn er am folgenden Tage untersucht, wie wenig sich von der großen Zahl der gelesenen Notizen seinem Gedächtnisse einprägten. Die Gourmets des Witzes, welche mit Behagen ein köstliches bon mot zur rechten Zeit zu genießen verstehn, werden an Reichtum schlagender Witzworte gewiß alle Habitués der Fliegenden Blätter übertreffen, die jeden Freitag eine Nummer innerhalb weniger Minuten verschlingen. — Das angeführte Beispiel dürfte hinlänglich den Wert der psychologisch allein zulässigen Methode erklärt haben. Die Geistes-Concentration fehlt unserem Unterrichte!

Das zweite Moment, welches hier in Rücksicht zu ziehen wäre, ist das physiologische. Im Grunde genommen hängt es ja natürlich mit dem psychologischen so eng zusammen, wie die einzelnen „Seelenvermögen" untereinander, die man sich ursprünglich wie durch eine Bretterwand von einander geschieden dachte. Es empfiehlt sich indes die Auseinanderhaltung dieser beiden Momente aus Gründen der größeren Deutlichkeit. Wie wenig nun auch die physiologische Seite durch das bestehende Unterrichtssystem in Rücksicht gezogen wird, beweist schon die Einteilungsart unserer Schulklassen. Rein mechanisch, nur vom Anfangsbuchstaben der Namen geleitet, weist man die Schüler dieser oder jener Abteilung zu, und es ist nicht ersichtlich, weshalb gerade der geistig geweckte C mit dem trägen c zusammengekettet werden müsse, während der erstere in dem geistesverwandten z, der letztere in dem von Natur vernachlässigten P einen passenden Genossen fände. Es giebt wohl Autoritäten, die man gegen die hieraus von selbst sich ergebenden Maßnahmen citieren könnte. „Der Begabtere reißt den minder Befähigten in seinem Sturmlaufe mit", hört man einen unserer bedeutendsten Pädagogen sagen. Dieser Satz entspricht indes keineswegs der Erfahrung, und es ist begreiflich, daß einer der Bahnbrecher auf dem Gebiete

pädagogischen Wissens hie und da einen Satz aus der Feder fließen läßt, dessen Bestätigung er nicht durch eigene Beobachtung gefunden hat. Gleichwie der schnellste Läufer den Lahmen nicht zum Sturmschritte antreiben kann, so vermag auch der geistige Abstand verschiedenartiger Veranlagung nicht ausgeglichen zu werden. Jeder Erzieher, der in der Lage war, zwei so heterogene Elemente nebeneinander ausbilden zu müssen, konnte hiebei beobachten, wie sich bei dem Begabteren alsbald Unlust, Unaufmerksamkeit und Unfleiß als begreifliche Folgen einstellten. Die Schule greift da zu einem seltsamen Auskunftsmittel. Sie normiert einfach, daß über einen zu erklärenden Gegenstand hinweggegangen werden müsse, sobald die Mehrheit der Schüler ihn erfaßt hat. Wir können hier nicht des Näheren auf die Symptome eingehen, nach welchen der Lehrer hiebei sein Urteil bildet, sowie wir denn überhaupt nur die gröbsten und augenfälligsten Mißstände an dieser Stelle zu erwähnen imstande sind: nur die Frage müssen wir uns erlauben, wo da die Ausbildung des „einzelnen Menschen als solchen", der Individualität, wie der moderne Schlachtruf lautet, bleibt? Ist der Zögling normal in seiner physischen Entwickelung, dann darf nichts uns hindern, ihn zum ethischen Ziele der Erziehung zu geleiten. Es geht nicht an, daß man auch nur einen Menschen zurückstellt. Die Summe der Präterierten bildet unverschuldet einen großen Teil des sogenannten „gebildeten Proletariats". Ist der Zögling, der dem Gange der anderen nicht zu folgen vermag, physisch abnorm, dann wird sich die Frage von selbst aufdrängen, ob er denn nicht dem Arzte oder dem Psychiater zuzuweisen sei. Von dieser Entscheidung muß dann die weitere Art der Ausbildung abhängig gemacht werden. Die Nichtbeachtung dieser Forderungen, welche nichts sind als logisch notwendige Folgerungen aus der Erfahrung des Lebens und den Ergebnissen der szientifischen Betrachtung, führt zu zahlreichen ethischen Uebelständen. Vor allem entwickelt sich frühzeitig ein gewisser Kastengeist. Die rascher Arbeitenden vereint gar bald der gemeinsame Widerwille gegen diejenigen, welche sich gleich Bleigewichten an ihren Geistesdrang hängen. In den Volksschulen, wo es noch wenig zu erfassen giebt, und wo fast ausschließlich die physische Disposition beim Unterricht in Betracht kommt, sind es natürlich in der Regel die aus wohldurchwärmten Stuben, in guten Kleidern daher kommenden, welche die armen Teufel in ihren zerrissenen Schuhen überflügeln. Tiefsinnige Ideen lenken weder diese noch jene von den Worten des Lehrers ab. Aber es ist doch ein anderes, mit gesättigtem Magen und von allen äußeren Unbilden unbehelligt, sein Dictat nachzuschreiben, und andererseits die steifen Hände nebenbei erwärmen zu müssen, oder ein Loch im Stiefel verdecken zu sollen, durch welches der kühle Luftzug auf die nassen Füße eindringt. Ich fürchte keinen Widerspruch seitens der Volksschullehrer, wenn ich sage, daß unter ihren Schülern die Kinder der „guten Häuser" im allgemeinen die Besseren seien. So schiebt sich hier schon in der Kindheit arm und arm, reich und reich zusammen.

Daß dies blos instinctiv geschieht, ist für jeden Kenner der Kindesnatur selbstverständlich. Nichtsdestoweniger erklären sich zahlreiche Pädagogen eben aus diesen und ähnlichen Gründen für die Schulen der Armen und die der Reichen. Allerdings nahm man hiebei die äußere Erscheinung als maßgebend an, ohne hinreichend die Gründe derselben erforscht zu haben! — In den Mittelschulen gestaltet sich die Situation ein wenig anders, allerdings wieder nur äußerlich. Hier sprechen nicht mehr blos physische Momente mit. Es kommen Talent und Neigung mehr zur Geltung. Die Büffler sondern sich von den

frühreifen Goetheleſern, dieſe meiden verächtlich den eifrigen Pfleger kindlicher Spiele und die letzteren ihrerſeits blicken ſcheu zu den einen und mißtrauiſch zu dem Wiſſen der andern. Der Lehrer aber wird, je nach ſeiner Individualität, mehr Rückſicht auf dieſe oder jene Gruppe nehmen, Fleiß und Talent werden ein Compromiß ſchließen, der Leichtſinn aber, den es nur hinauszieht in die freie Natur, der „leiſten könnte, wenn er nur wollte“ wie die Schulmeiſter grollend ſagen, muß unbeachtet bleiben. Wie viele Talente mögen da untergehn! Wie viele Individuen, die bei der erforderlichen Sorgfalt Leuchten der Menſchheit werden könnten, verflachen und wie viele Opfer dieſer Kategorie enden in den trüben Fluten eines Stadtcanals oder in den Krankenhäuſern als Auslagegegenſtände dieſer Schauläden ſittlicher Verwüſtung.

Hiemit wären wir glücklich bei der ethiſchen Seite des Erziehungsweſens angelangt. Pädagogiſch läßt ſich ja dieſe gar nicht trennen von den übrigen Erziehungsbegriffen, in der heutigen Praxis beſteht aber, wie wir geſehen haben, eine weite Kluft zwiſchen ihnen. Sie zu überbrücken iſt unſere Arbeit. Dabei wäre vor allem die Beziehung feſtzuſtellen, in welcher der Unterricht, mit dem ſich ja das öffentliche Schulweſen faſt ausſchließlich befaßt, zum ganzen Weſen der Erziehung ſteht. Der erfahrene Fachmann, der auch „in fremden Büchern las“, wird mit überlegenem Lächeln antworten: „Nun, der Unterricht muß erziehend ſein, wie Herbart ſagt.“ Das ſtimmt! Macht denn aber der Unterricht die ganze Erziehung aus? Dieſe muß ja auch continuierlich ſein, ſagt uns der Erfahrungsbegriff der Pädagogik. Man kann aber die Kinder nicht continuierlich unterrichten und wir haben bereits darauf hingewieſen, daß der Unterricht eben nicht Selbſtzweck in der Erziehung ſei. Dieſe zerfällt vielmehr der übereinſtimmenden Einteilung der philoſophiſch-pädagogiſchen Schule zufolge in Regierung, Zucht und Unterricht.

Die Zucht iſt ſozuſagen der negative und darum unwichtigere Beſtandteil. Das hat auch Goethe ſchon empfunden, indem er ſagt: Ich haſſe nichts ſo ſehr wie die negativen Gebote. Jedenfalls aber gebührt auch ihr ein Platz in der Erziehung und ſie wird ihn um ſo gewiſſer richtig ausfüllen, je mehr die poſitiv wirkende Regierung die Lücken auszufüllen ſich beeilt, welche jene hervorruft. Wo aber ſehen wir auch nur die Spur dieſer beiden Momente? Die Zucht beſchränkt ſich in den Schulen auf Erhaltung von Ruhe und Ordnung, die Regierung wirkt zuſammenhangslos, nicht im Anſchluſſe an das Leben des Schülers, ſondern gelegentlich hie und da, wenn der Lehrſtoff zufällig Anlaß zu ethiſchen Betrachtungen bietet. Nach Schluß der Schulſtunden iſt der Zögling vollends dem Zufall überlaſſen. Die Familie, die Straße, der Umgang treten in Action. Wie es mit der ſegensreichen Einwirkung der Familie ausſieht, weiß jedermann. Beſtenfalls werden ſubjektive Meinungen, falſch verſtandene Erfahrungen und oft auch blos Launen mitſprechen. Hier aber hat die eigentliche und wichtigſte Reformation zu beginnen, der ſich auch die größten ökonomiſchen Schwierigkeiten entgegen zu ſtellen ſcheinen.

Wir brauchen ein Inſtitut, welches nach erfolgter Regelung des Unterrichtsweſens auch die Fortwirkung ſeiner erziehlichen Bedeutung herbeiführt und die Jugend nicht mehr den zufälligen Einflüſſen unberufener Faktoren überläßt. Daß die beſtehende Schule ſich zu einem ſolchen Inſtitute erweitere, iſt unter den gegenwärtigen politiſchen und ſozialen Verhältniſſen eine Unmöglichkeit. Die maßgebenden Kreiſe würden der Unterrichtsverwaltung weder Verſtändnis noch Opferwilligkeit entgegenbringen.

Dieses Institut muß also für den Staat wohlfeil sein und muß doch seinen Zwecken entsprechen. Die Art, wie zu diesem Institute zu gelangen wäre, ergiebt sich aus einer recht einfachen Analogie. Gleich wie wir Vertreter der Medizin als praktische Aerzte etabliert sehen, so werden wir Vertreter der praktischen Philosophie als praktische Pädagogen diplomieren. Der Gedanke scheint auf den ersten Blick unausführbar, gewissen Leuten vielleicht sogar lächerlich und doch steht seiner Ausführung nicht das geringste Hindernis im Wege und seine Notwendigkeit ist von selbst ersichtlich. Man braucht blos endlich der Erkenntnis Raum zu geben, daß es nicht wohl angehe, ein altes Mütterchen, das vertrauensseligen Patienten harmlose Kräuter verkauft, mit verhältnismäßig gar nicht geringen Strafen zu belegen, während jeder Lump der Gesellschaft sittliche Krüppel zuführen darf. Man respektiert die Vater„rechte" irgend eines mauvais sujet und läßt die Individualität seines Kindes ersticken, verkommen, verkrüppeln.

Durch die Institution praktischer Pädagogen würde die Situation nicht mit einem Schlage, aber sicher geändert werden. Daß dazu einige Zeit erforderlich wäre, liegt in dem Wesen der Erziehung, die natürlich nicht auf Tageseffecte hinarbeiten kann.

Die Ausbildung praktischer Pädagogen wäre unschwer zu erreichen, da ja an den meisten Universitäten Lehrkanzeln für die einschlägigen Wissenschaften längst bestehn. Ihr Studiengang muß in zwei gleich wichtige Teile zerfallen: 1. in das theoreticum, 2. in das practicum.

Im theoretischen Lehrgange ist die Psychologie und die Ethik die Hauptsache, wie sich aus den gegebenen Erklärungen von selbst versteht. Geschichte der Philosophie mit Berücksichtigung der Pädagogik, sowie die Entwickelung der letzteren selbst dürfen nicht fehlen, um rückschrittliche Irrtümer zu vermeiden. Die wichtigsten Kenntnisse aus der Physiologie und die Kenntnis insbesondere der Nervenerkrankungen im Kindesalter sind ebenso unerläßliche Behelfe für den Erzieher. Wenn es auch wahr ist, daß man sich in Erkrankungsfällen nicht an diesen, sondern an den Arzt wendet, so muß ersterem doch die Möglichkeit gegeben sein, zu erkennen, wann z. B. die Berufung des Psychiaters zu erfolgen habe.

Der praktische Lehrgang hat gleich im ersten Studienjahre mit dem Auskultieren an erst zu errichtenden Universitäts-Uebungs-Anstalten zu beginnen. In der Folge müssen selbständige Lehr- und Erziehungsversuche unter Leitung des akademischen Lehrers hinzutreten. Nur auf diese Weise kann eine harmonische Ausbildung der Pädagogen erzielt werden.

Was die einzelnen Unterichtsfächer betrifft, dürfen dieselben selbstverständlich nicht mehr den bisherigen Umfang beibehalten. Erstlich ist es überflüssig, daß ein Erzieher an dem Ausbau der nicht in seinem Wirkungsbereich fallenden Disziplinen mitarbeite. Zweitens findet beispielsweise der mit philologischen Forscherarbeiten Beschäftigte nicht nur keine Anregung für seine Thätigkeit, sondern es wird vielmehr die kindliche Unbeholfenheit zu einem Unlust erregenden Hemmnis. Drittens stellt sich infolge dessen eher ein Gefühl instinktiver Feindseligkeit gegenüber den jungen „Querköpfen" als das verbindende Wohlwollen ein. Nur wer die pädagogische und die davon unzertrennliche Forschung auf psychologischem Gebiete zu seiner Arbeit gemacht hat, wird bei der Jugend eine unerschöpfliche Fundgrube zur Bereicherung seines Wissens vorfinden. Der klassische Philolog muß seine Befriedigung anderwärts suchen. Ihm gehört die fachwissenschaftliche Lehrweise der Alma mater. Viele finden diese

Forderung vielleicht zu weitgehend und doch ist sie nicht einmal so fremd für unsere modernen Verhältnisse. Teilung der Arbeit ist das herrschende Prinzip im wirtschaftlichen wie im wissenschaftlichen Leben. Der Fachmann giebt uns Belehrung und Aufschluß, ohne daß wir vom A bis Z seiner Studien wandeln müssen und die Chemie wird längst je nach dem praktischen Bedarf als gerichtliche, landwirtschaftliche ꝛc. vorgetragen.

Nach einer solchen Ausbildung der Erzieher mögen Leute, die es bezahlen können, immerhin ihren „Hauspädagogen" engagieren, so lange die Verstaatlichungsidee nicht zur Wirklichkeit geworden ist. Nur wird die Autorität desselben gleich der des Arztes geschützt werden müssen. Wer wider die Vorschriften des Pädagogen die moralische Entwickelung eines Kindes gefährdet, ist schuldig, die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigt zu haben. Mit ähnlichen Worten drückt das Gesetz die Verpflichtung, Kranke zu warten, aus.

Minder Bemittelte werden dann ihre Kinder zum praktischen Pädagogen schicken. Dieser wird ihrer so viel zur Erziehung übernehmen, wie die Forderung engen Anschlusses an den Einzelnen gestattet. Wie der Arzt mit seinen Instrumenten, so wird der Pädagog mit Lehr- und Erziehungsmitteln ausgestattet sein. Eine kleine Bibliothek ist heute nicht schwer zu beschaffen, ebenso wenig allerlei Spiel- und Beschäftigungsmittel. Turngeräte sind für etliche Mark erhältlich. Ein freier Platz, die herrliche Natur werden ihm überall zur Verfügung stehn.

Einwendungen gegen die Persönlichkeit oder das Wirken eines Pädagogen müssen natürlich blos bei der Erziehungsbehörde vorgebracht werden. Andererseits wird es nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht des Pädagogen sein, die Autorität der Behörden anzurufen, wo er auf Hindernisse stößt, die den Erfolg seiner Arbeit bedrohen. (Siehe Anzeigepflicht der Aerzte, welche im bestehenden Umfang diesen in einzelnen Ländern zum Detectiv herabwürdigt).

Abnorme Fälle bei den Erziehungsobjekten selbst, welche einer speziellen Beobachtung bedürfen, wird er den Universitätsübungsschulen übermitteln. Dadurch wird diese sich zu dem gestalten, was sie sein soll: einer pädagogischen Klinik!

Noch ein wichtiger Punkt bleibt jetzt zu besprechen. Das Gesagte könnte nämlich leicht den Glauben erwecken, als hebe pädagogische Behandlung des Zöglings wirklich erst mit dem schulpflichtigen Alter an, wie die breiten Schichten der Bevölkerung annehmen. Darin liegt aber ein Cardinalirrtum. In dem Momente, wo der Mensch sich empfänglich zeigt für Lust- und Unlustempfindungen, ist er auch schon erziehungsbedürftig. Dies ist aber bereits im Säuglingsalter der Fall, und der Laie macht sich keine Vorstellung von dem Unheil, zu welchem in dieser Periode der Grund gelegt wird. Man schenkt den Affekten des Säuglings viel zu wenig Beachtung, weil dieser in der unangenehmen Lage ist, sich darüber nicht aussprechen zu können.

Da ist es nun unbedingt nötig, unsere Ammen und Kinderwärterinnen in entsprechenden Cursen ausbilden zu lassen. Dies wird ebenso leicht möglich sein, wie die Ausbildung von Krankenpflegern für den Kriegsfall, die ja thatsächlich schon längst geübt wird und bedeutende Erfolge aufweisen soll, trotz der mangelhaften Vorbildung der Auszubildenden.

Eine Amme, der es z. B. bekannt ist, daß gewisse Farben im kindlichen Gemüte Lust erregen, während andere Unlust hervorrufen, wird den still und zufrieden auf die langsam baumelnde Troddel hinstarrenden Säugling nicht

jäh davon abwenden. Und wenn es zufällig geschieht, dann wird sie die Ursache beheben, anstatt den kleinen Weltbürger verständnislos hin und her zu schütteln, um ihn endlich — erbost über das nicht zu stillende Geschrei — mit versteckten Hieben zu tractieren. Man pflegt Mütter, welche über die „unbegreifliche" Bosheit eines einjährigen Kindes klagen, zu verlachen. Später freilich schlägt man die Hände zusammen und frägt: wo hat das Kind den mechanten Character her? Doch dieses Thema verdient ein selbstständiges Capitel.

In diesem Sinne nun müssen die bestehenden Findel- und Kinderbewahranstalten zu Erziehungsstätten erweitert werden. Die Kindergärten dürfen nicht lediglich Spielplätze und Massenabrichtungsanstalten bleiben.

Unseren heranwachsenden Mädchen muß man Gelegenheit bieten, ja man soll es ihnen zur Pflicht machen, wenigstens die Elemente der Erziehung am Ende ihrer Schulzeit praktisch in Kindergärten — natürlich unter geeigneter Anleitung — zu erlernen. Wir werden dadurch Mütter, Erzieherinnen und Kinderwärterinnen erhalten. Die emanzipationsdurstige Frau wird dann vielleicht ein neues, ihrer würdiges Gebiet finden, um sich frei zu bewegen als ein Glied der Gesellschaft, welches sich kühn über den Mann stellen darf, so weit es auf die der Menschheit zu leistenden Dienste ankommt.

Was wir also brauchen, das sind:

Praktische Pädagogen,
Mütter, die ihre Pflicht verstehn,
Kinderwärterinnen!

Daraus wird sich dann von selbst eine Ableitung des zu den Schulen strömenden Menschenflusses ergeben, diese wird zu einer wahren Bildungs- und Heilanstalt sich erweitern und die Menschen werden Menschen werden!

„XI“.

Von **Julius Levin.**

Zum zweiten Male erscheinen die Berliner „XI“ vor der Oeffentlichkeit, und wiederum ist allen viel zu Klugen Gelegenheit gegeben, ihren gepreßtem Herzen Luft zu machen. Freilich hat Edvard Munch, haben die „XXIV“ dafür gesorgt, daß nicht aller Witz einrostete. Es giebt eben, und muß Anlässe geben dafür, daß sich eine große Anzahl Leute ein wenig aufregt, denn wenn das nicht geschieht, wird ihr Blut träge, sie bekommen Fettleibigkeit, und das ist ganz und gar nicht gesund. Was nützt alle Seelenruhe, wenn das Ende davon nur körperliche Gebresten und schwere Melancholie sind? Besser ist es schon, wenn die ganze Wut ordentlich herausplatzt, das ist befreiend, das ist heilbringend. Und als Mann von angenehmen Geistesgaben kann man sich überdies noch zeigen. Man darf die verschiedensten Witze machen, das kann Niemandem verboten werden, und wenn man sie recht laut macht, so laut, daß sie auch von Leuten gehört werden, die mit der Sache garnichts zu thun haben, so ist das an sich kein Fehler, sondern kann nur dazu beitragen, das Renommee des tüchtigen Mannes, wenn auch in „engerem Kreise“, zu „erweitern“.

Daß doch die Welt Nichts, aber auch rein gar Nichts lernen will! Immer dieselbe Geschichte! Sie ist wirklich manches Mal sehr langweilig. Denn was kann gesagt werden? Hofmann muß ins Irrenhaus! Das ist das Wenigste was man hört. Einige sehr gescheite Leute begnügen sich mit der unbestimmten Bezeichnung „Irrenhaus“ nicht, sondern bestimmen den Ort, wo es liegen soll mit einer solchen sachlichen Schärfe, daß man beinahe glauben könnte, sie verfügten über gewisse eigene Erfahrungen. Sogar den armen Leistikow wollte eine Dame „im besten Mannesalter“ auf dem Schafsott sehen. Was er dort wohl thun soll? Mit Liebermann geben sich die Menschen nicht mehr viel ab. Sie nehmen ihn, wie Skarbina als ein notwendiges Uebel, und das ist so gescheit, daß einem unheimlich wird. Sollte doch hie und dort ein Fünkchen von Sinn und Verstand . . . . .? Schon hoffte ich es, als eine Mutter mit einem zarten Knäblein, das eine sammtene Jacke auf dem Oberleibe und lange Haare auf dem Kopfe trug, in den Saal trat und ihm vor Liebermanns Porträt eines alten Herrn vordemonstrierte, daß das nicht schön sei, womit die gute Person auch durchaus das Richtige getroffen hat. Dann kommen schnarrende Lieutenants, Damen der ältesten und jüngsten Aristokratie. Alle haben sie geistreiche Bemerkungen, Witze, sie sprüyen, man sollte es garnicht für möglich halten, mit welcher geradezu empörenden Aufdringlichkeit sie ihren Nebenmenschen in seinen Betrachtungen stören können. Das Aergste aber sind die Künstler, die Alten, die das Alles schon längst gekonnt haben, die Jungen, die es garnicht können wollen. Man muß es hören, wie diese Herren, von denen die Meisten anerkanntermaßen noch nicht die kleinste Kleinigkeit auch nur richtig machen, sich über Arbeiten äußern, deren einfaches positives Können ihnen ewig Geheimnis geblieben ist. Selbst dort, wo eine gewisse Anerkennung sich zeigt, wird sie in einer so unsinnigen Form gespendet, daß ich immer an Spielhagen erinnert wurde, der Hauptmanns „Weber“ neben Goethes Götz stellt und dabei die tiefsinnige Bemerkung

macht, daß jenes Stück zwar keinen Helden besitze, aber doch einen habe, nämlich die Not!

Es ist gut, sich bei einem so traurigen Dinge, wie es das Publikum im Allgemeinen noch immer ist, nicht zu lange aufzuhalten. Was uns die Künstler sagen, ist wichtiger, und ihren Reden wollen wir lauschen. Sie ertönen dieses Mal von gewisser Seite so eindringlich und bedeutend, daß sie wohl geeignet sind, das Gerede der Philister unhörbar zu machen. Als der erste Rufer im Streite erscheint ohne Zweifel Ludwig von Hofmann. Ich weiß nicht rechte Worte zu finden für die Charakteristik dieses Künstlers, der Fortschritte gemacht hat, die man für unmöglich halten sollte. Ist das derselbe trotzige, aber noch hie und da unreife Kopf, dessen Aeußerungen selbst die stutzig machen mußten, die seinen Gedanken folgen konnten? Der Trotz ist geblieben, aber die Härte ist holder Reife gewichen, und herrlicher Früchte die Fülle giebt uns der junge merkwürdige Farbensymphoniker. So darf man ihn nennen, so nennen ihn auch die Anderen, die sich über ihn lustig machen, denn er hat ja gewagt, eine Symphonie in Blau und Rot auszustellen und einen Zaubergarten, in dem sogar die Baumstämme rot sind. Entsetzlich!

Es ist merkwürdig, oder auch nicht, daß gerade diese beiden Arbeiten, an denen doch groß und breit angeschrieben steht, daß sie Vorlagen zur Nachbildung in den harten Materialen Stein und Lack sein sollen, einen solchen Sturm der Entrüstung hervorgerufen haben. Man sollte glauben, daß es sich nur darum handeln sollte zu entscheiden, ob die Vorlagen brauchbar sind oder nicht. Darum kümmert sich selbstverständlich Niemand. Auf Hochdeutsch nennt man ein solches Verfahren: Objektivität. Es wäre richtiger gewesen, die Werke einer besonderen Betrachtung zu würdigen, die, ohne irgend einem „gewerblichen Zwecke" zu dienen, wie es die Schulästhetik verlangt, um ihrer selbst willen da sind. Ich verstehe zwar nicht, wie etwas um seiner selbst willen da sein kann, aber es klingt gut, und ich habe meine Freude an gutem Klange. Hofmanns Werke sollen jener Forderung, wie man mir verraten hat, vor allen anderen gerecht werden, und ich habe mich bemüht, in ihnen das „Um seiner selbst da sein" zu finden. Es ist mir nicht gelungen. Wenn sie schon gar keinen Zweck haben sollen, so ist ihnen doch nicht abzusprechen, daß sich in ihnen eine starke bedeutende Persönlichkeit zu erkennen geben will, daß sie also doch den Zweck haben, uns den Eindruck jener Persönlichkeit zu vermitteln. Um seiner persönlichen Empfindung Ausdruck zu geben, hat Hofmann jene Werke doch geschaffen. Freilich den Zweck, Philisterseelen zu erfreuen, haben sie nicht, das ist ganz klar, das wird auch kein Mensch von ihnen verlangen. Aber große Kunstwerke sind sie doch und eben deshalb, weil sie keinen anderen als einen rein persönlichen Zweck haben. Hofmann ist ein Dichter, der sich seine eigene Welt erbaut, freilich niemals ohne die wirkliche aus den Augen zu verlieren. Es giebt etwas „Schönes" nicht für ihn, Nichts, was diesen Beinamen unbedingt verdient. Was er schön findet, das nennt er so, und das malt er. Ein Nachahmer der Natur zu sein, darauf verzichtet er. Den Eindruck soweit zu treiben, daß die Illusion der Thatsächlichkeit erzeugt wird, betrachtet er nicht als seine Aufgabe. Er malt den Eindruck, den die Dinge auf ihn machen, er malt vor allem die Farbe, die sie für ihn haben. Er ist ein einsamer Geist, der mit der Welt weiter Nichts zu thun hat, als daß er ihr farbige Eindrücke entnimmt. Welträtsel gehen ihn direkt Nichts an, nur soweit als sie ihm Empfindungen erzeugen, die sich sofort zu Farbenkompositionen gestalten. Es ist, als ob sein ganzes Sinnenleben sich auf Farbenempfindung beschränkte. Wie der Sehnerv auf Lichteinfall, Stoß, Schlag, elektrische Reizung nur mit Lichtempfindung antwortet, so antwortet Hofmann mit einer bestimmten Farbenempfindung, welcher äußere Reiz auch immer ihn treffe. Hofmann besitzt für sie, naturwissenschaftlich ausgedrückt, die spezifische Energie. Ich bin fest überzeugt, daß wenn er nur Farben mit und ineinander irgendwo auftragen würde, selbst ohne sie durch supponierte Formen logisch möglich zu machen, sie dennoch

eine deutliche Stimmung zu erzeugen imstande wären. Vielleicht wäre ihm eine solche Kunst die angenehmste. Aber nur sehr wenige würden ihn verstehen . . . . . .

Er kann als Künstler die Formen nicht entbehren, sie wirken auf ihn und er muß sie objektivieren. Aber sie wirken auf ihn eben nach seiner spezifischen Energie, er sieht sie nicht als greifbare Dinge, sondern als einen Farbenkomplex und als solchen nur giebt er sie wieder. Und sie wirken selbstverständlich in anderen Farben auf ihn, je nachdem sie heitere oder ernste Eindrücke vermitteln. Aber über eine gewisse mittlere Gewalt läßt er sie nicht hinaus wachsen. So steht er selbst ausgleichend zwischen seiner Verachtung des Lebens und seiner Empfindung, daß er ohne es doch nicht auskommen kann.

Hofmann hält sich denn auch nicht dabei auf, die Figuren „auszuführen". Sobald er ihnen das für sie Charakteristische gegeben, sobald er mit ihrer Hilfe den Farbeneffekt erreicht hat, den sie bei ihm selbst hervorgebracht haben, kümmert er sich nicht weiter um sie. Darum ist aber auch nicht gesagt, daß seine Figuren nicht das Leben hätten, das ihnen nötig ist. Sie haben es bestimmt und sicher, und gerade deshalb, weil, wenn auch in ungewöhnlicher Richtung, von ihnen doch ein ganz bestimmter Eindruck auf den Künstler übergeht. Eine Figur in einer gewissen Bewegung wird auf Hofmann koloristisch anders wirken, als dieselbe Figur in einer anderen, und wenn der Künstler den gewonnenen Eindruck objektiviert, so steht ihm die ihn hervorrufende Figur mit all der Lebendigkeit vor Augen, mit der sie früher gewirkt hat. *Deshalb* haben seine Figuren eine intensive ungewöhnliche Kraft des Ausdrucks, weil eben bei Objektivierung einer farbigen Empfindung dem Künstler die Figur in der dem Gesammteffecte entsprechenden Bewegung erscheint. *Daher* die Sicherheit, mit der Hofmann Menschen im transcendenten Bewegungen zeichnet: die tanzenden Mädchen auf dem dekorativen Entwurf, die drei ins Wasser eilenden Jungfrauen auf dem entzückend frischen Strandbilde. *Können* gehört natürlich zur Lösung solcher Aufgaben. Aber es muß von ganz besonderer Sorte sein. Das Modell kann da Nichts mehr helfen, die einzige Rettung liegt in der Leichtigkeit, mit der die Hand dem plastisch vor dem Gedächnis stehenden Bilde folgt. Hofmann hat jene leichte Hand, jene Ausdrucksfähigkeit, die nicht erlernt werden kann, und die man, ohne Weiteres zu ihrer Erklärung beitragen zu können, lediglich um sie von Anderem zu unterscheiden, mit der Bezeichnung: *genial* belegt hat.

Ja, ich kann mir nicht helfen, Hofmann ist genial. Er ist es, trotzdem er nicht allein in seiner Art steht, trotzdem sogar Andere seine Ideen auch gehabt haben. Ich erinnere an die vor dem Elefanten fliehenden feuchten Weiber, das Gegenstück zu einem prächtigen Einfalle Besnard's, der Elefanten an einem Bache postierte und sie zum Zeitvertreibe sich Nixen aus dem Wasser fischen ließ. Ich erinnere daran, daß Hofmann nicht der Erste ist, der die *äußerlich* signifikanten Eigentümlichkeiten seiner Kunst zeigt. Trotzdem darf man Hofmann jenen höchsten ehrenden Beinamen verleihen, und er verdient ihn durch seine *inneren* Eigentümlichkeiten, die ich zu charakterisieren versucht habe.

Ob es überhaupt zum Genie gehört, das Leben zu verachten, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Bei Hofmann ist es der Fall, er geht dem Leben aus dem Wege und sehnt sich heraus aus den ihn umgebenden Verhältnissen. Er versetzt seine Menschen dorthin, wo er selbst am liebsten sein möchte, in der Natur, in ihren Urzustand. Er denkt sich die Fröhlichkeit heiterer, als er sie thatsächlich vorfindet, und die Tragik bitterer, noch unverzuckert durch sogenannte Culturelemente, die den Urgeschmack zwar verschleiern, aber nicht aufheben können. Wenn man will, kann man Hofmann einen Pessimisten nennen, viel gesagt ist damit freilich nicht. Besser ist, ihn nicht weiter zu „subsumiren", sondern ihn als eine Erscheinung an sich zu betrachten, besonders da die Definition des Begriffes „Pessimist" noch sehr schwankt. Der Künstler flieht die Convention, die er als die schädlichste Folge sogenannter gesitteter Zustände mit Recht ansieht, er will von ihr befreien, weil er sich selbst von ihr frei fühlt und die beseligende Wirkung dieses Zustandes wohl kennt. Seine Liebe ist Liebe

und sein Haß ist Haß, und keine Vermengung ist bei ihm. Der Feind wirft den Feind ins Wasser, wenn es nicht anders geht, was sich liebt, hüpft miteinander in heiterster Ausgelassenheit. Er selbst lebt in dieser Welt, er hat sie mit Augen gesehen, deshalb weiß er sie so trefflich zu schildern. Und deshalb erweckt er in den Herzen derer, die ihm folgen können, dieselbe Sehnsucht, die er in seiner Kunst so oft gestillt hat, und die doch unstillbar ist. Der große ewige Schmerz der Menschheit, er wühlt in seinem Herzen mit doppelter Gewalt; die Wirkung sind die Werke, die der Künstler als Heilmittel für sich und andere erschafft. Wie lange wird es noch dauern, daß man sie als Gift ansieht? Freilich, was brauchen Menschen Heilmittel, die den Schmerz nie gefühlt, die mit unversehrtem Felle, dickhäutig durch das Leben trampeln, blöde und unverwundbar? Für die schafft Hofmann nicht — — Gott sei Dank!

Skarbina hat Aehnlichkeit mit dem Grübler von vorhin. Auch er ist kein großer Freund des Lebens um ihn her. Das scheint paradox bei einem Künstler, der dem Leben bis aufs Aeußerste nachzugehen trachtet, es ist es aber durchaus nicht. Skarbina ist zu sehr Dichter, um sich für das Leben selbst zu begeistern. Es ist dort ganz etwas Anderes, was ihn anzieht. Hofmann will von dem Thatsächlichen nichts wissen. Er geht ihm aus dem Wege, und seine Eindrücke gestalten sich in ihm zu dem, was sich nie und nirgend hat begeben. Bei Skarbina ist es äußerlich anders, aber nur äußerlich. Auch er sieht nicht das Thatsächliche, er sieht was sich hinter ihm verbirgt, und auch er findet dort, wie Hofmann, den ewigen Schmerz, die ewige Sehnsucht nach Glück, das, kaum gegrüßt, gemieden vorbeizieht, das Jeder haben möchte, Niemand besitzt, für das man sich Surrogate in äußerem Glanze, in der Eleganz, im sogenannten Lebensgenusse geschaffen hat. Wenn daher der Schilderer des Lebens sich so eng an dieses knüpft, daß alle seine Werke wie Ausschnitte daraus wirken, so hat er auch eines beizufügen nicht vergessen: jene versteckte Bitternis, die nicht deutlich empfindbar, aber darum nicht minder störend ist. Skarbina ist keine von den sogenannten naiven Naturen, so wenig, wie irgend ein Künstler überhaupt. Ich selbst glaube an keine Naivetät in der Kunst, denn irgendwie muß doch der sie Ausübende Stellung zu den Gegenständen nehmen. Die sogenannte Naivetät ist, im Grunde genommen, nur der höchste Grad des Könnens in einer bestimmten, rein nachahmenden Richtung. Abgesehen davon, daß Skarbina überhaupt nicht reiner Nachahmer der Natur ist, hat er eine viel zu tiefe Art, die Dinge anzusehen, um noch naiv genannt werden zu können. Die Szenen des täglichen Lebens sind für ihn von einem solchen Reichtum an Farbe erfüllt, wie sie das gewöhnliche Auge niemals empfinden kann, und sie werden diese Farben wohl haben, weil sie in dem Skarbinaschen, bunten Gewande den Eindruck echtester Naturwahrheit machen. Der Künstler hat auch hier dieselbe Ader wie Hofmann, nur mit dem Unterschiede, daß seine Farbenempfindungen sich an Vorstellungen aus dem täglichen Leben anschließen. Er verschmäht Vorgänge sogenannter dramatischer Art; was überall und alle Tage geschieht, ist für ihn, Domäne. Aber das Alltägliche erweitert sich bei ihm zum nie Aufhörenden, d. h. Unendlichen, daher die Eigentümlichkeit seiner Schöpfungen, die sie vor einer großen Anzahl äußerlich gleichartiger heraushebt. Er empfindet mit echt moderner Lebhaftigkeit, daß zwar die Formen in denen sich das Leben äußert, nicht dieselben geblieben sind, daß aber das Innerste das ewig Unveränderliche, allgemein Menschliche ist, das zur Empfindung zu bringen, die ihm zugänglichsten kontrollierbarsten Vorgänge als die geeignetsten erscheinen. Wenn Hofmann zwischen seiner Abneigung gegen das Leben und dem Bewußtsein, ohne es nicht auskommen zu können, vermittelt, so ist bei Skarbina das Umgekehrte der Fall, er dämpft seine Freude am Leben ab durch das stete Bewußtsein, daß es nicht ist, was es zu sein vorgiebt. Beides ist modern, höchst modern; in der Schulsprache nennt man den Vertreter des Einen, Phantasten, den des Andern, Realisten.

Unser Meister ist im Verhältnisse zu seinen Leistungen im vorigen Jahre auf der Höhe geblieben, auf der er stand. Er bietet nicht mehr das Bild der Entwickelung, er ist reif. Erstaunlich ist die Energie, mit der er trotz des Bewußtseins seines Könnens

arbeitet. Er geht an jede Aufgabe wie an etwas Neues, er weiß noch nicht vorher, „wie er es machen wird". Daher der Reiz, der von jeder, wie von etwas ganz Neuem ausgeht.

Liebermann ist dieses Jahr nicht so kräftig vertreten, als vergangenes. Woran das liegt, ist leicht zu erklären. Der Meister fühlt sich den Anderen etwas ferne stehen und wünscht ihnen näher zu sein. Ich meine unter den „Anderen" selbstverständlich die Koloristen ersten Ranges, diejenigen, deren Farbenempfindung ebenso stark ist, wie die Liebermanns für die Form. Er fühlte sich kräftig genug, um seinerseits die Position etwas zu verschieben; das erzielte Resultat giebt ihm kaum Recht. Ueberdenkt man das große Schaffen dieses seltenen Mannes, stellt man sich ganz besonders seine größten Bilder vor Augen, so wird ein gewisses Etwas, ein Gleichartiges an ihnen auffallen. Dieses beruht auf dem Mangel fast aller koloristischen Empfindung. Die schweren dumpfen Töne charakterisieren fast alle Werke Liebermanns, und sie sind in Anbetracht der Thatsache, wie der Künstler es verstanden hat, sie auf diese Tiefe einzustimmen, nicht minder bewundernswert, als diejenigen irgend eines Koloristen, der, wie Liebermann sich selbst ausdrückt, in der Farbe das Gras wachsen hört. Es war für ihn charakteristisch, daß sich seine Empfindung gerade in seinen unfarbigen Arbeiten, besonders seinen Zeichnungen vielleicht am herrlichsten offenbarte. Die Kraft dieser Werke ging mir besonders auf, als ich eine große Anzahl Dürerscher Zeichnungen bewundert hatte. Da ich mir die Frage vorlegte, wer von den lebenden deutschen Künstlern wohl einen ähnlich starken Eindruck machen könnte, wie der hehre, übermächtige Altmeister, so dachte ich doch nicht an Menzel. Ihm fehlt, trotz aller Großartigkeit, das Unmittelbare. Dieses fand ich bei Liebermann in einer so ausgesprochenen, greifbaren Art, daß ich kein Bedenken trage, diese meine Empfindung einzugestehen, wie sehr man mich auch verhöhnen könnte. Ich bin aber der Meinung, daß die alten Meister, deren Bedeutung feststeht, nicht nur zur Verhimmelung da sind, sondern daß ihr schönster Zweck der ist, uns einen Fingerzeig für die Wertschätzung lebender Künstler zu geben. So sie nicht Philister sind, müßten sie sich dieses ihres Zweckes selbst herzlich freuen.

Daß Liebermanns Werke der Koloristik entbehren, heißt, wie ich schon gesagt habe nicht, daß ihre Farbe gewöhnlich, unkünstlerisch ist. Er hat eben auch in dieser Richtung eine eigentümliche, für ihn charakteristische Anschauung, die aufzugeben ganz unbegreiflich erscheinen müßte. Seine Begabung ist nicht die Anderer, und diesem Umstande hat er es zu verdanken, daß er die markante Persönlichkeit ist, auf die die deutsche Kunst mit berechtigtem Stolze blickt. Seine Kraft besteht darin, seine Menschen mit dem innersten Leben auszustatten, mit jenem, das nur die Wenigsten sehen, und nur die Höchsten darstellen können. Was an ihnen charakteristisch ist, fällt seinem tiefen Blicke auf, und seine Hand ist stark genug, die Beobachtung wiederzugeben. Daher das Große, Monumentale in seinen Werken, die den Gesamteindruck vermitteln, ohne sich bei Nebensächlichem aufzuhalten. Eine gewisse zur Andacht stimmende Feierlichkeit liegt über sie gebreitet und hält zu ernstem Sinnen an. Warum Liebermann dieser seiner Art untreu zu werden anfängt, ist schon gesagt, aber trotzdem nicht recht verständlich. Die Abschweifung, die er gemacht hat, ist sicherlich sehr interessant, aber, es ist nur eine Abschweifung.

Außer dem Genrebilde Waisenmädchen im Garten, einem Werke, das nicht zu den besten Liebermanns zu rechnen ist, da es auch seine Zeichenkraft vermissen läßt, zeigen die ausgestellten Porträts besonders, was er besitzt und was ihm fehlt. Dasjenige Gerhart Hauptmanns ist entschieden zu blau, das kleine des Professors Börnstein hat eine Farbe, die selbst unter den merkwürdigsten athmosphärischen Verhältnissen kaum zustande kommen dürfte, das des alten Rosenthal ist, trotzdem es koloristisch nicht das Höchste bedeutet, in dieser Richtung unter den dreien das gelungenste. Eines aber haben alle diese Porträts, das sie zu Werken eines ersten Künstlers stempelt: eine Zeichnung, die nicht anders als groß genannt werden kann. Wie sind diese Menschen gesehen, welche Mannigfaltigkeit im Ausdrucke, in der Stel-

lung, welches Leben in den Bewegungen! Das letztgenannte Werk, die Schilderung eines achtzigjährigen Mannes, der sein Leben, als einen Kreis von Mäßigungen, wohl geführt hat, ist eine Arbeit, die für unsere Zeit und unseren Künstler ebenso charakteristisch ist, wie etwa das auch stofflich naheliegende Rabbinerbildnis für Rembrandt und seine Zeit. Es ist die vollendete Darstellung eines eigentümlichen, nur unter ganz absonderlichen Verhältnissen zustande kommenden Charakters, mit dem uns Liebermann hier vertraut macht, und die ihn durch ihre ganz meisterhafte Kraft und Größe auf dem Platze hält, den ich schon an anderer Stelle für ihn in Anspruch zu nehmen mir gestattet habe, demjenigen des ersten Berliner und, neben Lenbach, ersten deutschen Porträtmalers. Mode freilich wird er nicht werden, dazu sind die gängigen und gäbigen Ansichten zu flach und öde, er zu tief und zu reich. Aber er wird der Liebling sein aller derer, die mit ironischem Lächeln auf die sogenannten Lieblinge der Gesellschaft blicken, sich zu gut halten, auf jene „Kunstmaler" auch nur ärgerlich zu werden, und auf die Frage, wie sie Das oder Jenes finden, die köstliche Antwort des verstorbenen Fritz Gurlitt: „Ach Gott, sehen Sie, das ist auf die Art" haben.

Was Liebermann in Zukunft geben wird, ist schwer zu sagen. Hoffentlich bleibt in ihm kein Zwiespalt zurück zwischen seinem Wollen und Können, hoffentlich gewöhnt er sich an die Erkenntnis, daß die Farbe ebenfalls eine natürliche Begabung ist, die man sich nicht nehmen und nicht geben kann, und kehrt auf seinen angestammten Besitz zurück, wo er so reiche Frucht schon geerntet hat und sicher wieder ernten wird!

Eine eigentümliche Stellung nimmt Alberts unter den „XI" ein. Ohne großen Gesichtskreis, ohne groß zu nennendes Können, gewinnt er sie durch eine merkwürdige Erschöpfung seiner einfachen, vom Gewohnten entfernt liegenden Gegenstände. Auf den Halligen haust er, ein Sohn des Nordens, und beobachtet die karge Natur und die in ihr lebenden Menschen. Was er ist und kann, widmet er der Schilderung dieser anscheinend unmalerischen Gegenstände, und sein Herz schlägt in inniger Liebe für die armseligen Eilande und die schweigsamen Bewohner. Die Albertsschen Gemälde, die den Künstler in stetigem Fortschreiten zeigen, die immer tiefere Eigentümlichkeiten ihrer Gegenstände dem Empfinden näher bringen, machen selbst dem Unkundigen, und zu diesen muß ich mich für diesen Fall zählen, den Eindruck der absolutesten Naturwahrheit. Was aber höher ist: sie besitzen einen reichen Stimmungsgehalt, und das nicht zum letzten Grunde deshalb, weil sich Gegenstand und Vortrag bei Alberts in seltener Weise konform sind. Die Schlichtheit seiner Empfindung erhält durch diejenige seiner Malerei gewissermaßen die Besiegelung, und was er sagt, wirkt so klar und rein nicht nur durch seinen Inhalt, sondern auch durch die Form, in der er es vorbringt, und die sich nur aus vollkommenster Empfindung ergeben kann. Deshalb dürfte man ihm auch, so lange er bei den augenblicklichen malerischen Objekten bleibt, einen anderen Vorschlag garnicht wünschen. So wenig angebracht er wäre bei anderem Naturell und anderer Vorliebe, so sehr angebracht ist er jetzt. Uebrigens braucht man nicht zu glauben, daß sich die Arbeiten Alberts', trotz ihrer unscheinbaren Einfachheit, von selbst machen. Mehr als ein, sonst für bedeutender wie Alberts angesehener Künstler würde daran scheitern, ihm auch nur Kleinigkeiten nachzumachen. Er ist eben für das was er will, eigentümlich begabt und er unterstützt diese seine Eigentümlichkeit durch beharrliche Beobachtung und überzeugungsvolle Treue, Eigenschaften, die ihn zu einer der angenehmsten Künstlererscheinungen machen, die sich bei uns äußern. Alle Hochachtung vor einem Manne, dem es seine Mittel immer noch gestatten würden, dem äußeren Erfolge mit Glück nachzujagen, und der es vorzieht, ferne in der Einsamkeit mit dem Meere und den Winden Zwiesprach zu halten, den armen Bewohnern der unwirtlichen Inseln ein treuer Kamerad zu sein, dem sie ihr Herz öffnen, in den Kirchen, deren einziger Schmuck ihre Sauberkeit ist, die eigentümliche Schönheit zu suchen, die ihm Goldesglanz nicht giebt, der Nichts weiter will, als seiner Kunst dienen. So lange solche Naturen, wie Alberts nicht

fehlen, braucht man große Furcht nicht zu haben. Er bildet seiner ganzen Art nach eine Bürgschaft für die Existenz des so oft vermißten künstlerischen Gewissens.

Leistikow ist mit sich noch nicht so ganz im Reinen, er entdeckt noch zu oft sein Herz. Sicherlich glaubt er auch im Momente des Affektes, daß er liebt, aber er „liebt" zu oft. Gegen das was er liebt, ist sicherlich von keinem Standpunkte aus etwas einzuwenden, trotzdem hat er sich noch nicht entschließen können, ein ehelich Gespons zu nehmen. Ob er in den Hafen künstlerischer Ehe einlaufen wird, ist nicht mit Gewißheit zu sagen, vielleicht entspricht es seiner Natur am besten, ehelos zu sein. Der sorgsame Kunstpapa wird an so junggesellenhaften Neigungen seines lieben Sohnes nicht eben sehr großes Wohlgefallen haben, und man kann es ihm weiter nicht verübeln. Aber nicht nur der Kunstpapa hat seine Rechte, sondern auch der liebe Sohn, der ein etwas unruhiger, nervöser Geselle ist, der sich noch ein wenig herumtreiben muß, ehe er anfängt, Gutes zu thun. Da und dort hat er schon beruhigend monogamische Allüren, aber wer weiß, ob er sie nicht nur zeigt, um später, weniger beobachtet und verdächtig, gewissen kleinen Vergnügungen nachzugehen, die auf keine Weise als ehelich bezeichnet werden können. Uebrigens hat der liebe Sohn auf seinen Abwegen eine gewisse „tiefinnerste" Ueberzeugung, und man muß der Energie, mit der er den einstweilen geliebten Spuren folgt, alle Anerkennung zollen. Und da sich dieses, vielleicht ein wenig lasterhafte Leben, mit unbedingt guten Formen und sogar einer gewissen Liebenswürdigkeit vereinigt, wird man nicht ernstlich zürnen, sondern nur wünschen, daß der liebe Sohn nicht allzugroße Gefahren bei seinem immerhin ziemlich riskanten Vorgehen laufe, und möglichst bald seine Umarmungen der Kunst zu recht fruchtbaren mache.

Von den anderen „Elfern" ist nicht viel zu sagen, denn Mosson, Müller-Kurzwelly, Schnars-Alquist, Hugo Vogel geben zwar nach ihren Kräften, viel ist es aber nicht. Nicht nach Kräften geben Hans Hermann und Friedrich Stahl. Jener riskiert nicht genug, dieser vielleicht zu viel. Stahl ist ein sehr geschickter Künstler, Alles geht ihm leicht von der Hand, er hat seinen Geschmack, aber die Tiefe ist seine Sache nicht. Ich glaube der Künstler malt zu viel aus dem Kopfe und ist daher in einen gewissen Schematismus gekommen, der ihm nicht ungefährlich ist. Er riskiert thatsächlich zu viel, nämlich seine ganze künstlerische Entwickelung. Der äußere Chic hat sicherlich Berechtigung, aber bei ihm stehen zu bleiben, ist auf die Dauer nicht ratsam. Stahl wird sich darüber schlüssig werden müssen, ob er auch in seinen Bildern Illustrator im weniger guten Sinne des Wortes sein, oder ob er auch in seinen Illustrationen sich immer solchen Ernstes befleißigen will, daß er ihm auch sonst nicht fehlt. — Ein ähnlicher Mängel an künstlerischer Straffheit wie bei Stahl macht sich bei Hermann geltend: er geht zu sehr die ausgetretene Mittelstraße, ohne einen Zug von Eigentümlichkeit zu zeigen, zu der ihn sein technisches Können hinreißen sollte. Sicherlich sieht er eine große Zahl seiner Objekte weniger flach, als er sie darstellt, es fehlt ihm aber an einem gewissen Wagemute, durch den sich gerade die moderne Kunst auszeichnet. Zweifellos ist auch der von Hermann behandelte Stoffkreis daran schuld, daß dem Künstler die Frische verloren gegangen ist. Holland fängt an abgegraster Boden zu werden, und gar mancher seiner Schilderer wird gut thun, sich anderswoher neue und stärkere Anregung zu holen. —

Wie man sieht, finde ich bei den „XI" durchaus nicht Alles über jeden Zweifel erhaben. Und trotzdem hat noch selten eine Ausstellung als Ganzes einen solchen Eindruck auf mich gemacht, wie die diesjährige der genannten Vereinigung. Was ist dieses geheimnisvolle Etwas, was Freund und Feind zwingt sich zu äußern, was Keinen kalt bleiben läßt? Es ist die Unabhängigkeit der „XI", die diesen Zauber ausübt. Ohne Segen von oben, ohne Hilfe des geringsten Geheimen Regierungsrates oder Akademiepräsidenten treten sie auf, ohne Stütze, außer der ihrer Gesinnung. Es ist der Geist der Freiheit, der von ihnen ausgeht und der Alles mit sich reißt, dem Nichts widerstehen kann. Der Hohn der Menge, besonders der sogenannten gebildeten Kreise wird kaum etwas schaden. Die künstlerischen Zustände Berlins, die

in ihrer Verrottung ihres Gleichen suchen, machen eine freiheitliche Bewegung zur unbedingten Notwendigkeit, und daß man sie fürchtet, beweist eben der Hohn, mit dem man sie ehrt. Wenn man sie verlacht, müssen die sich besonders Exponierten unter den „XI“ trösten. Wer sie nicht versteht, der hat den Schaden. Ich wenigstens bedaure Leute, die sich über Hofmann lustig machen, mehr, als ich mich über sie ärgere und freue mich, wenn ich sie kichern höre, meiner Augen, die mir gestatten, selbst dort noch die intensivsten künstlerischen Empfindungen zu haben, wo so viele Andere leer ausgehen oder sich gar durch muffige Witze beschmutzen müssen. Ich lächele dann still in mich hinein — nicht etwa über die Witze — und bin ganz zufrieden. Es hat seine Gründe . . . . .

„Dämmerung“.

Von

Wilhem Bölsche.

Von der Erkenntnis, daß die dramatische Kunst Deutschlands wieder im Emporgang begriffen ist, weicht die Dämmerung. Die unfähigsten Theaterdirektoren und die dümmsten Premieren-Stammgäste beginnen es zu begreifen, daß die große Wende endlich, endlich eingetreten ist. Als unlängst Gerhart Hauptmann seine gewaltigen Weberbilder in weihevoller Stunde einem tief ergriffenen Kreis zur Anschauung brachte, da war es in aller Not der Geknechteten, in allem Zorn- und Wehruf der Aermsten und Elendesten, die der Wahrheitssinn des Dichters heraufgezaubert, doch, als wenn von der Bühne her viel allbeherrschender noch etwas Hohes, Freudiges, Aufmunterndes gepredigt werde, etwas, was vielleicht noch tiefer in die empfänglichen unter den Herzen schnitt: der erste Triumphruf einer Kunst, die wieder oben ist, die den Fuß wieder stramm auf der Höhe hat und sich so bald nicht wieder herabwerfen lassen wird. Als der Vorhang über dieser ersten unzweideutigen Dichtung ganz hohen Stils gefallen war, ging es mir — und ich stand darin nicht allein - durch die Seele wie eine allgemeine Stimmungsaufbesserung unserer ganzen vertrackten Zeit gegenüber. Die ästhetische Barbarei unseres konventionellen Parketpublikums, die schmierige Geldjagd unseres Theater-Unternehmerwesens, die sieben Bretter vor den geschniegelten Köpfchen unserer Modekritiker: alles erschien mir für einen Moment so nichtig, so belanglos, mein ganzer Ekel vor dieser ungeheuren Lüge des modernen Theaters wankte und die alte Frage gewann einmal wieder Macht über mich, ob nicht am Ende doch der Dichter wieder der Stärkere sein und sich sein Theater schaffen werde, nachdem jetzt so lange das Theater sich seine „Dichter“ gemacht und in konsequenter Auslese des Unpassenden unserer Kunst den schwersten Schaden angethan hat?

Diese weiche, zum Frieden geneigte Stimmung hielt noch an, als das Theater der „Freien Bühne“ — unverhofft rasch — zu einer zweiten Kunstprobe lud.

Das neue Stück, das so gefährlich nah hinter der stürmischen Begeisterungswoge der „Weber“ segeln sollte, hieß „Dämmerung“, der Autor nannte sich Ernst Rosmer. Es war ein durchsichtiges Pseudonym, auf dessen Aufrechterhaltung offenbar kein besonderes Gewicht gelegt wurde. Sollte es für den Unbefangenen etwas decken, so konnte es höchstens sein, daß ein weiblicher Autor dahinter steckte; im Uebrigen wäre

der wirkliche Name der Verfasserin litterarisch genau so unbekannt gewesen wie „Ernst Rosmer“: man trat jedenfalls vor eine dramatische Novität im eigentlichsten Sinn.

„Dämmerung“ ist auf der Bühne kein Stück von fortreißender Kraft wie die „Weber“. In diesem Sinne war es bedenklich, ihm den Platz einzuräumen, der gleichsam noch warm war von der Glut des großen Zorndramas, dessen Held ein Volk und dessen Dichter ein Sittenprediger von der himmelstürmenden Gewalt alter Propheten, in denen eine ganze Generation ihre Stimme konzentrierte, war. Am Maßstab Gerhart Hauptmann's in den „Webern“ ist Ernst Rosmer von den meisten gemessen worden. Woran man ihn aber messen sollte, war der Hauptmann des „Friedensfestes“ und der „Einsamen Menschen“.

Wer die intimen Wirkungen dieser Stücke — und besonders die des letzteren — gleichsam in einer besonderen Falte seines ästhetischen Gehirns sich unbeirrt bewahrt hatte, der empfand das Bedeutende und empfand auch das Neue der „Dämmerung.“ Innerhalb der natürlichen Schranken eines aufstrebenden, noch bühnenfremden Talentes sah er eine neue, glückliche Hand bei der Arbeit, dort, im engeren Familiendrama, das Neue, unendlich Bessere ebenso zu fördern, wie es für das Drama höchsten Stils die „Weber“ vollbracht. Er sah die Hand bei der Arbeit, sage ich, und grade das ist mir das Wesentliche. Ich habe aus feinsinnigem Munde nach der Aufführung das leichte Wort gehört, es sei mit diesem Stücke grade wieder garnichts bewiesen für den Fortgang unseres Dramas. Solchen „wahren“ Dialog machen, so viel schlagende, wenn auch kleine Wirklichkeitszüge häufen: das könne am Ende schon Jeder heute und das gebe gar keinen Maßstab mehr. Ich für mein Teil beneide solche Kritiker nicht um ihre rasch erworbene Blasiertheit. So wenig ich mich als unbedingter Freund etwa der speziell Schlaf'schen Technik fühle, so wenig finde ich doch, daß die Art, Leute reden und handeln zu lassen, wie es Ernst Rosmer mit vollkommener Beherrschung der Dinge versteht, „Jeder kann“. Es können's noch so verzweifelt wenige, daß einem fast bange wird, und von diesen ist beispielsweise eben ein Bester, wie Schlaf, wiederum so sehr nach einer extremen Ecke hin entwickelt, daß seine Leistung nahezu nur indirekt die allgemeine Emporentwickelung fördert, so individuell interessant sie auch ist. Die Rotte Schwachköpfe, die die Sache „nachmachen“, rechne ich natürlich nicht. Wer sich von ihnen imponieren läßt, der mag seine Dialog-Dichter allerdings wohlfeil haben wie Brombeeren. Mir sind sie vorläufig etwas Exquisites. Und wo ich sie bei der Arbeit treffe, sehe ich Fortgang in der Werkstatt der Kunst. Ernst Rosmer hat im Bezug auf Feinheit des Dialogs und Schärfe der Charakterzeichnung (was damit zusammenfällt) eine Talentprobe als „Arbeiter“ ersten Ranges gegeben. Man muß, um das zu fühlen, sich allerdings nicht in die Haut einer Anzahl glücklicher Lacher im Publikum stecken, die an Stellen, wo die psychologische Echtheit gerade einen etwas trivialen Witz forderte, die Trivialität dem Dichter auf's Kerbholz schrieben, mit „Au!“ reagierten und hinterher vor „faulen Witzen“ sich bekreuzten, die das Stück albern machen sollten. Mit denen rechte ich nicht!

Nun ist es aber eine eigentümliche Sache um das Ineinandergreifen der Fähigkeiten in einem echten Poetenkopf. Unter gewöhnlichen Umständen ist es meiner Ueberzeugung nach schlechterdings unmöglich, daß ein Mensch einen wirklich guten, echt charakterisierenden Dialog im Drama überhaupt zustande bringen kann, ohne soweit Dichter zu sein, daß er bei glücklichem Stoff auch eine mächtige Gesammtwirkung hervorbringen könnte. Die da meinen, man könne die feine Dialogtechnik einfach sich anlernen, ohne eigentlicher Vollpoet zu sein, (es giebt dieser wohlweisen Theoretiker unter unsern Kritikern sehr viele, — meist Menschenkinder, die vor der Möglichkeit des äußerlichen „Anlernens“ einen Heidenrespekt haben, weil nämlich ihre ganze Weisheit allerdings bloß „angelernt“ ist!) sind, fürchte ich, noch nie in der echten Küche eines Kunstwerks mit dabei gewesen. Wenn es etwas giebt, was man nicht lernen kann, sondern haben muß, so ist es das. Wer aber schon das hat, bei dem muß der Teufel ganz besonders schlimm seine Hand im Spiel haben, wenn er nicht auch die andere Ecke, die Gesammtwirkung, herausbekommen sollte. Ich leugne nicht, daß Fälle vor-

kommen, wo ein seltsamer Zwiespalt faktisch *nicht* überwunden wird, und etwas typisches, wenn auch noch im originellsten Sinne, hat unser trefflicher Johannes Schlaf. Die Regel aber ist's ganz unbedingt nicht. Was zu den großen, den ganzen Wirkungen wesentlich mitthut, ist die Weltanschauung. Weltanschauung aber ist wieder Erfahrungsprodukt. Zur Erfahrung thut viel — und hier liegt in gewissem Sinne ein Haken — der *Zufall*; es *giebt* Pechpoeten, die ihr Leben lang hinter dem Ofen sitzen und rivsige Gebiete ihrer Zeit garnicht kennen lernen, infolge dessen, wenn sie auf die Bühne kommen, wie Nachtwächter mit Laterne und Tutehorn auf der elektrisch hellen Leipziger-Straße aussehen, obwohl sie eigentlich nicht nur gute Kerle, sondern auch innerlich — der Potenz nach, rechte und vollblütige Dichter sind. Einige Korrektur aber erleidet nun doch diese reine Zufallsmache eben durch das geniale Erbe des echten Poeten selbst: durch die Beobachtung, also grade das, was auch die Technik giebt. Wer beobachten kann (im dichterischen Sinne), kann auch gestalten; wer aber beobachtet, wird im modernen Leben gradezu selbstverständlich auf eine gewisse freie, hochstehende Weltanschauung getrieben. Will man die umgekehrte Probe, so denke man an Wildenbruch; da ist ein Mann des lautersten Strebens; warum ist seine Weltanschauung so jammervoll beschränkt? Steckt des Rätsels Lösung nicht doch in der Paralleltatsache, daß grade dieser Wildenbruch auch allezeit unfähig gewesen ist, einen wirklich guten, natürlichen Dialog zustande zu bringen, so ehrlich und intensiv er auch danach gestrebt hat?

Sobald aber die Weltanschauung einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, beginnt — im Bunde mit der feinen realistischen Technik — *das Gebiet der Wahrscheinlichkeiten für ein ganz großes Kunstwerk*. Ernst Rosmer's erster Versuch macht durchaus den Eindruck, als wenn er an der kritischen Wende grade auf den Millimeterstrich genau angekommen wäre. Das giebt dem Stücke einen Reiz ganz eigener Art.

Der Handlungs-Inhalt, also das von der Dialog-Technik Abgelöste, ist in ganz kurzem Umriß der folgende, — ich kann mich um so knapper fassen, als das Stück im belletristischen Teil dieser Zeitschrift demnächst den Lesern ganz vorgeführt werden wird.

Die Handlung zerfällt in einen klaren, sehr straff durchgeführten Oberstock und eine Art dunklen Untergeschosses, in dem allerlei Geheimnisvolles schwebt, — man weiß nicht genau: sind es Gespenster oder bloß weiße Tücher im Mondschein. Wie das nun einmal ineinander verwebt ist, würde dem Stück ein großer Teil seines intimsten Reizes fehlen, wenn diese nach Laune zu deutende Rätselwelt im Hintergrund fehlte. Den Stamm des Ganzen bilden zwei prachtvoll gezeichnete Figuren: Vater und Tochter. Der Vater gewesener Musikdirektor, in guten Verhältnissen, Witwer an der kritischen Wende der Fünfzig, aber noch ein schöner, stattlicher Mann, der sich zwar etwas borstig giebt, aber innerlich noch keineswegs resigniert hat. Daneben ein augenkranker Backfisch, verzogen vom Vater, der die ganze unbeholfene, überschwängliche, der energischen Samaritergutmütigkeit eines echten Weibes so ganz unähnlich weichliche Gutmütigkeit des Mannes an sie wendet, — verzogen durch den Egoismus auch der Kranken, mit einer Krankenstubenluft um sich her aus Arzenei und allerhand Unappetitlichkeit. Die Charakteristik dieses augenkranken Mädchens, das an der Schwelle der Blindheit steht, ist der eigentliche Glanzpunkt des Stückes. In ihr ist nichts von jenem Nebelhaften, jenem Untergeschoß, sie ist konsequent vom ersten bis zum letzten Akt. Als der Vorhang sich über dem ersten hebt, hat die Kranke den gesunden Vater umgarnt. Sie will ihn ganz für sich haben, er soll nur für sie leben. Und er ist mürb, sie hat ihn von seinem Berufe, der ihn ausfüllte, seiner Mutter, die er vergöttert, von der Stadt, deren Milieu er brauchte, um nicht zu versteinern, glücklich losgerissen, er haust in München mit ihr allein, auf dem Punkt ein Opfer zu werden seines eigenen hilflosen Mitleids mit einer Hilflosen. Als der Vorhang über dem fünften Akt sich im Abenddunkel senkt, ist die Tochter völlig blind und der Vater völlig und unrettbar in ihrer Gewalt. Zwischen Eins und Fünf aber spielt eine Episode. Ein Rettungsversuch des Vaters. Ein Versuch, sich zum *Leben*, dem er doch noch so kräftig angehört, zurückzuretten. Ein Versuch, den Mut zur Erkenntnis der Wahrheit

zu haben, daß die Gesunden zu den Gesunden hören, daß das Absterbende nicht zurückgewonnen wird und würfe man ihm auch Hekatomben blühenden Lebens nach in seine Modergruft, — daß es auch ein Mitleid mit der eigenen Kraft giebt, die geopfert werden soll, ein Mitleid, das am Ende wohl dem andern die Wage halten könnte im allermoralischsten Sinn, wofern man sich sagt, daß jede noch ungenützte Lebenskraft etwas Heiliges ist, das wir uns nicht selbst geschaffen, sondern das als Pfund uns anvertraut ist, daß wir damit wuchern sollen. Ins Haus kommt eine junge Aerztin, Sabine Greef. Sie vertritt in schöner Symbolik gleichsam die mahnende Gesundheit selbst, die sich dem Schwankenden naht. Die Seelen der Beiden finden sich nach kurzem Zwiespalt, den die tiefverschiedene Weltauffassung hervorgerufen, mit dem türlichen Instinkt des Gesunden, das zum Gesunden strebt. Und eine eigenartige Verkettung scheint für einen Moment die ganze Schicksalswendung in die Hand Sabinens zu legen. Sie operiert die Tochter mit Glück und die Möglichkeit blitzt auf, daß das Gespenst der Blindheit doch noch verscheucht werde. Aber es giebt — und hier setzt die realistische Dichtung mit vollem Recht den Umschlag zum entscheidend tragischen Ausgang an — Gespenster, die stärker sind, als die physische Krankheit: seelische Gespenster, erzeugt durch die Jahre des Krankseins zum einen Teil, durch die äußerste Verzärtelung des weichlichen Mitleids aber zum noch größeren andern Teil. Im Moment, da es eigentlich am wenigsten nötig ist, da die Operation eine Möglichkeit der Rettung geschaffen hat, erfolgt eine wilde Eifersuchtsszene der Kranken, — und diese furchtbare seelische Nachkrisis wird nun rückwirkend zur endgiltigen Krisis des physischen Leidens. Das Auge umnachtet sich und eine wirklich Blinde wendet sich nun mitleidheischend an den Vater. In einer nach konventionellem Begriff „dramatisch" matten, aber seelisch äußerst merkwürdigen Schlußszene entsagt dieser seiner Liebe und bleibt bei seinem Kinde als Pfleger zurück. „Verachte mich nicht!" sagt er zu Sabine; er fühlt, daß die Kranke auch ihn so umgarnt hat, daß der Rettungsversuch hoffnungslos bleiben muß. Vor diesem Bekenntnis, in dem das Mitleid als Sünde wider das Leben voll empfunden wird, ohne daß doch der Sündige davon lassen kann, sagt Sabine mit leuchtendem Blick: „Du heiliger Mensch". Es ist nicht leicht, sich hinein zu denken, welche Weltanschauung aus diesen Worten redet. Ist er die schwankende, die — mit einem riesigen Sprung ins Innerste hinein — anerkennt, daß mit all seinen Verirrungen dieser Mitleidige doch am Ende das Rechte, das „Heilige" getroffen haben könne und daß er die wahrhafte Schicksalsüberwindung grade in dem Moment — unbewußt — ausgesprochen, da er mit dem Bewußtsein sein Mitleid selbst verdammte und dennoch gestand: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, — ich muß mitleidig sein?

Ich habe nicht ohne Gründe oben darauf hingewiesen, daß es in dem Stücke ein unteres Stockwerk giebt, das vielleicht nachträglich künstlich vermauert ist, von dem es aber doch gerade an entscheidenden Stellen wie ein seltsamer Hauch heraufkommt. Ich würde die Punkte, die sich hier aufdrängen, nicht erwähnen, wenn ich nicht in ihnen Motive erblickte, die in der That nicht sekretiert zu werden brauchten, da sie hohen ideellen Wert haben. Gerate ich mit meinen Vermutungen auf Irrwege, so möge mir die Verfasserin das zu gute halten. Ich will dann bloß etwas nebenher phantasiert haben zu der Melodie, die sie angeschlagen, und mir eine Variante zu ihrem wahren dramatischen Knoten ausgedacht haben, für die ich als Dichter gern allein verantwortlich bin. Sabine Greef nimmt gegen Schluß des ersten Akts — noch ganz kühle Aerztin jetzt, ohne eine leiseste Anwandlung von Liebhaberin — den Vater in ein scharfes Verhör über die Entstehungsgeschichte der Augenkrankheit seiner Tochter. Wie ein flüchtiger Blitz taucht für den Hörer, der ernst dem ernsten Wortlaut folgt, (und es liegt ein heiliger Ernst in der Szene, den billiges Geschwätz von medizinischer Langeweile oder gar simple Prüderie nicht wegbannen können!) der Gedanke auf, daß auf einem ganz bestimmten Wege, durch eine Schuld die vor seiner Ehe lag, der Vater selbst voreinst den Keim für den Ruin seines Kindes gelegt haben könnte. Noch ein paarmal klingt im Weiteren das Motiv an, in der ver-

zweifelten Klage der Greef nach der Ursache des Leidens, die den Schlüssel zur Heilung geben müßte, und andern flüchtigen Zügen. Wie nun, wenn grade dieses Motiv auch in die Schlußszene seine Schatten würfe? Wenn aus der Frage der Aerztin heraus, ohne daß er es *ihr* damals zugab, dem Vater selbst doch die Ahnung aufgestiegen, daß er selbst nicht mehr der Gesunde sei, der das Anrecht an die Gesunde besitzt? Wenn er, nachdem in der entscheidenden Katastrophe das Bild des verwüsteten, durch seine Schuld, allerdings ohne daß er es wußte, mitverwüsteten jungen Lebens ihm noch einmal grausam deutlich geworden —, endlich doch im Schlußakt den Mut fände, grade die Aerztin, die ihm ihr Leben weihen will, an die heilige Menschheitspflicht zu mahnen, die das Tuch unerbittlich zerschneidet zwischen Gesund und Ungesund? Und wenn Sabine Greef, — im Moment, da sie selbst ihren Stand äußerlich opfern wollte, um nur den Geliebten zu besitzen, im Tiefsten ihres Gewissens grade als Aerztin, als Menschheitsdienerin, angerufen, — die Höhe des Opfers begriffe und das verzweifelte „Verachte mich nicht!" des Geständnisses darum sieghaft übertönte mit ihrem „Du heiliger Mensch"? Ich bin durchaus kein Freund der Vererbungstragödien an sich. Aber so gewendet, nähmen wir das mißliche Vererbungsmotiv wenigstens nur nebenher in Kauf, um eine *sittliche* Lösung von sehr hoher Wirkung zu erlangen. Die Weltanschauung, die sich darin bethätigte, wäre allerdings eine andere, als die in der oben geschilderten Auslegung des letzten Akts. Im letzteren Fall scheitert der Gesunde an einem Mitleid mit der Kranken, das an sich jedenfalls ganz unfruchtbar ist. Im andern beugt sich ein Kranker bewußt vor der werkthätigen Achtung des heiligsten Menschheitsgutes, der Gesundheit; er hat kein Anrecht mehr auf Fortarbeit auf neuem Boden; nicht das blinde, als instinktiver Zwang empfundene Mitleid, sondern der eigentlichste sittliche Verstand weist ihn zu seinem Kinde, wo er noch *rein* wirken kann, wenn auch das Bitterste nicht ungeschehen zu machen ist —, während er drüben nur neues Unheil säen würde. Mag man sich nun über diese Dinge streiten — wie viel ist nicht über Hamlet's wahre Motive gestritten worden! — jedenfalls ist das Drama „Dämmerung" eine verheißungsvolle Erstlingsarbeit wie wenige. Es regt durchaus tiefe Gedankenprobleme an. Und es verrät in jeder Faser den gestaltenden Dichter, der zu Vollendetem *reift*.

Unter den Spielern stand Frau Hachmann-Zipser als Tochter in unbestrittener Meisterschaft auf der Höhe ihrer Rolle. Nissen spielte den Vater im Wesen nicht minder echt; nur die Maske war für den „Johannes des Wagnertums", den man sich auch als Fünfziger noch gern als schönen, beweglicheren Mann, aber nicht als Typus des konventionellen grotesk versteinten Kapellmeisters a. D. denkt, entschieden zu gewöhnlich. Die Greef der Frau Olga Wohlbrück betonte umgekehrt das anmutige Element vielleicht um eine Nüance zu stark, ohne doch viel damit zu verderben. Es war eine verflixt schwere Rolle! Eine von der Dichterin durchaus nicht karrikaturenhaft gedachte, bloß drollige Nebenfigur, den Studenten Carl, hat dafür Herr Eisfeld leider bis zur Unkenntlichkeit als Witzblattgigerl verwässert. Die treffliche Regie Cord Hachmanns, in den „Webern" kurz vorher so einzigartig bewährt, versah es im Ganzen ein klein Wenig im Dehnen und Pausenmachen, was besonders im letzten Akt merklich ermüdete. Sie hätte, so energisch das Stück mit seinem prachtvollen Dialog sich auch bereits als ein in seiner Art „reifes" erweist, doch mit der dem *realistischen* Bühnenneuling fast notwendig eigenen Ueberhäufung im Detail rechnen müssen: die junge „Dämmerung" verlangte ein anderes Tempo als etwa die „Gespenster" des wortkargen Altmeisters Ibsen.

Hanna Jagert.

Von

Lou Andreas-Salomé.

Im März, als die Erstaufführung der Hanna Jagert im Lessingtheater erwartet wurde, erschloß sich statt dessen auf dieser Bühne das Paradies; Gott-Vater sprach große Worte aus den Wolken und seine Engel und Erzengel secundierten ihm genau so langweilig, wie man es von den himmlischen Heerschaaren schon immer gewohnt hat. In rollenden Versen mit Hülfe von allerlei schönen Dekorationskünsten, — wennschon nicht so schönen und überraschenden, wie sie einst das Viktoriatheater bei seinen Ausstattungsstücken aufgebracht, — nahm die „Tragödie des Menschen" von Madach ihren unvermeidlichen Verlauf. Mit ermüdeten Augen und Ohren langte man schließlich, durch alle die tragischen Menschheitsgeschicke hindurch, mit Vergnügen bei der Vereisung unserer alten Erde und bei der Verkümmerung der Letzten unseres Geschlechts an. Dann verwandelte sich endlich am Ostermorgen des 2. April die Paradieseslaube, in welcher Adam und Eva träumend beieinander liegen, in eine Wohnung aus der Jetztzeit; Eva, Frl. Reisenhofer, und Adam, Herr Molenar, zogen Beide etwas an und präsentierten sich als Hanna Jagert und Alexander Könitz in der modernen Menschen-Komödie von Otto Erich Hartleben. Hoffentlich kannten Alle, die sich die Oster-Matinee ansahen, das Schauspiel bereits dem Buche*) nach, denn die sehr mittelmäßige Darstellung war stimmungslos und hart und verwischte nur die feinen Töne und Farben, die das Buch so anziehend machen. Hanna Jagert ist eines von den ganz wenigen Dramen, die man nicht auf der Bühne gesehen zu haben braucht, um sie voll zu genießen; ihr unmittelbarster Vorzug besteht im verblüffend Natürlichen und Lebensvollen des Dialogs; man vergißt darüber beim Lesen alle künstlerischen Fragen, auch alle Fragen nach dramatischer Wirkung; dadurch daß sich das Gelesene so spontan als ein Stück Leben aufdrängt, wirkt es dramatisch genug. Der zweite und tiefere Vorzug besteht aber in der Behandlung des Problems, das diesem Stück Leben zu Grunde liegt, und ich glaube, daß man dem Verfasser Unrecht thut, wenn man ihn auch in diesem Schauspiel ausschließlich als den Humoristen nimmt, dem das Problem und die Persönlichkeit „Hanna Jagert" gewissermaßen nur den Vorwand abgab, um Einzelscenen voll anzüglichem Witz, wie etwa die Scenen mit dem alten Vernier oder mit Lieschen, oder den Schlußeffekt des Ganzen, Hanna's überraschenden Heiratsentschluß, anzubringen. Wenigstens wird man es versuchen dürfen, die Intentionen eines Werkes auf das Motto hin anzusehen, welches ihm vorangestellt ist, und dieses Motto lautet hier, in der, etwas hegelisch angehauchten, Sprache Friedrich Hebbels: „— Ich sage es Euch, Ihr, die Ihr Euch dramatische Dichter nennt —: Nur wo ein Problem vorliegt, hat Eure Kunst etwas zu schaffen. Wo Euch aber ein solches aufgeht, wo Euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in Eurem Geiste — denn Beides muß zusammenfallen — das Moment der Idee, in dem es die ver-

*) S. Fischer's Verlag, Berlin.

lorene Einheit wiederfindet — da ergreift es und kümmert Euch nicht darum, daß der ästhetische Pöbel in der *Krankheit selbst die Gesundheit* aufgezeigt haben will, da Ihr doch nur den *Uebergang* zur Gesundheit aufzeigen könnt . . ."

Hanna Jagert stellt also in keiner Weise in der ihr so sehr vorgeworfenen „Vielmännerei" ein Idealbild der Gesundheit dar, sondern eben jener „Gebrochenheit des Lebens" einer Zeit, in welcher, wie Alexander Könitz sagt: „Das Verhältnis zwischen Mann und Frau einmal wieder Problem geworden ist", und noch hinter dem ehemals Selbstverständlichsten ungelöste Fragen stehen. Aber allerdings verkörpert Hanna Jagert daneben auch — um hegelisch und hebbelisch zu reden — jenes „Moment der Idee, in dem die verlorene Einheit wiedergefunden" werden könnte, nämlich den einzig möglichen Wegweiser und Uebergang zur Gesundheit, und zwar thut sie dies in der Ehrlichkeit ihrer Selbsttreue und ihres Wahrheitsmutes. Daß Hanna's Selbsttreue, die unbedingte Wahrhaftigkeit ihres Empfindens, in diesem ganz bestimmten Fall sich als Untreue gegen Andere äußern muß, — darin liegt der dramatische Konflikt ihres Lebens. Und höchst geschickt wird dieser innere Zwiespalt in Hanna selbst nach außen hin noch gesteigert und verschärft dadurch, daß sie bei ihrem Liebeswechsel jedesmal den Schein auf sich laden muß, von eigennützigen und gemeinen Motiven geleitet zu sein. Sie, die ihrer Natur nach recht wohl dazu beanlagt ist, jene alte rührende Geschichte von der großen Liebe wahr zu machen, die einen König verläßt, um einem Bettler zu folgen, — sie hat das Mißgeschick, in den Augen der Welt durch ihre Liebesschicksale jedesmal zu „avancieren". Von der Braut des armen Schriftsetzers avanciert sie zur Geliebten des reichen Fabrikbesitzers, dann zur Maitresse eines Barons, oder gar eines „Grafen", wie ihr Vater meint, und schließlich endet sie als die gnädige Freifrau von und auf Westernach. Dieser doppelte Konflikt, der einerseits durch ihre Empfindungs- und Handlungsweise, andererseits aber durch den falschen Schein, der auf dieselbe fällt, hervorgerufen wird, läßt die Gestalt Hanna Jagert's ganz besonders bewegt und lebendig aus dem Rahmen der sie umgebenden Verhältnisse heraustreten und zeigt sie in glücklicher Mischung sowohl in ihrer menschlichen Größe als auch in ihren menschlichen Grenzen. Groß erscheint sie in dem, was sie innerlichst bestimmt und leitet, — abhängig und begrenzt aber darin, daß das Urteil der Menschen, die Verurteilung der Welt sie fortwährend zwingen, sich wie Eine zu benehmen, die sich rehabilitieren muß, — die gleichsam beständig sich selbst und Andern *beweisen* muß, sie sei nicht käuflich, sie sei ein selbständiger und freier Mensch.

Am stärksten stoßen diese beiden, von einander zu trennenden Konflikte am Anfang zusammen, in Hanna's Untreue ihrem Verlobten, dem Schriftsetzer Conrad Thieme gegenüber. Denn hier kämpft sie selber noch mit ihrem „alten" Gewissen, mit alledem, was ihr später als die Meinung der Welt tadelnd entgegentritt. Hier sehen wir sie noch selbst zittern, schwanken und sich mit ihrer eigenen That etwas so Schweres zumuten, daß die Folgen davon noch lange in ihr nachwirken und wesentlich ihre spätere Lebensgestaltung mitbestimmen. Als Kind eines Maurers aufgewachsen, ist Hanna durch ihren Verstand und Charakter früh zu einer Art von Mittelpunkt ihrer Kreise und Gesinnungsgenossen geworden und an die Verehrung derer gewöhnt, unter denen sie lebt. Ganz im sozialdemokratischen Parteileben aufgehend, stellt ihr Verlöbnis mit Conrad Thieme eigentlich selbst nur das stärkste Bündnis gleichgestimmter Kämpfer für die gemeinsame Sache dar. Sie kennt Begeisterung, — Liebe nicht, und was sie an ihrem Verlobten schätzt, sind lauter Züge, die ihr eigenes hochgespanntes und selbstloses Streben deutlich charakterisieren: „Du warst — — mein Nebenmann . . . . in all der Arbeit, die wir beide für etwas Hohes, für etwas Heiliges hielten, und *wie* sah ich zu Dir auf, zu Deinem ehrlichen, unerschütterlichen Mannesmut, zu Deinem festen Glauben — ja! —: Zu dem besonders! Der war mir das Wertvollste."

Es ist fast naturnotwendig gegeben, daß diese Jugendbegeisterung einmal eine andere Richtung nimmt, daß sie eines Tages von den allgemein gehaltenen Ideal-

zielen der Menschheit abgelenkt, und zu egoistischer Selbstbestimmung gebracht wird. Denn was Hanna hier erfüllt, ist doch noch nicht die Ueberzeugung eines reifen Menschen, der Alles was er ist und hat, in den Dienst einer erkannten Wahrheit stellt, sondern es ist die Sehnsucht, sich emporzuringen, der Zorn über die Verhältnisse, die sie und alle, die mit ihr leiden, gewaltsam niederhalten wollen. Noch hat Hanna ihrer eigenen Entwicklung garnicht nachgehen, ihr eigenes, besonderes Selbst nicht erkennen und entfalten dürfen, und so steht sie mit all' ihrer Arbeit in der Täuschung der Jugend, als ob man den Andern dauernd etwas zu sein, etwas zu geben vermöchte, ehe man sich selber gefunden und gewonnen hat. Der Mann, dem sie in ihrem siebenundzwanzigsten Lebensjahre begegnet, Alexander Könitz, läßt sie erst zu dieser Einsicht kommen und verwandelt damit ihre Persönlichkeit und ihr Leben. Daß er dem Sozialdemokraten Conrad Thieme als der Individualist modernster Färbung gegenüber steht, und daß somit Hannas Hinwendung zu ihm zugleich einen Gesinnungswechsel für sie bedeutet, thut fast nichts zur Sache; echt weiblich und echt jugendlich läßt sie sich auch von der neuen Ueberzeugung vor allem in dem bestimmen, was ihr persönliches Bedürfnis ist und was sie innerlich vorwärts bringt. So erlangt Alexander Könitz eine große Gewalt über Hanna, die größte Gewalt, die ein Mensch über den andern erlangen kann: er giebt sie sich selbst. „Der hat mich zu einem ganz andern Menschen gemacht", sagt sie von ihm, „er hat mich — nach und nach — ganz umgestaltet". Und wenn man die Schilderung liest, die Könitz von seinem Verhältnis zu Hanna entwirft, so bleibt kein Zweifel darüber, welcher Art der mächtige, übermächtige Drang ist, der sie ihm rückhaltlos entgegentreibt. „Hungrig und durstig war sie zu mir gekommen. — — Da hab' ich ihr nun alle Thüren weit geöffnet! Und was hab' ich mich da aus innerstem Herzen freuen dürfen, wie sie alsbald, nachdem die erste Schüchternheit überwunden war, mit naivem Appetit an all die guten Dinge des Lebens heranging! — Ja! — Und noch jetzt — an Wintertagen — werd' ich warm, wenn ich daran zurückdenke — —". Seine Herzensgüte und Geistesüberlegenheit ist es, die Könitz diese schöne Gewalt über Hanna giebt; Dank aber, und Hingerissenheit ihres ganzen erwachenden und aufblühenden Wesens ist das Gefühl, mit welchem sie sich ihm hingiebt. Freilich nicht Dankbarkeit in dem Sinn, in dem sie ein paar Jahre später von ihren „Verpflichtungen" ihm gegenüber redet; nicht Dankbarkeit dafür, daß sie durch seine Hülfe auch im äußern Leben Selbständigkeit und eine auskömmliche Existenz erringt. Aber in einem tief innerlichen Sinn liegt doch von vornherein etwas dem Verwandtes ihrer Neigung für ihn zu Grunde: Der Dankesrausch des bedeutenden Menschen, dem der Weg zu sich selber erschlossen worden ist. Jedenfalls keine Liebesleidenschaft. Denn wenn Hanna auch ihrem Bräutigam Conrad Thieme das Bekenntnis ablegt: „Ich habe mich ihm mit Leib und Seele hingeben müssen. — — Ich that was ich mußte. Ich konnte nicht anders", — so sagt sie doch kurz vorher etwas, das ein damit gemeintes Liebesgeständnis völlig ausschließt. Wie sie Conrad den Irrtum ihrer damaligen Verlobung zu erklären sucht, gebraucht sie die Worte: „Ich dachte eben: — — — solche leidenschaftlichen Gefühle wären mir nun einmal versagt. Das glaub ich auch jetzt noch —". Dies ist also gerade der einzige Punkt, in welchem Alexander Könitz keinen weckenden und wandelnden Einfluß auf Hanna hat ausüben können; nach wie vor hält sie sich für unfähig, wirkliche Leidenschaft zu empfinden.

Aber vielleicht hätte unter andern Umständen der starke Zug Hanna's zu Könitz hin, und die tiefe geistige Zusammengehörigkeit dieser beiden Menschen sich noch einmal in Hanna zu einer treuen und leidenschaftlichen Liebe auswachsen können. Der Druck der Verhältnisse gestattete es ihrem Gefühl nicht, voll auszureifen. Erst stand sie im schweren Seelenkampf des Verrates wegen, den sie durch ihre Beziehung zu Könitz an Conrad Thieme beging, der inzwischen ahnungslos im Gefängnis von Plötzensee saß und ihrer als seiner ihm anverlobten Braut gedachte. Dann, nachdem sie sich von Conrad frei gemacht, vermag sie doch nicht völlig frei zu werden von der peinvollen Erinnerung an das Geschehene, an die Verurteilung ihrer Eltern

und die Verachtung ihres Verlobten, der im Glauben befangen ist, sie habe ihn dem reichen Fabrikbesitzer geopfert. Der Wunsch, im äußern Leben ganz selbständig und so dazustehn, daß jeder derartige Verdacht von selbst zurücktritt, beherrscht jetzt all' ihr Thun. Sie verläßt das Geschäft, in welchem sie arbeitete, und beginnt einen eigenen „Kleiderhandel". An Stelle der vollen und freudigen Entwicklung des ganzen Wesens, der Könitz sie entgegenführte, und die sie als einen einzigen langen Festtag empfand, tritt nun ein langer, langer, einförmiger Arbeitstag, ohne Ruhe, ohne Erholung, ausschließlich dem Erwerben und Rechnen gewidmet. „Dies dumpfe besinnungslose Arbeiten und Arbeiten die ganze Zeit her, — — — — — — meinst Du: ich hätte nicht begriffen, wie wenig das nach Deinem Herzen war? Wie wenig Du — Du selber gewesen bist — all die Zeit her?" sagt ihr Könitz. So gilt in einem bestimmten, äußerlichen Sinn auch hiervon dasselbe, was einst von ihrer Jugendbegeisterung für die Menschheitsideale galt: daß ihre Gefühle abgelenkt werden vom Persönlichen, daß es sich dabei schließlich: „um etwas Anderes, Drittes, um etwas außer uns handelt, — und nicht um uns selber." Die Hilfe die ihr Könitz hierbei gewähren kann, ist rein materieller Natur und weckt in ihr nur das Verlangen, sie durch angespannten Fleiß so bald wie möglich überflüssig zu machen. Mit den letzten tausend Mark, die sie ihm von dem ihr geliehenen Gelde zurückzahlt, überkommt sie ein Gefühl der Freude, diese Schuld los zu sein. Das Bewußtsein, ihm „verpflichtet zu sein," nimmt jetzt mehr und mehr den Platz der hingerissenen Dankbarkeit ihrer früheren Empfindungen ein; mit der sich ihr aufdrängenden Ueberzeugung, daß sie ihn nicht liebe, beginnt das Band, welches diese Dankesgefühle so innig um beide schlangen, sich zu einer drückenden Fessel zu verhärten.

So ist es genügend erklärt, daß Hanna, gerade in der Anstrengung sich ihrer Verpflichtungen bewußt zu bleiben, gegen Könitz erkaltet. Dies wäre aber nicht motiviert, wenn sie ihn wirklich geliebt hätte. Denn wohl weckt ein Alexander Könitz durchaus nicht immer Liebe, wo er erscheint, aber wenn er sie weckt, hält sie vor und vertieft sich in einer Natur wie Hanna's. Liegt doch in diesem Verhältnis, in welchem sie der Frühling seines Lebens, er aber die zeugende Geistes- und Kraftquelle des ihren ist, Alles vereint, was das Liebesleben zum unlösbaren Lebensbund erheben kann. Daher ist es auch diesem Manne gegenüber natürlich, daß Hanna sich eine Zeitlang über die Art ihrer Neigung täuschen und glauben konnte, hier an ihren Grenzen angelangt zu sein. Erst als sie wirklich liebt, als sie zum ersten Male Leidenschaft empfindet, wird sie sich darüber klar. Und diesmal ist es Leidenschaft fast ohne jede Nebenbeziehung zu einer besonderen geistigen oder seelischen Zusammengehörigkeit, denn sie gilt dem jungen, unbedeutenden Freiherrn, den sie vollkommen übersieht, und der gänzlich außerhalb ihrer eigenen Denkweise und Entwicklung steht. In der Buchausgabe giebt die kurze Schlußscene des zweiten Aktes den richtigen Eindruck davon. Diese Mondscheinscene, in der sie sich gegenüberstehen, sich einander leidenschaftlich nähern, fast ohne zu sprechen, bis Hanna, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend, erschauernd in Bernhard's Arme sinkt, — ist leider gestrichen worden. Das ist sehr schade, denn sie ist sehr geschickt gemacht und zeigt mit wenigen Strichen und Worten das Neue, Besondere und Berauschende der Empfindungen Hanna's. Statt dessen brachte die Aufführung am Beginn des zweiten Aktes eine kurze Unterredung des jungen Bernhard von Vernier mit Hanna, — ein eingeschobenes kurzes Zwiegespräch, das an dieser Stelle nichts erklärte und nicht genügend beachtet werden konnte. Kam schon damit der letzte Teil des Schauspiels um seine Verständlichkeit, so trug das traurige Spiel Herrn Höckers noch dazu bei, die Rolle Bernhard von Vernier's zu verderben. Anstatt einer möglichst gewinnenden, vornehm sympathischen Erscheinung, deren bloßes Auftreten bestechen und mit den äußern Vorzügen ein wenig über die innere Unbedeutendheit hinweghelfen sollte, sah man einen unbehilflichen, jungen Mann mit schlechten Manieren, der einem reisenden Handelsmann mehr glich, als einem Freiherrn. Was aus den letzten Akten hätte werden können, wenn es noch dazu statt Fräulein Reisenhofer eine seelenvollere Hanna gegeben und wenn Herrn

Molenars Rolle des Alexander Könitz in Reichers Händen gelegen hätte, kann man nach der Aufführung im Lessingtheater garnicht beurteilen.

Auch in ihrem neuen Liebesverhältnis bekundet Hanna den nämlichen, unabhängigen, selbständigen Sinn. Sie will ihre Freiheit und ihre Arbeit in nichts aufgeben und ist weit davon entfernt, auf eine Heirat und auf die „gnädige Frau" zu speculieren. Lieber will sie noch des Freiherrn „Maitresse geschimpft", als seine „Braut" genannt werden. Das ist ohne Zweifel sehr schön und die wirkungsvolle Scene, wo sie das ihrem ehemaligen Verlobten Conrad Thieme auseinandersetzt, soll sie uns in ihrer ganzen Größe zeigen. Aber mir kam dabei die verwunderte Frage, warum Hanna eigentlich so weitgehende Befürchtungen hinsichtlich ihrer Handlungsweise hegt? Vor sich selbst und hoffentlich doch auch vor dem Mann ihrer Liebe ist sie über jeden Verdacht eines unlautern Motivs erhaben; daß sie auch den Ihrigen und der Welt gegenüber jeden Verdacht abwehren möchte, ist natürlich und recht, aber es ist keine besondere Größe darin. Wenn eine Frau liebt, vergißt sie das, und wird, eben weil sie es vergißt, aus diesen Beweggründen weder eine Heirat ausschlagen noch sonst sich ihr Glück beeinträchtigen lassen. Aber leider liegt allerdings die Verwunderung über Hanna's letzte Wahl und letzte Liebe für alle ihre Freunde nah, und wenn in irgend einem Fall, so muß man in diesem nach Gründen suchen, die sie dabei haben bestimmen können. Denn nicht, daß Hanna Könitz verläßt und einen Andern liebt, bedarf der Rechtfertigung, wohl aber, daß sie gerade diesen guten Jungen von Baron lieben muß. Es ist wohl richtig, daß sich über Geschmack nicht streiten läßt, aber auch das alte Sprüchwort in veränderter Fassung ist richtig: „Sage mir, wen du liebst, und ich will Dir sagen, wer Du bist." Darum ist es mir auch so vorgekommen, als ob in Hanna's Gestalt, die bis zu diesem Schlußakt vom Verfasser mit einem gewissen bewundernden Ernst gezeichnet worden ist, hiermit zum ersten Mal ein Zug zum Vorschein kommt, der ein wenig an Frauenverachtung in Hartleben'scher Manier erinnert. Bedeutet doch im Grunde Hanna's Wahl das Geständnis: „Laßt eine Frau sich nur vollständig entwickeln, ausreifen, sich zu ihrer vollen Größe aufrichten, und dann seht zu, nach wem sie greift, und wie stark ihr Geschmack in das Gewöhnliche zurückgreift. Die Frau ist im besten Fall eine befreite Sklavin und, wie alle Sklaven, will sie am liebsten herrschen, ihre Macht nach Möglichkeit auskosten und ihr stärkstes Empfinden an den wegschenken, der ihr dieses Glück gewährt. Darum zieht sie den Untergeordneten dem Ueberlegenen vor, und wenn sie schließlich ihre Freiheit und Selbständigkeit doch einem Manne opfert, so geschieht es nicht, weil sie sich über sich selbst hinaussehnt, über sich selbst hinauswachsen möchte und weil es der Menschenwürde keinen Eintrag tut, vor dem Großen zu knieen, — sondern es geschieht dann höchstens, weil sie das Kind geborgen wissen will, das sie vom Manne ihrer Liebe besitzt."

Ja, ungefähr dieses und noch einiges Andere kann man aus dem Schlußakt der Hanna Jagert herauslesen. Und daher ist dieses Lebensbild nicht nur im Molière'schen Sinne eine „Komödie", und daher behält die Ironie Recht, mit welcher Alexander Könitz in den Schlußworten von Hanna's Heiratsentschluß sagt: „Sie hat eben Humor."

Hanna heiratet wirklich nur, weil ein kleiner Vernier das Licht der Welt erblicken will.

Was soll man dazu sagen?

Schade, daß es kein kleiner Könitz ist. —

Einiges über Spiritismus.

II.

Ein Erlebnis.

Aktenmäßige Aufzeichnungen von Z. — Mit einzelnen Kürzungen
mitgeteilt von
Arne Garborg.

Im Sommer und Herbst 1891 hielt ich mich auf meines Onkels Gut, Bru, auf, wohin auch mein Schwager, Ingenieur Johnsen mit seiner Frau Helga — meiner Schwester — und ihrer Tochter Agnete zum Besuch gekommen waren. —

Mein Schwager und meine Schwester, die in der nächsten Stadt wohnen und dort an spiritistischen Séancen Teil genommen hatten, baten mich, an einem Zirkel Teil zu nehmen, da sie Lust hatten, weiter zu experimentieren. Obgleich ich damals von Interessen in Anspruch genommen war, die auf ganz anderer Seite lagen, ging ich dennoch darauf ein, und der Zirkel wurde in größter Heimlichkeit gebildet; er bestand aus Johnsen, Helga, Agnete und mir. Als Einleitung folgt jetzt einiges von dem, was dort passierte.

1. Séance. Trotz all meines Aberglaubens begann der Tisch, um welchen wir saßen, sich nach ungefähr ¾ Stunden zu bewegen. Erst drehte er sich nach der einen Seite, dann nach der andern. Die Bewegungen wurden lebendiger; es kam zu Drehungen und Sprüngen rings durch das Zimmer; zuletzt wurde der Tisch gewaltthätig; ein Stuhl schien offenbar seinen Haß erregt zu haben; denn wiederholt bearbeitete er diesen mit Stößen und Schlägen, so daß wir Angst bekamen, er könne zerbrechen. Wir versuchten aus allen Kräften, ihn zurückzuhalten; aber es war uns ganz unmöglich. Der Tisch bekam einen Riß und drohte, unter unseren Händen auseinander zu springen. — Die Bewegung nahm schließlich einen so gewaltsamen Charakter an, daß wir ganz ängstlich wurden und unsere Hände vom Tisch nahmen. Dann wurde es still. —

3. Séance. Nach ¾ Stunden begann der Tisch sich auf der einen Seite zu heben und auf den Fußboden zu klopfen. . . „Das verabredete Alphabet wurde verlangt . . . Folgendes ward uns diktiert: Abt Worm heiße ich, und ich will Euch fortan jeden Abend besuchen". —

Wir fragten, wo er gelebt habe. Antwort: „In Deutschland". — Wann er gestorben? Antwort: „1268".

Zum Schluß wurde uns diktiert: „Glaubt an Gott, denn er ist gut. Gutenacht". —

4. Séance. Diktat: „Versucht zu schreiben. Fragt, und wir werden antworten". —

Wir alle nahmen nun Papier und Bleistift zur Hand. Nachdem wir ungefähr 5 Minuten gewartet hatten, begann der Bleistift sich bei Dreien von uns in Be-

wegung zu setzen. Anfangs wurden es krumme Striche; nach und nach formten sie sich zu Buchstaben. Agnete erhielt unter anderm folgende Mitteilung:

„Ich schreibe nun durch Hermam (der Unterzeichnete). Ich will stetig um Dich sein. Bete und Dir wird Frieden werden. Glaub an uns; wir lügen nicht." —

Bei mir ging es langsam. Ich hatte die Empfindung, als ob eine unsichtbare Macht meine Finger fasse und meinen Bleistift führe, so langsam, daß ich ihn kaum sich bewegen sah, — jeden Buchstaben gleichsam malend. Folgendes war das Resultat:

„Worm. Ich will mit Dir sein. Ich will mit nach der Stadt. Ich will auch weiter mit nach R. Worm. Worm. Worm. Ich muß nun ziehen. Ich willte (sic) weiter. Worm." —

6. Séance. — — Unter anderm bekam ich folgendes: „Worm. Ich will mich gern kontrollieren lassen. Ich will erzählen für Euch. Ich will erzählen für Euch für. Worm. Worm heißt. Ich will mich kontrollieren lassen. Worm. Worm".*)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach 10 Séancen kehrten Johnsens in die Stadt zurück. —

Ich hatte einmal während einer Séance gefragt, ob es mir nützen könne zu schreiben, wenn ich allein sei, und hatte zur Antwort erhalten: „Noch nicht."

Anfangs wurde mir unheimlich bei dem bloßen Gedanken, wie einem zu Mute sein müsse, wenn man mit einem Geist allein ist. Doch wurde ich beruhigt bei dem Eindruck, den unsere Séancen hinterlassen hatten. Die ersten Tischbewegungen hatten ein wunderliches Zittern und Nervenschauern hervorgerufen, wie man es gewöhnlich empfindet, wenn man etwas Geheimnisvollem gegenüber steht. Aber die ruhige und vertrauenerweckende Art, auf welche die Geister die Sache nahmen, hatte nach Schluß der Seance nur eine wohlthuende Ruhe hinterlassen, eine gewisse, behagliche Stimmung, als ob man in der Gesellschaft edler, gebildeter Menschen gewesen wäre. Die Erinnerung daran half mir die Furcht überwinden, und eines Abends setzte ich mich mit klopfendem Herzen an den Schreibtisch, den Bleistift in der Hand; ganz passiv. Aber es erfolgte nichts, absolut nichts; der Bleistift wollte sich nicht rühren. —

Endlich nach Verlauf von einigen Tagen schrieb ich mit angstgemischter Freude: „Worm". Weiter erhielt ich auf Fragen Antwort „ja" oder „nein" und zuletzt „Gute Nacht". —

Ein Stück Wegs entfernt wohnte der Sachwalter Ramstad, eine belesener Mann voller Interessen. Er hatte den Wunsch geäußert, spritistische Experimente zu versuchen, und ich hatte ersucht, ab und zu hinzukommen, damit wir es gemeinschaftlich versuchten. —

Ich hatte eine Liste von über dreißig Fragen aufgesetzt, die ich meinem Geisterfreund vorlegen wollte, wenn er mehrere Male kam (darunter auch, wann er zu Ramstad kommen würde). Als ich den Bleistift das nächste Mal zur Hand nahm, machte ich den Vorschlag, daß wenn Worm mir etwas Besonderes mitzuteilen haben sollte, er das zuvor erledigen solle; darauf könne er mich dann, z. B. durch ein „Frag" benachrichtigen, daß die Zeit gekommen sei, meine Fragen fortzusetzen. —

Ich bekam folgende Mitteilung (Mannifestation?):

„Worm. Ich will lieber schreiben. Ich will zu Ramstad kommen. Ich will durch Lea**) schreiben. Ich will erscheinen als weiße — (Dame? dachte ich, aber meine Hand schrieb — T, was sollte das werden? — es wurde:) „Taube". Ich will durch Lea sprechen. Ich will sprechen, während der Vogel im Zimmer ist. Ich will sie von Schlaf befallen lassen. Ich will sie von einem tiefen Schlaf befallen

*) Ich hatte oft das Gefühl, als ob die Mitteilungen, die ich erhielt, zum großen Teil Schreibübungen waren (meine Hand schien nicht recht geeignet).

**) Lea, Ramstads Frau.

lassen. Ich selbst will sie wecken. Ich selbst will es ihr erzählen in einem Traum. Ich selbst will das Nötige treffen (sic). Ich selbst will die Situation und die Zeit bestimmen. Ich will unerwartet über Euch kommen." Wenn wir uns dann nur nicht zu sehr ängstigen, mußte ich denken; als Antwort darauf kam: „Ich will mich durch Tischrücken einführen lassen. Ich will mich einführen lassen durch dreimaliges Aufschlagen des Tisches. Ich will mich anmelden durch einen heftigen Wind. Ich will mich anmelden lassen durch das „T" im Alphabet."

Sonderbar! — Also T! T —, das war ja der Teufel in höchst eigener Person! — Dann bekam ich folgende Erklärung:

„Ich will mich melden lassen durch sechsmaliges Aufschlagen mit dem Tische.*) Ich will nicht, daß Du Jemand hiervon sagst, ehe es geschehen ist." — —

(Tags darauf) Schriftliche Mitteilung:

„Worm. Ich will mich Dir heute Abend offenbaren, wenn Du Dich schlafen gelegt hast. Ich will eine Stunde mit Dir sprechen. Ich will die Gestalt einer weißen Taube annehmen, die durch das offene Fenster fliegt. Ich will Dir nur erzählen, was Du bei Ramstadt thun sollst. Ich will erzählen, was Du Deinem Onkel und Deiner Tante sagen sollst. — Es wäre mir lieb, wenn Du zeitig zu Bette gingst. Es wäre mir lieb, wenn Du kein Licht brenntest. Ich will durch den Mund des Vogels sprechen. Ich will kommen, sobald Du Dich gelegt hast. Ich will Dich nicht erschrecken." — — —

Diese Mitteilungen, die ich um die Mittagszeit erhielt, beschäftigten mich während des ganzen Nachmittags. Eine mit Furcht gemischte Spannung und Erwartung erfüllte meinen Sinn und machte mich völlig nervös. —

Ich legte mich zeitig, nachdem ich zuvor das Fenster geöffnet hatt; Licht zündete ich nicht an. Mit klopfendem Herzen und nicht ohne Furcht wartete ich dessen, was kommen sollte, und wandte den Blick mehrere Male dem Fenster zu. Aber noch war nichts zu sehen. Ich wurde immer nervöser. Die Gedanken beschäftigten sich mit den Mitteilungen der letzten Tage und besonders konnte ich mich nicht von dem Satz losmachen: „ich will mich anmelden durch T". Vielleicht war der Teufel trotz allem mit im Spiel; und wenn das der Mann war, mit dem ich zu thun hatte, so war es wohl am besten, wenn ich Gott bat, mich zu bewahren . . . . Der Angstschweiß brach mir aus. —

Da fiel mir ein, daß der Teufel, nach dem was ich gelesen hatte, nicht den Namen Jesu nennen könne. Ich mußte die Probe machen, zündete Licht an, nahm Papier und Bleistift und fragte, ob Worm anwesend sei. „Ja." Ob er den Namen Jesu schreiben könne. „Ja". So schreib. Worauf der Bleistift in meiner Hand deutlich schrieb: „In Jesu Namen." —

Ich war nun teilweise beruhigt, lag aber doch noch lange in einer nervösen Stimmung, ohne irgend etwas zu sehen, bis ich endlich einschlief. —

(Am nächsten Tage.) Auf die Frage nach dem Grunde, weshalb das Experiment mißglückt sei, wurde geschrieben:

„Du warst zu wenig intelligent. Ich will mich u meiner wahren Gestalt jetzt, jetzt gleich im Keller offenbaren."

Ich wünschte, die Kellerluke nicht schließen zu müssen, erhielt jedoch zur Antwort: „Ich möchte, daß Du die Luke schließest." —

Wie lange brauche ich zu warten, bevor ich etwas sehe? „Fünf Minuten. Worm."

Ich war schon nicht mehr so mutig wie vor einigen Minuten, dachte aber: besser hinein springen als hinein kriechen, und ohne mir Zeit zu Gedanken oder zu Nervosität zu geben, eilte ich hinunter in den Keller, schlug die Luke hinter mir zu

*) Bei solchen Experimenten ist es gewöhnlich, daß 1 Schlag „Nein" bedeutet, 2 Schläge „unbestimmt", 3 Schläge „ja", 5 Schläge „Alphabet" und 6 Schläge „Materialisation". —

und setzte mich auf eine der Treppenstufen. Aber das Herz begann mir trotzdem zu klopfen, als ich da so allein mit einem Geist im Dunkeln saß. Als ich aber eine Weile gesessen hatte, vermutlich länger als jene 5 Minuten, und nicht das geringste wahrnehmen konnte, wurde ich wieder sehr mutig. Hier wird leider nichts zu sehen sein, dachte ich, und erhob mich, um wieder nach oben zu gehen, als ich mit einem Mal auf dem Boden des Kellers etwas gewahrte wie einen grauen, wolkenartigen Gegenstand ohne feste Formen. Das ist gewiß nichts, dachte ich; es verschwand auch; aber gleich darauf glaubte ich in Augenhöhe einen ähnlichen wolkenartigen, kugelförmigen Gegenstand zu sehen. Er verschwand wieder; aber dicht darunter bildete sich ein länglicher Fleck von der Form eines Hemdes; aber der Gegenstand war sehr unruhig, so daß ich ihn nicht scharf ins Auge fassen konnte. Er bewegte sich hin und her, verschwand und tauchte an einer andern Stelle wieder auf, zuweilen in Verbindung mit der runden Kugel, zuweilen allein; zuweilen die runde Kugel allein.*)

Ich wußte nicht, was ich glauben sollte. War es wirklich eine Offenbarung, oder nur Blendwerk? Die Dunkelheit gestattete mir nicht, das Phänomen näher zu untersuchen.

Mir war indessen nicht ganz wohl dabei und ich wünschte nur erst wieder wohlbehalten oben zu sein, besonders da jene Gestalt immer näher und näher zu kommen schien, so daß sie sich über meinen Kopf hob und ich emporblicken mußte, um sie zu verfolgen. Mit einem Mal verschwand sie, und ich vermochte nichts mehr zu entdecken. —

— Als ich später am Tage zu Ramstad ging, dachte ich an das Erlebte. Ich sah die Erscheinung wieder vor mir, und es heftete sich durchaus nichts Entsetzenvolles an die Erinnerung; im Gegenteil: Es umgab sie ein gewisser Glanz; der nebelhafte Umriß, den ich zu sehen geglaubt, schien edle, reine Formen zu verraten und weckte das Verlangen, in nähere Berührung mit meinem rätselhaften Freunde zu kommen.

— Am Abend hatten wir Séance bei Ramstad. Ich versuchte, die Teilnehmer (Ramstad, seine Frau und die Gouvernante) auf alles Mögliche vorzubereiten; bat sie, nicht ängstlich zu werden, was auch geschehen möge, und versicherte, daß wir ohne Furcht sein könnten, wenn ein so zuverlässiger Geist wie Worm versprochen habe zu assistieren.

Es glückte uns indessen nicht, den Tisch (einen kleinen Nähtisch) in Bewegung zu bringen; die beiden beteiligten Damen aber wurden müde und schienen einschlafen zu wollen. Jetzt kommt der Moment, dachte ich, und da im selben Augenblick das ganze Haus von einem Windstoß erschüttert wurde, begann ich in großer Spannung zu warten. Aber obgleich wir fast zwei Stunden saßen, wollte der Tisch nicht gehen, und wir sahen ein, daß das Experiment aus irgend einem Grunde mißglückt sei.

Selbstverständlich kann auch Worm nichts im voraus wissen, sagte ich mir, und wir haben seine Pläne gewiß durch irgend eine Unachtsamkeit gestört. Es gilt also nur Geduld haben.

Lövdal heißt ein Vorwerk, das mein Onkel oben in einem Seitenthal besitzt; wegen der Ernte ging es nun hinauf, und ich fuhr mit, weil ich in dem naheliegenden Gewässer und in den Flüssen fischen wollte. Worm hatte versprochen, mitzukommen. Es ist eine gute Meile Wegs hinauf. —

— Am Tage vor unserer Abreise erhielt ich folgende Mitteilung: „Worm. In Lövdal will ich mich Dir offenbaren. Ich will die Gestalt eines Fisches annehmen, der zu Dir spricht, wenn Du am Wasser gehst." —

— Frage: Wie lange muß ich gehen? — „6 Minuten". — Wann? — „Nach 8 Uhr." —

Als ich am nächsten Abend um halb neun Uhr langsam am Strande des Lövdal-

*) Entspricht vollkommen den spiritistischen „Materialisationen" in ihrem ersten Stadium.

see's auf und ab ging, gewahrte ich nach ungefähr sechs Minuten einen ziemlich großen Fisch (ca. 2½ Pfund) von gewöhnlicher Farbe (ich hatte mir vorgestellt, daß er hell sein müsse) der plätschernd aus dem Wasser aufschnellte und ungefähr 1 Meter weit, in einer Höhe von 1½ Meter, über die Oberfläche fortschoß und zwar in der Richtung, in welcher ich ging, und darauf wieder im Wasser verschwand. Es war dicht neben einer alten Bootsbrücke, grade dort, wo ich ihn zu sehen gewünscht hatte und ganz dicht am Lande, wo ich nie zuvor Fische gesehen hatte. Sonst pflegen die Fische nur in die Höhe zu schnellen; es war etwas so Befremdendes in dieser horizontalen Fortbewegung, daß ich zusammenschrak und unwillkürlich ausrief: „Wer ist da?" —

Aber alles war und blieb still. Ich ging ein paar Minuten, nahm dann die Schreibsachen hervor und fragte, ob der Fisch Worm gewesen sei? — „Ja" — Kann ich noch mehr erwarten? — „Ja." Ich solle 15 Minuten auf und abgehen; ich möge aber nicht rauchen. Diese meine Fragen grade jetzt — hieß es — dienten übrigens nur dazu, die Manifestation zu verzögern. —

Ich ging 20 Minuten auf und ab, gewahrte aber nichts mehr. (Am nächsten Tage.) Schriftliche Mitteilung:

„Worm. Ich konnte nicht sprechen, weil Du mich angeredet hast. Ich will mich Dir offenbaren, wenn Du um 8 Uhr, bevor Du gespeist hast, am Strande gehst.

Nimm ein volles Faß Wasser. Nimm mehrere flache Splitter und wirf ins Wasser. Nimm Splitter und Erde, ehe Du zu Mittag ißt, und wirf ins Wasserfaß, und wenn Fische hervorkommen, darfst Du sie nicht töten, denn das sind meine Brüder und ich. Ich will aus den Flossen der Fische sprechen, aber nicht lange. Ich will Dir dann erzählen, was für eine Person ich bin. Ich will sprechen wie Agnete, wenn alles glücklich geht." —

Ich hatte früher gewünscht, daß wenn er sprechen wolle, er es so thun möge, daß mir nicht Angst wurde, am liebsten mit einer bekannten, milden Stimme — z. B. wie meine Nichte. —

Fortgesetzte Schriftmitteilung:

„Ich will Dir nun erzählen, was ich in der Stadt gemacht habe.

„Ich habe einen Vortragsverein vorgenommen (verbessert: veranstaltet), wo Johnsen (mein Schwager) zum ersten Mal Medium gewesen ist."

Das wird ein gutes Kontrollmittel sein, dachte ich, worauf ich eine Menge Fragen stellte (alle Fragen wurden nur in Gedanken gestellt) mit Bezug auf den erwähnten „Fischverkleidungsapparat", der mir merkwürdig vorkam, weil ich nie gelesen noch gehört hatte, daß Geister sich jemals in Fischgestalt offenbaren. —

— Frage. Wieviel Spähne soll ich in das Wasserfaß thun? — „Acht".

Wieviele Handvoll Erde? — „Acht." —

Was soll ich zuerst hinein thun? — „Erde."

Kann ich die große rote Wanne benutzen? — „Ja." —

Ich deutete auf einen Holzspahn, der beim Ofen lag und ca. 2½ Zoll lang und 1½ Zoll breit war. Ist der Spahn genügend groß? — „Ja." —

Wieviel Minuten soll ich warten? — „Fünf."

Wie lange soll ich heute Abend am Strande gehen? — „Fünfzehn Minuten." —

— Nun richtete ich das Wasserfaß nach den empfangenen Befehlen her. Nach Verlauf von 5 Minuten sah ich einige kleine Blasen auf dem Wasser, von denen ich später erfuhr, daß sie Versuche zur Fischbildung gewesen. Weiter wurde nichts daraus. Auch am Abend bekam ich nichts zu sehen. —

— Einmal, als ich draußen ruderte, sah ich einen Fisch aufschnellen. Es durchfuhr mich, daß es möglicherweise Worm sein könne; als ich aber später danach fragte, bekam ich „Nein" zur Antwort. —

— (Am nächsten Tage 9 Uhr Vormittags:)

— „Du haſt zu viel Spähne und zu viel Erde gehabt. Du mußt die Spähne nicht zu groß machen, da das Ganze dadurch geſtört wird.

Ich will Dich heute im Keller beſuchen, ehe Du zu Mittag ißt, und dann will ich ſprechen. Ich will nicht, daß Du irgend etwas zurecht machſt, ehe Du den Beſuch gehabt haſt. Worm.“ —

— Auf eine Frage gab er an, daß er ſich um 12 Uhr offenbaren wolle; daß ich ihn diesmal deutlicher und ſtrahlender ſehen ſolle, als im Keller in Bru; daß ich ſprechen und ihn anreden könne, wenn ich wolle u. ſ. w.

— Um 12 ſaß ich im Keller; wartete auf Befehl 15 Minuten, ſah aber nichts. Gleich darauf wurde mir kund, daß es „zu hell“ im Keller ſei. —

„Mach den Verſuch von geſtern gleich in der Küche.“

(Schluß folgt.)

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Hulda Garborg. Arne Garborgs Frau, hat ihr erstes Buch veröffentlicht, die Erzählung „Et frit forhold“ — Ein freies Verhältnis —. Zufällig weiß ich, daß es das erste Buch ist; der Erzählung selbst wird Niemand das Erstlingswerk anmerken, weder dem Aufbau, noch der Sprache. In seiner Art ist es ein vollkommenes Werk; auszusetzen hab' ich nur an der Art, der Gattung selbst . . . Vor einigen Jahren hätte ich ungläubig gelacht, wenn mich damals Jemand mit Hulda Garborg bekannt gemacht und sie zugleich als Schriftstellerin bezeichnet hätte. Die Schriftstellerinnen, die ich bis dahin persönlich kennen gelernt, ja das waren welche, denen sah' man die Tinte und hörte man das Federrascheln an. Unter unsern Jüngsten giebt es verschiedene Männlein, die mit jenen Weiblein in eine Tierspezies gehören! Die von der ganzen lieben Sonnenwelt nichts wissen, als Litteratur und Litteraturklatsch, die stundenlang über die höchsten Honorare, und über den neuesten Theaterwisch schladdern und schnattern können. Rede mit diesen Litteraturtieren, wovon Du willst, von Geist und Fleisch, von Kant und Bebel, von Leben und Freiheit, von Wein und Weibern, sie kommen immer wieder auf den neuesten Erfolg des Kollegen S. und auf die eigenen von dem gemeinen Publikum noch immer verschmähten Gesamtwerke zurück. Verzwackt, verkniffen, verbissen, so muß der männliche und weibliche, oder sagen wir lieber der hermaphroditische Blaustrumpf ausschau'n. So hab ich ihn kennen gelernt, ehe ich die — Andern kennen lernte, ehe ich mit eigenen Augen sah, daß es auch unter den weiblichen Federwesen Menschen gebe. Vollmenschen wie Marie Janitscheck, Laura Marholm, Lou Salomé u. s. w. und nicht als Letzte Hulda Garborg. Eine Erscheinung, so kernig, drall und frisch wie eine Wikingerfrau aus Harald Harfagars Tagen, — keine Spur von Tinte. Voll Welt- und Lebensdrang, ist sie doch ihrem Mann eine sturmsichere Genossin in der Einsamkeit am Savalensee, ihrem Jungen eine zärtliche Henne, und ihren Freunden, so viele sich ihrer nach dem mit Fallen umstellten und mit Gift (wirkt schädlich nur bei Litteraten, Visitenmachern und Schwerhörigen) umstreuten Kolbotten wagen, eine mit Fisch, Kaffee, Salat und Käse stets hilfsbereite Freundin. Erst im Gespräch mit ihr erkennt man, daß diese perfekte Hausfrau, diese muskelstarke Wagen- und Kahnlenkerin auch geistig unsres Arne würdig ist. Sie wäre ein ganzer Mensch, auch wenn sie keine Zeile schriebe. Nur Halbmenschen haben es nötig, zu schreiben, um wenigstens eine scheinbare Geltung zu erringen. Und doch, wenn einmal geschrieben werden muß, sollten nur Ganzmenschen schreiben, denn sie allein wissen etwas zu sagen, was des Hörens wert ist, und sie allein haben den Mut, das Wahre zu sagen, weil sie ihrer inneren Qualität in sich selbst bewußt sind und das Publikum ihnen zu diesem Bewußtsein nichts hinzuthun und nichts abnehmen kann . . In dem Erstlingswerke unserer Freundin tritt ihre menschliche Eigenart und Ganzheit nur wie verschleiert ans Licht; wie bei Zola oder Hauptmann ist es nicht ganz leicht, hinter der Verhüllung der rein objektiven Darstellung das subjektive Wesen, die volle Persönlichkeit des Darstellenden zu erfassen. Und doch ist die Persönlichkeit hier, wenn auch mühevoller, ebenso sicher festzustellen und zu charakterisieren, wie beim subjektivsten Lyriker. Was die Form, den Stil, die Sprache betrifft, so muß man zunächst alles aussondern, was Allgemeingut der modernen naturalistischen Richtung ist. Ist das aber geschehen, so bleibt noch ein gut Stück Eigenart über, das die Erzählerin mit niemand Anderem teilt. Vor allem gewinnt man den Eindruck einer herben Frische, einer gewissen Sprödigkeit, die ihr innerstes Empfinden nur ungern lautbar macht, wenn es aber einmal geschieht, auch mit voller Wahrheitskraft ausströmt. Unverkennbar ist

ferner ein bischen Hang zur Grausamkeit, aber auch zur Empfindsamkeit, in weit höherem Grade jedoch die starke Teilnahme für alles nicht Menschliche und das Verständnis der menschlichen Natur. Soviel von dem Eindruck der Persönlichkeit. Litterarisch ist die kleine Erzählung ein psychologisches Meisterwerk. Kein Zug zuviel und keiner zu wenig. Die breite Detailarbeit mag zu den Eigenheiten der Verfasserin gehören, jedenfalls ließ sie sich in dieser Erzählung nicht umgehen. Die einzelnen Kapitel bilden jedes für sich ein Genrebild, mit der Kunst eines alten Niederländers ausgetiftelt. Es ist eine ziemlich alltägliche Geschichte, die Hulda Garborg hier giebt; im wesentlichen kann sie überall passieren, in den Einzelheiten trägt sie aber doch eine ganz bestimmte Lokalfarbe und ihre Zuspitzung ist nur möglich in halbgroßstädtischen Nestern, wie Kristiania, deren öffentliches Leben sich auf ein paar Straßen konzentriert und infolgedessen eine fast idiotische Scheu vor dem Klatsch der lieben Mitbürger erzeugt. Fräulein Halvorsen kommt vom Lande in die Stadt, um hier ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dumm, unschuldig, naiv, aber im Innern voll Sehnsucht nach den Genüssen, dem Faulenzen, der Zierlichkeit und der Schminke der feinen Welt und voll verhaltener Sinnlichkeit. Sie wird Ladenjungfrau in dem Konfektionsgeschäft des Herrn Jensen. Und bald ist ihr der Chef, der feine glatte Mann mit den weißen Händen und dem schwungvollen Benehmen das Ideal schöner Männlichkeit. Auch Herrn Jensen, der Erfahrung hat in der zärtlichen Behandlung von Ladenjungfrauen, gefällt die frische Landpomeranze. Er umstrickt sie durch kleine Freundlichkeiten derart, daß sie ihm schließlich willenslos in die Arme sinkt. Und beide Teile sind eine Zeit lang glücklich. Fräulein Halvorsen aber wird alle Tage klüger und fauler und anmaßender und Herr Jensen bekommt nach und nach ein Gelüst auf frischere Freuden. Aber Fräulein Halvorsen hält ihn fest; obwohl sie inzwischen von einer echteren Leidenschaft für einen blondgelockten Schauspieler erfaßt wird, klammert sie sich doch unlösbar an Herrn Jensen, weil sie ihn braucht, um nicht wieder ins Arbeitsgetriebe zurückzumüssen. Und Herr Jensen wagt die Schmarotzerpflanze, die ihm deutlich zeigt, das sie jeder Bosheit fähig ist, nicht abzuschütteln aus Angst vor seiner Frau und dem Skandal der Leute. So ist das freie Verhältnis zu einer erdrückenden Sklavenkette für Beide geworden. Die einzelnen Stadien dieser Entwicklung sind mit wunderbarer Feinheit und Genauigkeit gezeichnet; unentrinnbar gehen die Menschlein ihrem Verhängnis entgegen. Die scharfe Charakteristik, die knappe, naturfrische Sprache lassen den Einfluß, den Arne Garborgs Schöpfungen auf Hulda Garborg ausgeübt haben, nicht verkennen, aber ihr Besonderes bleibt ihr doch. Vor allem ist die Zeichnung des Mädchens ihr Eigentum. Der Mann, der eine Frau charakterisiert, giebt unwillkürlich, auch wenn er noch so strebt, das Gewöhnliche zu erfassen, nur die erhöhten Empfindungen des Weibes, schildert sie richtig nur in ihren feineren, allgemein menschlichen Zügen. Nur ein Weib vermag die ganze Alltäglichkeit, die speziell weiblichen, die kleinen und niederen Regungen ihres Geschlechts in sichrer Weise nachzuzeichnen. Denn sie teilt eben mit dem Geschöpf ihrer Phantasie das Interesse für das alltäglich Weibliche, das dem Manne abgeht. Und so zeigt auch Hulda Garborg gerade nach dieser Seite hin ihre besondere Meisterschaft; jeder Schriftsteller kann von ihr lernen, das Weib, das elementare Weib zu erfassen. In ihrer Einfachheit voll ergreifender Poesie sind die Scenen, in denen bei Fräulein Halvorsen das Muttergefühl sich aufbäumt, die Scene im Hause der Pflegemutter und auf dem Kirchhof. Trotz ihrer Kürze und Knappheit oder gerade deshalb bricht hier warme, heißquellende Empfindung hervor. Aber auch nur hier. Im Uebrigen atmet die Erzählung die ganze Kühle, die von dem aufs Milieu gerichteten Naturalismus überhaupt ausgeht, und die gleiche beklemmende, unfrohe Lebenslust. Wieviel weicher und tiefer würde die ganze Richtung und auch diese Erzählung wirken, wenn sie die harte Notwendigkeit und Dürftigkeit des Lebens mit dem warmen Lichte eines herzblutgetränkten Humors durchleuchtete und durchglühte. Etwa wie es Arne Garborg in seinen, leider immer noch nicht deutsch veröffentlichten Kolbottenbriefen gemacht hat. In Hulda's Erzählung sind Ansätze humoristischer Auffassung, aber der Humor ist etwas bitter und neigt mehr zur Satire. Trotz alledem ein herzliches Skaal und ein fröhliches Excelsior der nordischen Freundin!

Heinrich Hart.

* * *

Die freie Bühne in Norwegen. Seit langer Zeit hat ein Blatt den Bestrebungen der freien Bühne seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Es ist das die norwegische Monatsschrift „Samtiden", herausgegeben in Bergen von Gerhart Grau. Herr Grau war vor einem Jahre in Deutschland und studierte in mehreren Städten, besonders Berlin, die sozialen Verhältnisse, die ethische Bewegung, den Unterricht in den

freien Gemeinden ꝛc. Seitdem sind nicht nur wiederholt Aufsätze von Heinrich Hart, wie dessen „Egidy“, naturwissenschaftliche Artikel von Bölsche und Mehreres von Bruno Wille durch Samtiden in Norwegen bekannt worden, sondern Herr Gran hat auch in Originalarbeiten seine deutschen Studien verwertet und über die sozialistischen Propaganda in Deutschland, über Götzes Buch und Bruno Willes Bestrebungen, wertvolle Kenntnisse im Norden verbreitet. Samtiden ist, in Parenthese bemerkt, die freisinnigste Monatsschrift in den mit periodischen Publikationen sehr wenig gesegneten Norden.

* * *

Ibsens „Gespenster“ in München auf die Bühne gebracht zu haben, dieses Verdienst hat sich der „Akademisch-dramatische Verein“ erworben, der sich schon früher mit Fuldas „Sklavin“ und Hauptmanns „Einsame Menschen“ ebenso erfolgreich wie tapfer versucht hat. Auch dieser jüngste und kühnste Versuch gelang überraschend. Die Rolle des Oswald wurde von einem jungen Schauspieler, Herrn Werckmeister, der schon als Johannes im Hauptmann'schen Drama vielversprechende Fähigkeiten für das moderne Schauspiel an den Tag gelegt hat, vorzüglich gespielt und auch die Vertreter der übrigen Charaktere, die Damen Esinger und Meyer und die Herren Weil und Ploecker überraschten durch verständnisvolle und natürliche, völlig pathosfreie Darstellung aufs Angenehmste. Das etwa vierhundertköpfige, sehr gewählte Auditorium bewies starkes Interesse und dankte den jungen Darstellern durch lebhaften Beifall.

* * *

Aus der Feder Felix Holländers erscheint demnächst ein neuer, eigenartiger Roman „Frau Ellin Röte“ im Verlage von S. Fischer, Berlin.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Dramen verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewes, Magdeburg.

Jugend.

Ein Liebesdrama von **Max Halbe.**

Zweiter Aufzug. (Schluß.)

Folgender Tag Nachmittags. Wohnzimmer mit dahinter liegendem Salon wie vorher. Annchen und Amandus am Sofatisch. Verträumte Nachmittagsstimmung. Ein trübschwerer Frühlingstag schaut durchs Fenster.

Annchen (auf dem Stuhl gegenüber dem Sofa): Und ich sag Dir, wenn Du noch mal so schlecht gegen Hanschen bist, so niederträchtig . . . Was der arme Hans Dir bloß gethan hat!

Amandus (auf dem Stuhl rechts von ihr, schüttelt sich und spuckt aus).

Annchen: Hans ist schon Student und was bist Du? Du großer Junge! So dumm wie'n Russenrad! Und kaum zwei Jahre jünger wie Hanschen . .

Amandus (deutet durch eine Pantomime an, wie wenig ihm Hansens Geist imponiert, dann wohlgefällig auf sich deutend): Stärker ich!

Annchen (erbittert): Du stärker? Ja, wenn Du ihm 'n Bein stellst von hinten, wie heut' Vormittag, daß er hinfallen muß . . . . Mach das bloß nochmal. Dann weißt Du, was Du bekommst!

Amandus (mit vergnügter Grimasse): Langgelegt! Alle Neun! Annuschka . . . (Deutet durch eine Pantomime Annchens Bestürzung und Verliebtheit an, händeringend): Mein Hanschen! Mein Hanschen!

Annchen: Ja, gewiß, mein Hanschen! Was weißt Du davon? Du möchtest wohl auch so heißen? Du bist wohl neidisch, mein Jungchen?

Amandus (in plötzlicher Wut aufspringend, dicht vor ihr, mit verzerrtem Gesicht und Blick zum Sofa): Weiß ich! . . . Sag ich Onkel! Holt Kantschu! (Pantomime des Prügelns): Dreschen! Dreschen! Braun und blau!

Annchen: Ja, aber wer zuerst rankommt, das bist Du, Amanduschen. Meinst Du, der Onkel weiß nicht, daß ich Hanschen 'n Kuß gegeben habe? Laß Dich doch nicht auslachen! Das kann der Onkel ruhig wissen. Aber weißt Du, was ich dem Onkel sagen werd'!?

Amandus (hat sich wieder auf seinen Stuhl gesetzt, verschmitzt): Weiß nicht!

Annchen: Weißt nicht? Wir wollen mal denken helfen, Amanduschen! Ich werd' dem Onkel sagen, daß Du immer so hinter Maruschka herbist! Daß Du Maruschka garnicht zufrieden läßt! Das arme Mädchen weiß schon gar nicht wohin, vor Dir dummen Jungen! Weißt Du jetzt Amanduschen, was ich dem Onkel sagen werd', wenn Du nicht ganz artig zu Hanschen bist? Also hübsch cycho! Mäuschenruhig! (Mit Geberde): Sonst . . .!!

Amandus (tückisch): Flötz! Dumme!

Kaplan (von rechts eintretend, im schwarzen Rock, noch ernster als gewöhnlich, kommt langsam zum Tisch).

Annchen (klascht lustig in die Hände): Unser Herr Kaplan! Unser Herr Kaplan! Und ein so böses Gesicht macht er wieder, der Herr Kaplanchen!

Kaplan (setzt sich an den Tisch, Annchen gegenüber): Und unsere Panna vergnügt wie ein Wiesel. Bei Regen und bei Sonnenschein. Ich glaube, zum jüngsten Tage wird sie noch lachen, die Panna!

Annchen (unbefangen): Ach, aber einer muß doch lachen, Herr Kaplanchen! Was hilft, wenn Einer immer trauriger ist wie der Andere! Der Onkel mag gar nicht, wenn ich so rum sitz' wie eine Heilige. Ich soll bloß immer lachen und singen. Hanschen ist ja auch zu Besuch!

Kaplan: Und da ist die Panna schon ganz von Rand und Band. Gar nicht mehr zu regieren ist sie.

Amandus (schlägt plötzlich mit beiden Fäusten auf den Tisch, daß es kracht): Laps!!

Annchen (entsetzt): Jesus, Maria und Joseph! Mein Schreck! . . . Dir gehören die Ohren lang gezogen, Amanduschen! Sich so zu betragen! Ordentlich, als wenn er's im Kopf hat, seit Hanschen hier ist!

Amandus (grinst zähnefletschend).

Kaplan: So hat der junge Herr bis jetzt nur Unsegen über dieses Haus gebracht! Wie wir Alles verändert sehen in diesen beiden Tagen!

Annchen (eifrig): Aber doch zum Guten, Herr Kaplan! Was Amandus! Aber der Onkel! Sehen Sie doch bloß den Onkel an! Der freut sich ja so sehr! Und ich! Ach, wir sind ja Alle glücklich! Sie müssen auch nicht mehr so ein finstres Gesicht machen, Herr Kaplanchen? Nein? Sie müssen sich mitfreuen. Die Welt ist ja so schön!

Kaplan (ablenkend): Hat der Herr Studiosus der Panna auch schon von seinem Glauben erzählt? Ich fürchte . . . . Ich fürchte . . .

Annchen (begeistert): Ach von Allem, Herr Kaplan! Von Allem!

Kaplan: Ich werde nicht selig werden wollen, wenn der junge Mann nicht einer von den lauen Katholiken ist, wie sie jetzt so viele auf den höhern Schulen umherlaufen.

Annchen (etwas kleinlaut): Schlecht ist Hanschen nicht! Bloß . . . Und das kommt ja auch noch Alles! Er ist ja auch noch jung genug. Wenn er erst so gesetzt ist, wie Sie, Herr Kaplan . . .

Kaplan (stützt den Kopf auf): Jugend hat nicht Tugend, sagt das Sprichwort. Ich weiß. Und Alles zu seiner Zeit. Aber wohl dem, Panna Annuschka, der überwunden hat! Sich vergnügen, ist schön. Aber sich bescheiden ist besser! (Mit wehmütigem Lächeln): O vanitas vanitatum vanitas! Zu Deutsch, Panna, O Eitelkeit! O nichtige, irdische Eitelkeit!

Annchen: Ach, wenn auch Alles vorbei geht, heut wollen wir noch lustig sein! (Springt auf.) Heut wollen wir noch vergnügt sein und tanzen! Morgen trauern wir ja doch in Sack und Asche. (Trällernd auf und ab.)

Kaplan (versunken): Warum morgen, Pannie? Warum nicht schon heute? Warum nicht in dieser Stunde?

Annchen (in ihren Gedanken): Weil morgen Hanschen fährt! Fort in die Welt! Dann ist wieder Alles so wie immer! Dann können Sie mich wieder tüchtig ausschelten, Herr Kaplan! Aber heut nicht, nein, Herr Kaplanchen?

(Plötzlich): Und morgen lassen wir ihn auch noch nicht fort! Und übermorgen auch nicht! Noch lange nicht!

Kaplan (hat seinen Brief aus der Tasche gezogen und streckt ihn Annchen entgegen): O wie sehr weit, Pannie, sind Sie noch von der Stätte, die ich für Sie ausgesucht habe!

Annchen (melancholisch): Ach, wer weiß, Herr Kaplan! Wer kann wissen, was bald sein wird! (Geht zur Thüre.)

Kaplan (aufsehend): Wohin, Pannie?

Annchen: Hanschen suchen, daß er zu uns kommt und uns was erzählt. Wir werden ihn ja nicht lang mehr haben.

Kaplan (erhebt sich schnell und geht zu ihr. Beide stehen an der Thür. Er beherrscht sich mühsam): Panna Annuschka?!

Annchen (mit gesenktem Kopf): Ja, Hochwürden!

Kaplan (faßt ihre Hand): Können Sie sich mir vertrauen, Pannie?

Annchen (zögernd): Sie sind ja doch . . . mein Beichtvater, Hochwürden.

Kaplan (verhalten): Nicht als Beichtvater meine ich! Auch nicht Hochwürden! Warum sagen Sie so zu mir! . . . Haben Sie mich ein bischen gern gewonnen als Freund?

Annchen (stockt).

Kaplan (zitternd): Nicht?

Annchen (leise): Ach, was Sie auch fragen, Herr Kaplan! Gewiß doch!

Kaplan (ausbrechend, hochaufgerichtet vor ihr): Dann warne ich vor dem jungen Herrn, Panna Annuschka! Hören Sie, solange Zeit sein wird! Ein Leichtsinn liegt in ihre Familie! Gedenken Sie an ihre Mutter, Pannie!

Annchen (macht sich von ihm los): Ach, ich brauch mich wegen Mutterchen nicht zu schämen.

Amandus (hat zum Fenster hinausgesehen, ist plötzlich aufgestanden. Wie mit angelegtem Gewehr, während seine Augen funkeln): Puff! Paff! . . . Tot!

Annchen (dreht sich erschreckt um): Was ist denn? (Näher zum Fenster.)

Kaplan (ist wieder gegen den Tisch gegangen): Der junge Herr steht draußen im Garten mit dem Teschin vom Herrn Pfarrer. Amandus wird ihm nachmachen.

Annchen (am Fenster): Ach, Amandus und schießen! Amandus darf ja gar nicht schießen! Der Onkel erlaubt ihm ja nicht! (Schnell ab.)

Amandus (hat sich wieder zur Stube gewandt, mit wildem Ausdruck): Gut schießen! Treffen! . . . . Tot!

Kaplan (geht auf und ab, ohne auf Amandus zu achten).

Amandus (packt ihn plötzlich am Arm, in wilder Verbissenheit): Tot! Mausetot!

Kaplan (schreckt zusammen, bleibt stehen): Was ist in Dich gefahren, mein Freund? Wer ist tot? Was willst Du sagen?

Amandus (in fletschender Wut, sehr schnell und geläufig): Hund, Fremde! Hat gesessen! Immer gemacht so! (Wiederholte Geberde des Schmatzens): Bin ich gekommen! Hab' ich geseh'n Annuschka dicht bei! Hab' ich gewollt essen (Mit Pantomime): Hungern so! Hat gestanden Braten! So schöne Braten! Ach! Hab' ich gesagt Annuschka! Hat mich nichts gegeben. Hat mich geschickt zu Maruschka! Immer gesessen: Mein Hanschen! Mein Hanschen! Schöne Braten und Wein und Alles bloß Fremde! Amandus hungern! (Mit Händen und Füßen wütend): Wird sich beißen! Kratzen, hauen, würgen! (Pantomime, sinkt erschöpft auf einen Stuhl.)

Kaplan (entsetzt:) Gnädiger Gott, erbarme Dich, daß er wieder zu Sinnen

kommt! . . . O dieser Besuch! O dieser Besuch. (Geht heftig auf und ab, allmählich ruhiger, faltet die Hände krampfhaft.) Herr mein Gott! Dein Wille geschehe!

Kurze Pause. Die Thür öffnet sich.

Annchen (voraus, sucht Hans nachzuziehen): Aber komm' doch, Hanschen, ja?

Hans (in der linken Hand ein Teschin, sucht seine rechte Hand von Annchen loszumachen): Aber laß mich doch, wo ich bin, Anna!

Annchen (ihn ganz hineinziehend): Ach, Du mußt doch auch Kaffee trinken, Hanschen. Wir haben ja gleich Kaffee.

Hans (unmutig): Ich hab' wirklich gar keinen Appetit, Anna! Ist mir schon vollständig vergangen. (Legt das Teschin auf den Schreibtisch, steht unschlüssig in der Stube.)

Annchen (vor ihm, mit zärtlichem Blick): Der wird schon wiederkommen, Hanschen, wenn Du von meinen schönen Kuchen schmeckst, die ich für Dich gebacken habe?

Hans: Warum bist Du nun nicht mitgekommen spazieren! Ich hab' Dich doch so gebeten! Aber nein!

Annchen: Dann hätt' ich doch die Kuchen nicht machen können. Das sollte doch eine Ueberraschung sein! Paß mal auf, wie schön die sind! (Schnell ab.)

Hans (kommt zum Tisch): Wo ist eigentlich Onkel Hoppe? (Setzt sich).

Kaplan (am Fenster): Der Herr Pfarrer wird schlafen. Er trinkt nie des Nachmittags Kaffee.

Amandus (am Schreibtisch, macht sich mit dem Teschin zu thun).

Hans: Na, Amandus, willst Du auch mal probieren draußen? Aber nimm' Dich in Acht und schieß Keinen tot! Es sind Rehposten drinnen.

Amandus (mit dem Teschin ab).

Kaplan: Hat der Herr Studiosus geschossen?

Hans: Ja, ein bischen nach der Scheibe . . . Ach, das ist heute so wunderbar draußen! So eine merkwürdig schwere Luft. Ganz frühlingsmäßig! Ueberhaupt diese ganze Gegend! So ganz anders als bei uns! Schon so etwas Polnisches im Charakter!

Kaplan: Mit Recht, Herr Studiosus! Die Geschichte wird Ihnen sagen, daß wir hier auf polnischer Erde sind!

Annchen (kommt mit einem großen Teller voll Waffeln): Da! Das ist für den eigensinnigen jungen Herrn!

Hans: Ja, die sehen ja wirklich großartig aus! Darf ich, Annchen? (Nimmt eine Waffel).

Annchen (hat den Teller auf den Tiich gestellt): Die sind ja für Dich gebacken, Hanschen. Siehst Du, daß ich nicht so schlecht bin, wie Du immer denkst? (Steht am Tisch).

Hans: Ach, das denk' ich doch nicht, Annchen! Aber das wär doch so schön gewesen, wenn wir zusammen spazieren gegangen wären.

Kaplan (ebenfalls am Tisch): O die arme Panna! Das müht sich und thut sich! Aber es hilft Alles nicht. Es wird nicht anerkannt von dem jungen Herrn.

Hans: Siehst Du, jetzt fahr' ich morgen schon ab, und wir sind gar nicht mehr 'n bischen spazieren gegangen.

Annchen (weich): Ach, Du fährst ja morgen noch nicht, Hanschen. Du bleibst noch lange hier. Dann können wir noch oft zusammen gehen.

Hans (gedrückt): Du wirst ja sehen, Annchen, daß ich morgen fahre . . . (aufspringend, leidenschaftlich): Ach, ich muß ja! Ich muß ja! (auf und ab).

Annchen (zerstreut): Warum müssen, Hanschen! Warum kannst Du nicht hier bleiben?

Kaplan: O aber Pannie! Und die Studien des jungen Herrn! Die Vorlesungen werden begonnen haben! Die Zeit drängt. Ich kann mir denken.

Annchen (leicht): Ach, Hanschen, wir werden schon sehen. (Ab zur Küche.)

Kaplan: Ja, das steht dem Herrn Studiosus noch bevor. So manche Erfahrung. Das Leben liegt noch vor ihm.

Hans (auf und ab, lebhaft): Ja, das liegt noch vor mir! Das kommt jetzt! Die schönste Zeit! Die Studentenzeit! Ach Heidelberg! Heidelberg! Wie das wohl aussehen wird!

Kaplan: Es wird sein, Herr Studiosus, wie alles Andre auf dieser Welt. Wenn Sie es kennen werden, wird es ein Nichts sein. Nur die Hoffnung macht etwas daraus.

Hans (setzt sich wieder): Ja, ich weiß nicht, dann ist schließlich Alles . . . Warum lebt man dann überhaupt!

Annchen (kommt zurück mit Kaffeegeschirr): Hanschen, hast Du Amandus das Teschin gegeben? (Ordnet den Kaffeetisch an).

Hans: Ja, Annchen, warum?

Annchen: Weil Amandus das Teschin nicht haben soll. Der Onkel will nicht!

Hans: Ach, was wird's schaden, Annchen! Laß Amandus doch auch mal 'n Vergnügen haben!

Kaplan: Die Panna hat eigentlich Recht! Wir hätten ihn nicht geben sollen.

Hans: Ich kann's ja wieder holen, Annchen, wenn Du willst.

Annchen: Nein laß man, Hanschen! Jetzt nicht! Sonst wird er erst recht . . . Der Junge wird immer unbändiger . . . So, jetzt wollen wir trinken und Kuchen essen. (Hat sich auf's Sofa gesetzt. Während des Folgenden wird getrunken).

Hans (Waffeln essend): Prachtvoll schmecken die, Annchen!

Annchen: Iß, Hanschen, und laß Dir schmecken. Draußen sind mehr.

Kaplan (Kaffee trinkend): Ja, diese verwöhnten jungen Leute! Sehen das Leben nur von der heitersten Seite! Wissen gar nicht, was es eigentlich bedeutet . . . das Leben!

Hans: Ach, ich bin gar nicht so verwöhnt! Ich glaub auch schon mein Teil erlebt zu haben.

Kaplan: Was die jungen Leute so erleben nennen, auf den Schulbänken, besonders wenn die Eltern für Alles Sorge tragen und der junge Herr weiter nichts zu thun hat, als seine Exercitien zu machen.

Hans (scharf): Ja, wie der Mensch ist! Je nachdem! Ich denk', es kommt darauf an, was man innerlich erlebt, Herr Kaplan! Na, und das richtet sich doch nicht nach der Schulbank.

Kaplan: O gewiß! Es giebt solche Naturen . . . begnadete können wir sagen . . . Die schon in ihrer Jugend eine Sicherheit gewonnen haben. Ich leugne nicht. Aber wo sind sie! Durch eine harte Schule müssen sie gehen. Und dann erkennen wir sie auf den ersten Blick.

Hans: Ja, Sie müssen ja wissen, Herr Kaplan! Ich kann das nicht beurteilen.

Annchen: Aber Du hast doch auch schon Manches durchgemacht, Hanschen, was Du mir so erzählt hast.

Kaplan: O, vor den jungen Damen wird man nicht zurückhalten. Da schmelzen die weichen Herzen wie die Butter in der Sonne. Aber das Meiste freilich beruht nur in der Phantasie der jungen Herrn.

Hans (aufgeregt): Sehen Sie, Herr Kaplan, das muß ich nun wieder besser wissen, was ich erlebt hab', oder nicht! Natürlich hab' ich bis jetzt nur die Schulbank gedrückt. Leider! Ich wünschte, ich wär' schon lang rausgekommen! Ich hätt' was von der Welt gesehen! Das ist ja eben! Man sitzt und sitzt und hat den Drang, man möchte .... Und wenn man das Einem erzählt, wird man noch ausgelacht! Man hat keinen, mit dem man sich .... Weil man eben anders ist! Man geht so allein für sich und trägt das rum! Und von außen der Zwang und innen da .... (Ballt die Fäuste). Aber das macht Einen! Das macht Einen! Entweder man geht zu Grunde! Man verbummelt. Oder man wird was! Und wenn ich jetzt in die Welt rausgeh', dann weiß ich, ich bin kein dummer Junge mehr, wenn ich auch vielleicht so aussieh'! Ich kann's mit Jedem aufnehmen! Ich laß mir von Keinem mehr was gefallen! Lang genug ist man geknufft worden! Aber jetzt bin ich frei! Jetzt kümmer' ich mich um die Welt nicht mehr!

Kaplan: Ich bedaure die armen katholischen Eltern, die eine solche Frucht von ihrer Erziehung ernten und wissen vielleicht nicht einmal.

Hans: Ach, reden Sie doch nicht, Herr Kaplan! Ich denk' jeder Mensch muß so sein, der etwas .... Das wird Ihnen da auch so gegangen sein.

Kaplan (bitter): Mir, Herr Studiosus? Mir ist ganz anders ergangen. Und ich danke meinem Schöpfer. Ich habe keine Zeit gehabt zu vermessenen Gedanken. Mir sind die Flügel rechtzeitig gestutzt worden. Ich habe schon auf der Schule zu sorgen gehabt, daß ich leben konnte. Ich habe Stunden gegeben! Ich habe Arbeiten gemacht! Ich habe gethan, was ich konnte! O, ich habe mich auch gesehnt, als junger Mensch, nach Diesem und Jenem. Aber ich habe meinen Gedanken nicht nachgegeben. Ich wäre vielleicht auch nicht Theologe geworden, wenn ich nicht gemußt hätte! Aber meine armen adligen Eltern konnten doch keinen Schuhmacher aus mir machen. Und zu einem Juristen haben die Thalerstücke gefehlt. Ich habe mich überwinden müssen. Ich habe gekämpft .... Aber ich habe gesiegt!

Hans (gedämpft): Und sind Sie wirklich ganz zufrieden geworden, Herr Kaplan?

Kaplan: Ich bin so glücklich, wie einem Menschen beschieden ist auf dieser Welt. Ich danke meinem Schöpfer auf meinen Knien, daß er so gefügt hat mit mir. Ich habe den Trost gefunden in der Hinfälligkeit dieser Welt.

Hans: Und das ist?

Kaplan (scharf): Das ist der Glaube, Herr Studiosus! Hat Ihnen Ihr Religionslehrer nicht gesagt?

Hans (in seinen Gedanken, mit ausbrechender Leidenschaft): Nein, ich könnt's! So allem Adieu sagen? Allem, Allem, Allem ...!! Sehen Sie Herr Kaplan, Sie sind froh, daß es so gekommen ist und ich bin froh, daß es so mit mir gekommen ist. Daß ich kein Theologe werden will! daß ich frei bin und daß das Alles noch vor mir liegt!

Kaplan (hat seine Tasse geleert): Im Banne Ihrer Leidenschaften, Herr Studiosus, und frei?! Das ist die Zügellosigkeit, an welcher selbst Lucifer, der Engel oberster, gescheitert ist.

Hans (gutmütig): Ach, es wird nicht so schlimm werden, Herr Kaplan.

(Nimmt eine Waffel.) Ich eß' Dir alle Waffeln auf, Annchen? . . . . Du bist ja so still geworden, Annchen!

Kaplan (sich mühsam beherrschend): Nicht so schlimm? Schlimmer sage ich, als Worte auszudrücken vermögen. Vor diesem Fräulein hier prophezeie ich, so wahr es einen Gott giebt und eine Vergeltung, der junge Herr wird Schiffbruch leiden und Alle, die mit ihm sind! Möge er zur wahren Erkenntnis kommen, bevor es zu spät ist!

Hans: Und ich prophezeie mir, ich werde durchkommen! Ich werde nicht Schiffbruch leiden. Ich hab' ja so ungeheuer viel Hoffnung! Ich kann ja gar nicht untergehen! In zwanzig Jahren können wir ja wieder darüber sprechen, Herr Kaplan.

Kaplan: Wer leben wird, wird sehen. Gedenken Sie an diesen Tag und an meine Worte! (Erhebt sich und steht aufgerichtet): Ihnen aber, Panna Annuschka, sage ich in Gegenwart des jungen Herrn, glauben Sie ihm nicht! Lassen Sie sich nicht verstricken durch seine Lehren! Bleiben Sie treu! Geben Sie der Versuchung nicht nach! Retten Sie Ihre Seele und Ihr ewiges Heil! (Geht langsam zum Schreibtisch, nimmt ein Buch auf, geht zur Thür, wendet sich noch einmal). Ich möchte bitten, Panna Annuschka, wenn der Herr Pfarrer wird fragen, ich gebe den Religionsunterricht an seine Stelle heute. (Ab.)

Annchen (schweigt gesenkten Kopfes. Kurze Pause).

Hans (hat ebenfalls in Nachdenken gesessen, richtet sich auf): Siehst Du, Annchen, jetzt weißt Du, was ich bin! Jetzt hast Du gehört!

Annchen (schweigt).

Hans (wieder mit sich beschäftigt, schlägt mit der Faust auf den Tisch): Und ich geh' nicht unter! Das wollen wir sehen!

Kurze Pause.

Annchen (schweigt noch).

Hans (steht auf, geht einmal auf und ab, bleibt vor Annchen stehen): Jetzt kannst Du also wählen, ob Du mit so einem Menschen noch länger zu thun haben willst.

Annchen (zögernd): Ach, Hanschen . . . .

Hans (bitter): Es hat ja schließlich auch keinen Zweck! Morgen fahr' ich ja doch ab! Und der Herr Kaplan bleibt hier!

Annchen (faßt seine Hand, schaut ihn voll an): Ach, Hanschen, Du bist gleich so . . . Vorher auch . . .

Hans (vor ihr): Wann?

Annchen (bittend): Ach mit dem Spazierengehen. Und ich wollt' doch die Waffeln für Dich backen. Ich möcht ja Alles für Dich thun. Du weißt gar nicht, wie gut man Dir ist!

Hans (aufgebracht): Ja, wenn Dir das unangenehm ist, Anna, will ich Dir nicht zur Last fallen. (Auf und ab). Am besten, man wär' gar nicht gekommen! Dann hätt' man wenigstens nicht den furchtbaren . . . . (Setzt sich, ballt krampfhaft die Fäuste, stöhnt in sich hinein.)

Annchen (springt auf, läuft zu ihm, umschlingt ihn): Was hab' ich Dir bloß gethan, Hanschen?

Hans (preßt sie an sich, halb schluchzend): Wenn Du mir nicht mehr gut bist, Annchen, ich weiß nicht, was ich . . .! Ich könnte ja gleich . . . .? Ich bin ja so unglücklich! So un—glück—lich!

Annchen (auf seinem Schoß, ihn liebkosend): Ich kann ja Keinen gern haben, wie Dich. Wenn Du auch manchmal . . . .

Hans (sie an sich schließend außer sich): Annchen, Annchen, was wird das werden!

Annchen: Laß werden, was will, Hanschen! Mir ist ja Alles egal, wenn ich bloß Dich hab' . . .

Hans (verzweifelt): Der Kaplan hat ja Recht! Ich bin ja Dein Unglück!

Annchen: Ach, Hanschen, was kommen wird, wollen wir nicht denken. Aber Du mußt auch nicht so gegen Alle sein. (Entzieht sich ihm und setzt sich neben ihn, indem sie einen Stuhl heranrückt.) Du sagst Alles viel zu frei raus!

Hans: Ich muß doch sagen, wie ich denke. Ich kann doch nicht schwindeln.

Annchen: Heut' Morgen hast Du auch nicht zur Frühmesse wollen.

Hans (rückt ganz nahe, legt den Arm um sie): Ich bin doch dagewesen, Annchen.

Annchen: Ja, weil ich dich geweckt hab', Hanschen. Wart' man, der liebe Gott wird Dich nochmal strafen, weil Du so ein gottloser Mensch bist.

Hans (ganz nahe): Weißt Du, Annchen, was ich heut' Morgen gedacht habe, als Du draußen vor meiner Thür standst zum Wecken?

Annchen: Nein, Hanschen, sag' doch! Ich weiß nicht.

Hans (in steigender Erregung): Kannst Du Dir gar nicht denken?

Annchen (verhalten): Ach, das wird nichts sein. Du sagst bloß!

Hans (heiß): Nein, etwas ganz wirkliches. Ich will Dir sagen. Aber leg' den Kopf hierher. So! Ganz Dicht! (Legt ihren Kopf an seine Brust und umfaßt sie. Fast flüsternd): Ich hab' gedacht, das wär so schön, wenn Du reinkämst! (Mit wildem Druck). Ach ja, Annchen, ja?

Annchen (überläßt sich schweigend seinen Küssen).

Hans (außer sich): So schön! So schön! . . . So schöön! . . . Weißt Du, was ich könnt'! Ich könnt' Dich gleich totküssen.

Annchen (in seinen Armen): Und ich Dich aufessen.

Kurze Pause. Umarmung.

Annchen (leise): Hanschen, war das nicht ganz schön in der Kirche? Wollen wir morgen wieder gehen, Hanschen?

Hans (wieder näher): Ja und vorher kommst Du wieder mich wecken, Annchen? Ach, versprich mir!

Annchen: Und dann bleibst Du wenigstens noch acht Tage!

Hans (aufgeschreckt): Ach, mein Gott! Ist ja wahr! Morgen weg! Morgen um diese Zeit schon wer weiß wo! Ach, Annchen! Annchen!

Annchen: Nein, wenigstens acht Tage mußt Du noch bleiben, ja, Hanschen? Fünf Tage?

Hans (verzweifelt): Ja, aber was hilft das Alles, Annchen? Nach acht Tagen kommst Du wieder und sagst, noch acht Tage! Und noch acht Tage! Und so immer weiter! Ich kann doch nicht immer hier bleiben. Ich muß doch in die Welt!

Annchen: Warum, Hanschen? Warum kannst Du nicht immer hier bleiben?

Hans (traurig): Ja, spaß man noch, Annchen! Mir ist gar nicht so zu Mut.

Annchen (hartnäckig): Du bleibst hier und lernst Polnisch und hilfst dem Onkel in der Wirtschaft. Wir haben hier auch genug zu thun, wenn wir wollen. Und nachher läßt Du Dir von Deinen Eltern Geld geben und kaufst Dir ein großes Gut hier. Dann gehst Du gar nicht mehr weg. Dann sind wir immer zusammen.

Hans (aufgeregt): Und meine Eltern! Und meine Zukunft! Und Alles! Ach, Annchen! Annchen! Wenn Du wüßtest, wie schwer mir das . . . Wär ich doch bloß nicht gekommen! Hätt ich nie was von Rosenau gesehen!

Annchen (eigensinnig): Du kannst uns auch was zu Liebe thun. Wir sind Dir so gut und Du . . .

Hans (in seinen Gedanken): Ich hab' mir ja noch so viel vorgenommen. Ich kann doch nicht hier sitzen! Wenn ich so denk', was ich noch Alles . . . All die Zukunft! All das aufgeben! Und ich hab' mir das so schön ausgemalt! Das war ja mein einziger Gedanke auf der Schule, wenn ich erst raus bin, was man da Alles erleben wird! Und das Alles . . . (preßt verzweifelt den Kopf in die Hände).

Annchen: Von mir will ich schon gar nicht reden. An mich denkst Du ja doch nicht! Aber an den Onkel! Wie der sich freuen wird, wenn Du hier bleibst!

Hans (aufgeregt dazwischen): Also an Dich denke ich ja doch nicht! An wen denn? Ich sags ja, Du weißt gar nicht! Mir platzt beinah' das Herz, und Du . . .?!! (Springt auf und läuft auf und ab.) Ich kann das ja gar nicht fassen! Jetzt hat man mal 'n Menschen gefunden! Von Kindheit an hat man sich gesehnt und jetzt . . .!! Jetzt heißt's wieder weg! Ich möcht' ja . . . (Fängt plötzlich an laut zu schluchzen, mit dem Kopf auf dem Schreibtisch.)

Annchen (geht leise zu ihm, legt die Hand auf seinen Kopf): Du sollst ja reisen, Hanschen. Ich will ja nichts sagen. Aber wenigstens 'n paar Tage mußt Du noch zulegen. Du läßt uns noch früh genug allein!

Hans (aufspringend, aufgeregt): Und dann geht das von Neuem los! Dann wird das erst recht schwer! Und schließlich . . . Bloß weg! Weg! Weg!! Lieber heut' wie morgen! (Auf und ab).

Annchen (hat sich auf den Stuhl am Schreibtisch gesetzt, unmutig): Ach, Du kannst bloß armen Mädchen den Kopf verdrehen und hinterher lachst Du mich noch aus.

Hans (sie loslassend, aufgeregt): Ja, wenn Du das denkst, Anna! Dann freilich . . . Dann will ich Dich nicht länger . . . . Annchen, glaubst Du das wirklich?

Annchen: Ach, Hanschen, ich weiß ja nicht. (Verbirgt den Kopf in den Händen.)

Hans (kalt): Gut! Schön! Wenn Du das nicht weißt! Dann sind wir fertig! Dann ist es aus zwischen uns! Auslachen sollst Du Dich nicht lassen. Dann wär das also zu Ende! (Geht mit großen Schritten auf und ab.)

Annchen (schweigt).

Hans (verbissen): Du machst es Einem wenigstens leicht! (Die Thür öffnet sich.)

Hoppe (tritt ein, im Hausrock, sehr aufgeräumt, sieht sich um): Na, Kinderchen, was ist denn hier vorgefallen? Habt Ihr Euch wieder mal gezankt!

Hans (kommt an den Tisch): Durchaus nicht, Onkel Hoppe. Wir haben uns einfach gegenseitig 'n bischen die Wahrheit gesagt. Weiter nichts. Jetzt sind wir vollständig in Ordnung. (Setzt sich.)

Hoppe (setzt sich, zerstreut): Seid Ihr? Das freut mich. Kaffee getrunken habt Ihr auch schon, wie ich sehe.

Annchen (hat sich schnell gefaßt, neben Hoppe): So schöne Waffeln haben wir gegessen, Onkelchen!

Hoppe: Damit kannst Du mich nicht reizen, Anna. Aber weißt Du, was Du thun kannst, Du kannst uns was Gutes zu trinken bringen.

Annchen: Was wollen Sie haben, Onkelchen, Bier oder Wein?

Hoppe: Zur Vorsicht bring Beides, Anna. Und dann räum' auch gleich den Tisch ab! Du trinkst doch mit, Hans?

Hans (behaglich): O, ich bin immer dabei, Onkel Hoppe!

Annchen (räumt den Tisch ab).

Hoppe: Immer dabei! Das denk' ich auch! Das bin ich in Deinem Alter auch gewesen und hab' das so bis heute beibehalten. Besonders um diese Zeit Nachmittags sitz' ich gern beim Gläschen Wein oder Bier. Aber Bier zieh' ich in letzter Zeit vor. Was trinkst Du, Hans?

Hans: Ja, wenn ich wählen kann, Onkel Hoppe, offen gestanden, nehm' ich Wein.

Hoppe: Gut, also Wein. Du brauchst nur zu sagen. Das Fräulein bringt Alles mit einer Geschwindigkeit von 0,5.

Annchen (mit dem Kaffeegeschirr in der Thür): Gewiß, Onkelchen, ich lauf' schon. (Ab.)

Hoppe: Willst Du etwas das Fenster aufmachen, Hans?

Hans (aufspringend): Sofort, Onkel Hoppe. (Zum Fenster, öffnet es, atmet auf): Prachtvolle Luft!

Hoppe: Ja, das hab' ich gern an solchem Tag wie heute . . . Das Fenster auf und die Frühjahrsluft rein und wir sitzen und erzählen uns eins, wie wir jung waren, d. h. Du ja nicht, aber ich und Deine liebe Mutter . . . Was ich Dich fragen wollte, Hans, wie gefällt Dir Anna?

Hans (ist vom Fenster zurückgekommen, hat sich wieder gesetzt, unbefangen): Anna gefällt mir gut, Onkel Hoppe.

Hoppe: Gut? Das freut mich. Ich hab' mir viel Mühe mit Anna gegeben. Als kleines Mädchen kam sie zu mir. Die Geschichte mit den Eltern . . . Du kennst doch die Geschichte, Hans?

Hans: Ja, Onkel Hoppe, das imponiert mir immer so sehr, daß Du für Annchen so gesorgt hast, so . . . so ganz ohne . . . ohne Vorurteil.

Hoppe: Man kann doch die armen Kinderchen nicht entgelten lassen, was die Eltern mal gesündigt haben. Dahin wirst Du auch noch mal kommen.

Hans (verlegen): Ach ich . . . ich . . .

Annchen (kommt, bringt auf einem Präsentierbrett eine Karaffe mit Ungarwein, Bierflaschen und Gläser, setzt Alles auf den Tisch): Ist so recht, Onkelchen?

Hoppe: Ganz richtig, Kindchen. Laß nur stehen! Eingießen wird sich Jeder selbst. Für Dich hast Du vernünftiger Weise auch ein Glas mitgebracht. (Schenkt sich Bier ein.)

Annchen (hat sich gesetzt): Ja, Onkelchen, wenn Sie erlauben. Wir müssen doch trinken, solang Hanschen noch hier ist. (Will Hans einschenken.)

Hans (abwehrend): Laß nur, Anna, das mach ich schon selbst. Ich will Dich nicht bemühen. Gieß nur Dir ein.

Annchen (reicht ihm mit einem bittenden Blick die Karaffe).

Hans (schenkt sich ein, giebt die Karaffe wieder zurück, thut, als beachte er Anna nicht).

Hoppe (sein Glas erhebend): Wir wollen trinken und anstoßen auf das Wohl der lieben Emma, von Deiner Mutter, Hans, der Du so ähnst wie aus dem Gesicht geschnitten.

Hans (stößt mit ihm an): Prost, Onkel Hoppe, und auf Dein Wohl mit!

Hoppe: Auf die Zeit vor 25 Jahren! . . Willst Du darauf nicht auch anstoßen, Anna, mit Deinem Cousin? Da hättest Du Deinen Onkel mal sehen sollen, Anna.

Annchen (mit erhobenem Glas und Blick zu Hans): Wenn Hanschen mit mir anstoßen will . . . Ich weiß ja nicht.

Hans (ebenfalls mit erhobenem Glas, eigensinnig): Wenn ich will? Ich denk', wenn Du willst, Anna? An mir liegt's doch nicht! (Stößt mit ihr an.) Prosit, Annchen! Daß Du mich bald weg hast! Daß ich Dich nicht mehr auslachen kann! Daraufhin! (Trinkt.)

Hoppe (lustig): Also ausgelacht hast Du sie, Hans? Ganz recht! Das verdient sie auch! Und jetzt zur Versöhnung soll sie uns was vorsingen.

Annchen (an ihrem Glase nippend): Ach, Onkelchen, ich kann ja nichts.

Hoppe (trinkend): Du kannst nichts? Wozu hast Du denn Stunde gehabt? Zeig mal Deinem Cousin!

Hans (mit verzweifelter Lustigkeit): Ja, sing, Annchen! Sing! So recht was zum Abschied! Auf Nimmerwiedersehn!

Annchen (aufstehend): Hanschen, kennst Du „Lang, Lang ist's her"? Daß paßt gerade. Das geht so recht traurig.

Hans: Nein, das kenn' ich nicht. Aber Du mußt das singen. Das klingt schon so.

Annchen (geht nach hinten zum Salon, schlägt die Portieren etwas zurück, geht hinein. Man hört sie ein paar Töne anschlagen, ohne daß sie zu sehen ist).

Hoppe: (vor sich hinsummend): Lang ist es her . . . Lang ist es her. Das kannst Du mir glauben, Hans . . . (Trinkt nachdenklich).

Hans (sein Glas leerend): Das glaub' ich, Onkel Hoppe.

Hoppe: Aber gewesen ist es darum doch. Frag nur Deine Mutter, Hans. Aber frag sie lieber nicht, sonst wird sie am End' noch bös, das gute Kind.

Annchen (singt im Salon): „Lang ist es her." (Vorn schweigende Versunkenheit, Gläsernippen.)

Hoppe (erhebt sich nach ein paar Augenblicken, geht auf den Zehen zum Bücherregal, kommt mit einer Cigarrenkiste zurück, halblaut): Das hab ich ganz vergessen. Vielleicht steckst Du Dir doch eine an, Hans?

Hans (ebenso): Nein, danke, Onkel Hoppe. Immer noch nicht. Du weißt ja, das hab' ich mir noch nicht angewöhnt.

Hoppe (steht am Tisch, zündet sich eine Cigarre an, halblaut): In Deinem Alter hab' ich schon wacker geraucht, Hans. Aber Pfeife natürlich. Cigarren wäre zu teuer gewesen. (Setzt sich wieder.)

Annchen (hat zu Ende gesungen. Die Töne sind verklungen. Kurzes Schweigen).

Hans (halb vor sich hin): Lang, lang ist's her. Ich denk', Onkel Hoppe, wie das sein muß, wenn man so sitzt und an seine Jugend zurück denkt. An all das Schöne, was man erlebt hat.

Hoppe (lauschend): Hörst Du, wie die Drossel pfeift im Garten? Da draußen, der Frühling siehst Du, der ist jung geblieben. Aber man selbst ist alt und grau. Aber das soll uns nicht hindern, auch mal eins anzustimmen. Man wird sich doch von Euch jungen Leuten nicht beschämen lassen.

Hans (begeistert): Ach ja, Onkel Hoppe. Irgend ein Studentenlied!

Annchen (ist wieder nach vorn gekommen): Sehen Sie, Onkelchen, ich hab ja gesagt, wenn Hanschen hier ist, werden Sie schon singen.

Hoppe: Damit Du doch siehst, Hans, wir waren auch schon was. Wir gaben Euch nichts nach. (Trinkt, räuspert sich, stimmt an.) Im tiefen Keller sitz ich hier . . (absetzend). Begleiten muß ich mich aber doch! (Steht auf, geht in den Salon. Man hört ihn während des Folgenden den ersten Vers singen und hier und da einen Ton anschlagen).

Annchen (hat sich neben Hans gesetzt, gedrückt): War das Lied so gut, Hanschen, was ich gesungen hab'?

Hans (stößt sein Glas auf den Tisch): Das war gut, Anna. Das paßte. (Summend.) „Sing' mir das Lied . . ." (Leise) „Das dereinst mich bethört."

Annchen: Wenn Du fort bist, Hanschen, kannst Du daran denken, daß ich das gesungen habe. Dann kannst Du Dich an mich erinnern.

Hans: Dann werd' ich mich an Dich erinnern.

Annchen: Und wenn Du mal wiederkommst . . .

Hans: Wiederkommen, Anna? Mein Gott! Wer weiß, wann!

Annchen: Aber nach zehn Jahren kommst Du doch wieder, Hanschen?

Hans: Nach zehn . . . Jahren! . . (versunken): Nach zehn Jahren . . . Dann sind wir alt und kalt.

Annchen: Alt und kalt . . . . Siehst Du, Hanschen, dann kannst Du doch wiederkommen. Dann wirst Du doch vergessen haben, wie die schlechte Anna Dich geärgert hat.

Hans (sich mühsam beherrschend): Und Dich der schlechte Hans.

Annchen: Dann kommt das so, wie ich mir immer gedacht habe. Dann bin ich ein altes Mädchen und sitz' in der Stube und leist' dem Onkel Gesellschaft. Der ist dann auch schon ganz alt und wir erzählen uns was von unserm Hanschen, das nicht kommen will.

Hans (galgenhumoristisch): Das wir dann schon lang vergessen haben. Jawohl! (Stürzt sein Glas hinunter.) Warum trinkst Du nicht, Anna? Trink und vergiß! (Faßt ihre Hand und schüttelt sie krampfhaft.)

Annchen (sieht ihn mit stummen, verschwimmenden Augen an).

Kaplan (tritt ein, im schwarzen Rock, wie vorher, sonderbar lustig): O die vergnügte Welt! Bei Bier und Wein wird gefeiert. Und der Herr Pfarrer sitzt und singt ein geistliches Lied. (Kommt näher.)

Hans: Warum soll man nicht! Das Leben ist kurz! Prost Anna!

Kaplan (am Tisch, setzt sich): Der Herr Studiosus hat Recht. Das ist schon die Erkenntnis des alten Heiden Horaz. Folgen wir seinem Beispiel. Wenn die Panna mir ein Glas geben will . . . .

Annchen (aufstehend): Gleich, Herr Kaplan, sollen Sie haben. Wie aufgelebt der Herr Kaplan auf einmal ist! Ganz anderes Gesicht macht er. (Vor ihm): Bloß nach tanzen müssen Sie, Herr Kaplanchen.

Kaplan: Bloß noch tanzen fehlt! Die Panna hat Recht.

Annchen (kokett): Wollen Sie nicht, Herr Kaplan? Hanschen tanzt ja mit mir nicht. Da muß ich Sie schon holen.

Kaplan: In Ermangelung eines Bessern muß der Kaplan gut genug sein, nicht wahr, Panna Annuschka?

Annchen (schalkhaft): Ja, Herr Kaplan?

Kaplan (erhebt sich): Gut, wenn die Panna befiehlt, wollen wir auch tanzen. Mit den Wölfen müssen wir heulen, sagt das Sprichwort. Das hilft nicht anders. Fangen wir gleich an. Der Herr Pfarrer wird spielen. (Will sie engagieren.)

Annchen: Bloß noch ein Glas, Herr Kaplan . . . (ausgelassen): Ach tanzen! Ja tanzen! (Schnell ab.)

Hoppe (kommt aus dem Salon): Was hör' ich, Leutchen? Wer will tanzen? Der gute Gregor? Die Welt wird ja alle Tage toller. Das hätt' ich mir nicht träumen lassen, noch mal zu sehen.

Kaplan: Sie haben Recht, Herr Pfarrer. Es passieren heutzutage Zeichen und Wunder. (Humoristisch.) Wenn der Herr Pfarrer mir Dispens giebt, als mein geistlicher Vorgesetzter? . . .

Hoppe (Glas in der Hand): Kinderchen, das ist auch noch nicht oft passiert in diesem Hause. Das macht bloß, weil Du hier bist, Hans.

Annchen (ist währenddes mit dem Glase eingetreten): Ja, nicht wahr, Onkelchen? Und jetzt will er so schnell wieder fort. Ich hab' ja schon so viel gebeten. Jetzt will ich noch einmal versuchen. (Mit vollem Blick): Hanschen, bleib' noch, ja?

Hans (kalt und scharf): Nein, Anna.

Kaplan (hat hastig getrunken): Bravo dem Herrn Studiosus! Kurz und klar! Die Panna hat ihre Blicke umsonst verschleudert.

Annchen (dreht sich zum Kaplan): Ach, Herr Kaplanchen, und unser Tanzen! Jetzt wollen wir nicht vergessen. Jetzt wollen wir lustig sein!

Kaplan (im Kampf): O Pannie! Pannie!

Hoppe: Ein Herr, der sich besinnt, ob er seiner Dame keinen Korb geben soll? So lang hätt' ich mich nicht besonnen, meiner Zeit. (Geht gegen den Salon.)

Annchen (kokett): Onkelchen, passen Sie auf, er kann ja nicht nein sagen, der Herr Kaplan.

Kaplan (überwunden): O Pannie, Pannie, was machen Sie aus einem Menschen! (Giebt ihr den Arm.)

Annchen: Jetzt wollen wir zusammen tanzen und gar nicht wieder aufhören. (Ab zum Salon, ohne auf Hans zu achten).

Kaplan: Und einen polnischen Tanz, Herr Pfarrer, wenn ich bitten darf.

Hoppe: Ja, Leutchen, ich will sehen, was ich noch zusammen bringe. Lang genug hat das geroſtet in dem alten Kopf. (Alle drei ab in den Salon. Gleich darauf hört man Musik und Tanz.)

Kurze Pause.

Amandus (erscheint in der Thür rechts, Teschin in der Hand).

Hans (hat mit gestütztem Kopf in tiefen Gedanken gesessen, richtet sich auf): Ach, sieh da, Cousin, Amandus! Na, was bringst Du?

Amandus (kommt näher, grinst zähnefletschend).

Hans (zerstreut): Hast Du geschossen, Amandus?

Amandus (grinsend): Schöne Gewehr! . . . Treff' ich so weit! (Legt das Teschin an und zielt auf Hans).

Hans (noch immer zerstreut): Siehst Du, das glaub' ich . . . (plötzlich): Ist doch keine Kugel drin, Amandus?

Amandus (noch immer zielend und grinsend): So viele Kugel! Ganz voll!

Hans (entsetzt aufspringend): Bist Du des Tausends, Amandus? (Auf ihn zu.) Was fällt Dir überhaupt ein?

Amandus (läßt das Teschin sinken): Mach' ich bloß Spaß! (Hält das Gewehr auf den Rücken.)

Hans (bei ihm, will ihm das Gewehr wegnehmen): Ich danke für solchen Spaß! Gieb mir das Gewehr her! Was willst Du überhaupt?

Amandus: Onkel wo ist?

Hans: Onkel spielt. Du hörst ja. Warum?

Amandus (zieht sich zur Thür zurück): Kuh wird Junge bekommen. Wollt' ich sagen!

Hans (auf ihn zu): Die Kuh? So? Um so besser! Gieb mir doch das Gewehr, Amandus, ja?

Amandus (schon halb in der Thür): Kuh wird kalben. Werd' ich kommen sagen. (Ab.)

Hans (steht einen Augenblick unschlüssig. Die Musik im Salon ist verhallt).

Annchen (stürzt herein, glühend heiß. Kaplan und Hoppe folgen langsamer): Das war ein Tanzchen! Und wie gut Sie aufspielen können, Onkelchen! Das hab' ich gar nicht gewußt!

Hoppe: Ein flotter Tänzer ist der gute Gregor doch! Ja, ja, was so Alles im Menschen drin steckt!

Kaplan: In einem jeden Menschen lebt der Teufel, wollen Sie sagen, Herr Pfarrer. Und wehe der armen Seele, wo der Teufel einmal losgebunden ist! (Setzt sich wieder an den Tisch, starrt vor sich hin.)

Hans (steht am Tisch, erhebt sein Glas): Wollen wir anstoßen, Annchen? Morgen um diese Zeit bin ich schon weg, dann bin ich nicht mehr im Wege.

Annchen (stößt mit ihm an): Ach, Hanschen, morgen um diese Zeit sind wir vielleicht schon tot. Wer kann wissen!

Hans: Um so besser für uns! Aber jetzt, Annchen, will ich Dir mal was zeigen am Klavier? Das darfst Du mir nicht abschlagen. (Geht zum Salon.)

Annchen (folgt ihm schweigend).

Kaplan (auffahrend): Auf ein Wort, Herr Pfarrer.

Hoppe (hat sich gesetzt, behaglich): Bitte zwei, lieber Gregor. Ich werd' mir währenddes noch ein Gläschen Bier eingießen. (Schenkt sich ein.)

Kaplan: Fällt Ihnen nicht auf, Herr Pfarrer, die Vertraulichkeit der beiden jungen Leute unter sich?

Hoppe: Das kann ich nicht sagen. Die beiden Menschlein sind ja noch Verwandte unter sich. Und dann ist das mit dem jungen Volk überhaupt so. Das zankt sich und verträgt sich in einem Atem. Das haben wir nicht anders gemacht, mein lieber Gregor.

Kaplan: Das zankt sich und verträgt sich, Herr Pfarrer, sagen Sie. Aber küßt sich das auch?

Hoppe (sein Glas hinsetzend, behaglich): Küssen? Sollen wir das auch noch ins Programm mit aufnehmen? Ich denke, wir wollen ja sagen. Ich erinnere mich so dunkel ... Nein, ernsthaft, mein guter Gregor, warum sollen sich die beiden Leutchen nicht gut sein? Vielleicht wird nochmal ein Paar aus ihnen?

Kaplan: Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, ich erinnere an das Beispiel Ihrer armen Schwester. (Man hört aus dem Salon eine gedämpfte Melodie.)

Hoppe (sich aufrichtend, scharf): Dazu liegt gar keine Veranlassung vor, Herr Kaplan. Das sind Familienangelegenheiten, mit denen ich Sie noch gar nicht behelligt habe.

Kaplan: Ich erachte für meine Pflicht, zu sagen, was ich gesehen und gehört habe. Die Grundsätze des jungen Herrn, was ich vernommen habe, sind mehr als locker.

Hoppe (ruhiger): Das habe ich bei Hans noch gar nicht bemerkt. Liegt wirklich eine Liebelei vor ...

Kaplan (sehr ernst): Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, zum letzten Mal! Ihnen wird noch leid thun. Ich warne. Ich warne. Es ist die höchste Zeit.

Hoppe (unerschütterlich): Hans ist der Sohn meiner Jugendfreundin! Ein für allemal, Herr Kaplan, ich trau' ihm nichts Schlechtes zu. Uebrigens können wir ihn ja mal selbst hören. (Rufend): Hans! Hans!

Kaplan (erregt): Was wollen Sie, Herr Pfarrer?

Hans (kommt aus dem Salon, hinter ihm Annchen): Hier, Onkel Hoppe. Was soll ich? Du hast doch gerufen.

Hoppe (halb humoristisch): Komm mal her, Hans, ist das wahr, daß Deine Grundsätze so locker sind?

Hans (am Tisch, erstaunt): Was, Onkel Hoppe? Meine Grundsätze? Warum?

Hoppe: Der Herr Kaplan hat mir erzählt, daß Du so lockere Grundsätze haben sollst. Ist das wahr? Sag' mal Dein Glaubensbekenntnis her.

Kaplan (mühsam sich beherrschend): Hier vor dem Herrn Pfarrer frage ich Sie, Herr Studiosus, glauben Sie an einen Gott und an eine Vergeltung? Haben Sie überhaupt noch einen Glauben?

Hans (steht schweigend, wie betäubt).

Annchen: Aber, Onkelchen, Hanschen ist ja heut so schön in der Kirche gewesen, und morgen gehen wir wieder.

Kaplan: Ich frage Sie, Herr Studiosus.

Hoppe: Na, Hans, willst Du uns nicht sagen? Hat der Herr Kaplan Recht?

Hans (steht schweigend).

Amandus (stürzt zur Thür herein, schreit): Kommen schnell! Kuh haben Junge! Kommen schnell! Große Kalb!

Annchen (lebhaft): Ach, Onkelchen, schnell! Dann müssen wir sehen!

Hoppe (aufspringend): Also doch heute eingetroffen! Hätt' ich nicht gedacht! Ja, jetzt schnell, Anna, ob auch Alles in Ordnung ist.

Annchen (schon an der Thür): Schnell! Schnell! (Beide ab.)

Kurze Pause.

Kaplan (richtet sich auf, steht Hans gegenüber): Herr Studiosus, Sie haben geschwiegen. Sie sind gerichtet.

Hans (erwachend): Ich weiß nicht, Herr Kaplan, warum Sie mich überhaupt danach fragen? Sie sind doch nicht mein Religionslehrer.

Kaplan: Warum, junger Herr? Das will ich sagen. Weil ich warnen will vor dem reißenden Wolf im Schafspelz, welcher umherzieht und unschuldige Herzen will verführen.

Hans (setzt sich an den Tisch, schenkt sich Wein ein): Ach, Herr Kaplan, wir wollen gar nicht davon reden. Wir werden ja doch nicht einig darüber.

Kaplan (auf halbem Wege zur Thür, dreht sich um): Nicht einig wir beide, in Wahrheit, so wahr Himmel und Hölle nicht werden einig werden mit einander von Ewigkeit zu Ewigkeit. (Geht rechts hinaus.)

Pause.

Hans (sitzt, trinkt hier und da, fängt an vor sich hin zu summen):

Und gestern noch Aug' in sehnendem Aug' gegenüber!
Und heute! Und heute! Alles vorüber!
Vielleicht auf ein Leben auseinandergeweht!
Vielleicht auch nach Jahren ein Wiederseh'n spät . . .

Annchen (kommt haſtig von rechts, ſieht ſich verſtohlen um): Iſt Niemand hier, Hanschen?

Hans (zuſammenfahrend): Du, Anna? Ich denk', Du biſt draußen? Nein, Alles weg. Ich ſitz' allein. Der Kaplan ging ſeiner Wege.

Annchen (haſtig): Ich bin weggelaufen, Hanschen. Der Onkel iſt noch draußen im Stall. Er kann jeden Augenblick kommen. Du mußt mir ſagen... (Setzt ſich zu ihm, ſchaut ihn an.)

Hans (traurig): Was denn, Anna?

Annchen (umſchlingt ihn): Du mußt nicht mehr ſo ein Geſicht machen. Ich kann das gar nicht ſehen. Du mußt wieder gut ſein.

Hans: Ich bin ja gar nicht böſ' geweſen. Bloß traurig, daß Du ſo von mir denkſt, daß ich Dich auslachen kann.

Annchen: Ach, Hanschen, ich denk' das ja gar nicht. Ich hab' ja bloß ſo geſagt.

Hans (kopfhängend): Hätt'ſt Du's doch auch gemeint! Dann könnte ich wenigſtens leichter weg!

Annchen (ihn umklammernd): Hanschen, ich laß Dich nicht weg! Ich kann ja nicht leben, wenn Du nicht mehr hier biſt!

Hans (verzweifelt): Annchen, Annchen, was red'ſt Du!

Annchen (mit großen, entſetzten Augen): Der Kaplan will mich ja ins Kloſter haben! Aber wenn Du hier biſt, hab' ich keine Angſt!

Hans (aufgeregt): Aber, Anna, wie kommſt Du auf ſowas! Das kann der Onkel doch nie zulaſſen.

Annchen (wie vorher): Der Kaplan hat ja ſchon geſchrieben. Er hat ja ſchon Antwort. Wenn Du weg biſt, kann er mit mir machen, was er will! Du mußt bleiben, Hanschen! Du mußt bleiben!

Hans (ſpringt auf, läuft auf und ab, außer ſich): Aber, Anna! Anna! Was ſoll das werden! Was ſoll das werden!

Annchen (auf und zu ihm): Ich will Dich auch gar nicht mehr ärgern. Ich will auch Alles thun, was Du ſagſt!

Hans (zitternd mit krampfhaftem Händedruck): Annchen, wirklich ...??

Annchen: Und wenn Du nicht immer bleiben willſt, wenigſtens noch eine Zeit lang! Noch ein paar Wochen! Ein paar Tage! Nachher dann ſterb' ich!

Hans (wahnſinnig): Ach, Annchen, ſterben! Sterben! Dann gehen wir zuſammen!

Annchen (an ſeiner Bruſt): Ja, aber jetzt noch nicht, Hanschen! Jetzt müſſen wir noch leben und luſtig ſein!

Hans (reißt ſich los, auf und ab, mit fliegendem Atem, plötzlich): Soll ich bleiben, Anna?

Annchen (jubelnd): Hanschen, Du bleibſt! Du bleibſt!

Hans (auf ſie zu, reißt ſie an ſich, mit heißem Flüſtern): Annchen! Annchen..?!

Annchen (in ſeinen Armen, ſchwach): Drück mich tot, Hanschen! Drück mich tot!

Hans (hebt ſie mit einem Ruck in die Höhe und ſetzt ſie wieder zu Boden): Jetzt kann die Welt untergehen!

Vorhang.

Dritter Aufzug.

Dritter Tag. Früh morgens nach 7 Uhr. Wohnzimmer wie vorher. Glänzend blauer Frühlingsmorgen. Breite Sonnenstreifen liegen über den altmodischen Möbeln. Die Fenster stehen weit auf. Im Garten Vogelgezwitscher. Annchen in leichter Morgenkleidung, sitzt am Sophatisch, verbirgt den Kopf in den Händen. Aufgelöste Haltung. Schweigen.

Hans (kommt von rechts her, verstört, zurückhaltend, geht langsam zum Tisch, steht nachdenklich da, betrachtet Annchen, nach einem Augenblick leise): Weine nicht, Annchen!

Annchen (zusammenfahrend): Ach mein Heiland! (Sieht erschreckt auf).

Hans (traurig): Hast Du Angst vor mir, Annchen?

Annchen (verbirgt ihren Kopf an ihm, umfaßt ihn). Ich hab' gedacht, der Onkel. Vor Dir ja nicht, Hanschen. (Schweigendes Beieinander.)

Hans (mit tiefem Seufzer): Ja, ja, Annchen.

Annchen: Wenn der Onkel kommt, Hanschen, ich weiß garnicht, wie ich ihm ins Gesicht sehen soll.

Hans (traurig): Thuts Dir schon leid, Anna?

Annchen (sich aufrichtend, mit zärtlichem Blick): Für Dich thut mir nichts leid, Hanschen. Bloß der arme Onkel . . .

Hans (wie vorher): Ach, denk' nicht daran, Annchen. Ich bleib' ja jetzt hier. Ich werd' ja jetzt hierbleiben. (Setzt sich auf den Stuhl gegenüber dem Sofa, stützt den Kopf, starrt melancholisch zum Fenster.)

Annchen (mit ihren Blicken an ihm hängend): Sei nicht so traurig, Hanschen. Dir wird schon gefallen hier. (Faßt seine Hand.)

Hans (versunken): Ich hab' Dir das ja versprochen! (Springt auf, atmet schwer.) So eng hier im Zimmer! So eng! (Am Fenster): Und dabei ist das Fenster auf. (Streckt den Kopf hinaus, atmet ein, langsam wieder zurück, leichter). Ach, die Morgenluft thut wohl!

Annchen (wieder in ihrer Angst): Wenn das nur erst vorbei wär'! Daß der Onkel aus der heiligen Messe zurück ist!

Hans (am Fenster): Was das doch heute für ein wunderbarer Tag wird! Wenn ich so denk', jetzt in die Welt raus! (Reckt sich krampfhaft.)

Annchen (halb für sich): Ich glaub' wahrhaftig, das ist das erste Mal, daß ich nicht in der heiligen Messe bin des Morgens. Was wird der Onkel bloß denken!

Hans (unmutig auf und ab): Der Onkel und der Kaplan und Der und Jener! Ja, wenn Du vor den' Allen Angst hast! Was soll ich denn sagen?

Annchen: Du Hanschen und ich! Aber ich hab' ja vor nichts Angst. Mich können sie ja totschlagen. Mir thut bloß der arme Onkel leid, daß er das an mir erleben muß.

Hans (aufgeregt vor ihr stehen bleibend): So also ich, meinst Du! Ich . . .?! Und was meine Eltern sagen werden, daran denkst Du nicht, wenn ich nicht zur Universität gehe und überhaupt . . . (Auf und ab.) Ich mag mir das garnicht ausmalen! Garnicht aus—malen!

Annchen (leise): Hanschen?

Hans (kommt zu ihr, umfaßt sie plötzlich, drückt und küßt sie): Bist Du mir auch ganz gut, Annchen?

Annchen (in seinen Armen): Das weißt du doch, Hanschen.

Hans (festhaltend): Ueber Alles?

Annchen (leise): Ueber Alles.

Hans (sie mit seinen Blicken verzehrend): Was wolltest Du fragen, Annchen?

Annchen (wieder furchtsam, leise): Wenn mich bloß keiner gesehen hat, wie ich zu Dir raufkam heut' . . .!

Hans (legt die Hand auf ihr Haar): Heut' Nach . . . Aber Annchen, das hab' ich Dir doch schon so ausgeredet heut'! Jetzt kommst Du mir wieder damit! (Unmutig): Ach weißt Du, Dir thut das bloß leid, daß Du . . . Das ist das Ganze.

Annchen: Nein, nein, Hanschen, ganz gewiß! Mir war ganz genau so, als wenn Einer hinter mir kam. (Schauernd.) Ich war ja so froh, wie ich erst bei Dir war! Wenn mich das gepackt hätte! Sonst wär' ich gewiß noch umgekehrt!

Hans (ärgerlich): So und wärst vielleicht garnicht . . . Da sieht man ja!

Annchen (ebenfalls unmutig): Ach, man thut Alles! Man wirft sich weg und nachher bekommt man's noch!

Hans (nachdenkend): Ja, aber was kann denn das gewesen sein, Annchen? Ein Geist doch nicht?

Annchen (verzweifelt): Laß gewesen sein, was will! Alles . ! Bloß der Onkel! Der arme Onkel! So gut gegen mich gewesen und ich bin so schlecht! So grundschlecht! (Schluchzt.)

Hans (mit Thränen in den Augen): Du bist nicht schlecht, Annchen! Du mußt nicht weinen! Ich kann Dich ja nicht weinen sehen! (Wirft sich über sie und küßt ihr die Thränen aus den Augen.)

Annchen (aufgelöst): Ich verdien' garnicht, daß mir 'n Mensch gut ist!

Hans (schluchzend, mit geballten Fäusten): Ich ertrag' das ja nicht! (Kurze leidenschaftliche Umarmung.)

Hans (richtet sich auf, betrachtet Annchen, die im Stuhl zurückgelehnt sitzt, mit wilder Sinnlichkeit): Annchen, Du bist so schön! So schön, wenn Du so sitzt! (Packt ihren Arm.) Ich könnt' ja Alles vergessen! (Außer sich): Küsse mich! Küsse mich! (Beugt sich über sie.)

Annchen (ihn küssend): Hanschen, mein einzigstes! Ach . . . !!

Hans: Mir gehörst Du! Jetzt können Alle kommen!

Annchen: Laß sie mich totschlagen, Hanschen! Laß sie mich totschlagen! Mir ist Alles egal! (Inniges Schweigen.)

Hans (läßt sie los, spaziert wieder umher, reckt die Arme): Ach, so eine süße . . . ! (Plötzlich): Und jetzt kommt der Kampf! Jetzt heißt es . . . !! (Vor Annchen): Worüber sinnst Du, Annchen?

Annchen (versunken): Ich muß soviel an Mutterchen denken. Ob die meinen Vater auch so lieb gehabt hat, wie ich Dich?

Hans (melancholisch): Ach, Annchen, vergessene Geschichten! Warum denkst Du daran? Diesmal wird das anders.

Annchen (vor sich hin): Ich kann mir ganz gut denken, wie das gekommen ist. Wir sind so. Wenn wir einem Menschen gut sind, kann er uns um den Finger wickeln. Wie ich Dich vorgestern zuerst gesehen hab', hab ich gleich Alles gewußt. Und nachher, dann kommt das auch so.

Hans (gerührt): Ach, Anna, Du mußt nicht sowas sagen. Das ist diesmal eine ganz andre Geschichte.

Annchen (unbeirrt): Dann gehst Du auch weg und ich bleib' allein. Grad' so wie Mutterchen. Dann kommt das wieder so.

Hans (erregt): So? Und was noch? Was noch?

Annchen: Aber ins Kloster geh' ich nicht. Mutterchen brauchte doch wenigstens nicht ins Kloster. Wenn der Kaplan wieder mit seinem Brief kommt, dann nehm' ich das Teschin und geh in den Garten unter den Birnbaum und schieß mich tot. Aber Du mußt mir auch versprechen, Hanschen, daß Du mich nicht ganz vergessen wirst. Daß Du noch an Dein Annchen denken wirst! (Lächelnd): An Deine erste Liebe, was, Hanschen?

Hans (zwischen Rührung und Zorn): So, also das sagst Du und meinst, ich bin solch ein Mensch! Dann sag' doch einfach, daß Du mich weghaben willst! Daß Dir nichts an mir liegt! Sonst würdest Du doch nicht so reden! Gut, dann geh' ich!

Annchen (ihn an sich ziehend): Ich bin doch Deine erste Liebe? Du hast mir doch die Wahrheit gesagt, Hanschen, ja?

Hans (sie liebkosend): Muß ich Dir das noch sagen, Anna?

Annchen (leise): Ach, ich bin ja so glücklich. Das wär ja so schön, wenn Du bleibst. Aber ich glaub' das ja nicht. Das wär zu schön!

Hans (weich): Annchen, warum nicht? Warum glaubst Du mir nicht? Meinst Du, ich hab' Angst vor Jemand? Ich kann das offen Jedem sagen.

Annchen (wie visionär): Hanschen, Du bleibst nicht! Du bleibst nicht! Red' nichts.

Hans (richtet sich auf, steht in Gedanken): Also ich bleib' nicht, meinst Du! (Langsam durch's Zimmer, mit schweren Schritten): Ich bin solch' ein Mensch, meinst Du! Ich halt's nicht aus! (Verzweifelt mit der Faust auf den Schreibtisch schlagend): Ich halt's auch nicht aus! Weg muß ich doch! Das weiß ich schon! (Vor sich hinbrütend): Ich hab' solch einen Drang, ich werd' nirgend bleiben. Der Kaplan hat ganz Recht. Mit mir wird nichts. Ich geh' unter. (Vor Annchen): Ja, ja, Annchen, wie der Mann gesagt hat, ich geh unter.

Annchen (traurig): Mein armes Hanschen!

Hans (erschüttert): Mein armes, armes Annchen! (Krampfhaft.) Dann geh' ich unter! Dann ist's auch noch so! Wenn's nur erst soweit wär'! Daß man nicht mehr den Kampf hat! Den gräßlichen Kampf! (Setzt sich an den Tisch, brütet vor sich hin): Wenn ich so denk', vorgestern um diese Zeit! Und heute! Wie ein Traum Alles! Wie ein Traum! Da war ich noch unterwegs. Da malt' ich mir das noch aus! (Springt auf in verzweifelter Ekstase): Ich bin ja so glücklich gewesen! So glücklich! Das find' ich ja nicht wieder! Nie ... wieder! Ich kann ja nicht ohne Dich denken, Anna! (Wahnsinnig.) Das ist ja unsa...a...ß...bar! (Schlägt mit dem Kopf auf die Tischplatte.)

Annchen (hat plötzlich nach außen gelauscht, fährt erschreckt auf): Ach, mein Gottchen! Es hat schon geläutet! Jetzt ist die heilige Messe zu Ende. Jetzt müssen sie jeden Augenblick kommen. (Beugt sich über Hans): Hanschen, was ist. Dir? Was ist Dir, mein Hanschen?

Hans (richtet sich auf, verstört): Nichts, Annchen. Mir ist schon wieder gut.

Annchen (aufgeregt horchend, mit aufgerissenen Augen): Sie kommen! Sie kommen! Hanschen, laß mich bloß nicht im Stich! Ich bin ja des Todes! (Umklammert ihn.)

Hans (sucht sich loszumachen): Anna, ich kann nicht! Laß mich bloß nach oben! Wir können doch nicht beide, so wie wir sind. In dem Zustand! Jeder sieht ja! (Fast weinend): Annchen, komm doch zu Dir! Ich komm' ja nachher wieder runter! Bloß jetzt nicht! (Hat sich losgemacht, will weg.)

Annchen (mit einem Schrei zusammensinkend): Hans—chen!

Hans (schon in der Thür, verzweifelt): Anna, ich kann nicht! (Ab.)

Kurze Pause.

Kaplan (und hinter ihm Amandus treten vom Salon her ein. Kaplan im Meßornat, kalt und finster): Guten Morgen, Pannie! (Geht durch's Zimmer zur Thür rechts.)

Annchen (hat sich bei seinem Eintritt etwas zu fassen gesucht, steht am Tisch): Guten Morgen, Herr Kaplan. (Sich umsehend): Aber der Onkel! Wo haben Sie denn Onkelchen, Herr Kaplan? Kommt er noch nicht aus der Kirche?

Kaplan (an der Thür): Der Herr Pfarrer nimmt noch Beichte ab. Ich habe die heilige Messe gelesen am heutigen Morgen, Pannie. Die Seelenmesse für Ihre Mutter, Pannie.

Annchen (zerschmettert): Für Mutterchen? Die Seelenmesse! (Schlägt die Hände vor's Gesicht): Und ich hab' von nichts gewußt! (Schluchzend): Grade heute auch!

Kaplan (kalt): Ich habe geglaubt, einen Dienst zu erweisen. Ich habe nicht wissen können, daß die Panna fehlen wird zur hl. Messe. Ich bedaure vielmals. (Rechts ab.)

Annchen (aufgelöst): Und grade heute!

Kurze Pause.

Amandus (hat währenddeß im Zimmer umhergeschnüffelt, kommt zu Annchen, betrachtet sie, nach einem Augenblick): Beten so schön für Mutterchen! (Faltet die Hände.)

Annchen (mit gefalteten Händen, leise): Mutterchen im Himmel, bitt' Du für mich! Du bist gut dran! Aber ich Arme!

Amandus (mit Grimasse): Wird schimpfen, Onkel!

Annchen: Weswegen, Amanduschen? (Geht zur Thür.)

Amandus: Schwänzen heilige Messe! Liebe Gott bös.

Annchen: Mutterchen wird mir verzeihen. Und der liebe Gott auch. (Rechts ab.)

Amandus (schnüffelt wieder im Zimmer umher, guckt auf den Wäscheschrank, holt einen halbvollen Teller mit Waffeln herunter, grinst, fängt an, behaglich eine nach der andern zu verzehren).

Annchen (kommt mit Kaffeegeschirr, sieht Amandus bei den Kuchen, stürzt zum Tisch, setzt das Kaffeegeschirr ab, wieder zurück zu Amandus): Die Kuchen her, Amanduschen! Die paar, die ich noch für Hanschen weggestellt hab'! Und Du ißt sie auf! Gleich giebst die Kuchen her! (Nimmt ihm den Teller weg, schließt ihn in den Schrank.)

Amandus (wirft ihr seine Waffel vor die Füße, tückisch): Laß auffressen! (Mit Geberde auf sich.) Wird sich rächen! Alles abgeben! Alles pätzen!

Annchen (gleichmütig, indem sie wieder den Kaffeetisch anordnet): Ach Amanduschen, ob Du was pätzst oder nicht, danach frag' ich nicht. Nimm' Dich bloß in Acht, daß Du nicht mit Hanschen zusammen kommst. Sonst geht's Dir noch schlecht.

Amandus (tückisch): Aasknochen!

Annchen: Pfui Amandus! Solche Worte! Schäm' Dich doch! Hast Du das in der Kirche gelernt?

Kaplan (kommt von rechts her, wieder im schwarzen Rock): Störe ich die Panna?

Annchen: Aber nein doch, Her Kaplan! Ich setz' ja den Kaffee auf. Sie sollen gleich trinken mit Amandus. (Sucht seinem Blick möglichst auszuweichen, macht sich hier und da etwas zu thun.)

Kaplan (sie verstohlen ansehend): Und die Panna? Wird sie nicht trinken?

Annchen (zur Thüre gewandt): Ach nein, Herr Kaplanchen! Ich mag noch nicht. Ich hab' noch keinen Appetit. Wenn der Onkel kommt, trink' ich. (Ab mit scheuem Blick zum Kaplan.)

Kaplan (setzt sich an den Tisch, in düstern Gedanken, fängt an, sich einzuschenken).

Amandus (nähert sich vom Fenster, wo er so lange lauernd gestanden hat, dem Kaplan, in geduckter Haltung, wie zum Sprunge gerüstet. Sein Aussehen hat etwas Tigerartiges. Seine Augen glitzern. Seine Stimme klingt heiser): Hab' ich gesehen Annuschka heute Nacht. Giebt mich keine Kuchen. Nichts. Alles erzählen! Alle hören!

Kaplan (aufsehend, erschreckt): Was ist mit Dir geschehen, Amandus? Wie siehst Du aus? Was willst Du erzählen? Was weißt Du denn?

Amandus (vor ihm, sehr geläufig): Weiß ich was von Annuschka. Ist sie gegangen die Nacht. Bin ich auf. Knastert was. Immer Treppchen! Treppchen! Bin ich raus! Knief halt ich! (Hält sein Messer aufgeklappt in der Hand, immer mit Geberde): Ganz dunkel! Huu! So dunkel! Geht sich auf Zehen. Geh' ich doch nach! Paß ich auf! Thür auf von Fremde! Scheint sich Licht von draußen! Seh ich Annuschka! Gradrein! Thür zu! Steh ich! (Brüllend): Stech' ich tot! Alle Gedärme reiß' ich aus lebendig!

Kaplan (ist aufgesprungen, geht heftig auf und ab, bleibt vor Amandus stehen): Amandus! Der liebe Gott im Himmel hört Alles, Du weißt. Der liebe Gott wird strafen, wenn Du lügst! Vielleicht auf der Stelle wirst Du tot sein. Der liebe Gott weiß Alles. Ist wahr, was Du gesagt hast? Hast Du gesehen?

Amandus (Hand auf dem Herzen): Bei Gott! Bei Gott!

Kaplan (erschüttert): Ich habe gewußt! Ich habe gewußt! (Muß sich auf den Stuhl setzen.)

Amandus (zum Fenster hinausguckend, schreit plötzlich): Alle Hühner! Alle Hühner! (Stürzt rechts hinaus.)

Kurze Pause.

Hoppe (kommt vom Salon her, mit übergeworfenem Chorhemde, sieht sich um): So allein beim Kaffee, mein lieber Gregor? Und die Anna läßt Sie so treulos sitzen? Und wo ist denn Freund Hans, der Langschläfer? (Geht zum Schrank, legt das Chorhemde ab.)

Kaplan (zurückhaltend): Die Panna hat warten wollen, bis der Herr Pfarrer wird dasein.

Hoppe (beschäftigt): Und Hans?

Kaplan: Der Studiosus ist noch nicht zu Gesicht gekommen. Er wird wohl nicht weit sein, wo die Panna ist.

Hoppe (wieder in seinem Hausrock, geht zur Thür rechts, ruft hinaus): Anna, wo bist Du? Mein Nichtchen! Meine Stütze auf meine alten Tage! Wo steckst Du? . . . Nichts zu sehen. Alles tot. Auch Maruschka. (Kommt wieder zum Tisch, setzt sich): Dann wollen wir uns den Kaffee ohne Dich schmecken lassen. Wollen uns bequem machen in diesem Jammerthal. Sonst hat man garnichts davon gehabt! (Schenkt sich die Tasse voll): Alt genug ist man ja geworden. Jetzt kommt das jüngere Geschlecht an die Reihe. Wir Alten haben schon unser Lastchen getragen. Wir sind schon schief und lahm geworden. Jetzt wollen wir Euch das mal überlassen. (Betrachtet Gregor): Aber im Großen und Ganzen

kann ich sagen, haben wir unser Päckchen leichter getragen, als Ihr jungen Herrn. Daß ich am frühen Morgen schon solch ein Leichenbittergesicht aufgesetzt hätte, wie Sie, mein lieber Kaplan, am heutigen schönen Morgen, das wüßt ich wirklich nicht zu erinnern. Müßte mir schon sehr in den Knochen gelegen haben.

Kaplan: Sie werden auch nicht die Ursache gehabt haben, Herr Pfarrer, zu Ihren Tagen, wie wir heute in dieser Sünden- und Sinnenwelt.

Hoppe (Kaffee trinkend): Das steht doch noch sehr dahin, mein lieber Gregor. Mir kommt garnicht vor, als wenn die Welt im Allgemeinen schlechter geworden ist. Das wird wohl so breit wie lang sein. Nein aber was mir scheint, Sie haben einen ganz kleinen Kater von gestern mitgebracht. Sie haben ja noch nicht einmal Ihren Kaffee ausgetrunken. Trinken Sie nur, der thut gut für solche kleinen Verstimmungen.

Kaplan (finster): Mir ist gar nicht zu Mut, Herr Pfarrer, nach Ihren Scherzen.

Hoppe (jovial): Alle Anzeichen von felis communis. Sie wissen ja, von dem gemeinen Feld-, Wald- und Wiesenkater. Oder sollen wir gar auf graues Elend diagnostizieren?

Kaplan: Sie haben Recht, Herr Pfarrer, ich bedaure meinen Leichtsinn vom gestrigen Tage. Ich habe mich hinreißen lassen. Ich habe einen Moment vergessen, was ich meinem geistlichen Stande schuldig bin. Ein Priester, welcher sich vergißt, zu tanzen, verdient die Weihen nicht. Ich bin unwürdig, ich weiß. Ich habe die Nacht im Gebete vor Gott gelegen. Er hat meine Reue gesehn. Vielleicht verzeiht er mir.

Hoppe (gutmütig): Sie reiben sich viel zu sehr selbst auf, mein lieber Kaplan. Ein Tänzchen ist noch keine Todsünde, besonders wenn Ihr geistlicher Vorgesetzter Ihnen Dispens gegeben hat.

Kaplan (erregt): Habe ich aber auch Dispens von meinem Gott, Herr Pfarrer? Wenn ich denke, der Versuchung erlegen zu sein! In die Fallstricke gegangen des bösen Geistes! Wehe dem, von welchem schlechtes Beispiel ausgeht! Wie einen Stein werfen auf Andere, der ich selbst Aergernis gegeben habe!

Hoppe (ernst): So sind Sie auf dem richtigen Wege, Herr Kaplan. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen immer vorgehalten habe? Sie waren mir immer zu streng, zu scharf. Sie verdammten mir gleich zu sehr in Grund und Boden hinein. Die kleinen Gebrechen der Menschlichkeit wollen entschuldigt sein. Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Wir sind alle fehlbar.

Kaplan (erregt): Wir sind alle fehlbar. O gewiß! Aber der Eine im Kleinen, und der Andere im Großen. Des Einen Sünde kann verziehen werden, denn er hat nur sich selbst getroffen, und wenn er bereut, so kann er geläutert aus der Prüfung hervorgehen und sein Leben kann sein von da ab wie ein weißes Kleid. Des Andern Sünde aber wird nicht verziehen, weder auf Erden noch im Himmel.

Hoppe (ernsthaft): Ich muß Sie korrigieren, Herr Kaplan. Alle Sünden können verziehen werden nach der Lehre unserer Kirche, wenn sie ordnungsmäßig gebeichtet und bereut werden. Muß ich Ihnen, als Priester, das erst sagen?

Kaplan (fanatisch, leidenschaftlich): Ich aber sage, Herr Pfarrer, diese Sünde kann nicht verziehen werden in Ewigkeit, denn er hat sich nicht nur

selbst erniedrigt zum Tier. Er hat auch Andre hineingezogen in seinen Fall und hat sie betrogen um ihr zeitliches und ewiges Heil.

Hoppe: Von wem sprechen Sie, Herr Kaplan? Bezieht sich das auf irgend Jemand bestimmtes oder ist das nur ein Gleichnis, das Sie so wählen?

Kaplan (mit mühsamer Beherrschung): Das ist kein Gleichnis, Herr Pfarrer! Das ist eine Thatsache, wovon ich spreche. Eine traurige! Das ist die Bestätigung, was ich gestern prophezeit habe. Und Sie haben nicht hören wollen. Sie haben die Welt besser gekannt! Nun ist es zu spät. Nun ist Alles verloren.

Hoppe (sich aufrichtend): Sprechen Sie von meinem Neffen? Oder was wollen Sie überhaupt sagen? Deutlich, Herr Kaplan!

Kaplan: Ich spreche von dem Verführer, welchen Sie in Ihr Haus gelassen haben, Herr Pfarrer. Um so schlimmer, daß Ihr eigner Neffe ist!

Hoppe (sich beherrschend): Etwas mehr in Mäßigung und Ruhe wollen wir Alles abmachen, Herr Kaplan. Was ist geschehen?

Kaplan (außer sich): Mäßigung, Herr Pfarrer, wo eine arme, unschuldige Seele für immer in Schande und Verderben gestürzt ist?! Fragen Sie die Panna Annuschka, was zwischen gestern und heute vorgefallen ist mit ihr und dem Studiosus!

Hoppe (stützt den Kopf auf, schweigt).

Kurze Pause.

Kaplan (ruhiger): Fragen Sie die Panna, Herr Pfarrer! Ich bitte darum. Soll ich rufen? (Geht zur Thür.)

Hoppe (sich aufrichtend): Thun Sie, was Sie nicht lassen können, Herr Kaplan. Wir wollen sehen.

Kaplan (geht rechts hinaus, man hört ihn rufen): Panna Annuschka! . . . Panna Annuschka!

Kurze Pause.

Hoppe (brütet vor sich hin, trommelt leise auf den Tisch).

Kaplan (erscheint wieder in der Thür).

Annchen (hinter ihm, noch draußen): Was soll ich, Herr Kaplan?

Kaplan (ernst): Der Herr Pfarrer ruft die Panna. (Geht langsam ins Zimmer hinein.)

Annchen (Kommt hinein, mit Ahnung): Mich? Der On . . . ?

Hoppe (erhebt den Kopf, sieht Annchen mit einem langen Blick an, traurig): Das wird wohl wahr sein, Anna?

Annchen (hat einen scheuen Blick auf den Kaplan, dann auf den Onkel geworfen, in einem Augenblick übergossen rot und totbleich, stürzt mit einem Schrei vor Hoppe zusammen): Onkelchen! On—kel—chen!

Schweigen.

Hoppe (ermannt sich, aus der Tiefe herauf): Deine Mutter, Anna! . . . . Deine . . . Mutter! (Verbirgt den Kopf in den Händen.)

Annchen (zu seinen Füßen, außer sich): Zertreten Sie mich, Onkelchen! . . . Zer . . . treten Sie mich!

Hoppe (sie betrachtend, erschüttert): Das hast Du mir angethan? . . . Hab' ich das verdient um Dich?

Annchen (halbaufgerichtet, mit gesenktem Kopf): Geben Sie mir einen Fußtritt, Onkelchen, dann bin ich aus der Welt! Warum bin ich geboren? (Schluchzt krampfhaft.)

Kaplan (hat während der Scene am Fenster gestanden, verbissen): In Sünden geboren und in Sünden wieder empfangen! O ewige Vergeltung!

Hoppe (hat die letzten Worte gehört, fest): Steh auf, Anna! Vor Gott wirf Dich in den Staub! Nicht vor mir! (Hebt sie auf.) Und jetzt ruf' mir Hans! Ich will mit ihm Rechnung halten.

Annchen (schluchzend): Ich kann ja von Hanschen nicht lassen! Sagen Sie lieber Alles auf mich, Onkelchen! Auf mich! Hanschen hat ja ein so weiches Herz! Er kann das ja garnicht ertragen! Ich bin ja an Allem Schuld! Ich bin ihm ja so gut, Onkelchen! So gut! Thun Sie ihm bloß nichts! Thun Sie lieber mir was!

Hoppe (bitter): Ja, Hans! Dem ich entgegengekommen bin wie einem Sohn! Dem ich vertraut habe, wie mir selbst! Geh' und ruf' ihn! Ich will mit ihm sprechen!

Annchen (entsetzt mit erhobenen Händen): Onkelchen!

Hoppe: Hol' ihn und sei ruhig! Es wird nichts geschehen! Du siehst, ich bin ganz ruhig.

Annchen (wendet sich zum Gehen, zusammengebrochen, schluchzend).

Kaplan (tritt ihr in den Weg): Noch einen Augenblick, Pannie! Jetzt wollen auch wir Abrechnung halten. (Zieht seinen Brief aus der Tasche): Hier halte ich den Brief von der Schwester Oberin in meiner Hand. Die Stätte war bereitet für Sie. Ich habe so schön gehofft. (Erschüttert): Ich habe den heißen Wunsch getragen. Ich bin betrogen. So zerreiße ich den Brief. (Thut es.) Sie sind unwürdig, einzugehen!

Annchen (zum Gehen gewandt): Ach, Herr Kaplan, jetzt ist ja doch Alles vorbei. Jetzt können Sie schon thun, was Sie wollen. (Mit gesenktem Kopf ab.)

Kaplan (ihr nachrufend): Vorbei, Pannie, auch zwischen uns! Suchen Sie einen andern Beichtvater, der Sie absolvieren wird. Nicht mich! (Will ebenfalls hinaus.)

Hoppe (hat sich erhoben): Noch ein Wort mein Verehrtester. Was hat das mit dem Brief für eine Bewandtnis? Erklären Sie mir das doch näher.

Kaplan (ihm gegenüber): Ich habe Sorge getragen für das Seelenheil Ihrer Nichte, Herr Pfarrer. Ich habe gedacht, sie soll sich als ein freiwilliges Opfer darbieten für die Schuld ihrer Mutter. Ich habe geschrieben gehabt an die Oberin in Breslau. Sie hat zugesagt gehabt. Es wäre besser gewesen, als so wie jetzt!

Hoppe (sich aufrichtend, mit ungewohnter Härte): Und das thun Sie hinter meinem Rücken? Ohne daß ich ein Wort davon weiß? Ich muß mich doch sehr wundern über Sie, Herr Kaplan. Jetzt wird mir auch begreiflich, wie das arme Kindchen garnicht hin- und hergewußt hat. Schließlich hat sie sich dem ersten, der kam, an den Hals geworfen. Wissen Sie auch, mein Lieber, daß Sie das Kind auf dem Gewissen haben?

Kaplan (scharf): Ich wälze alle Schuld ab. Ich stehe rein da. Ich habe das Beste gewollt. Wäre nach mir gegangen, nichts wäre geschehen. Aber Sie, Herr Pfarrer! Was haben Sie gethan? Sie haben den Leichtsinn aufwuchern lassen, der in dem verwilderten Blute gekeimt hat. Sie haben alle Warnungen überhört. Sie haben selbst ein Beispiel gegeben in Lässigkeit .. und Weltlichkeit ....

Hoppe (zornrot, mit einem Ausbruch jahrzehntelang gedämpfter Kraft): Was erlauben Sie sich, Sie junger Mensch?! Mir altem Mann wollen Sie sagen,

wie ich zu leben habe? Was ich zu thun und zu lassen habe? Im kleinen Finger habe ich mehr durchgemacht, als Ihr Kopf bis jetzt fassen kann. Ich habe meinen Kampf durchgefochten, als Sie noch garnicht geboren waren! Meinen Kampf mit der Welt und mit mir selbst, den Sie erst vor sich haben. Fechten Sie ihn erst durch, wie ich! Und Sie wollen mir Vorschriften machen? Meinen Sie, daß ich Ihretwegen umkrempeln soll, was ich bis jetzt gewesen bin? (Mit geballten Fäusten): Wissen Sie auch, daß das alte Bauernfäuste sind? Daß ich Sie zermalmen kann, wenn ich Sie in meine Finger kriege?

Kaplan (mühsam verhalten): Vergreifen Sie sich an mir, Herr Pfarrer! Warum thun Sie es nicht?

Hoppe: Weil ich Mitleid habe mit Ihrer Unerfahrenheit! Ihretwegen wird die Welt nicht einen Zoll breit aus ihrem Geleise gehen. Das werden Sie nochmal erfahren. Dann denken Sie an den alten Hoppe, der Ihnen das heute mal auf deutsch gesagt hat, Sie Popolsko! Und jetzt denk ich, trennen wir unsere Wege! Sie dort (zeigt auf die Thür) und ich hier!

Kaplan (wendet sich): Ich werde gehen, Herr Pfarrer. Meine Sachen werden schnell gepackt sein. Ich werde Sie von meinem Anblick befreien.

Hoppe (kehrt ihm den Rücken, geht zum Fenster).

Kaplan (geht zur Thür, begegnet Hans, der grade hinein will. Beide stehen sich einen Augenblick gegenüber und messen sich. Dann wendet sich der Kaplan mit einem verächtlichen Blick und geht hinaus).

Hans (der den Blick ausgehalten hat, kommt näher, steht unschlüssig).

Schweigen.

Hans (gedämpft, aber fest): Hier bin ich, Onkel Hoppe.

Hoppe (dreht sich vom Fenster um, betrachtet Hans mit einem langen Blick, vor dem Hans die Augen niederschlägt, nach einem Augenblick schmerzlich): Also dazu bist Du hergekommen, Hans!

Hans (verwirrt): Onkel Hoppe, ich . . . ich . . . wollt ja nicht, ich . . . . (Schweigt achselzuckend, über und über rot.)

Hoppe: Komm mal her, Hans, sieh mich an! Schlägt Dir nicht Dein Gewissen etwas?

Hans (vor ihm, zerknirscht): Verzeih mir, Onkel Hoppe! Ich . . . (Beugt sich über seine Hand, um sie zu küssen).

Hoppe: Siehst Du Dein ganzes, schweres Unrecht ein? Oder bist Du noch zu jung dazu?

Hans (verzweifelt): Onkel Hoppe, ich weiß ja Alles. Aber wir sind uns ja so gut! Wir . . . . wir . . . Ich bin ja Annchen so gut! Ich kann sie ja garnicht . . . Wenn Du bloß wüßtest!

Hoppe (herb): Und das beweisest Du dadurch, daß Du Deine Cousine für immer unglücklich machst?

Hans (aufgeregt): Ich will sie ja nicht unglücklich machen. Ich will ja Alles . . . . Ich will ja hier bl . . . . Ich hab' mir das ja nicht so gedacht Alles . . . .

Hoppe: Was hast Du Dir nicht gedacht? Sag mal, Hans, Du bist doch ein großer Mensch, angehender Student. Was hast Du Dir nicht gedacht?

Hans (ruhiger): Ach, ich denk', Onkel Hoppe, wenn man Einen lieb hat, dann denkt man nicht so an Alles . . . Dann ist Einem schließlich Alles gleich . . . Dann . . . (Leidenschaftlich): Ach, wenn ich bloß sagen könnte, wie furchtbar lieb ich Anna . . . Ich hab' sie ja grad erst recht lieb . . . . Ich . . . Ach, was soll man viel darüber sagen!

Hoppe: So also, man denkt dann nicht an Alles! Und weißt Du, was ich denke! Ich denke, man denkt dann erst recht an Alles! Das sind eben die Verschiedenheiten im Denken zwischen uns.

Hans (halb trotzig): Ich kann mich eben nicht so beherrschen! Wir sind eben nicht Alle gleich! Ich . . . Ich bin doch schließlich 'n junger Mensch! Ich kann nicht so sitzen und ruhig sein, wenn ich Einem gleich um 'n Hals fallen möchte! Wenn ich Einen gleich zerdrücken möchte!

Hoppe (ernsthaft): Ja, mein lieber Hans, um so schlimmer für Dich, wenn Du Dich nicht beherrschen kannst! Wohin willst Du da kommen im Leben? Ich bin doch auch mal jung gewesen, aber das . . . Ich hab' doch auch mein beschriebenes Blatt, wenn's auch schon ein bischen vergilbt ist.

Hans: Das wird dann eben ein anderer Fall gewesen sein, Onkel Hoppe.

Hoppe (ruhig): Ja, der Fall war ganz gewöhnlich, mein lieber Freund. So romantisch angehaucht waren wir noch nicht, wie Ihr jungen Leute. Ich war Student, grad' so wie Du. Aber freilich älter. Zu meiner Zeit machte man das langsamer und später. Wir kannten uns von Kind an. Siehst Du, ganz ähnlich, Hans, wie Du mit Anna. Und wir sind uns auch sehr gut gewesen, glaub' ich. Aber so haben wir's doch nicht getrieben. Wir haben uns in Geduld gefaßt und gewartet.

Hans (seltsam gestimmt): Und was ist daraus geworden, Onkel Hoppe? Warum bist Du dann Geistlicher geworden?

Hoppe (ruhig): Nichts ist daraus geworden, mein lieber Hans. Die Sache wurde ihr zu lang. Geld hatte ich auch keins. Schließlich heiratete sie, und ich saß da. Meinen eigensinnigen Kopf habe ich immer gehabt. Ich warf das Seciermesser fort und wurde Geistlicher. Ich glaube wahrhaftig, ich habe mich damit rächen wollen in meiner Dummheit damals. Na, es hat ja glücklicherweise Keinem geschadet. Weder mir, noch ihr. (Humoristisch): Aber weißt Du auch Hans, wer meine Angebetete von damals gewesen ist? Na rat' mal!

Hans (nachdenklich): Ich weiß nicht, Onkel Hoppe. Wer denn?

Hoppe (lächelnd): Das ist Deine liebe Mutter gewesen, Freundchen. Das kannst Du Dir doch denken.

Hans (erschüttert): Meine . . . Mutter?

Hoppe (ruhig): Deine Mutter! . . Siehst Du, mein lieber Hans, daß ich Dein Vater sein könnte? Ich kann sagen, darum hab ich Dich auch so aufgenommen, wie meinen Sohn. Darum bin ich vertrauensseliger gewesen, als ich verantworten kann. Und das hat mir der Sohn meiner Emma sehr schlecht vergolten.

Hans (verzweifelt): Onkel Hoppe, ich hab' ja nicht schlecht gegen Dich sein wollen. Ich hab' ja Alles nur gethan, weil ich . . . weil ich Anna so wahnsinnig gern hab! (Setzt sich, stöhnt leise.)

Hoppe (fortfahrend, schmerzlich): Was mich besonders kränkt, daß mir das Unglück zum zweiten Mal von Eurem Hause kommen muß. Deine Mutter hat mich um meine Lebenshoffnung betrogen. Ich trag' ihr das nicht nach. Das liebe Kindchen wird nicht anders gekonnt haben. Ich bin ja auch ganz zufrieden geworden in meinem Beruf. Ich habe mich abgefunden. Die Familie, die ich nicht habe finden sollen, für die habe ich mir einen kleinen Ersatz geschafft, dadurch, daß ich Anna und Amandus zu mir nahm. Es war Alles ganz gut und vergessen. Und jetzt nach 25 Jahren kommt der Sohn meiner Jugendliebe und thut mir das an! Nimmt mir zum zweiten Mal

meine Hoffnung! Meine Stütze, wenn ich alt und schwach bin. Macht mir meine Nichte unglücklich! Mein Kind! Mein Alles! . . . . Das kann ich nicht so leicht verwinden! (Stützt den Kopf in die Hände).

Hans: Ich will sie nicht unglücklich machen! Ich werd' ja Alles thun, was ich kann! Onkel Hoppe, sei doch nicht so! Es war doch nicht aus Schlechtigkeit! Meinetwegen soll Annchen nicht unglücklich werden!

Schweigen.

Hoppe (hat sich wieder gefaßt, ruhig): Und wie denkst Du Dir denn die Zukunft? Wie soll das werden?

Hans (eifrig): Wir haben das schon besprochen, Onkel Hoppe. Ich bleib' hier und . . . .

Hoppe (fast lächelnd): So? Du bleibst hier? Und Deine Eltern? Und Dein Studium?

Hans: Ja, an meine Eltern kann ich jetzt nicht denken. Anna geht jetzt vor.

Hoppe: Hm . . . Und was willst Du hier machen?

Hans (verlegen): Ich . . . Ich . . . (Zuckt mit den Achseln.)

Hoppe: O Du Romantiker! Sag mal, was willst Du hier machen! Du mußt doch einen Beruf haben. Ihr könnt Euch doch nicht bloß immer herzen und küssen.

Hans (rot werdend): Ich denk', Onkel Hoppe, ich kann die Wirtschaft lernen hier oder sowas. Später . . . . .

Hoppe: So? Und Deine Eltern? Hast Du auch schon gedacht, was Deine Eltern sagen werden? Ueberhaupt zu dem Allen? Deine Mutter?

Hans (senkt den Kopf, schweigt).

Kurze Pause.

Hoppe (geht zu ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter): Nein, mein lieber Hans, jetzt will ich Dir einen Vorschlag machen und hoffentlich einen bessern. Du gehst zur Universität und fängst Dein Studium an, ganz so, wie Deine braven Eltern und Du selbst mit Dir vorgehabt hast. Und zwar heute noch fährst Du ab . . . .

Hans (sich aufrichtend, entschieden). Nein, Onkel Hoppe, davon kann keine Rede sein. Anna im Stich lassen kann ich nicht! . . . Und wenn ich gleich . . . . ! Lieber schieß ich mich tot!

Hoppe: So leicht schießt sich das nicht, mein Freundchen. Du sollst sie auch nicht im Stich lassen. Wenn Du etwas weiter in Deinem Studium bist, dann sollst Du wiederkommen. Dann wollen wir weiter darüber sprechen.

Hans (betrübt): Ja, Onkel Hoppe, das wollen wir.

Hoppe (ihn ansehend): Und wenn Du ein Mann von Ehre bist, dann kommst Du auch wieder. Oder willst Du nicht, Hans?

Hans: Gewiß will ich wiederkommen, Onkel Hoppe. Aber warum muß ich denn heute schon fahren? Wenigstens noch bis morgen.

Hoppe (energisch): Keine Stunde länger! Ich kann das unter keinen Umständen dulden! Jetzt werd' ich Anna rufen. (Wendet sich.) Dann sagt Euch Adieu und macht's kurz. Ihr müßt Euch in Euer Schicksal fügen. An Dir wird's liegen, Hans, ob Ihr Euch wiedersieht oder nicht. Jetzt werd' ich den Wagen bestellen. In einer halben Stunde fährst Du.

Hans (bittend): Onkel Hoppe!

Hoppe (ruhig): Keine Widerrede! (Oeffnet die Thür.) Anna, bist Du da?

Komm mal her, Anna! (Schiebt Anna zur Thür hinein.) Jetzt sagt Euch, was Ihr Euch, noch zu sagen habt. Unterdeß spannt der Wagen an. (Ab.)

Annchen (mit großen verstörten Augen, angstbleich): Der Onkel läßt anspannen?! Hanschen, Du fährst! Du fährst! (Stützt sich auf den Tisch, schluchzt bitterlich.)

Hans (sie streichelnd): Aber Annchen, hör' doch! Ich komm' ja wieder! Wahrhaftig! Ich komm' ja wieder!

Annchen (untröstlich): Ich hab' das gleich gewußt, Du bleibst nicht! Ich hab' das ja gesagt! Jetzt ist Alles aus!

Hans (unter Thränen): Annchen! Einzigstes! Du mußt uns nicht noch die letzten Augenblicke schwer machen! Du weißt ja nicht, was ich mit dem Onkel . . . Ich will ja bloß was werden! Dann komm' ich ja!

Annchen: Und ich bleib' hier mit dem Kaplan! Und dem Onkel kann ich nicht ins Gesicht sehen. Und wer weiß, was noch kommt . . . !

Hans: Der Kaplan kann Dir nichts thun. Ich werd' dem Onkel schon sagen. (Vor ihr, blickt ihr in die Augen.) Annchen, sei mir nicht bös', daß ich gehen muß! Ich kann ja nicht anders. Der Onkel will ja! Sag' mir! Ja?

Annchen (an seiner Brust): Hanschen, wir sehen uns nicht wieder!

Hans (krampfhaft): Anna! Anna!

Annchen (eintönig): Du kommst in die Welt! Du wirst mich vergessen! Und ich . . . .

Hans (zärtlich fest): Ich werd' Dich nicht vergessen, Anna! Ich bin ja 'n ganz andrer Mensch geworden in den paar Tagen. Ich fühl' mich viel älter! Viel . . . Glaub mir!

Annchen: Aber ich werd' Dich nie vergessen! (Zieht seinen Kopf zu sich.) Jetzt mußt Du mir noch einmal Dein Gesicht zeigen, Hanschen. Deine blauen Augen. (Betrachtet ihn unverwandt): Du weinst ja, Hanschen? Wein' nicht, mein Engel! (Beide pressen sich stumm an einander.)

Annchen (lauschend): Hörst Du, Hanschen, jetzt wird der Wagen rausgeschoben. Jetzt ist gleich Alles zu Ende . . .

Hans (sie umschlingend): Mein Glück! Mein . . . . . !!

Amandus (mit dem Teschin in der Hand, erscheint draußen im Garten vor dem Fenster, glotzt hinein.)

Annchen (bemerkt ihn, macht sich von Hans los): Hanschen, da steht Amandus draußen! Laß er doch weg gehen!

Hans: Ach, Annchen, laß ihn doch stehen!

Annchen (hartnäckig): Nein, er soll da nicht stehen. Er ist ganz schlecht! Ich will garnichts von ihm sehen.

Amandus (fletscht die Zähne, spielt mit seinem Teschin).

Hans (nähert sich dem Fenster, ruhig): Amandus, willst Du nicht vom Fenster weggehen?

Amandus (mit weißglitzernden Augen, frech, herausfordernd): Steh ich hier!

Annchen: Er soll nicht zusehen, wie wir uns Adieu sagen. Ich will das nicht haben, Amandus!

Hans (erregt): Willst Du jetzt weg, Amandus?

Amandus (brüllend): Hund fremde! Schieß' ich tot! (Legt blitzschnell sein Teschin an.)

Annchen (mit furchtbarem Schrei): Amandus! (Wirft sich dazwischen.)

Amandus (hat im nächsten Augenblick abgedrückt. Ein gedämpfter Knall).

Annchen (aufschreiend): O mein Heiland! (Sinkt zusammen, faßt sich nach der Brust.)

Amandus (wirft das Teschin weg. Mit wahnsinnigem Gebrüll): Tot! Tot! Mausetot! (Stürzt weg.)

Hans (über ihr wahnsinnig): Anna! Was . . . !! Aan—na! Aaan—na! (Springt kopflos auf, macht allerhand zusammenhanglose Geberden.)

Annchen (schwach): Bist Du . . . heil, Hanschen?

Kaplan (tritt von außen ein, im Reiseanzug, sieht im ersten Augenblick nicht): Ist der Herr Pfarrer . . . Gnädiger Gott! Pannie! Was ist hier . . . ! (Sieht Hans an, stürzt zu Annchen.)

Hans (wahnsinnig hin und her): Er hat sie erschossen! Der Mensch! Der Verrückte! Ich mord' ihn ja! Ich . . . Mein . . . !! (Bei Annchen): Annchen, stirb nicht! . . . Barm—herzigkeit! Sie stirbt ja! (Aufspringend.)

Hoppe (hineinstürzend): Was hat Aman . . . ? (Zu Annchen): Annachen! Annachen! (Stöhnend.) Mein Kindchen! . . . (Hinausrufend). Zum Doktor! Zum Doktor!

Kaplan (hat sich mit Annchen beschäftigt, richtet sich auf): Menschliche Kunst wird zu spät sein.

Hans (stößt den Kaplan weg): Sie nicht! Ich! Ich! (Sucht die Wunde zuzuhalten.)

Kaplan (gedämpft): Jetzt wollen wir an die unsterbliche Seele denken, daß sie nicht auf ewig verloren geht. (Beugt sich über sie mit gefalteten Händen): Pannie, bereuen Sie?

Annchen (streckt ihre Arme nach Hans aus).

Kaplan (lauter): Pannie! Als Ihr Beichtvater . . . . In Ihrer Todesstunde! Bereuen Sie?

Annchen (hat ihre Arme um Hans gelegt, nickt mit erlöschendem Bewußtsein).

Hans (hält sie umfangen, sucht sich gewaltsam zu beherrschen).

Kaplan (sucht Hans von ihr loszumachen): Pannie, lassen Sie ab!

Hoppe (hat sich vom Stuhl erhoben, tritt dazwischen, schiebt den Kaplan beiseite): Ehe es spät ist, Herr Kaplan! Deine Sünden sind Dir verziehen, mein Kind! Deinde te absolvo. Geh hin in Frieden! (Murmelnd): Grüß Jettchen und die Andern! (Muß sich hinsetzen.)

Annchen (sinkt zurück. Ein krampfhaftes Aufatmen. Der Körper liegt starr).

Hans (mit einem furchtbaren Schrei): Au—s! (Wirft sich krampfhaft schluchzend über sie.)

Vorhang.

Frieden.

Roman

von

Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld. (Schluß.)

(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

XXVIII.

Strahlend schöner Sonntagsmorgen.

Die Sonne begann an der Wand über dem Bücherpulte zu spielen. Der lustige weiße Lichtfleck tanzte hin und her.

Draußen bläst ein leichter, schwebender Sommerwind; darin wiegt der Baum da draußen sein junges Laub und die fluchgetroffene Weide die Zweige, welche noch leben.

Lerche und Star und anderes kleines Gevögel zwitschert und pfeift so froh, als wollten die kleinen Brüste zerspringen vor Morgenjubel. Quitt, quitt, quitt; titt, titt, titt; ti — it! ti — it! tirli — tirli — tirli — ti! —

Drinnen sitzen sie bei Tisch und essen. Enoch verschlingt hier und da einen Bissen; vergißt sich dann; sitzt und starrt und starrt mit schlafschweren Augen.

Hat nicht Lust zum Essen; mag nicht essen. Wozu herumgehen und diesen Leib noch füttern? Wessen Wille nur fest genug wäre . . . wer sich nur so zutode hungern könnte!

Gottes Gaben nicht verschmähen . . . er kümmerte sich den Teufel um Gottes Gaben! Es that grimmig gut, das zu denken! Solch ein heißer, höllischer Gedanke —: ich kümmere mich den Teufel um Gottes Gaben . . . Ah; das that gut; that gut bis in dies mein teuflisches Herz hinein . . . .

Etwas Anderes rührt sich gleichfalls drinnen; etwas noch Heißeres, noch Teuflischeres; er wollte es gern denken, brannte vor Lust, es zu denken; eine Wollust mußte es sein, das zu denken; laut, laut, Ihm gerade in die Augen hinein —; es sagen, es schreien . . . aber er wagt es nicht. Der Blitz konnte niederfahren . . . Er sieht den Gedanken bloß ganz von Weitem, wie einen fremden Gedanken, einen Gedanken, der lose umherlief; eine Gais, ein Gedankenbock . . . ein Bocksgedanke; ein Satan von einem Gedanken, welcher geht und

hüpft und lacht und ausschlägt gegen den Himmel und Gebärden macht, häßliche, schamlose Gebärden, Zigeunergebärden, Strilegebärden*) . . .

Enoch erhob sich vom Tisch, so plötzlich, daß alle erschraken. Ging zum Spiegel hin und bespiegelte sich, verzerrte den Mund und schnitt eine Fratze. Ja; das ist der Teufel. Das ist der Teufel. Kein Anderer als er starrt ihm aus den Augen, grinst und grinst in diesen gräulichen Gesichtszügen. Knips . . . knips . . . er eilt hinaus. Sie hören, daß er in die Vorratskammer geht. Vielleicht, daß er wieder zur Schatulle will und dasteht und hinabstiert und über die leere Silberlade etwas murmelt? —

Doch Enoch geht zum Spiegel in der Kammer. Er grinst sich selber an und verzerrt das Gesicht und schneidet Fratzen. „Das also hat sie gesehen! — Die alte Kirchspielratte hat sich's wohl nicht erwartet, den Teufel in Enoch Haave seinen Augen zu sehen . . ."

Verhext! — verhext ist er. Von Teufeln besessen, wie die Tollen im Evangelium. „Wenn Jesus käme, so würde ich gleichfalls rasen und ihn ersuchen, seines Wegs zu gehen. Jesus? Jesus? — Einerlei. Wäre nur die Hälfte wahr von dem, was geschrieben steht, so hätte er mich auch müssen erlösen können . . . nachdem ich ihn darum bat. Sie versprechen viel, aber sie halten einen —. Ja, schau nur! schau nur! ist das nicht der Teufel? ist das nicht der Teufel!?" —

Er that ein paar Schritte, blieb dann mitten im Zimmer stehen. Schnalzt, murmelt; schnalzt, murmelt . . .

Quitt-quitt-qui-itt! titt-titt-ti — itt! Tirli-tirli-tirli-tih! — „Keine Kunst, ein Vogel zu sein; sie, sie haben keine Seele . . ."

— — „Aber ich fürchte mich nicht vor Dir. Knips, knips . . . ich fürchte mich nicht vor Dir. Du bist ja ehrlich. Du willst mich doch haben, — knips, knips . . ."

„Ihrer Qualen Rauch . . . steigt empor in aller Ewigkeit. Sie werden sich die Zunge zerbeißen vor Qual, die Zunge zerbeißen vor Qual . . . in aller Ewigkeit . . . in-aller-Ewigkeit-in-aller-Ewigkeit-in-aller-E—wigkeit —! — Wenn Du wußtest, daß ich dorthin müsse, wozu schufest Du mich da?! — Husch, der Teufel, der Teufel . . ."

Er badet sich in Höllenphantasien, betäubt und berauscht sich in Schwefelgesichtern und in Feuer. Bohrt sich tiefer und tiefer, träumt sich lebendigen Leibes in die Flammen hinein; es zischt und leckt um seine nackte Brust, um die Arme, den Hals; es durchschauert ihn; ein verwirrender Gedanke kommt —: das muß gut sein! Gut! Ha! — dies brennende Rieseln über den Rücken hinab; das muß gut weh thun; muß das brennen und schmerzen!

Halb in Geistesverwirrung liest er sich die Höllen-Verse aus der „Geistlichen Kette" vor.

„Wer könnte je beschreiben der Hölle große Pein,
„Der Teufel Lied, das klinget, wie Hunde heulen, schrei'n;
„Die Schaaren der Verdammten, denen Höllenfeuer rot
„Mit schwefelheißen Gluten aus dem Munde sprüht und loht;
„Ihr Hals ein glüh'nder Rauchfang, durch den die Flamme brennet,
„Ihr Fleisch willkomm'nes Futter, das der Höllenwurm sich gönnet;

*) Stril ist der Spottname, mit dem man den Fischfang treibenden Bauern im Norden von Bergen bezeichnet.

„Die Adern stehen offen und jedes Glied sich windet
„In Qualen und in Martern, wenn der Tod sie zwickt und schindet.
„Sie beißen sich die Zunge, sie fletschen mit den Zähnen,
„Sie rasseln mit den Ketten unter Wut- und Schmerzensthränen;
„Es steigt aus ihrem Fleische ein ewiger Dampf und Rauch . . ."

— „Hu, Bratengeruch! Bratengeruch . . . Und dann weiß ich doch, daß es nicht schlimmer werden kann . . .

— „Es heute thun? Abends, wenn es dunkel wird? Dann ist's geschehen! Und so weiß ich doch endlich, daß es nicht mehr schlechter werden kann — knips . . ."

— — Anna steckte den Kopf herein, räusperte sich ein wenig, damit er nicht erschrecke: „hm, hm! — willst Du nicht das Gebet sprechen, Enoch?"

Sprudelnd wild brach es aus ihm heraus: „Die Hölle wird mir schon heiß genug, auch wenn ich nicht mehr bete!" —

„Schämst Dich denn nicht, Enoch? — So verrückt bist Du nicht, daß Du nicht ganz gut weißt, was du red'st. Daß Du Dich nicht einmal zusammen nehmen kannst, wenn fremde Leute dasind! — Ich mag so was nicht mehr hören, daß Du es nur weißt! — Es ist so grauenhaft, daß mir davon ganz schlecht wird . . . An die Kinder solltest Du auch denken, — wie es für sie sein muß, so etwas zu sehen und zu hören! — Willst Du auch nicht in die Kirche?"

Ruhiger, mutlos antwortete er: „Wenn der Hund in die Kirche kommt, wird er hinausgejagt."

„— — Ich denk', Du solltest nicht so gar alles aufgeben, Enoch. Du bist doch so gescheidt —; Du verstehst alles besser, als Du Dich anstellst. Komm nun und halt' das Gebet ab und besinn' Dich ein wenig. Du kannst Dir denken, daß es mit Dir schief geht, wenn Du Dir so nachgiebst!"

„Ach ja, Du hast Recht, Anna; Du hast Recht; Du hast so Recht —!" er schlug in's Weinerliche um. —

Bald darauf ging er in die Stube hinein und nahm das Gesangbuch hervor. Setzte sich damit an den Gebettisch und blätterte lange. Den Psalm des Tages mochte er nicht, fand nichts, was er mochte, blätterte vor und zurück. Die Uebrigen saßen still und warteten. Tik-tik, tik-tik . . . sagte die Stubenuhr langsam und geduldig. Die Luft war schwer, voll Fliegengesurr und Schlummerfrieden.

Quitt-quitt-qui—vit! Titt-titt-ti—titt! ti-itt! — „Ja, die können wohl singen; sie leben nicht ewig . . ."

Endlich sagte er, sie möchten Nr. 230 aufschlagen.

Hart und rauh setzte er ein.

„Ich sehne mich von Herzen
„Nach einem . . . Tod!"

— das Wort „selig" übersprang er. Immer wilder und wilder hastete er vorwärts.

„Dem Ende aller Schmerzen,
„Der Trübsal und der Not.
„Ich bin bereit, zu sterben;
„O Welt, wie leer und kalt!
„Will . . . . . .
„Komm, —, komm nun bald!"

„— ewige Freuden erben“ und „Jesus“ ließ er aus. Es war fürchterlich, da zu sitzen und das anzuhören.

Von da ab mußten sie das meiste allein singen.

Immer weißer und weißer schien die Sonne, immer lustiger spielte der Lichtfleck in der Stube, tanzte über Wand und Boden, leuchtete auf Anna's Rock, tändelte um Enoch's feuchtes Haar, sprang dann auf die Decke hinauf, wo die Fliegen zu Tausenden krochen und krabbelten. Der Schatten der alten Ebereſche, die ſich draußen im Sommerwinde ſchwang, wiegte ſich auf der Wand neben dem Uhrgehäuſe und auf dem alten, braunen Bettumhang; alles war Sonne und Sommer. Und dennoch war es, als ſäßen ſie in einem Leichenhaus.

Der Pſalm enthielt die Worte: „Du arme betrübte Witwe, mißtröſte Dich nicht ſo ſehr!“ — da begann Anna zu weinen. Enoch haſpelte das Gebet in einem Zug herab und ging hinaus; ſie ſahen ihn vor Abend nicht wieder. —

— Immer öfter unterließ er es, das Gebet abzuhalten, und das war furchtbar, wie Anna fand; es war, als gäbe er ſeine letzte Hoffnung auf. Aber das allerſchlimmſte war, daß er davon ſprach, mit ſich ein Ende zu machen.

Anna ſchleppte ſich den ganzen Tag mit einem Schmerz in der Bruſt herum und fühlte ſich oft ſo krank, daß ſie ſich am liebſten niedergelegt hätte; aber das ging nicht an; ſie war gezwungen, ſich aufrecht zu erhalten. Wenn nicht Torkjell Tualand geweſen wäre, ſie hätte es niemals ausgehalten. Er aber nahm alles auf ſeine Weiſe und half ihr auch, es leichter zu nehmen.

„Oh! — ſie bringen ſich nicht um, die Leute, die davon reden; brauchſt keine Angſt zu haben! — Und du wirſt ſehen, er ſchwitzt dabei zugleich dieſe ſchreckliche Gottesfurcht aus, und dann kann ſich alles wieder geben.“

Nun war es Torkjell, der den Hof regierte; wenn Enoch ſeine ſchlimmſten Anfälle hatte, ſo kümmerte er ſich um garnichts. Und Torkjell gewann eine Macht über ihn, die ihm wohl that. „Jetzt laß das dumme Zeug“, ſprach Torkjell bedächtig; „jetzt müſſen wir hinaus und heuen!“ Enoch wurde ruhiger; „wer wie Du ſein könnte!“ ſeufzte er. — „Ja, warum kannſt Du es nicht?“ meinte Torkjell; „Du haſt den gleichen Gott wie ich.“ — „Er hört mich nicht mehr, Torkjell.“ — „Ah, ſo mußt halt ſchreien.“ — „Ich habe geſchrieen und gerufen; ich hab' auf meinen Knieen gelegen und habe gebettelt wie ein Kind; aber es hilft nichts.“ — „Ich wär' zufrieden, wenn du auf dem Kopf geſtanden wärſt! Du giebſt zu leicht nach, Enoch; mit großen Herren muß man Geduld haben!“ — „Wenn ich nur Deine Gemütsart hätte!“ — „Ja, Du nimmſt die Welt zu ſchwer, Enoch.“ — „Aber es iſt ja gerade in unſerer Sorge und Not . . . juſt da ſollte Gott uns helfen!“ — „Hilf Dir ſelber, Enoch; das iſt das Sicherſte. Schlag' Dir die Gedanken aus dem Sinn und wirf Dich auf die Arbeit und ſei, wie Du früher warſt; dann wirſt Du wieder ſchlafen und alles gleicht ſich aus. Wenn Einer nur die Geſundheit hat! Die Geſundheit giebt Mut und der Mut trägt den Mann über'n Bach.“ — „Allein Gott hat ja ſo Vielen geholfen, die in Not waren!“ — „Ja ja; für manche mag das Gebetbuch ſchon recht gut ſein; dieſelbe Arznei taugt aber nicht für Alle, wie Du weißt!“ —

— — Der Sommer wurde warm, lähmend warm; die ſchlimmen Anfälle kamen oft und ganz wohl befand ſich Enoch nie.

Er empfand ſo viel Sonderbares, — mancherlei als Uebel, was gar kein Uebel war, das er gar nicht erklären konnte, das niemand verſtehen konnte; Seelenqual, ſo ſtark, daß es den Körper angriff; Brennen, das durcheiſte, und

Frost, welcher brannte; Stechen im Kopf und Prickeln in der Haut; Druck und Schmerz und Jucken im Magen; große Mattigkeit; plötzlichen, betäubenden Schwindel; weiche, versagende Knie; — aber alles mit einander war nur ein und dasselbe, ein und dieselbe Angst, die kalte, schwarze Angst, die ihm auf der Brust lag und alles an sich saugte wie die Nacht, ein Abgrund, eine Schlucht, leer und tief und ohne Sinn, ohne Grund noch Grenze.

Sobald diese nachließ, wurde alles leichter; er meinte dann, es fehle ihm weiter nichts. Er konnte sogar manchesmal zu Gott seufzen. Aber wenn nur das Mindeste geschah; wenn ein Kalb erkrankte; wenn Rachel eine Schale zerschlug; wenn Klein-Paulus Löcher in seinen Schuhen hatte; ja oft ohne jeden Grund, kam die Angst herangewälzt wie ein dunkler Nebel vom Meer, und sofort verlor er die Herrschaft über sich, trieb vor jedem einschießenden Gedanken her, willenlos und taumelnd wie Kork in einem Strudel; die nächste Minute konnte ihn in den Wirbel ziehen.

Er hatte Anfälle, in welchen er gleichsam den Atem verlor; er war eingesperrt, hatte Gefühle und Vorstellungen, als sei er lebendig in den Sarg gelegt; oder er sah große, verschleierte Nebelaugen, die ihn anglotzten, so daß er erstarrte, und die Brust schnürte sich so zusammen, daß der Atem zu schweren, tiefen Herzensseufzern wurde. Manchesmal wurde alles um ihn ihm so fremd. Es zog sich von ihm zurück, kümmerte ihn nicht mehr; er ging in einem weiten, leeren Raum herum, allein mit sich und etwas Gräßlichem, das er nicht sah; aber außerhalb des Zauberringes stand jene Welt und glotzte und starrte, und er fürchtete, daß alles, was um ihn war, schreien würde, kreischen, in Thränen brüllen, in wildem Angstschluchzen . . .

Wasser, Wasser . . . auslöschen all diesen Brand und diese Pein in einem tiefen, tiefen Wasser . . . Gott bewahre mich!! —

— — Wer nur jemanden gehabt hätte, um sich auszusprechen, sich auszujammern! Ah, wenn er nur seine Kinder wiedergewinnen könnte; es wäre schon alles eins mit Gott, wenn er nur die Kinder zurückgewänne! Denk Dir, wenn Gunnar heimkäme und seinen Vater wieder so lieb haben könnte, wie damals, als er klein war. Solche Gedanken konnten Enoch fast zum Weinen bringen.

— Etwas schrecklich Unangenehmes geschah ihnen. Sie mußten mitten im Jahr die Magd wechseln; Maren, dies schlechte Ding, erwies sich als in der Hoffnung. Dieser unordentliche Mensch, der Helmik Heialand, sollte es verschuldet haben; — nun ließ er sich wohl ganz versinken, dieser Kerl; es war nicht Ehre noch Scham in ihm. „Wehe! Wehe!“ rief Enoch, „wegen meiner Schuld bringt Gott Unehre über mein ganzes Haus . . . warum, zum Teufel, gehe ich noch hier herum? Warum mache ich nicht ein Ende mit mir, — auf daß Gottes Zorn sich wenden könnte!“ — —

Und die Gedanken gingen in seinem Kopf herum wie Räder, rissen und zerrten, bis es schmerzte und glühte unter der Stirnwölbung. Es entstand ein Prickeln drinnen, ein leises, quälendes Krauen, ein Gefühl, als ob das Gehirn aufschwölle und zu groß würde und nun da läge und an den Knochen kitzelte und kitzelte; wunderliche Einfälle erwachten; er kriegte Lust, auf dem Kopf zu stehen, Purzelbaum zu schlagen; . . die Gedanken schwebten in einem brennenden Ring, — heißer und heißer, entsetzlicher und entsetzlicher; er fuhr auf und verjagte sie, konnte aber auch nicht ohne sie sein; da wurde es so leer und unsicher in ihm; alles glitt weg und er selbst mit; — er mußte dies Sausen und

Tummeln in seinem Kopfe haben, wenn er nicht in Betäubung sinken wollte; darum ergab er sich und ließ sich von seinen Ideen beherrschen.

Doch hie und da gingen sie von selber fort; weit, weit —; eine fremde Macht zog sie fort und fort, hinaus in die schwindelnde Nacht, ins ewige Dunkel . . . er selbst stand da, vergessen und verloren, mit fechtenden Händen und wirren Mienen und murmelte Worte, die er nicht verstand, Flüche, Gebete, sinnloses Zeug; er hörte es ganz bewußtlos, als ob es ein Anderer sei, der spreche.

Es war eines Abends, da der Teufel ihn ganz besonders plagte.

So verwirrt war er, daß er nicht wußte, wo er stand; erinnerte sich an nichts, war wie von Sinnen; aber wo er auch ging und nicht ging, so kam er doch ein um das andere Mal zum Heialandssee, gerade dort unterhalb des kleinen Vorsprungs, wo das Wasser so tief war.

Zum dritten Male stand er nun, im dunkelnden Abend, an dieser Stelle.

Wollte es Gott?! würde Gott es zulassen? Gab Er dem Teufel denn freies Spiel! . . . Enoch warf sich mit dem Gesicht ins Heidekraut, griff die Büschel mit beiden Händen, hielt sich fest; Zittern und Zucken lief über seinen Körper hin; jedoch der Teufel zog und zog, näher und näher; näher und näher . . . und das Wasser da drunten lockte und lockte, murmelte und plätscherte, so kosig und leise . . . .

„Gott im Himmel; das willst Du nicht; das willst Du nicht!!" — Wie lang er da lag und um sein Leben stritt, das wußte er nicht; schließlich war er ein gutes Stück aufwärts gekrabbelt; allein der Teufel zog und das Wasser lockte.

Da ertönte auf der Halde südlich vom See eine starke, laute Stimme die sang. Das war Tönes Tualand, der Schulmeister.

„Ein Irrlicht durch die Dämmerung schwebt
„Ohne Heim noch Haus;
„Es flackert im Winde auf, erbebt
„Und löscht dann aus."

Die schwermütigen Töne trieben in der nächtlichen Stille weit über die Halde hin; dann erstarben sie, ohne Antwort zu finden. Doch Enoch erschienen sie wie ein Labnis.

„Im brauenden Nebel, am Waldessaum,
„Da schwand es hin;
„Es war seines Lebens bester Traum,
„Still zu verglüh'n.

„Ein siechgebornes Dunstgebild,
„Des Heidemoors Kind,
„So schwankt es dahin durchs Nachtgefild,
„Vor Wetter und Wind."

Der Gesang zog nach Süden hin, weiter und weiter fort; die letzten Verse konnte Enoch nur noch zur Not verstehen.

„Wie die Fackel nichts kennt als den einen Traum,
„Daß verglühen sie will; —
„So taucht es froh in den Nebelsaum,
„Den Frieden still."

Ein Kiebitz flatterte schweigend in der Luft herum. Gedämpftes Bächesausen klang von den Brekke-Hügeln her. Am Ufer stieg weißer Nebel auf und breitete sich warm und weich um Schilf und Stein.

Enoch lag im Heidekraut und weinte. „Du hast mich errettet! Großer Gott, Du hast mich errettet! Und mein Gebet erhört! Großer, lieber Gott und Herr, Du hast mein Gebet erhört und mich gerettet!“ — —

XXIX.

Er ging nachhause, schlief des Nachts ruhig und erwachte des Morgens mit klarem Kopf.

Er wagte nicht, daran zu glauben, ging den ganzen Tag herum und staunte und ängstigte sich —: es kommt wohl bald, es kommt wohl bald . . . Doch er hatte den ganzen Tag Ruhe. Abends betete er ein rührendes Gebet.

„Lieber Heiland“, sagte er leise, „Du bist heute gegen mich gut gewesen und hast mich sogar Dein mildes Antlitz sehen lassen. Und Deine starke Erlöserhand fühlen. Und Du ließest mich glauben, daß Du aus Gnade nur und nicht aus Zorn in der letzten Zeit mich so hart züchtigest . . . damit ich vollauf sehe, was ich aus mir selber bin, wenn Du nicht hilfst. O Herr, ich danke Dir, ich danke Dir! Ach, wenn es nun Dein Wille wäre — wenn Du es für thunlich hieltest — mich von dieser großen Furcht zu befreien, die ich durch meine Sünden und meinen Uebermut nur allzu sehr verdient! Ach, wenn Du mich könntest ausruhen lassen, Herr, und wäre es auch nur eine Weile lang, — ausruhen von diesen großen Aengsten! Ja, Herr, wenn Du in Deiner hohen Gnade wolltest diesen Kelch an mir vorbeigehen lassen! Wenn Du mich wolltest an Deine Gnade glauben lassen; wenn Du mich stützen und mir helfen wolltest in dem schweren Streit, damit ich nicht so ganz unterliege! Du hast gesagt, Du wirst uns nicht über unser Vermögen prüfen lassen. Und Du willst nicht eines Sünders Tod; Du willst, daß er sich bekehre und lebe. O theuerer, gnadenreicher Heiland, ich bitte Dich aus meinem ganzen zermarterten Herzen, um Deines eigenen Blutes willen, hilf mir! Du, der Du selber die große Angst erlittest im Garten zu Gethsemane, so daß Du Blut schwitztest; Du, der Du in des Todes Not auf dem heiligen Holze selber fühlen mußtest, daß Dich Gott verlassen . . . o, Du kennest meine Not, und Du weißt, wie schwach und hilflos ich bin; o, Du wirst mit mir sein und mich an der Hand führen durch die Schattenthäler des Todes.“

— „Aber“, fuhr er mit einem langen, zitternden Seufzer fort, — „ist es Dein Wille, daß ich mich noch eine Zeit in dieser Irre umtummeln soll . . . Du siehst es, Herr. Du mußt verstehen, daß es mein Bestes ist. Du kennest mich und weißt, wessen ich bedarf . . . und was ich ertragen kann. Ich gebe mich in Deine Hand; ich setze mein Vertrauen in Dich. Aber, Herr . . . sei barmherzig . . .“ Die Stimme brach. Mit Thränen fuhr er fort: „Sei barmherzig! Gehe nicht ganz fort von mir; laß mich niemals ganz allein. Hab' ein Auge auf mich, Herr; hab' immer ein Auge auf mich! Erspare mir, wenn Du kannst, die gräßlichen Lästerungen und teuflischen Gedanken! Und führe mich so, o Herr, besonders wenn ich nicht recht bei Sinnen bin oder mich nicht

selbst regieren kann, — führe mich, so daß der Ausgang gut wird, Herr, zu Deiner Ehre und zur Rettung dieser armen Seele! — Und noch ein Ding, Herr, will ich verlangen;" — er dämpfte die Stimme, als ob er sich fürchte. „Du weißt, daß der Teufel in schwarzen Stunden mir zuflüstert; — Du weißt es, Herre!!" — er schrie auf. „Das wirst Du ihm nicht erlauben; das wirst Du verhindern! Thue mit mir, wie Du willst; aber befreie mich vom Bösen!! — Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiliget werde Dein Name . . ." —

Nachher sang er mit leiser Stimme:

„Wer weiß, wie nah mein Ende ist" . . .

Die letzte Strophe sang er empor und die Augen wendeten sich thränenerfüllt dem Himmel zu —:

„Mein Gott, mach doch um Jesu Blut
Mein letztes Scheiden sanft und gut!"

Anna weinte so, daß die Thränen strömten. —

— Aber bald verschlimmerte sich alles wieder. — —

Zum Markte reisten Anna und Enoch in die Stadt; sie wollten versuchen, Gunnar heimzukriegen.

Und Gunnar versprach alles Gute. Er wolle zum Frühling kündigen, sagte er. Enoch wurde so froh wie ein Kind. Nun kommen noch garnicht so üble Tage!

Zu Weihnachten, als Gunnar daheim war, wurde es förmlich zu einem kleinen Gastgelage. Einige Verwandte waren da, und Enoch hatte zu den Feiertagen mancherlei gute Sachen angeschafft, sogar Wein und Kaffee; er selbst bezwang sich, so daß er war wie ein anderer Mensch. Und Gunnar, der von der Mutter erfahren hatte, wie alles stand, war freundlich und nachgiebig gegen seinen Vater.

Jedoch Enoch merkte, daß sich Gunnar scheute, mit ihm allein zu bleiben, und das griff ihn so an, daß er alles aufgab. Kaum daß die Gäste fort waren, so zeigte es sich, daß er mitten in einem Anfall schlimmster Art war.

Die Schlaflosigkeit fing wieder an, er wurde immer mehr verwirrt. Das ging so weit, daß er sich nicht einmal vor fremden Leuten mehr immer zwingen konnte.

So mancher kam und wollte ihn trösten; der Pastor war da, und Lars Danielsen war da; andere Geweckte kamen auch; aber es sah eher aus, als thue das ihm schlecht.

Eines Tages kam der alte Salomon Storbrekke. Er stapfte nun recht schwer an seinem Stab; das Alter nahm ihn her. Er war gebückt und steif; die Stimme war pfeifend und schwach; das Gehör hatte er gänzlich verloren und er war im Ganzen albern und kindisch. Saß und redete von Enoch's Mutter; die hatte es auch so mit dem Grübeln gehabt, sagte er; „Du brauchst Dir also nichts daraus zu machen, Enoch, Du brauchst Dir nichts daraus zu machen . . ." Aber niemand konnte verstehen, welchen Trost Enoch darin finden sollte, daß seine Mutter gleichfalls solche Grübel-Anfälle gehabt. „Ich wünschte mir nur, ich hätte Deinen Glauben!" rief Enoch dem Alten ins Ohr; — „ja, bei Gott, wahrhaftig!" nickte dieser; er hatte wohl kein Wort gehört. —

Zum Schluß kam Kjistina Ramstad, die, von der die Leute sagten, Enoch hätte sie einmal haben wollen. Mit dieser redete er lange. Aber sie konnte ihm nicht weiter etwas Größeres sagen; sie hatte solche Mühe mit dem Weinen. Sie bat Enoch nur, sich nicht nachzugeben; „Du kannst mir schon glauben, daß

es viele giebt, denen es leid wär', wenn so ein Mann ... sich verwerfen thät'." Sie begann zu schluchzen. „Es ist so traurig ... Dich so zu sehen, Enoch ... das kannst Dir doch denken!" — Enoch wurde gleichsam stiller nach diesem; allein die Schlaflosigkeit hielt an und Anna dachte immer mehr an den Doktor.

— Der Kornelius des Helge da im Osten war elend; sie meinten alle, es sei Auszehrung. Er hatte immer schlecht ausgesehen, mager und schwächlich und sein Gang war so wunderlich unsicher gewesen; aber nun warf es ihn ganz nieder. Den ganzen Winter hatte er sich drinnen gehalten; nun lag er, und sie begannen zu glauben, das sei sein Ende. Als der Frühling kam, merkten sie alle, welchen Weg es mit ihm ging; Helge fuhr in die Stadt nach dem Arzte, und nun müsse Enoch die Gelegenheit nützen, meinte Anna. Er widerstrebte; jedoch es war keine Kraft mehr in ihm; „thue, wie Du willst," sagte er. „Allein mir hilft nichts mehr." —

— Ein dicker, schwerfälliger Mann, mit großem, schwarzem Bart, mit aufgedunsenem Gesicht und roten Augen kam in Reisestiefeln und Pelz mit dem Hut auf dem Kopf herein und ging geradewegs auf das Bett zu.

„Na, was fehlt Dir denn, Väterchen?"

Enoch hatte sich barbiert und gewaschen, das Hemd gewechselt und sich ins Bett gelegt; es gehörte sich gleichsam, im Bett zu sein, wenn man den Doktor ins Haus kriegte.

„Ja, die Wahrheit zu sagen," versetzte er, „ich weiß es nicht; — es fehlt wohl allerlei ... oder vielleicht eigentlich nur Eines."

„Na, ein bissel geschwind, mein lieber Mann; ich habe wenig Zeit. Teufel, wie das alles langsam geht bei euch Bauersleuten ... na also?"

„Es ist wohl vor allem die Sünde, die mich plagt. Ich hab' so einen Unfrieden in mir, so eine Angst ..."

„Zum Kuckuck, es wird doch nicht das Gleiche sein, wie da drüben —!" Er starrte Enoch in die Augen; er untersuchte den Puls und so weiter; „hm; man redet so gern von den ländlichen Sitten, den reinen ländlichen Sitten ... hm; ja wohl, sagte ich ... Hm! Na! Schwerlich was Besonderes. Was ist's also? „Sünde"? Ja, was, zum Henker, geht das mich an? Da red' mit dem Pastor drüber, wie? Geh zum Pastor nnd hole Dir einen Trost; so —."

Enoch fühlte sich ungemütlich; der Doktor roch so sehr nach Branntwein. Und dann dies Fluchen bei jedem Wort ...

„Das schlimmste ist, daß ich nicht schlafen kann", sagte er. „Ich hab' so eine Unruh' in meinem Gewissen, so eine Angst, und so ein —"; plötzlich schrie er auf: „ich bin in der Hölle!"

„Aber still doch, Mann! — sollte irgend etwas mit „mens" los sein? — — Hm; nichts zu merken. — Hm! Es ist wohl wieder nur diese Religiosität. Du gehst wohl zu den Erbauungsstunden und pfropfst Dich voll mit Schwefelschnack, kann ich mir denken. Hehe; Pecus. Wie gesagt, lieber Mann; ist etwas mit dem Gewissen los, so geh schön zum Pastor; ich hab' mit diesen Sachen nichts zu thun. Doch ein Schlafmittel kann ich Dir geben. Hör einmal, Kleine da; giebt es Tinte und Feder bei euch imhause?"

Eines der kleinen Mädchen lief in die Vorratskammer und wollte es holen.

Der Doktor stand mit dem Rücken gegen Enoch und nestelte an etwas herum; suchte Papier hervor; zog eine Medizinflasche aus dem Sack, trank, räusperte sich, verkorkte die Flasche und verbarg sie wieder; begann dann auf und ab zu gehen und zu reden. „Hm; die Leute müssen ja verrückt werden.

Solche kleine, niedrige Stuben; Dunkelheit und schlechte Luft, und dazu noch die Hölle. — Aber die Hölle wollt Ihr einmal nicht entbehren!" wendete er sich an Enoch; „das ist wohl der einzige Trost, den Ihr habt, was? — Der Verkommene und Unterdrückte muß ja einen Ort haben, wo er seine Unterdrücker hinschicken kann; das ist seine Art, Revanche zu nehmen. Das Evangelium der Armen, hehehe! . . . Nun siehst Du aber, daß es sich gegen Euch selber wenden kann, wie? Du wärst natürlich gleich dabei, mich steinigen zu helfen, wenn ich sagte, daß die Hölle anderswo nicht mehr existiert als hinter meiner Hand . . . Ja, wo zum Teufel bleibt die Kleine? — — Na, tummle Dich, Mädel; wir von der Stadt, wir haben nicht so viel Zeit wie Ihr auf dem Land . . . Hättest Dich übrigens schon ein bissel waschen dürfen; — danke schön."

Er setzte sich und schrieb. „Mach' es recht stark!" rief Enoch.

„He! Was? stark? — Wär' nicht schlecht, der da! Pass' auf, Väterchen! Es kann schief geh'n mit dem Kopf! Dem Verstand! Was? Hast Du begriffen? — Ja."

Anna kam aus der Küche. Ob sie dem Doktor vielleicht etwas zu speisen anbieten dürfe? —

„Danke, Mütterchen; zu ‚speisen' hab' ich selbst. — Da, bitte. — Einen Eßlöffel voll jeden Abend. — — Zwei Speciesthaler!" — — —

— „Du hast's wohl recht eilig, in die Versorgung zu kommen?" sagte Enoch zu seiner Frau, als der Doktor gegangen war.

„So was hätte ich mir doch nicht gedacht!" jammerte Anna; „ja, drei, vier Ort . . . das hätte einen Sinn gehabt . . ."—

— Die Tropfen wollte Enoch nicht. Er getraute sich nicht, sagte er. Denk' Dir, wenn er nicht sollte aufwachen können, sobald die Träume kamen. — Doch als er schließlich die Tropfen nahm, da halfen sie nicht. —

Es verschlimmerte sich rasch. Er litt wohl nicht mehr so viel wie früher; doch wurde er so seltsam kindisch.

Und hatte so vielerlei wilde und sinnlose Einfälle, die ihm ausreden zu wollen nicht viel half.

Er konnte nicht leben, er konnte nicht leben; Gunnar sollte heim und er fort . . . So lange hörte Anna das, bis sie nicht mehr antwortete. Kümmerte sich gar nicht mehr drum; es war nur Geschwätz. Doch sie ging dennoch mit der Angst auf der Brust herum und sie fühlte, daß es mit ihr ärger und ärger ward. Am schlimmsten stand es in den Nächten; da lag sie und bebte und fürchtete sich, — mehr als sie schlief. Wenn er ganz irrsinnig wurde: — was konnte ihm da nicht einfallen?

Eines Tags überraschte sie ihn in der Scheune; er lag und schlug Purzelbäume im Heu, wie ein kleiner Junge. „Nein, aber Enoch!" — jammerte sie; halb aus Entsetzen, halb aus Kummer begann sie zu weinen.

„Weine Du auch noch!" brauste er auf. „Na, Du bist mich ja bald los. — Sag' nur, daß ich's thun soll!" winselte er; „ich hab' selber nicht die Kraft dazu; wenn ich nur Kraft hätte —!"

Sie wagte es nicht, allein im Haus zu sein. Auf eigene Verantwortung mietete sie Torkjell Tualand, immer da zu sein. Nur die Samstagnacht und Sonntag sollte er heim dürfen.

Dünn wie ein Schatten schleppte sie sich herum, erwartete jeden Tag, liegen zu bleiben. Eines Abends, als sie Enoch mit einer Rebschnur in den Schober gehen sah, erschrak sie so sehr, daß sie ins Bett mußte; Serina und

die kleinen Mädchen wurden dem Vater nachgeschickt; Klein-Paulus krabbelte weinend zur Mutter ins Bett, — voll Furcht, weil die Anderen sich fürchteten . . . Anna fühlte, daß sie das nicht mehr aushalte. Es wurde Botschaft an Gunnar geschickt; er müsse sich nun losreißen und nachhause kommen.

Am nächsten Sonntag kam er. Enoch wurde im Moment fast froh: „nein, is' das nicht 's Dunnalmanni?" stammelte er so, als ob er zu einem Kinde spräche.

Gunnar war entsetzt, als er seinen Vater sah. Ungewaschen und unrasiert, das feuchte Haar ringsum an Kopf und Stirn klebend, mit verzerrten Zügen, bläulich bleich, fast leichenfarbig, mit rot durchsprengten Augen, großen, starren, — er sah so aus, daß der Sohn ihn kaum erkannte.

Enoch stierte Gunnar an, verdüsterte sich; mochte den Burschen nicht. Städtisch gekleidet und fein; stramm und stolz; Herrenmanieren; schmal und blaß; Bart unter der Nase; — ja, der war schon der Rechte, den man auf einen Bauernhof setzte . . . Nur für den Jux, für den Jux; für Staat und Tand . . .

„Kommst Du nun wirklich?" — stieß er heraus; er blieb gerade vor seinem Sohne stehen.

Dieser errötete und wurde ganz wunderlich. „Ich kann mich nicht losmachen; es dauert noch eine Weile."

Anna seufzte in dem großen Himmelbett, in welchem sie müde und fertig da lag. Enoch knipste mit den Fingern; „so ist 's der Wille . . . so ist 's der Wille. —" Damit ging er zur Thür.

„Geh ihm doch nach und red' ihm freundlich zu," sprach Anna; „Du siehst ja, wie es ist."

Gunnar ging, fand den Vater im Wagenschuppen. Da stand Enoch und knipste und schnitt all den prächtigen Arbeitsgeräten, die er gekauft hatte, Grimassen; da lagen sie nun und machten sich lustig über ihn . . . . . „Was willst Du mit uns, Du Kalbskopf, — der Du uns nicht einmal gebrauchen kannst?" —

„Hm!" räusperte Gunnar.

Enoch drehte sich, fuhr plötzlich auf ihn los —: „Du sollst nicht mit dem Bart unter der Nase herumgehen, Gunnar! Das ist Teufelszeug, Teufelszeug, Teufelszeug — knips . . . knips . . . arg genug, daß Dein Vater zur Hölle muß!" —

„Ja, was red'st Du denn da, Vater?!"

Immer noch auf den Sohn hin, zischend, rauh und wild, fuhr Enoch fort: „Und dann sollst Du nicht tanzen. Weißt Du was? Als ich jung war, wollte ich auch tanzen lernen, konnte es aber nicht. Betete ein wenig zu Gott; doch ich konnte nicht. Da betete ich zum Teufel. ‚Lieber Teufel, kannst Du mich nicht tanzen lehren?' — Da lernte ich's ein bischen. Aber nun nimmt der Teufel seinen Lohn. Du sollst nicht tanzen, Gunnar! versprich es mir!"

Gunnar war ganz bleich; er sagte „Ja", wußte es aber selber kaum. Hatte schlimmere Dinge auf dem Gewissen . . .

„Siehst Du, daß Gott mich verlassen hat, Gunnar? Siehst Du es? siehst Du es? — Alle sehen es. Aber wenn Du heimkommst, bringe ich mich dennoch durch. Du kriegst den Hof sofort, nnd giebt es jemand, den Du heiraten willst, so heirate nur. Man soll sich verheiraten; sonst erhält der unreine Geist die Macht. Bist Du standhaft gewesen wider den unreinen Geist, Gunnar?"

„Ja . . .“ Der Bursche errötete stark.

„— — Du findest wohl, ich sehe merkwürdig aus? he?“ — Ganz nah am Gesicht des Sohnes flüsterte und zischte er —: „das ist der Teufel. Das ist der Teufel. Diese Angst auf der Brust, siehst Du. Die Angst! He, die kennst Du wohl nicht? Eis; Nacht; Eis und Nacht — tief in der Seele drin . . .“

„Vater, Du mußt — — —“

„Pst; nun will ich Dir etwas sagen. Der Teufel ist hinter mir her; er will, ich soll mit mir ein Ende machen. Jeden Tag; jeden Abend . . .“

„Das . . . thust Du nicht, Vater! Das . . . Ah, das thust Du nicht. Das braucht Willenskraft, und die hast Du gewiß nicht.“

Enoch weinte. „Das ist's, womit ich mich auch tröste! Ich kann nicht; ich kann nicht! Ich habe nicht die Kraft!“

„Nein; das thust Du nicht!“ —

— Armer Vater! Ja, da sah's schön aus! Und der Vater, der so treu zu Gott gehalten . . . half es nicht mehr, sich zu Gott zu halten? — Und ich, der ich — —; Gunnar fühlte sich ratlos. „Wenn es nun mit mir auch schief geht . . .“ — „Es existiert wohl Einer, der Dir beistehen wird“, sagte er errötend.

„Wenn Du mich nur könntest glauben machen, daß es keinen Gott giebt —!“ flüsterte Enoch. „Der Lensmann glaubt nicht an Gott und es geht ihm gut, und der Doktor glaubt nicht an Gott und er ist dick, wie eine Kuh . . . Die Zigeuner glauben auch nicht an Gott; — ach, wer es nur so gut hätte, wie die Zigeuner!“

„Wäre es nicht am besten, wir gingen nun hinein, Vater? . . . hier ist es kalt . . .“

„Aber Du mußt mir versprechen, daß Du heimkommst“, bat Enoch. „Du mußt heimkommen und auf Deinen Vater schauen . . . Ich getraue mich nicht mehr, allein herumzugehen; so oft ich einen Strick sehe, oder eine Rebschnur . . .“

„Komm nun, Vater.“ Gunnar faßte seinen Vater am Arme und zog ihn halb mit Gewalt in die Stube.

„Er ist doch stark,“ murmelte Enoch; er folgte willenlos wie ein Kind. Kläglich fügte er bei: „Ja, wenn ich Deinen starken Arm hätte, mich zu stützen!“— —

XXX.

Mit schlechtem Gewissen wanderte Gunnar wieder nach der Stadt.

Es wurde nun noch ärger. Er hätte nie geglaubt, daß es daheim so arg stand.

Doch was sollte er thun? Was in des T — Henkers Namen sollte er nun thun?! — Es wurde um nichts besser, wenn er mit seiner Schande heimkam! —

Dieses v . . . abscheuliche Ding, mit dem er sich in der letzten Zeit abgegeben . . . Stockfisch, der er war, daß er sich nicht nur an die Anderen gehalten . . . Nun hatte er es mit ihr in Gutem und in Bösem versucht, hatte sogar probiert, sich freizukaufen; — es konnte doch niemand wissen, wer der Vater des Kindes sei; sie hatte nun gewiß schon drei . . . Aber ob sie sich nun einbildete, sie müsse Bäuerin werden oder ob es nun wirklich wahr, daß sie auf

ihre Art ihn liebte —; kein Mittel half bei ihr. Sie wolle ihren Eid ablegen, daß sie mit keinem Anderen zu thun gehabt, sagte sie, und der Junge solle sich keinen Vater erlügen . . . T . . . noch einmal, in so eine Patsche zu geraten!

Er mochte es anfangen, wie er wollte; es gab keinen Ausweg für ihn als Amerika. Es ging daheim schief; — ja freilich ging's zuhause schief, nun, da der Vater so geworden war . . . Die Mutter würde er schon dazu bringen, es vernünftig zu nehmen; allein der Vater — —. Aber wenn er nicht anders konnte, wenn er nicht anders konnte!! — Und bei Gott, es wurde nicht besser, wenn er mit einem Kinde heimkam . . .

Oder gar mit solch einer leichten Dirne als Frau — ja, prost!

Nur schlimmer wurde es. Der Vater mußte halt schauen, damit fertig zu werden. Gunnar wollte so schön und klug schreiben . . . versprechen, in ein paar Jahren zurückzukommen . . . Er tötete sich wohl nicht; Leute, die herumgingen und vom Töten sprachen, thaten es nie.

Es war bloß eine Einbildung vom Vater, daß er so durchaus ihn heim haben wollte. Diese Liebe steckte nicht sehr tief. Das hatte er sich nur so ausgedacht. Kranke Leute bildeten sich so viel ein. Gunnar hatte doch früher nichts davon bemerkt, daß die Liebe gar so heiß war. —

Nein; er wollte reisen. Noch einmal mit dem Mädchen reden; doch half das nicht, — so mußte er fort. Dabei kam er auch endlich in die Welt hinaus, wovon er so lang geträumt hatte. — —

— — Eines Tages kam Helge aus der Stadt heim, mit einem Brief an Anna, daß Gunnar nach Amerika gereist sei.

„Höret Ihr etwas Schlechtes von mir," stand darin, „so sollet Ihr es nicht glauben. Wenn es aber auch eine Lüge ist, so bleibt der Verdacht doch an Einem hängen. Ich komme in ein paar Jahren wieder, wenn alles vergessen ist, und da werde ich es Euch besser erklären." —

Anna wurde bettlägerig.

Das Schlimmste war fast, es dem Enoch zu sagen. Aber gesagt werden mußte es, sonst konnte er es anderwärts erfahren. In ihrer Not beriet sie sich mit Torkjell; sie wurden über eine geschickte Art, es zu sagen, einig, und Torkjell versprach es vorzutragen. Es war am besten, ihm den Brief nicht zu zeigen; der Schluß würde ihm zu viel zu denken geben.

— Sie sollten am nächsten Morgen zum Torfmoor hinaus; da sagte es Torkjell.

„Ja richtig," sprach er; „ich traf gestern abend den Helge da drüben, und er brachte einen Gruß mit von Gunnar, damit Ihr nicht böse auf ihn werdet; doch er hatte solch eine brennende Lust gespürt, sich in der Welt erst umzuschauen, ehe er im Ernst heimkam; und dann hatte er in der Lotterie ein bissel Geld gewonnen, und nun bleibt er eine Zeitlang fort, bis er meint, er habe genug gelernt. Er hat große Ideen, der Gunnar; — kannst ihn wohl noch einmal im Storthing sehen!"

— „Wo er hin will? — o, überall hin! Er hat immer so eine Lust gehabt, sich umzuschauen; er wollte vor allem sich ein paar wunderbar geschickte Maschinengerätschaften ansehen, die sie drüben in Amerika erfunden . . ."

— „Amerika! — Wenn er da nur wieder zurückkommt!"

„Aber das kannst Dir schon denken, daß er zurückkommt! Einen Hof wie Haave findet er nirgends auf der Gasse!" —

— „Daß er davon aber keine Erwähnung that, als er daheim war!" —

„Ah, da war er wohl selber noch nicht gewiß bei sich, und dann wollte er Euch nicht unruhig machen.“ —

Enoch begriff das nicht; Torkjell schwatzte und schwatzte und nahm es leicht; — auf einmal drehte sich Enoch um und ging heimwärts. Torkjell ihm nach.

Enoch spannte die braune Mähre vor das Kariol, wollte zur Stadt. Er war so erschüttert, mußte Aufklärung haben . . .

„Ja, aber glaub' nur nicht alles Gerede, das Du zu hören kriegst,“ lenkte Torkjell ein; „Du weißt, man hat immer was zu schwätzen über solche junge Leute wie Gunnar, und es ist gar nicht ausgemacht, daß er sich die Mühe genommen hat, den anderen Leuten alles so gut zu erklären wie Euch . . .“ —

— Immer unruhiger wurde Enoch und fuhr davon. Er hetzte das Bräundel fast zuschanden auf dieser Fahrt.

Der erste, dem er in der Stadt begegnete, war Student Olsen; er kam stramm und strack daher und grüßte und „condolierte“. Er war betrunken und redete fein.

„Ja, es stak eine wilde Natur in dem Jungen; das sah ich schon damals. Und wenn ein solches Fohlen ins Freie hinausgelassen wird . . .

„Verzeih ihm, mein Freund Enoch. Er unterlag einer größeren Gewalt als die seine war; er unterlag einer Gewalt, der wir alle unterliegen; er unterlag einem Weib.“

Enoch fuhr auf, fragte, wollte Bescheid empfangen . . aber Olsen war in der Predigerlaune.

„Du sprichst von der Erlösung; Jehoschua oder Josua, Jesus, wie Du ihn nennst, hat den Teufel, die Welt, und so weiter besiegt. Doch er vergaß Eines, mein Freund, er vergaß Eines.

„In des Weibes Blick und Lächeln lauert noch die alte Schlange. Und noch immer klingt die Sündenfallgeschichte in den klassischen Worten wieder: Und das Weib gab ihm und er aß davon.“

„Ist es also irgend ein Weib, das — —??“

„Sogar König David unterlag einem Weib, nämlich der schönen Bathseba, die mit koketter Berechnung sich derart badete, daß der alte Sünder es von seinem Dach aus sehen konnte. Und warum gehe ich, Ole Christian Olsen, denn hier herum, als ein Narr der Bauern und ein Dromedar in der Wüste, — wenn nicht um der teuflischen Feminina willen, den anständigen und den unanständigen, denen ich eines Tags in meiner Jugend Lenz und an jenem historischen Punkt begegnete, wo die Tugend endet und der feuchte Weg zur Hölle anfängt? — Da brauchst Du Dich auch nicht über Deinen Sohn zu wundern, Enoch. Denn es steht geschrieben: das Weib ist ein Raubtier aus der Reptilien Geschlecht; doch der Mann ist ein närrischer Bock aus der Familie der Schafe. Adieu, Enoch! Nimm es wie ein Mann!“

Er wandelte stolz des Weges hin. —

— Als Enoch am nächsten Tag heimwärts fuhr, wußte er alles.

Er begriff es noch nicht, glaubte es nicht; aber es strömte langsam auf ihn ein. Und es wurde so still um ihn, und solch ein Sausen und Wirbeln. Der Kopf glühte wie ein Kohlenmeiler; vor den Augen sah er die ganze Zeit einen schwarzen Fleck.

Die Leute, die ihn ansprachen, verstanden nicht, weshalb er nicht antwortete. Die meisten erkannten den Mann nicht. Er mußte betrunken sein. —

— Anna lag daheim, ermüdet von Kummer und Schlaflosigkeit; besonders unruhig war sie wegen Enoch. Als sie spät abends das Kariol anfahren hörte, wurde sie ganz froh; sie schlief sofort ein, so daß sie weiter von garnichts wußte.

Serina richtete dem Vater das Essen her und ging dann in ihre Kammer. Torkjell stellte das Pferd ein und folgte dann Enoch in die Stube. Dieser nahm alles so ruhig und vernünftig, wie es schien, — war wohl ein bischen still und seltsam; aber man konnte doch auch nicht erwarten, daß er lustig sei.

„Darüber muß man nicht die Auszehrung kriegen, Enoch! — Der Bursch kommt wieder. Es wär' schlimmer, wenn Du ihn verloren hättest!" — „Ja wohl." — „Und nun hast Du bald einen Brief von ihm, so daß Du weißt, wie's ihm geht." — „Ja wohl." — „So, und nun sag' ich Dir Gutenacht, und schlaf' gut." — „Ja—a!" —

Enoch setzte sich auf die Bank neben das Fenster; hier war es so warm. Tik-tik, tik-tik . . .

— — Wenn er jetzt die Hacke nähme und sie schlachtete . . . da wären nicht so viele Mäuler zu füttern. — Nach Amerika reisen; gar viele reisten nach Amerika. — — Hatte ihm da nicht jemand gesagt, daß Gunnar einen Bastard habe? —

Es wurde ringsum so still. — Er sollte eigentlich irgendwo anders sein, konnte sich aber nicht erinnern, wo . . . — Tik-tik, tik-tik . . . Die Hacke? . . . Das war gestern, . . . gestern war's . . . . .

— — Die Zeit verging; Enoch saß da.

Ihm war so heiß; es ging ihm wie ein Plätteisen durch's Gehirn. Er wollte hinaus. Aber kam er vor die Thür, so stand wer da und wollte ihn packen . . . Da hörte er sie schon. Sie redeten; sie waren zornig. Nicht hinaus, nicht hinaus . . . .

Aber sie gefielen ihm nicht, die beiden grauen Männer, die hier herein gekommen; was wollten sie? Schrecklich, wie sie gingen und glitten und schlichen, mit stillem, vorsichtigem Katzenschritt. Dicht an ihn heran; schnappten nach ihm . . . schnappten . . . schleichend und grau . . . und sahen ihn an! — kannten sie ihn? — welch leere, schreckhafte Augen! Da war Einer auf die Bank hinaufgekommen, im Winkel drin, dort wo er saß, über ihm; das war ein Unheimlicher, das; saß und lauerte und glotzte, lauerte und glotzte, sann gewiß auf Uebles. Gräuliche Augen, kalte, schreckhafte . . . und glotzten; auf was sann er? — aber ganz als ob sie ihn kennen würden —.

Ungemütlich, da. Leise, leise stand Enoch von der Wand auf. Schlich sich hinter dem Tisch hervor; dann Schritt um Schritt zur Thür hin . . . sie schnappten nach ihm, schnappten nach ihm . . . liefen aber fort, wenn er sie scharf ansah . . . Pst, pst . . . Sachte schloß er die Thür auf, stahl sich hinaus, schloß wieder —

Er schlich sich in die Küche hinaus, verschloß diese Thür auch; dann bei der Hinterthür hinaus; als diese zu war, dünkte ihm, nun sei er sicher; „jetzt sitzen sie da; jetzt sitzen sie da; he, he, he —!"

Allein hier waren auch graue Männer. Er sprang hinter die Wagenhausmauer und versteckte sich, — stand und guckte —; ja; da kommen sie. Mehr und mehr; still und leicht wie Schatten . . . . er machte sich auf die Beine. Ueber die Hecke hinüber; weiter und weiter hinaus bis zur Auwiese; aber dennoch folgten sie.

Immer mehr und mehr. Eine ganze Schaar schreckhafter, grauer Ge-

ſpenſter. Blieb er ſtehen, ſo ſtanden ſie; doch wenn er ging, ſo gingen ſie auch. Es gefiel ihm nicht, dies Lauern. Was wollten ſie von ihm? — er begann zu laufen. Den Anger hinab, ganz bis an den Bach, folgte dem Ufer abwärts, abwärts . . . ſo oft er ſich umſah, waren ſie näher gekommen; — Schauderzeug! — Und immer mehr und mehrere wurden es, ein ganzer Kreis von grauen Männern. Sie wollten ihn umringen . . . . er lief, wie um das Leben.

Ein großes Gewäſſer hielt ihn auf. Und nun kamen ſie von allen Seiten, hier von den Ufern, dort von den Höhen, und ſie ſchnappten und ſchnappten, ſchnappten und ſchnappten . . . aber die da rückwärts kamen näher und näher. . . Er fuchtelte und zappelte, aber ſie waren zu viele; plötzlich ſah er einen ſchrecklich Großen, welcher ein Horn trug.

Die Augen rollten ihm im Kopf vor Angſt; ein gräßliches Lachen brach aus der beklemmten Bruſt hervor; er machte einen unnatürlich hohen Sprung, — geradeaus ins Waſſer hinein.

Ein ſchwerer, dumpfer Klatſch, — nur einer. Zwei, drei ſtarke Wellenzüge ſchlugen mit ſeufzendem Plätſchern an die Strandblöcke an. Enoch kam nicht mehr herauf. Der Schlamm mußte ihn eingeſogen haben.

— Der Südwind ſtrich mit ſeinem leiſen Sauſen über die Seefläche hin. Und es ſeufzte und plätſcherte ſo traulich und ſtill, . . . plätſcherte, ſeufzte . . . ſeufzte . . . plätſcherte . . .

Ende.

Der Kampf des Prometheus.

Von
Christian Ehrenfels.

III. Christus.

Personen:
Christus. Johannes. Maria. Magdalena. Volk. Annas, Oberpriester. Priester und Bürger. Leviathan-Judas. Höllische Erscheinungen. Dämonen.

Chor.

Ungerufen und unverdient
heiliger Weihenacht herliche Gabe
labte das dürftige Herz mir. —
Aber es schwand der selige Traum; —
ledig des Glaubens fesselnder Bande
sank ich zurück in Grauen und Angst,
sündengequälet, — schuldbewusst, —
Heil verlangend, — doch fürchtend die Macht,
die mir Errettung verheißen!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Felsige Wüste bei einbrechender Nacht. Im Mittelgrunde links eine Anhöhe, welche nach rechts hin schroff abfällt. An deren Seite links der Eingang einer Höle. Vor derselben steht Johannes. Tiefer, im Vordergrunde rechts, eine Volksmenge.)

Volk (gen Himmel blickend).

Herr, Walter der Sühne, sag' an;
endest du nimmer nagende Qualen,
rächest du ewig die Schuld? —
Siehe, es flüchtet dein Volk sich zu dir,
wo in der Wüste schaurigen Oeden
heilig dein Athem weht!
Künde nun, Schreckenerreger,
wütet unnahbar dein Grimm?

Johannes.

Schon sinkt die Nacht; — verschlossen bleibt
des Himmels Gnadenquell. —
Zur Ferne weicht, der Hoffnung treu,
und lasst mich einsam beten
in freierwälter Qual!

Volk.

Lange nicht wähne mehr, büßend zu zähmen
himmelauffeufzende Not!
Weigert dem Flehenden sich das Erbarmen,
auf zum Kampfe dann ruft dich dein Volk;
Führer dann sei uns wider den Reichen,
wider des Prahlenden höhnendes Glück!

Johannes.

Nicht wähnet ihr, den Mut zu brechen,
der unerschüttert zu euch ruft:
Ein Stärk'rer naht; er wird vollenden,
was ich verheißend nur erschaut! —
Sein harrt, und eilet nun von hinnen,
dass ich zu ihm mich wende!

Volk (nach rechts abgehend, düster).

Qualen auf Leid, und Schmerzen auf Pein, —
hoffet ihr also Erlösung?
Drohend verhüllte der Himmel sein Licht, —
zürnend erweckt er es wieder!

(Es ist vollkommen Nacht geworden.)

Johannes (zum Gebet niederknieend).

Heiland, zu dem das Leiden klagt,
Erretter, den wir bang ersehnen, —

wo du auch weilst, — von wannen du
den Liebesschritt zur Erde lenkest,
im Schmerz, — ich fühl's — bin ich dir nah.
Und also biet' ich Leib und Seele
den grimmen Leiden willig dar,
die, in des Höllenabgrunds Tiefe
gezeugt, das kranke Volk bestürmen,
und mit der nächt'gen Geister Flug
umweh'n des Büßers einsam Haupt.
Kommt denn herauf, — ich bin bereit!
(Er bedeckt das Antlitz mit den Händen.)

Thor.

**Also erhebet euch, Sehnen und Pein,
bang aus der Wunde des Herzens!**

(Aus dem Felsgeklüfte taucht, von bläulichem Licht umschimmert, eine Schar weiblicher Gestalten auf. Sie sind in zerschlissene graue Gewänder gekleidet, das lange schwarze Haar flattert um den Leib, das Aussehen ist wild und ungestüm.)

Die Gestalten
(sich um Johannes drängend).

Wehe, — wehe —, hilf uns, du Kühner!

Johannes.

Welch Leiden bringt euch her?

Die Gestalten.

Glühende Pein der dürstenden Lippe,
Hungers quälende Not
treibt aus der Hölle grausigen Schlünden
darbendes Sehnen zur Höh'!

Johannes.

Nicht suchet Labung doch bei mir
im Schoß der öden Wildniss!

Die Gestalten.

Wende den Blick, es blühet der Fels!

(Während Johannes sich umwendet, erscheint am felsigen Abhange rechts von dem Höleneingang in plötzlichem Lichte ein tropischer Hain mit winkenden Früchten und rieselnder Quelle.)

Johannes.

O Zaubertrug, Gewächs der Hölle, —
mich sollst du nicht beirren!

Die Gestalten.

Greife die Früchte, — nahe dem Quell, —
folge den lechzenden Sinnen!

Johannes.

Sucht Labung ihr an Frucht und Welle!

Die Gestalten.

Wehe, wehe der gräßlichen Not!
Kraftlos die Hand, verdorret die Lippe, —
Frucht und Welle bewegt sie nicht mehr!

Johannes.

So ist euch Lind'rung stets versagt?

Die Gestalten.

Labe dich selbst, so labest du uns;
stille dein wildes Begehren,
und es entströmet der menschlichen Kraft
schwelgende Lust den Verdammten!

Johannes.

Nicht Lust, -- Entsagung gibt uns Kraft!

Ein Weib (in verführerischer Schönheit aus dem Hain neben dem Quell hervortretend).

O Thor! — Umringt von Leiden,
im öden Reich der Lebensbahn,
fliehst du die Blume, die so kurz
auf dürrem Pfad dir blühet? —
Zu mir; — an meines Busens Glut
erkenne du für altes Weh
den Lohn der jungen Freuden!

Johannes (in ihren Anblick versunken).

O Hölle, — deine Kunst ist groß!

Die Gestalten.

Folge der Holden, — ergreife das Glück, —
schnelle verstirbt es, zögerst du bange,
lässt dich in Sehnen und Not!

Johannes.

Nur ew'ge Freude sei mein Ziel!

Das Weib

(blickt nach den Felszacken empor, wo schattenhaft eine Schar von Dämonen sichtbar geworden)

Wehe, schon nahen die Argen;
dräuend nahen sie, die in den Bann
höllischer Tiefe zürnend uns weisen!

Die Gestalten
(vor Johannes auf den Knieen).

Gnade, Erbarmen: — Sieh, wir entwanden
gähnenden Fernen die Spanne der Zeit,
Hoffnung bei Menschen zu finden! —
Grimmig schon nahen die Wächter der Pein,
bald, ach, treffen uns gistige Pfeile,
jagen zurück uns in ewige Qual!

Das Weib (sich an Johannes drängend).

Gnade, du Kühner, Erbarmen!
All mein Hoffen flehet zu dir,
der du an Leiden mächtig erstarkend
trotzest den Boten der Hölle!
Schwelle dein Mut nun, raube dir Lust
hier an dem Rachen des Todes!

Johannes (zum Himmel blickend).

In dir, o Herr, nur find' ich Mut!

Das Weib
(wird von einem der Dämonen durch einen Pfeil getroffen und sinkt zu Johannes' Füßen nieder).

Wehe, — schon wütet der Feind!

Die Dämonen
(umringen, von allen Seiten auftauchend, die Flehenden in immer engerem Kreise, fortwährende Pfeilschüsse auf sie hinabsendend).

Weicht, und zittert, ihr Frechen,
wachsender Pein!

Die Gestalten
(in wildem Schmerz sich vor Johannes' Füßen windend).

Rette uns, — wehe, — rührt dich kein Fleh'n?
Siehe die Wunden, — siehe die Not, —
siehe der Hölle sengenden Blick!
Höreſt die Klage du nicht?
Weh' — nur ein Tropfen der Welle!

Das Weib (Johannes die Kniee umfassend).

Nach dir, du Starker, drängt das Weh,
für dich erglüht mein Leiden!
Nun hilf in höchster Angst!

Johannes.

Himmel! — Schon wanket die Kraft!

Die Dämonen.

Stürzet, Bethörte, zur Tiefe
ewiger Qual!

(Hain und Quelle verschwinden plötzlich).

Das Weib (versinkend).

Zu spät ach; — Jammer; — verloren!

Die Gestalten (versinkend).

Wehe, wehe der Not!

Die Dämonen
(Johannes umringend, hastig).

Zu spät, zu spät! — Vernahmst du's,
zaudernder Thor?
Bebender Knecht du des Himmels,
lüge dir nicht
Kraft in die keuchende Brust!
Feigheit, schändliche Furcht
hält dich in Banden,
wenn in leuchtender Glut
Wonne dir winkt, —
und es entschwindet das Glück,
und es naget die Reue!

(Ihre Bewegung ist in einen wilden Tanz übergegangen.)

Schlinget den Reigen mit Lust,
nächtige Geister,
jauchzet dem Blöden ins Ohr
höllischen Sang!
Sorge, begrüße den Neid, —
Qual und Jammer im Bunde,
fasset den störrischen Grimm,
zwinget die Tücke zum Tanz!
Hass, umschlinge die Wut,
Hohn und Schande vermälet,
grüßet das dräuende Heer
ewig drängender Schmerzen
droben in finsterer Höh,
drunten in lauernder Nacht;
eilet von neuem zum Werk, —
stürmet zum Siege!

(Johannes, der, hoch aufgerichtet, die Augen mit den Händen bedeckt hat, bricht nun lautlos zusammen, indem gleichzeitig der Gesang der Dämonen in ein gellendes Hohngelächter übergeht, und die Schar, nach allen Richtungen auseinanderstiebend, in wilder Hast verschwindet.)

Chor.

Tief in des Dunkels bergendem Schoß

rastlos wühlende Qualen, —
saget, bedrängt ihr das Herz mir,
endlos zu häufen ihm sehnendes Weh
und zu morden sein Hoffen? —
Oder gebieret Erlösung die Not,
wie aus der Nacht verhüllenden Schatten
stralend die Sonne steigt

(Sonnenaufgang, wie links hinter der Scene.)

Sei denn gegrüßt, du Leuchte des Tags!
Schmerzdurchtobet, geläutert — die Brust
sauget der herlichen Reine
segenspendende Glut!

(Christus naht in langsamem Schritte von links auf dem felsigen Höhenzuge des Mittelgrundes.)

Und hier, — ewiger Himmel, — was seh' ich!
Schreitend vor deinem Lichte,
welch göttliche Gestalt!

Christus

(der mit sinnend gesenktem Haupt den Rand des Felsabhanges erreicht, hebt nun den Blick von den Morgennebeln zu seinen Füßen zum erglühenden Horizont).

Aus tiefen Sinnens Nacht befreit
durch deines Auges goldnen Stral,
o Herr, seh ich das Morgenrot
die Himmelshöh'n erklimmen.
Und frei erathmend spricht's in mir:
gut ist das Licht, gut ist der Gott,
der solches Licht gezeuget!

Chor.

Dürft' ich es fassen! — Siegender Freund,
lehre dieß Wort mich erkennen!

Christus.

Zur That nun drängt es Herz und Sinn.

(Die Morgennebel, welche bisher den Hintergrund verdeckt haben, ballen sich am Felsrande zusammen. Ihnen entsteigt Leviathan, indem zugleich im Hintergrunde eine ungeheure Fernsicht sich erschließt).

Leviathan.

Sei mir gegrüßt, du Starker!
Dein Schritt verscheucht das Grau'n der Nacht,
und ihre Geister fliehen
den Odem deiner Brust!
Nur ich, der sie zum Kampfe führt,
vermag vor dir zu stehen.

Christus.

So nenne dein Begehr.

Leviathan (nach dem Hintergrunde weisend).

Erwache, Sohn des Himmels,
thu' auf dein kühnes Auge
und sieh der Erde Pracht!
Dort an der glühenden Wüste
blühend Geländ',
schimmernder Städte Bau
hier auf den Höh'n,
silbernen Stromes Band
drunten im Thale,
waltender Könige Reich
fern überm Meer! —
Wie leuchten der Könige Kronen, —
wie lachen der Könige Kinder!

(Nahe an Christus herantretend, eindringlich.)

Und sieh, — dieß alles will ich dir geben,
so du niedersinkest zur Erde
und betest zu mir!

Christus

(den Blick ruhig sinnend in die Ferne gerichtet).

So weit ich schaue, —
nicht seh' ich, was mir gleichet.
(Zu Leviathan.)
Und ich — soll knie'n vor dir? —
(Mit plötzlicher Kraft.)
Weiche, Verruchter!

Leviathan

(wie verwundet zürückschnellend).

Hab Acht, — wir seh'n uns wieder!
(Er versinkt im Felsgeklüfte.)

Chor

(während Christus unbewegt in die Ferne blickt).

Göttlicher, — über der Erde Begehr
raget in Ruhe dein Haupt!
Winket Erlösung der irdischen Pein, —
du — vollendest sie einst!

Johannes
(der bisher in schlafähnlicher Ohnmacht gelegen, sich aufrichtend).
War's Traum, war's Wahrheit, was der Herr
im Lichte mir gewiesen? —
(Er gewahrt Christus.)
O Himmelsmacht! — Es ist erfüllt, —
du bist, den ich ersehnet!
(Er steht in stummer Andacht.)

Christus.
Tritt näher, Freund, dess' Stimme mir
durch langer Nächte Sturm und Graus
zur Wonne oft ertönet!
Hab Dank, dass du mich riefst!

Johannes (den Fels emporsteigend).
Erlöser, Heiland, — Licht der Erde,
das kaum mein Auge wagt zu schau'n, —
in Zagen schreitend bebt mein Fuß
und drängt doch, dir zu nahen!
Nimm mich, — in Gnaden nimm den Knecht,
der nicht sich würdig dünket, dir
der Sohle Band zu lösen!
(Er kniet vor Christus.)

Christus (ihn aufrichtend).
Nicht also; — freudig zugesellt
zur hohen That, lass uns vereint
der Dulder Heil erstreben!

Volk (von ferne rechts.)
Wehe, — es hob sich des Tages Gestirn
zu neuer Qual!

Johannes.
Schon tönt der Bangen Klageruf
verlangend durch die öde Ferne; —
sie ahnen nicht, wie nah' das Heil. —
O Herr, — in Leiden stöhnt das Volk,
denn furchtbar, wie noch nie erlebet,
hat sich der Hölle Macht bewährt!

Volk (wie oben).
Hoffnung, Labung kündet uns nicht
der sengende Stral!

Johannes (fortfahrend).
Es dorrt die Saat, im Keim verdorben;
des Baumes Frucht, des Schoßes Bürde,
bei Thier und Menschen missgestalt,
entsetzt das Aug'; zu Hungers Not
gesellt die Qual sich wilder Seuche;
und, nicht gestillt am Schmerz der Leiber,
der tück'sche Neid des nächt'gen Heeres
befällt die Geister, die den Sieg
des grimmen Feindes selbst vollenden!

Volk (wie oben.)
Wehe den Harten, schwindet auch heute
zürnend das Licht!

Johannes (wie oben).
Zum üpp'gen Male hingestreckt,
des Armen Not verhöhnt der Reiche,
missachtend Treu' und Bruderpflicht;
und selbst des Gotteshauses Pforten
erkauft er sich durch schnöden Sold!

Volk (näher.)
Einmal noch dem Freund in der Wüste
klaget das Leid!

Johannes.
Da treibt das Volk ein dunkel Wähnen
hinweg vom alten Heiligtum
in stummes Felsgeklüfte.
Der Schwache, — ich, — ward auserseh'n
zum Helfer in der Not.
Doch ungetäuscht erhob mein Auge
in Demut ich, o Herr, zu dir!

Christus
(beim Erscheinen des Volkes von Mitleid überwältigt).
Wie fasst mich göttlich Wehe!
O Vater, diesen Nöten
gib hin mein Fleisch und Blut!

Das Volk
(naht von rechts, zahlreiche Kranke, Blinde und Lahme mit sich führend).
Sieh, — es mehrte der Himmel die Pein
tückischer Leiden!
Zagendem Flehen nimmer erwächst
Heil in der Not!
Grausam geschlagen an Gliedern und Haupt,
seufzen die Blinden, stöhnen die Lahmen,
mahnen dich laut, du büßender Freund,
dass du von oben nicht länger erharrest
heilige Lieb' und Erbarmung!

Johannes.

Blickt auf, ihr Frevler! Den ihr schmäht,
seht hier, bereit zum Troste!

(Das Volk, welches sich gegen die Höle gewandt hatte, blickt zur Höhe und bleibt, da es Christus gewahrt, betroffen stehen.)

Chor.

Fasset ein Staunen dich, schmachtendes Weh, —
ahnest du heilende Wunder? —

Volk (zu Christus emporblickend).

Ein Stern erglänzt auf steiler Höh'
hell ob der Sonne Leuchten. —
O sprich, von wo du nahtest!

Christus.

Der Vater sandte mich, euch zu verkünden,
ihr Armen, dass heilig sein Wille,
und wach dem Glauben die Liebe! —
Dess' nehmt mich zu Zeuge, und kommet zu mir,
die ihr mühselig seid und beladen;
ich will euch erquicken!

Volk.

Welch heiliges Wort! — Wie mächtig erglüht
im Auge ihm göttlicher Mut!
Schon kündet des Herzens hoffender Schlag:
in dir ruht Segen der Liebe!

Die Lahmen.

O bringt mich zu ihm, dess' stralendes Haupt
uns himmlischen Anblick entbietet!
An seiner Gestaltung aufblühender Kraft
verjüngt sich das weichende Leben!

Die Blinden.

Ob uns auch verschlossen, was sehend ihr preist,
doch schallt uns der Stimme Ertönen.
Zum Quell hinführt uns des wehenden Hauchs,
der öffne die Thore des Lichtes!

(Die Lahmen und Blinden werden, getragen und geführt, zum Fuße des Felsabhanges gebracht).

Christus.

Wie ich, der Leiden Dienst mich weihend,
zu euch nun niedersteige,
so heil'gen Gottvertrauens Macht
aufblühe euch im Herzen!

(Er steigt, von Johannes gefolgt, zur Tiefe).

Die Lahmen und Blinden
(auf den Knieen).

Wonne, er nahet, des Heiles Vollbringer,
der Retter aus Grauen und Not!

Chor
(während Christus herniedersteigt).

Sieh, — der unnahbar irdischer Freude
göttlichen Sinnes entsagt, —
liebend ergriffen durch irdische Qual,
sucht er der Leiden Umarmung!

Christus
(mit segnend ausgestreckten Armen unter die Kranken tretend).

Seid guten Mutes!
Euer Glaube hat euch geholfen.
Stehet auf, — wandelt, und sehet!

Die Blinden und Lahmen
(sich geheilt erhebend).

Heil, — Heil! — Göttliche Lust!
Himmlisches Wunder der Gnade!
Licht, — Leben, — wonnige Regung!
Frei das Auge, — frei der Schritt,
offen die lachende Erde!
Heiland, — ewig, ewig dir Dank!

Volk.

Preis dir, Gewaltiger, den wir erkennen,
der uns verheißen in Bangen und Not!
Du nun vollende, was wir ersehnet,
du nun erwirke, was uns beglückt,
siegender Herrscher auf Erden!

Christus.

Nicht ich, der Vater wirkt durch mich;
ihm töne euer Preisen!

Volk.

Der du vom Vater zu uns gesandt,
sag' uns, du Herlicher, ist nun versöhnet
göttlichen Mutes Erzürnen?
Hat sich erbarmet himmlische Liebe,

wird uns gegeben ein wonnig Geschick
heut' und die kommenden Tage?

Christus.

Sehet die Vöglein auf der Haide;
sie säen nicht, sie ärnten nicht,
sie sammeln nicht in den Scheunen,
und der himmlische Vater ernähret sie.
Die Blumen seht, die nicht spinnen noch weben,
und doch sind herlicher angethan,
denn der König auf goldenem Throne! —
Gebet der Sorge Bürde dem Morgen, —
freuet euch heute, bauet auf Gott!

Volk.

O seliger Freund, der Gnade Vermittler, —
vom Himmel, wir glauben's, stammet dein Wort!
Frohlocket in Jubel und jauchzet zur Höh',
denn wonnig gewendet hat uns das Los
da droben ein gütiger Vater!

Christus.

Lobet und preiset,
und liebet Gott über alles;
doch den Nächsten liebt wie euch selbst, —
und das Himmelreich weilt euch auf Erden!

Volk.

Auf nun, verkündet, die Lehre des Heils,
und Rettung den harrenden Brüdern,
Die Klagenden suchet, und führet zu ihm,
die göttlichen Trostes bedürfen!
Gen Morgen und Abend, nach Mittag und Nord
enteilet nun, Boten der Gnade!

(Während der letzten Worte beginnt das Volk in begeisterter Gebärde sich nach verschiedenen Richtungen zu zerstreuen).

Johannes.

O Herr, dem alle Herzen schlagen, —
ans Werk nun weise deinen Knecht!

Christus.

Am Wanderstabe, — folge mir nach!

(Während Christus sich zum Abhange wendet, und Johannes, den Stab ergreifend, sich zu ihm gesellt, sinkt der Vorhang.)

Chor.

Qualen der Sehnsucht entblühet ein Heil,
stralend, unnahbar forschendem Sinnen. —
Künde, wie fass' ich dich, hehre Gestalt,
die du in menschlicher Regung göttliche Wunder vollbringst? —
Strenge nicht, wie aus den Wolken die Blitze, —
stralt dir im Auge doch heilige Glut;
furchtbar nicht, wie des Sturmes Erdröhnen, —
weht doch vom Munde dir himmlischer Hauch;
Menschen gleich, beglückst du den Menschen,
trutzigen Zornes befreiend die Brust. —
Aber es tönet erstaunlich die Rede
kühn von den Lippen dir,
und es regt sich die Frage. —
Kläre dein Wort nun, spende mir Licht,
dass ich des Wunders lauter genieße,
eh' noch erneuter Sünden Gelüst
trübt die Reine des Herzens!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Felsiger Uferstreifen am Meere. Beiderseitig steil ansteigende Riffe. Im Hintergrunde weiter Ausblick auf den Meereshorizont. Eine Volksmenge steht am Ufer und späht mit erwartungsvoller Gebärde nach links in die Ferne.)

Ein älterer Mann.

Von dort, so hieß es, soll er nah'n.

Mehrere.

Seht, seht, schon blinkt das Segel

Andere.

O Wonn' und Lust, — es bringt uns Heil!

Judas

(Leviathan in menschlicher Gestalt, aus dem Felsgeklüfte von rechts hervortretend).

Nicht doch; hört mich, ihr Thoren! —
Ein schlichtes Schifferbot ist dieß;
fern weilt er noch, den ihr erharret!

Volk (verworren).

Von wannen kam der Fremde?
Was höhnst du uns?

Ein junger Mann
(hinter die Scene nach links weisend).

Er trog euch nicht.
Fürwahr, wir irrten, Freunde!
Des Nachbars Zeichen seh' ich dort!
(Ein Segelbot zieht im Hintergrunde von links nach rechts vorüber.)

Judas.

Doch harret nur ihr Frommen!
Ob ferne auch, — er nahet schnell,
denn mächtig schwillt sein Segel.

Mehrere.

Du kennst ihn wol?

Andere.

Du kamst von weit?

Judas.

Gar viel' hab' ich gesehen
in mancher Herren Lande;
doch solchen Wunders Macht
noch nie ward mir bekannt!

Volk.

Hört ihn, — er meldet selt'ne Mähr!

Judas.

Wol, hört und freut euch Brüder!
Der Stärkste ist er, der seit je
den Lebenshauch der Erde athmet!
Kraft ward ihm über Meer und Winde,
der Regen strömt auf seinen Wink,
und wieder strahlt die Sonne.
Vor seinen Blicken sprießt die Saat,
er scheucht der bösen Geister Heer,
und aller Seuchen Grimm und Pein
bezwingt sein kühnes Dräuen!

Volk.

Welch heilige Macht! — Welch wonniges Wort!

Judas.

Er lockt die Quelle aus dem Fels,
mit wenig Broten speiset er
zu Tausenden die Menge.

Volk.

Freut euch der Kunde! — Hörtet ihr's wol? —

Judas (heftig).

Und der siegende Held ist Freund den Bedrängten,
Schirmer der Armen, den Reichen Feind! —
Jubelt und lacht, denn es hat sich gewendet
flugs im Spiele das Los!
Küret zum Herrscher ihn, der euch beglücket, —
traun, er führt euch herrlich zum Kampf!
Wonne dann winket euch, neidisch Verhöhnten,
Rache für Jammer und Not!

Volk.

Heil dir Freund, und Heil deiner Rede!

Judas
(nach links hinter die Scene weisend).

Heil ihm, der dort zu retten naht!
Blickt auf und schaut den Kühnen!
(Aller Blicke folgen ihm erwartungsvoll.)

Chor.

Nimmer doch suche, ohnmächtiger Feind,
du mit tückischen Künsten
listig zu täuschen mein Herz!

Volk.

Das Schiff, das Schiff! — wie strebt es schnell!
Ihn bringt es, den wir preisen!
Wie raget die Gestalt!

Judas
(wendet sich, während alles nach links drängt, ungesehen nach rechts, wo im Dunkel des Felsgeklüftes dämonische Gestalten sichtbar werden).

In alle Winde eilt
und Wolken scharet,
das sich des Meeres Flut
in Sturm errege,
zertrümmernd, zorndurchwühlt,
des Schiffleins Balken!

Die Dämonen (rasch verschwindend).
Im Fluge sei's vollbracht!

Judas (ihnen nachrufend).
Ob Sieger, ob besiegt, —
ihr dient dem Neide!

(Indem er sich sogleich wieder dem Volke zuwendet, wird das Bot sichtbar, mit Christus, hoch aufgerichtet am Kiel stehend, und Johannes nebst einigen Begleitern, eben beschäftigt, das Segel einzuziehen, so dass das Fahrzeug im Mittelgrunde, vom Ufer um einiges entfernt, anhält.)

Volk (zugleich in Jubel ausbrechend).
Heiland, Erretter, brünstig ersehnet, —
Herlicher, sei uns gegrüßt!

Christus (erhebt segenspendend die Arme).
Sei Gott mit euch im Glauben!

Chor
(während alles erwartungsvoll auf Christus hinblickt).
Göttlicher Held, — der Hölle zum Trotz
zög're nicht länger der Gabe,
stille das Beben der Brust,
künde mir, was ich ersehnet!

Volk (da Christus die Arme senkt).
Mächtiger, weis' uns die Wege des Heils!

Christus.
Vom Vater höret nun das Wort,
der wachet über Gut' und Bösen,
und seiner Sonne Stralen schenkt
den Sündern und Gerechten
in ew'ger Gnad' und Liebe!

Volk.
Wir hören, Herr, das Wort.

Chor.
Lehre nun mich, auf dass ich erkenne
Güte im Schöpfer der Welt!

Christus.
Selig sind, die da hungert und dürstet
nach Gerechtigkeit,
denn sie werden gesättiget werden!

Volk.
Das Unrecht quälet uns lange, —
Befreiung verheißest du uns!

Chor.
Labe mich Freund, — ich dürste!

Christus.
Selig sind die Trauernden,
denn sie werden getröstet werden!

Volk.
In Trauer seufzten wir bange!

Chor.
Trost ersehnt' ich von dir!

Christus.
Selig sind die Barmherzigen,
denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!

Volk.
Der Leidenden schonen wir gern!

Chor.
Künde, wie Gott sich erbarmet!

Christus.
Selig sind die Sanftmütigen,
denn sie werden das Erdreich besitzen!

Volk.
Kein Blut noch hat uns befleckt!

Chor.
Glücklicher, — kennst du die Erde?

Christus.
Selig sind die Friedsamen,
denn sie nennet Gott seine Kinder!

Volk.
Den Frieden kränkten wir nie!

Chor.
Zeige dich, Gott, deinem Kinde!

Christus.
Selig sind, die ein reines Herz haben,
denn sie werden Gott schauen!

Volk.

Des Makels befreit uns dein Nah'n!

Chor.

Rein ist nach Wahrheit das Sehnen,
schwellend mir heilig die Brust!

Christus.

Selig sind die Armen im Geiste,
denn ihrer ist das Himmelreich!

Volk.

Dich Sehenden preisen wir Blinde!

Chor.

Licht begehrt' ich, — aber zu Dank
irret mich Lob von Thorheit und Nacht?

(Dunkle Wolken steigen im Hintergrunde auf. Die Scene verfinstert sich allmälig.)

Christus.

Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben:
keiner kommt zum Vater denn durch mich!

Volk.

Dich küren wir hoffend zum Führer,
vertrauend dir all unser Heil!

Chor.

Forderst du Knechte, Menschensohn,
stolz dem Gotte zu gleichen? —
Froher als ihm nicht tönt dir mein Gruß!

Christus.

Wer aber glaubet an mich,
der geht ein zum Vater!

Volk.

Wir glauben an dich, dess' Macht sich bezeuget!
Der Wunder harret dein Volk!

Chor.

Oeffne das Heil mir, kläre die Wahrheit!
Blinde Gewähr nicht heischet die Liebe!

Christus.

Folget mir nach,
und verlasset all', was ihr liebet!
Und liegt dir daheim im Sarge der Vater, —
die Todten lasse den Todten begraben, —
du Lebender folge mir nach!

Chor.

Weh, — zum Hohne frommt dir mein Fragen?

Volk.

Was je wir ersehnet, lebet in dir; —
gebiete nun herlich, — wir folgen!

(Da Christus durch einen Wink die Insassen des Schiffes bedeutet, dem Strande zuzustreben, zuckt ein Blitz, dem rasch ein mächtiger Donnerschlag folgt, während zugleich der Himmel sich vollkommen verfinstert und das Meer wild aufwallt.)

Judas.

Seht, — es zürnet der Himmel dem Wort!
Furchtbar dräuet sein Toben!

Volk

(während das Schifflein mit den Wellen kämpft).

Die Wolke erdröhnt, es heulet der Sturm,
und wild ansteigen Wogen!
Grausig Verderben umschlingt
all unser Heil!

Chor.

(während der Sturm bei Donner und Blitz fortwütet).

Siegest du wieder, höllischer Mut? —
Recht aus dem Herzen zuckt mir der Stral
zornig wütender Blitze
dir, dem Gepriesenen, der sich in Stolz
herrischer Rede vermessen!
Strafe denn wild dich die Flut!

Judas.

Sehet, das Schiff schon klaffend erbebet!

Volk.

Schrecken und Not!

Johannes

(mit gerungenen Händen zu Christus).

O hilf uns, Herr, wir versinken!

Christus

(während das Schiff versinkt, ruhig auf den Wogen stehend).

Kleingläubige, — was verzaget ihr?
Schweiget, ihr Blitze, — stille dich, Flut!

(Zu Johannes und den Begleitern.)

Wandelt die Wege des Herrn!

(Er hat die Versinkenden emporgehoben und schreitet mit ihnen auf beruhigter Flut dem Strande zu.)

Volk

(in scheuem Staunen auf die Kniee sinkend).

Wunder, — göttliche Macht!
Gnade uns, Herr, und Erbarmen!

Judas

(wirft sich vor Christus zur Erde, als dieser mit seinen Begleitern das Ufer betritt).

Gnade, du Kühner, auch mir,
der deiner Macht ich zu zweifeln gewagt,
die, ach, den Himmel bezwinget!

Christus

(nachdem er ihm schweigend ins Auge geblickt).

Der Himmel und ich sind Eins. —
Du nenne, von wannen du naheſt!

Judas.

Judas mein Name; fern ist das Land,
dem ich wandernd enteilet,
dir als Knecht mich zu weih'n.

Christus (ihn aufrichtend).

Judas, — ich kenne dich wol! —
Wandle auch du nun zum Frieden!

Judas.

Der du als Gott dich siegend bekennst, —
Göttlicher, sei denn gepriesen!

Christus (zum Volk).

Folget ihr Treuen, und lasset uns künden
Guten und Bösen das heilende Wort:
Gnädig ist Gott, und selig auf Erden,
wer ihm glaubend vertraut!

(Er wendet sich zum Abgange.)

Volk (sich erhebend).

Heil, Heil dir, du Wonneverkünder!
Nimmer nun quälet uns Not!
Erde, erwache dem Glück!

(Alle folgen Christus, welcher, nach rechts zur Höhe schreitend, hinter den Felsen verschwindet, indem sich zugleich die Scene von rechts nach links verwandelt.)

Chor.

Rätsel auf Rätsel, und Wunder auf Wunder!
Lohnest du also die drängende Frage,
Mächtiger, die dir erhoben? —
Liebe verheißend, lobest du Gott;
flehend begehrt' ich den Zweifel zu zwingen, —
aber mir wehret die Bitte dein Wort.
Licht verweigerst du, preisest die Thoren,
heischest dir Knechte, und wandelst in Kraft
über des Meeres geglättete Wogen,
Furcht verbreitend statt männlichen Muts. —
Und doch erfasst mich gewaltiges Ahnen, —
folgen muss ich, folgen dem Zug,
der dich in Jubel geleitet!

(Bei stets wandelnder Scene eröffnet sich der Blick auf eine neue sonnige Landschaft, in welcher die Volksmenge, Christus und seinen Jüngern nachfolgend, auf kurze Zeit sichtbar wird.)

Eine Volksgruppe

(auf einer Anhöhe, Christus zunächst, zu den Nachfolgenden sich zurückwendend).

Freut euch, ihr Brüder! — Sehet, der Herr
führet den Weg uns zur heiligen Stadt,
da sich des Tempels Wölbung erhebet,
schirmend die Stolzen und Harten!

Das nachfolgende Volk

(während Christus und die Voraneilenden bereits verdeckt sind).

Heil dem Herren und Sieg!

(Alle verschwinden hinter der fortschreitenden Wandelscene.)

Chor.

Tempel der Weihe! — Selig gerührt
suchet' ich einst die ragenden Hallen; —

grausam verstießest du, den du beglückt! —
Die du nun schützend mit Steinen umhegest,
feindlich begrüßt sie mein schwellender Mut,
hoffend von ihm, dem Stürmebezwinger,
dass er des Stolzes prahlende Macht herlichen Kampfes vernichte!

(Die Scene steht still und zeigt den Gipfel eines Berges, der nach rechts allmälig abfällt und den Blick auf ein Thal freiläßt, in welchem man die heilige Stadt, überragt von der mächtigen Kuppel des Tempels, gewahrt. Im Hintergrunde weite Fernsicht auf felsiges Gebirge. Annas, zum Greise gealtert, wieder mit dem Goldreif des Oberpriesters geschmückt, tritt von rechts auf, an der Spitze einer Priesterschar, welcher eine Anzal vornehm gekleideter Bürger nachfolgt. Mehr im Hintergrunde erscheint bald darauf eine Gruppe ärmeren Volkes, meist Frauen und Kinder; unter ihnen Maria.)

Annas (zu seinen Begleitern).

Von hier naht sich des Volkes Lauf; —
nun sorget, dass ein kräftig Wort
der Waffe blinde Wut erspare!

(Er erblickt Maria und wendet sich gegen sie.)

O du, die alles Unheils Schuld, —
wagst du in Hochmut hier zu weilen,
die doch kein Abgrund tief genug
mit grauser Nacht umfienge? —
Kamst du, durch neuer Ränke List
des Sohnes Frevelmut zu stärken? —
Forthebe dich, du Bild der Schmach!

Maria (einfach und bestimmt).

Mein Kind erharrend, steh' ich hier.
In allem Elend langer Jahre
blieb mir allein der Mutter Lust,
die mir dein Wort nicht raubet.

Annas.

Du trotzest? —

Volk (hinter der Scene, von links).

Heil, dem Helden Heil!

Die Priester und Bürger.

Des Volkes Ruf aus tausend Kehlen!

Annas (von Maria sich wegwendend).

Seid standhaft, — baut auf Gott!

Judas

(tritt von links auf, als ob er den übrigen voraneilte).

Rüstet euch wol, ihr Herren der Erde,
sieghaft nahet ein Held,
jauchzend vom Volke zum Führer erkoren, —
kundig seltener Kraft!

(Er weist nach links, wo Christus, vom Volke umringt, auf der Höhe des Berges erscheint.)

Volk

(die Stadt und den Tempel erblickend).

Heil dem Lande, Heil dem Volk,
Wonne dir, Stadt der Städte!
Tempel des Herrn, sei gegrüßt!
Freiheit bringet aus knechtischer Not
er, den ersehnet die Frommen!

Maria

(sich durch die Menge nach Christus drängend).

Mein Sohn, mein Sohn, — aus tiefstem Weh
der Wonne du Erwecker, —
in deines Heldenarms Umschluss,
vernichtend Neid und Schande,
o lass mich selig sein!

(Sie umarmt ihn in stürmischer Leidenschaft.)

Chor

(während aller Blicke sich auf die beiden lenken).

Göttlicher, der du die Erde verschmäht,
Gleiches dir nirgend erspähend, —
fühle auch du nun menschliche Lust,
quellend aus heimischem Blute!

Christus (Maria sanft abweisend).

Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen!

(Maria schreitet gesenkten Hauptes zur Gruppe der Frauen zurück.)

Volk (leise, düster).

Seht, er weiset die Mutter von sich,
stolz in prangender Stärke!

Annas (vortretend, zum Volk).

Erkennt ihr nun, Verführte,
den Frevler, der euch trog? —

Thut auf sich euer Auge,
das ihr, in Tollheit blind,
verschloss't dem Himmelslicht? —
Wie ach, bethört euch solcher Wahn,
ihm, der gezeugt in tiefster Schuld,
die unter Menschen je erhöret,
der Seele Heiltum zu vertrau'n? —
Er wirket Wunder, heilt die Lahmen,
erleuchtet Blinde selbst und nähret
mit kargem Brot des Volkes Menge; —
so scholl der Ruf durch fernes Land,
und, gierig nach des Fleisches Lust,
eilt ihr, des Zaubers zu genießen.
Betrog'ne — denkt ihr nicht der Kunst,
damit der Böse Seelen fängt? —
Hier seht, den ihr Erlöser nennet! —
Wie frech die dreiste Stirn er hebt,
des Tages Himmelslicht zu höhnen, —
der eignen Mutter heißem Blick
senkt er das Aug' in Schamesröte,
verläugnend seines Stammes Blut,
das ihn dem Bund der Hölle weihet!

Die Priester und Bürger.

Wahr sprichst du, — allen ward es kund!

Christus.

Steh' mit dem Bösen ich im Bunde, —
sagt an, wie ward mir Wunderkraft,
den Leiden Heil zu spenden?
Ihr aber, die euch Diener heißt
des Vaters, der in Liebe waltet, —
verruchten Mutes wandelt ihr
sein Weihehaus zur Wucherstatt,
verhöhnt des Volkes Not, und nähret
am Gut der Witwen euch und Waisen! —
(Zum Volke gewendet.)
An seiner Frucht erkennt den Baum!

Volk.

Heil dir, du Kühner! — Hörtet ihrs wol? —

Annas.

Weh euch, — vergaßt ihr aller Treue? —
Nach heil'gem Recht, das Gott gesandt,
verwalten wir, des Herrn Erkorne,
befolgend des Gesetzes Spruch,
den ew'gen Dienst des hehren Amtes;
und was euch Schwachen so erwächst, —
was eure Väter dankbar ehrten, —
nicht ist es irdisch Wol des Leibes, —
nein, hohen Geistes strenge Zucht,
die euch zum Himmel weiset. —
(Zu Christus.)
Doch du, mit tück'scher Zauberkunst
dem dunklen Triebe schmeichelst du
des Fleisches, das sich trotzig brüstet;
und wider seines Hauptes Kraft,
von Gott zur Herrschaft ihm bestellt,
aufreizest du zu toller Wut
das Volk, in Wahn verblendet! —
(Zum Volk.)
Seht, dieß ist Höllenwerk!

Volk.

Zähme du, Frecher den Mut!

Christus (halb zum Volke gewendet).
Zum Zorne nie und wilden Droh'n, —
zur Liebe mahnt' euch stets mein Wort!

Die Priester und Bürger.

So künde nun laut uns die Lehre!

Chor.

Herz, erfasse den Sinn!

Christus.

Von Gott ward ich zu euch gesandt,
unsel'gen Wahns euch zu befreien! —
In Furcht blickt ihr zum Schöpfer auf
vor seines Zornes Rachestralen,
und eignen Frevels zager Mut,
erbangend selbst der Himmelsstrafe,
schärft euch der Waffe grimmen Stahl,
des Bruders Fehl zu ahnden!
Nicht also ehrt ihr euern Gott! —
Thut auf das Auge, auf das Herz,
glaubt, er ist gut, der euch erschaffen,
er heischet nicht des Sünders Qual!
Er ruft euch zu: Seid stark im Glauben,
der Glaube ist's, der selig macht,
und aus dem Glauben quillt die Liebe!
In Elend harret nur,
wer arm an Liebe! —
Galt euch das Wort einst: Aug' um Aug'
und Zahn um Zahn in Kampfes Härte; —
ich sag' euch: liebet, die euch hassen,
thut Gutes allen, die euch schmäh'n,
für eure Feinde fleht zu Gott!
Erhören wird er solch Gebet

und senden euch sein Himmelreich,
so Freund als Feind zum Lohne!

Chor.

Reiner, — könnt' ich es fassen!

Volk.

Wahrheit kündest du, stammest von Gott!

Annas.

Stammt er von Gott, den so ihr preist, —
wolan, durch göttlich Wunderwerk
vor aller Augen er's bezeuge!

Volk.

Schreite zum Sieg nun, wirke ein Werk,
das sie mit Schauer durchzücket!

Die Priester und Bürger.

Mutig im Rechte wir harren;
zeige nun du deine Kraft!

Christus.

Ein göttlich Wort vernahmet ihr,
doch ungerühret starrt eu'r Auge. —
Zu eitlem Spiele nicht erschließt
der Himmel seine Wunder.
Weicht fern, die ihr im Herzen blind, —
ihr könnet Gott nicht schauen!

Chor.

Wehe, — wie trifft mich schrecklich dieß Wort!

Annas (zum Volk).

Ha, Thoren, — träumt ihr immer noch? —
Weckt euch kein Wort, weckt euch kein Licht, —
ein helles Lachen weck' euch auf,
das wir dem Heiland bringen! —
Vor uns, die hier an Gottes statt,
die Künste ihm versagen!

Die Priester und Bürger.

Ha, seht ihn dort, enthüllet, —
hei, schaut ihn so, voll Schmach!

Volk (in Zorn ausbrechend).

Schweiget, ihr Lästerer, — schauet die Kraft
grimmig drohender Fäuste!
Höhnendem Stolze zahlen wir Spott,
offenen Zorn dem Heuchlergesetze!
Zittert, ihr Strengen und Frommen, —
mutig lachen nun wir!

(Die Männer dringen mit erhobenen Fäusten auf die Priester und Bürger ein.)

Die Priester und Bürger
(zurückweichend).

Weh uns, — weh euch, Verführte!

Christus (zum Volk).

Zurück! — O Blindheit! — Haltet ein!
Versteht ihr so des Vaters Willen? —
Kein Arm erhebe sich zum Kampf!

(Zu den Priestern und Bürgern, da das Volk einhält.)

Ihr aber weicht, Gezücht der Schlangen,
dass tückisch nicht eu'r Gift verderbe
des armen Volkes schwachen Mut,
der euch zum Unheil wütet!

Judas (heimlich an Annas herantretend).

Entweiche, Freund! — Ich steh' zu dir, —
Die Nacht dann lass uns nützen!

Annas (zum Volk).

Zu wenden, was euch Reue schüf',
des Aufruhrs grausen Frevel, —
zur Stadt zieh'n wir zurück; —
doch merket, — nicht in Furcht entfliehend; —
denn wolgerüstet harret dort
die Kriegsschar hinter sichern Mauern. —
D'rum ruf' ich scheidend: lasst von ihm,
der listig euern Sinn berückt,
der Liebe Wort im Munde führt
und euch zum Werk der Hölle reizet!
Lasst ab von ihm, wo nicht, so fürchtet
des Schwertes Streich, von Gott geweiht!

(Er wendet sich zum Abgang.)

Die Priester und Bürger.

Gedenket wol des Worts!

(Sie entfernen sich mit Annas nach rechts; Judas entweicht heimlich mit ihnen.)

Eine Gruppe des Volkes
(ihnen nachblickend).

Feige! — Entweichend nicht schrecket ihr uns!

Eine zweite Gruppe.
Hört, — ein Heer dort harret in Waffen!

Eine dritte Gruppe
(nach rechts hinabblickend).
Jetzt noch zwänge sie unsere Macht!

Zweite Gruppe.
Eilt, die Falschen zu fahen!

Alles Volk.
Auf, und greifet sie schnell!
(Sie sind im Begriffe, den Entwichenen nachzueilen.)

Christus.
Weh, weh! — Höhnt ihr des Himmels Wort,
und mich, der euch es brachte? —
Zurück, — steht ab vom Kampf!

Dritte Gruppe.
O Herr, uns drohet Kriegesnot!

Zweite Gruppe.
Dich will dein Volk beschirmen!

Erste Gruppe.
Weh dir in ihrer Macht!

Alles Volk.
Was strafst du uns? — Wir sind dir treu!

Christus.
Ihr seid mir treu? — Seht dort die Sonne,
gen Abend senkend ihren Stral; —
eh' sie ersteht am Morgen, werdet
ihr alle mich verraten!
(Das Volk schweigt betroffen. — Abenddämmerung tritt im Thale ein.)

Chor (nach einer Pause).
Ward es nun Licht dir vor den Augen, —
schwand der selige Wahn? —

Erste Volksgruppe.
Wie sprichst du doch, was nicht zu fassen?

Zweite Gruppe.
Gebiete, und wir folgen dir!

Dritte Gruppe.
Wir fürchten keinen Feind!

Alles Volk.
O führ' uns, Herr, zum Siege!

Christus.
Hier weilt mit mir auf lichter Höh' —
und lasset dort im dunklen Thal
vergessen uns der Argen!

Zweite Gruppe.
Verderben lauert dort im Thale!

Dritte Gruppe.
Der Labung darbt des Berges Höh'!

Erste Gruppe.
O Herr, wir hungern und wir dürsten!

Alles Volk.
Nicht weile hier zu Nacht!

Christus.
Kleinmüt'ge ihr! — In öder Wüste
gedenkt ihr nicht so manchen Tags,
da uns zu trautem Freundesmal
der Himmel Brot gespendet? —
(Er entnimmt einem ihm zunächststehenden Weibe ein Körbchen und reicht es seinen Jüngern.)
Seht hier, — verteilt mit frohem Mut
den Hungernden die Speise; —
und die ihr dürstet, —
(er weist nach einer Stelle des Felsens)
suchet dort
am Felsen nach dem Quell!

Volk (den Korb umherreichend).
O Herr, hab Dank!

Andere (sich am Fels zum Trunke scharend).
Schon fließt die Welle!

Johannes
(tritt aus einer zögernden Volksgruppe von älteren Männern und Frauen heran.)
Noch harren dort die Brüder! —

Sie raunen, dass an böser Statt
du heute Rast erkoren.

(Er weist auf ein roh behauenes Grabdenkmal in der Erde.)

Dieß Denkmal deutet auf ein Grab,
und jene Greise melden
von eines Weibes Sündenschuld,
die einstens hier gerichtet.

Christus.

Kennst du die Schuld, kennst du die Strafe?

Johannes

(auf einige Greise weisend, welche beifällig nicken).

Sie sagen, dass für Ehebruch
das Weib zu Tod gesteinigt.

Christus (zu den Greisen gewendet).

Und ihr, — so rein vermeint ihr euch,
dass nach solch grimmer Buße Pein
die Todte noch ihr meidet? —
Fürwahr, wenn ihr, wie sie den Tod,
des Lebens Leid in Demut trüget, —
euch stünd' es wol im Herzen!
Doch dass ihr sehet, wen ihr flieht, —

(er wendet sich gegen das Grab)

Verstoß'ne du, in Reu' Verklärte, —
nach irren Suchens Wanderschaft
aufathme nun im Lichte!

(Die Erde öffnet sich; dem Grabe entsteigt die jugendlich schöne Gestalt Magdalenas, in der Hand den Balsamkrug, — vom Lichte der untergehenden Sonne bestralt.)

Volk

(in staunender Zerknirschung auf den Knieen).

Sieger, Erlöser, himmlisch Gezeugeter, —
schone, — vergib ach der Schuld!

Christus

(auf einem Steinsitze, allen zuhöchst, sich niederlassend).

Einet euch liebend zum Feste!

Magdalena.

Der du bezwingest Grau'n und Nacht, —
der du mich riefst aus bangen Qualen
ins Himmelreich zu dir, —
der Reuethränen Balsamduft
ausgieß' ich dir zu Füßen!

(Sie sinkt vor Christus auf die Kniee und schüttet den Balsam über seine Füße.)

Volk (leise).

Höret, — der Himmel wohnet in ihm,
Leben erweckt er, bezwinget den Tod,
waltend in göttlicher Stärke!

Christus

(Maria, welche sich bisher unter den Weibern verborgen gehalten, die Hand entgegenstreckend).

An deines Sohnes Ruhetag
zur Ehre dir, Maria,
du künde dein Begehr!

Maria (seine Hand ergreifend).

O, Herr, lass dieses Abends Gold
das Volk mit uns genießen!

Christus

(sich gegen die Gruppe am Quell wendend).

Es sei, wie du erflehet!

Volk (an der Quelle).

Wie doch erfüllet uns schwellende Glut? —
Wunder, — es wandelt in Wein sich die Welle,
feurig belebend Busen und Haupt!

Alles Volk (in Bewegung).

Seht, wie stralet der Himmel so hell, —
seht, wie glänzen die Berge im Kranz!
Wonne erleuchtet, Freude durchweht
rings die seligen Höhen!

(Christus auf dem Steinsitze, und dahinter die Gipfel der Berge, erstralen im hellsten Abendlichte, während sich über das Thal nächtiges Dunkel lagert.)

Eine Kinderschar

(dem Volk an der Quelle enteilend).

Eilet hinauf zum heiligen Mann!
Oben auf goldenem Throne
sitzt er und winket uns zu!

Johannes (ihnen entgegentretend).

Ihr Kleinen, schweiget still, und bleibet
nur drunten bei der Mutter!

Christus.

Lasset die Kindlein zu mir kommen,
denn ihrer ist das Himmelreich!

(Er umfasst eines der ihn umringenden Kinder und legt ihm die Hände auf.)

Wahrlich, ich sage euch:
wenn ihr nicht seid wie dieser eines, —
ihr könnet das Reich meines Vaters nicht schauen!

Chor.

Gib, — mein seliges Schicksal, — gib,
dass ich den Himmel mag grüßen
einmal mit kindlichem Blick.

(Maria, die hervorbrechenden Thränen verbergend, wendet sich ab und blickt ins nächtliche Thal hinunter.)

Alles Volk.

Der du das Gottesreich siegend gebracht
nieder zu uns auf die Erde, —
Spender seliger Kraft,
Mittler himmlischen Heils, —
sicher am Borne unendlicher Güte
tönet dir jubelnde Lust
ewig, — ewig zu Dank!

Chor (während der Vorhang sich schließt).

Du weinst, Maria, — wendest den Blick
ab von des Sohnes heiligem Scheine
bange zum Dunkel der Nacht? —
Wol! — Auch mir verkündet das Herz,
bebend vor göttlichen Glanzes Gewalt,
düsteren Ahnens Erfüllung.

Das Recht der Frau.

Eine sozialpolitische Studie

von

Irma von Troll-Borostyáni.

I.

Unter allen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Fragen giebt es keine, die so tief in das Leben der menschlichen Gesellschaft und deren Beziehungen eingreift, wie die Frauenfrage. Es ist daher natürlich, daß sie von Tag zu Tage immer größere Beachtung findet, daß Männer, welche noch vor kurzem bei diesem Schlagworte sich die Ohren zuhielten oder glaubten, diese Frage mit einem Achselzucken oder mit einem Witzworte aus dem Wege zu schieben, sich allgemach genötigt sehen, ihr gegenüber Stellung zu nehmen und, je nach ihrem individuellen Temperament und Fassungsvermögen, der fortschrittlichen Frauenbewegung wohlwollend oder verurteilend entgegenzutreten.

Mit den Schriften für und wider die Frauenemanzipation kann man schon eine Bibliothek füllen. Um sie ad absurdum zu führen, werden von den Gegnern philosophische, sozialpolitische, physiologische und religiöse Argumente herangezogen. Wenn auch nicht das Wissen bereichernd, so ist die Lektüre dieser zahllosen Bücher, Broschüren und Abhandlungen doch immerhin amüsant zu nennen. Nur erinnert man sich dabei unwillkürlich an das Wort Goethes, der da meint: manche Leute schlagen immer mit dem Hammer an der Wand herum und glauben, mit jedem Schlage den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Aber nicht nur treffen sie den Nagel nicht, die hammerschwingenden Frauenrechtsgegner, sondern sich selber schlagen sie zuweilen unversehens auf die Finger, indem es ihnen hin und wieder passiert, sich auf Gründe zu berufen, die bei Lichte besehen, gerade zur Widerlegung ihrer eigenen Thesen dienen.

Doch hievon später . . .

Zunächst handelt es sich wohl darum, sich über Zweck und Ziel der Frauenbewegung zu verständigen. Denn, so überraschend es auch klingen mag, ist es doch Thatsache, daß hierüber die verschiedenartigsten Anschauungen kursieren. Nicht nur bei den Gegnern beider Geschlechter begegnet man ihre Endziele ganz verkennenden, mitunter recht possierlichen Ansichten, sondern auch die gegenwärtig schon recht namhafte Zahl ihrer Anhänger, ja selbst die Führer dieser sozialen Bewegung gehen von sehr verschiedenen Standpunkten aus und fassen durchaus nicht die gleichen Ziele ins Auge.

In Amerika und England sind es vorwegs die politischen Rechte, auf deren Erringung die fortschrittlichen Bestrebungen der Frauen gerichtet sind. In

Rußland wendeten sie sich bisher fast ausschließlich der Zulassung zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde zu, während diejenigen russischen Frauen, welche ihr Augenmerk zugleich auf Erweiterung ihrer politischen Rechte gerichtet halten, nicht so sehr politische Gleichberechtigung mit dem Manne anstreben (welche Errungenschaft in Anbetracht der Rechtslage auch der männlichen russischen Staatsangehörigen ja allerdings nicht von großem Werte wäre), sondern sich zumeist der allgemeinen revolutionären Propaganda anschließen. In den übrigen Ländern Europas, namentlich in Deutschland und Oesterreich, ist das Streben der vorwärts drängenden Frauen in erster Linie auf Erweiterung der Gebiete ihrer Erwerbsthätigkeit und auf Erschließung der höheren Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht gerichtet, und hier haben sie denn auch in der Beziehung schon namhafte Erfolge zu verzeichnen. Nicht nur wurden ihnen die Pforten mancher Universität und die ärztliche Praxis nach langem, hartnäckigem Kampfe erschlossen, sondern in jüngster Zeit wurde in mehreren Städten auch der Versuch gemacht, den Mädchen die zur Universität vorbereitende Mittelschule zu eröffnen. Und zwar ist es diesmal Oesterreich-Ungarn, das den ersten Schritt gethan, da im Laufe des verflossenen Jahres in Prag, Wien und Budapest in rascher Folge Mädchengymnasien gegründet wurden. Das erste deutsche Mädchengymnasium soll demnächst in Karlsruhe eröffnet werden. Die Erweiterung der Erwerbsthätigkeit der Frauen auf industriellem Gebiet ist eine noch viel umfassendere, indem ihnen gegenwärtig viele Beschäftigungszweige zu Gebote stehen, die noch vor wenigen Jahrzehnten dem Manne allein vorbehalten waren.

Die energische und rastlose Thätigkeit der zahlreichen fortschrittlichen Frauenvereine, welche sich in den verschiedenen Ländern auf Initiative und unter der Führung einzelner, durch ihre organisatorische Begabung sich auszeichnenden Frauen gebildet, ist es vor allem, durch welche diese Erfolge erzielt wurden.

Alle diese bis jetzt bestehenden Frauenvereine haben sich jedoch einen begrenzten Wirkungskreis gewählt, ihre Ziele eng abgesteckt, ungeachtet ihrer allerdings hohen Bedeutung (indem einerseits einer großen und stets wachsenden Zahl von Frauen der Weg zu selbständiger Erwerbsthätigkeit geöffnet und andererseits die allgemeine Aufmerksamkeit für die Sache gewonnen wurde), doch eigentlich einen merkbaren Einfluß auf die Hebung der sozialen Stellung des weiblichen Geschlechts im Ganzen nicht zu üben vermocht. Ein derartiger Erfolg wäre vielleicht der Gründung eines großen internationalen Frauenvereins zu prognosticieren, welcher sich die Lösung der Frauenfrage auf allen sie umfassenden Gebieten zur Aufgabe stellte, und welchem sich alle bestehenden, nur in einem beschränkten Wirkungskreis thätigen Vereine gewissermaßen als Unterabteilungen anzugliedern hätten.

Es ist eben eine einseitige und deshalb ganz irrige Auffassung der Frauenfrage, in ihr, wie es von Vielen geschieht, lediglich eine Brotfrage zu erblicken, oder, mit Andern, sie ausschließlich als eine Bildungsfrage, oder mit einer dritten, der radikalsten Gruppe, als eine politischen Frage zu betrachten. Da sie alle drei Gebiete umfaßt, erschöpft sie sich nicht in einem einzelnen derselben.

Wenn man die Zulassung der Frau zu den Bildungsanstalten auch selbstverständlich als ein Postulat der Gerechtigkeit anerkennen muß, so kann man doch nicht etwa glauben, daß damit, daß man ihnen die Thore der Mittel- und Hochschulen erschlösse, die in Rede stehende Frage in ihrer Gänze gelöst werde. Man muß es im Gegenteil als den Ausfluß einer, die Solidarität

der Interessen des weiblichen Geschlechtes arg verkennenden, kurzsichtigen Selbstsucht gewisser Kreise der bemittelteren Frauenwelt kennzeichnen, daß ihre Wünsche nicht weiter reichen, als auf die Durchführung der wissenschaftlichen Emanzipation der Frau: als ob die gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage des weiblichen Geschlechtes im großen Ganzen dadurch verbessert würde, daß eine gewisse Zahl Damen Medizin, Philosophie oder vielleicht auch Jus studierten.

Und wie die Frauenfrage nicht blos Bildungs-, ist sie auch keineswegs nur Brodfrage. Wenn es möglich wäre, allen Frauen mit einemmal ein zur Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse genügendes Auskommen zu sichern, so wäre die Frauenfrage hierdurch doch keineswegs von der Bildfläche des sozialen Lebens weggelöscht. Die politische Emanzipation der Frau allerdings vermöchte es, die Frage ihrer Lösung insofern um einen großen Schritt näher zu bringen, als es voraussichtlich wäre, daß die Frauen bei ihrer Heranziehung zur selbstthätigen Mitwirkung bei der Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten Einfluß üben würden zu Gunsten gesetzlicher Gleichstellung der Geschlechter auch in allen übrigen Lebensbeziehungen.

Die Frauenfrage umfaßt eben in ihrer vollen Bedeutung alle Beziehungen der Menschen zu einander, sie stellt ethische, soziale, politische und wirtschaftliche Forderungen, welche ineinander übergreifen und welche alle erfüllt werden müssen, um diese Frage ihrer vollkommenen Lösung entgegenzuführen.

Fassen wir dieselben kurz und bündig zusammen, so sehen wir sie, wie Quellen in einen Strom, in die Eine umfassende Forderung zusammenfließen: *der Beseitigung der Schranken, welche Gesetz und Brauch der Selbstständigkeit des Weibes entgegenstellen durch dessen Abhängigkeit vom Manne und durch dessen Unterordnung unter diesen.*

Aus diesem einen Postulat ergiebt sich alles Weitere von selbst.

Die Berechtigung dieser Forderung ist für ein natürliches, unvoreingenommenes Urteil so einleuchtend, daß man sich wundern muß, wie es möglich ist, daß sich die Erkenntnis dieser Wahrheit so schwer Bahn bricht und daß gegen die auf Erreichung dieses Zieles sich lenkenden Bestrebungen der Frauenwelt so vielerlei absonderliche Bedenken laut werden. Und noch mehr zu verwundern und von der Seltenheit selbständiger Denkfähigkeit der Menschen ein trauriges Zeugnis gebend ist es, daß alle diese mit seichtem Witz oder hohlem Pathos vorgetragenen Argumente, deren Nichtigkeit sich doch auf den ersten Blick durchschauen läßt, ganze Schaaren von Leuten finden, die sich durch sie überzeugen lassen.

Man müßte Bände füllen, wollte man alle gegen die Frauenemanzipation vorgebrachten Einwürfe einer kritischen Wertprüfung unterziehen. Für die meisten giebt es keine andere Antwort als — Lächeln. Salomonische Weisheitkundgebungen wie beispielsweise der — nicht etwa als Schnurre, sondern in vollem Ernst — erteilte Rat, daß die einzige vernünftige und naturgemäße Lösung der Frauenfrage darin liege, daß die Frauen Mittel und Wege ausfindig machen, die Männer zu *zwingen*, für den ausreichenden Lebensunterhalt aller Frauen, der verheirateten wie unverheirateten, Sorge zu tragen, kann man sicherlich nicht ernst nehmen. Ebenso wenig wie eines nicht unbekannten philosophischen Schriftstellers kindlichen Einfall, den gordischen Knoten der Frauenfrage mit dem Schwerte eines allgemeinen *Ehegebotes* zu durchhauen.*) „Gerechtigkeits-

*) E. von Hartmann; „Zur Jungfern- und Frauenfrage." Gegenwart Nr. 50, 1891.

dünkel" nennt Hartmann in demselben Aufsatz die Forderungen der emanzipationsbeflissenen Frauen, ohne dabei zu bedenken, daß die beiden von ihm zusammengezogenen Worte Begriffe ausdrücken, die sich gegenseitig ausschließen. Denn nicht die Erkenntnis des Rechtes, Gerechtigkeit zu erlangen, sondern die größenwahnwitzige Einbildung eines Rechtes auf Vorrecht ist Dünkel.

Ganz besonders viel thun sich die Frauenrechtsgegner auf ihre Entdeckung zugute, daß eine gesetzliche Gleichstellung der Frauen mit den Männern „gegen die Natur des Weibes" sei. Und diese psychophysiologische Entdeckung gefällt den Emanzipationshassern so gut, daß sie nicht müde werden, sie ohne Grazie ad infinitum zu wiederholen, Einer den Andern citierend, als ob ein Unsinn dadurch vernünftig würde, daß man ihn unaufhörlich herableiert.

Wenn es wahr wäre, daß ein unabänderliches Naturgesetz gegen die Frauenemanzipation ein Veto einlegt, dann wäre ja freilich das über letztere ausgesprochene Verdikt vollberechtigt. Es verlohnt sich also wohl, das Gehör derjenigen zu prüfen, welche eine die Gleichberechtigung ihrer Geschöpfe verurteilende Stimme der Natur erlauscht zu haben behaupten.

Da die Frauen ja gerade ihre natürlichen Anlagen zu voller, uneingeschränkter Entwickelung wollen gelangen lassen; da sie ihren natürlichen Menschenrechten wollen Rechnung getragen sehen, so ist die Unnatürlichkeit dieses Verlangens mit bestem Willen nicht recht einzusehen.

Es frägt sich also: Welche sind die natürlichen Eigenschaften der Frau, aus welchen sich ihre Unterordnung unter den Mann, ihre Abhängigkeit von ihm als ihre „ein für allemal von der Natur bestimmte rechtliche Stellung" ableiten läßt? — Und siehe da? Vergeblich durchstöbert man alle die freiheitliche Frauenbewegung verdammenden litterarischen Kundgebungen: man findet keine Antwort auf diese Frage. Alle berufen sich auf die Natur, keine vermag diese Berufung zu rechtfertigen. Allerdings, eine Zeitlang mußte das berühmte geringere Hirngewicht der Frau als Argument herhalten. Professor Bischoff war es vor allen, der durch das im Verhältnis zum männlichen geringere Gewicht des weiblichen Gehirns die geistige Inferiorität der Frauen als erwiesen erklärte. Und alle Emanzipationsgegner schlossen sich dieser Beweisführung triumphierend an. Umsonst blieben alle Hinweise darauf, daß nicht das absolute Hirngewicht in bezug auf die geistigen Fähigkeiten maßgebend sei, sondern immer das ganze Körpergewicht und die Körpergröße hierbei in Betracht gezogen werden müsse, wie es sich ja auch zeigt, daß beispielsweise Hund und Biber einem Ochsen oder einem Nashorn an Intelligenz weit überlegen sind. Diese Einwürfe wurden von gegnerischer Seite nicht beachtet. Immer und immer wieder berief man sich auf die von Professor Bischoff eruierte und in seiner 1872 erschienenen, gegen die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin gerichteten Streitschrift: „Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen" mitgeteilte Thatsache, daß das Gehirn eines Mannes durchschnittlich 1350, das einer Frau hingegen nur 1250 Gramm wiegt, welche anatomische Thatsache von Bischoff und seinen Anhängern als schlagender Beweis für die geistige Minderwertigkeit des Weibes vorgeführt wurde. Plötzlich aber ist es mit dieser so beliebten Berufung auf Bischoff's Argument mäuschenstill geworden. Niemand wagt es mehr, dasselbe ins Gefecht zu führen. Denn 1882 starb Professor Bischoff — und sein Gehirn wog nur 1245 Gramm!

Da man sich nun eingestehen mußte, daß es mit der Gehirngewichtsdifferenz als Beweisgrund gegen die Frauen etwas flau aussieht, hat man sich

in der Bekämpfung ihrer emanzipatorischen Bestrebungen nach andern physiologischen Argumenten umgesehen. So wurde es mit der Lunge und dann mit dem Magen versucht.

Ein Dr. Adolf Hederer schrieb in einem „Die Frauenemanzipation im Lichte der Darwin'schen Lehre" betitelten Aufsatz: „In einer der vornehmsten Funktionen unterscheidet sich im allgemeinen das Weib wesentlich vom Manne, und zwar im Atmen, oder genauer gesagt, in der Form und den Hilfsmitteln des Atmens. Das Weib atmet vorzüglich durch Ausdehnung des Brustkastens in den zwei zur Körperaxe senkrechten Richtungen; der wogende Busen im Affekte oder nach der süßen Mühe des Tanzens zeigt diese dem Weibe eigentümliche Weise des Atmens. Dem Manne genügt diese Erweiterung des Brustkastens nicht; er arbeitet mehr, physisch und geistig, die letzte Quelle aller seiner Arbeit bildet der starke Oxydationsprozeß, welchen die dem Blute einverleibten Nahrungsmittel unterhalten. Um den zur großen Arbeit nötigen Mehrbedarf an Sauerstoff aufzubringen, muß er den Brustkasten in ausgiebiger Weise nach unten ausdehnen bei der Inspiration, und das thut er denn auch; er atmet vorzüglich mit dem Zwerchfell, unter Zuhilfenahme des abdominalen Raumes, der abdominalen Muskeln. Die Physiologie unterscheidet demnach das weibliche pektorale Atmen vom männlich abdominalen Atmen. Je stärker der Mann ist, je starrer und fester seine Rippen sind, je mehr er geistig oder körperlich arbeitet, desto ungenügender wird das Brustatmen relativ ausfallen, desto mehr wird er aufs abdominale Atmen angewiesen sein. Nun wollen die Frauen allmählich sich gewöhnen, männliche Beschäftungen zu üben; ihre Muskeln können stärker werden, ihre Nerven strammer. Nehmen wir an, daß auch die Masse ihres Gehirns wächst und daß ihr Blut reicher wird an Oxygen führenden Zellen; jetzt sollen sie zu vermehrtem Arbeiten oder zu anhaltendem, energischem Denken und ausgiebigem Nachdenken einen lebhaften Oxydationsprozeß in ihrem Körper einleiten, das heißt, sie sollen wie Männer atmen. — Wenn die Frauen männlich atmen, wie wird es dann mit der Nachkommenschaft aussehen? Wie Männer können die Frauen nicht atmen, und demzufolge auch nicht arbeiten, ohne Schaden für die specifische Form ihres Knochenbaus."

Darauf haben wir folgendes zu erwidern: Allerdings ist es bei einer großen Zahl von Frauen der Fall, daß bei der Atmungsfunktion nur der Brustkasten in Bewegung gesetzt wird und der Abdomen sich dabei fast ruhig verhält. Dies ist jedoch keineswegs ein specifisch weibliches Atmen, sondern lediglich die Folge des gewohnheitsmäßigen Tragens von Schnürmiedern, die ihrem Schnitte gemäß dem Brustkasten freie Ausdehnung gestatten, die Taille jedoch und den oberen Teil des abdominalen Raumes relativ einengen, so daß die in diesem Bereiche liegenden Muskeln in ihrer auf- und abwogenden Bewegung, die der Vorgang des Atmens mit sich bringt, viel behinderter sind als die Büste. Zwischen der Atmungsweise der Männer und jener derjenigen Frauen, die keine Mieder zu tragen gewohnt sind, wie beispielsweise aller schwer arbeitenden Frauen aus dem Volke, herrscht nicht der geringste Unterschied, denn bei beiden zeigt es sich, daß im Zustande der Unthätigkeit das bloß pektorale Atmen vorherrscht, sowie aber eine Steigerung der Anstrengung in der Arbeit eintritt, sich in demselben Verhältnis die das Atmen begleitende Bewegung vom Brustkasten abwärts ausdehnt und die abdominalen Muskeln mitbeteiligt. Und dennoch zeigt es sich, daß durch diese Atmungsweise der Frauen der Entwickelung und dem Gedeihen ihrer Nachkommen durchaus kein schädlicher Eintrag geschieht, denn es ist eine

wohl allbekannte Thatsache, daß die Kinder der Landleute, der Ackerbauer, Gärtner, Viehzüchter u. dgl. durchweg gesünder und kräftiger sind als die Kinder der Mehrzahl jener Klassen, deren Frauen durch das gewohnheitsmäßige Tragen von Schnürleibern zu dem bloß pektoralen Atmen gezwungen sind. Die Unterscheidung zwischen einem weiblichen pektoralen und einem männlichen abdominalen Atmen und die aus derselben gezogene Folgerung eines schädlichen Einflusses einer erhöhten weiblichen Arbeitsleistung und des hierdurch notwendig gemachten abdominalen Atmens auf das Gedeihen der Nachkommen erweist sich hiermit als eine ganz irrtümliche, aus der Luft gegriffene Hypothese.

Ein Herr August Weiß*) begründet seine frauengegnerischen Anschauungen mit einem „beim Weibe je nach Zeit und Umständen sich ändernden Nahrungsbedürfnisse. Das Weib ist genügsamer, mäßiger und beobachtet während der Mahlzeit mehr den Augenblick der Sättigung, wo es keinen Bissen mehr genießt, während der Mann verhältnismäßig häufiger die Grenzen der Eßlust überschreitet. Völlerei und Schwelgerei sind hauptsächlich beim männlichen Geschlecht zu finden. Das Nahrungsbedürfnis des Weibes ist nach Quantität und Qualität wesentlich geringer als beim Manne. Dieses geringere Nahrungsbedürfnis steht mit geringerem Stoffumsatz im Organismus der Frau mittelbar und unmittelbar im Zusammenhang. Wo dies unbeachtet bliebe, würden Störungen des Wohlbefindens nicht ausbleiben, Störungen, welche nicht allein bei den Frauen sich geltend machen, sondern auch verhängnisvoll für deren Nachkommen werden und in weiterer Folge zahlreichen gesellschaftlichen Uebeln Vorschub leisten würden. Nur innerhalb der Klasse, wo auch dem Weibe schwere körperliche Arbeiten obliegen, dürfte die Quantität der aufgenommenen Nahrungssubstanz bei beiden Geschlechtern so ziemlich die gleiche sein."

Das sollen Argumente sein! Weil Völlerei und Schlemmerei bei dem weiblichen Geschlechte selten vorkommen; weil die Frauen, die wenig arbeiten, weniger essen als der arbeitende Mann, und weil schwer arbeitende Frauen ebensoviel essen als der schwer arbeitende Mann; darum ist es eine „Ausgeburt des Wahnwitzes", die Frau „im öffentlichen Leben an die Stelle setzen zu wollen, an welcher der Mann vermöge seiner Organisation sich befindet." Man weiß wirklich nicht, was man zu solchen Beweisen sagen soll. Eine ernsthafte Widerlegung derselben ist ja ganz und gar unmöglich. Und ich nehme nur aus dem Grunde Bezug auf sie, um den freundlichen Leser mit den von den Gegnern der Frauenbewegung geführten geistigen Waffen bekannt zu machen.

Haben wir in Vorstehendem einige der „schlagendsten physiologischen Beweisgründe" Revue passieren lassen, so wollen wir nun unter den psychologischen, d. h. angeblich aus der seelischen Eigenart des Weibes sich ergebenden Argumenten Umschau halten und werden dabei gar wundersame Dinge zu sehen bekommen.

Da begegnen wir unter anderem in Dr. Eduard Reich's „Studien über die Frauen" der Erklärung, daß, weil die Frauen im Durchschnitt mehr und lebhafter sprechen als die Männer, sie nicht befähigt sind, in Staat und Gesellschaft dieselbe Stellung einzunehmen wie der Mann. Dr. Reich stellt fest, daß diese Thatsache von den Vorkämpfern der Frauenemanzipation so ganz außer Acht gelassen werde. Und wir müssen ihm Recht geben. Denn bisher ist es in der That noch niemandem eingefallen, in der größeren oder geringeren Ge-

*) Die Frau nach ihrem Wesen und ihrer Bestimmung. (Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung, 1892.) S. 27.

sprächigkeit eines Menschen eine Eigenschaft zu erkennen, von welcher dessen sociale und politische Rechte abhängig gemacht werden müßten.

Oefter als auf diese Eigenschaft wird auf die Präponderenz des Geschäfts- und Fantasielebens der Frau hingewiesen, durch welche sie sich „für die höheren Verrichtungen der Intelligenz ungeeignet mache". Außer von Eduard von Hartmann wurde diese Behauptung auch von dem vorerwähnten Herrn August Weiß mit großem Nachdruck betont. So schreibt letzterer*): „In bezug auf die Intelligenz befindet sich das Uebergewicht entschieden auf Seite der Männer. Das begriffsbildende Vermögen derselben ist schärfer entwickelt, ihr logisches Denken besser geschult, ihr Urteil sicherer und objektiver; überhaupt prävalieren bei ihnen die höheren Verstandesthätigkeiten . . . . Das Geistesleben der Frau charakterisiert sich durch ungemein innige Verbindung mit dem Gemütsleben, durch vorherrschende Fantasie und ein relativ geringeres Erkenntnisvermögen. Nur der Mann vermag durch Nachdenken das Gemüt zu beruhigen, und bei ihm werden die Ergebnisse ernsten Nachdenkens durch das Gemüt weder beeinflußt noch erschüttert. Anders ist es bei der Frau. Da jede ihrer Gedankenreihen von Gefühlen unterbrochen und durchdrungen wird, kommt sie zu keiner Concentration des Denkens und vermag daher nur in sehr geringem Grade durch das letztere auf das Gemüt zu wirken. Der weibliche Scharfsinn bleibt auf der Oberfläche und Form hängen, steigt nicht in die Tiefe. Daher wird die Frau auch nur selten zu voller Objektivität gelangen. Sie begnügt sich mit den Resultaten des Denkens, welche ihre Gefühle in Bewegung setzen und nähren, geht jedoch nicht auf Ursachen und Prinzipien zurück. So kommt es, daß sie sich nur zu häufig durch Vorurteile bestimmen läßt und daß der Aberglaube und Fanatismus am festesten im weiblichen Herzen wurzelt."

Es ist das Merkmal unanalytischer Geister, stets Ursache und Wirkung mit einander zu verwechseln. So geschieht es auch hierin.

Die im Verhältnis zur Regsamkeit des Gefühls- und Fantasielebens geringere Intensivität der Verstandes- und Willensthätigkeit der Frauen ist die natürliche Folge ihrer systematisch vernachlässigten Geistesausbildung und ihrer meist nicht den Verstand, sondern die Hände in Anspruch nehmenden Beschäftigungen. Die ganze Erziehung der Frauen von ihrer zartesten Kindheit an ist danach eingerichtet, das Gemütsleben zu mächtigster Entfaltung zu bringen und die Entwickelung energischer Denkthätigkeit zurückzuhalten. Eine Jahrtausende alte Kulturentwickelung der Völker hat durch die Erziehung der Frau und durch ihre Stellung in der Gesellschaft den seelischen Eigenschaften des Weibes jene Richtung gegeben, welche jetzt, in blinder Verkennung dessen, was das Werk der Natur und was jenes künstlich geschaffener Einflüsse ist, dem weiblichen Geschlecht zur Last gelegt und als eine den Frauen angeborene Eigenart dargestellt wird, welche sie „naturgemäß" zu selbständiger Anteilnahme bei Angelegenheiten des öffentlichen Lebens ungeeignet machte und deretwegen sie hiervon ausgeschlossen bleiben müßten.

Ich spreche hier selbstverständlich nur von jenem Vorherrschen des Gefühlslebens, durch welche eine objektive, klar prüfende Verstandsthätigkeit, die zur Einflußnahme auf die Ordnung öffentlicher Angelegenheiten ja allerdings als erforderlich betrachtet werden sollte, beeinträchtigt wird. Denn eine Unterdrückung des Gemüts, ein Ersticken der seelischen Fähigkeit, nicht bloß zu rechnen und zu wägen, sondern die Leiden und Freuden unserer Mitwesen im eigenen Herzen

*) a. a. O. S. 30.

mitzuempfinden, wird wohl von keinem denkenden Menschen als ein zur Beteiligung an den großen Kulturaufgaben der Menschheit erforderliches Attribut angesehen werden. Man ist sicherlich eher zu der Annahme berechtigt, daß, wenn der weiblichen Jugend durch eine die Denkthätigkeit entwickelnde ernste Geistesausbildung eine heilsame Regulierung der überwuchernden Gefühlsmäßigkeit ihres Urteilens und Handelns zuteil werden wird, gerade deshalb, weil die Frauen im Großen und Ganzen mehr Gemüts-Tiefe und -Reichtum besitzen als die Männer, ihre Heranziehung zu thätiger Teilnahmer bei den Interessen der Gesamtheit für die Förderung des allgemeinen Wohles und für den civilisatorischen Fortschritt nur vorteilhaft sein kann.

Es wird oft gesagt, daß „die Emanzipation von der Gleichheit der männlichen und weiblichen Natur" ausgehe. Diese Annahme ist jedoch ebenso falsch wie jene ander, ebenso oft gehörte, daß sie „Gleichmacherei" anstrebe und zur Folge habe. Befremdlicherweise wird die Sorge dieser Gleichmacherei und Entweiblichung des Weibes durch die Emanzipation in neuerer Zeit auch von manchen, gegen diese Bewegung sich ereifernden Damen ausgesprochen. So tadelt es eine derselben, daß die nach Gleichberechtigung mit dem Manne ringende Frau „ihre Lebensaufgabe nicht als „Weib" sondern als „Mensch" auffasse", und eine andere erklärt, daß „die Frauenbewegung dem Weibe alle möglichen Freiheiten gewähre, nur nicht die eine: Weib zu sein."

Hierauf kann man nichts erwidern, als: wenn, wie derartige Aeußerungen zeigen, es Frauen giebt, die in ihrem eigenen Geschlecht eine andere als die menschliche Spezies Lebewesen, etwa ein in der Entwickelung vom Tier zum Menschen auf einer Vorstufe von letzterem zurückgebliebenes Gebilde schaffender Naturkraft zu erblicken vermeinen, so läßt sich gegen eine solche naturhistorische Selbsteinschätzung nichts einwenden. Doch müssen wir anderen Frauen, die wir uns unseres Vollwertes als Mensch und unserer daraus sich ergebenden Rechte als dem Manne gleichwertige Geschöpfe bewußt sind, dagegen protestieren, daß eine solche durchaus subjektive Sonderung zwischen Weib und Mensch verallgemeinert und daraus eine naturgemäße Unterordnung und Minderberechtigung des ganzen weiblichen Geschlechts gefolgert werde, welche wir — möge sie auch von den sich „als Weib" für einen nicht vollwertigen Menschen betrachtenden Frauen als ihnen angepaßt angesehen werden — nicht annehmen können und wollen. Wir glauben, daß die Beteiligung an der großen Kulturarbeit der Gesellschaft ebenso Aufgabe des als Weib wie des als Mann geborenen Menschen sei, daß beide zur Beteiligung an derselben in gleicher Weise verpflichtet und beide in gleicher Weise berechtigt sind, ihren Anteil an derselben, in einer der individuellen Veranlagung und Leistungsfähigkeit angepaßten Form zu fordern.

Lächerlich ist es zu glauben, daß gleiche Berufsthätigkeit beider Geschlechter die im Geschlechtsunterschied wurzelnden Verschiedenartigkeiten und Gegensätze der Naturen auslöschen würde und könnte. Eine ganze Reihe beruflicher Beschäftigungen wird seit geraumer Zeit von Personen beider Geschlechter ausgeübt, ohne daß hierdurch die Männer unmännlicher, die Frauen unweiblicher würden. Es ist noch nicht beobachtet worden, daß bei den Frauen, die in Fabriken, auf dem Felde, bei Bauarbeiten u. s. w. mit Männern und gleich Männern arbeiten, bei Ladenmädchen, Buchhalterinnen, Lehrerinnen, Telegraphistinnen und Postbeamtinnen, bei Künstlerinnen und in letzterer Zeit auch Aerztinnen infolge ihrer Beschäftigungsweise eine Geschlechtsmetamorphose vorgegangen wäre. Und da es ihnen in all diesen Berufsthätigkeiten, von welchen viele früherhin auch aus-

schließlich in den Händen der Männer gelegen waren, nicht widerfahren ist, daß sie ihres Geschlechtstypus entkleidet worden sind, so ist es wohl kaum wahrscheinlich, daß ihnen solches geschehen sollte, wenn sie Rechtsanwälte, Professorinnen, Architektinnen u. s. w. und etwa auch Reichstagsabgeordnete würden. Eine so viel befürchtete Gleichmacherei der Geschlechter durch die Emanzipation der Frau ist weder möglich, noch auch ist sie behufs ihrer Heranziehung ins öffentliche Leben notwendig. Es wäre eine beleidigende Geringschätzung männlicher Urteilsfähigkeit, wollte man annehmen, daß die Männer ihre eigene Art und Wesenheit für so absolut vollkommen halten sollten, um glauben zu können, daß alles ihrer Art Unähnliche deshalb minderwertig und den Aufgaben, welche die Einflußnahme auf Angelegenheiten des öffentlichen Lebens stellt, in geringerem Grade gewachsen sein müsse, als sie es sind.

„Diejenigen, denen am meisten daran liegt, daß die Grenzen der Wissenschaft erweitert werden", sagt H. Th. Buckle*), „sollten am eifrigsten darnach streben, daß der Einfluß der Frauen vermehrt werde, damit jede Hilfsquelle des menschlichen Geistes sofort und rasch zur Anwendung komme." Dies läßt sich nicht allein von der Wissenschaft sagen, sondern von allen großen Interessen der menschlichen Gesellschaft. Je vielseitiger und individuell reichartiger die an dem Werke der fortschrittlichen sozialen Entwickelung sich beteiligenden Kräfte sich erweisen, um so mehr weitet sich der allgemeine geistige Gesichtskreis und um so reicher wird die Zahl der geistigen Mittel, welche die Menschheit befähigt, die aus ihrem nie stille stehenden Evolutionsprozesse sich ergebenden sozialen Probleme in einer die berechtigten Ansprüche der vielartigen Elemente der Gesamtheit berücksichtigenden Weise zu lösen.

Ein irriger Trugschluß ist es daher, aus der „Ungleichartigkeit der männlichen und weiblichen Seele", wie dies so oft geschieht, die Notwendigkeit eines „gesonderten männlichen und weiblichen Berufes" zu folgern. Und ebenso thöricht ist jene andere Logik, daß, weil das soziale und wirtschaftliche Leben eine Teilung der Arbeit erfordert und stocken müßte, wenn alle Glieder der Gesellschaft die gleiche Arbeit verichteten, diese allerdings notwendige Arbeitsteilung durch das Geschlecht bestimmen zu wollen, statt, wie nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch die wahre Einsicht erheischt, sie durch die persönliche Eignung bestimmen zu lassen. Wie es unter den Männern Gelehrte, Künstler, Staatsmänner, Industrielle, Handwerker, Tagelöhner giebt, so würden auch die Frauen verschiedenen Thätigkeitsgebieten sich zuwenden. Unter Männern, wie unter Frauen finden sich viele, die für geistige Arbeit weder Fähigkeit noch Neigung besitzen, sich aber für Händearbeit und mechanische Beschäftigungen gut eignen, und sicherlich wird durch eine den Gliedern der Gesellschaft gewährleistete Ermöglichung freier Berufswahl für das allgemeine Wohl und den sozialen Fortschritt mehr Garantie geboten, als durch die an die Kastenordnung der alten Egypter erinnernde, durch Gesetzeswillkür festgestellte Ausschließung der Hälfte der Menschheit von gewissen Berufsbahnen.

Die Summe allen individuellen Glückes wird umso größer und der Gesamtwert aller erbrachten Arbeit umso höher sein, je allgemeiner das Prinzip zur Geltung gelangt, daß einem Jeden, ohne Berücksichtigung seines Standes oder Geschlechtes oder sonstiger ganz bedeutungsloser Umstände, die Ergreifung

*) Der Einfluß der Frauen auf die Fortschritte der Wissenschaft. (Ein in der Royal Institution in London 19. März 1858 gehaltener Vortrag.),

desjenigen Lebensberufes ermöglicht werde, für welchen er gemäß seiner persönlichen Eigenart und Neigung am besten paßt.

Es giebt freilich sonderbare Schwärmer, die da glauben, das Ansehen der Wissenschaft werde durch Zulassung des Weibes zu wissenschaftlichen Berufsarten herabgedrückt. Mich dünkt hingegen, daß der die Wissenschaft im Auge der profanen Menge umgebende Nimbus weniger durch eine gescheute Frau als durch einen dämlichen Mann kompromittiert werde. Und ich glaube nicht, daß irgend jemand werde behaupten wollen, daß es unter den studierten Herrn keine gebe, die sich ihrer geistigen Veranlagung zufolge — besser für den Beruf eines Kochs, Schneiders oder Schusters eignen würden, als für den eines Trägers der Wissenschaft. Der bedauernswerte, alberne Klassendünkel, der die Söhne sogenannter „guter" Familien, wenn sich sich nicht etwa der militärischen Karrière zuwenden, für die die Absolvirung einer Hochschule bedingenden „höheren" Berufsarten prädestiniert erachtet, zwängt fortwährend ganze Schaaren junger Leute auf die Schulbänke der Gymnasien, in die Hörsäle der Universitäten, die, aller Neigung und Befähigung für ernste, angestrengte Geistesthätigkeit ermangelnd, aus ihren mit Müh' und Not zurückgelegten Studien weder für sich noch für ihre Nebenmenschen den geringsten Nutzen schöpfen. In allen wissenschaftlichen Berufszweigen giebt es eine erkleckliche Zahl solcher nutz- und zweckloser geistiger Drohnen-Existenzen. Die Zulassung der Frauen zu denselben würde durch die hierdurch verstärkte Konkurrenz die sehr heilsame Wirkung üben, daß die Anforderungen an die intellektuelle Befähigung gesteigert und für die in Rede stehenden Berufsarten das geistig tüchtigste Material beider Geschlechter ausgesiebt, das minderwertige, weil den strengeren Ansprüchen nicht genügend, zurückgewiesen würde. Hieraus würde sich als nächste Folge ergeben, daß man, um einem voraussichtlichen Studien-Fiasko geistig schwächer veranlagter junger Leute und der nutzlosen Vergeudung kostbarer Jugendjahre vorzubeugen, in der Bestimmung für die Ergreifung eines wissenschaftlichen Berufes nicht die soziale Stellung der Familie, sondern die natürliche Veranlagung derjenigen, um deren Berufswahl es sich handelt, als maßgebend erachten würde, wobei alle Welt nur gewinnen könnte.

Sollte aber die hin und wieder laut werdende Befürchtung, daß durch eine derartige Umgestaltung der Gesellschaftsordnung die Zahl der Eheschließungen noch mehr zurückgehen würde, weil sich immer weniger Mädchen finden würden, die bereit wären, sich zu verheiraten, ernst gemeint sein, so muß man sich baß wundern, daß die Männer das Geständnis einer solchen Befürchtung ablegen mögen. Denn diese kann nur ihrem Bewußtsein entspringen, daß sie den Frauen den Ehestand sehr wenig angenehm machen, da es nur aus diesem Grunde möglich wäre, daß die Frau, sobald sie in Stand gesetzt würde, sich ihr Fortkommen durch eigene Thätigkeit zu sichern, von ihrem „urewigen, unabänderlichen Naturberuf, Gattin und Mutter zu werden", plötzlich nichts mehr verspüren sollte.

Ja, allerdings, die auf dem weiblichen Geschlecht lastende Schmach der Versorgungsehe würde von ihm genommen werden. Die Mädchen würden in die Lage versetzt werden, eine Ehe, in die sie mit ihrem Herzen nicht einstimmen können, zurückzuweisen und würden die Möglichkeit, sich zu verheiraten, nicht mehr als Brodfrage betrachten müssen. Man sollte glauben, daß sich kaum jemand finden werde, der hierin einen Schaden für die menschliche Gesellschaft zu erblicken vermöchte. Wenn von einer die Frauenbewegung bekämpfenden

Dame die Anschauung ausgesprochen wird, daß eine unglücklich verheiratete Frau sich immer noch glücklicher fühlt als ein alleinstehendes Mädchen, so ist dies eben der Ausdruck eines individuellen Geschmackes, der bei ernster Erwägung dieser sozialen Frage nicht in Betracht gezogen werden kann. Wenn man aber in der statistisch erhobenen Thatsache, daß in Paris die meisten Ehescheidungen unter Ehepaaren vorkommen, bei welchen die Frau ihren eigenen Verdienst hatte, den Beweis erblickt, daß die erweiterte Erwerbsthätigkeit der Frauen das eheliche Band lockert, was aus dem Grunde sehr zu bedauern sei, weil die Kinder der geschiedenen Eheleute empfindlich geschädigt werden, so haben wir darauf zu erwidern, daß diese Schlußfolgerung logisch hinfällig ist. Selbstverständlich wird eine Frau, die ihren eigenen Verdienst hat, die Scheidung ihrer Ehe, wenn sie sich in derselben unerträglich unglücklich fühlt, eher anstreben, als wenn sie weiß, daß eine Scheidung sie der materiellen Not und Hilflosigkeit zuführt. Nun aber kann die Fortführung einer Ehe, welche nur darum nicht in die Brüche geht, weil die Frau aus Angst vor der sie bedrohenden Notlage in derselben ausharrt, weder für sie selbst, noch für den Ehemann, noch auch für ihre Kinder als ein Glück angesehen werden. Die auf solchen Motiven beruhende Fortdauer der Ehe ist vielmehr für alle Teile ein viel größeres moralisches Elend als ihre Scheidung. Es müßten ganz außergewöhnliche Bedingungen vorliegen, daß Kinder, die in einem solchen desolaten Eheverhältnis ihrer Eltern heranwachsen oder — was noch schlimmer — in demselben geboren werden, sich günstig entwickeln könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über Spiritismus.

Ein Erlebnis.

Aktenmäßige Aufzeichnungen von Z.

Mit einzelnen Kürzungen mitgeteilt und mit einem Schlußwort versehen

von

Arne Garborg.

(Schluß.)

Ich that es; nahm acht kleine Handvoll Erde und acht Spähne, so klein, daß sie alle frei oben drauf schwimmen konnten. Bald darauf entdeckte ich acht helle Blasen mit weißen Punkten drin, beinahe wie Fischrogen, der im Wasser liegt.

(Am nächsten Tage, 8 Uhr 10 Min. Vormittags.) Frage: Was war der Grund, daß der Versuch gestern mißglückte? — „Du hattest zu lose Erde genommen."

Wollen wir es heute noch einmal versuchen? — „Nein."

Waren die acht Blasen der Versuch? — „Ja."

Schriftlich bekam ich die weitere Mittheilung, daß Worm sich um 9 Uhr Abends als Vogel (in der Größe eines Sperlings) offenbaren wolle, der vor mir her fliegen werde und sprechen. Ich fragte ihn genau nach allem aus, was ich zu thun und zu lassen habe, damit das Experiment glücke, und erhielt ausführlichen Bescheid.

Am Abend mit dem bestimmten Glockenschlag ging ich aus. Nachdem ich 5 Minuten gegangen, war mir's, als ob der Hut mich drücke, ich nahm ihn ab. Gleich darauf kam mir der Gedanke, daß ich es nicht hätte thun sollen; es war, als wäre eine Kraft von mir ausgeströmt: nun würde es heute Abend gewiß wieder nicht glücken. Ich ging die festgesetzte Zeit zu Ende, sah aber nichts.

Ich hatte die Sache ein wenig satt und war ärgerlich und wurde es im Laufe des Abends mehr und mehr, zuerst bei dem Gedanken, daß ich vielleicht nur zum Narren gehalten worden, und später über meine eigene Dummheit; ich war sicher, daß das Abnehmen des Hutes die Ursache gewesen.

(Am nächsten Tage, 9 Uhr 40 Min. Vorm.) Auf meine Frage erfuhr ich, daß der Hut unschuldig dran gewesen; der Grund, daß das Experiment mißglückt, war, daß ich mich vorher zu sehr angestrengt hatte (ich hatte zwei Stunden in Regen und Wind gerudert). Heute solle ich mich nicht anstrengen; dann werde er sich heute Abend offenbaren.

Frage: Offenbarst Du Dich mit Hilfe meiner Mediumität?

„Ja. Du hast nicht viel Mediumität, aber sie kann durch verständige Uebung entwickelt werden. Ich will Dich unterweisen. Du darfst nicht zu viel Tabak rauchen — 4 Pfeifen am Tage. Du darfst das Bett nicht verlassen, bevor Du nicht ganz aus-

geschlafen hast. Du darfst keinen Mittagsschlaf halten. Du darfst Dich nicht ganz satt essen. — — —"

Zufällige Umstände machten, daß ich am Nachmittag trotzdem fortrudern mußte. Müde und durchnäßt kam ich von der Tour nach Hause.

Frage: Nützt es etwas, heute Abend den Versuch zu machen? — „Nein."

Am Abend wünschte ich stark, etwas von der Stadt zu hören.

(Am nächsten Tage, 12 Uhr 25 Min. Mittags.)

„Worm. Ich habe eine schwierige Arbeit in der Stadt gehabt. Ich habe dort eine Vereinigung veranstaltet (sic), wo Leute spiritistische Experimente machen. Ich habe Johnsen zum Medium bekommen, und er ist sehr brauchbar. Nun will ich ihn ein Vermögen bekommen lassen, damit er sich ganz dem Spiritismus opfern kann. Ich will ihn ein Erzlager finden lassen. Ich habe auch beschlossen, daß Du vermögend werden sollst. Ich will Dich ein Silberlager im Lövdalfelsen finden lassen. Ich werde Dir später offenbaren, wo Du suchen sollst.

„Ich will mich Dir heute Abend offenbaren, wenn Du den Weg gehst, an den Du denkst, zwischen 7—9 Uhr.

„Du bist heute Abend gut aufgelegt, und Du wirst gewiß etwas zu sehen und zu hören bekommen, wenn Du heute Nachmittag nur nicht arbeitest. Ich will Dich eine furchtbare Menge weißer Vögel sehen lassen, aber Du darfst Dich nicht ängstigen, denn ich werde verhindern, daß sie Dir etwas zu Leide thun. Ich will Dir erzählen, was ich in der Stadt gethan habe, und was ich dort in nächster Zukunft thun werde."

6 Uhr 15 Min. Nachmittags. „Worm. Ich glaube nicht, daß Du noch aufgelegt bist. Du hast zu viel gegessen, ich glaube es ist am besten, wenn wir's im Keller versuchen. Breite einen Teppich über die Oeffnung, bevor Du hinunter gehst. Ich werde mich dann in meiner wahren Person offenbaren. Ich habe meine Brüder bei mir, erschrick' nicht, was Du auch siehst. Es wäre mir lieb, wenn Du um 7½ Uhr in den Keller gingst.

„Seit dem letzten Male bin ich von der Stadt hergefahren. Ich habe Johnsen zu einem sehr guten Medium gemacht. Ich will nun versuchen, was ich mit Agnete machen kann.

„Ich möchte gern, daß Du nichts ißt. Ich möchte gern, daß Du einen langen Spaziergang machst, daß Du wohl und warm wirst.

„Ich habe heute durch Johnsen gesprochen. Du bekommst einen Brief darüber.

„Ich habe von meinen Experimenten mit Dir erzählt. Ich habe mich mit Johnsen sehr angestrengt; aber jetzt ist es geglückt. Ich habe große Freude an seinem Interesse und seiner Ausdauer gehabt. Ich habe beschlossen, daß er vermögend werden soll, damit er sich für den Spiritismus opfern kann."

(Hier dachte ich: das hast Du schon einmal geschrieben. Als Antwort kam:)

„Das weiß ich."

(Diese Worte erfolgten sehr eilig; sie standen auf dem Papier, bevor ich mich's versah. Vielleicht war er beleidigt?)

Ich bin nicht so leicht beleidigt. Ich weiß sehr wohl, was ich schon geschrieben habe; aber ich will Dich üben. Ich halte es für das Beste, wenn Du ausgehst. Worm." —

Frage: Kommt Onkel nicht bis 7½ Uhr nach Hause? — „Nein."

Um 7 Uhr 20 Min. sah ich Onkel kommen. Ich fragte, ob Worm nicht auch der Ansicht sei, daß es jetzt nicht anging, in den Keller zu gehen? — „Allerdings".

Es wurde nun abgemacht, daß ich bis um 9 Uhr auf den Weg hinausgehen solle; er würde es dann mit der Vogeloffenbarung versuchen.

Ich ging anderthalb Stunden auf und ab, sah aber nichts — oder höchstens etwas wie kleine Schneeflocken, die hier und da an den Höhen entlang schwebten.

(Am nächsten Tage, 10 Uhr Vorm.) Frage: Kann ich jetzt in den Keller gehen? — „Nein". — Soll ich jetzt gleich schreiben? — „Nein." — Wann denn? — „Um 12 Uhr."

12 Uhr, 50 Min. Schriftmitteilung.

„Worm. Ich will Dir erzählen, wie Du Dich Deinem Onkel gegenüber verhalten sollst.*)

Du mußt ihm mit Ruhe begegnen. Du mußt ihm nichts erwidern, wenn er heftig wird. Du mußt sein heimlicher Feind nicht werden. Du mußt ihm seine Vergangenheit nicht vorhalten. Nicht mit ihm über Dinge reden, von denen Du weißt, daß sie ihm unangenehm sind. Dich ihm gegenüber nicht zu geheimnisvoll verhalten. Ihm nicht mehr von Spiritismus erzählen, als er nach Deinem Dafürhalten verträgt. Du mußt ihm nicht erzählen, was ich von Deinem und Deines Schwagers Vermögen gesagt habe. Du mußt ihm nicht von Deinen Experimenten erzählen."

Frage: Soll ich ihm auch nicht widersprechen, wenn ich offenbar im Recht bin? — „Nein."

Soll ich mich beständig beugen? — „Ja."

Kann ich denn nicht durch meine Handlungen protestieren? — „Gewiß."

„Du mußt nicht zu viel in Bezug auf ihn fragen, sondern nach eigenem Gutdünken handeln. Du mußt nicht zu nachdrücklich protestieren. Du mußt Langmut gegen ihn üben. Du mußt nicht seine Oppositionslust haben. Du mußt ihn etwas mehr lieben. — Du mußt Dich zu ihm verhalten, wie ein Sohn zu seinem Vater. Worm."

(Diese Vorschriften waren nicht in allen Teilen nach meinem Sinne. Ich hatte Aufforderungen erwartet, auf meiner Selbstständigkeit und meinen Ansichten zu bestehen.

Aber in dem Mitgeteilten war etwas gewissermaßen Ueberlegenes, und es schien so viel Kenntnis der Psychologie meines Onkels zu verraten — eine gründlichere Kenntnis vielleicht als meine eigene —, daß es mir Respekt einflößte; und grade der Umstand, daß er mir nicht nach dem Munde redete, und selbst, wenn er mir beipflichtete, es auf so feine Weise that, daß meinem Onkel nie zu nahe getreten wurde, während er, selbst wenn er mich warnte, es so rücksichtsvoll that, daß auch ich mich nicht verletzt fühlen konnte, — alles dies steigerte mein Zutrauen, und ich faßte den Vorsatz, seinen Rat zu befolgen. Es zeigte sich täglich mehr, daß ich darin richtig handelte.)

(Am nächsten Tage, 11 Uhr Vormittags.) Kann ich jetzt schreiben? „Nein . . . . . nach einer Stunde erst." — Quäle ich Dich mit meinen Fragen? — „Nein."

12 Uhr, 37 Min.

„Worm. Du hast gewiß den guten Willen, das zu thun, was ich gestern sagte.

„Du hast Deinem Onkel zu wenig vom Spiritismus erzählt. Du kannst ihm ruhig sagen, daß Du Mitteilungen von Geistern erhalten hast. Du mußt ihm jedoch nicht erzählen, worauf sie hinausgehen, sondern sagen, daß er dies später erfahren kann.

„Du hast über Verschiedenes nachzudenken, was wir Geister sofort verstehen, wenn wir den Körper verlassen haben, was aber unmöglich mitzuteilen ist, da Ihr es nicht fassen könnt. Aber wir wollen gern die Aufklärungen geben, die Ihr wünscht und verstehen könnt.

„Es giebt zwei Arten von Schreibmedien, die rein mechanischen und die intuitiven. Erstere sind die verhältnismäßig zuverlässigsten, aber deshalb soll man letztere noch nicht verachten.

„Du bist ein teilweise intuitives und teilweise mechanisches Medium, und ich bin jetzt im Begriff, Dich zum rein mechanischen Medium zu machen.

„Du darfst den Bleistift nicht früher vom Papier erheben, als bis Du auf die neue Seite kommst. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn anfangs die Finger davon schmerzen, das giebt sich mit der Zeit. — —"

---

*) Das eigentümliche Verhältnis, welches zwischen dem Schreiber dieser Mitteilungen und seinem Onkel bestand, kann hier nicht näher erörtert werden. Es muß genügen, daß er seit seiner Kindheit im Hause des Onkels aufgewachsen war, und daß der Onkel in jeder Beziehung Vaterstelle an ihm vertreten hat. Der Onkel ist ein Mann von 68 Jahren, reicher Schiffsrheder und Grundbesitzer, ein hochfahrender Herr.

2 Uhr 30 Min. Nachmittags. Frage: Kann ich zu jeder beliebigen Tageszeit fragen, ohne Dich zu stören? — „Ja, wenn ich nicht grade anderswo auf Erden beschäftigt bin."

Wenn ich nicht, sobald ich mich hinsetze, etwas in der Hand fühle, kann ich dann annehmen, daß Du anderswo beschäftigt bist? — „Ja."

„Du darfst aber nicht vergessen, daß es nur Dinge sind, welche den Spiritismus angehen, auf die ich am liebsten antworten mag; nur wenn ganz besondere Umstände vorhanden sind, darfst Du nach Verhältnissen fragen, welche außerhalb desselben liegen.

„Du darfst nicht glauben, daß ich allwissend bin. Ich weiß nur verhältnismäßig wenig von irdischen Dingen.

„Der Menschen Gedanken kenne ich oft besser, als" (äußere Dinge, riet ich; aber es folgte:) Du glaubst.

„Du darfst jedoch nicht glauben, daß ich die Gedanken der Menschen kenne, ausgenommen, wenn ich sie besonders studiert habe.

„Du darfst Ramstad alles erzählen, was Du willst."

Ich fühlte nun mehr und mehr, daß meine Hand von einer fremden Kraft gelenkt wurde — auch beim Uebergang zu neuen Worten und neuen Reihen. Zum ersten Male wurde die Hand, als die Mitteilung zu Ende war, durch komplizierte Muskelbewegungen ausgestreckt, so daß der Bleistift ihr entfiel. Mehr und mehr Buchstaben, zuweilen sogar ganze zusammenhängende Reihen wurden mit einer Handschrift geschrieben, die nicht die meine war; (sie war eleganter) nur hier und da stehen meine eigenen steifen Buchstaben und unterbrechen die Symmetrie.

(Zwei Tage später, 12 Uhr 35 Min.) „Worm. Du thatest recht dran, daß Du Deinem Onkel nichts von seiner eigenen Dummheit sagtest, als er" (hier war es plötzlich zu Ende, und ich ahnte nicht, was kommen solle).

„Du erinnerst Dich, daß Ihr, als Ihr grade" (wiederum Unterbrechung und gewissermaßen ein Suchen nach Worten; ich schlug vor oder riet vielmehr: hinein-, hinaus-, hinunter-, hinauf-kamt) „hinaufkamt nach Kleiven" (ein Aussichtspunkt) „und die Butter geschmolzen fandet."

(Jetzt erst fiel es mir wieder ein. Gestern, am Sonntag, hatten wir eine längere Fußtour gemacht, waren sehr zeitig aufgebrochen, und Onkel selbst trug den Proviantranzen; die in Papier eingeschlagene Butter legte er zu oberst. Später am Vormittag wurde die Sonne heiß; aber Onkel, der den Ranzen trug, während ich mit Jagd- und Fischereigeräten vorausging, dachte nicht an die Butter; als wir anlangten, befand sich sowohl der Proviant, wie der Ranzen, in wenig appetitlicher Verfassung; Onkel ärgerte sich; ich nahm es ruhig.)

„Solche Dinge thun mehr, als man glauben sollte, denn Dein Onkel bemerkt dergleichen." (Das hatte ich nicht gedacht.)

In einem andern ähnlichen Falle hatte ich mich heute weniger klug aufgeführt; dafür gab Worm mir jetzt einen gebührenden Beweis. Und fuhr fort:

„Du hast Schwierigkeiten gehabt, ihn in bessere Laune zu bringen, aber es hat doch geholfen. Du mußt nicht mit ihm über Spiritismus sprechen, bevor Du näheres von mir gehört hast.

„Du darfst nicht glauben, daß, weil etwas Heimliches bei dem Spiritismus ist, Du ihm nicht davon erzählen kannst; es ist nur, weil er es nicht gut verträgt.

„Du darfst Ramstad sagen, was Du willst, da er diese Dinge grade studiert und Beweise für den Spiritismus braucht, da sein Glaube nicht so stark ist wie der Deine.

„Ich will, daß ihr Beide zusammen ein Buch über den Spiritismus ausarbeitet; Du bekommst dann Verwendung für Deine Aufzeichnungen. Gieb Dir Mühe, so vollständige Aufzeichnungen wie möglich zu erhalten. Verhüte, daß Du gar zu viel (Privatsachen? dachte ich) Formfehler in Deine Abschriften bringst."

Frage: Willst Du mir in solchem Falle helfen?

„Ich will sehen, was ich thun kann."

(Ein paarmal half er mir später während des Abschreibens, Worte zu lesen, die im Orginal allzu undeutlich geschrieben waren.)

(Am nächsten Tage, 12 Uhr 30 Min.)

„Worm. Ich will Dir jetzt erzählen, was ich in der Stadt gemacht habe. Da ich Johnsen als Medium gehabt habe, kann es für Dich von Interesse sein, darüber zu hören.

„Ich habe zweimal durch ihn gesprochen, Freitag und Sonntag. Ich erzählte von Deinen Experimenten, wie ich versucht hätte, Dich zum mechanischen Schreibmedium*) zu machen, und von meinen Offenbarungsversuchen in Gestalt einer Taube, eines Fisches, und wie ich wirklich bin. Ich erzählte, daß Ihr Beide vermögend werden sollt.

„Es war niemand anwesend als Helga (Johnsens Frau) und Agnete, als ich letzteres erzählte. Das erste Mal war es im spiritistischen Verein. Dort erzählte ich, daß Du versuchtest zu schreiben und täglich mehr und mehr lerntest. Das zweite Mal schrieb ich in ihrer eigenen Wohnung. Helga war anfangs entsetzt, faßte sich jedoch bald, als sie begriff, daß ich es sei. Ich sprach mit der ehrwürdigen Stimme eines alten Mannes. Johnsen hat alles aufnotiert und Dir darüber geschrieben. — Du erhältst den Brief, wenn Du heimkommst. -- —"

Ich freute mich auf diesen Brief; er würde ein ausgezeichnetes Beweismittel sein.

Frage: Kannst Du mir Zeichen geben, wenn Du mir etwas zu sagen hast? — „Ja." —

Wie?

„Indem ich Dir den rechten Zeigefinger nach innen biege."

Ich bat ihn, es zu versuchen, und es ging. Später schrieb er Ja und Nein mit dem Finger, bald auch Buchstaben, so daß ich es deutlich verstand.

(Am nächsten Vormittag. Erneutes Versprechen von Worm, daß er sich als Taube offenbaren werde, mit detaillierten Regeln für mein Verhalten am heutigen Tage. Außerdem folgendes:

„Dein Onkel hat beschlossen, morgen zu reisen" (ich wünschte sehr, daß wir reisten, schon um den versprochenen Brief zu erhalten). „Es wird morgen schönes Wetter, und Ihr werdet über Viksheien nach Hause fahren."

(Nachmittag): Dein Onkel liegt jetzt und denkt daran, die Reise auf Dienstag zu verschieben; trag es gelassen. Ich will versuchen, es zu verhindern, indem ich ihm den Gedanken an Briefschaften eingebe, die beantwortet werden müssen. Doch glaube ich, daß es wenig nützen wird.

Am Abend ging ich eine Viertelstunde spazieren. Zuletzt war mir's, als sähe ich hier und da kleine Schneeballen. Als ich heimkam, wurde mir durch Fingersprache erzählt, daß, wenn ich noch fünf Minuten ausgehalten hätte, ich Tauben gesehen haben würde.

Der Tag der Heimreise kam.

Ich hegte starkes Verlangen nach dem Briefe meines Schwagers, von dem Worm gesagt, daß er zu Hause meiner warte, und der mir definitiv seine Zuverlässigkeit beweisen sollte. Allerdings zweifelte ich nicht eigentlich; Worm war mir mehr und mehr ein vertrauter Freund geworden, dessen bloße Persönlichkeit Vertrauen einflößte. Außerdem war vieles von dem, was er mich hatte schreiben lassen, etwas, das auf überlegenen psychologischen Blick und auf ein wohlwollendes Herz deutete; und daß ich selbst es nicht sein könne, der der Urheber der Mitteilungen war, schien daraus hervorzugehen, daß sie mir selbst oft unerwartet kamen, ja, zum Teil sogar meinen Wünschen und Anschauungen widerstrebten.

*) Solche, welche schreiben, ohne sich des Inhalts der Mitteilung bewußt zu sein.

Das Zutrauen, welches ich für meinen überirdischen Freund hegte, hatte mich zu einem willigen und geduldigen Werkzeug für seine, zum Teil ziemlich wilden Experimente gemacht, und ich hatte mir vorgenommen, auf alles einzugehen, und zu sehen, was das Ende von der ganzen Sache sein werde. Es war ja alles äußerst sonderbar, und stritt durchaus gegen meine früheren Auffassungen. Aber wenn ich bedachte, wie viel Wunderbares von Zeit zu Zeit in der Welt auftaucht, oft Dinge, deren Möglichkeit wir noch vor kurzem gänzlich verworfen haben würden, so mußte ich mir selbst sagen, daß es keinen Zweck habe, von vornherein allzu skeptisch zu sein; man könnte sonst leicht in der Folge als Schafskopf verlacht werden (vergl. die Gelehrten, die ihrer Zeit nicht an Meteorsteine glauben wollten).

Das einzige, was mich ärgerte, als wir reisen wollten, war das Wetter. Gestern hatte Worm gesagt, an dem Tage würden wir ununterbrochen Unwetter haben, (was auch der Fall war), heute aber würden wir schönes Wetter haben; ich verließ mich darauf und packte meinen Regenanzug ein; wir waren aber noch nicht weit gekommen, als ich ihn wieder auspacken mußte; denn der Himmel verdunkelte sich und wir bekamen ein tüchtiges Regenschauer.

Ich ärgerte mich noch darüber, als plötzlich der Zeigefinger meiner rechten Hand ausgestreckt wurde, — ein, zwei, drei Mal. Der Name Worm wurde mit dem Finger buchstabiert. Ich fragte, was er wolle; und er antwortete, daß er sich mir heute Abend als Engel offenbaren und mit mir sprechen würde, wenn wir nach Hause kämen; ich solle mich hüten und unterwegs nicht zu viel essen und rauchen; was ich auch versprach.

Weshalb es aber trotz seines Versprechens schlechtes Wetter geworden sei?

„Ja, wart nur", meinte er; „sobald Ihr nach Viksheien kommt, wird es schön". Nach einer Weile hörte der Regen auf, und über uns war klarer Himmel. „Vielleicht kommt noch ein Schauer", sagte er, „dann aber nicht mehr."

Früher hast Du gesagt, Du seiest nicht allwissend, wandte ich ein. Er antwortet — indem er mit meinem Finger in der Luft schrieb —: „Das Wetter kenne ich ungefähr zehn Tage voraus."

Durch eine Reihe von Fragen und Antworten erfuhr ich, daß ich öfter nach dem Wetter fragen dürfe, wenn es von Bedeutung für unseren Verkehr sein könne, daß ich bei Gelegenheit Onkel mitteilen könne, was ich auf diese Weise erfuhr u. s. w. Ich befürchtete, daß ich zu viel frage, aber Nein; er teilte mir mit, daß er selbst mir ja meine Fragen suggeriere, um sich auf diese Weise Gelegenheit zu schaffen, mir mitzuteilen, was er wolle.

Wir holperten langsam vorwärts auf dem unebenen Gebirgswege, jeder in seinem Kariol, ich als letzter; Worm wurde sehr mitteilsam. Zuerst bekam ich eine Menge Diätvorschriften, zum größten Teil dieselben, die ich früher schon erhalten. Dann begann er, mir Fragen über sich selbst einzugeben. Früher hatte er wenig über sich gesprochen; ich fragte daher, ob ich solche Fragen stellen dürfe. Gewiß, er selbst sei es ja, der sie suggeriert habe.

Er erzählte mir, daß er sechs Mal auf Erden gelebt habe. Jetzt brauche er nicht wieder dorthin zurückzukehren; aber er wolle noch einmal freiwillig kommen, als Missionär. Hundert Jahre lang habe er es überlegt; aber ganz kürzlich erst habe er sich fest dazu entschlossen. In Norwegen wolle er sich gebären lassen, und gerade heute habe er sich seinen künftigen Vater gewählt. Und ich sei es, den er mit diesem Vertrauensposten beehren wolle. Aus dem Grunde, weil ich einen so einfältigen, aufrichtigen Glauben habe, und weil ich unter schwierigen Verhältnissen, Wohlwollen und Herzensgüte bewiesen und mich willig vor seiner höheren Weisheit gebeugt habe.

Nach sechs Jahren wolle er sich gebären lassen. Diese sechs Jahre wollte er verwenden, um sein Kommen vorzubereiten, und ich solle sie brauchen, um mich auf mein Vateramt vorzubereiten, damit ich ihn auf die rechte Weise erziehen und ihm nach und nach von seiner Stellung als Geist und von seiner Mission auf Erden erzählen könne.

Denn sein Leben solle eine mächtige Bedeutung haben, größer als die Luthers,

ja, selbst größer noch als die des Jesus von Nazareth. Er sei nämlich kein Geringerer als der Paraklet, der Sprecher, der Heilige Geist, von dem Jesus gesprochen habe, und der jetzt, nachdem er die sieben Geisterklassen durchgemacht, die alten Verheißungen erfüllen werde.

Er wolle mir jetzt all' die Erklärungen geben, damit ich ein Werk schreiben könne über sein Leben in den früheren Inkarnationen; dieses Werk solle ich aber nicht drucken lassen bevor er geboren und einigermaßen erwachsen sei.

Er sei, wie gesagt, sechs Mal als Mensch auf Erden gewesen. Nämlich:

Das letzte Mal als Elliot, Missionär unter den Indianern, † 1675.

das fünfte Mal als Abt Worm (in der Stadt Hannover); † 1268.

das vierte Mal als Johannes der Täufer,

das dritte Mal als Buddha,

das zweite Mal als Confucius.

das erste Mal als König Jerim, der vierte in der Dynastie Jerim in Aegypten, geb. 4064 vor Christi Geburt.

Vor dieser Zeit sei er Pferd in Arabien gewesen. Auch als Pferd habe er sechs Mal gelebt. In jedem Leben habe er sich entwickelt, und in jedem Menschenleben sei er in eine höhere Geisterklasse gekommen. Als Geist habe er sich besonders auf die Chemie verlegt und Kommunikationsmittel mit den Menschen ausgedacht. Die Fingersprache, der wir uns jetzt bedienten, sei also seine Erfindung; die Idee, sich als Taube oder Fisch zu offenbaren, war ebenfalls die seine, und er hatte sie nun mit mir versucht, da ich ein Materialisationsmedium war, das zugleich selbst Zeuge sein könne.

Dann begann er mir von mir selbst zu erzählen. Ich sei jetzt zum sechsten und letzten Male auf Erden. All meine Daseinsperioden hätte ich in Norwegen verlebt, und ich hätte immer was aus mir gemacht, sagte er. Gewesen war ich nämlich:

Das vorige, fünfte Mal, Henrik Wergeland,

das vierte Mal Pastor Brochmann,

das dritte Mal Sigurd Jorsalfarer,

das zweite Mal Olaf, der Heilige,

das erste Mal Frithjof der Starke.

Vor dieser Zeit sei ich Katze gewesen, zahme Hauskatze. Es sei Regel, teilte er mit, daß man in jeder Fleischwerdung die Frau wieder bekäme, die man das vorige Mal gehabt habe. Ich würde mich jetzt also mit der verstorbenen Frau Wergeland verheiraten.

Auch Jesus sei solch ein ausgedienter Mensch, jetzt ein Geist im selben Range wie er selbst (Worm). Jesus habe vorher gelebt als: 7) Prophet Elias, 6) König David, 5) Josua, 4) Jahu, 3) Abraham, 2) Enoch, 1) Adam.

Luther habe gelebt als Augustin, Paulus, Prophet Elisa; Moses habe sein Erdendasein mit dem in der Bibel beschriebenen Leben beschlossen.

Meine (nicht orthodoxe) Auffassung von Jesu Lehre sei allerdings richtig. Doch sei es nicht ganz korrekt, wenn ich glaube, daß Gott sich in jedem Menschen als Geist offenbare; das werde erst geschehen, wenn er selbst, — der Sprecher — Fleisch geworden.

Wenn Jesus gesagt habe, daß er wieder kommen werde, so sei dies als von zwei Arten der Wiederkunft zu verstehen:

1) Die teilweise oder gradweise durch alle Menschen, die seine Gedanken verstanden und aufnahmen.

2) Eine persönliche. Er würde noch einmal Fleisch werden — ebenfalls in sechs Jahren —; diesmal in Amerika. Kristoffer Janson werde sein Vater werden. Dies habe Janson schon vorausgesehen und in seinem Blatte, dem „Säemann" gesagt.

Jesus und er würden dann in Gemeinschaft handeln.

Von dem Regenschauer, das Worm prophezeit hatte, sahen wir lange nichts. Als wir aber nach Viksfjaret hinauf kamen, strömte uns ein dichter Nebel nach, der

das ganze Thal hinter uns erfüllte; vor uns aber lag Viksheien und die ganze Gegend in leuchtendem Sonnenschein — wie eine Bekräftigung, daß Worm wahrgesprochen habe.

Als wir über die Höhe fort waren, erhielt ich die Mitteilung, daß Worm sich heute Abend doch nicht offenbaren werde. Weshalb? — Weil ich nun fürs Erste genug zu denken habe. Außerdem würde der Brief, der zu Hause auf mich wartete, mir noch mehr zu denken geben.

Frage: Ist es jetzt definitiv beschlossen, daß Du heute Abend nicht kommst?

„Ja."

Als wir aber hinunter ins Thal gekommen waren, diktierte er:

„Ich will mich Dir doch als weiße Taube offenbaren, die vor Dir herfliegt und spricht, wenn Du auf dem Wege, an den Du denkst, heute Abend zwischen 7—8 Uhr gehst, bevor Du gespeist hast."

Trotz aller Hochachtung vor meinem Freunde Worm, fand ich doch, daß er heute ziemlich weitläufig gewesen sei.

Unter anderm fiel es mir ein, wenn er wirklich der Heilige Geist sei, und wenn er zugleich Johannis der Täufer gewesen, wie sollte man denn die Erzählung von Jesu Taufe verstehen, bei welcher Gelegenheit der Täufer und der Geist gleichzeitig aufgetreten waren — als zwei verschiedene Persönlichkeiten?

Und wenn Jesus früher Elias gewesen — wie konnten denn Jesus und Elias gleichzeitig auf dem Berge der Verklärung auftreten?

Ich erlaubte mir zu fragen.

Antwort: „Das werde ich Dir später erklären."

Kurz darauf teilte er mir mit, er fände, ich sei nicht dankbar genug gegen Gott für die großen Mitteilungen, die ich heute erhalten habe. Aber — fügte er entschuldigend hinzu — er könne es ja begreifen, da ich die Mitteilungen auf so wenig feierliche Art erhalten habe, nur durch Fingersprache und Suggestion, die mir weniger zuverlässig erscheinen müßten; es sei also erklärlich, daß das Ganze sich in meinen Augen fast ausnehmen müsse, wie ein Märchentraum.

Ich solle mich auf spiritistische, historische, sprachliche und chemische Studien verlegen, lesen, schreiben und reisen: — für Geld „werde er schon Rat schaffen".

Uebrigens gäbe es viele Geister, die seinen Plänen entgegen arbeiteten, besonders die Geister dummer pietistischer Leute, sagte er.

Nach Hause gekommen, fand ich auf meinem Tische den Brief von meinem Schwager. Ich öffnete und las — er enthielt nicht einen Ton von dem, was ich erwartet hatte.

Mutlos fragte ich nun, ob nicht noch ein Brief von meinem Schwager da sei.

Antwort: „Allerdings".

Frage: Wo er sei?

„Im Kontor bei Deinem Onkel."

Ich ging dorthin, fand aber nichts für mich. Nur ein Brief an Onkel lag da; ich erkannte an der Handschrift, daß er von meinem Schwager war; er war geöffnet.

Worm teilte mir nun mit, daß der richtige Brief an mich in dem Briefe an Onkel gewesen sei. Beim Abendessen fragte ich diesen, ob er in seinem Briefe nicht einen an mich gefunden habe. Nein.

„Worm: Dein Onkel hat ihn nicht gesehen."

Später am Abend erzählte Tante, daß der Brief, den ich auf meinem Zimmer gefunden, in den Brief an meinem Onkel eingeschlossen gewesen sei, den sie geöffnet habe.

Da fragte ich Worm denn noch einmal, ob kein anderer Brief für mich da sei.

„Ja, in der Posttasche."

Ich durchsuchte die Tasche, in welcher die Postsachen abgeholt wurden; aber sie enthielt nichts.

Worm: „Ich habe es unsichtbar gemacht."

Frage: Wie lange wird es unsichtbar bleiben?

„Eine halbe Stunde."

Ich wartete die halbe Stunde. Frage: Werde ich es jetzt in der Posttasche finden? — „Ja."

Aber die Posttasche war leer wie zuvor.

Ich fühlte meine Zuversicht ziemlich erschüttert; inzwischen machte ich mich daran, die Jahreszahlen u. s. w., die er heute aufgegeben hatte, zu prüfen; — ob diese wenigstens richtig seien.

In der Kirchengeschichte fand ich, daß der Missionar Elliot im Jahre 1690 gestorben sei.

Frage: Aber Du sagtest 1675?

Antwort: „Ja, das ist auch richtig."

Steht König Jerim in irgend einem Buche, das ich besitze, erwähnt? — „Ja."

Im Lieblein? — „Ja."

Auf welcher Seite? — „Seite 88."

Ich sah nach. — Aber da steht ja nichts? — „Doch."

Es war unmöglich Seite 88 einen derartigen Namen zu finden. Darauf gab er andere Seitenzahlen an; aber das Resultat blieb dasselbe, trotz Worms Versicherungen.

Nicht besser ging es mit den andern Untersuchungen.

Ziemlich niedergeschlagen ging ich an diesem Abend zu Bett. Konnte wirklich meine eigene Phantasie diese Komödie mit mir aufgeführt haben?

(Am folgenden Tage, 10 Uhr 50 Min. Vormittags.) Auf meine Frage kam folgendes:

„Worm. Ich will Dir jetzt erklären, wie es sich verhält.

„Ich habe in meinem Dienst viele Geister, die wohl geschickt sind, deren Zuverlässigkeit jedoch nicht allzu groß ist.

„Du bist gestern das Opfer eines solchen gewesen. Ich hatte ihn eingesetzt, Dich zu führen und hatte ihm Vollmacht gegeben, meinen Namen zu brauchen; zu spät bereue ich jetzt mein Vertrauen.

„Er hieß Jensfansfufas.

„Er ist der Schlauste, aber auch der Unzuverlässigste; ich glaubte jedoch, er müsse zu viel Respekt vor mir haben, um mich auf diese Weise hinter's Licht zu führen. Ich verspreche Dir, daß ich ihn in meinen Beziehungen zu Dir nicht mehr verwenden werde.

„Er ist Chinese.

„Du mußt bis Mittwoch warten, dann bekommst Du den bewußten Brief von Deinem Schwager.

„Ich selbst habe am Freitag Abend zuletzt mit Dir gesprochen.

Ich empfinde es jetzt als meine Pflicht, mich ganz besonders anzustrengen, um Dir die nötige Kontrolle und volle Beweise in die Hand zu geben.

„Ich will Dich z. B. jeden Tag wissen lassen, wie das Wetter während der nächsten acht Tage sein wird."

(Ich bekam die Wetterliste für die folgende Woche. Die Prophezeihungen gingen in Erfüllung — zum Teil.)

Darauf erhielt ich Angaben über eine Menge Vorbedeutungen, die man aus dem Flug der Vögel und aus Träumen entnehmen konnte. „Der Traum, dessen Du Dich aus dieser Nacht entsinnst, bedeutet, daß ein Weib Dir um den Hals fallen und Dich küssen wird."

Zuletzt: „Ich will nun schließen. Es ist begreiflich, daß Du nicht zu Experimenten aufgelegt bist, bevor Du bestätigt siehst, was ich gesagt habe."

Während ich dieses schrieb, fühlte ich geringeren Trieb, denn je zuvor, sowohl in der Hand, wie im Sinn; mir war als gehe es so auf's Geratewohl. Am Abend wurde mir durch Fingersprache mitgetheilt, daß die Mitteilung, die ich erhalten hatte, nicht echt sei.

Auf einem Spaziergang durch den Wald fragte ich, ob Worm versuchen werde, sich heute Abend zu offenbaren? — „Nein."

(Am folgenden Tage, 12 Uhr.) Schriftmitteilung!

„Worm. Ich habe keine Unwahrheit gesagt.

„Johnsen war in der spiritistischen Séance am Montag, bevor er die Séance zu Hause hatte, von welcher er schrieb. Torstenson*) hielt einen Vortrag. Nachher war Johnsen Inspirationsmedium, ohne daß er selbst es wußte.

Ich habe auch nicht die Unwahrheit gesagt, als ich erzählte, daß Du eine Erklärung im Brief erhalten würdest, als Du nach Hause kamst. Johnsens Brief ist auf dem Wege zu Dir, und Du erhältst ihn am Mittwoch. Als Einlage in einem Brief an Deinen Onkel. Du wirst auch von Helga Mitteilungen über die beiden Male erhalten, wo Johnsen Trancemedium gewesen ist.

„Wenn Du diese Mitteilungen nicht am kommenden Mittwoch erhältst, hast Du vollen Grund, mich nicht als zuverlässig anzusehen.

„Du darfst den Mut nicht verlieren, wie Dir die Gestaltung der Dinge auch erscheinen mag. Du wirst sehen, es macht sich alles.

„Ich will mich Dir heute offenbaren und sprechen, wenn Du zwischen 7 und 9 Uhr in den Wald gehst." — Die gewohnten Diätvorschriften. — „Wenn Du nach 30 Min. nichts siehst, kannst Du ruhig nach Hause gehen.

Mit Hilfe Deiner inneren Persönlichkeit schreibe ich und materialisiere ich auch — —."

Ich wartete am Abend 30 Minuten, sah aber nichts.

Ziemlich skeptisch wartete ich auf das, was demnächst erfolgen werde.

(Am folgenden Tage.) Im Laufe des Vormittags fragte ich, wann ich schreiben solle. — „Um 12 Uhr."

Frage: Kannst Du mir sagen, wie spät es jetzt ist — nach der Uhr im Wohnzimmer? — „11 Uhr, 10 Min."

Ich ging ins Zimmer und sah nach. Die Uhr zeigte 12 Uhr 40 Min.

Da setzte ich mich denn mit dem Bleistift hin und bekam folgendes:

„Worm. Du siehst, ich kann mich irren.

„Bis vor kurzem habe ich geglaubt, ich könne Dich alles und jedes glauben machen; jetzt aber sehe ich, daß Du anfängst Kritik zu üben, und das freut mich.

„Ich habe Dir mit Willen vieles eingebildet, dem Du also nicht allzuviel Glauben schenken darfst.

„Ich will mich in Zukunft an nüchternere Dinge halten.

„Ich habe nichts machen können aus den vielen Versuchen zur Offenbarung, weil Du zu leichtgläubig gewesen bist.

„Ich hoffe, daß es jetzt besser gehen wird.

„Ich will es heute auf eine neue Art versuchen. Wenn Du heute Abend auf dem Wege gehst, will ich an der Wegseite als Eichhörnchen vor Dir herhüpfen und sprechen. (Wartezeit? — „15 Min.")

„Ich will jetzt sagen, welche Person ich bin. Ich bin derselbe, der sich bei Johnsens Elliot genannt hat; aber ich bin nicht Missionär in Amerika gewesen, sondern Chemiker, und starb 1817 in Belgien, wo ich Lehrer an einer Schule war.

„Ich bin Abt in Hannover gewesen."

„Du bekommst morgen nichts von Johnsens.

„Das, was ich von Johnsens Brief und seiner Mediumität gesagt habe, und daß Ihr Beide vermögend werden sollt, ist nur etwas, das ich erzählt habe, um Euch zu prüfen.

„Was ich von der Diät gesagt habe, sollst Du auch nicht so genau nehmen. Worm."

---

*) Einer der führenden norwegischen Spiritisten. Anm. d. Uebers.

Ich fragte ob noch Andere gegenwärtig seien, die dies unterschreiben könnten, und erhielt:

„Koff. Hansen. Zimmer." (Alle bekannt aus unseren ersten Experimenten mit dem Tische.) —

Später am Tage fragte ich, ob er selbst es dennoch vielleicht gewesen, der mich von Lövdal über Viksheien hierher begleitet habe. Antwort: „Ja."

Bei der Schreiberei war jetzt beständig etwas gewissermaßen verlegenes und Unsicheres; ich hatte nicht mehr den Eindruck, daß eine Persönlichkeit dahinterstehe, wie ich sonst oft gehabt, wenn ich mich hinterher oft so erfrischt und gleichsam intelligenter, ein besserer Mensch fühlte; jetzt war es mehr ein Gefühl, wie wenn man einen Schuljungen auf einer Durchstecherei ertappt. Der Name Wörm hatte nicht mehr seinen guten Klang für mich; er war etwas Abgeblichenes.

Eines Tages hatte ich gefragt, ob es vielleicht gar kein „Worm" sei, der gesprochen habe, sondern meine eigene „innere Persönlichkeit". Ich hatte zur Antwort „Nein" bekommen.

Als ich am Abend nach der letzterwähnten Mitteilung eine halbe Stunde (ohne irgend welche Erwartung) in den Wald gegangen war und nach dem Eichhörnchen ausgesehen hatte, ging ich meinem „Geist" zu Leibe und ermahnte ihn zu sagen, ob es vielleicht dennoch meine innere Persönlichkeit gewesen, die gesprochen habe; — da kam durch Fingersprache die Antwort „Ja". Ich drang dann ernstlich in ihn und bat ihn, mir den Grund zu sagen, weshalb er mir dies verschwiegen und im ganzen diese erbärmliche Komödie aufgeführt habe. Er versprach, es am Abend zu erklären.

Um 9 Uhr saß ich zu Hause und erhielt Folgendes mitgeteilt:

„Ach, welche große Freude empfand ich, als ich Deine Aufrichtigkeit und Standhaftigkeit sah. Ich hatte geglaubt, daß Du Dich hinter's Licht führen ließest, sehe aber, daß es unmöglich ist, die Wahrheit zu verbergen. Du sollst also wissen, daß der, welcher durch Dich schreibt, kein Anderer ist, als Deine eigene, innere Persönlichkeit.

„Du hast wohl manchesmal gemerkt, welch ein großer Sporn es jedesmal für Dich war, wenn Du Dich (sic) selbst geblieben warst und Dich nicht willenlos von jeder Stimmung mitreißen ließt, die Dich durchfuhr. Es war für mich immer ein (sic) Anstrengung, das Jagen Deiner Fantasie zu zähmen; zum ersten Mal versuchte ich, Dich unter dem Namen eines Andern in Versuchung zu führen, damit Du Dich selbst kennen lernetst. Ich bin überaus erfreut darüber, daß Du die Prüfung bestanden hast, und wünsche Dir Glück zu Deinem wiedergefundenen Selbst.

„Nun wirst Du sehen, daß wir Beiden uns hinfort besser verstehen und einander ergänzen, so daß ein harmonisches Ganzes daraus entsteht.

„Du mußt Dich zu mir verhalten, wie ein Freund und Bruder, bei dem Du immer Hilfe und Trost suchen kannst.

„Wir werden uns mit der Zeit vereinen. Für die Zukunft brauchst Du Dir keinen Kummer zu machen. Du mußt nur immer meinen Rat befolgen."

„Deine innere Persönlichkeit."

Diesmal dünkte die Schrift mich zuverlässiger und minder bewußt, als sie während der letzten Tage gewesen, wenn meine Hand auch nicht so bestimmt geführt wurde, als manchesmal zuvor. (Mit Bezug auf die Idee der „inneren Persönlichkeit" wird bemerkt, daß ich gerade in den letzten Tagen Aksakows „Animismus und Spiritismus", und „Der Hypnotismus" von Dr. H. Schmidkunz gelesen hatte.)

Ein paar Tage später erhielt ich indessen eine Mitteilung, die abermals „Worm" unterzeichnet war.

Er empfahl mir, den Herbst damit zuzubringen, daß ich auf die Jagd ging, (womit ich bereits angefangen hatte) forderte mich jedoch auf, meine spiritistischen Studien nicht aufzugeben. Wir sollten mit Experimenten bei Ramstad fortfahren, aus welchem Anlaß er eine Menge Vorschriften gab.

Ich fragte, weshalb er uns Dinge über unsere Séancen bei Ramstad vorausgesagt habe, die nicht eingetroffen seien?

„Das geschah nur, um Dich gespannt zu machen."

Früher hatte er gesagt, es sei nicht gut, während der Séancen gespannt zu sein; daran erinnert, entgegnete er: „Es geht besser, wenn man gespannt ist, jedoch nicht überspannt."

Ich fragte, ob er es für recht halte, mir Geschichten einzubilden, nur um mich gespannt zu machen.

Antwort: „Ich gebe zu, daß es nicht recht gehandelt von mir war."

Frage: Wie verhält es sich denn eigentlich mit Johnsens Brief?

„Johnsen hat nichts Derartiges mitzuteilen, wie ich gesagt habe."

Ja, wenn dem so ist, sagte ich, so erwarte ich das ehrliche Zugeständnis mit Namens-Unterschrift, daß es Lüge war!

„Es war Lüge!

„Ich will mich bessern.

„Ich kann Dir nichts aus der Stadt mitteilen. Ich kann auch Deinem Schwager nichts von Deinen Experimenten mitteilen.

„Ebensowenig kann ich einen andern Geist herbeirufen. Du kannst es ebenfalls nicht außer durch gute Medien. Du mußt Kritik üben. Worm."

(Am nächsten Tage.) „Du hast zu großes Zutrauen zu mir gehabt; deshalb bist Du nun schlaff geworden.

„Du darfst nicht ermüden und das Ganze aufgeben, nur weil nicht gleich alles nach Wunsch geht.

„Ich kann Dir erst vorläufig Kontrolle verschaffen.

„Du kannst ein Buch aufgeschlagen gegen die Tischplatte legen; ich werde dann z. B. die erste Reihe abschreiben. Worm."

Ich that wie angegeben; erhielt aber nur unleserliche Zeichen geschrieben.

Dann fragte ich, ob er den Titel eines Buches aufschreiben könne, das ich blindlings vom Bücherbrett herab nahm.

„Ja."

Ich versuchte es zweimal, jedoch ohne Resultat.

(Zwei Tage später.) Kann ich jetzt schreiben? — „Nein."

(Vier Tage später).

„Worm . . ." Darauf einige unleserliche Zeichen.

(Am nächsten Tage.)

„Worm . . . ."

Ich ermahnte ihn nun ernstlich, die Wahrheit zu sagen. Da erfolgte gleich hinter dem Namen:

„Deine innere Persönlichkeit.

„Ich will die Wahrheit sagen.

„Du mußt doch begreifen, daß ich Dir nicht Dinge mitteilen kann, die außerhalb des Kreises Deiner eigenen Kenntnisse liegen. Ich kann nur den Kenntnisstoff benützen, der sich im Gehirn befindet, und in dessen Besitz Du bist.

„Ich kann mich nicht von Dir trennen und mich einen Augenblick anderswo aufhalten, als wo Du bist.

„Ich weiß auch nicht viel mehr von der Zukunft als Du, aber ich denke besser, weshalb Du mich bei allen möglichen Dingen zu Rate ziehen solltest. Ich habe ein besonderes Bewußtsein und einen besonderen Willen, der Deinem eigenen oft ganz entgegengesetzt ist."

(Eine Woche später.)

„Worm. Ich bin Metelret."

Ich bat ihn, das letzte noch einmal zu wiederholen.

„Ich bin Metettret. Mletontettet. Meledsoffe."

Lauter Unsinn. Später fiel mir ein, er habe vielleicht Mefistofeles oder den Namen eines ähnlichen Schelms schreiben wollen.

„Ja, jetzt bist Du auf dem rechten Wege," kam dann. „Ich will die Wahrheit sagen. Aber Du bist jetzt zu müde.

„Deine innere Persönlichkeit."

(Am nächsten Tage.) „Worm. Ich konnte die Wahrheit nicht sagen, so lange Du so leichtgläubig warst. Aber jetzt kann ich nicht lügen."

Es folgt das Ersuchen, das Vertrauen zu ihm nicht zu verlieren; Versprechen der Unterweisung in verschiedenen Dingen u. s. w., schließlich der Rat, „behutsam" mit Onkel und Tante umzugehen und sie „nicht mehr als notwendig zu kränken."

Eine Woche später.

„Ich muß mich an die Wahrheit halten. Worm.

„Aber ich kann Dir heute Abend nichts von Interesse mitteilen."

Frage: Kannst Du, wenn ich ein Wort schreibe und darauf die Augen schließe, hinterher die Linien mit einem Bleistift in meiner Hand nachziehen? — „Ja".

Der Versuch mißglückte.

(Am nächsten Tage.)

„Worm. Du bist zu abgespannt."

(Am nächsten Tage.) „Worm. Es ist nicht so leicht wie Du glaubst, Mitteilungen zu machen. Es soll jedoch besser werden, als in der letzten Zeit."

Frage: Kannst Du Mitteilungen über das Wetter machen? „Ja".

Wird der Schnee, der jetzt gefallen ist, wieder fortgehen? — „Ja". — (Er ging fort — zum größten Teil — nach 14 Tagen.)

Der Versuch von gestern wurde mit einer einzelnen krummen Linie wiederholt. Ich zeichnete sie zuerst, schloß dann die Augen, und er versprach darauf, die Hand in genau derselben Linie zu führen.

Total mißlungen.

Später am Tage.

„Worm. Ich kann heute Abend nicht schreiben."

Das waren seine letzten Worte.

Obgleich ich mich später noch mehre Wochen daran versuchte, habe ich nicht einmal mehr so viel wie Worm's Namen gesehen.

Nur unleserliche Striche und Figuren.

Schlußwort.

Herrn Z.'s Erlebnis hatte abkühlend auf mich gewirkt, und ich hoffe, daß es ebenso kühlend auf Andere wirken wird. Sowohl dem Spiritismus wie dem Publikum wird es von Nutzen sein, wenn man die Sache mit einer gewissen Ruhe nimmt.

Jedenfalls stecken nicht Geister in jedem Tisch, der klopft, oder in jeder Hand, die schreibt; das behaupten nicht einmal die Spiritisten. Selbst A. J. Davis hat gesagt, daß „die Geister nur selten mit den Menschen verkehren", und spätere Spiritisten haben dieses „selten" ein und zweimal unterstrichen.

Die meisten Phänomene werden jetzt von allen Seiten als „Mediumität" erklärt, d. h. als begründet in Eigenschaften und Wirksamkeit des Mediums. Aksakow stellt drei Rubriken auf, unter welche die Phänomene verteilt werden müssen, und nur in der letzten Rubrik kommen Geister vor. Es giebt nicht viele Fälle, welche den Anspruch erheben können, in diese Rubrik eingestellt zu werden.

Aus Herrn Z.'s Erlebnis können wir im Ganzen Vorsicht lernen.

Wenn „Worm" ein Geist war, wäre es erwiesen, daß die Geister lügen können — auch dann, wenn man sowohl ihnen wie der Sache gegenüber ernst und loyal auftrat. Und es wäre erwiesen, daß solche Lügengeister unser Vertrauen erringen können, und das bis zu solchem Grade, daß selbst der gröbste und offenbarste Unsinn uns kaum wieder zum Bewußtsein erwecken könnte. Es wäre also wenig gewonnen durch die ganze Geisterentdeckung; wir könnten ja niemals wissen, ob sie die Wahrheit sprächen. Ja, der Umgang mit Geistern würde gradezu ge-

fährlich sein. Ich bilde mir ein, daß mein Freund Z. garnicht mehr weit entfernt davon war, verdreht zu werden, als er damals in den Lövdal-Bergen herumging und mit seiner Fisch-Ausbrüterei beschäftigt war.

„Aber wäre auf jeden Fall unsere Unsterblichkeit bewiesen, wenn wir Geister gefaßt bekämen?" — Das mag Gott wissen! Es könnte ja auch sein, wie die Fakire glauben, daß die auftretenden Intelligenzen nicht Menschengeister wären, sondern Deva's, Geister niederen Ranges, eine Art Dämonen.

Die Geisterhypothese ist überhaupt nicht so einfach, wie sie erscheinen mag.

Auf den ersten Blick sieht es sehr bequem aus, einfach eine handelnde Persönlichkeit als Ursache des dunklen Phänomens hinstellen zu können. Aber heutzutage gilt es ja nicht mehr für gute Astronomie, wenn man die Bewegung der Himmelskörper dadurch erklärt, daß man jeden einzelnen von seinem eigenen Engel im Raum herumziehen läßt, und als der gemeine Mann sich vor langen Jahren die Bewegkraft der Lokomotive dadurch erklären wollte, daß er sich ein Pferd in der Maschine versteckt dachte, war er nicht so pfiffig, wie er glaubte.

Ein Ding erklären heißt: es irgend etwas Bekanntem beiordnen. Die Geisterhypothese nimmt unbekannte Phänomene und ordnet sie etwas noch Unbekannterem unter; darin liegt mehr Theologie als Erklärung.

Wir dürfen uns nicht damit befassen, „die Möglichkeit zu leugnen" von irgend einer Sache; es wäre ja einfach lächerlich — so wenig wie wir sowohl von Geist wie von Materie wissen. Und es giebt Dinge in der Litteratur der Spiritisten, die dazu auffordern, selbst die Geistertheorie als letzten Ausweg offen zu lassen. Aber auf eine so Alles umstürzende Hypothese eingehen, bevor alle anderen Erklärungsmöglichkeiten bis zur letzten Faser geprüft sind, — das mag der Einzelne kraft seines Glaubens thun, wenn er meint, etwas ganz Ueberwältigendes erlebt zu haben; wer sich aber wirklich in der Sache zurecht finden will, der faßt sie nicht von dieser Seite auf.

Wenn man die „spiritistischen" Erscheinungen ohne Geister erklären will, so fängt man natürlich mit den einfachsten Dingen an: mit den „physikalischen Phänomenen".

Wie geht es zu, daß ein Tisch tanzt? — Man hat nachgewiesen, daß es eine unbewußte Muskelbewegung giebt, und die kann vieles erklären. Sie reicht aber nicht aus, wenn Körper sich ohne Berührung bewegen, und man hat sich daher eine spezielle Kraft denken müssen, die hier thätig sei, die „magnetische" oder „psychische" Kraft, die „Odkraft", „Nervenkraft" oder wie man sie sonst nennen will; man stellt sich vor, daß sie ihre Quelle im Nervensystem hat, und daß sie sich bei einzelnen Menschen, den sogenannten Medien, in einer solchen Menge oder Intensität entwickelt, daß sie bedeutende Wirkungen erzielen kann. (Gute Experimente auf diesem Gebiet hat namentlich W. Crookes angestellt.)

Aber dann die Eigentümlichkeit, daß besagte Kraft mit Intelligenz verbunden zu sein scheint. Der Tisch, der tanzt, kann zugleich Fragen beantworten; das Schachspiel, das ohne Halt im Zimmer umherfliegt, kann dazu auch noch Musik machen u. s. w. Woher kommt diese Intelligenz? — Namentlich bei diesem Punkt schien es erforderlich, Geister einzuschieben.

Um ohne die letzteren fertig werden zu können, muß man die Nervenkraft des Mediums mit seinem Bewußtsein in Verbindung bringen. Dabei aber stößt man dann wieder auf eine neue Schwierigkeit: Das Medium ist während der Séancen in der Regel **nicht** bei Bewußtsein. Es schläft. Und dieser („magnetische") Schlaf ist gehörig tief und fest; wenn er aufhört, weiß das Medium nicht das Geringste von dem, was passiert ist. Der technische Ausdruck für diesen Schlafzustand ist „Trance".

Es konnte also auf jeden Fall nicht das gewöhnliche Bewußtsein sein, welches als spiritistische Intelligenz fungiert, und so nahm man denn seine Zuflucht zu der Lehre eines anderen oder „somnambulen" Bewußtseins.

Glücklicherweise haben hypnotische Untersuchungen klar gestellt, daß ein solches

somnambules Bewußtsein existiert, das unter gegebenen Umständen mit einer gewissen Selbstständigkeit auftreten kann. Am auffallendsten tritt dies bei hysterischen Individuen in die Erscheinung — und nun versichert z. B. von Hartmann, daß alle Medien hysterisch seien (ein Satz, der doch übrigens wohl noch der Prüfung bedarf?). Dies scheint also zu stimmen. Denkt man sich nun eine hysterische Person, deren somnambules Bewußtsein einen hohen Grad von Selstständigkeit besitzt; rüstet man sie dazu noch mit einem bedeutenden Quantum „Nervenkraft" und verschiedenen anderen besonderen Eigenschaften aus und räumt man ihr weiter noch die besondere Kraft, sich selbst zu hypnotisieren ein, so haben wir das „natürliche spiritistische Medium".

Nun besteht indessen noch die Schwierigkeit, daß das Medium ja nicht immer während der Séancen schläft. Gewisse Arten von Medien, besonders die Schreibmedien, scheinen sogar ganz besonders wach. Aber nun hat man Experimente, welche beweisen, daß Hysteriker nicht zu schlafen brauchen, damit ihr somnambules Bewußtsein frei wird. Es genügt oft, daß man nur für eine Weile ihre Aufmerksamkeit ableitet oder festhält u. s. w. — Ed. v. Hartmann stellt sich vor, daß das „neben einander bestehende zweifache Bewußtsein in verschiedenen Gehirnteilen" gleichzeitig in allen möglichen wechselseitigen Verhältnissen fungieren kann.

Man hat hier also zwei Hypothesen, die wirklich brauchbar scheinen, und mit deren Hilfe man ziemlich viel müßte erklären können. Sie bedürfen aber freilich beide noch des Prüfens und Durchdachtwerdens. Die Physik z. B. wird gewiß noch ungeheuer viel Schwierigkeiten machen, bevor sie eine Kraft acceptiert, welche Naturkraft ist, soweit sie Tische heben kann; psychisch jedoch, soweit sie sich unmittelbar von Seele und Willen lenken läßt. Und die Psychologie wird auch nicht viel größere Lust zu der Lehre von dem zweiteiligen Bewußtsein haben.

Diese Theorie hat ihre großen Bedenken. Abgesehen davon, daß sie sich auf eine jetzt veraltete Physiologie aufbaut, welche die verschiedenartigen Thätigkeiten der Seele örtlich in „verschiedenen Gehirnteilen" einquartiert hatte —: in dem Augenblick, wo man ein zweiteiliges, von einander in seinen beiden Teilen wesentlich unabhängiges Bewußtsein in demselben Individuum aufstellt, ist man ja im Begriff, die „innere Persönlichkeit" des Spiritismus anzuerkennen. Aber die innere Persönlichkeit des Spiritismus ist nichts anderes, als der „Geist", der sowohl den Körper, wie das „äußere Bewußtsein" überleben soll; anerkennt man diesen, so steht man ganz unerwartet wieder mitten in der Geisterlehre, — und das war doch nicht die Absicht.

Will man davon los, so muß man sicherlich versuchen, sich mit einem Bewußtsein zu behelfen. Dieses Bewußtsein kann in verschiedene Zustände treten; es kann vielleicht auch die Rede von verschiedenen mehr oder minder durchgeführten Bewußtseinsteilungen sein. Von den verborgenen Kräften, die im Menschen zu sein scheinen, muß man annehmen, daß sie unter gewissen, besonderen Bewußtseinszuständen in die Erscheinung treten können. Aber die Einheit des Ichs muß festgehalten werden; es muß auf irgend eine Weise das allgemeine Bewußtsein bleiben, welches auch im somnambulen Zustand die Kräfte zusammen hält und ihnen ihre Richtung giebt.

In diesem Punkt, dünkt mich, kann Herrn Z.'s Erlebnis uns von Hilfe sein.

Herr Z. ist nicht viel „medialer", als die meisten von uns, und sein Erlebnis zeichnet sich daher durch einen hohen Grad von Einfachheit aus. Wir können beinahe alles durchschauen, was vorgeht; trotzdem hat die Geschichte soweit Consistenz erlangt, daß sie sich hinreichend deutlich als „spiritistisch" erweist. Betrachten wir sie also.

Nach einer geglückten Séance befindet Herr Z. sich in einem mehr oder minder hypnoiden Zustande und unter dem Einfluß der Suggestion, daß Geister im Zimmer sind. Er nimmt Bleistift und Papier und setzt sich, um „passiv" zu sein;

„Passivität" wird von Jedem verlangt, der spiritistische Versuche ausführen oder an ihnen Teil nehmen will.

Passiv sein heißt: seine Aufmerksamkeit bis zu gewissem Grade unterdrücken, sich äußeren Eindrücken einigermaßen verschließen; es heißt weiter, sein inneres Leben zur Ruhe gebracht haben, indem man es im wesentlichen um dieses eine Interesse, das vorliegende Experiment, sammelt. Für die geeigneten, das sind die mehr medialen Naturen, heißt es also kurzgesagt, sich in Hypnose versetzen, wenn auch noch lange kein physischer Schlaf einzutreten braucht. Was auf alle Fälle eintritt, ist, daß das wache Bewußtseinsleben soweit gedämpft und herabgesetzt wird, daß die somnambulen Kräfte bis zu einem gewissen Grade gelöst werden.

Die Herrn Z.'s Seele beherrschenden Vorstellungen setzen sich in seiner nun relativ freien Traumphantasie zur Wirklichkeit, zum Drama um; an Stelle der allgemeinen Vorstellung tritt eine Personifikation. Das ist ja Art der Traumphantasie: verbildlichen, dramatisieren. Derselbe unbewußte Willensimpuls, der ihn „passiv" machte, erschlafft die Verbindung zwischen seiner Hand und dem wachen Bewußtseinsleben derartig, daß auch hier das Traumleben die Führung übernehmen kann: die Hand schreibt, von einer „fremden Macht" geführt, einen Namen, der „selbstverständlich" der des Geistes, der personifizierten Vorstellung ist; Herr Z. ist mit „Worm" in Verbindung getreten.

Zu all' diesem bedarf es augenscheinlich keiner andern Direktive als jener Suggestion, die zum gegebenen Zeitpunkt in seinem Bewußtsein Fuß gefaßt hatte: der Vorstellung von Geistern.

Durch fortgesetzte Uebung erlangt er eine größere und größere Fähigkeit, sich in die notwendige Passivität zu versetzen; die Eignung der Hand, sich widerstandslos von den Impulsen des unbewußten Lebens leiten zu lassen, steigt, und die Mitteilungen nehmen zu an Zahl und Mannigfaltigkeit.

Auf den ersten Blick scheinen sie ziemlich wild ihren eigenen Weg zu gehen. Betrachtet man sie jedoch näher, so zeigt es sich, daß sie sich fast alle um einen einzigen Punkt sammeln: um die Herbeischaffung von Beweismitteln für die Glaubwürdigkeit des „Geistes". Und was kann zu jener Zeit Z.'s Wachbewußtsein mehr beschäftigt haben, als der Wunsch, „Worms" Identität bewiesen zu sehen?

Herr Z. hat damals geglaubt, daß eine Materialisation eine gewisse Beweiskraft haben werde. Aber das bloße Erscheinen einer Gestalt hätte ja eine Hallucination sein können; also wünscht er, daß die Gestalt sprechen und der Inhalt des Gesprächs ein solcher sein möge, daß er Worm daran wieder erkennt. Grade diese Wünsche und Vorstellungen sind es nun, die sich in den Mitteilungen des Geistes stets wiederholen, nur in dramatisierter Form: „ich will" anstatt „möchte er doch".

Wenn Worm sich ein einzelnes Mal mit anderen Gegenständen beschäftigt, so sind es solche, von denen wir deutlich sehen können, daß sie zur gegebenen Zeit Z.'s Wachbewußtsein grade stark beschäftigt haben (das Verhältnis zum Onkel).

Da es fortwährend nicht mit der Materialisation geht, wird bald der Wunsch in Z. erstehen, daß bis auf weiteres andere Beweise herbeigeschafft werden könnten; er denkt, daß sein Schwager Johnsen in dieser Zeit vielleicht dies oder jenes erlebt, wovon er ihm dann schreiben würde . . . . . Flugs erfaßt seine Traumphantasie diesen Stoff, dichtet ihn aus, detailliert ihn, allerhand merkwürdige und beweiskräftige Dinge sind passiert, und der Brief mit der Bestätigung ist schon unterwegs; er wird ihn finden, wenn er nach Hause kommt.

Dieser Brief wird ja außerordentlich beweiskräftig sein. Trotzdem wünscht er fortwährend noch Materialisation, und im Maße wie seine Kritik sich schärft, erwacht das Begehr nach mehr und mehr merkwürdigen, mehr und mehr unbestreitbar mirakulösen Manifestationen; — wir finden die Wünsche Punkt für Punkt in den Diktaten, mehr oder minder phantastisch verkleidet.

Außerdem werden noch Versuche mit Wetterprophezeiungen gemacht. Als Z. am Tage der Heimreise eine dieser Prophezeiungen sich wunderbar erfüllen zu

sehen glaubt, ist er außerordentlich erfreut. Er glaubt nun auch, daß er in wenigen Stunden den entscheidenden Brief in Händen haben wird, und seine Phantasie ergeht sich und beginnt zu jubilieren. Wenn Worm glaubwürdig ist, so ist's ja klar, daß Z. alle möglichen Dinge zwischen Himmel und Erde wird erfahren können; aus dieser wachen Vorstellung schöpft die Traumphantasie ihren Impuls und bildet sofort die wildesten Geschichten daraus. Selbst leichterer Stimmungswechsel kehrt wieder, sowohl wie die nach dem Freudenrausch erwachenden kleinen Bedenken.

Zu Hause ist kein Brief. Was thut nun der Geist? — Er foppt Herr Z. nicht, wie man' es von einem solchen Foppgeist erwarten sollte, wenn er eine so gründliche Mystifikation durchgeführt hat; er versucht mit aller Gewalt und Macht die Mystifikation aufrecht zu erhalten. Er behauptet und versichert; er ersinnt Ausflüchte der unmöglichsten Art . . . . . Was ist das anders, als Herrn Z.'s Wachbewußtsein, das sich gegen die Enttäuschung aufbäumt und sich nicht darein finden kann oder will — bevor er nicht absolut dazu gezwungen wird.

Was nun folgt, ist von wirklich dramatischer Spannung. Z. schwankt zwischen Mutlosigkeit und auflodernder Hoffnung, und dieser Kampf überträgt sich Punkt für Punkt auf sein Traumleben. Bald wird ein Ausweg erdichtet, auf den sich der Geist noch retten könnte; bald muß Worm jämmerlich Rechenschaft ablegen und selbst seine Lügenhaftigkeit zugestehen. Zu bemerken ist, daß wenn Z. seinem Geist auf den Leib rückt, er stets die Antwort bekommt, die er erwartet oder verlangt.

Mehr und mehr sinken sein Mut und sein Glaube. Die Fähigkeit, sich hingeben, passiv sein zu können, wird schwächer; es kommen noch etliche lahme Versuche; dann ist es mit den Mitteilungen gänzlich aus. Seine Hand kann noch in brauchbaren Stand versetzt werden; die Traumphantasie aber hat ihren Stoff verbraucht; die Autosuggestion ist zerstört, die Hand führt nur noch „sinnlose Striche und Figuren" aus.

Wie stark die Suggestion gewesen, ersieht man daraus, daß Herr Z. an dem Glauben, er habe mit einem „Geist" zu thun gehabt, noch festhält, nachdem Alles längst vorüber. Weshalb sollte sein eigenes, inneres Bewußtsein ihn getäuscht und betrogen haben? — das konnte er nicht begreifen. Und doch weiß er so gut wie ich, daß wir uns selbst beständig betrügen. Und weshalb sollten Dinge diktiert werden, die er durchaus nicht erwartet hatte, ja, Dinge, die seinen Wünschen und Anschauungen widerstrebten?

Wir brauchen nur an unsere gewöhnlichen Träume zu denken, so sehen wir, was dieser (unter Spiritisten zwar sehr gebräuchliche Einwand) wert ist. Die Ueberraschungen, die wir uns selbst im Traum bereiten, sind ja endlos. In dem magnetischen Schlaf oder Halbschlaf, wo die Phantasie noch von einem Bewußtsein geleitet wird, werden die Ueberraschungen einen etwas veränderten Charakter annehmen — es wird ein gewisser Sinn in ihnen liegen — daß sie sich aber jeden Augenblick melden, ist nur natürlich.

Aus Herrn Z.'s Geschichte geht also hervor, daß, obgleich er sich deutlich dessen nicht bewußt gewesen ist — wäre er sich dessen bewußt gewesen, so hätte das Ganze ja für ihn sein Interesse verloren — es doch sein bewußtes Ich gewesen ist, das auf Umwegen sein Traumleben dirigiert hat. Der bewußte Wille, die bewußten Wünsche geben überall die Impulse. Danach sollte es keiner „unbewußten Bewußtheit" bedürfen; was nötig ist, das ist eine formende, umformende, dichtende Phantasie, von einer nicht ganz unbewußten Intelligenz angespornt und in gewissen Schranken gehalten; — und beides haben wir.

Die Schwierigkeit dieser Theorie scheint in dem Augenblick zu erstehen, wo das Medium wirklich schläft. Wo bleibt dann das dirigierende Ich?

Man muß denken, daß selbst dann noch ein kleiner, wacher Fleck im Gehirn ist.

Unmöglich ist das nicht. Es giebt ja Leute, die sich ruhig und sicher schlafen legen, nachdem sie sich gesagt haben, daß sie morgen früh 10 Minuten vor sechs aufwachen wollen. Und sie erwachen 10 Minuten vor sechs. Dies kann nicht anders erklärt werden, als daß trotz all' des guten Schlafes ein kleiner, wacher Punkt im Gehirn

ist, der die Vorstellung von Zeit festhält und eine gewisse Fähigkeit hat, Eindrücke von der Außenwelt innerhalb der Grenzen dieser Vorstellung aufzunehmen.

Der hypnotische Schlaf mag so tief sein wie er will: der Hypnotisierte steht doch immer im Rapport mit dem Hypnotiseur. Was ist dieser Rapport anders als ein sehr beschränktes Wachsein, das das schlafende Gehirn in Stand setzt, Eindrücke innerhalb einer sehr engen Begrenzung aufzunehmen? Wenn das Medium Autohypnotiseur ist, muß es während des Schlafes fortfahren können, mit sich im Rapport zu bleiben. Aber Rapport mit sich selbst — das ist ja Bewußtsein. Ein ganz kleiner Fleck wachen Bewußtseins wird sein Ich in Stand setzen, während des Schlafs einen Einfluß auf sein Traumleben zu üben, der analog mit demjenigen ist, welchen der Hypnotiseur auf den Hypnotiker übt — und damit hätten wir, was wir brauchten.

Mit der Theorie in dieser Fassung müssen wir weit kommen können. Selbst v. Hartmanns Erklärung von der Materialisation als Gemein-Hallucination wird dann minder phantastisch. Der „wache Fleck" des Mediums hält während des Schlafs den Wunsch fest, daß die Teilnehmer etwas sehen möchten. Seine Traumphantasie schafft ihm eine Gestalt, an die sie selbst glaubt, während der wache Fleck doch seine Bedenken hat; — es richtet also nun seinen Willen darauf, daß dieselbe Gestalt auch dem Bewußtsein der Teilnehmer beigebracht werde. Auf dem Umwege, den wir vorläufig nicht erklären können, giebt dieser bewußte Wille den Impuls dazu, daß die ganze magnetische Kraft, über welche das Medium verfügt, dazu verwandt wird, die Teilnehmer in einen hinlänglich suggestiven Zustand zu versetzen; während desselben pflanzt dann das Medium ihnen durch Gedankenübertragung (unter steter Direktive jenes wachen Bewußtseinspunktes) seine Hallucination ein, und Alle sehen Gestalten.

Die Theorie würde ja stranden, wenn wir wirklich gezwungen würden, an Geisterphotographien zu glauben (vorausgesetzt, daß man bis dahin nicht entdeckt hat, daß auch Halluciationen Licht reflektieren!) Ich gebe zu, daß sich bei Aksakow ein paar solche bösen Fälle finden. Aber ich tröste mich damit, daß ganz besonders viele, ganz besonders wohl beobachtete Fälle dazu gehören, bevor wir im Stande sein werden, einer Vorstellung von „Geisterphotographien" das Bürgerrecht in unserem Bewußtsein zu verleihen.

Ich habe nun versucht, den Weg anzudeuten, auf dem man versucht, zu einer rein psychologischen Erklärung der Phänomene zu gelangen. Es muß ja ein viel größeres Material als wir es jetzt besitzen, herbeigeschafft werden, wenn man überhaupt etwas erreichen will; aber es wird tüchtig gearbeitet; in erster Linie von den Spiritisten selbst, denen auf alle Fälle Dank und Ehre gebührt, weil sie gewagt haben, die Sache anzufassen und unter tausend Verspottungen darzulegen; dann aber auch, obgleich indirekter, von Männern der Wissenschaft; besonders dürften die vielen französischen Experimente über Hypnotismus und verwandte Dinge hier von Wert werden; ebenso die Sammlungen, die von der „Society of psychical research" in London angelegt werden. Schließlich wird hieraus doch irgend etwas erstehen, ebenso wie doch auch — aus dem Hypnotismus nicht gar so wenig erstanden ist.

Inzwischen aber müssen wir, wie gesagt, das Ganze ruhig nehmen. Die Feinde dürfen nicht gescholten und geschmäht werden, denn es nützt nichts, und die Neugierigen dürfen nicht erwarten, daß sie an einem Tische mit Abraham, Isaak und Jakob sitzen werden, denn das erreichen sie nicht; aber die Religiösen können möglicherweise diese oder jene Bestärkung ihrer Unsterblichkeitshoffnung erlangen, und diejenigen, welche ein psychologisches Interesse haben, müssen die Sache mit Ernst vornehmen und versuchen, ob es auch vielleicht hier einen Weg giebt — hinein und hinauf zum Verständnis unseres eigenen Rätsels.

Deutsch von M. v. Borch.

Ein Frühlingsdrama.

Von

Lou Andreas-Salomé.

Ein sonniger Morgen, spät im April, ganz erfüllt vom frischen Geruch des keimenden Laubes und der ersten Baumblüte, giebt gewiß eine schlechte Vorbereitung zum Theaterbesuch ab. Die sonnengeblendeten Augen, die sich nur widerstrebend an das künstliche Licht gewöhnen, bringen den kritischesten Blick mit für das, was von der Bühne herab den Anspruch erhebt, als Natur und Leben zu wirken. Ganz besonders aber ist es der Fall, wenn dem großen Frühling draußen ein Stück Frühlingsleben drinnen entsprechen soll, — wenn die Stimmung, welche die Natur mit tausendfältigen Mitteln geweckt hat, wiedergegeben werden soll mit den unzulänglichen Mitteln des Bühnenwerks. Wo es dennoch gelingt, da bedeutet es sicherlich einen selten reinen Erfolg, — den Erfolg des Echten. Und dies galt in der That von Max Halbe's Liebesdrama „Jugend", das in der Matinée des 23. April im Residenztheater zur Aufführung gelangte. Das Schöne an der Dichtung war: man kam wirklich aus dem Frühling in einen Frühling, und der Sonne, die ihn durchleuchtete, der Luft, die ihn durchwehte, stand nicht nur ein pappenes Fenster in der Kulissenwand offen, sondern der Geist des Dichters hatte ihnen offengestanden und alle seine Menschen wurden vom Frühling geborene Kinder.

So hat man auch weit mehr das Bedürfnis, ihnen nach Seite der Stimmung, die sie erzeugen, gerecht zu werden, als in die Einzelnheiten der Technik einzugehen, mit deren Hilfe sie untereinander in Verbindung gebracht worden sind. Denn mag diese Technik auch hier und da noch Mängel der Anfängerschaft und Jugend verraten, — es ist der Mangel des Frühlinghaften, daß es noch nicht jedes Astwerk und jedes Gespinnst von kahlen Zweiglein mit dichtem Laub zu verhüllen weiß, ohne daß man es ihm übel nimmt: gewahrt man doch an den sichtbar bleibenden grauen Zweigen schon, wie überall helle Knospen und quellendes Leben den Sommer und die Reife verheißen. Und so sinnt man den Gestalten der „Jugend" nicht allzulange am Schreibtisch und mit nicht allzuviel Schreibtischverstand nach, sondern meint sie am besten in der Feierstunde zu verstehen, wenn man mitten im Frühling lagert, zwischen Birken und Kiefern, auf trockenem Waldmoos, aus dem die wilden Veilchen und Stiefmütterchen sich hervorstrecken. Da lassen sich diese Gestalten willig rufen, Eine nach der Andern, als seien sie, in all' ihrer Verschiedenheit, dem gleichen Frühlingsboden entsprossen und variierten, eine Jede in ihrer besonderen Weise, das gleiche Lied von der Frühlingsliebe, das die Vögel in den Bäumen zwitschern.

Es klingt paradox, aber doch ist es so: diese stimmungsvolle Einheitlichkeit des Ganzen wäre minder vollkommen, wenn nicht der Trottel mit dazu gehörte. Mit seinem stumpfen Gesichtsausdruck und blöden Lächeln, das erste Radieschen des Jahres in der Hand, das er samt der anhaftenden Erdkruste verschlingt, scheint er allerdings ein seltsames Kontrastbild zur Poesie der Frühlingsliebe abzugeben; — im Erdgeborenen, Unbeseelten seines Wesens gleicht er aber einem Stück des dunklen Naturbodens selbst, aus dem die Andern zu menschlicher Fülle und Mannigfaltigkeit erblüht und erwachsen sind. Wie zwischen Natur und Menschen eingeschoben, die Menschen durch die Natur erläuternd, verkörpert er ganz unmittelbar den noch geistlos elementaren Lebenstrieb in tierischer Gefräßigkeit, unbewußter Sinnlichkeit und in der blinden Zerstörungslust Desjenigen, hinter dessen monomanen Begierden die voll erwachte, starke Körperlichkeit steht. Und es liegt ein feiner Sinn darin, daß es dieses wilde Erdenkind ist, welches zum eigentlichen Verhängnis im Drama wird, zum richtenden und vernichtenden Schicksal für das Liebespaar. Denn wie im Frühling und seiner Poesie die Schönheit nur auf der Oberfläche liegt und nicht in der Tiefe der furchtbar gährenden Kräfte, so liegt auch in der Tiefe dieser Jugendleidenschaft der beiden Liebenden das, was dem entfesselten Tier näher steht, als dem Zauber der Frühlingsblüten. Auch in ihrer Liebe geht das Beseligende mit dem Brutalen Hand in Hand, verschmelzen Hingebung und ungewollte Grausamkeit so, daß die Menschen als ein bloßes Spielzeug des allmächtigen Frühlingswillens erscheinen, der in ihnen schafft und befiehlt, und der ihr Leben in derselben Umarmung zur Blüte bringt, mit welcher er sie in die Vernichtung hinabzieht. Der instinktive Haß des armen Trottels gegen Hans kennzeichnet richtig den Schuldlos-Schuldigen und dessen Opfer; indem er Hans mit seiner Kugel treffen will und statt seiner die Schwester trifft, illustriert er unbewußt nur den Vorgang zwischen den Beiden: Hans meint zu lieben, und in Wahrheit raubt und zerstört er nur; Anna meint zu empfangen, meint erhoben und beglückt zu werden und wird in Wahrheit aufgeopfert. So ist in der Rolle die der Trottel spielt, meinem Gefühl nach wenigstens, schon das Frühlingsmotiv in einer Weise eingeführt, die, wenn auch erst in dunkel verhaltenen Tönen, andeutet, daß das Lied schwermütig ausklingen wird. Daher zähle ich die Schöpfung dieser armen Menschenseele zu den recht eigentlich dichterischen Vorzügen des Dramas, denn nicht in abstrakt-symbolisierenden Zügen trägt sie diesen vorbedeutenden Charakter, sondern gerade in der eindringlich realistischen Zeichnung der Gestalt. Mit den wenigen Strichen, die an sie gewandt worden sind, ist sie dennoch zu einem vollkommenen lebendigen Menschenbilde geworden, das in jedem Zuge wahr und begreiflich bleibt. Sehr passend sind die Worte Annas eingefügt, daß Amandus dem Dienstmädchen mit Zudringlichkeiten nachstelle; sie erklären den Seelenzustand halb verstandener Sinnengier und erlittener Zurücksetzung, in welchem er sich an die Fersen des glücklichen Liebespaares heftet und verleihen ihm damit etwas vom Furchteinflößenden eines gefährlichen Tieres. Hier aber, wie in den Scenen, in denen nur seine stumpfsinnige Gefräßigkeit zum Ausdruck kommt, bewundere ich es, daß der arme Trottel nicht nicht nur keinen peinlichen Eindruck macht, sondern geradezu zum Stimmungsvollen des Ganzen beiträgt. Diese poetische Verwertung des Prosaischen, des realistisch Ausgeführten, erscheint mir als eine Hauptstärke des Dichters; sie fand sich schon in Einzelheiten des „Eisgangs", aber in der „Jugend" ist sie mit so viel mehr Klarheit und Wärme zur Geltung gebracht, daß man von den beiden

Werken recht wohl sagen kann, daß sie sich zu einander verhalten, wie stürmisches Ringen zu vollem Ausleben, — oder wie die Zeit des Eisgangs zur Zeit des Frühlings. Ganz besonders finde ich diese dichterische Stärke auch in der Zeichnung Annas wieder, in der Art wie hier mit lauter realistischen Mitteln, ohne eine Spur von Sentimentalität, und im schlichtesten Ton, eine wirklich poetische Mädchengestalt geschaffen ist. Dies ist endlich einmal ein Naturalist, dem seine lyrischen Stimmungen an dem Stück Leben selbst aufgehen, das er getreulich und wahrhaftig nachzeichnet; sie fälschen ihm weder sein Bild, noch laufen sie, als subjektive Beigabe oder eingeschmuggelte Inkonsequenz, nur nebenher, wie es zum Beispiel in der durch ihre naturalistische Methode wohl auch für Halbe vorbildlich gewordenen „Familie Selicke" des Oefteren der Fall ist.

Im ersten Akt konnte ich mich nicht gleich in die Ueberlebhaftigkeit und Nervosität hineinfinden, mit der die Panna Anna von Frl. Vilma von Mayburg dargestellt wurde. Es kam mir vor, als erhielte sie damit etwas krankhaft Ueberreiztes, fast Hysterisches, das doch wohl nicht in ihr liegt, und wodurch ihre leidenschaftliche Freude nach dem Eintreffen des Vetters sich nicht genügend von den vorhergehenden einleitenden Scenen abheben kann.

Es verdarb etwas den Genuß, hier endlich einmal einem nicht pathologischen Fall gegenüber zu stehn, und erleichterte manchem befangenen Beurteiler die alte Verwechslung zwischen natürlich und abnorm. Aber vielleicht wollte das Spiel Frl. von Mayburgs, das im Uebrigen bis zuletzt so vortrefflich war, nur betonen, daß Anna in einer ungeeigneten und sie unbewußt beengenden Umgebung lebt, erfüllt von einer unruhigen Sehnsucht, die noch keinen Ausweg weiß und ihr natürliches Gleichgewicht stört. Ich denke mir Anna als ein frisches Naturkind, aus heißem Blut geboren und selber heißen Blutes; von weicher Sinnlichkeit und treuem Herzen; nicht ganz unähnlich dem Typus in Halbes erstem unaufgeführten Schauspiel: „Freie Liebe". Sie ist das ganz junge und ganz hingebende Weib, das bestimmt ist, früh und stark zu lieben. Unter allen Umständen muß der erste, der ihr jung und männlich entgegentritt, ihr Schicksal werden, wer er ist, erscheint beinah gleichgiltig. Wie das Drama „Jugend" heißt, so behandelt es auch jene Liebe der ersten Jugend, die um der Liebe willen liebt, und deren Gegenstand fast immer ein zufälliger ist, — man könnte ihn den umgekehrten Prügeljungen nennen: wie auf einen solchen alles Böse abgeladen wird, von dem man sich befreien will, so auf diesen der ganze Ueberschwang alles Herrlichsten, das die junge Seele in sich aufgesammelt hat, um es in das Leben hinaus zu träumen. Annas Leidenschaft für Hans ist in all ihrer Plötzlichkeit und Rückhaltlosigkeit ganz und gar gesund und naiv; gerade diese naivste Liebe ist es, die zu gleicher Zeit am stärksten idealisiert und und am unbedenklichsten positiv ist; sie findet an nichts eine Korrektur, an nichts eine Schranke, denn das Urteil ist erst ein Resultat der Erfahrung und Verstandesentwicklung, die Bedenklichkeit ein Resultat der Erziehung. Anna ist unerfahren, unklug und unerzogen, aber das Gefühl, dem sie sich überläßt, ist auch mehr als nur eine „Erste" Liebe, und man glaubt ihr unwillkürlich, wenn sie Hans versichert, er werde sie wohl vergessen, sie aber werde immer seiner gedenken, jahraus, jahrein. Das ist das Rührende an dieser Gestalt, daß wir fühlen: der Zufall der ersten Liebe ist ihr Verhängnis des ganzen Lebens, auf den Zufall ist sie gestellt. Im ersten Aufwallen ihres vollen Herzens giebt sie sich aus, giebt sie sich auf, — und nun kommt das Leben und macht aus ihr, was es will. Die Möglichkeiten ihrer Entwicklung sind beschränkte, aber sie reichen

tief und wandeln sie im Schicksal ihrer Liebe in wenigen Tagen zur Reife und Vollendung, — einer Blume gleich, die über Nacht erblüht, ausblüht, und den Herbst erwartet.

Diese Uebergänge mit ihren tiefgreifenden seelischen Erschütterungen sind mitten im idyllischen Kleinleben in zarter und überzeugender Weise anschaulich gemacht, ganz besonders die Art, wie Anna sich hierin von Hans und dessen Liebeserregung abhebt. Anfangs ist er ihr überlegen in seiner breiter angelegten Entwicklung, in seinen weiter strebenden Gedanken und ihre demütige Unterordnung ist naturgemäß. Dann aber steht sie plötzlich als das reife und in seiner Liebe überlegene Weib neben ihm, den wir aus seiner allzumännlichen Sicherheit heraus, recht knabenhaft ratlos, recht unmännlich haltlos werden sehen. Denn ihm bringt die Liebe Zwiespalt, wo sie Annas inneres Leben erst in Einklang mit sich selbst bringt; in ihm geht, unbeschadet seiner Leidenschaft für Anna, der Drang seines Wesens sehnsüchtig hinaus in das Ferne, Unbekannte, in ihm verlangen Geist und Wille nach Entwicklung, nach Sättigung, nach Kampf, während sie erst in ihrer unbegrenzten Liebe Geist und Willenskraft erhält und die Welt um sich erschlossen sieht. Er liebt sie mit dem Instinkt der Sinne, die sich zum ersten Mal ihr Recht nehmen, — sie liebt ihn mit dem Instinkt ihrer ganzen Natur.

Dies ist der eigentlich tragische Konflikt im Schicksal der Beiden, wie es der tragische Ausgang fast allen Liebeslebens ist, daß die Gefühle nicht, wie genau gearbeitete Zahnräder, lückenlos und dauernd ineinandergreifen, sondern daß sie sich nur in einem bestimmten Lagenverhältnis anscheinend unlöslich verketten, um bei der nächsten Wendung auseinander zu gleiten. Wo das Thema der „freien Liebe" behandelt wird, wie es bis zu einem gewissen Grade auch hier der Fall ist, da wäre es zu wünschen, daß zu Gunsten einer solchen Betrachtung des innern Problems selbst, die rein tendenziöse Stellung Für oder Gegen manchmal zurückträte. Daß die Liebe den Einen nicht frei läßt, wo der Andere schon frei geworden, daß es unmöglich ist, mit der Leidenschaft einiger Tage und Wochen das Geschenk eines ganzen hingegebenen Lebens entgegen zu nehmen, daß das Wort: „Liebe für Liebe geben" etwas stets Verschiedenes an Dauer, Tiefe und Fülle bedeutet und dem anscheinend harmonischen Liebesverhältnis daher meist ein unheilbares Mißverhältnis zu Grunde liegt: das ist etwas von dem Problem, um welches sich auch dieses Drama bemüht. Der Ernst und das Verhängnis werden in dieses Liebesleben nicht nur durch die Verhältnisse und nicht nur durch die Vorurteile der Umgebung hineingetragen, sondern ruhen in ihm selbst, sie machen Hans gegen seinen Willen und mitten in seiner Liebe zum Verbrecher an Anna, weil er so sehr viel weniger zu geben hat, als er empfängt, und sie verleihen selbst der Härte des jungen Kaplans ein gewisses Recht, wenn er die Beherrschung der eigenen Triebe zur Haupttugend, zu dem „Einen, was Not thut", macht. Das ist es, was mir ungemein an dem Werke gefällt: daß die Betrachtung überall mitten aus dem Leben herausgegriffen ist, und die Gegenüberstellung von Ansichten nirgens tendenziös wird. Gerade aus dem Gespräch des jungen Kaplans mit Hans geht es hervor, daß es sich hier einfach um ein Problem des rein Menschlichen handelt und nicht um den alten abstrakten Gegensatz von Asketenmoral und Freiheitssinn, — oder um Sklavenmoral und Herrenmoral, wie das neue Schlagwort lautet. Auf der Seite von Hans ist die freiere Auffassung der Menschen und Dinge, — ohne Zweifel eine große Chance mehr, um auch in der seelischen

Entwicklung vorwärts zu kommen, das Innenleben in ungeahnter Kraft zu vertiefen und zu bereichern. Aber einstweilen steckt noch etwas rein Negatives in diesem Freiheitsdrang, es ist die bloße Freude der Jugend an den abgeworfenen Fesseln, die sich auch sofort verraten wird, in der Unfähigkeit, Haltung zu bewahren, einen verhängnisvollen Seitensprung auf Irrwege und Abwege zu unterlassen, das momentane Mögen dem eigentlichen, auf das erstrebte Ziel gerichteten Wollen zu beugen. Im Kaplan hingegen ist in aller Dumpfheit und Enge der Anschauungen jene ganz bestimmte, einseitige Frühreife möglich geworden, die nur erreicht wird durch das gewaltsame Verschneiden und Vereinfachen des Seelenlebens. Askese bedeutet immer die Ausrottung und Verkümmerung vieler Triebe neben gleichzeitiger treibhausartiger Förderung, Belebung und Ueberwucherung einiger ausgewählter. Eine wahrhaft freie Entwickelung, die dem vollen Menschentum zu seinem Frühling verhilft, geht über die Askese hinaus, indem sie ihrer Grenzen spottet und ihre Schranken niederreißt, aber sie darf nicht unter sie hinab gehen, indem sie an Stelle einer freiwilligen Selbstdisciplin die Willkür einsetzt, — womit sie endlich da anlangen würde, wo aller Askese recht eigentlich der fruchtbarste Boden bereitet wird: bei der Unfähigkeit, sich im Chaos und den Widersprüchen des eigenen Innern selbst zurechtzufinden. Ragt deshalb die Gestalt des jungen Kaplans wie ein Stück überwundener Vergangenheit und ihrer Gefahren in die Gegenwart hinein, so mahnt in Hans etwas an die mögliche Gefahr der Zukunft, wenn der Kaplan ihm weissagt, er werde scheitern und untergehen, weil er sich selbst nicht zu gehorchen wisse. Man kann sich Hans in seinem späteren Leben, falls er nicht unterwegs erstarkt und sich einheitlicher formt, ganz gut als den Typus eines Modernen denken, dessen Gefahr weniger in unbezwinglicher Wildheit seiner Leidenschaften, wie in der nervösen Ungleichheit des Temperaments liegt: als Einen, auf den die Freiheitslust auf die Dauer zersetzend, anstatt stählend wirken könnte; als Einen, dem sich der Freudenruf: „Alles ist freigegeben!“ allmählich wandeln könnte in den trübseligen Ausruf: „Alles ist gelöst, zerfahren, schwankend, — die geträumte Freiheit verkehrt sich in quälende Abhängigkeit von jeder dahersausenden Laune und Stimmung!“

Ebenso ansprechend wie Herr Rittner den Hans spielte, in dessen Rede- und Geberdeweise er den Verfasser des Dramas wiederzugeben suchte, gelang Herrn Jarno der Kaplan. Schön brachte er es heraus, wie auch in diesem Weltfremden, Lebensfeindlichen, das Frühlingsmotiv angeschlagen wird, — ja wie sein ganzes Denken und Fühlen im Grunde aus dem mühsamen Widerstande gegen eine verborgene Lenzessehnsucht erwächst. Mir schwebte dabei ein bestimmtes Bild vor, das ich irgendwo gesehen habe, — ein junger Mönch, der einsam in seiner Zelle sitzt und traumverloren dem Gaukeln der Schmetterlinge vor seinem knospenumrankten Fenster zusieht. Als Unterschrift trägt das Bild die Endstrophe eines bekannten Liedes:

„Mahnt mich nicht, daß ich allein
„Bin vom Frühling ausgeschlossen!“

Man sieht durch seine schroffe Härte, durch seine unduldsame Strenge hindurch in die Melancholie solcher stillen Stunden; man sieht ihn in ihnen seinen leidenschaftlichen Kampf gegen sich selbst auskämpfen, ehe er, ein gewappneter Streiter, hinaustritt unter die Andern. Nur der geistliche Stand ist es, der ihm den Verzicht auf die Lebensfreude aufnötigt, und daher wird der Verzicht auch nur möglich, nur erträglich, durch die ungeheuerste Wichtigkeit und

Bedeutung der religiösen Forderungen, daher kann er dieselbe nicht genug übertreiben. Dann aber muß es seine Mission sein, auch die Andern, die Sorglosen und Lebensfrohen, rechtzeitig zu diesen schwerwiegenden Forderungen zu bekehren. So folgt sein fanatisches Bemühen, Anna vor den Versuchungen der Welt in das Kloster zu retten, zwingend aus dem Ganzen seines Wesens, in welchem Kraft und Schwäche durch den Glauben unlösbar miteinander verknüpft sind. Und so webt er mit gutem Gewissen ebenso an dem Verhängnis, das die arme Anna endlich ereilt, wie der gute alte Pfarrer, dem er ihr gegenüber Lässigkeit und Weltlichkeit vorwirft.

Im Pfarrer Vincenz Hoppe ist der Gegensatz, den er als Geistlicher zum Kaplan bildet, gleichfalls hervorgegangen aus einer alten, nie vergessenen Frühlingserinnerung; „Lang, lang ist's her," daß es um ihn Frühling war, aber der Nachklang aus jener Zeit ist es, der sein Leben und Denken bestimmt hat. Ihm haben der geistliche Stand, der Cölibat und die Einsamkeit keine Enttäuschung gebracht und keine Entsagung aufgezwungen, er wählte sie, weil es seiner Gemütsstimmung entsprach und weil seine Frühlingsliebe ihm verloren war. Infolge dessen steht im Alter, wo der Schmerz um das Verlorene sich in Wehmut gelöst hat, die Zeit der Jugend wie eine goldene Zeit der Unschuld nnd Freude vor ihm und er fühlt keinerlei Zwiespalt, wenn er neben den geistlichen Liedern sein harmloses Studentenlied singt. Deshalb ist es natürlich und selbstverständlich gehandelt, wenn er Hans, den Sohn seiner ehemaligen Braut, mit der Nichte vertraulich und zwanglos verkehren läßt; seine „Lässigkeit und Weltlichkeit" ist ein Ausfluß jener Güte, Milde und innern Jugendlichkeit, mit welcher er noch immer an seinen langverklungenen Frühling zurücksinnt. So ist auch er, durch sein Thun oder sein Unterlassen, mitverschlungen in das unwiderrufliche Geschehen, an welchem ein Jeder, nach seiner besondern Eigenart, mitschuldig scheint, und dem doch Keiner entrinnend konnte. Das: „Absolvo te in Nomine Patris et Filii et Spiritus sancti!", das der alte Pfarrer über der sterbenden Anna ausspricht, wird mit Recht zum Schlußwort diese Tragödie; erscheint es doch wie der kirchliche Ausdruck dessen, was allen diesen Menschen zuzusprechen ist als den Unschuldigen in der großen Notwendigkeit der Ereignisse und in der Allmacht des selbstherrlichen Lebens. Es ist, als kehrten in dieser Auffassung des Dichters die Menschen in den Schooß der Natur zurück, deren Frühling sie berauschte, und als würden darin alle Vorwürfe still, alle Bitterkeiten des Einzelnen wider den Einzelnen, alles Abwägen und alles Richten. Es ist als würde ihre Lust und ihr Leid selbst still davor, und als vernehme man nichts mehr, wie die Laute der Natur um sie her, gleich einem Locken der Vögel unter dem weiten — weiten-Frühlingshimmel.

Ueber den Pfarrer Hoppe ließe sich noch mancherlei sagen, es ließe sich auch an ihm wie an seinem Darsteller mancherlei aussetzen. Aber ich finde jetzt eben keine Worte dafür. Das kommt davon, wenn man nicht am Schreibtisch arbeitet, und wenn draußen der Frühling steht —.

Berliner Kunsteindrücke.

Was haben wir diesen Winter in Berlin nicht Alles zu sehen bekommen!

Große und kleine Ausstellungen haben sich in bunter Folge an einander gereiht und große und kleine Künstler haben ihr Können vor unseren Augen ausgebreitet. Und wie der Winter anfing, so hörte er auch auf, und der letzte Monat was brachte er nicht Alles! Liljefors, Ankarkrona, Ury und am besten Ende das überaus wundervolle Bismarck-Bildnis von Lenbach, und die von den Toten in der Nationalgallerie wieder auferstandene Pieta von Böcklin. Welch' ein Glück, diese beiden Meisterwerke zu schauen, und die Rosen auf dem Marmor der Pietà sind gleich einem schönen Traum in meinem Gedächtnis geblieben . . . . .

Und ich sann über das letzte Halbjahr Berliner Kunstgeschichte nach, ich erinnerte mich an alle nennenswerten Ereignisse, und blieb zuletzt bei dem Streit im Verein Berliner Künstler stehen. Ich dachte an die Herren Conrad Dielitz und Hermann Eschke, und ich dachte an Munch. Ja, wie war das doch merkwürdig. Herr Eschke, weil er resusiert worden war, und Herr Dielitz warfen Munch, der im kleinen Finger mehr Talent besitzt, aus dem Verein heraus, und die Folge: sie wurden alle drei berühmt . . . . . .

Die schönen Zeiten von ehemals sind nun vorüber. Der Sturm, der schon Jahre lang draußen tobte, hat nun auch breitere Schichten der Berliner Künstlerschaft erfaßt. Man war klug gewesen, man hatte verstanden, Liebermann, den einzigen früheren Revolutionär, abseits zu halten, indem man ihm keine offiziellen Ehren zu Teil werden ließ; er konnte in der Berliner Gesellschaft nicht unmittelbar wirken. Aber desto mehr wirkte er auf die heranwachsende junge Schaar. Er hatte hier den Boden aufgerissen, der zu veröden schien, und wir wissen noch Alle, was die früheren Gurlittschen Ausstellungen für Lärm schlugen. Sie standen ihren Mann, die Kämpfer von damals; sie waren die ersten, die den Kampf entzündeten und der altersschwachen Kunst Fehde ansagten. Es ist noch nicht allzu lang her und wo sind wir heut' schon angekommen?! Die Feuer brennen auf allen Bergen. Nun weht der heftigste Sturm, der Neues bringen will, der die alten Werte umwertet und am heftigsten alle Unwerte bestürmt, sie sollen ganz verweht werden. Und wie viel rüstige Arme, wie viel Talent und Begeisterung giebt es jetzt, wie viel Frische und Jugend, die nach neuem Lande Segel treibt! . . . Und ich denke wieder an die Ausstellungen des letzten Winters; ich sehe Alles noch einmal im Geiste, ich sehe die XXIV, die XI, ich sehe Munch und Hofmann. Und ich empfinde die lebhaftesten Sympathien für Hofmann, der mir als das reifste und innerlichste Talent unter den „Jungen" erscheint. Das ist Neuland. Hier finde ich eigene Werte und eigene Wege, wenn auch Puvis de Chavannes und Besnard ihm Wegweiser waren.

Und nun sah ich Ury und Ankarkrona. Sie interessierten mich beide; der kühle Norweger ebenso, wie der etwas robuste Berliner Colorist. Und sie ergänzten einander in meiner Vorstellung. Was Ury an Zeichnung und Sinn für Form fehlt, fand ich bei Ankarkrona, und ihm hinwieder fehlt der starke, coloristische Accent, den Ury besitzt, und beiden endlich ermangelt die tiefe Innerlichkeit Hofmanns, die dieser aber noch mit den Vorzügen jener verbindet. Und diese Einheit erscheint mir am wünschenswertesten, nach dieser seltenen Mischung, die mit der bedeutenden, künstlerischen Persönlichkeit unauflöslich verknüpft ist, geht unsere Sehnsucht. Wir be-

wundern den ohne Mühe eingenommenen Standpunkt der Größe, bei dem man die Notdurft des Lebens vergißt, und den Schweiß der Mühseligen und Beladenen. Und was wäre ersehnter nach den Tagen der äußerlichen, technischen Geschicklichkeit als diese Freiheit, die neue Werte schafft und uns neue Offenbarungen des menschlichen Geistes kündet?

Und ich finde gerade bei Ury noch sehr viel technische Geschicklichkeit ohne Inhalt, er ist als Colorist oft überraschend, aber noch öfter (leider) ist ihm die Natur doch nur ein Palettenwitz. Er hat die Ausstellung bei Gurlitt so reich beschickt, daß man ihn ganz kennen lernen kann. Er giebt sich rückhaltlos mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, und beide sind augenfällig. Ury versucht Alles zu malen, er malt die Landschaft in allen Stimmungen mit und ohne Figuren, er malt den Bauern auf dem Felde, der sein Stück Land umgräbt, und er malt ihn in der hindämmernden Ruhe. Er malt das Leben der Großstadt, das tosende Treiben Berlins bei Tag und bei Nacht, und er malt die Menschen in ihren Wohnungen, bei der Arbeit, im beschaulichen Nichtsthun, kurz und gut, in allen ihren Bethätigungen. Und er malt das Alles, die Menschen, die Landschaft, das Innere eines Zimmes nur mit der Absicht auf coloristische Wertigkeit; etwas Anderes regt ihn nicht an, und seine Menschen sind nie menschlich interessant, und seine Landschaften fassen und erwecken nie Stimmungen. Ich will versuchen, dies durch ein Beispiel klar zu machen. Ich wähle eins der besten Bilder von ihm: ein Studie aus Holstein. Ury malt ein Stoppelfeld, auf dem vom Vordergrund bis in die Ferne Heuschober aufgestapelt sind, und darüber eine graue, schwere Luft. Das Sujet ist gut, und ähnlich von Millet und Bastien-Lepage behandelt worden. Der Vergleich giebt Alles. Als Bastien-Lepage dieses Stückchen Erde malte, das sich unter einem trostlosen, immensen Himmel weit hinein in unbestimmte, entlegene Fernen dehnt, ließ er das eigene Leid und die Melancholie seiner Seele mit hineintönen. Und obgleich kein Mensch auf der Szene ist, was löst sie nicht für Empfindungen aus, von mühseliger Arbeit und menschlichem Elend, das sich in rastlosem Kampf mit der Erde verzehrt! Und Ury malte das Bild, weil ihn das Grau der Luft und das Braungrün des Feldes interessierte; und ihm bleibt Mittel immer auch Zweck und er genügt sich bei dem Interesse, wie eine Farbe zur andern steht. Ich setze voraus, daß der Leser diese Ausstellungen besucht hat, denn es ist nicht möglich, durch das Wort eine Vorstellung davon zu erwecken. Meine Absicht ist nur, einige Gesichtspunkte anzudeuten, die sich bei Betrachtung moderner und alter Kunst immer wieder mit erneuter Kraft einstellen. Und ich halte für wichtig, daß man im Auge behält, was für Wirkungen bildende Kunst auszuüben vermag, um die Rangordnungen zu empfinden, die von Ury bis zu Böcklin hinauf- und von ihm bis zu dem gewöhnlichen Talent, das die Ausstellungen füllt, hinabreichen. Und ich dachte bei seinen holsteinischen landschaftlichen Studien an Monet, den großen französischen Künstler. Was ist das für ein Poet! Ihm klingt und singt die ganze Natur, und noch nie hat es einen so großen Lyriker der Farbe gegeben. Er liest mit großen Augen in dem geheimnisvollen Buch, das so wenige verstehen und das sich ihm ohne Mühe enträtselt. Und ich fand dieselbe Freude und Inbrunst wieder bei Liljefors, der, wenn auch schwächer als Talent, doch mit derselben Andacht zu ihren überreichen Schönheiten aufblickt. Auf seinen Bildern, die voll Leben und Wahrheit sind, weht die starke, träumerische Frühlingsluft und es leuchtet die durchsichtige Klarheit des nordischen Winters. Und wie malt er Tiere! Wie entzückend leicht ist das Alles gemacht und dabei die Sicherheit! Er ist ein großer Künstler, wenn auch die Probleme, die er sich stellt, klein sind; doch es ist besser die kleine Aufgabe gut zu lösen, als an der großen zu scheitern . . . Und meine Gedanken führen mich zu Lenbach und Böcklin, und wie riesengroß erscheinen mir die Meister. Was sind das für Genies, welche Meisterschaft in jeder Beziehung, welche technische Souverainetät, die die schwierigsten Probleme spielend überwindet, und dabei in der letzten Vollendung noch die ganze sprühende Frische des Anfangs bewahrt. Das letzte Bismarck-Portrait von Lenbach ist eine Leistung ganz allerersten Ranges, und

nur das Döllinger-Bildnis in der Münchener Pinakothek hat mir einen ähnlich starken Eindruck hinterlassen.

Es ist Abend. Der Fürst steht auf dem Balkon und unten bringt ihm die jubelnde Menge einen Fackelzug. Nur mit wenigen Strichen, welche die einheitliche, geschlossene Wirkung auch nicht im mindesten beeinträchtigt, ist dies erzählende Moment angedeutet. Das Gemälde wirkt durchaus nur als Bildnis und es ist sogar möglich, daß der Laie auch weiter nichts merkt. Für den interessierten Beschauer aber, giebt es die außerordentlich angenehme Täuschung, daß man das altmeisterliche Colorit Lenbachs hier fast für Wahrheit nehmen kann. Ich schicke das voraus, weil der Einwand, den wir Modernen gegen diese Malweise machen, mit Recht besteht. Sonst aber ist das Bildnis von einer imposanten Größe, es hat Stil wie nur irgend ein alter Meister, und ich weiß nichts, aus keiner Zeit, was die Monumentalität dieses Portraits überträfe. Das große Glück war, daß ein außerordentlich genialer Maler ein Genie malte; denn man mag an Bismarck mäkeln so viel man will, aber wer einmal in diese großen, weltdurchschauenden Augen gesehen hat, wird etwas von der suggestiven Kraft dieses Mannes empfunden haben. Allerdings giebt es Leute, die auch da noch nichts empfinden, man braucht nur an Anton von Werner zu denken, der sich nicht genierte, einen pommerschen Unteroffizier aus diesem Heros zu machen. Und im Gegensatz hierzu begreift man erst, was Lenbach für ein Künstler ist, und wie viel Größe notwendig war, um dieses Werk zu schaffen . . . .

Was soll ich nun noch über die Pietà von Böcklin sagen? Das würdigste wäre, wenn ich gleich Maria, die ihr Haupt vor Schmerz im Gewande verhüllt, meine Freude in das Gewand des Stillschweigens hüllte, denn wo soviel Poesie, muß jedes Wort klanglos sein. Aber mich hindern daran die himmlischen Herrschaaren auf dem Gemälde, die wohl der Mutter Jesu, aber nicht mir den Frieden geben können.

Hugo Ernst Schmidt.

Meine Interviews!

Von

Heinrich Hart.

Am 3. April Nachmittags 3 Uhr lag ich auf dem Sofa und that das Ueberflüssigste, was ein hirnfester Mann thun kann: ich las eine politische Zeitung. Flüchtig huschte mein Kneifer, — Auge wär' zu viel gesagt, — über die erste Seite hinweg. Militärvorlage — Prinz Ferdinand — Homerule — Königin Liliuokalani — Milan: alles genau so, wie in den Nummern vom 3. Januar, 3. Februar, 3. März. Alle zehn Jahre, manchmal auch alle zehn Wochen wechselt man auf der politischen Bühne die Statisten und Künstler, aber die Rollen bleiben stets dieselben; wenn die Weltgeschichte vorwärts rückt, dann thut sie es trotz der Bühnenweisheit.

Schon wollte ich das Blatt weglegen, um aus dem Halbschlaf zum Ganzschlaf überzugehen, da stieß einer meiner Sehnerven zufällig auf den Namen Hermann Bahr. Und weil dieser Name die Etikette für einen recht genießbaren Sekt-Geist ist, so ließ ich mich verlocken, zu lesen, was an den Namen Bahr sich anschloß.

Es war eine Blütenlese aus den, wenn ich nicht irre, vierzig bis fünfzig Interviews, mit denen unser Wiener Freund in den Märztagen 1893 die Kulturmenschheit

gefoppt hat. Ahlwardt — Mommsen — Schmoller u. s. w. u. s. w. Mit inniger Bewunderung ersah ich, welche Fülle von Weisheit sich innerhalb zehn Minuten aus unseren Tagesberühmtheiten auspressen läßt. Jedes Wort ein Gedankenblitz, jeder Satz ein Epigramm, jedes Interview eine Kulturgeschichte. Lieblich klang es in meinem Ohr wie von Schellen und rasselndem Blech.

Und ich streckte mich lang aus, um der Mittagsruhe zu pflegen.

Aber, o Bahr, meine Ruh' war hin und mein Herz plötzlich schwer, zehn Gramm schwerer, als vorhin. Allerlei böse Gedanken pochten an mein Hirn, traten ein und interviewten mich.

Warum kommt zu dir kein Hermann Bahr? fragte der eine. Warum, — forschte der andere, — kümmert sich niemand um deine Ansicht über den Einfluß der Nasenkrümmung auf den Fortpflanzungstrieb? Wenn du nicht Heinrich Hart wärst, möchtest du dann lieber Ahlwardt oder Virchow sein? Ist es nicht herrlich, interviewt zu werden? Möchtest du nicht auch so berühmt sein, wie Buschhoff und Ravachol, wie Moser und Sudermann?

So wirrte und schwirrte es durcheinander. Böse Gedanken, welche Hefe von Leidenschaften rüttelt ihr in mir auf! Als ich noch Knabe war, ja, da kannte ich nur eine Sehnsucht: den Ruhm. Mit Inbrunst träumte ich von dem Tage, wo alle Weibsen auf der Promenade stehen blieben, um hinter mir her zu seufzen, die Väter ihren Kindern mich zeigten: seht, dort geht er, unser Meister Heinrich. Von dem Abend, wo das Publikum mich dreiundsiebzig Mal herausrief und mit Lorberkränzen (an goldne dacht' ich damals, unbekannt mit dem Begriff des Versetzens, noch nicht) mich erstickte. Und an jedem Sonntag rief ich betend die Dreieinigkeit an: Gewähre mir, du Göttliche, gewähre mir, daß ich ein Feldherr werde, wie Hannibal und Cäsar zusammen genommen, ein Dichter, wie Shakespeare und Goethe in eins gebacken, ein Religionsstifter wie Buddha und Mohammed addiert und summiert. Feldherr, Dichter, Prophet — eines allein genügte mir nicht, denn, so lange ich Kind war, unterschied ich mich nur wenig von anderen Genien der Gegenwart . . . Aber es kam die Zeit, wo ich das Kindische von mir warf, was andere Gegenwartsgenien leider versäumten. Und ich sah die Welt an, wie sie ist; ich sah, daß der Lorber nicht auf den Sonnenhöhen wächst, sondern in den Markthallen feilgehalten wird, ich sah, daß der Ruhm ein Spätkind des Könnens, aber ein Frühkind der Mittelmäßigkeit ist, und ich sah, daß die Masse ein Haufen ist und mit dem Magen denkt, mit den Fäusten empfindet. Und siehe da! als ich am Morgen meines 30. Geburtstages erwachte, da war ich noch ganz unberühmt und ich freute mich dessen von Herzen. Die Freude hielt an, sieben Jahre hielt sie an. Da erlosch sie plötzlich am Nachmittage des 3. April.

Quälende Zweifel zermarterten mich: Wenn der Ruhm nicht viel nützt, so schadet er doch auch nicht viel. Jedenfalls fördert er den Kredit. Und der Verdauung wird es ebenfalls zuträglich sein, dieses kitzelnde Gefühl, in allen Zeitungen den eigenen Steckbrief nebst Konterfei beäugeln zukönnen. Da erfährt man doch schwarz auf weiß, was man ist und bedeutet, und nimmt zu an Selbsterkenntnis. Ja, wenn es noch schwer wäre, wenn es sonderliche Mühe machte, berühmt zu werden! Aber was giebt's Bequemeres? Hermann Bahr hat zehn Bände Lebenspredigten geschrieben, und er blieb doch die Stimme eines Predigers im Café. Sobald er aber einem Dutzend Berühmtheiten die Hand gedrückt, färbte der Ruhm auf ihn ab. Und wenn er heute über die Linden geht, dann leuchten die Augen der Entgegenwandelnden auf, und ein Geflüster erhebt sich: Was Sie sagen! das ist Hermann Bahr? Ei, ei! Ah, ah! . . Ja, lieber Heinrich, so sieht das Berühmtsein aus; probier' es nur, süß schmeckt das Ding denn doch. Schüttle dich nicht. Gesteh es frei: man spöttelt nur über den Ruhm der Andern, den Ruhm, der vor Einem selbst davonläuft. Erinnere dich der Tage, da du auch das Geld eine Gemeinheit nanntest. Darin hast du dich bekehrt, mir scheint es fast, du sehnst dich manchmal nach dieser Gemeinheit. Wohlan, bekehr' dich auch zum Ruhm, dieser Schlagfahne des Mannes.

In dieser Weise marterte ich meine liebe Seele. Und plötzlich sprang ich wie fiebernd vom Sofa auf. Ja, ich will. Her mit dem Ruhm! Ich ertrag' es nicht länger, daß niemand mit den Fingern auf mich weist. Ihr guten Götter, macht mich berühmt, berühmt, aber flink, heut Nacht, morgen früh, spätestens in ein paar Wochen! Ueber meinen Namen wird keine Zunge stolpern, ich heiße weder Tschitschiangtschumtschih noch Takugana Jynyasu. Und besondere Verdienste um die Menschheit hab' ich auch noch nicht aufzuweisen. Also, nichts steht im Wege, her mit dem Ruhm! Wenn ihr Götter jedoch nicht wollt, so hol' ich mir selbst den Ruhm. Die Wege kenn' ich ja. Der ausgetretenste ist der Theaterweg. Man schreibt ein Stück, ob es durchfällt oder siegt, ob es Talmi ist oder Gold, in jedem Fall kommt der Name des Autors mit phosphorisch leuchtender Schrift an den Zeitungspranger. Aber, was jeder Sekundaner fertig bringen kann, das ist nichts für mich. Ehrenvoller ist der Raubmordweg. So ein Messerritter, der den schlafenden Nächsten um fünfzehn Mark Gewinnst abschlachtet wie eine Gans, der kann in den Zeitungen gleich auf Sperr- und Fettschrift rechnen, und Säulenanschlag, moralische Staatsanwaltsrede und elektrische Beleuchtung aus der Laterne des Verteidigers bekommt er gratis obendrein. So ehrenvoll jedoch die Sache aussieht, sie scheint in feste Hände, in die Hände von Lehrjungen und Louis geraten zu sein. Auch mit den Staatskünstlern, Gesellschaftsrettern und Gesetzesmachern würde ich schlecht konkurrieren können. Auf neun Zehntel meines Gehirns verzichten möchte ich wegen eines Lorberbündels denn doch nicht. Ein schöner und bequemer Weg ist das Interviewen. Aber, wenn ich auch weniger schüchtern wäre, diesen Weg hat der Egoist, der Bahr, für immer versperrt; er hat ja Andern kaum eine Berühmtheit übrig gelassen, wenigstens keine, die sich des Anbohrens verlohnt. Doch halt, (und ich schlage mir an die Stirn, wie es auf der Bühne gebräuchlich) da kommt mir eine Idee. Wenn ich die Sache umkehrte, wenn ich die Berühmtheiten zu mir kommen ließe, statt zu ihnen zu gehen, wenn sie mich interviewten, statt ich sie, wenn, wenn — — Beim Herrn der Erde — genannt Rothschild — das ist neu, das ist effektvoll, das macht mich in einem Zungenschlag berühmt.

Hermann Bahr, ich beneide dich nicht mehr.

Sofort machte ich mich an die Ausführung meiner Idee; später werde ich sie nach Chicago schicken, wo ihr hoffentlich eine goldene Medaille, kein Ehrendiplom, zu teil wird.

* * *

Am 5. April prangte in den Hauptblättern Berlins folgende Anzeige. Um der Vollständigkeit des Berichts willen teile ich sie hier mit, obwohl sie jedem Leser bereits bekannt sein wird, wie ja auch jeder von dem Aufsehen weiß, das die winzige Anzeige erregte.

> Berühmtheiten mit und ohne Orden, die sich auszusprechen wünschen oder um der lieben Abwechslung willen eine liebenswürdige Unberühmtheit zu interviewen geneigt sind, werden gebeten sich am 1. Mai in der Wohnung des sehnsuchtsvoll Unterzeichneten zwischen 6 Uhr morgens und 6 Uhr abends einzufinden. Toilette nach Belieben. Für eine rauchbare Cigarre, ein belegtes Butterbrot und einen Schnaps wird Sorge getragen. Berühmte Damen dürfen vertrauensvoll Mops und Revolver zu Hause lassen; Unterzeichneter steht unter ehelicher Aufsicht. Berühmtheiten, die zur Zeit ihren Aufenthalt im Zuchthause genommen haben, werden freundlichst gebeten, falls sie Urlaub erhalten, nur mit bewaffneter Begleitung zu kommen.
>
> In Sehnsucht
>
> Heinrich Hart.
>
> Friedrichshagen, Ahornallee 52.

* * *

Der 1. Mai, ein sehr windiger Gesell, kam heran. Schon des Morgens um fünf stand ich gerüstet. Das Interview-Kostüm, das ich mir angeschafft, sah etwas bunt aus, aber es stand mir vortrefflich. Barett à la Wagner, kragenlos à la Bruno Wille, Sammetrock à la Hartleben-Wolzogen-Hendrich ꝛc., karrierte Hosen à la Gladstone, Lackschuhe à la Bahr, lange Pfeife à la Bismarck, Unterzeug à la Jäger und Hauptmann, Bart à la Peter Hille. So stand ich da, die Rechte à la Napoleon unter dem Westenausschnitt und harrte der Besuche.

Ein wenig zitternd, ich geb' es zu. Aber mir bangte weniger vor dem überwältigenden Anblick der Rühmlinge, der mir bevorstand, als vor der Möglichkeit, daß nur solche Leutchen erscheinen würden, deren Ruhmesschminke zu schwach aufgetragen war, um auf mich abzufärben. Der Anfang schien meine Besorgnis rechtfertigen zu wollen.

Ich war gegen sechs Uhr auf den Balkon hinausgetreten, da ich den Vorortszug der Bahnstation zurollen hörte. Mit herzbeklemmender Spannung wartete ich ab, was sich nun ereignen werde. Eine Minute, zwei, drei Minuten vergingen, — niemand zeigte sich; höhnisch nickten die Kiefern am Waldrand mir zu. Aber jetzt, jetzt biegt jemand um die Ecke. Wer mag es sein! Caprivi, Harnack, Oskar Blumenthal oder Stöcker? Dummheit! Wo hab' ich denn meine Augen? Das ist ja der Bäckerjunge. Und wiederum schleichen fünf, sechs, sieben trostlose Minuten hin. Da höre ich Stimmen. Und nun täuscht mich mein Auge nicht mehr. Eine ganze Schar strebt meinem Hause zu, neun oder zehn Menschen, und zweifellos sind es Besuchslüsterne. Der Eine, der da vorangeht, trägt einen Frack. Und die Anderen erfreuen wenigstens durch reine Kragen. Eilig will ich in mein Arbeitszimmer, aber schon haben sie mich gesehen. Und der mit dem Frack schwingt seinen etwas unpassenden Cylinder und ruft zu mir herauf: „Hamme, hamme wir — wir das Vergnügen—gen, He—Herrn Hart vor — vor uns zu sehen?" „Gewiß!" schrei ich hinunter, „aber wollen Sie sich nicht heraufbemühen?" „O bitte, nein, nicht. Wir — wir wollen noch einen Bu—Bummel zum See machen und wollen Sie nicht la—la—lange aufhalten. Wi—wir möchten Sie nur ersuchen, uns in Ih—Ihrem Berichte, wenn Sie einen über, über den die das — über heute schreiben, uns zu erwähnen." „Ja, aber wer sind Sie denn eigentlich?" Als ob das ein Stichwort gewesen wäre, stellte sich der Schwarm in einer graden Linie auf, und der Reihe nach erscholl es: Meyer, Symbolist. Schulze, Realist. Lehmann, Naturalist. Pieske, Impressionist. Krawatzke, Reformist. Pimpel, Sensationist. Wutschke, Verstonfarbenmischmaschklingelist. Müller, Nietzscheist. Brause, Strindbergist." Schließlich kam auch der Vertreter der kleinen Schar, der Befrackte dran, der übrigens den Eindruck eines offenen und wahrhaftigen Charakters machte, und flüsterte: Nipke, Irrenhauskandidatist. „Ist mir sehr angenehm", erwiderte ich, „Sie kennen zu lernen, meine Herren; aber leider muß ich mir vorweg die Frage gestatten: Sind Sie berühmt?" Der Schwarm geriet in wirre Bewegung, jeder sah den andern ängstlich an, und keiner entgegnete ein Wort. In der Erregung, in der ich war, schrie ich noch einmal und etwas dröhnend: „Sind Sie berühmt?" Da stob der ganze Haufen wie eine Herde Schafe auseinander und jagte die Allee hinunter und verschwand . . . Mir ging ein Licht auf. Statt mich berühmt zu machen, wollten die Kerle durch mich berühmt werden. Teufel noch mal, und darum um 4 Uhr aus dem Bett gesprungen!

Geknickt trat ich in mein Zimmer zurück. Warf mich aufs Sofa und drückte das Gesicht aufs Polster. Die lange Pfeife war mir ausgegangen. Eine halbe Stunde lag ich, ohne mich zu regen. Was wird aus meinem Ruhm, meinem niedlichen, süßen, pausbäckigen Ruhm? Da klingelte es. Ich horchte auf. Bertha, meiner Hausfrau regsame Gehilfin, öffnete die Gangthür . . . Ein elastischer Schritt und nun klopfte es an der Thür meines Zimmers. Herein! Und herein trat leicht und lächelnd — — Sieg! Sieg! — eine wirkliche Berühmtheit. Die erste Berühmtheit: Hermann Bahr. Ich warf mich beinahe schluchzend an seine Brust und sog

den Duft von sieben verschiedenen Parfums, der aus dem Rock, — einem Feuilleton pikanter Schneiderei — nicht strömte, sondern bibberte und flirrte, begierig ein.

* * *

Hermann Bahr. Ich.

B.: „Aber was machen's, Hart? Lassen's mich aus. Und nun zuvörderst Grüß Gott! Und dann — Erst aber geben's mir einen Likör. Das ist ja eine Kremlhafte Kält am 1. Wonnemonds. Komme grad von der Emmi — 's war die Sechste heut Nacht. Und da fühlt' 'ch mich so frisch, so kreg, so jungfräulich morgndlich, daß ich mir denk: Geh, thu was Guts. Mach dem Hascherl, dem Hart, die Freud', und laß so ein Abglanzerl deiner Glorie auf ihn fall'n. Also hier bin ich, interviewen's mich!"

J.: (etwas pikiert) „Bitte, lieber Freund, so ist die Sache nicht gemeint, Sie haben mich zu interviewen."

B. (graziös mit dem Stock noch meinem Bein schlagend): Mudelmadel noch mal! Werden's nur nicht gleich unwirsch. Sie sind ein komischer Kerl, Hart. Aber was thut man nicht für seine Freunde? Wenn ich nur wüßt, was ich Sie fragen sollt. Ich kann Sie doch nicht, wie so einen beliebigen Schmoller, Mommsen, Ahlwardt mit Albernheiten à la Sem und Antisem behelligen. Und dann hab' ich halter so wenig Zeit. Heute Abend wieder nach Wien zurück, und vorher noch zur Rosi, Daxi, Pepi. Brrr! Diese Weibsleut!"

J.: „So erkundigen Sie sich doch einfach nach meiner Gesundheit, oder nach dem Honorar, was mir die ‚Freie Bühne' zahlt, oder sonst einer Kleinigkeit."

B.: „No! Nein! Non! Ich hab schon was! Wissen Sie vielleicht eine Sensation, die ich noch nicht angeschnitten hab? Das könnt mich interessieren."

J.: Na! warten Sie mal. Haben Sie mal einen gebratenen Eskimo gerochen? Zu gewöhnlich! . . . Seien Sie doch mal einen Tag hindurch ohne Unterbrechung derselben Ansicht! Nicht doch! Ultra posse nemo — Entdecken Sie mal eine ganze Woche lang kein neues Genie! Oder — —."

B.: „Genügt! Genügt! Bedank mich schön. Jetzt aber muß i zur Fanni, Resi, Corali. Servus! Addio!"

* * *

Und fort war er. Ein wenig erschöpft ließ ich mich in meinen Lehnstuhl fallen und zündete mir eine Cigarre an. Ein dröhnendes Gestapf auf der Haustreppe schreckte mich auf. Ich eilte selbst an die Gangthür. Zwei Herren kamen die Treppe herauf. Den Kleineren, Schlanken im schwarzen Gehrock erkannte ich sofort, es war mein lieber Maximilian Harden. An der Hand führte er einen Hünen, der die Uniform und den Helm der Gardekürassiere trug. Was mir besonders auffiel, waren die weißen buschigen Brauen des Mannes. Sie starrten mir grad entgegen, weil er halbgebückt ging, um nicht mit dem Helm die Decke zu zertrümmern. Ich bat die Herren näherzutreten und bot ihnen Stühle. Leider genügen aber meine Stühle wohl für Geistesriesen, doch nicht für Körperriesen. Der greise Herr brach alsbald mit seinem Stuhl zusammen. Er errötete tief und war offenbar noch verlegener geworden, als er mir gleich beim Eintreten vorkam. Harden half ihm in die Höhe und geleitete ihn zum Sofa. Dann wandte er sich an mich und flüsterte in etwas geheimnisvollem Tone: „Gestatten Sie mir, lieber Kollege, Ihnen meinen Freund, Herrn von Bismarck, Durchlaucht, vorzustellen. Sie entsinnen sich vielleicht des Namens. Durchlaucht waren Vorgänger des p. p. Caprivi." Ich entsann mich. Harden fuhr fort: „Sie müssen sich nicht wundern, Kollege, daß der alte Herr etwas verschüchtert ist. Die Erfahrungen, die Durchlaucht in letzter Zeit gemacht haben — —" Ich drückte ihm

zum Zeichen des Verständnisses die Hand und machte dann den greisen Herrn selbst darauf aufmerksam, daß ich als gänzlich amt-, orden- escarpinloser Mensch keine Rücksicht auf irgend eine Raumbeziehung: oben, unten oder seitwärts zu nehmen brauche. Durchlaucht könnten sich ganz sicher bei mir fühlen und frei aussprechen. Das gefiel ihm offenbar, er lächelte behaglich, reckte sich und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gilkaflasche einen Hopser machte. „Nu, denn los! De Düwel sall se alltosamen frikasseern!“ Der Bann war gebrochen und es entspann sich ein Gespräch, das nach dem Stenogramm meiner Frau, die im Nebenzimmer jedes Wort hören konnte, folgendermaßen lautete.

Von Bismarck. Harden. Ich.

J.: „Ew. Durchlaucht wollen mein Urteil über Herrn Miquel hören?“

v. B.: (schenkt sich einen Gilka ein): „Brrr! Haben Sie nix Feineres?“

J.: „Oder wollen Durchlaucht mich über das schwarzweiße Bediententum aushorchen?“

v. B.: (nimmt sich eine Prise): „Hatschi!“

J.: „Interessieren sich Durchlaucht vielleicht für meine Ideen über den Antisemitismus?“

v. B.: (zündet sich eine meiner Cigarren an): „Was ist denn das für'n Kraut? Stinkt ja mordsmäßig. Rübenblätter?“

J.: „Es scheint, Durchlaucht finden die Politik etwas feiner?“

v. B.: „Stimmt! Stimmt! min Jung. Up den Knuoken gaot wi nich mehr. Sagen Sie doch, lieber Max, dem Herrn, weshalb ich gekommen bin.

H.: „Ja das ist so. Durchlaucht haben kein anderes Interesse mehr, als für Litteratur. Mit fast jugendlicher Schwärmerei begeistern sich dieselben für alle neueren litterarischen Persönlichkeiten. Besonders haben es ihr Maeterlinck, Mackay, Dehmel und natürlich auch Sie, Kollege, angethan. Schließlich konnten Durchlaucht ihre Sehnsucht nicht mehr stillen, und als dieselben Ihr Inserat lasen, baten mich Durchlaucht sofort, dieselben mit Ihnen bekannt zu machen.“

v. B: „So ist's! So ist's! Einen Dichter sehen und dann sterben, so träumte ich Tag für Tag. Nun ist's geschehen, die Erde hat fürder kein Glück mehr für mich. Reichen Sie mir die Hand, junger Mann. Ja Sie sind ein Dichter, so etwas ganz Andres, als die Herren, die ich früher für Dichter hielt: Stinde, Träger und die Getreuen von Jever. Bitte, leihen Sie mir ein Tuch, eine Thräne der Freude steigt mir ins Auge herauf . . . Und nun das Andre, lieber Max!“

H.: „Richtig! Beinah hätt' ich die Hauptsache vergessen. Durchlaucht wünschen dringend über die Zukunft der deutschen Litteratur beruhigt werden. Mir ist jetzt alles wurscht, äußerten dieselben erst vor einer Stunde, mag die Welt zu Grunde gehen, wenn nur unser Litteraturchen blüht.“

v. B.: Mea ipsissima verba! Sie verstehen doch Latein? Also losgeschossen, wie denken Sie über die litterarische Zukunft und nebenbei auch über Maxens Zukunft?“

J.: „Verzeihen Ew. Durchlaucht! Ihr so plötzliches glühendes Interesse für Dinge, die außerhalb der Magensphäre liegen, überrascht und rührt mich gleichermaßen. Ehe ich daher auf Ihre geschätzte Frage antworte, möchte ich an dieses Interesse, so lang es noch heiß ist, einen Appell richten. Meine Freunde und ich, wir tragen uns mit der Idee, in der Umgebung von Neutomischel oder Stallupönen eine Idealbühne zu errichten. Nur das Auserlesenste soll zur Aufführung kommen: Vor allem Volksstücke in altsyrischen Dialekten und außerdem naturalistisch-symbolistische Faselnachtsstücke über die Liebesabenteuer zwischen Prinzessin Bandwurm und Lord Embryo, übersetzt aus dem Maeter-

linck'schen. Freier Eintritt natürlich; wer bis zum letzten Akt aushält, bekommt drei Mark Erholungsgeld. Sie sehen, Durchlaucht, ein erhabenes Vorhaben. Würden Durchlaucht uns Ihre Teilnahme gewähren und 20 Mark für das Unternehmen zeichnen?"

v. B. (erhebt sich langsam bis zur Decke, ein Gefühl des Ekels deutlich in den Mienen ausprägend): „Was! Geld zur Bethätigung eines geistigen Interesses! Pfui Deubel! (Schmerzlich bewegt.) Also auch in diesen Kreisen triumphiert der elende Materialismus! Und gleich 20 Mark!! Kommen Sie, Max! Hinweg aus dieser Räuberhöhle! Ja, mein lieber Max, Sie führen heute den letzten Idealisten nach Hause." (Wankt ab, und stößt mit dem Helm an den Thürbalken, daß der Adler zu Boden fällt. Harden rafft den Adler auf und ruft mir während dessen wehmütig zu):

H.: „Sie wissen, lieber Hart, daß ich alles Menschliche, auch einen Scherz, zu würdigen weiß. Aber daß Sie diesen Heiligen, meinen schwer erkämpften Privatheiligen, in seinen heiligsten Empfindungen verletzen, das geht über den Scherz, das grenzt an Tempelschändung. Adieu."

* * *

Bestürzt blieb ich zurück. Glücklicher Weise hatte ich keine Zeit, irgend welchen Reuegefühlen nachzuhängen. Mein Dienstmädchen brachte mir eine Karte herein. Ich las: Leo N. Tolstoi. Weltkind a. D . . . Z. Zt. Muschik. Ehrfurchtzitternd eilte ich hinaus und führte den verehrten Mann ins Zimmer. Auch er zitterte, aber nicht vor Ehrfurcht, sondern vor dem Anblick meiner Gilkaflasche. „Väterchen," bat er, „weg mit dem Trank des Todes! Gewandert bin ich von Jasnaja Poljana hierher viele Werst zu Fuß; nur einmal hab ich bestiegen das dampfende Gefährt, das so schwarz und schmutzig ist, wie sein Mütterchen die Kultur. Aber matt bin ich, matt. Und er riecht gut, dein Todestrank. Sehet, daß ihr nicht in Versuchung fallet! Väterchen thu weg die Versuchung." Eilig stellte ich die Flasche unter den Tisch und bot dem Müden, der sehr bestaubt aussah, ein Butterbrod an. Er biß kräftig ein, blickte dann unter den Tisch nach der Versuchung, schob sie mit dem Fuße weiter fort und nahm sich darauf selbst eine zweite Stulle.

L. N. Tolstoi. Ich.

I.: „Darf ich es aussprechen, Batuschka, wie selig ich bin, Ihnen, verehrter Herr, Aug' in Auge gegenüber zu sitzen?"

T. (tiefäugig, langer Bart, Kittel mit Gürtel, Hose in den Stiefeln): „Brüderchen, nenn' mich nicht Herr! Und laß uns Du zu einander sagen."

I.: „Herrlich! Aber darauf müssen wir trinken."

T. (die Flasche herauf holend): „Müssen wir? Muß es sein? Ja, wenn es sein muß! Müssen ist kein Versucht sein, Zwang ist es. Dem Zwang sich widersetzen, ist Sünde. Gebet dem Kaiser, was — Mächtiger als der Zar ist der Wutki. Bewiesen ist es. Ich trinke. (Er thut's; dann sauge ich den Resttropfen aus.)

I.: „Prost Leo!"

T.: „Prost! Brüderchen, Prost! Also so lebt ihr, ihr Propheten der Njemetz? Und wie Du aussiehst, schön bunt wie das Laubwäldchen im Herbst! Ist das der Sinn Eures Lebens: Schnaps, feiner Rock, belegte Brödlein? O Herr des Lebens, vielleicht habt Ihr recht. Eben darum bin ich gewandert hierher. Gesagt hat man mir, Du seiest einer der großen Propheten Deines Volkes. Erleuchte mich, Brüderchen, erleuchte mich! Ein alter armer Mann bin ich. Meine Augen sind trüb. Alles wackelt, schwankt und nebelt vor meinen Augen durcheinander. Erleuchte mich!"

J.: „Mit Vergnügen, Bruder! Laß hören, wo es Dir dunkel ist.“

T.: „Du weißt, mein Täubchen, viele Winter lang war ich ein lockerer Zeisig. Hahaha! — nein, o weh! Was für Streiche hab' ich angegeben! Austern hab' ich gemordet, unschuldigen Fläschlein die Hälschen gebrochen und selbst der Balletmägdlein nicht verschont. Ohne mich wären die armen Rättchen — wer weiß es? — wohl heut noch keusch. Eines Tages aber wachte ich auf: mein Schädelchen that mir weh, meine Händchen zitterten, meine Gliedlein waren schlapp und schlaff. Und da weinte ich über mich.“

J.: „Versteh ich.“

T.: „Natürlich verstehst Du das. Ein Prophet bist Du ja. Ich aber verstand es nicht. Ich fühlte nur auf einmal, daß Sekt und Austern nicht den Sinn des Lebens bilden“ —

J.: „Sehr richtig!“

T.: „Und daher sucht' ich —“

J.: „Bitte Väterchen, erspar' Dir den weiteren Bericht! Es giebt verschiedene deutsche Uebersetzungen Deiner Bekenntnisse. Erzähl' lieber, was Dir gerade heute dunkel ist.“

T.: „Wie Du willst, mein Singschwänchen, wie Du willst. Fünfzehn Jahre lang hab' ich den antisektlichen Sinn des Lebens ausprobiert. Jüngst aber sitz' ich des Abends am Tisch und in meiner Bibel les' ich. Und da fällt mir auf, daß da steht: Sie säen nicht, sie ernten nicht, und ihr himmlischer Vater ernährt sie doch. Ich aber habe gesät funfzehn Jahre lang und also zum zweiten Mal verfehlt den Sinn des Lebens. Verzweifelt frag' ich mich, wie kann man denn leben, ohne zu säen, wie kann denn der Mensch konkurrieren mit einer Lilie?“

J.: „Die Antwort scheint mir denn doch nicht so schwer zu sein, Bruder. Die Bibel meint offenbar: Werdet alle Kapitalisten und legt euere Gelder in sicheren Papieren an, dann braucht ihr für den anderen Tag nicht mehr zu sorgen.“

T.: (erregt aufspringend): Kapitalist — Lilie — Kapitalist. Wahrhaftig, es stimmt. Das Kapital ist aber doch dazu da, ausgegeben zu werden, und wenn man es ausgiebt, erhält man dafür Sekt, Austern, Schönheit, und wenn man diese Dinge dafür erhält, dann können sie doch mit dem Sinn des Lebens nicht unverträg —“

J.: „Gewiß nicht, Bruder! Aber Maß halten, Bruder, den Kater unbeschworen lassen, Bruder! Auch die Lilie trinkt nicht immer Thau.“

T.: „Ich werde nie trinken Thau. Gottlob, Bruder, daß ich noch nicht alles verschenkt hab', was meine väterliche Lilie angesammelt. Noch ist ein Restchen da, für den Rest meines Lebens kann ich Lilie sein. (Er umarmt mich stürmisch und geht trällernd ab.)

* * *

Väterchen war kaum zur Thür hinaus, da hört ich draußen einen Schrei — den Schrei eines Weibes. Und dann stürzt ein Mädchen herein, ohne Hut, umweht von einem flatternden Umschlagetuch. Offenbar ein Fabrikmädchen. Das hübsche Kind stürzt auf mich zu, schüttelt meinen Arm und stößt keuchend hervor: „Mein Herr, schützen Sie meine Ehre! Retten Sie mich vor dem frechen Bauer! Bin ich in diesem Hause vogelfrei? Darf mir dieser langbärtige Kerl Kußhändchen zuwerfen, mir winken, meine Taille — —?“ O Leo! O Leo! Ich beruhigte die Aufgeregte und fragte dann: „Möchten Sie sonst noch was von mir, liebes Kind?“ „Liebes Kind?“ rief sie, „ich bin kein liebes Kind — mein Name ist Frau Dr. Wettstein-Adelt.“ „Ach so! Sie kommen als Berühmtheit zu mir! Bitte Platz zu nehmen, Gnädige Frau.“ Aber sie nahm nicht Platz. „Mein Mann wartet unten auf mich, er pflegt stets unten zu warten, wenn ich irgendwo bin, der gute Mensch! Das heißt eigentlich ist's 'ne Rücksichtslosigkeit von ihm, mich immer allein zu Fremden gehen zu lassen.

Mich, die nachgestellteste Frau! Sie wissen, wie mir in der Fabrik das Männerpack nachlief. Apropos, wie denken Sie über die Männerfrage? Was soll'n wir mit dem Geschlecht anfangen, wenn wir Grazien, wollte sagen Frauen die Präsidentenklingel im Staat —" Einer Antwort wurde ich überhoben, da in diesem Augenblick die Thür aufging, ein quickes Männchen auf mich zuhüpfte, meine Stirn befühlte und murmelte: „Kein Irrtum möglich. Alle Anzeichen der folie circulaire, verbunden mit moralischer Paralyse der Nasenscheidewand". Darauf trat er zurück, verbeugte sich und sagte mit etwas kreischender Stimme: „Mein Herr, ich komme unangemeldet herein, Ihre Corridorthür steht offen. Offene Corridorthüren deuten auf beginnende dementia paralytica hin; ich meine natürlich nicht bei den Thüren, sondern beim Hausherrn. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen rückhaltslos die Wahrheit sage und erschrecken Sie nicht zu sehr! Es ist kein Zweifel, Unglücklicher, Sie sind ein — Genie! Aber ich vergesse, mich vorzustellen: „Lombroso — von Beruf Wahnsinnsjäger." „Ah! Diese Ehre!" Er unterbrach mich sofort: „Dieses Ah! dieser halb tierische Laut befestigt meine Meinung von Ihrem Geisteszustand. Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb möchte ich mir einen Rat von Ihnen erbitten. Genies haben in lichten Augenblicken recht gute Einfälle. Wie Sie wissen, gehört es heutzutage zu den Kennzeichen eines großen Gelehrten, sich in irgend einer Frage gründlich zu blamieren. Freund Virchow hat die antidarwinistische, der gute Schmoller die antijudaicistische Schrulle. Ich selbst habe bisher nur meine spiritistischen Experimente. Mir scheint aber, daß ich damit hinter meinen deutschen Kollegen zurückbleibe. Ich suche deshalb ein weiteres Blamagegebiet. Wissen Sie eins für mich? Reden Sie!" Einer so dringenden Aufforderung wagte ich mich nicht zu widersetzen, doch erwiderte ich zunächst in aller Bescheidenheit: „Ihren Wunsch begreife ich vollkommen, Eccellenza: aber, wie mich dünkt, übersehen Sie, daß Sie nicht nur als Spiritist, sondern auch als Wahnsinnsjäger Tüchtiges im Punkte Blame geleistet haben. Und daher meine ich" — Ich redete in die Luft. Der große Gelehrte hörte mir garnicht zu: er hatte seine Aufmerksamkeit der Dame zugewandt, die noch immer bei der Präsidentenklingel verharrte. Wie eine Spinne wandelte er um sie herum und musterte sie mit drohenden Blicken. Aengstlich wich sie vor ihm zurück zur Thür. Schlüpfte hinaus. Er hinter ihr her... Und ich war wieder allein. Ich wollte lachen, aber es ging nicht. Vielleicht hatte das Männlein doch recht. Der Kopf wirbelte mir bedenklich. Endlich besann ich mich, daß die Corridorthür noch offen stehe. Ich ging, sie zu schließen. Aber ich prallte entsetzt zurück. Ein fürchterlicher Fuselgeruch quoll mir entgegen. Und ein Kerl in Ballonmütze, umhängt von einigen Löchern mit Zeugfetzen darum, drängte sich an mir vorbei ins Zimmer. Als ich ihm aber folgte und ihn fragend musterte, ward er verlegen und prustete heiser stotternd hervor: „Bin ick hier recht von — von wegen die Annongße mit det — det Beriehmtheitliche? Beriehmt bin ick. Alle acht Dage steh' ick in die Zeitungs. Emal ins Lakale, emal unter Mojabit von wejen Körperverletztheit, un mannichmal ooch in de Inserater mit jenauer Personalverschilderung —" „Kein Wort weiter, verehrter Herr, ich glaube Ihnen ohne Zeugnisse, daß Sie einen guten Geruch unter den Leuten haben. Sie sind berühmt. Interviewen Sie mich!" „Wat for 'n Dings? Uzen Se mir nich. Ick heeße Böttcherkarl — verstehen Se mir?" „Aber lieber Karl, es liegt mir fern, Sie kränken zu wollen, ich wünsche nur, daß Sie irgend eine Frage an mich stellen." „Irjend eene Frage? Det is jut. Jiebt et denn mehr wie eene? Nu jut, machen wir et kurz! Heraus dermit, wie viel wollen Se mich jeben?" „Ich Ihnen geben, Herr Böttcher? Wie meinen Sie das?" „Na, ick seh schonst, Sie sind eener mit Ermeln. Wo sollt ooch herkommen? Pover jenug sieht's bei Sie aus. Eene Mark werd'n Se sich aberst woll abknöppen können." „Ah so! Darauf läufts hinaus. Na! Hier haben Sie. Und nun schleunigst ab in die Ferne! Seien Sie trotzdem versichert, Herr Böttcher, Ihr Interview war mir nicht das unangenehmste." Ich geleitete die duftige Kanaille hinaus, damit mein Ueberzieher, der auf dem Corridor hing, nicht die Gelegenheit wahrnehme, an den Blößen dieser Berühmtheit Barmherzigkeit zu üben.

Und so konnte ich gerade einen neuen Besuch in Empfang nehmen. Es war Strindberg. Wortlos drückte er mir die Hand. Wortlos trat er mir voran ins Zimmer. Wortlos sah er sich prüfend um. Wortlos griff er nach einem Fläschchen, das auf dem Simse stand. Roch daran, setzte es an die Lippen, trank es aus. Kölnisch Wasser. Nur der Laut: Gluck! Gluck! durchtönte die feierliche Stille. Wortlos drückte mir Strindberg von neuem die Hand. Wortlos verschwand er. Ich war tief erschüttert. Diese Stummheit sprach deutlicher, als ein Band lyrischer Trauerpsalmen. Ich verstand sie. Der Edle hatte sich verlobt und sah seiner zweiten Ehe entgegen. Ehe! Braucht man zu sprechen, um die Fülle von Glücksempfinden, die dieses Wort umschließt, zu offenbaren? Gluck! Gluck! Das sagt alles. Ein kräftiges Klopfen entriß mich meinen wehmütigen Gedanken. Herein! Die Thür flog auf. Ein untersetzter Herr schwang mir seinen glänzenden Cylinder entgegen und warf eine Karte auf den Tisch. Ich las M. Emile Zola und verneigte mich bis zu Boden. „Pardon, Monsieur, ich hör', Sie haben heut' Ihren jour de celebrité. Was saggen Sie zu der Gemeinheit de l'académie française? Mich, me, moi — —". Weiter kam er nicht. Die Thür flog von neuem auf und Zola in den Rücken, daß er plötzlich quer über dem Sofa lag. Ein weißes, riesiges Haupt tauchte auf. Wahrhaftig! Henrik Ibsen. Gleich hinter ihm erschienen Gerhart Hauptmann, Otto Erich Hartleben, Max Halbe. Ehe ich es mir versah, klomm der alte Wikinger mit staunenswerter Gewandtheit an meinem Kachelofen in die Höhe, und oben hockte er gleich unterhalb der Zimmerdecke. „Der Höchste! Der Höchste! Ich bin's, ich bleib's! Hähäha!" So rief er jubelnd wie ein Kind. „Horch, wie es klingt und braust! Das ist der Brummkreisel der Ewigkeit!" Und bums! stieß er mit dem Kopf an die Decke. O mein Baumeister! schrie Halbe. Nun komm' ich! schrie Hartleben. Und beide holten den leise Wimmernden vom Ofen herab. Unterdessen hatte sich Zola wieder aufgerafft. Er und Hauptmann faßten jeder eine meiner Hände. In meinem linken Ohr klang es: „Unsterbliche! Pfui! Bah! Vierzig Affen! Dreckkerle! Merde! Merde! Haben Sie nicht eine académie allemande, wo ich mich melden kann — ich, je moi?" In mein rechtes Ohr schallte es: „Lieber Hart! Nur ein Wort! Sie haben Erfahrungen! Wie schützt man sich vor Visiten? Reden Sie! Und vor Pümpen? Lieber zu den Bakairis, als jeden Tag sechs Freunde — —" Nun riß mich hinten jemand am Rockschoß, Halbe zupfte mich am Bart, Hartleben packte mich am Haarschopf — ich brüllte auf, wie eine Kuh unterm Schlachtmesser, die Fittiche des Wahnsinns breiteten sich näher und näher über mich — Dunkel — Nacht — Grab. In diesem Augenblick stürzte Julius, mein Bruder, ins Zimmer. „Rette dich! Rette dich!" gellte er, oder du bist verloren. Die Bahndirektion hat einen Extrazug für Berühmtheiten eingelegt. Schon wälzt es sich heran in schwarzen Haufen auf dein Haus zu: Mimen, starke Männer, Taschenspieler, Malteserritter, Huren, Erfinder, Schönheitskonkurrentinnen, Könige, Friedensfreunde, Bombenwerfer. Rette dich! Ehe es zu spät ist!" Ich hörte kaum, was mein Bruder sagte. Aber mit wilder Muskelanstrengung riß ich mich los. Und hinaus raste ich. Die Treppe war frei. Hinter mir her aber grollte es: Haltet ihn! Haltet ihn! Unten im Hausflur geriet ich in einen Trupp Damen. Eine erfaßte mich und stöhnte: „Ach mein Herr, ach mein Herr! Bleiben Sie, raten Sie einer Mutter und Gattin. Schnell, ehe die Zeit verstreicht. Alles streicht. Mein Söhnchen, der Alexander streicht Staat, und mein Mann streicht mir beständig am Staat. Wenn das so weiter geht, wird unser Königreichlein auf der Karte gestrichen und ich kann als Landstreicherin meine freudlosen Tage beschließen. Ich habe das Leben auf dem Strich, die Zeitungen bringen mich schon unter dem Strich — —" Wenn ich diesen Redefluß nicht abschnitt, war ich verloren. Glücklicherweise erschien vor mir in der Oeffnung der Hausthür Heinz Tovote. Ich drückte ihm Natalie in die Arme, — und dann schlug ich mich rücksichtslos durch die Menge durch, die sich vor dem Hause staute. Gottlob, man wich mir aus, wie einem Wahnsinnigen. Und ich war einer. Vergebens winkten mir die Freunde zu, die gerade des Weges einherkamen: Garborg, Richard Dehmet,

Bruno Wille, Willy Bölsche. Ich rannte an ihnen vorbei. Alle Vier setzten mir rufend nach. Ich hörte Garborgs Stimme: „Henrik! Henrik! Wi kommer Dig afhola zu einem Udflugt in die vierte Dimension . . .“ Dazwischen grollte Richard: „Pfui! er läuft, um meine „Venusse“ nicht anzuhören.“ Und Willy prustete: „Heinrich! Heinrich! Her mit dem Bericht — über Deine Interviews — für — die „Freie Bühne“, und — wenn er noch langweiliger ist, als — ich vermute.“ Da wandte ich mich um und warf den Verfolgern einen Blick zu, wie ein verendender Hirsch. Betroffen hielten sie an in ihrem Lauf. Nur Bruno Wille ließ nicht ab. Er packte mich. Schneeball, sein zottiges Adoptivhundekindchen, zerrte mich am Hosenbein. Wie durch dicken Nebel hörte ich Bruno sprechen: „Eine Frage nur! Heinrich! Es soll noch eine Klassikerstelle geben, die ich in meiner Reine-Mittel-Philosophie nicht zitiert habe. Wie heißt sie? Wo steht sie?“ Ich konnte nicht mehr. Die Verzweiflung macht mich gemein. Ich stellte dem Freunde, als er mich einen Augenblick losließ, ein Bein. Lang stürzte der Hüne hin. Ueber den Leib Schneeballs, der zu Brei zerquetscht wurde. Fürchterlich schrie der liebende Adoptivvater auf. Ich aber warf mich ins nächste Wirtshaus und fiel erschöpft zu Boden. Mit einigen Gläschen Rum brachte mich der treue Wirt zur Besinnung. Da stand ich auf, fiel ihm um den Hals und schwur ihm, leidenschaftlich schluchzend: Nie wieder berühmt sein! nie wieder! Heil dem Rum! Tod dem Ruhm! . . . .

Neue Romane.

Eine ödere, unerquicklichere Zeit wie die nach dem Siegesrausch von 1870 über ein Jahrzehnt lang — hat die deutsche Litteratur selten gehabt. Sie war um so auffälliger, als sie eine *lokale* Stagnation bedeutete inmitten einer Periode *allgemeinen* Aufsteigens. Ein ungeheurer Wechsel der Weltanschauung bahnte sich an. Die Resultate der Naturwissenschaft mit ihren weittragenden Folgen für alle religiösen, alle moralischen Fragen traten geschlossen ins Bewußtsein der Menge. Grollend regte sich die große soziale Strömung und warf ihre ersten Riesenwellen herauf, beängstigend für Viele, aber doch auch befreiend. Und alle diese Symptome hatten wir grade bei uns im Lande am allerdeutlichsten. Ihre befruchtende Rolle für die Kunst aber schien ein ausschließliches Privileg der Fremde.

Man kann nicht sagen, daß die litterarischen Possenreißer jener Zeit, die aus dem allgemeinen Mangel an Talent ihre Talmi-Erfolge errafften, selbst grade sehr siegesgewiß gewesen wären. Sie tanzten auf dünnen Brettern, das wußte jeder, und der erste echte neue Dichter, der die große Forderung des Tages begriff, würde ihr Simson sein, der die Säulen unter ihrem Tingeltangel zerbrach. Aber in Einem fühlten sie sich doch wirklich stark. Das sollte ihnen, wähnten sie, niemand je wieder streitig machen: sie hatten Witz. Und als Zola und Tolstoi und Ibsen nun herüberwanderten mit ihren strengen, düsteren Büchern — Büchern, die doch der junge Genius berührt, so dumpf auch da und dort die junge Melodie noch klang: — da kämpfte man zwar sonst überall matt, vertrauensleer — nur in dem Einen meinte man ein *wirkliches* Argument zu besitzen, ein letztes, zu dem man alle Kräfte zog: die „Neuen“ *hatten keinen Humor*!

Faktisch vorgehalten hat auch dieses einzige ehrliche, wenigstens auf bedingter Ueberzeugung ruhende Argument *nicht*. Der witzlose Ibsen hat die nachsiebziger Witzdramatik so gründlich in der Praxis totgeschlagen wie nur möglich. Und leiser

und leiser verhallte denn endlich auch jener letzte Ruf. Wer doch noch rivalisieren wollte von den alten braven Witzfabrikanten, der wurde selbst auf einmal tief ernst und feierlich, und depossedierte Possenkönige wandelten als Kritiker in der Moraltoga über den Parnaß.

Heute hat sich alles ein bischen verlaufen, und nun kommt eine neue Phase. Die moderne Richtung hat auf der ganzen Linie gesiegt. Aus ihren eigenen Reihen heraus aber erschallt jetzt der Ruf: Wir müssen dem Humor wieder mehr sein Recht geben. Es ist das ganz und gar keine Rückwendung zu der abgelebten Witzelei von damals. Es ist eine gesunde Blüte nur des neuen Kunstfrühlings selbst. Eine gewisse Sorte Witz ist Deckmantel der Schwachen, der Kleinen, das steht fest! Aber es giebt auch einen Humor, der grade ein Geschenk der ganz Starken ist. Daß auch der Humor sich regt mitten in dem gesunden Realismus unserer jungen aufsteigenden Generation, das ist ein Zeichen, daß man festen Boden hat, daß die Phase des Anlernens mit all' ihren Uebertreibungen und ihren verkniffenen Schülerfalten überwunden ist. Freuen wir uns!

Ja, lächelnde Knospen, wohin man blickt! Der Dichter der „Weber" und der „Einsamen Menschen" wirft in einer Stunde des Ausruhens von der tiefernsten Hauptarbeit einen so köstlichen Scherz uns hin, wie den „Kollegen Crampton", und schon, wenn man es verraten darf, schmückt sich die Bühne für eine zweite, noch übersprudelnder lustige Gabe der gleichen Glückshand: die wundersame Historie vom „Biberpelz", die manche frohe Stunde machen wird. Zahlreich und ein wesentliches Moment im Ganzen heben sich humoristische Züge herauf aus Halbe's doch im Innersten so erschütternd ernster Liebestragödie „Jugend", — und auch von Halbe liegt bereits als „Nächstes" eine echte Komödie, diesmal sogar in Knüttelversen, zum hochnotpeinlichen Bühnengang bereit in des Poeten Pult. Und nicht minder frisch regt sich der Geist humorvoller und im Lichte eben des Humors zu neuer Stärke erwachter Weltauffassung in Novelle und Roman. Die Erscheinung ist hier grade besonders interessant, weil in verschiedenen neueren Dichtungen, die ihrem Grundmotiv nach keineswegs auf humoristische Pointe gestimmt sind, doch die eingeflochtenen humoristischen Episoden das künstlerisch Beste, Freieste und Reife der Leistung darstellen.

Unter den drei Büchern*), die sich mir grade als frische Exempel in meinen Gedankengang einfügen, befindet sich nur eines, das den Humor mit Bewußtsein auf den Schild erhoben hat. Es ist von den Dreien das Beste: das Hartleben'sche Doppel-Capriccio vom „abgerissenen Knopf" und vom „Kleinen", der „zum Teufel wurde". Die Leser der „Freien Bühne" kennen beide Sachen, ich brauche also vom Inhalt nicht viel Worte zu machen. Für etwaige zarte Herzen könnte man sie gradezu als Muster zu einer energischen Geschmacksreinigung empfehlen. Es giebt ehrliche Menschenkinder genug, die ganz grobe Zotengeschichten äußerst reizend finden, wenn sie nur etwas wielandisch süßlich zurecht gemacht sind. In unsern ehrwürdigsten Familienblättern, unter dem Strich der tugendsamsten politischen Zeitungen kann man oft eigentümliche Proben dieses Kompromisses wahrnehmen! Davon ist nun allerdings in einer solchen Hartleben'schen Humoreske keine Spur. Es herrscht eine strenge, derbe Wahrheit, ein äußerster Verzicht auf alles Raffinement, keine Uebertreibungen, aber, wo es not thut, auch keinerlei prüde Abzüge. Man fühlt dem Dichter — und darin zeigt sich das Neue dieses realistischen Humors — sehr gut an, daß er genau weiß, daß das ganze Milieu seiner Lore an sich reichlich Stoff auch zu sehr ernster Behandlung gäbe. Nur wird meistens grade das Verkehrte dabei ernst genommen. Und hier setzt der Humorist ein. Er faßt ein paar Episoden, die Andere vielleicht zu höchst vorwurfsvollen Geschichten mit moralischer Nutzanwendung verarbeitet hätten,

*) Otto Erich Hartleben, Die Geschichte vom abgerissenen Knopf. (Berlin, S. Fischer.) — Hermann Bahr, Neben der Liebe. Wiener Sitten. (Berlin, S. Fischer.) — Meier-Graefe, Nach Norden. Eine Episode. (Berlin, S. Fischer.)

mit höchster Lustigkeit und predigt gleichsam zwischen jeder Zeile: Ach, diese Seelenkämpfe, Enttäuschungen und Extravaganzen sind ja so unglaublich harmlos und spaßhaft, — wenn das Unheil der Welt bloß darin bestände . . .! Rein technisch sind die beiden Skizzen nebenbei wirkliche Meisterwerke, — kein Pinselstrich ist verfehlt. Und es dürfte keinen zweiten Dichter von heute geben, der Hartleben in einem Wettkampf um die knappe realistische Humoreske formal überträfe.

Auch Hermann Bahr's Wiener Sittenbild „Neben der Liebe" ist den Lesern der „Freien Bühne" direkt bekannt. Nach seiner ernsten Seite und Einordnung in die Reihe der Bahr'schen Versuche überhaupt ist es gelegentlich an derselben Stelle auch schon von Felix Holländer kritisch gestreift worden. Reiche Ansätze köstlichen Humors sind auch in diesem Buche. Nur ist die Art anders. Seltsam genug: Bahr ist, wo er in ausgezeichneten Studien, die über das Kunstwerk hinaus direkt kulturgeschichtlichen Wert besitzen, gewisse Wiener Gesellschaftskreise schildert, sehr viel bitterer, satirisch beißender als Hartleben. Und doch — oder ist es grade deswegen — hat man vor dem Ganzen des Romans das unbedingte Gefühl, daß er innerhalb der Dinge, die er schildert und geißelt, doch unfreier steht als der Poet des „abgerissenen Knopfs." Das drückt besonders auf die Figur seines Helden, für dessen Komik dem Autor vielfach die Ueberlegenheit mangelt. Und es hängt damit zusammen, daß die Komik gegen Ende auch in der Handlung selbst eine Wendung zum feierlich Ernsten nimmt, die der Hauptteil des Romans kaum nötig machte. Der ernste Dichter bricht in diesem ernsten Schlußteil nun allerdings dann wieder als solcher glänzend durch: der grelle Abschluß ist technisch eine Perle moderner Erzählerkunst, einerlei wie man nun über seine innere Notwendigkeit aus dem Ganzen heraus denken mag.

Noch auf einen dritten neuen Roman möchte ich grade vor diesem Thema des „realistischen Humors" die Aufmerksamkeit des Lesers nachdrücklichst lenken. Es ist Meier-Graefe's „Nach Norden". Eine Episode nennt sich das Buch, — nun, es ist für eine solche mit seinen vierhundert Seiten etwas lang! Aber der Titel hat, wenn man den Inhalt sorgsam prüft, eine treffende Nebenbedeutung. Das Entscheidende über den Wert des Romans — und er hat unbedingten Wert! — ist das episodische Rankenwerk darin, nicht die psychologisch kniffelige Kernhandlung. In bewegten Bildern zieht eine echt moderne Nordkapfahrt vorüber, launig gesehen und künstlerisch rund in allen winzigsten Zügen auf's Papier gebannt, ein Prachtstück humoristischer Kleinmalerei, das tief in den Band hinein fortreißt und fesselt, lange ehe man eigentlich sieht, daß eine einzelne all' dieser Episoden sich ernst wenden und Herrin im Spiel werden will. Letztere allein hingestellt, als kurze Novelle, würde immerhin den kräftig aufstrebenden Dichter von Talent verraten, aber doch über die kräftige Eigenart noch gar nichts zu vermuten geben. Der humoristische Teil des Buches weist diese unzweideutig: auch hier ist realistischer Humor im Werden. Möchte Meier-Graefe diese seine Stärke möglichst früh sicher erkennen und nicht nutzlos Kraft vergeuden. Er taugt nicht für verzwickte, halbmystische Seelenprobleme. Aber er hat ein paar köstliche Augen für die scheinbar so leicht zu sehende und doch so selten gewürdigte Umriß-Komik der modernen Welt!

W. Bölsche.

* * *

Trübgrauer Tag, Nebel auf den Feldern und niedrig hängendes Regengewölk: der Boden naß, verwaschen, in Schmutz sich auflösend. Triefende Gebüsche und wie zerrissen das Laub der Bäume, schauernd im naßkalten Wind, der unaufhörlich quer über die verdrießlichen Kämpe und Wege dünne Regenschauer spritzt. Landregenstimmung. Seufzen, Klagen und Stöhnen ringsum, der Winde und Wasser, der Blätter und Büsche, der Lüfte und alles Lebens ringsum. Aus grüngrauen Sumpfwiesen, hinter verkrüppelten Weiden hervor kommt melancholisches Kiebitzgeschrei.

Das ist die Welt und Natur, durch welche auch Felix Holländers „Frau Ellin Röte“ (S. Fischer's Verlag) uns hinführt, die Welt der Klage und Anklage, der Einsamkeit und Verlassenheit, des Murrens und Seufzens, welche die Welt des Naturalismus ist, des mitleidigen Naturalismus, der sich trauernd zu den Armen und Unterdrückten niedergebeugt hat; aus den glänzenden Salons und parfumierten Boudoirs, in denen unsere Alten vor ein und zwei Jahrzehnten daheim waren, flüchtete die Kunst, wie von einem jähen Ekel ergriffen vor der tanzenden, lachenden und soupierenden Welt des „ancien régime“, um in den Hütten der Armen und Unterdrückten einzukehren. Sie sah plötzlich ein riesengroßes Elend, so unermeßlich, so furchtbar, daß es als ein nie zu heilendes Elend erschien. In seinem Schatten verloren die schönsten Blüten der menschlichen Seele Duft und Farbe. Was war denn hier die Liebe, von der man so entzückt und schwärmerisch gesungen hatte? Die Göttergestalten jener Welt erschienen hier wie scheußliche Fratzen und von keinem höheren Werte, als die Fetische einer Negerhütte. Und die Kunst und Philosophie des Elends der Massen, der unendlichen großen Mehrheit der Menschen, die in Qual und Entbehrung dahinleben, riefen es den herrschenden Klassen zu: eure Götter, eure Moral und Sittlichkeit, eure Ideale, so gut sie für euch sein mögen, sind es nicht auch für uns. Sie helfen uns nichts und nützen uns nichts. Es sind leere Schatten für uns, Popanze, die euch vielleicht ein immer besseres und behaglicheres Dasein, uns aber ein immer tieferes Elend und immer härtere Unterdrückung bringen. Unsere Welten sind von einander getrennt und stehen sich so feindlich gegenüber, wie vor zwei Jahrtausenden die heidnische und christliche Welt sich gegenüber standen. Wir wollen neue Götter, neue Ideale, die uns, die jetzt Unterdrückten, zum Lichte führen.

Anklagend und angreifend, klagend und mitfühlend hat die Litteratur des Naturalismns das Elend geschildert. Wie betäubt von der Größe dieses Elends stammelte sie immer wieder, stammelte sie nichts als: „Das Elend ist da . . . furchtbares Elend ist vorhanden . . es ist wirklich . . das Elend . . das Elend!“ So mit immer neuen Bildern den Spott und die lächelnden Hohnreden der Poeten und Schriftsteller des ancien régime beantwortend, die aus ihren weichen Sesseln hervorriefen, und an und für sich mit gutem Gewissen, weil sie es wirklich nicht anders wußten, weil sie nie den Fuß über die Schwellen ihres Salons hinausgesetzt hatten: Es giebt ja gar kein Elend. Die Welt ist aufs Wunderschönste eingerichtet. Unseres frommen Carrières moralische Weltordnung hat sich nie so glänzend erwiesen, als in unseren Tagen des geeinigten Deutschlands und unter dem heiligen Scepter der divi Augusti vom Hohenzollernhause. Ihr seid nur Pessimisten, — nieder mit dem Pessimismus! Häßlichkeits- und Grau in Graumaler. Ihr habt keine Ahnung davon, wie viel Freuden die Welt birgt: Diners bei Dressel, hübsche Schauspielerinnen, hundert Mark für einen Kuß, Ball bei Kommerzienrats und was nicht sonst noch alles. „Es ist da . . das Elend,“ rief um so lauter der Naturalismus; er wollte es fast beweisen, daß es da war, wie der nationalökonomische Statistiker und hüllte sich in die Aesthetik Zolas; beschreibend und schildernd wurde er, wie alle Kunst, welche der Wissenschaft nachläuft. Aber all diese wissenschaftliche Kunst, diese Kunst der Beobachtung mit dem Notizbuch in der Hand, es war die Kunst des noch halb betäubten Geistes, der sich in neue Welt hineingestoßen sieht, in der er sich zuerst noch zurechtfinden muß, verwirrt von der Fülle der Thatsachen vor allem sie erst einmal kennen lernen, sichten und ordnen muß, eine Kunst, die Material auf Material häufte, das grobe rohe Material, das in der Wissenschaft die Spezialisten zusammenbringen müssen, die Empiriker, die Vorläufer der Genies, der philosophischen und religiösen Geister und Idealitätsdichter, welche das Tote mit dem Hauche der Idee beleben.

Unsere naturalistische Kunst steht genau an der Stelle, an welcher sich die Sozialdemokratische Partei befand in jener merkwürdigen Reichstagssitzung, als die Vertreter sämmtlicher Parteien der herrschenden Gesellschaftsordnung mit der stürmischen Frage auf sie eindrangen: Was ist's nun mit eurem sozialistischen Zu-

kunftsstaat? Wie soll er aussehen? Was für eine Idee habt Ihr Euch davon gemacht? Und Bebel und Liebknecht zuckten mit den Achseln, und die Gegner lachten, daß die Propheten nichts sagen konnten oder sagen mochten. Sie hatten aber Beide Recht, die da fragten und schwiegen. Das Elend ist da, das ist einstweilen genug. Seht das Elend! Wie unendlich, wie groß ist es. Wir treten vor Euch hin, reißen die Kleider von unserem Leib, und nun seht die Wunden, die uns bedecken. Der Rest sei einstweilen Schweigen.

Auch die Kunst des Naturalismus hat geschwiegen und schweigt noch. Es war und ist eine Kunst der Beschreibung und der Schilderung, der Anhäufung von Beobachtung auf Beobachtung. Auch eine Kunst des Klagens und der Mitempfindung, letzteres vor allem in Deutschland. Das vorherrschend lyrische Genie des deutschnationalen Kunstgeistes kam zum Durchbruch, in der Lyrik, wie im Roman und Drama. Dem beschreibenden Element gesellte sich die Stimmung zu, die aus der mitempfindenden und mitleidenden Seele floß; der germanische Kunstgeist zeigte da wieder seine Ueberlegenheit in der wahrhaft tiefen poetischen Auffassungsfähigkeit über den romanischen Kunstgeist, welche ja auch ein Taine anerkennen mußte. Das rhetorische Viktor Hugo-Pathos Emile Zolas, der Doktrinarismus Ibsens nahmen den schlichten unmittelbaren Gefühlsausdruck an (so im Drama bei Hauptmann und Halbe), der das eigentlichste Erbteil der deutschen Poesie ist. Aber auch die naturalistische Kunst konnte nur sagen, daß das Elend vorhanden sei, doch nicht den Weg zeigen, der aus ihm hinausführt. Ibsen, Garborg, Strindberg, Hauptmann, Holz und Schlaf: bei ihnen allen steht groß und schwarz das Fragezeichen, das die Bebel und Liebknecht in jener Reichstagssitzung in die Luft schrieben. Anklagend, verneinend, niederreißend brachte der Naturalismus die Werke ohne Abschluß und Ende, gab ein Ereignis, ein Bild der Wirklichkeit, das nach beiden Seiten verlängert werden kann, so zerfließend wie das Leben es ist, aus der Unendlichkeit herauswachsend, in die Unendlichkeit zurückfließend. Er war und ist keine idealbildende positive Kunst, und im Grunde ohne Idee, von großer Weltkenntnis und Welterfahrung, aber ohne Weltanschauung, voller Wissenschaftlichkeit, aber noch ohne spekulativen Geist, ohne Religion und Philosophie. Und darum weiß er auch nichts von einer Komposition, einer Vereinigung der Sonnenstrahlen im Brennglas.

In alle diesem liegt die Charakteristik von Felix Hollaenders neuem Roman eingeschlossen. Ein durch und durch naturalistisches ausgewachsenes Kunstwerk, welches das scharfe Gepräge des Geistes dieser Zeit an der Spitze trägt. Einer wirklichen künstlerischen Schöpfung gegenüber läßt sich nicht von Fehlern reden, sondern nur von Eigenarten, und auch Hollaenders Werk steht durchaus über einer Kritik, die mit den Worten „das ist falsch" „das ist richtig" zu arbeiten pflegt. Gewiß hat dieser Roman nicht Ende und Abschluß; auf Zufällen und Willkürlichkeiten sich aufbauend, weiß er eigentlich nichts von inneren Zusammenhängen, und von einer Komposition ebenso wenig wie Hauptmanns „Weber". Der Schuß, der in dem fünften Akt der Weber fällt, .. bei Hollaender erscheint er als Schwindsucht, welche den Helden aufs Krankenlager wirft und aus der Welt herausbringt. Das trübe jammervolle Elend der Ehe der armen Frau Ellin Röte hat damit ein Ende genommen, ohne ihr oder ihres Gatten Zuthun, Wollen oder Absicht. Wenn nun aber der Mann nicht schwindsüchtig geworden wäre? Und wenn zum Schluß seines Romanes der Dichter uns eine neue Ehe seiner Heldin in Aussicht stellt, kehrt er damit nicht wieder an den Anfang seiner Geschichte zurück? Welchen Gewinn trägt Frau Ellin aus ihrem Zusammenleben mit dem sinnlich verlodderten Heinrich Röte davon? Wird sie in der zweiten Ehe nicht vielleicht dieselben trüben Erfahrungen machen, wie in der ersten? Hat sie das Geheimnis entdeckt, in dessen Besitz der Mensch jede Ehe zu einer glücklichen gestalten kann?

Nein, Hollaender hat uns keine Tendenzen geben und nichts beweisen, seine Erfahrungen nicht unter einer Idee und in einer Weltanschauung zusammenfassen wollen. Er will uns nichts von einer Philosophie der Liebe und der Ehe ver-

kündigen, — sondern zuerst nur einmal ein Geschehnis erzählen, wie es die Wirklichkeit des Lebens heraufführt, bei dem wir in jedem Augenblicke fühlen: Hier ist nichts Ersonnenes und Erklügeltes, romantisch Aufgeputztes oder subjektiv Ausgestaltetes, — sondern nackte Wirklichkeit. So, gerade so, kann sich sehr wohl das Ganze inmitten unserer Welt, im vollen Lichte des Alltags zutragen. Das Leben bringt Abschnitte, aber keine Abschlüsse. Warum soll es nicht auch dieser Roman thun?

Er packt und ergreift, er rührt und erschüttert, wie jedes uns persönlich nahetretende Leid der Wirklichkeitswelt. Das ist eben die Kunst des Dichters, daß er uns seine Menschen persönlich nahe bringt, daß wir mit ihnen Freude und Schmerz empfinden. Und im Besitz dieser Kunst zeigt sich auch Felix Hollaender. Den idealen schwärmerisch rosigen Anschauungen von Liebe und Ehe steht er als Zweifelsüchtiger gegenüber. Ein Mädchen kann, wenn sie eine Heirat mit einem von ihr innig geliebten Manne eingeht, sehr unglücklich werden. Ein Mann, der außerhalb der Ehe noch der Venus huldigt, kann nicht nur seine Frau, sondern auch sich selber um alle Zufriedenheit und Lebensfreude betrügen. Er legt sich selber eine Schlinge um den Hals, mit der er sich zuschnürt. Das sind gewiß keine schwerwiegenden Erkenntnisse, das kann man gewiß auch triviale, weil allzuhäufige Lebenserfahrungen nennen. Aber Menschen, welche solches alltäglich triviale Unglück erleiden, können sehr wohl unsere ganze tiefste Teilnahme erregen, wie diese Ellin, welche von der Liebe die schwärmerischsten Vorstellungen hegt, wie so viele junge Mädchen, aber von dem erhofften Glück nichts in Erfüllung gehen sieht und Schiffbruch leidet, weil sie zu sehr einen Mann geliebt hat, der diese Hingabe garnicht zu würdigen weiß.

Lebendig, in großen Umrissen treten die Charaktere des Romanes hervor, und voller Anschaulichkeit ist die Schilderung der dumpfen, kleinbürgerlichen Welt, welche den Schauplatz der Handlung abgiebt, die Darstellung der Gefühle voll von Innerlichkeit und Wahrheit. Auch Felix Hollaender weiß die rechte Stimmung in uns zu wecken und festzuhalten. Grau und trüb liegt über dem ganzen Buch der Himmel ausgespannt, grau und trüb weht es uns aus ihm entgegen, wie aus der enttäuschten Seele der Heldin. Kundige Kritiker haben uns in letzter Zeit wiederholentlich versichert, daß die Stimmungspoesie eine ganz neue Poesie sei, daß sie erst in den letzten Jahren entdeckt worden; ja wir armen Deutschen haben sie sogar erst von den Schweden und Norwegern her holen müssen! Ein jüngerer Schriftsteller versicherte kürzlich in einer Zeitschrift, wie sehr er erstaunt gewesen sei, als er vor einigen Jahren zum ersten Male ein merkwürdiges Ding bei Kjelland entdeckt habe, das man Stimmung nennen könne. Solche Litteraturkunde ist allerdings recht lustig, und ich hoffe, diese jüngeren Kritiker entdecken demnächst auch noch, daß es in der Poesie etwas Seltsames giebt, was von einigen ihrer Kollegen als Reim bezeichnet wird. Liliencron soll ihn zuerst angewandt haben. Ich glaube gerade nicht, daß man Hollaender um seiner Stimmungsstellung willen zu den Vorkämpfern einer ganz neuen Poesie rechnen muß, aber dieses Können läßt ihn jedenfalls als echten Poeten erscheinen; ohne Stimmungsgehalt hat es vor allem in den Ländern des germanischen Geistes noch nie eine eigentliche und wirkliche Poesie gegeben. —

Julius Hart.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Lebensgenuß und Alkohol.

Von Justus Gaule, Professor der Physiologie in Zürich, ist (im Verlage von W. Kaiser in Bern) ein gemeinnütziger Vortrag über den „Lebensgenuß ohne Alkohol" erschienen. Die Ausführungen Gaule's sind deshalb von hervorragender symptomatischer Bedeutung, weil sie nicht lediglich eine Wiederholung der bekannten wissenschaftlichen Thesen über die Gefährlichkeit des Alkoholgenusses bieten, sondern den Kampf auf ein wesentlich wirksameres Gebiet überspielen. Gaule ist als Physiologe zwar durchdrungen von der Schädlichkeit des Alkohols für den menschlichen Organismus, aber er macht — und das gewiß mit größtem Recht — Halt vor der ganz anderen Frage: ob mit dem Alkohol der Menschheit nicht eine Genußquelle versiege, deren Verlust am Ende bedauerlicher sei als die Schäden, die der Alkoholteufel als Krankheitsfaktor erzeugt. Dieser Standpunkt den Dingen gegenüber ist ein außerordentlich wichtiger, ganz einerlei, wie man nun die Antwort wenden möge. Nichts in der Welt ist billiger, als den Menschen vom Katheder herunter bloß „intelektuell" aufzufassen, den „ästhetischen" Menschen (in des Beiworts eigentlicher Bedeutung) aber mit billigem „Du sollst!" abzuthun. In solchem Gebahren steckt, so wenig die Herrn Redner es meist Wort haben wollen, faustdick noch der ganze mittelalterliche Nebel, der im „Genuß" schlechtweg die „Sünde" sieht, und der, wenn er konsequent wäre, heute noch wie in alten Finsternistagen alle Kunstwerke als elendes Sinnenblendwerk zerschlagen, die blühende Schönheit zur Asketenfratze in Kameelshaaren herabkasteien und als einzige Lebenswahrheit ein paar Totengebeine auf den Schild erheben müßte. Und es ist sehr einerlei, ob dieses verbrämte Mittelalter von Pfaffen oder von neuen Moralphilosophen oder von Naturforschern, die Kamillenthee für wertvoller als die Venus von Milo halten, gepredigt wird! Nur wer mit dem verfeinerten Genuß als dem wahren Brod der Menschheit rechnet, sollte in solchen Fragen wie Alkoholbekämpfung gehört werden. Verwirft er von hier aus dann den Alkohol, so wollen wir bereitwillig seine Argumente prüfen. Freilich wird die Frage so sehr viel schwerer. Sie fordert, statt einer einseitig negativen Lösung, bei der geringsten Konzession eine starke positive Ergänzung. So wie man zugiebt, daß der Alkohol — so schädlich er auch sonst ist — eine augenblickliche Genußquelle faktisch für Unzählige bildet, tritt an den Arzt, der die Schädlichkeit nachweist, die Forderung eines Ersatzes heran. Und hier ist der Punkt, wo denn allerdings auch Gaule's zum teil ganz vortreffliche Ausführungen der hoffnungslosen Phrase verfallen. Gaule macht zunächst sehr ehrlich die wenigstens relative Genußkonzession. Nachdem er in wenig anfechtbarer Weise die physiologischen Gefahren des Alkohols angedeutet, fährt er fort: „„Glauben Sie nicht, daß ich diese Konstatierung des Wesens der Sache etwa benützen wollte, um diesen Genuß wegzuleugnen oder lächerlich zu machen. Ich glaube nicht, daß man einen Genuß, der von so vielen Menschen behauptet wird, abthun kann mit einer Redensart, wie etwa: „Ich verstehe nicht, wie Jemand darin Genuß finden kann," oder „Für mich ist das kein Genuß." O nein, die Thatsache, daß so viele Menschen diesen Zustand suchen, mit Leidenschaft sogar suchen und preisen und Anderem vorziehen, die muß doch ihren tieferen psychologischen Grund haben."" Damit ist der Boden geebnet und man ist nun sehr neugierig, was kommen soll. Ganz folgerichtig springt auch der Gedanke ein, daß der Alkohol als ein in seinen Folgen entschieden schädlicher Genuß nach Kräften ersetzt werden müsse durch bessere, dauerhaftere Genüsse. Wo solche sich einstellten, da ver-

schwinde er von selbst, zumal da der „Genuß" bei ihm wesentlich in der Betäubung angesichts der Unfreudigkeit und Genußarmut des Lebens bestehe. Dann aber, mit den nächsten Sätzen, macht unser Physiologe den alten, den verzweifelten Schnitzer. Anstatt zu folgern: ermöglichen wir der Menge mehr die Benutzung edlerer Genußquellen; bessern wir die soziale Notlage so, daß die Freude an der Natur, die Befriedigung durch Anschauen oder durch Mitarbeit in der Wissenschaft, die Beseligung und Erhebung durch die Kunst für Alle zu einer Genuß-Möglichkeit wird; erziehen wir uns eine Generation, die allgemein die nötige Bildung mitbringt, die zu jenen Genüssen allerdings Grundbedingung ist: — — statt dessen macht Gaule den Saltomortale, daß er schließt: wenn wir nur den Alkohol beseitigen, so fließen uns all' jene Genüsse zu, so entdecken wir auf einmal, daß wir mitten im Ueberfluß sitzen, an welcher Erkenntnis uns bisher bloß der Alkoholnebel verhindert hat. Hören wir Herrn Gaule, was der „Arbeiter" z. B. schon heute alles an herrlichen Genüssen haben könnte, wenn er bloß dem leidigen Alkoholteufel abschwören wollte:

„Ist sie richtig, ist die Zukunft der Menschheit wirklich so hoffnungslos und bietet sich demjenigen, der auf den Alkohol verzichtet, keine Auffassung des Lebens, die ihn entschädigt für den Genuß, der aus dem Vergessen fließt? Ich glaube, daß sich auch in dieser Beziehung die Stellung der Menschheit zu unserm Problem sehr geändert hat. Hat nicht der seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erwachte Natursinn eine Quelle des Genusses eröffnet, die unsere Vorfahren noch nicht kannten? Wer dachte früher daran, daß der Anblick der Alpenkette oder des stürmenden Meeres uns ein Entzücken bereiten könnte, das uns wahrhaft stärkt und uns entschädigt für Mühsal und Strapazen? Hat nicht ferner das Eindringen in den Bau der Welt, in die Geheimnisse der Natur für uns ein Interesse geschaffen, das in immer weiteren Kreisen als der fesselnde Reiz des Lebens empfunden wird? Ist nicht endlich die Kunst, die früher ein Genuß nur der Reichen und Vornehmen war, uns allen jetzt mehr vertraulich geworden, sodaß sie sogar im bürgerlichen Heim heimisch zu werden beginnt? Aber dieser ganze Entwicklungsprozeß, durch den wir erst die Schönheit der Welt entdecken und genießen lernen, er geht zu langsam. Die Generationen welken über ihm dahin, bis er sich ausbreitet und die Massen des Volkes mit ergreift. Warum? Ja, weil derjenige, der in seinen Mußestunden nichts sucht als die Betäubung und Vergessen im Alkohol, eben keine Zeit hat, zu entdecken, wie schön die Welt ist, in der er lebt. Weil ferner derjenige, der seine Empfindungen gewohnheitsmäßig abstumpft, auch nicht erwarten kann, daß seine Sinne die Welt so freudig und mächtig erfassen, wie sie sollten. Und endlich weil dieser kontinuierliche Betrug, den der Alkohol in der Schätzung der Kräfte einführt, doch den Kampf mit der Not schwerer, das Elend größer macht.

Daß alles das wirklich so ist, nicht bloß erträumt und erschlossen, das kann man sehen, wenn man Beispiele vor Augen hat von einer menschlichen Gesellschaft, in der der Alkohol nicht die Rolle spielt, wie in der unsrigen. Mir ist dieser Unterschied deutlich geworden bei einem Besuche in Nordamerika, wo nicht im Westen und Süden, wohl aber in den am weitesten entwickelten Teilen des Ostens, z. B. im Staate Massachusetts der Alkoholgenuß aus dem gesellschaftlichen Leben fast verschwunden ist. Nicht durch eine Zwangsmaßregel von Seiten des Staates, denn die nützt nichts, wo sie sich nicht auf die Ueberzeugung des Volkes stützt, sondern durch die unablässige Diskussion der Frage, welche dort stattgefunden hat und welche die Nachteile des Alkohols, die Vorteile eines Lebens ohne Alkohol allmählich siegreich bewiesen hat. Ich will Ihnen ein kleines Faktum mitteilen aus meiner eigenen Erfahrung, welches Ihnen die Zustände dort vielleicht verdeutlichen kann. Als ich bei einem Besuch in einer größern Fabrik durch einen der Arbeitssäle ging, in denen Jacquard'sche Seidenwebstühle in Thätigkeit waren, sagte mir der Werkmeister, einer der Arbeiter wünsche mich zu sprechen, weil er gehört habe, daß ich ein Kenner von Mikroskopen sei. Etwas erstaunt ging ich zu dem Arbeiter, der an seinem Webstuhl saß und mich deutsch ansprach. Es war ein Schweizer aus dem Kanton Aargau, aber schon längere Zeit in Amerika. Sein Anliegen war, ob ich ihm nicht sagen könne, welche Art von Mikroskopen man jetzt am meisten schätze in Deutschland. Als ich ihm nun ein billiges Mikroskop, wie es aber immerhin schon etwa 100 Franken kostet, beschrieb, sagte er mir, solch ein Mikroskop habe er schon, aber er wünsche nun ein besseres etwa von Zeiß oder Hartnak. Auf meine Frage, was er denn studieren wolle, antwortete er: Bacteriologie. Ich war etwas ungläubig; als der Mann mir aber eine deutsche populär-wissenschaftliche Zeitung nannte, auf welche er abonniert war, und mich fragte, ob die dort ange-

gebenen Methoden für Züchtung und Färbung von Mikroorganismen richtig seien, mußte ich wohl einsehen, daß er etwas von der Sache verstand. Nun war ich neugierig, wie er denn eigentlich darauf komme, und er erzählte mir, er sei ursprünglich Krankenwärter in einem Spital im Aargau gewesen und habe da ein Interesse an diesen Dingen gewonnen. Damals habe er freilich keine Zeit gehabt, jetzt aber unterhalte er sich damit in seinen Mußestunden; auch hätten sie einen Klub und er zeige seinen Kameraden darin seine Präparate. So werden die Mußestunden der Arbeiter nicht ausgefüllt, so lange der Alkohol seine Rolle spielt. Wenn ich dann dort die Häuser der Arbeiter ansah mit ihren netten, gepflegten Gärtchen, mit ihrem Anflug von Komfort, mit den blühenden, gutgekleideten Kindern, da empfand ich deutlich die andere Atmosphäre, in der der Familienvater seine Ersparnisse an Zeit und Geld nicht für den Alkohol, sondern zur Verschönerung seines Heims verwendet. Und sollte dieses Leben wirklich genußloser sein als das unserige?.....

Was hält diese Entwicklung zurück? Nichts anderes ist es, als die Erbschaft des Mittelalters, die uns in Banden der Gewohnheit geschmiedet hat, fester als alle Ketten der Tyrannei. In einem anderen Vortrage habe ich gesagt: Ehedem, da kann ich es begreifen, daß die Menschen sich der Betäubung hingaben. Da bestand die Menschheit aus Herrengeschlechtern, so hoch gestellt, so sicher im überschwänglichen Besitz, daß sie ihr Leben verträumen mochten in fortwährender Betäubung, und aus Sklavengeschlechtern, so elend und hoffnungslos, daß sie ihre Augen schließen mochten, weil keine Anstrengungen sie dem Elend entreißen konnte.

Dieses Ehedem ist es, was uns noch in den Gliedern steckt und uns zwingt, zu thun wie ehedem. Aber sehen Sie doch, wie grausam mißtönend diese Erbschaft der Vergangenheit in unsere Gegenwart hineinragt. Jene Verhältnisse des Mittelalters sind verschwunden, aber die Gewohnheit der Betäubung ist geblieben, als ob nicht an Stelle der Sklaven und Herren eine Menschheit getreten wäre, die ihre menschlichen Fähigkeiten gebrauchen kann."

Das ist mir der richtige Standpunkt!! Wenn wir keinen Alkohol mehr in der Welt hätten, doziert der Herr Professor, dann könnten die armen schlesischen Weber unseres Gerhart Hauptmann sich Mikroskope, die mit 100 Frcs. noch zu billig bezahlt sind, anschaffen und in ihren Mußestunden das Choleraproblem lösen, während sie mit ihren „blühenden gut gekleideten Kindern" in den „netten, gepflegten Gärtchen" vor ihren Häusern sitzen, — dann könnten die schmutzigen, verwahrlosten, bleichsüchtigen Fabrikmädchen, die eben vor meinem Fenster vorbeitrotten, jährlich ihre Ferienreise nach Norderney oder Interlaken antreten, um beim „Anblick der Alpenkette oder des stürmenden Meeres" ein Entzücken zu finden, das „wahrhaft stärkt und entschädigt für Mühsal und Strapazen." Nein, — in der That: „So werden die Mußestunden der Arbeiter nicht ausgefüllt, so lange der Alkohol seine Rolle spielt."!!! Sollte man nicht einen solchen Professor ernstlich einmal in eine echte moderne Fabrik sperren, — auf acht Tage nur, damit ihm die Augen aufgehen? Damit er einmal begreifen lernt, daß der Feldzug gegen den Alkohol mit solchen Argumenten zur Schildbürgerei wird und auf den Kopf dem Unterfangen gleicht, wie wenn Einer die Frauenfrage und gesammte sexuelle Verwickelung in unserer heutigen Kulturwelt damit gelöst glaubt, wenn er auf bessere Umzäunung der Flüsse dringt, damit sich nicht lebensmüde Liebespaare oder gefallene Nähterinnen in der Verzweiflung hineinstürzen können. Wie unsere sozialen Dinge heute liegen, giebt es keine verdrehtere und verderblichere Phrase, als die, daß das Bevorzugen oder Verwerfen jener edleren Genüsse heute bereits im Willen der großen Masse der Menschen liege. Für Neunzehntel der Menschheit giebt es weder jene „Mußestunden", noch auch die Bildungsgrundlage, die ihr Ausnutzen für jene Genüsse ermöglichte, wenn sie wirklich beständen. Die karge Mußestunde des modernen Arbeiters — und man kann das Wort sehr weit, bis in alle Stände hinein, ausdehnen, — ist ein momentanes Aufkeuchen, ein Luftschnappen in einer rasenden Jagd, die schon in frühester Jugend begonnen hat und bis zum Alter so fortbraust. Wie der Schlaf des übermüdeten Touristen, so enthält sie selbst einen krankhaften Zug, — sie verlangt grobe Reize, um dem fieberhaft fortarbeitenden Organismus überhaupt erst den Schein einer Muße zu bringen. Hier setzt der Alkohol ein. Daß er zu dem Unglück ein neues fügt, darüber ist kein Zweifel. Aber man muß nicht träumen, es könne sich noch um irgend eine mögliche Rivalität mit jenen edleren Genüssen, die Gaule aufzählt, handeln. Für sie fehlen sämmtliche Bedingungen. Das, was Herr Gaule, als bereits erworben und zur Wahl gestellt, postuliert, das würde in Wahrheit erst möglich bei einer fundamentalen Umformung unserer gesammten sozialen Lage und, Hand in Hand damit, einer völligen Neugestaltung unseres Erziehungswesens. Fassen wir das nicht ins Auge, so ist der

ganze Alkoholkreuzzug eine Kinderei und der Apostel der Gesundheit bleibt in seiner Weise ein ebenso trauriges Symptom unserer Zeit wie der betrunkene Arbeiter in der Schnapsschenke. Er ist in gewissem Sinne sogar schlimmer als der. Dieser ist Produkt, — er dagegen ist Mitschuldiger. Denn die schlimmste Schuld unserer Tage ist das wohlfeile Predigen von dem Himmelreich, das wir doch eigentlich schon auf Erden hätten, von dem Schlaraffenland der Genüsse, das jedem offen stände, wenn er nur wollte, und der Thorheit des Fabrikarbeiters, der nicht einsehen lernen will, daß es viel genußreicher sei, in der Philharmonie bei fünf Mark Entree eine Beethoven'sche Sonate zu hören oder für fünfhundert Mark eine Schweizerreise zu machen, als einen Nordhäuser für 5 Pf. in irgend einer schmutzigen Stehbierhalle zu saufen. . . . .

Wie die Civilisation civilisiert.

Wie liebenswürdig sind die ersten Forscher, welche die Civilisation zu den Wilden eines fremden Landes sendet! Wie interessant und sympathisch! Hunger, Durst, Anstrengung haben sie erschöpft und dennoch zeigen sie sich sanft, würdig, dankbar. Wie reizend nimmt sich der Weiße neben dem Schwarzen oder der Rothaut aus — die Hand auf dem Herzen, den Blick gen Himmel kann er nicht genug seinem Glücke Worte geben. Seit seiner Kindheit beseelte ihn der Wunsch, diese seine Brüder zu sehen. Er wohnt am anderen Ende der Welt, durch Meere, Schneeberge, Eisfelder, heiße Sandwüsten von ihnen getrennt, aber seine Seele war immer in Unruhe. Endlich hat er seine unbekannte Familie gefunden. Haben wir nicht denselben Vater? Und er zeigt auf die Sonne. Haben wir nicht dieselbe Mutter? Und erzeigt auf die Erde.

Mein König schickt mich als Abgesandten zu Eurem erhabenen Volke, dessen Ruhm bis zu uns gedrungen ist. Er hat mir einige kleine Geschenke mitgegeben, welche ich das Vergnügen habe, Euch in seinem Namen anzubieten.

Und er überreicht dem Häuptling eine Uhr, ein Spielzeug, daß die Zeit zeigt, der Häuptlingin ein seidenes Tuch, dem Knaben Taschenmesser, dem hübschen Mädchen Ringe und Ketten von bunten Perlen; dann läßt er eine Spieluhr spielen, die er auf seinem Rücken oder Bauche befestigt hat. Das sind die Morgengaben, die einen Freuden- und Zärtlichkeitshymnus singen. Des Abends läßt er eine Rackete steigen und einen Sternenregen niederprasseln . . .

In dieser satirischen Weise schilderte ein Essay der Société Nouvelle, „In Australien, wie die Civilisation civilisiert" den Eintritt des Kulturmenschen in ein neuentdecktes Land. Doch muß man nicht glauben, — fährt der Verfasser des Essays, Elie Reclus, fort — daß es diesen Manövern, Wohlwollen zu erregen, an Aufrichtigkeit fehle. Der Abenteurer muß jedenfalls Sympathie gewinnen; sie zu zeigen, ist dazu das sicherste Mittel.

Die Pioniere der Civilisation sind immer kühn und intelligent, oft Helden, zuweilen selbst gute und ehrliche Menschen. Wenn diese Boten der Civilisation allein oder in geringer Zahl kamen, gewannen sie die Herzen.

Die Mexikaner küßten das Schiff, welches die Spanier herbeigeführt, sie hielten die Weißen für Unsterbliche, sie führten ihnen die schönen Indianerinnen zu, um ihre Gnade zu gewinnen . . . . . In Afrika empfingen die Malchgachne den ersten Franzosen, indem sie sich ihm zu Füßen warfen und ihn anflehten, über ihren Leib hinwegzutreten . . . . Cook und Bougainville erneuerten in Indien die Triumphe des Bacchus. Die Seeleute wurden feierlich zu den Nationalheiligtümern geführt und den Götterbildern vorgestellt, während das Volk tanzte und sang . . . .

Der Verfasser schildert dann, wie in Australien 1787 die erste Schiffsladung männlicher und weiblicher Deportierter ankam, wie innerhalb 50 Jahren Großbritannien das Land mit 100000 Galeerensträflingen überschwemmte, wie die Kolonisation nach dem Prinzipe geschah, anzunehmen, das australische Land sei res nullius. Die Krone belohnte das gute Verhalten der Sträflinge, indem sie unter ihnen Anweisungen auf 2—3 Hektaren Land verteilte. Die Bleichgesichter warfen die Schwarzen des Westens auf die des Ostens, die Neger des Südens auf die des Nordens und besiegten so Alle. Die Thoren glaubten ihr Vaterland zu lieben, indem sie ihre Nebenstämme bekämpften. Ein Offizier wirbt bei einer Flasche Rum einen Haufen kräftiger Schwarzer. Er zieht ihnen eine leichte Flanell-Uniform mit goldenen Zeichen und Ziffern an, er macht einige Uebungen mit ihnen, er giebt ihnen ein hübsches Gewehr in die Hand und ein reizendes kleines Pferd zwischen die Schenkel. Dann macht ein Patent die Truppe zu Wählern des Gesetzes, konstituiert sie als ständige und legitime Wehrkraft und giebt ihr Absolution für jeden Mord, den sie in ihrem Berufe ausüben.

Der Wilde berstet im Besitz des geheimnisvollen Patentes vor Stolz. Er ist nicht mehr ein Neger, sondern ein Gott und er lechzt danach, es zu beweisen, indem er einem alten Kameraden eine Kugel in's Hirn schießt. Die Eitelkeit erzeugt Rasende.

Nach weiteren Ausführungen schließt der Verfasser: Die Civilisation tötet und erniedrigt. Ihr höchster Triumph ist die Herzen schlecht zu machen und die Charaktere zu demoralisieren. Wenn der Kolonist gemordet, verwundet und Bulldoggen auf die Eingeborenen gehetzt hätte, wäre unser Gefühl verletzt worden, aber weil er die Schwarzen durch die Schwarzen vernichtet, wird kein Tadel laut. — —

In diesen herben Worten liegt viel Wahres, — wenigstens geben sie einen guten Fingerzeig, daß man das Wort „Civilisation" nicht allzu leichtsinnig als Idealbegriff verwerten sollte. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, kolonisatorische Interessenpolitik schlechtweg mit Civilisation zu verwechseln. In hochtönenden Parlamentsreden geschieht das alle Tage. Wer tiefer blickt, weiß, daß innerhalb unserer Kulturländer gerade die politischen Zustände, der ganze Kreis dessen, was unter das Wort Politik überhaupt fällt, den am wenigsten civilisierten Teil unserer Kultur bildet. Ihn aber tragen wir in die Welt hinaus. Der politische Streber — von allen Strebern der widerwärtigste — tritt vor den nackten Wilden als „Vertreter" dieser Kultur! In diesem Sinne sind die Dinge seit Cortes Tagen eher schlimmer als besser geworden, und mancher Glaubensfanatiker von ehemals war ein idealerer Mensch als gewisse blasierte Colonialstreber von heute. Etwas anderes ist es, wenn man den Blick auf einige seltsame Resultate der Berührung von Naturvölkern mit jeder, auch der echten Civilisation lenkt. Hier vollziehen sich gleichsam darwinistische Verhängnisse, die wir als Tragödie verzeichnen müssen, ohne sie hemmen zu können. Die Civilisation wirkt wie ein geheimnisvolles Gift: es fehlt die Anpassungsmöglichkeit, die Fähigkeit, eine weite Entwickelungsspanne zu überspringen. Diese Dinge, oft mit den andern zusammen geworfen, würden auch erfolgen, wenn die Erde von lauter selbstlos lauteren Naturforscherseelen kolonisiert würde und ihre Ursache birgt sich in dem großen Dunkel, das noch so viele tiefste biologische Probleme umhüllt.

Offener Brief an den Grafen Tolstoi.

Die trefflich: Pariser „Revue des Revues" bringt den folgenden drolligen offenen Brief an Tolstoi, der als Zeitstimme wirklich verdient, weiter gegeben zu werden:

Herr Graf! Ich habe soeben die beiden Artikel gelesen, welche Sie in der Revue des Revues erscheinen ließen. Deren Titel machte mich sehr begierig; denn ich wünschte zu wissen, ob Sie noch immer so denken, wie in Ihrem Buche „Meine Religion". Ich habe gesehen, daß dem so ist. Dies Buch nun hatte mich außerordentlich erregt, denn einerseits hatte der Anblick der entsetzlichen Verwirrung, welche in der Welt herrscht, mich zu dem Gedanken geführt, daß große Gesetze verletzt seien; andrerseits hatte ich in dem Buche dessen, welchen ich den katholischen Tolstoi nenne, gelesen, daß ein Tag kommen werde, wo das Evangelium besser verstanden und angewendet wird. Und siehe da, Ihr Buch scheint diese vollständigere, wahrere, aufrichtigere Auslegung des Evangeliums zu sein. Nur dünkte mich zugleich, daß es etwas Falsches, Uebertriebenes, Unausführbares in sich schließe, daß Ihre Auslegungen nicht zu einem Fortschritt, sondern zu einem Umsturz führen. Keine Ehescheidung, kein Ehebruch — sehr schön! sagte ich mir; nicht angreifen, sich nicht rächen, kein Duell, sich so wenig wie möglich verteidigen; so wenig wie möglich Rechtsstreit, sich nicht selbst Recht verschaffen, keine Armeen, keine Kriege, keine Grenzen — es sei! aber kein Eigentum, keine Gendarmen, keine Gerichte, keine Obrigkeiten, keine Eide — das ist eine Utopie. Offenbar hat doch die Gesellschaft Rechte, welche das Individuum nicht hat. Daß die Strafen keine Rache sein sollen, wie unter dem alten Gesetz, damit bin ich einverstanden. Sie müssen als Heilmittel oder Abschreckung dienen. Aber so lange es Bösewichte geben wird, muß es auch Richter geben, und die Gesellschaft hat so lange die Pflicht, das Individuum zu schützen und zu verteidigen.

Ihre Auslegung ging also über den wahren Sinn hinaus, wenn man bisher auch aus Unwissenheit oder Feigheit hinter demselben zurück geblieben war.

Und der Schluß Ihres Artikels bestätigt mich in dieser Meinung, denn die Lehre Jesu, wie Sie dieselbe hinstellen, würde unausführbar sein. Sie selbst erkennen sich als unfähig, sie in Ihrer Lebensführung zu verwirklichen, und dennoch haben sie eine tiefe Ueberzeugung für sich, und auch eine ungewöhnliche Willenskraft, daran zweifle ich nicht. Man erkennt den Baum an seinen Früchten. Ach, die christliche Religion, so wie die Christen sie verstehen, welche jede willkürliche Abänderung und Abschwächung zurückweisen, ist eben zu schön für den auf seine eignen Kräfte angewiesenen Menschen. Darum muß man sich wohl hüten, jede Unterscheidung zwischen Ratschlägen und Vorschriften abzulehnen. Wenn Sie, wie es scheint, nur strenge Vorschriften sehen, so bringen Sie den Menschen zur Verzweiflung, indem Sie von ihm eine Vollkommenheit verlangen, welche seine Kräfte übersteigt. Ihre eigene Entmutigung hat keinen andern Grund.

Meiner Meinung nach darf ein Fortschritt in der Erkenntnis des Evangeliums nicht das Resultat haben, die Ausübung der Lehre Jesu schwieriger zu machen. Im Gegenteil, man soll die Uebereinstimmung dieser Lehre mit den Bestrebungen und Bedürfnissen der Menschheit besser einsehen. Das Individuum, die Familie, die Gesellschaft werden sie dann reichlicher anwenden. Indem der Zusammenhang, die Logik, die Einheit dieser Lehre zu klarerer Auffassung kommen, werden in der Ausführung ihre einzelnen Teile in einander greifen, sich gegenseitig stützen. Die Liebe wird mit der Einsicht wachsen; die Menschen, anstatt sich entgegenzuarbeiten, werden sich in der Ausführung des Gesetzes beistehen.

Ich wähle ein Beispiel aus dem sozialen Leben. Sie verdammen den Reichtum, Sie sagen, das Evangelium gestatte kein Eigentum. Ist das nicht eine Uebertreibung? Auf der anderen Seite behauptet die Mehrzahl der Reichen als ihr Recht, ihr Vermögen nach eigner Einsicht zu verwenden. Ist das nicht eine andere Uebertreibung? Liegt die Wahrheit nicht in der Mitte? Der Reiche ist nur ein Verwalter, der Rechenschaft abzulegen haben wird; das Eigentum des Armen ist nur bei ihm niedergelegt, er darf es nicht nach Gefallen verschwenden. Wenn die Schicklichkeit, meine Stellung, meine Obliegenheiten verlangen, daß ich zwei Pferde halte, so bin ich berechtigt, sie zu haben; aber ich habe nicht das Recht, deren vier zu halten, wie groß auch immer mein Vermögen sei. Wenn Jesus gesagt hat: „Wehe den Reichen," so soll das heißen, daß es *schwer* ist, den Reichtum zu gebrauchen, als gebrauche man ihn *nicht*; und daß jeder Mensch, welcher ein Amt hat, auch der Verantwortlichkeit unterliegt.

Meinen Sie nicht, wenn der Reiche seine Pflichten, seine Mission besser verstünde, wenn er sich vor Lüsternheit, vor Luxus, vor Ausschweifung hütete — daß man seine bevorzugte Stellung für berechtigt anerkennen, sie ihm verzeihen würde? daß er sie friedlicher genösse, glücklicher wäre? daß alsdann der Arme — ich sage nicht der *Elende*, denn den darf es nicht geben — seinen Reichtum nicht länger beneiden würde? Denn er sähe darin eine Amtsthätigkeit, welche Fähigkeiten erfordert, Sorgen und Verantwortlichkeit mit sich bringt; um so mehr, als sie zu seinem Nutzen wäre, allerdings ohne gewisse Vorteile für ihn, aber auch ohne die damit verbundenen Beschwerden.

Ich glaube nicht, daß man von dem Reichen fordern muß, er solle seine Güter den Armen geben und von seiner Hände Arbeit leben, oder daß eine solche Vorschrift sich im Evangelium findet. Ich glaube nicht, daß Jesus die sozialen Zustände so völlig hat umstürzen wollen. Ich glaube im Gegenteil, daß diese Gleichmachung ein Unglück sein würde, daß es der Teilung der Arbeit, ihrer Spezialisierung bedarf, welche die größte Nützlichkeitswirkung aus den Fähigkeiten zieht.

Man muß eine Sache nicht unterdrücken, weil sie gemißbraucht wird, man muß sie nur regeln. Ich meine hier eine durch Ueberzeugung erzielte Regelung.

Gewiß, es wäre wünschenswert, daß der Reiche auf die Arbeit seiner Hände die Zeit verwendete, welche er zu töten pflegt, und daß hingegen der Arbeiter Mußestunden hätte, welche er zu seiner geistigen und moralischen Entwicklung verwerten könnte. Aber es wird immer zwei Klassen unter den Menschen geben, die geführte und die führende Klasse; solche, von denen man vorwiegend die Arbeit der Hände, und solche, von denen man vorwiegend die geistige Arbeit fordern wird, solche, denen der Hunger zum Stachel dienen muß, und solche, welche aus freiem Antrieb, aus Pflichtgefühl arbeiten werden.

Ich fasse mich dahin zusammen: Es herrscht in der Welt eine entsetzliche Verwirrung; sie rührt her aus der Verletzung der großen Gesetze des Arbeitens, der Gerechtigkeit und Keuschheit. Wie ist dem abzuhelfen? Durch ein vollkommeneres und allgemeineres Verständnis der Lehre Jesu, durch eine vollkommenere und allgemeinere Anwendung dieser Lehre. Ihre Auslegung des Evangeliums ist zu rigoristisch; und zwar deshalb, weil Sie keinen Unterschied zwischen Ratschlägen und Vorschriften zulassen, oder weil Sie der Gesellschaft nicht Rechte zuerkennen wollen, welche das Individuum für sich nicht hat; oder aber, weil Sie nicht zugestehen, daß es Bedingungen giebt, welche die Anwendung des Prinzips einschränken. Es wäre zu wünschen, daß Sie in Ihrer Auslegung dieser Hindeutung Eingang gewährten, die weder eine Verfälschung noch eine Herabminderung ist, die sicherlich im Evangelium liegt, und es für die Massen anwendbar macht, alsdann werden Sie der Menschheit einen großen Dienst geleistet haben.

Genehmigen Sie, Herr Graf, den Ausdruck meiner größten Hochachtung.

Albert de Pauthière.

Ein russischer Maupassant.

Die „Revue Bleu" gibt wertvolle Notizen über das Schicksal des russischen Dichters und Sozialpolitikers F. *Upensky*, — ein neuer Beitrag zu der großen geistigen Ueberbürdungsfrage unserer Zeit, der die besten

Gehirne nicht mehr Stand halten. Upensky ist vor ein paar Monaten in einer Heilanstalt untergebracht worden. Vor dreißig Jahren als Schriftsteller aufgetreten, hatte er ein bedeutendes Talent bewiesen an jener Grenze von Dichtung und Sozialpolitik, die heute so viele anlockt. In seinen ersten Arbeiten schilderte er das Leben des Proletariats und des städtischen Kleinbürgertums, aber bald ging er zu dem der Landleute über. Ganz Rußland hat er durchforscht, er hielt sich lange in den Dörfern auf und teilte das Leben der Bauern. Er besuchte den Kaukasus und Sibirien, er beobachtete die Dissidenten verschiedener Secten und die Emigranten, welche aus dem Centrum Rußlands nach entfernteren Gegenden auswandern. Und was er gesehen und erlebt, gab er in Novellen und Skizzen wieder, immer in origineller, in unerwarteter Beleuchtung. Nur die künstlerische Form litt unter der fliegenden Hast der Arbeit. Immer erregt, immer in Eile, begnügt er sich damit, seine Eindrücke in Bruchstücken und Skizzen wiederzugeben. So entstand ein Gemisch aus Künstlerarbeit und den Feuilletons eines Kritikers und Publizisten. Aber trotz ihrer unvollendeten, oft vernachlässigten Form sind seine Arbeiten vom russischen Publikum mit Leidenschaft gelesen worden. Upensky war der erste russische Schriftsteller, der laut und nachhaltig für die Landbevölkerung eintrat. Er hat die Idee des Narodnitschestvo am besten ausgedrückt, die Idee: das Leben der Landleute sei jetzt schon derart entwickelt, daß es das russische Volk auf einen höheren Civilisationsgrad heben könne, ohne daß Rußland nöthig habe, die kapitalistische Periode durchzumachen. Das am meisten vollendete Werk Upensky's „Die Macht der Erde" giebt dieser Tendenz Ausdruck. Anfangs ging Upensky wenig aus dem Interessenkreise der ackerbauenden Landbevölkerung hinaus; dann, vor einem Jahrzehnt etwa, richtete sich seine Aufmerksamkeit mehr und mehr auf den Kapitalismus selbst, der seinen Weg siegreich und schnell auch zu dem Landvolke fand. Natürlich blieb er entschiedener Gegner des Kapitalismus, er bekämpfte ihn im Interesse der Bauern. Selten findet man bei einem anderen Schriftsteller einen so tiefen Haß gegen den Herrn Coupon, — ein Spitzname, den Upensky den russischen Bourgeois gegeben hat. Aber die dreißig Jahre dieser fieberhaft unruhigen Thätigkeit sind Upensky theuer zu stehen gekommen. Seine künstlerische Kraft nahm nach und nach ab, er wurde ganz Publizist, und in den letzten zwei Jahren hat er nichts als ein paar Artikel veröffentlicht, in denen er, nur auf Zahlen gestützt, die schrecklichen wirtschaftlichen Verhältnisse der Bauern schildert. Auch in dem Seelenleben des Schriftstellers trat eine Aenderung ein. Der so Lebhafte und Geistreiche wurde immer finsterer, eine große Schwäche, sowohl des Körpers wie der Nerven, trat hinzu. Nach einer glücklich gelungenen Operation schienen alle seine Kräfte sich wieder zu heben. Doch das Volkselend siegte. Upensky empfing zu dieser Zeit mehr als zwanzig Provinzblätter, welche Tag für Tag die verzweifeltsten Schilderungen von der Hungersnoth in Rußland gaben. Im Frühjahr litt es ihn nicht länger in St. Petersburg, halb genesen reiste er ab, um mit eigenen Augen das Elend in den von der Hungersnot betroffenen Landesteilen zu sehen. Die Anstrengung ging über seine Kräfte. Körperlich nud geistig krank mußte er zurückkehren, er hatte Geschmacks- und Geruchshallucinationen tragische Visionen! Er verbrachte einige Monate in einer Heilanstalt von St. Petersburg und wurde dann nach Nowgorod gebracht. Ob er dort seine Gesundheit wiedererlangen wird . . . .?

Eine moderne Geschichte der Malerei.

Die beiden ersten Lieferungen eines vortrefflichen, das Beste versprechenden Werkes liegen uns vor: „Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert von Richard Muther (Vollständig in 3 Bänden mit etwa 120 Bogen Lexikon-8° und 1000 Illustrationen. G. Hirth's Kunstverlag in München). Wir wandern dem Ende des Jahrhunderts zu: die Aera der Bücher „Vom neunzehnten Jahrhundert" beginnt. Aber was man bis jetzt davon sah, war wenig erbaulich. Zusammengeraffte Feuilletons, die der Tag schon begraben hatte und die nun noch einmal für einen Fin-de-siècle-Weihnachtstisch zum „Buch" aufgeputzt wurden, — Bonmot-Sammlungen, Litteraturübersichten, die mit ein paar Schlagworten wie „ethisch" und „national" das ganze Riesengewebe eines solchen Jahrhunderts enträtseln wollen, Plunder über Plunder und das zum Teil gar mit großen Namen auf den Titeln, denen man so viel Schund gar nicht zutrauen sollte! Und doch thut es not, daß wir uns auch im Ernst besinnen auf das, was mit ein paar Sonnenläufen jetzt zu seinem Ende eilt. Grade um uns herauszubringen aus dem „schlagfertigen" Feuilleton, das nachgerade jeder höhere Handelsjüngling auf seinem Comptoir verfassen kann, und dem Kaffeehaus-Aperçu, zu dem bloß eine Schale Melange und eine Rembrandtmütze gehören, braucht es große, klare, auf wirkliche Arbeit gestützte Ueberblicke. Wir brauchen ein solches Buch für die Religionsbewegung, für den naturwissen-

schaftlichen Heraufgang, für den sozialen Fortschritt, — nicht zum mindesten aber auch für die große Kunstentwickelung dieser Zeit seit Goethe's Abend. Es gehört allerdings zu all' solchen Werken Eins als unerläßliche Grundbedingung. Wer *einen* Zweig richtig fassen will, muß in *allen* eine gewisse Höhe und Freiheit erreicht haben. Man kann die Sozialgeschichte dieses so eng ineinander versponnenen Kulturfäkulums nicht schreiben, wenn man die Poesie für immer abgeschlossen glaubt mit Schiller und Goethe und in allem Modernen nur Epigonentum oder Gehirnkrankheit sieht. Man wird ein jammervoller Litteraturhistoriker werden, wenn man die soziale Bewegung bloß für ein Agitationsprodukt einiger unruhiger Geister hält und die deutsche Geschichte etwa mit dem Tage von Sedan beschließt. Und wer auf religiösem Gebiet sich nicht auf ein gewisses befreiendes Niveau gekämpft, der wird auf jedem Gebiet ein Irrlehrer sein, mag er es noch so ehrlich meinen und noch so viel Spezialkenntnisse für sein Fach mitbringen. Das ist die *große* Gefahr, die erst anhebt, *nachdem* die Feuilleton-Klippe glücklich vermieden ist. Das vorliegende Werk hat das Zeug dazu, gerade in diesem Sinne einen guten und starken Pionierdienst zu thun. Wie das Fachurteil des Autors im Einzelnen sich gestalte, darüber kann erst das Weitere Aufschluß geben, und es wird an dieser Stelle zur Zeit noch ausführlich gewürdigt werden. Weß' *Geistes* voll das Buch aber im Ganzen sei, das zeigt bereits im ersten Heft nächst der Einleitung das kurze, aber Schlag um Schlag vorzügliche Kapitel „Tradition und Freiheit". Es könnte in mancher Hinsicht unabhängig dastehen; eine Einführung in das treibende Element der modernen Kunst schlechthin. Es ist wunderbar, wie nah, trotz der unendlich verschiedenen Mittel. im Prinzip die Linien des Heraufgangs bei der ganzen modernen Kunst — die Poesie miteinbegriffen — liegen. Muther's Darlegung ist eine fundamental bedeutende für unsere *ganze* Aesthetik, für die *neue*, wie sie eben nur im Rückblick auf dieses neue neunzehnte Jahrhundert, aus seinem innersten Resultaten selbst heraus, begründet werden kann. Eine Doppelaufgabe hatte die Malerei des neunzehnten Jahrhunderts. Zunächst das rein Malerische zurückzuerobern gegenüber dem Zuge auf der Wende vom achtzehnten, der die Malerei überhaupt nur noch als ein „Anhängsel litterarisch-philosophischer Bildung" gelten lassen wollte. „Doch diese Eroberung des rein Malerischen war nur ein Teil des großen Befreiungskampfes, den die Kunst im neunzehnten Jahrhundert zu bestehen hatte. Handelte es sich hier darum, sie wieder in die Stellung einzusetzen, die sie in den großen alten Kunstperioden gehabt hatte, damit sie *Kunst* werde, so war eine zweite Lebensfrage für sie, daß sie sich formell aus dem Banne dieser alten Kunstperioden befreie, damit sie die Kunst *des neunzehnten Jahrhunderts* werde. Die Riesenaufgabe des Jahrhunderts war eine doppelte: die Kunst überhaupt zurückzuerobern, und dann: *neue Kunst zu machen*". Diese Worte, die sich gelegentlich schlicht aus dem Zusammenhang ergeben, bilden doch recht eigentlich das Programm des Muther'schen Buches. Es will kein Parteibuch sein und ist es, so weit es vorliegt, thatsächlich nicht. Aber es hat einen gewissen optimistischen historischen Faden, der es als Programm beherrscht. Das malende neunzehnte Jahrhundert erscheint als ein bestaubter Ringer, dem es heillose Arbeit kostet, durchzukommen. Aber durch kommt er. Von der ersten Seite an fühlt man in dem Autor die Freude an seiner Zeit. Das giebt der Darstellung nicht Parteibegeisterung im groben Sinne, aber es giebt ihr *Wärme*. Die Art, wie der Stoff aufgegriffen und selbst künstlerisch — stilistisch und kompositionell — behandelt ist, ist eine wundervolle. Das Buch brauchte nicht so reich und so ausgezeichnet illustriert zu sein, wie es ist, um doch Leben, Farbe, Licht zu haben. Der Geist Taine's mit seiner Prachtmanier, die Dinge lebend zu geben, herrscht darin im besten Sinne. Sehr umfangreich angelegt, wie es glücklicherweise ist, wird es Raum haben, diese allgemeine Gabe im Engeren an wirklichen Gestalten zu erproben. Ueber die Art seiner Wahl in den Detailausführungen des Stoff, die *Auswahl*, die trotz des Umfangs nötig wird, ist sich Muther aber ganz und nur in jenem Sinne klar.

„Man pflegt," sagt er, „bei der Beurteilung einer älteren Kunstperiode nicht nach dem zu fragen, was sie früheren Zeiten absah, sondern nach dem, was sie Neues hinzubrachte. Ganz ebenso wird sich bei der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts die Teilnahme des Geschichtsschreibers in erster Reihe den Werken zuwenden, die wirklich aus dem Geist unsrer Zeit heraus etwas Selbständiges geschaffen haben. Er wird nicht *die* Gebiete besonders hervortreten lassen, die ihre Blütezeit in andern als den heutigen Tagen hatten, sondern er wird fragen: wo ist das Eigentümliche, *nur* dem neunzehnten Jahrhundert Angehörige? Welches sind die neuen Formen, die es sich gebildet, die neuen Empfindungen, denen es Ausdruck verliehen hat? Und gerade dieser Grundsatz scheint mir bisher nicht streng genug durchgeführt. Alle Welt ist z. B. einig darüber, daß keiner unserer neuen Meister des großen Stils den Alten gegenüber ernstlich in Vergleich komme, daß aber Constable, Corot,

Rousseau Bilder geschaffen haben, die sich vor den Alten nicht zu schämen haben und zugleich neu sind. Einen Corot zu beschreiben, ist nun zwar schwerer, als einen Cornelius. Trotzdem heißt es gewiß im Sinne der Nachwelt handeln, wenn wir allmählich anfangen, unsere große Malerei, soweit sie aus zweiter Hand war, zurücktreten zu lassen hinter den Werken, die als selbständige Leistungen des neunzehnten Jahrhunderts für die Kunstgeschichte größere Bedeutung haben. Nicht denjenigen, deren Thätigkeit darin bestand, die künstlerischen Bedürfnisse der Zeit — wenn auch noch so geschickt — aus dem Vorrat fertiger überlieferter Formen zu decken, sondern den Pfadfindern hat unser Kultus zu gelten. Selbst wenn ihnen neben den alten Meistern nur ein Platz dritter oder vierter Klasse zustehen sollte, so müssen sie doch vor jenen andern immer noch den Vortritt haben, weil sie sich so zeigten, wie sie waren, statt sich dadurch groß zu machen, daß sie auf die Schultern von Toten stiegen. Manche jener einst Hochgepriesenen, die, von dem Erbe der Vergangenheit zehrend, anscheinend Bedeutendes leisten, werden mit diesem Maße gemessen wenig Teilnahme erregen. In Andern dagegen, die abseits von der herrschenden Strömung den Mut hatten, lieber dürftig aber sie selbst zu sein, mit eigenen Augen beobachtend der Natur entgegenzutreten oder naiv sich dem Walten ihrer künstlerischen Phantasie zu überlassen, werden die eigentlichen Träger des modernen Geistes zu sehen sein. Und dann wird sich zeigen, daß auch die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts wie die jeder früheren Zeit ihr eigenes Gewand hat, wenn sie auch bei offiziellen Gelegenheiten gern die Prunktoiletten früherer Jahrhunderte aus dem Kleiderkasten hervorholt. Nur weil diese Unterscheidung von Eklektischem und Eigenartigem, Erborgtem und Selbständigem Altem und Neuem noch nicht streng genug durchgeführt wurde, ist es meines Erachtens bisher so schwer gewesen, den „Stil" der modernen Kunst zu erkennen, das Logische und Folgerichtige ihres Entwicklungsganges aufzuweisen."

Wenn ich gesagt habe, wir brauchten die schönen Bilder des Buches nicht notwendig, um ein großes kulturgeschichtliches Farbenbild schon aus seinen ersten Kapiteln mitzunehmen, so wollen wir die wirkliche illustrative Beigabe doch gewiß nicht missen. Es ist wohl der erste Versuch, der bisher gemacht worden ist, eine moderne Kunstgeschichte gleichsam mit dem vollen Material auszustatten: der ganzen typischen Beispielreihe in ausgezeichnet scharfer Zinkotypie nach Photographieen. Diese Bilder in ihrer Vortrefflichkeit sind wesentlich mehr als ein Gedächtnisanhalt für den Kenner. Sie sind allein wert, daß man um ihretwillen das Buch besitze und würden ein ledernes Compendium zum prächtigsten Geschenk für jeden Menschen von einiger Allgemeinbildung machen. Um wie viel mehr, wo sie die Begleiterscheinung zu einer litterarischen Leistung werden, die im Gewande jedenfalls und für Jeden auch ein Meisterwerk ist, die aber da, wo man den Geist, der in ihr waltet, als vertrauten Gast begrüßt, vollends zu den allererfreulichsten Ereignissen zu rechnen ist.

Kunst und Politik: ein anarchistisches Theater in Paris.

Die Frage über das Verhältnis der Dichtung zur Politik ist in letzter Zeit immer bedeutsamer in Fluß gekommen. Die Beispiele häufen sich nach allen Richtungen, vom Hohenzollernpathos Wildenbruchs bis zum Verbot der „Weber". In der Berliner Freien Volksbühne wurde der Streit neulich akut und grade hier — echt bezeichnend — spaltete sich ein Zweig ab, der die Verquickung der Kunst mit politischen Parteiinteressen offen mißbilligte. Vom hohen Richtstuhl der Aesthetik aus ist es leicht, mit einem Machtspruch die Grenze zu ziehen. Es ist geschichtlich sehr billig zu zeigen, daß alle Poesie, die in ein fremdes Joch, sei es nun politisch oder religiös oder sonst was, sich beugte, vergänglich gewesen ist und wie welkes Laub dahinfiel. Aber der Satz ist auch wahr, daß jedenfalls nur der ein ganz großer Dichter seiner Zeit war, der in seiner Dichtung — ohne künstliche Absicht — doch unwillkürlich den Nerv traf auch der tiefsten, der folgenreichsten politischen Bewegung seiner Zeit. Zu „Stukkert am Neckarstrome" wie Heine singt, bei den frommen und ehrbaren Gelbveigelein sind keine echt nachhaltigen großen Dichter gewachsen, und wo ein solcher erstand, ist er stets ein ganzer Mann seiner Zeit gewesen und hat auch eine politische Meinung gehabt. Man muß ein blinder Philologe sein, um sie nicht bei Goethe zu finden. Bloß ein grober Tendenzdichter war der Meister des Faust allerdings nicht. Aber grade das definieren: wo die entscheidende Ecke ist, — das ist das Kunststück. Mit ein paar ästhetischen Regeln, wie gesagt, ist's da nicht gethan. Man muß ins Leben greifen und die Symptome sorgsam sammeln. Darum ist das Grenzgebiet der Volksbühnen von heute so interessant, das Herüber und Hinüber, bald noch in der Kunst, bald draußen im groben Tendenzstück. Die abstrakte Weisheit hilft da so wenig, wie die Polizei, die bald verbietet, bald erlaubt, je nachdem, aber gerade den Kunstunterschied nicht macht, wie das Verbot der „Weber" be-

wiesen hat. Da hat sich — als ein neues amüsantes Symptom — grade jetzt in Paris eine anarchistische „Volksbühne" aufgethan. Der nachfolgende Bericht eines Augenzeugen mag statt aller Theorieen sprechen. Sicher ist man hier auf der äußersten linken Ecke, wo die Kunst nur noch Handlanger ist. Aber darum ist die Sache doppelt interessant, mag man sie nun als Künstler, der in seiner Kunst denn doch etwas Anderes als Ersatz für einen politischen Leitartikel und eine Agitationsrede achtet, lächerlich finden oder als politischer Heißsporn, der in der Kunst nur so ein eben erlaubtes Anhängsel sieht, gnädig „erlauben". Wir haben unsern eigenen Standpunkt, der allerdings auch in der Kunst etwas „Anderes" sieht, oft genug in diesen Heften dargelegt; aber man soll sich keinem Faktum verschließen, zu irgend etwas ist es doch schon nütze.

Vor einiger Zeit fand sich in sämtlichen, namentlich auch den revolutionären Pariser Blättern die folgende Annonce: Das „Theatre d'Art Sozial" giebt sein Spectacle d'Essai. „Was ist es, was sich Theatre d'Art Sozial nennt? Die Unternehmer sind die Herausgeber, Redakteure und Mitarbeiter einer hiesigen Zeitschrift: „D'Art Sozial". Die Zeitschrift hat eine politische Farbe. Fast sämtliche Mitarbeiter sind erklärte Anarchisten — eine Erscheinung, die bei der allgemeinen Stimmung in der jüngsten Pariser Künstler- und Litteratenwelt kaum überraschen kann. Die Aufführung wurde vollkommen aus den Mitteln der Veranstalter bestritten. Der Einlaß erfolgte nur gegen Einladung. Die anarchistische Gruppe der Litteraten lud teils andere Litteraten, Künstler, teils Arbeiter — in großer Zahl — zu sich ein. Das Theater bestand aus einem gegen 500 Sitzplätze fassenden schlichten Saal mit Bühne. Er diente an andern Abenden zu Spezialitätenvorstellungen und war bloß zum Zwecke gemietet, auf einen Sonntag Nachmittag. Zuerst wurde ein Prolog „Le Baiser de la Chimère" von Jean Richepin vorgetragen, der allgemeinen und rauschenden Beifall erntete. Alsdann ging ein Einakter „Reconquise" von S. Lespalier in Scene Der Gegenstand war das Eheproblem. Ein Marquis, der zugleich revolutionärer anarchistischer Agitator ist, hat eine sehr hübsche Frau. Er vernachlässigt sie aber ein wenig und dies gerade infolge seiner politischen Ideale, die ihn fortgesetzt auf Agitationsreisen treiben. Folge: Die Marquise findet einen Liebhaber. Der Marquis kommt unvorhergesehen von der Reise zurück und zwar in dem Augenblick wo sich gerade der Liebhaber bei der Marquise befindet. Es kommt indes nicht sofort zu einem Zusammentreffen zwischen dem Marquis und dem Liebhaber. Letzterer ist bei der Zurückkunft des Marquis grade in dessen Arbeitszimmer, um einen Brief zu schreiben. Zwischen den Ehegatten findet jetzt, infolge eines Ehedramas, das der Marquis auf seiner Agitationsreise mit angesehen und in welchem ein betrogener Gatte Frau und Liebhaber erschießt, eine diesen Fall und das Eheleben überhaupt betreffende Unterhaltung statt. Der Marquis giebt dem mordenden Gatten entschieden Unrecht und entwickelt, daß die Ehe ein Zwangsinstitut, ein Nonsens wäre, daß man nicht zu ehelicher Treue verpflichtet sei u. s. w. In diesem Augenblick tritt der Liebhaber ein. Als er den Marquis erblickt, stutzt er zuerst, dann, „mutig" gefaßt, entgegnet er auf den fragenden Blick des Marquis, daß er ihm — zu jeder Satisfaktion zur Verfügung stehe. Mit dieser Erklärung will er sich verabschieden. Doch der Marquis hält ihn zurück und macht ihn darauf aufmerksam, daß er ihn wohl stets bewirtet, seine Cigarren habe rauchen, und seine Pferde habe reiten lassen, daß indes der Liebhaber wegen dieses Entgegenkommens nicht auch noch verlangen könne, daß er ihm eine Maitresse aushalte. Der Liebhaber tritt sofort den Rückzug an. Er betont, daß er arm sei, aus Rücksichten auf seine Familie und aus anderen gewichtigen Gründen, wie dem einer reichen Mitgift, nicht seine Zukunft mit der der Marquise vereinigen könne. Dieser offenen Antwort fügt er aber sofort die Worte bei: „Ich erwarte indes jederzeit die Zeugen des Herrn Marquis." Damit geht er. Nach kurzem inneren Kampfe fragt jetzt der Marquis seine Gattin, was sie zu thun gedenke. Eine an Luxus und Müßiggang gewöhnte Frau, will sie als Erzieherin in die Welt gehen, mit ihrer Hände Arbeit sich ihr Brot verdienen. Der Marquis zeigt ihr die Unmöglichkeit aller ihrer Zukunftspläne und bietet schließlich der Verzweifelten und Bereuenden ein Weiterbestehen ihrer Ehe an. Doch ein Zusammenbleiben ist unmöglich, sie ist Mutter und zwar von ihrem Liebhaber .... Sie gesteht es. Der Marquis überwindet auch dieses. Schonungsvoll befiehlt er sogar dem Mädchen, behufs einer längeren Reise für sich wie seine Frau die Koffer bereit zu halten. Doch nun ist's auch mit seiner Kraft zu Ende, er hat zuviel Ueberwindung, zuviel Kaltblütigkeit an den Tag gelegt. Eine Ohnmacht überfällt ihn und er sinkt mit den Worten: „Und wenn es ein Knabe ist, so nennen wir ihn „Jean (der Name des Liebhabers) wie sein Vater" auf den Divan. In diesem Augenblick tritt das Mädchen, das an der Thüre gehorcht hat, ein und spricht die Schlußworte: „So unmoralisch sind die Bourgeois, solche Unmoralität können sie dulden."

Abgesehen von dem konstruierten Marquis sind die drei übrigen Personen nicht schlecht charakterisiert. Gespielt wurde sehr gut. Natürlich endloser Beifall! Das zweite Stück war ein sehr kurzer Dreiakter. Ein Festspiel — Zeittendenzen in symbolischer Form! Der Verfasser sagt selbst im Programm über sein Stück Folgendes: „Ich biete nicht eine logische Studie gewisser Charaktere, das treue Abbild eines „Fleckchens Natur", die plastische Seite einer Episode, die Analyse einer That ꝛc. ꝛc. . . . Die Reihenfolge der Bilder meines Stückes ist unlogisch, die Intrigue phantastisch, die Charaktere sind vage, die Ereignisse falsch, die Entwicklung ist unnatürlich, die Personen sind Gelenkpuppen, die von Fäden regiert werden, Fäden, die sogar für jedermann sichtbar sind und sichtbar sein sollen . . . . . Ich gestehe damit keine Schwächen; ich verteidige eine Methode. Denn für dieses Stück gehe ich von der Definition aus: Das Theater ist die künstliche Menschheit." Der Titel lautet: „La Cloche de Cain," syntheso revolutionaire en trois parties, par August Lineut, 1re patrie: Pour la patrie, 2e Vox populi, 3e La Cloche. Zeit der Handlung: die Jetztzeit, eine Zeit großer Arbeitslosigkeit und ständiger Lohnreduktionen. Daher große Aufregung unter den Arbeitern. Ort der Handlung: ein in einem Arbeiterviertel gelegenes Bankhaus. In allen drei Akten das gleiche Bureauzimmer mit dem symbolischen großen Geldschrank im Hintergrund. Erster Akt. Stimmungsvoll eingeleitet durch „Le chant du départ", ein Gesang der Girondisten. Auf der Bühne zwei Bankiers, fortwährend in Gesprächen über schmutzige Finanzoperationen (Kornaufkauf) begriffen, während man von der Straße die Rufe, das Murren der hungernden arbeitslosen Masse hört. Die cynische Unterhaltung wird durch die Bemerkungen eines idealen etwas deklamatorisch räsonnierenden Jünglings, eines Angestellten der Bankiers, begleitet und kontrastiert. Zur Beruhigung der Masse hält schließlich einer der Bankiers eine patriotische Rede aus dem Fenster heraus. Während die thörichte Theatermasse Beifall brüllt, erhebt sich im Publikum bei den Schlußworten des Redners: „Vive la patrie" auf fast allen Bänken des Hauses der Ruf: „à bas la patrie." Einige Rufer: „à la pate" werden vollkommen mit dem Rufe „à bas la patrie" übertönt.

Zweiter Akt: Die gleichen Personen auf der Bühne. Die Steigerung der Aufregung wird durch die Marseillaise gekennzeichnet. Die finanziellen Unterhaltungen werden durch die fortwährende und sich steigernde Unruhe auf der Straße und durch das immer dringendere Pochen der Not (markiert durch Pochen an der Thür des Bankbureaus und eine notklagende Stimme) unterbrochen. Diese Klagen werden mit brüsken und höhnenden Worten seitens der Bankiers beantwortet. Der steigenden Aufregung sucht in diesem Akte der andere Bankier durch eine Rede auf das allgemeine Wahlrecht (vox populi) und dessen heilsame Wirkungen zu begegnen. „Das allgemeine Wahlrecht wird auch Brot und höheren Lohn verschaffen." Redner erntet von dem Theatervolke Beifall, tritt befriedigt vom Fenster zurück und klopft seinem Associé vergnügt auf die Schulter mit den Worten: „on les amuse comme ca." Ruf des Publikums: „blagueur, farceur, tu seras député"!

Dritter Akt. Eingeleitet mit der Carmagnole: man hört das Publikum vereinzelt mitsingen. Statt des alten Textes: „dansons la Carmagnole . . ." hört man: „dansons la Ravachole, vive le son de l'explosion!" Auf der Bühne mit Aufgehen des Vorhanges enorme Unruhe auf der Straße. Man fordert von den Bankiers, die zugleich Besitzer eines Fabriketablissements sind, eine Lohnerhöhung. Sie wird brüsk verweigert. Die entrüsteten Arbeiter werfen die Fenster ein. Die Wut des hungernden Volkes steigt schließlich zum Aeußersten. Sie zünden das Haus an. Im gleichen Augenblick ertönt Trommelwirbel, Militär rückt heran und befreit die zu Tode geängstigten Bankiers durch ein paar Salven. Jetzt aber geht der sonst deklamierende Jüngling zu Thaten über, man sieht ihn geheimnisvoll beim Geldschrank beschäftigt, eine gewaltige Detonation: eine Dynamitexplosion. Der Geldschrank und die Bankiers verschwinden. Rasender, minutenlanger Beifall fast im gesamten Publikum. Rufe: „Vive la dynamite," „vive Ravachol," „vivo l'anarchie" und „l'auteur." L'auteur erscheint schließlich und stimmt in die Begeisterung des Publikums mit dem Rufe: „Vive la soziale!" ein.

Als Schluß folgte ein Epilog: Avo Libertas von Gabriel de la Salle, dem Herausgeber der Zeitschrift D' Art Sozial und dem vornehmsten Veranstalter des „Spectacle d'Essai".

Deutsche Litteratur in Frankreich.

Ein interessanter Prozeß, wie unsere neueste deutsche Poesie anfängt, im Auslande Eindruck zu machen! „Wo so viel über Ausländerei" bei uns im Lande selbst geklagt wird, sollte man diese Phänomene doppelt genau verfolgen. Es ist die alte Geschichte; daß man mit der nationalen Phrase an sich keine Litteratur macht. Aber wenn gute Leistung einmal kommt, so bricht sie sich auch von selbst in der Fremde Bahn und schafft

ihrer Sprache und Eigenart Ansehen. Der realistische Pomp-Roman Zola's ist zu uns gekommen und nicht minder findet jetzt ihren Weg über die Ostsee weg die schlichte und doch so tiefe Art Meister Garborg's. Hinaus aber wandert dafür der Ruf des neu erstandenen deutschen Drama's, der neu aufblühenden deutschen Lyrik, für die kein Volk der Erde zur Stunde ein Aequivalent hat. Wie im Einzelnen, zumal im ästhetisch so leichtfertigen Frankreich, (trotz Taine) darüber geurteilt wird, entbehrt freilich nicht immer der Komik. „Hanna Jagert" ist neulich von der „Revue blu" als „anarchistisches Drama" besprochen worden und auch Hauptmann galt bei der Gelegenheit so nebenbei als „anarchistischer Dramatiker." Wunderliches Zeug, untermischt allerdings mit derben Wahrheiten, bringt jetzt der „Mercure de Franc" bei Gelegenheit einer Besprechung des Münchener „Modernen Musen-Almanachs auf das Jahr 1893" Das litterarische Erwachen Deutschlands, so meint der Kritiker Henri Albert dort datiert nur einige Jahre zurück. Während sich die Epigonen des Klassizismus in blutleeren, mittelmäßigen Werken erschöpften, die ihren Leserkreis in einer geschmack- und ideallosen Bourgeoisie fanden, entstand nach und nach eine Generation starker Künstler, die sich für den Kampf gegen die Plattheit und den materiellen Geist einer Klasse von Leuten waffneten, welche mehr noch als bei uns die öffentliche Meinung regiert. Von allen Teilen Deutschlands her wehte es wie ein Sturm des Neuen, der jungen Begeisterung für die verschiedenfältigsten Formen der werdenden Kunst. Vom Auslande war der Anstoß dazu gekommen. Die Lektüre russischer und skandinavischer Werke, auch die der Franzosen, war ein mächtiger Stachel zu eigenem Schaffen geworden. Das Brausen in der Luft bedurfte nur der Leitung um einen befruchtenden Weg zu nehmen. Bald durchtränkte man sich mit Zola, bald stritt man über Tolstoi, bald ahmte man Ibsen nach. In kurzer Zeit war man Realist, Naturalist, Symbolist, Idealist. Aber man bemerkte bald, daß man ein Talent nicht durch eine Etikette definiert und daß die Kunst sich nicht engen Formeln unterwirft. Da entdeckten Einige Nietzsche, den großen lyrischen Subjektivisten, den intuitiven Seher der Zukunft, Nietzsche den Befreier. Er war ganz nahe, beinahe vor dem Thore, und er entsprach mehr als alle anderen der Gefühlsweise, zu der man sich getrieben fühlte. Und man wurde schrankenloser Individualist. Es war wie das Erwachen nach langer geistiger Erstarrung. Das Deutschland Goethe's und der Romantiker, das alte Deutschland der Legenden, welches bald Faust bald Hamlet war, das Deutschland, welches Gérard de Nerval liebte und das uns anziehend und traumverschleiert erschien, das besann sich allmählich auf sich selbst. Nach zwanzig Jahren des Militarismus und des patriotischen Köders war es Zeit, sich zu erinnern, daß man die alte Erde bewohnte, wo die lyrische Poesie, die Ideologie und das Weltbürgertum blühten. Indessen hatte das Leben sich geändert. Ueberall neue Probleme, große soziale Strömungen, ethische Fragen; die Errungenschaften der Wissenschaft richten sich vor dem Künstler auf, der auch in sich neue Seiten erzittern fühlt. Eine neue Empfänglichkeit hat sich seiner bemächtigt, die des modernen Menschen, der anders, feiner, tiefer als der alte Mensch fühlt, der mit größerer Hirnthätigkeit die Instinkte seiner Ganglien, die Reflexe seiner Nerven beobachtet. Daher verwundere man sich nicht, daß der Künstler noch vor dem geheimnisvollen Warum und dem fascinierenden Wie, welche er auf seinem Wege trifft, umhertappt. Daß er sich zuweilen in verbotene Reiche verirrt, daß er seine Gedanken mit unnatürlichen Kleidern behängt — es kommt, weil er das Chaos des Neuen, das er ausdrücken möchte, noch nicht beherrscht. Vor dieser Sturmflut neuen, oft excentrischen, stammelnden Schaffens, in der jugendliche Keckheit und Illusionshaß sich freie Bahn brachen, stand das Publikum betroffen. In seiner Unwissenheit versuchte es durch Phrasen, durch wohlfeile Späße seine Meinung über die Dichter auszudrücken, welche es kaum dem Namen nach kannte; wie ein Jongleur spielte es mit Schuldefinitionen, in denen es die verschiedenartigsten Werke vereinte. Denn seine geistige Trägheit bedarf eines Registers, der Unterordnung unter irgend welches Banner. Die Bezeichnungen Naturalismus und Idealismus ziehen sich in den Zeitungen unter politischen Parteimanifesten und Börsenkursen hin. Als wenn wir nicht heute in modernem Milieu schreiben, uns für Arbeiterkämpfe begeistern könnten und uns morgen in eine überirdische Traumwelt zurückzuziehen vermöchten, je nachdem das Leben und der augenblickliche Seelenzustand uns treiben! Ibsen selbst sagte vor einigen Monaten in Wien: das Wort Realismus hat keinen Sinn für mich. Kann man nicht, nach dem hübschen Ausdruck Bruno Wille's, bald Einsiedler und bald Genosse sein? Die Kraft der Individualität nur darf den Maßstab für das Werk des Künstlers abgeben.

Ein Nachwort zu „Hanna Jagert".

Wenn man sich in ein Werk noch ein

mal vertieft, über welches man bereits nach bestem Wissen und Können gesprochen hat, dann kann es bisweilen vorkommen, daß bei solchem Lesen die abgegebene Kritik unwillkürlich zu einer Art von Selbstkritik wird. Man findet plötzlich, wie wenn ein dünner Schleier plötzlich niederfiele, anstatt der sachlichen Vorzüge oder Mängel des Buches, etwas von sich selbst im Lob und Tadel wieder; man fühlt deutlich, wo die eigene Persönlichkeit dem eigenen Urteil spöttisch die Grenze zog, — und doch nichts davon ahnte, gerade weil sie sich über ihrem Gegenstand vergaß.

Mir geschah das, nachdem ich, in dem vorigen Heft dieser Zeitschrift, in meinem Aufsatz über das obengenannte Schauspiel, Hanna Jagert bis zu ihrem Baron begleitet hatte. Dieser Baron wurde zum Stein des Anstoßes für die rein sachliche Beurteilung, und, wie ich jetzt merke, nur deshalb, weil er eben so ganz und gar nicht mein Baron sein könnte. Nur darum schien es mir, als könne es nicht in der individuellen Eigenart Hanna Jagert's notwendig begründet sein, daß sie ihn, und nur ihn, zum ersten Male liebt, sondern als sei es mehr in der allgemeinen Frauen-Auffassung des Autors begründet, den geistig unbedeutenden Mann über den Bedeutenden triumphieren zu lassen. Daß Hanna Jagert den ihr so teuren Alexander Könitz nicht liebt, sondern ihm mit Leib und Seele nur *dankt*, daß sie ihn verlassen muß, um einem Andern zu folgen, der *ihr* alle seine geistigen Freuden wird zu danken haben, — das schien mir vom Verfasser als eine nicht weiter diskutierbare Geschmackssache behandelt worden zu sein. Jetzt erkenne ich dies als unrichtig und Hanna's Wahl als psychologisch genau so motiviert, wie ihre vorhergehende Entwicklung. Sie ist von vorn herein als eine praktisch tüchtige und auf praktische Ziele gerichtete Natur geschildert; sie wendet sich zuerst von den sozialistischen Idealen ab, weil sie einsieht: „daß wir's nicht mehr erleben", und sie auf dem Weg zu ihnen hin sich nicht selbst voll ausleben kann. Nun ergreift sie zwar als Mittel zu dieser vollen Selbstauslebung die geistige Entwicklung und Befreiung, wie Könitz sie ihr ermöglicht, — aber doch immer nur als ein Mittel: ihr *Ziel* kann man sich immer eher denken in der selbständigen Thatkraft innerhalb eines praktischen Berufes, wie in einem selbständigen Geistesschaffen. Daher ist die Bedeutung, die Könitz für sie hat, auch weit mehr die des *Befreiers* als den gleichgearteten Genossen; er *erschließt* ihr durch seinen Einfluß auf ihre Anschauungsweise die Welt der Liebe und des Lebens, aber er *ist* ihr diese Welt nicht. Das ist ihr erst derjenige, der eine *Reaktion* gegen ihre Beziehung zum Geistesmenschen hervorzubringen vermag, — der auf ihre *Sinne* wirkt und ihren Verstand garnicht, aber das Weib in ihr reizt. Anstatt der Männer, die sie bisher kannte, anstatt des aufbrausenden, ungehobelten Schriftsetzers und des gelehrten, gütigen und ebenfalls wenig gehobelten Könitz, dessen körperliche Schwerfälligkeit noch besonders betont wird, tritt ihr ein Aristokrat von vornehmem Gepräge und gewinnendem Aeußern entgegen, — die Verkörperung jener feinsten gesellschaftlichen Blüte, die vielleicht deshalb doppelt berauscht, weil Hanna Jagert aus geringem Stande und ihre ästhetische Erziehung eine allmählich erworbene ist. Könitz selbst hat die Hanna vorbereitet und gebildet, die gegenüber dem Freiherrn von Vernier jede Kritik bei Seite läßt und nur das Wort findet: „Ich liebe ihn!"

Aber freilich steht zu befürchten, daß auch ihr eines Tages eine Selbstkritik kommt, und daß auch der Freiherr von Vernier seine „Reaktion" erlebt.

Lou Andreas-Salomé.

Berichtigung. Der Name unseres pädagogischen Mitarbeiters im letzten Heft ist durch ein Versehen beim Lesen der Handschrift „Rillmann" gedruckt, er lautet „Rittmann". Ebenso muß es in dem Aufsatze selbst, Seite 451, zweiter Absatz, heißen: „Die *Regierung* ist sozusagen" ꝛc. und wenig später „je mehr die positiv wirkende *Zucht*" ꝛc.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und der Dramen verboten.

Verantwortlich für die Redaction *Wilhelm Bölsche*, Friedrichshagen. Verlag von *S. Fischer*, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: *Leistner & Drewss*, Magdeburg.

Dämmerung.

Schauspiel in fünf Akten von **Ernst Rosmer.**

Recht der Aufführung und der Uebersetzung vorbehalten. Aufführungsrecht durch die Theater-Agentur von A. Entsch in Berlin.

Personen:

Heinrich Ritter. Isolde, seine Tochter. Sabine Graef. Carl Curtius. Babe, Köchin. Anna, Stubenmädchen. Ein Kind.

Erster Akt.

(Ein großes, aber nicht zu tiefes Parterrezimmer. Die Mittelwand, von einer Schiebthüre gebildet, führt in Isoldens Schlafzimmer. Rechts vorn eine große Glasthüre, führt über eine Veranda in den Garten. Rechts rückwärts großes Fenster. Links zwei einflügelige Thüren. Die vordere führt in Ritters Schlafzimmer. Die andere nach dem Korridor. Zwischen den beiden Thüren an der Wand ein bequemes Sofa, darüber eine Beethovenphotographie. Ovaler Tisch, Lehnstühle. Auf dem Tisch eine geöffnete rote Mappe: Photographieen, die „sieben Raben" von Schwind. Eine Hängelampe mit verstellbarem grünem Schirm. Rechts, im Winkel zwischen Korridor- und Schiebthüre, ein Serviertisch mit Weinflaschen, Gläsern, Körbchen mit Backwerk. Links, im Winkel zwischen Schiebthüre und Fenster, ein schräg gestellter Herrenschreibtisch. Darüber ein Brustbild Isoldens in Pastell. Zwischen Fenster und Glasthüre ein Piano mit kleiner Wagnerbüste, zerstreuten Büchern und Noten. Alle Möbel sind aus mattbraunem Mahagoni, altmodisch, aber geschmackvoll und bequem. Lehnstühle und Sofa mit rotbraunem Rips bezogen. — Die Glasthüre ist zugelehnt. Auf den Scheiben ein wenig rotes Abendlicht, rasch verschwindend. Es dämmert. Isolde sitzt neben dem Tisch im Lehnstuhl, die Füße auf einem Schemel, den Kopf seitwärts gelehnt, die Schultern zusammengezogen. Die Augen sind geschlossen. Im Schoß liegt ihr ein blauer Zwicker. Lange blonde Zöpfe mit hellblauen Bändern gebunden. Weißes Sommerkleid. Sie wendet ein paarmal den Kopf unruhig hin und her, drückt die Hand an die linke Schläfe und ächzt.)

Anna (kommt vom Korridor. Weißes Häubchen und weiße Latzschürze. Sie trägt Teller, Tischtuch und Besteck auf einem Brette, welches sie auf den Serviertisch absetzt. Sie zieht die Hängelampe herunter und brennt ein Schwefelhölzchen an).

Isolde (fährt mit beiden Händen schützend über die Augen): Nicht — nicht!

Anna (bläst erschrocken das Zündhölzchen aus): Ach ja so! Meint' ich, Gnädige hätten sich weggedreht.

Isolde: Warum thust du nicht den Mund auf, wenn du anzündest! Da soll man gesund werden!

Anna: Will ich Tisch decken zum Abendessen. Gnädiger Herr muß heimkommen sehr bald.

Isolde: Ich will kein Licht. Wirst es auch so können — das bischen Decken. Es ist ja noch hell . . . . . schrecklich hell. (Sie setzt den Zwicker auf.)

Anna (verstohlen nach ihr schauend, während sie die Photographien in die Mappe legt): Gnädige hat wieder angeschaut Bilder. Viele. Mit krankes Aug'. Dumme Bilder. Gnädiger Herr sollt' verbrennen alle Bilder. Ganze Haufen.

Isolde: Dieses Gerede! Das schadet mir nichts, das Anschauen. Gar nichts schadet's mir. Thu' sie hinaus.

Anna (auf die Thüre von Ritters Zimmer weisend): Dahin?

Isolde (heftig): Gott, wie dumm! Natürlich! Wohin denn? In die Speisekammer nicht!

Anna (geht mit der Mappe in Ritters Zimmer).

Isolde (nimmt den Zwicker ab, tupft sich vorsichtig mit dem Taschentuch über das linke Augenlid, als ob sie Thränen wegwischte und schnäuzt sich langsam).

Anna (kommt zurück; während sie den Tisch zu decken beginnt, listig): Soll ich sagen gnädige Herr von angeschaute Bilder?

Isolde: Ach . . . . . geht Papa nichts an. Schwätzerin. (Drückt die Hand auf die Stirne.) Kopfweh. Elendes Kopfweh.

Anna (immer mit listiger Besorgnis): Augenkopfweh?!

Isolde (atmet schwerer und kürzer, schnäuzt sich wieder).

Anna: Feine Schnupfen hat Gnädige wieder. Nase weint. Nasenthränen.

Isolde (mühsam): Anna — es steht auf dem Nachttisch — gieb mir — gieb mir 'mal das Atropin her.

Anna (setzt mit einem Schreckenslaut die Teller, welche sie in der Hand hat, auf den Tisch): Hat's ihm schon! Atropfin! Ist es linkes Aug'?

Isolde: So schrei' nur nicht gleich — das thut mir weh' im Kopf — du weißt, ich kann das nicht leiden, das Geschrei. N' ja, 'n bischen — links. Bring mir's — das Atropin, und den Tropfenzähler — in der Schublade liegt er.

Anna (im Gehen): Bilder! Und so schwarze! Wenn wär' noch schöne bunte Kaiser Josef in unsere Kuchel! Hhhh — Bilder! (Schiebt die Mittelthüre soweit auseinander, um durchtreten zu können.)

Isolde (gereizt ihr nachsprechend): Immer die Weisheit. Alle wißt ihr's besser als ich. Jetzt sollen's wieder die Bilder sein. Das kommt, wenn's mag, und wenn's nicht mag, kommt es nicht. Unausstehlich!

Anna (kommt zurück, ein kleines braunes Medizinfläschchen und den Tropfenzähler in der Hand): Ob ist noch gut?

Isolde: Wann — wann ist es denn das letzte Mal gemacht worden?

Anna: Ist es gemacht worden letztemal wie letzte große Entzündung war von Gnädige Aug'.

Isolde: Vor wie viel Wochen —

Anna: Sein — Wochen — achte. Glaub' ich. Wie gnädige Großmama hat geschickt Powidl aus Wien. Ja — acht. Powidl alle schon aufgess'n.

Isolde (das Fläschchen in der Hand): Es wird wohl noch gut . . . . . 'n frisches Taschentuch will ich — weißes — kein farbiges.

Anna: Ist aber gewiß nur linkes Aug'?

Isolde (hat das Fläschchen aufgemacht, den Tropfenzähler eingetaucht und wieder herausgezogen, drückt probeweise einige Tropfen heraus): Das linke — ja.

Anna: Und recht arg? Wie an heilige Christkindlabend? Oder nur wie letztemal?

Isolde (wendet sich ab von ihr, zieht mit dem dritten und vierten Finger der linken Hand die Lider des linken Auges auseinander und läßt einen Tropfen hineinfallen): Nur wie das letzte Mal. (Lehnt sich mit geschlossenen Augen zurück.)

Anna: Ist es besser — auf Tropfin?

Isolde: Jetzt soll's schon wieder besser sein! Ich hab's doch kaum genommen. (Befühlt mit dem zweiten und dritten Finger der linken Hand den Augapfel.) Weiß nicht — so hart ist das Auge — und drückt so.

Anna (nicht ohne ein gewisses Vergnügen): Recht brennen — und stechen? Hu!

Isolde: Du bringst mich um mit dem Gefrage! Schmerzen hab' ich und soll Vorlesungen darüber halten. Reden auch noch! Das Taschentuch — nimm das mit — (giebt ihr das Fläschchen und den Tropfenzähler) und — mach mir das Bett auf.

Anna: Jeschisch — ins Bett! So arg!

Isolde (heftig): Nein — es ist gar nicht arg. Ich werde mich doch noch ins Bett legen dürfen. Und das Taschentuch! Das Taschentuch.

Anna (läuft in das Schlafzimmer).

Isolde (preßt die hohle Hand über das linke Auge): Oh — oh! (Bricht in Weinen aus): Wird's denn nie aufhören — nie!

Anna (kommt zurück mit einem Taschentuch): Is es . . . . . .

Isolde (verbeißt ihr Schluchzen).

Anna (nach sekundenlangem Schweigen): Gnädige — wollen doch schicken um Professor.

Isolde: Nein.

Anna: Nur Beruhigung wegen unsere gnädige Papa. Wird sehr sein außer sich.

Isolde: Grad' wegen Papa will ich's nicht. Da erschrickt er sich vielmehr, wenn der Doktor da ist. Ich sag' ihm, es ist nur ein bischen entzündet, bis morgen wieder gut . . . .

Anna: Aber ist nicht gut morgen und Doktor muß kommen morgen. Jedesmal war es so mit morgen. Schick' ich.

Isolde (richtet sich ein wenig auf): Und ich will ni— (sinkt vor Schmerz zurück, zwischen den zusammengepreßten Zähnen): Ja. Also!

Anna (läuft durch die Vorzimmerthüre hinaus).

Isolde (lehnt schweigend im Lehnstuhl, den Zwicker über den geschlossenen Augen, hie und da ein ganz leiser Schmerzenslaut, ohne die Lippen zu öffnen).

(Rasche Schritte die Steintreppe herauf, Ritter öffnet die Glasthüre, tritt ein. Hohe schlanke Gestalt, nachlässige Bewegungen, vornehm, aber nicht elegant. Kleiner Kopf, dunkelbraunes Haar, lang, glatt zurückgestrichen. Bartlos, jugendlich. Graue Sommerkleidung, umgelegter Hemdkragen mit kleiner, schwarzer Schleifencravate, Strohhut in der Hand, ein paar Bücher unterm Arm, welche er aufs Klavier legt).

Ritter: Goldkind! Grüß Gott! (Fröhlich auf sie zu) Wie geht's dir?

Isolde: Danke — gut.

Ritter: Dunkel? Absichtlich?

Isolde: Ach es ist so — — mir ist's lieber. Ich kann doch nichts thun bei der Lampe.

Ritter (ihre Hand über seine Wange streichend): Na, sagst du nichts? Wie schön ich rasiert bin. Gar kein Reibeisen mehr. Großartig! (Macht einen Schritt

vorwärts und ſtolpert über den Schemel, von welchem Iſolde die Füße zurückgezogen hat.) Donnerwetter — wer iſt denn aber ſo blödſinnig —

Iſolde: Der Schemel, Papa — über den ſtolperſt du jedesmal.

Ritter (am Tiſche ſtehend, zieht eine Schachtel mit Zündhölzern aus der Taſche): Dreh' dich um, Bonni. Ganz um. Das iſt ja — ich will anzünden — ich mach's ganz klein zuerſt. Die Halsbrechfabrik!

Iſolde (deckt erſt das Taſchentuch, dann ihre beiden Hände über die Augen und kehrt ſich ganz von der Lampe weg): Aber ganz klein.

Ritter (zündet an, wirft das Schwefelhölzchen auf den Boden und tritt es mit dem Fuße aus. Den grünen Schirm zurechtrückend): So? Mehr herüber?

Iſolde: Wo warſt du denn? Erzählen.

Ritter (ſpreizt die Beine auseinander und reckt die Arme in die Höhe): Eine Hitze in der Stadt! Eine Hitze! Und ein Staub! So 'ne große Stadt iſt eigentlich eine Brutalität. Abſchaffen! Einfach abſchaffen.

Iſolde: Warſt du auf der Poſt?

Ritter: Ja — freilich — ich hab's geholt und gleich wechſeln laſſen. Wieder gefallen, das Oeſterreichiſche. Ein miſerables Geld.

Iſolde: Und ſonſt? So erzähl' doch!

Ritter: Hm . . . . . richtig. Wen treff' ich? Den Czermak von der großen Oper — du weißt ſchon. Gaſtieren ſoll er hier — als Lohengrin und Tannhäuſer — der! Je höher das C, deſto größer die Dummheit. In Wien kommt er natürlich nicht dazu und hier will er drauf gaſtieren. Weißt noch, wie er mir das herrliche Solo im Te Deum verpatzt hat? Das richtige Tenorvieh!

Iſolde: Hat er erzählt — von Wien?

Ritter: Theaterklatſch — iſt ja eine Bande untereinander — Muſikergerauf — um die Direktion der Geſellſchaftskonzerte — ſie haben noch keinen neuen Dirigenten — (bricht ſchnell ab und wühlt in ſeiner hintern Rocktaſche) Ich hab' dir ja was mitgebracht — wenn ich mich nur nicht drauf geſetzt habe in der Pferdebahn — am Siegesthor hab' ich ſie grad noch am Zipfel erwiſcht und weil's ſchon ſpät war — (er zieht ein zerquetſchtes Paketchen heraus, mit Jammermiene) Jemine — d'rauf geſeſſen.

Iſolde: Du biſt dumm! Was iſt's denn?

Ritter (giebt ihr's): Vielleicht kann man's doch noch eſſen — Piſchinger Torte.

Iſolde: Papa!! Wer wird denn hier Piſchinger Torte kaufen? Die iſt doch nur in Wien gut! Wiener Specialität! Und wo die Konditoreien hier ohnehin ſo ſchlecht ſind.

Ritter: Aber die Apotheken ſind beſſer. Und da wir doch mehr aus der Apotheke brauchen — Verſuch's! Vielleicht iſt's doch nicht ſo ſchlecht. (Geht die Hände in den Hoſentaſchen, ein paarmal im Zimmer auf und ab. Halb in Gedanken): Ja die Geſellſchaftskonzerte — (macht die Flügel der Glasthüre auf.) Luft! Ah! (Atmet tief, den Rock zurückgeſchlagen, die Daumen in die Aermellöcher der Weſte geſteckt.) Vom Garten kommt's ganz kühl. Ja, Bonni, was bin ich für Einer? Was für ein Papa? Das war doch 'ne Idee, hier draußen zu mieten — die Wohnung.

Iſolde: Ja — nur das Badezimmer iſt zu klein.

Ritter: Wir baden doch nicht ſo oft.

Iſolde: Du.

Ritter: Ich bin doch nicht so schmutzig, daß ich immer im Wasser stehen muß. Schmutzig. Ich bin nie schmutzig. Heut' hab' ich mir schon zweimal die Hände gewaschen. Nach Tisch mit warmem Wasser!

Isolde (gezwungen lächelnd): Großartig! Da steht die Welt nicht mehr lang'. Ich glaub's nicht.

Ritter (läuft zu ihr, streckt ihr die beiden Hände hin): Bitte — schneeweiß. Riech' mal.

Isolde (ohne recht hinzusehen, aber fortwährend mit dem Bestreben, unbefangen zu erscheinen): Grau — die darfst du noch einmal waschen.

Ritter (beguckt seine Hände): Noch einmal? Dreimal? Nein. Jetzt sollen sie bis morgen warten. Die Nägel putz' ich mir vielleicht noch — dir zu Liebe. (Zieht sein Federmesser heraus und putzt sich mit der kleinsten Klinge die Nägel.)

Isolde (sich nervös im Stuhl hin- und herschiebend, von leisem Fröfteln befallen): Es — es zieht mir.

Ritter (erstaunt): Ziehen? Ja wie so denn? Wo denn?

Isolde (eigensinnig): Es zieht mir.

Ritter (die Thüre wieder schließend, geduldig): Wenn du meinst — ich weiß zwar nicht. Ich war auf dem Rückweg bei Carl. In der neuen Wohnung. Er war nicht zu Hause. Ich hab' ihm einen Zettel aufgeschrieben. Er soll heute Abend noch 'runterkommen.

Isolde: Heute — gerade.

Ritter: Er kommt doch alle Tage fast.

Anna (kommt durch die Vorzimmerthüre und geht in Isoldens Schlafzimmer): Küß die Hand, gnä' Herr.

Ritter (ohne sich umzusehen): 'N Abend. (Zu Isolde:) Und weil er heut' Nachmittag nicht da war — für mich hab' ich ihn nicht eingeladen.

Isolde: Langweilig ist er. Dumm.

Ritter: Dumm, dumm, dumm! Carl ist gar nicht dumm! Du unterhältst dich sehr gut mit ihm.

Isolde: Manchmal — aber auf Kommando — müssen —

Ritter: Isolde, das ist Affektation. Müssen. Du mußt doch nie. Und Carl — wenn der nicht wie ein Bruder ist! Faxen.

Anna (schiebt die Thüre halb auf): Gnädige —

Isolde: Ja. (Zu Ritter): Papa — Du darfst aber nicht böse sein — ich werde mich ins Bett legen. (Steht mühsam auf.)

Ritter: Jetzt?

Isolde: Ich weiß nicht — ich glaub — ich — ich bin müde.

Ritter: Bonni — du hast was — müde — jetzt — und erst kein Licht — (beinahe mit einem Schrei) — die Augen?

Isolde (giebt nicht gleich Antwort).

Ritter (in fürchterlicher Angst): Bonni — deine Augen?

Isolde: Ach Papa — wenn du so aufgeregt bist —

Ritter: Ich bin nicht aufgeregt, gar nicht — sag', mein Kind — ich bin wirklich nicht aufgeregt — eine Entzündung? Wieder?

Isolde: Nur so 'n bischen — ich hab' gar keine Schmerzen — gar keine —

Ritter (traurig ungläubig): Du lügst mich an — ich seh' es ja.

Isolde: Nein Papa — wirklich — es ist so gering — und es wird ganz schnell vorüber sein — morgen.

Ritter (ist still, steht ein wenig gebeugt, dann sehr sanft mit leiserer Stimme als bisher): Mein armes armes armes Kind . . . . . Hat man um Berger — (streicht ihr leise über den Scheitel).

Isolde: Ja. Der Hausmeister.

Ritter: Kann ich dir nichts thun? Holen? Aus der Apotheke?

Isolde: Nein. Atropin hab' ich. Und niederlegen.

Ritter (legt seinen Arm um ihre Taille und führt sie ganz langsam gegen das Schlafzimmer): Bonni — mein einziges Goldkind — sei nicht böse — ich will dich ja nicht mit Fragen quälen — aber sag' mir nur mit ja oder nein — ist's in der Iris? Oder in der Hornhaut? Ist's gefährlich?

Isolde: Ich weiß nicht — vielleicht —

Ritter: Wenn's nur keine neuen Verwachsungen giebt! Meinst du?

Isolde: Aber Papa, ihr seid schrecklich. Das soll ich jetzt wissen! Verwachsungen — ja — nein — Ich weiß nicht.

Ritter (erschrocken): Reg' dich nicht auf — reg' dich nur nicht auf. Verzeih' mir. Ich hab' eben so Angst . . . . sei gut, mein Kind.

Isolde (bleibt stehen, legt sich in in seine Arme): Mein armes kleines Papatschi. Ich mach' mir nichts daraus. Ich bin's schon gewöhnt.

Ritter (beißt sich auf die Lippen): Schöne Gewohnheit! Hätt' ich's nur.

Isolde (mit dem Versuch des Lächelns in der Stimme): Du dummer Papa — du thätest schreien! So ein Wehleidiger wie du!

Ritter: So schrei' doch auch! Strample! Hau' um dich!

Isolde: Ich kann nicht schreien (tritt in das Schlafzimmer).

Ritter: Wenn du im Bett bist, komm' ich zu dir (schiebt hinter ihr die Thür zu. Geht ein paar Schritte vor, fährt sich mit allen zehn Fingern durch die Haare, seufzt tief. Zündet ein Licht auf dem Schreibtisch an und nimmt eine Partitur. Besinnt sich, legt sie wieder fort, geht an die Vorzimmerthüre und drückt auf die daneben angebrachte elektrische Klingel. Die Hände auf den Rücken gelegt, schreitet er unruhig auf und ab, immer wieder an der Thüre des Schlafzimmers stehen bleibend und horchend).

Babe (kommt herein, rüstige Person von 58 Jahren mit weißer, fein getollter Frauenhaube, farbiger Bluse und großer weißer Küchenschürze): Küß die Hand —

Ritter (unterbrechend): Wann ist der Hausmeister fort?

Babe: Viertelstunde kann sein.

Ritter (sieht berechnend auf seine Uhr): Halb acht — dreiviertel . . . . . (steckt die Uhr seufzend wieder ein) Was giebt's heut' abend?

Babe: Gansjung mit Reis. Sehr ein gutes.

Ritter (nicht laut, aber mit zorniger Aufgeregtheit sie anfahrend): Sind Sie verrückt? So ein unverdauliches Zeug? Und wo das Fräulein zu Bett liegt?

Babe: Hab' ich hergerichtet heut mittag und nicht gewußt —

Ritter: Hundertmal hab' ich Ihnen gesagt, ich will abends leichte Speisen, leicht verdauliche. Tot kann man sich reden. Frauenzimmer, Frauenzimmer!

Babe: Hab' ich mir gedacht —

Ritter: Sie sollen sich nichts denken. Kommt doch nur was Blödsinniges 'raus.

Babe: Hab' ich soviel zu thun im Kopf . . . .

Ritter: Stiefelwichs haben Sie in Ihrem Kopf! Für Isolde muß was anderes her —

Babe: Sind gnädige Herr nur gut — werd' ich für gnädige Fräulein Hendl braten und für gnädige Herr —

Ritter (schon wieder besänftigt): Na — ich werd' in Gottes Namen Ihr verdammtes Gansjung essen (geht an die Glasthüre, öffnet wieder und tritt auf die Treppe).

Anna (kommt aus dem Schlafzimmer).

Babe (zu ihr, auf das Schlafzimmer deutend): Ist schlimm — sehr? Gnädige Herr sind arg böse.

Anna: Schimpft er?

Babe: Ja — Blödsinnige Stiefelwichs — und gleich wieder gut. Ach Maria und Joseph — wollt ich mich lassen schimpfen ganze Tag — ist doch sehr ein guter Herr. (Sie geht. Es klingelt draußen.) Mach schon auf (ab).

Anna (geht zu Ritter).

Ritter (hört sie, wendet sich um und kommt hastig ins Zimmer): Soll ich hinein?

Anna: Gnädige Herr möchten warten. Gnädige Fräulein wird nachher klingeln.

Ritter: Hat sie alles? Das Rehlederkissen? Taschentücher? Fehlt nichts?

Anna: Nix fehlt (geht).

Ritter (wieder auf seine Uhr sehend): Der Teufel soll die weiten Entfernungen holen . . .

Anna (macht die Vorzimmerthüre auf und stößt mit dem eintretenden Carl zusammen).

Carl (mittelgroß, untersetzt, mit schwerfälligem, etwas in den Hüften wiegendem Gang. Offenes Gesicht, großer Mund, verträumte Augen. Glattes seitwärts gescheiteltes Haar, ganz leichter Schnurrbart, gut, aber gar nicht elegant gekleidet. Tiefe Stimme, bedächtige Sprache): Guten Abend, Herr Ritter.

Ritter (ihm entgegen): Ja lieber Junge, nun hab' ich Sie umsonst herausgesprengt — leider — wieder eine Iritis.

Carl: Sie ist zu Bette? — Babe sagte mir — ist es schlimm?

Ritter: Gar nichts weiß ich. Berger war noch nicht da. Nicht zum Erleben, bis so ein Doktor kommt. Und fragen darf ich sie nicht. Das alteriert sie. Macht sie nervös. Dreinschlagen möcht' man. Aber setzen Sie sich doch — setzen sich! Dreinschlagen!

Carl (setzt sich breit und langsam in einen Lehnstuhl, schluckt ein paarmal, als ob er etwas sagen wollte, leckt sich einigemal über die Lippen): So!!! (Pause.)

Ritter: Na — was anderes. Was machen Sie? Sie sind ja Ihrem Schuster weggezogen? Warum?

Carl: Hmmm . . . . . Das Zimmer war schön und sehr billig — 30 Mark mit Kaffee — aber ich mußte immer durch das Schlafzimmer von meinen Wirtsleuten. Am Tage ging's ja — aber am Abend — die Frau Schusterin als schwänzchenhaarige Venus — in der Nachtjacke — hmmm —

Ritter (mit halbem Lächeln): Eine Dissonanz . . . . . wenn man den ganzen Tag Raphaelische Madonnen studiert hat.

Carl: Und obendrein — Bettgesellschaft.

Ritter (komisch erschrocken): Die Nachtjacke?!

Carl: Gotteswillen — nicht so schlimm — Wanzen.

Ritter (schüttelt sich): Puh! Gräßlich! Ich habe geglaubt, die giebt's nur in Oesterreich.

Carl: Jede Nacht Soiree und Ball auf mir. Die ganze Wanzen-

aristokratie. Und ich bin gar kein Gesellschaftsmensch. Das wurde mir zu angreifend. Ich drückte mich.

Ritter: Und Ihre Schustersleute?

Carl: Weinen mir nach. Sie hätten noch nie einen so soliden jungen Mann ge . . . . .

Ritter (ist horchend an Isoldens Thüre getreten. Kehrt sich wieder ab): Nichts. Ich meinte, sie hätte geklingelt.

Carl: Ich möchte nur wissen, was der Doktor sagt — sonst würde ich nicht —

Ritter: Lieber Junge, Sie thun mir den größten Gefallen. Man verbohrt sich ganz mit dem Alleinsein. Grad' in solchen Momenten — und ich bin ja soviel allein. Sie essen mit mir — wenn Sie Gansjung vertragen können. Gansjung als Abendessen — Idee von der Babe. So ein Dienstbotenverstand!!

Carl (an seinen Lippen lutschend): Die Babe, Herr Ritter, die Babe kocht künstlerisch! Ausgezeichnete Schule! Kunstwerke. Ihre Rahmstrudel! Nach meinem ewigen Gasthaussalat —

Ritter: Ja. Die Böhminen kochen alle gut. Aber das skandalöse Deutsch. Jeden Tag ärgere ich mich von neuem. Die Junge lernt's auch nie. Und ihre Muttersprache haben sie vergessen. Auch miteinander reden sie das Kauderwälsch. Sind doch nur halbe Menschen — diese Slaven.

Carl (ironisch): Die Rasse der Zukunft.

Ritter: Gott behüte mich vor der Zukunft! (Horcht wieder an der Thüre, geht wieder fort) Haben Sie — zu Hause alles in Ordnung —? Mutter und Schwester?

Carl: Sind fidel. Freuen sich jetzt schon, wenn ich in Ferien komme.

Ritter: Sie schreiben oft — die Ihrigen?

Carl: Alle Tage.

Ritter: Und Sie?

Carl: Auch. Neulich ging ein Brief verloren. Gleich telegraphierte Mutter.

Ritter (lächelnd und kopfschüttelnd): Die Weiber — Gemütsverwöhnung. (Zerstreut, da er immer wieder an Isoldens Thüre horcht): Also den Sommer gehen Sie miteinander — ins Gebirg?

Carl: Nein. Durch die Niederlande. Ich soll die Galerien kennen lernen.

Ritter: Von hier kann man so hübsche Partien machen. Zwei bis drei Stunden. Dann ist man mitten drin — in den Bergen.

Carl: Wenn Sie einmal Lust hätten —

Ritter: Ach Carl — Sie sehen ja — ich kann doch nicht eine Stunde von Hause fort, ohne daß — glauben Sie, ich gehe ruhig auf den locus? Lust hätte ich schon . . . . Sie — ein Paar von Ihren Kameraden —

Carl (zuckt die Achseln): Die!! Und eigentlich: ich habe keine Kameraden.

Ritter (mit den fünf rechten Fingern in der linken Handfläche Klavier spielend): Carl! Carl! Sie werden doch unter tausend Mitstudenten welche gefunden haben —

Carl: Nein. Sie verstehen mich alle nicht.

Ritter (zieht die Augenbrauen in die Höhe): So!! (Schaut nach dem Beethovenbilde): Armer Beethoven.

Carl: Ich bin dick im Pessimismus drin.

Ritter: Und aus Pessimismus — schwänzen Sie.

Carl: Colleg.

Ritter: Daß Sie das Wirtshaus nicht schwänzen, das —

Carl: Herr Ritter, ich schwänze die Kneipe öfters als mein Colleg.

Ritter: Junge! Sie wollen mich wohl —

Carl (lachend): Auf den Sumpf kriechen lassen? (Mit plötzlichem Ernst): Ich bin eine unglückliche Natur. Ich habe nicht das Zeug für einen richtigen Studenten.

Ritter: Na, na, na! Ihr Vater war einer. Ganz ein richtiger. Und bei der Aehnlichkeit — lassen sich anschauen. Gerade so hat er ausgesehen. Bis auf die paar Schnurrbartfitzelchen.

Carl: Auf Wort, ich bin keiner. Trinken vertrag' ich nicht viel, rauchen ist auch so so, und das Schreien und Streiten macht mir erst recht kein Vergnügen.

Ritter: Wissen Sie was? Sie waren zu lang daheim. In der kleinen Stadt, bei Mutter und Schwester. Da bildet sich dann so ein Mädchenidealismus heraus . . . . . .

Carl: Ich kann nichts auf die leichte Achsel nehmen. Gar nichts kann ich leicht nehmen. Die Flegeleien von den anderen — und die Sauereien —

Ritter (wiegt den Kopf hin und her): Hm — da hat doch ein gewisser Goethe — man muß immer den Geschmack seines Alters haben.

Carl: Dann bin ich zu alt für meine Kameraden.

Ritter: Oder — zu jung. Sie wissen gar nicht, wie jung Sie sind. (Wieder umhergehend, die Hände auf dem Rücken.) Meiner Mutter darf ich nicht schnaufen von der Verschlimmerung.

Carl: Sie haben gute Nachrichten?

Ritter: Thut sich. Eine alte Frau — natürlich hat sie zu klagen.

Carl: Wie lange sind Sie jetzt hier?

Ritter: Ein halbes Jahr bald. Sie kamen gerade vier Wochen später.

Carl: Fehlt Ihnen Wien gar nicht?

Ritter: Wien nicht. Die Thätigkeit. Die Dirigententhätigkeit. Und hier ist seit den letzten Jahren so eine antiwagnerische Strömung. Das geistige Klima ist mir nicht — aber wenn es Isolde gut geht, will ich auch in Amerika leben.

Carl: Stellen Sie sich das so schrecklich vor?

Ritter: Oh! Dieser musikalische Dilettantismus. Die fabrizieren die Musik wie Schuhe. Die Leute haben kein inneres Ohr. Lauter Verstandesnaturen. Musik braucht Gefühl, Phantasie. Wenn aber der bloße Verstand zu phantasieren anfängt — was kommt heraus? Karrikatur.

Carl: Aber die Erfindungen — die sind — kolossal.

Ritter (wieder seine Uhr herausziehend): Was brauch' ich ihre Erfindungen. Acht Uhr. Rasend kann es einen machen — das Warten. Ich muß mir doch eine telephonische Verbindung herstellen lassen mit der Klinik. Dann fällt das Hineinschicken fort und —

Anna (kommt sichtlich verwirrt durch die Korridorthüre): Gnädige Herr — ist Anton gekommen und hat mitgebracht —

Ritter (will zur Thüre hinaus): Der Professor —

Anna: Nein. Dame.

Ritter: Was?

Carl (gleichzeitig): Ui!

Anna: Sagt Dame, sie ist Doktor.

Ritter: Blödsinn! (Zu Carl): Verstehen Sie?

Carl: Neee. Oder — was fällt mir denn ein —

Ritter: Jedenfalls — bitten Sie die Dame einzutreten.

Anna (ab).

Carl: Freilich hab' ich was läuten hören — der Gregers — der ist Mediziner — der hat erzählt — kann vierzehn Tage sein — beim Berger sei ein Frauenzimmer als Assistent.

Ritter: Aber daß er mir so jemanden schickt —

Anna (macht die Thüre auf, läßt Sabine eintreten).

Sabine (ist von mittelgroßer Gestalt, schlank, nicht mager. Schmales weißes Gesicht, keine ungesunde Bläße. Kleiner festgeschlossener Mund. Sehr helle, große und ruhige Augen. Sie trägt ein lichtgraues Sommerkleid. Glatter Rock, Bluse mit umgelegtem Kragen, welcher den Hals frei läßt. Breiter schwarzseidener Gürtel ohne Schleife. Schwarzer am Rande durchbrochener Strohhut mit schwarzem Tüll und schwarzem Bande aufgesteckt. Die ganze Kleidung ohne Uebertreibung nach der Mode gerichtet. Sehr gute Handschuhe aus grauem dänischem Leder. Sabinens Stimme ist klar und weich. Sehr wenig Bewegungen. Zu Ritter, welcher eine verlegene Verbeugung macht, die sie mit leichtem und freiem Kopfnicken erwidert): Herr Ritter?

Carl (zieht sich diskret an den Schreibtisch zurück und blättert in einem dort liegenden Buche).

Ritter: Ja — mit wem habe ich —

Sabine: Mein Name ist Graef. Ich bin Assistentin in der Klinik von Professor Berger. Seit drei Wochen.

Ritter: Der Professor kommt nicht?

Sabine: Er mußte heute morgen plötzlich verreisen. Eine schwere Erkrankung in der Familie —

Ritter: Und — (stockt).

Sabine: Die — anderen Assistenten? Die beiden Herren sind heute abend beschäftigt. (Ohne jede Ironie) Festcommers. Ich habe den Nachtdienst übernommen. Und da Ihr Bote es sehr dringend machte —

Ritter (hat sich etwas gefaßt): Entschuldigen Sie meine — meine Verwirrung.

Sabine (immer sehr einfach, ohne jede ironische Absicht): Bitte — sie ist gerechtfertigt — durch die Umstände.

Carl (der mit halbem Ohr zu den beiden hingehört, blickt erstaunt auf und fängt an, Sabine zu beobachten).

Ritter: Bitte, wenn Sie Platz nehmen —

Sabine: Danke. (Setzt sich, knöpft ihre Handschuhe auf).

Ritter: Erlauben Sie, daß ich meiner Tochter sage — sie würde vielleicht erschreck — zu sehr überrascht sein —

Sabine: Ich bitte darum.

Ritter (geht an Isoldens Thüre, klopft leise und tritt auf den Zehen ein. Kleine Pause. Sabine legt ihren Hut ab. Glatt gescheiteltes dunkles Haar, im Nacken in einen englischen Knoten gedreht).

Carl (kommt näher): Herr Ritter hat versäumt in der Aufregung, mich vorzustellen. Erlauben Sie — (verbeugt sich) Curtius.

Sabine (neigt leicht den Kopf, schweigt).

Carl: Gnädiges Fräulein sind mit dem berühmten Augenarzt Gräfe verwandt?

Sabine: Nein. Ich heiße Graef. Ohne e.

Carl: Gnädiges Fräulein werden längere Zeit hier bleiben?

Sabine: Ich weiß es noch nicht. Ich wollte eigentlich nach Berlin.

Carl: Gnädiges Fräulein sind Norddeutsche?

Sabine: Der Geburt nach. Aber ich bin seit lange fort.

Carl: Im Ausland?

Sabine: Ja. Zuletzt in Paris.

Carl: O — entsprechen Ihnen da die hiesigen Verhältnisse?

Sabine (ruhig, aber kurz): Die Klinik ist gut. Ich habe zu thun. Das genügt mir.

Carl (fühlt, daß er ungeschickt war, beißt sich auf die Lippen und schweigt. Pause).

Sabine (bemerkt seine Verlegenheit, etwas freundlicher): Sie — studieren?

Carl: Ja. Kunstgeschichte. Drittes Semester.

Sabine: Sie sind wohl verwandt mit Herrn Ritter?

Carl: Nein. Er war mit meinem Vater sehr befreundet. Und Isolde war als Kind einen Sommer bei uns —

Sabine: Isolde — seine Tochter?

Carl: Ja.

Sabine: Das einzige Kind — oder — (hält inne, als ob ihr etwas einfiele, lacht leise und errötet).

Carl (verwundert): Gnädiges Fräulein . . . . . ?

Sabine (offen und liebenswürdig, doch nicht lebhaft): Ich war vorher nicht angenehm berührt, weil Sie mehrere Fragen an mich stellten. Ich lasse mich nicht gerne ausfragen. Nun hab' ich es bei Ihnen gerade so gemacht. Weil es in der Situation liegt. Entschuldigen Sie.

Ritter (kommt, läßt die Thüre etwas offen, matter Lichtstrahl durch die Spalte): Darf ich bitten . . .

Sabine (erhebt sich, geht bis an die Thüre, bleibt einen Augenblick stehen): Wenn ich zur Untersuchung eine Lampe haben könnte — ohne Glocke — und nicht zu hoch —

Ritter: So eine steht drin. Ich werde sie gleich anzünden (folgt der vorausgehenden Sabine. Durch die halboffene Thüre sieht man es heller werden. Ritter kommt zurück, schließt hinter sich).

Ritter: Sagen Sie bloß!! Hat sie was geredet — mit Ihnen?

Carl: Ja.

Ritter: Quatsch?

Carl: Nee.

Ritter Was macht sie für 'n Eindruck?

Carl: Nach der Momentphotographie — dumm ist sie nicht.

Ritter: Aber ein Frauenzimmer! Wie kann denn so ein Unterrock Verstand haben. Fingerhutverstand — höchstens.

Carl: Merkwürdig zurückhaltend für eine, die studiert hat. Ihr Lachen hat nichts Unfeines. Gar nichts Unfeines. Und aufs Lachen geh' ich bei den Weibern.

Ritter (kraut sich in den Haaren): Vertrackte Geschichte.

Carl: Isolde war wohl paff?

Ritter: Nicht einmal. Ich sagte ihr, ich wollte es schon auf mich nehmen, die — die — na die Dingsda wieder fortzuschaffen. „Nein. Ich will's probieren. Wenn sie mir was Dummes sagt, thu' ich's nicht."

Carl: Berger wird sich doch niemanden zum Assistenten nehmen, der nichts versteht. Sein Buckel hat die Verantwortung. Er wäre ja ein asinus quadratus —

Ritter: Lieber Junge!! Die großen Herren — und gar die großen Herren Aerzte! — Die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen. Preisgegeben ist man. Aerzte und Gesangslehrer — ein Schwindel.

Carl: Gehen Sie nicht hinein? Sie werden sich doch nicht durch mich abhalten —

Ritter: Keine Idee. Isolde erlaubt nie, daß ich bei der Untersuchung dabei bin. Sie hat immer mit den Aerzten allein gesprochen und —

Sabine (macht halb die Thüre auf, zurücksprechend): Ich komme gleich wieder.

Ritter (zu Carl gleichzeitig): Da sehen Sie! Schon zu Ende! Schöne Untersuchung.

Sabine (kommt herein, ihr Gesicht zeigt nicht die leiseste Veränderung): Ich werde ein Rezept schreiben. Bitte es sofort machen zu lassen. Ist die Apotheke weit?

Ritter: Nebenan.

Sabine (geht an den Schreibtisch): Kann ich hier?

Ritter: Gewiß — aber die Kerze . . . . .

Sabine: Genügt (hat sich gesetzt, trennt einen länglichen Rezeptstreifen aus ihrem Notizbuche, schreibt rasch und sicher).

Ritter (läuft an Isoldens Thüre, mit gedämpfter Stimme hineinsprechend): Bonni — wie geht's, mein Kind?

Isoldens (Stimme, schwach): Danke — gut.

Sabine (hat es gehört, sieht eine Sekunde verwundert hin, senkt dann mit traurigem Ausdruck den Kopf und schreibt hastig weiter).

Ritter: Carl ist da — kann er nachher einen Moment zu dir kommen?

Sabine (aufsehend): Entschuldigen Sie — das Fräulein bedarf der größten Ruhe. Sie darf heute niemanden empfangen. Bitte auch jetzt nicht mit ihr zu sprechen. Es strengt sie an.

Ritter (schleicht verschüchtert zu Carl, welcher in der Nähe der Korridorthüre steht): Ich trau mich bald gar nichts mehr. Was ich thu', ist nicht recht. Ich mein's doch gut. (Er drückt auf die Klingel.)

Sabine (überfliegt das geschriebene Rezept, setzt die Feder nochmals an): Für Fräulein Isolde — (über ihre Schulter hinweg zu Ritter) Ritter — mit zwei „t"?

Ritter: Ja.

Sabine (schreibt rasch zu Ende. Ritter und Carl sprechen leise).

Anna (kommt herein. Ritter bedeutet ihr, zu warten).

Sabine (ist aufgestanden, und giebt Ritter, der ihr ein paar Schritte entgegenkommt, das Rezept): Dringend. Ich hab' es drauf geschrieben. Wenn die Medizin da ist, wollen Sie die Güte haben, mich zu rufen. (Geht in Isoldens Zimmer.)

Ritter (giebt Anna das Rezept): Rühren Sie sich! Rühren Sie sich! Flink!

Anna (ab).

Carl (auf das Schlafzimmer deutend): Bitte — entschuldigen Sie — Güte haben — und dabei kommandiert sie herum — Energie hat sie.

Ritter: Frauenzimmerenergie. Unkünstlerisch, spontan. Nicht die Energie der Ueberlegung. (Geht an den Serviertisch, schenkt ein Glas Wein ein.) Bitte Carl. (Hält ihm ein Körbchen mit Gebäck hin.) Und hier. Muß Ihnen ja der Magen knurren.

Carl: Danke. (Hebt das Glas gegen die Thüre): Besserung! (Trinkt.) Kommen Sie nicht mit?

Ritter: Kann nicht. Uebrigens — sie muß eine hübsche Altstimme haben. Haben Sie gehört?

Carl: Die und singen? Ich glaube, die hat keine Lieder.

Ritter: Ich weiß nicht — nach dem Sprachorgan — sie hat nichts Unmusikalisches. Ein gewisses tonvolles Piano — wie es nur den Altstimmen eignet.

Carl: Schrecklich ruhig ist sie. Kaum eine Bewegung. Als ob ihr die Gelenke verleimt wären. Möcht' sie nicht als Tanzbesen.

Ritter: Immer noch besser als das Fahrige im Wesen. Wenn man die Wiener Fetzen gewöhnt ist —

Carl: Haben Sie's wieder auf die armen Oestreicher. Sie sind doch selber —

Ritter: Leider. Aber ich hab' sie mir abgewöhnt — meine Geburt. Die macht's nicht aus.

Carl: Mögen Sie denn die Süddeutschen?

Ritter: Biervolk.

Carl: Also die Norddeutschen?

Ritter: Was? Die Militärbeine?

Carl: Ja wen denn?

Ritter: Niemand. Ich bin Menschenfeind. Die Welt ist mir zu modern.

Anna (kommt atemlos, ein kleines Fläschchen in grünes Papier eingewickelt und das Rezept in einem Couvert): Ist fertig Medizin.

Ritter (nimmt ihr Fläschchen und Couvert ab, klopft an Isoldens Thüre und reicht das Fläschchen hinein).

Carl (zu Anna): So schnell?

Anna: Kennt mich Apotheker sehr gut. Essen wir viel Medizin (ab).

Ritter (kommt vor, zieht das Rezept aus dem Couvert): Muß mir doch ansehen.

Carl (sieht auch in das Rezept): Sie schmiert wenigstens nicht — wie die meisten.

Ritter (liest): Eserin sulf. 0,1 Aqu. dest. 10,0. Viermal täglich einen Tropfen in das linke Auge einzuträufeln — (hält inne.) Eserin? Was ist denn das neues? Das hat Isolde doch nie gehabt. Atropin, Cocain, aber Eserin — sie kann doch nicht auf einmal eine ganz andere Krankheit bekommen haben.

Carl (ebenfalls betroffen, schüttelt den Kopf): Der wird doch nicht die Feder ausgerutscht sein?

Sabine (kommt aus dem Schlafzimmer. Sie schließt die Thüre leise und sorgfältig. In der linken Hand trägt sie die Lampe, welche Ritter ihr höflich abnimmt und auf den Tisch stellt): Sie erlauben, daß ich noch bleibe. Ein paar Momente. Ich möchte die Wirkung des Eserins abwarten. Und ein paar Fragen — wenn Sie Zeit haben. —

Carl (rasch zu Ritter): Ich werde den Garten unsicher machen. Bißchen Mondschein kneipen —

Ritter (nickt ihm zu. Carl ab über die Treppe. Ritter bietet Sabine einen Stuhl an): Gnädiges Fräulein — (setzt sich ihr gegenüber).

Sabine (sehr einfach): Bitte — Fräulein Graef.

Ritter (neigt leicht den Kopf): Wie Sie — (in Angst und Erregung zurückfallend): Und das Auge? Wie lange wird es dauern? Hat sie starke Schmerzen? Ist der Zustand gefährlich? Sie sagen mir doch die Wahrheit?

Sabine: — — Bedenklich.

Ritter (lehnt sich zurück, stützt die Stirne in die Hände, sehr blaß, aber von ergreifender Ruhe): — — — Eine heftige Entzündung in der Iris?

Sabine: Keine Iritis.

Ritter: Sondern?

Sabine: Eine Steigerung des intraocularen Druckes. Secundäres Glaucom.

Ritter (schaut sie verständnislos an): Verzeihen Sie — was ist das?

Sabine: Eine gründliche Untersuchung habe ich heute nicht vornehmen können. Bei der starken Reizung des Auges würde ich die Kranke gequält haben — und zwecklos. Die brechenden Medien sind sehr getrübt.

Ritter: Die Cornea.

Sabine (mit halbem Lächeln): Die Hornhaut — ganz richtig. Ich denke, der Druck wird bis morgen —

Ritter (etwas erleichtert einfallend): Also kann man doch auf eine Besserung rechnen — bald?

Sabine: Sie muß eintreten.

Ritter: Und der Anfall wird nichts geschadet haben —

Sabine (hebt ein wenig die Achseln): Das — vielleicht eine geringe Beschränkung des Gesichtsfeldes — aber ich hoffe — bei der jugendlichen Nachgiebigkeit der Gefäßwandungen — Sie wissen, daß das Auge durch die lang bestehende Entzündungskrankheit zahlreiche Veränderungen erlitten hat in allen seinen Teilen. Besonders die Synechien — ich wollte sagen —

Ritter: Bitte, Synechien versteh' ich. Verwachsungen sind das in der Iris.

Sabine (zieht ihr Notizbuch heraus): Ich habe mir von der Patientin möglichst gedrängt den Krankheitsverlauf mitteilen lassen. Vielleicht haben Sie aus Ihrer Erinnerung etwas zu berichtigen —

Ritter (setzt sich etwas auf, mit gespannter besinnender Aufmerksamkeit Sabine ansehend).

Sabine (liest aus ihrem Notizbuche ab, geschäftsmäßig): Erste Erkrankung des linken Auges vor vier Jahren.

Ritter: Ja — am vierzehnten Juni — ich wollte gerade zur Tonkünstlerversammlung —

Sabine (läßt sich nicht unterbrechen, indem sie abwehrend fortfährt): — äußerte sich in leichter Herabsetzung des Sehvermögens. Kein Schmerz, keine äußerliche Veränderung.

Rittet: Doch — so — so ein wenig matt sah es aus — gegen das rechte gesunde. — Ach sie hatte so schöne Augen.

Sabine: Ein halbes Jahr später heftige akute Entzündung. Fortbestehender chronischer Reizzustand. Macht die tägliche Anwendung von Atropin nötig. Trotzdem gesteigerte Wiederkehr der Entzündung. Es bleiben Trübungen in der Hornhaut, zahlreiche Verwachsungen, das Sehvermögen sinkt immer mehr. Am rechten Auge —

Ritter: Weil wir an dem andern noch nicht genug hatten!

Sabine: Am rechten Auge vor zwei Jahren leichte sympathische Entzündung. Geht rasch und gutartig vorüber. Sehvermögen kaum herabgesetzt.

Ritter: Gar nicht, gar nicht. Isolde sagte, mit dem rechten Auge könne sie auch den kleinsten Druck lesen in den Probierbüchern von den Aerzten —

Sabine (erstaunt): Brillantschrift? Das sagte sie — (besinnt sich, einlenkend)

Das wird eine genaue Untersuchung — vorläufig ist das Nebensache. Sie haben sehr viele Aerzte gehabt —

Ritter: Alle Wiener Autoritäten. Geholfen hat es nicht.

Sabine (ruhig): Das liegt in der Natur der Krankheit. Und sehr viele Mittel angewendet.

Ritter (seufzend): Auch! Eine Folterkammer. Und wie grob der alte Stellwag noch war —

Sabine: Zuletzt das intensivste Mittel: Quecksilbereinspritzungen unter die Haut. (Von ihrem Notizbuch aufsehend): Haben Sie ein betreffendes Rezept?

Ritter: Nein. Der Doktor wollte uns keines geben. Er brachte das Quecksilberzeug immer mit. Ich weiß nicht warum.

Sabine (mißtrauisch und befremdet ihn ansehend): Sie wissen nicht warum? Sie brauchen vor mir kein Geheimnis daraus zu machen. Ich weiß es.

Ritter (halb verblüfft, halb verschüchtert): Ich weiß es wirklich nicht.

Sabine (beißt sich auf die Lippen, ihre Augenbrauen zucken ein wenig empor. Kälter als bisher fortfahrend): Erinnern Sie sich, ob Ihre Tochter wirklich zweiundzwanzig Injektionen hinter einander bekommen hat? Die Zahl ist ungewöhnlich. Ist da kein Irrtum?

Ritter (hastig aufstehend und auf den Schreibtisch zugehend): Nein. Nein. Stimmt genau. Ich werde gleich in meinem Tagebuch — (Nimmt aus der Mittelschublade des Schreibtisches ein mäßig großes dunkel gebundenes Buch, blättert einen Augenblick): Wo hab' ich nur — wo ist nur — hier: vierten Oktober —

Sabine: Voriges Jahr?

Ritter: Vorigen. (liest) Heute war der so überaus wichtige Tag, an welchem Isolde die letzte Injektion, die zweiundzwanzigste, erhalten hat. Zu ihrer Belohnung — (bricht ab.) Nun ja.

Sabine: Damals trat auch die stärkste Besserung ein?

Ritter: Im Sehen — links. Die Titelbuchstaben — „Neue Freie Presse" — die konnte sie wieder lesen.

Sabine: Sind Sie Ihrer Tochter wegen hierher übersiedelt?

Ritter: Ja. Wien ist gar kein Klima für Augenleidende. Der ewige Wind und Kalkstaub. Auch gesellschaftliche und Familienverhältnisse, denen man entgehen wollte. Und vor allem der Ruf Professor Bergers.

Sabine: Warum haben Sie Ihre Tochter nicht auf die Klinik gegeben?

Ritter (mit überlegenem und etwas verächtlichem Tone): N—ein. Preisgeben mein Kind der Willkür und Laune von so Wärterinnen. Das ist gegen meine Prinzipien. Umgekommen wäre ich vor Angst. Mein Kind . . . . . ! Der Professor war dafür, alle Mittel wegzulassen.

Sabine: Nachdem alle versagt hatten. Und seine Prognose?

Ritter: Ist ziemlich günstig. (Sich halb zurechtweisend.) Nun ja, günstig, was man unter den Umständen so nennen kann. Der Entzündungsprozeß wird allmälig erlöschen und das Sehvermögen sich wieder bessern. Normal kann es nicht mehr werden, aber!! Wir sind ja mit so wenig zufrieden. Ruhe! Ausruhen! Nach vier Jahren! Endlich!

Sabine (beobachtend): Die Umgebung hat immer mit zu leiden —

Ritter: Ich? Was liegt denn an mir. Aber sie soll doch ein wenig noch von ihrem Leben haben. Ich bin fertig mit dem Rummel. Aber mein Kind — wenn so'n junges Leben einem in den Händen zu Grunde geht . . . es ist hart.

Sabine: Was hat man Ihnen als Grundursache der Erkrankung angegeben?

Ritter: Kraut und Rüben. Jeder was anderes. Verkältung, Blutarmut, Tuberkel im Auge —

Sabine: Gelenkrheumatismus hat Ihre Tochter nicht gehabt?

Ritter: Keine Rede.

Sabine: Hat Ihnen niemand gesagt — warum — das — specifische Mittel — Quecksilber — mit solcher Energie angewendet wurde?

Ritter: Ich meine — Quecksilber ist eben ein Generalmittel gegen Augenkrankheiten.

Sabine: Gewiß. Aber bei Ihrer Tochter ist es in einem Maße zur Anwendung gekommen — so pflegt man Iriten nur zu behandeln, wenn sie die Folge sind von Allgemeinerkrankungen.

Ritter: Isolde war immer kerngesund.

Sabine: Ist Ihre Tochter schon von einem Frauenarzt untersucht worden?

Ritter: Ja. In Wien.

Sabine: Auf wessen Anregung?

Ritter: Der junge — der Professor Fuchs. Die Jungen sind immer so gewaltthätig.

Sabine: Und das Resultat? Wissen Sie etwas darüber?

Ritter (nimmt sein Tagebuch wieder zur Hand und blättert drin): Hier ist der Brief —

Sabine: Bitte. (Nimmt, liest halb laut): „Lieber Kollege, habe Fräulein Ritter untersucht, durchaus negatives Resultat — von dieser Seite ist die Krankheit nicht zu erklären" — u. s. w., u. s. w. — Woher haben Sie den Brief?

Ritter: Fuchs meinte, es wäre ein wichtiger Beleg. Ich soll ihn aufheben.

Sabine: Und das alles ist Ihnen nicht aufgefallen?

Ritter (mit großen Augen): Nein.

Sabine (unwillkürlich): Das ist doch kaum mög . . . . . (Bricht ab, nach kurzem Nachdenken): Ihre Augen sind gut? (Zieht während des Folgenden ein ledernes Futteral aus der Tasche, öffnet es, nimmt einen Augenspiegel und eine Lupe heraus, reibt beides mit einem ledernen Läppchen ab).

Ritter: Ich sehe gut — ja. Nur ganz feiner Notenstich ist mir jetzt etwas anstrengend — und besonders die französischen Partituren sind so schlecht gestochen. Nachdem ich die Damnation dirigiert hatte, brannten mir die Augen wie Feuer.

Sabine: Wollen Sie sich mir gegenüber setzen — so — und dicht heranrücken — ganz dicht —

Ritter (rückt soweit heran, daß seine Knie die ihrigen berühren. Sie sitzen beide seitwärts vor dem Tische. Sabine erhebt sich, um die Hängelampe tief herunter zu schrauben, so daß die Stehlampe die einzige Beleuchtung bildet. Nachdem sie sorgfältig an ihrem Taschentuch die Finger abgewischt, nimmt sie die Lupe): Bitte sehen Sie mich an. (Nachdem sie einen Augenblick erst das eine, dann das andere Auge betrachtet hat, ohne es zu berühren, läßt sie durch die seitwärts gehaltene Lupe das Licht darauf fallen. Alles rasch und sicher.) Thut Ihnen das Licht weh?

Ritter: Unangenehm — ein wenig.

Sabine (läßt die Lupe sinken): Sie können einen Moment ausruhen.

Ritter: Bitte — so schlimm ist es nicht.

Sabine (schiebt die Lampe so zurecht, daß sie etwas hinter Ritter zu stehen kommt, nimmt den Augenspiegel in die rechte Hand, während sie mit zwei Fingern vorsichtig die

Lider des einen Auges auseinander zieht): Erlauben Sie — Ihre Lider sind etwas schwer — bitte nach oben sehen — nach unten — nach rechts — nach links — bitte auf meine Nase —

Ritter (fängt unwillkürlich an zu lachen).

Sabine (läßt den Augenspiegel sinken).

Ritter (sehr verlegen): Oh, verzeihen Sie.

Sabine (auch ein wenig erheitert, liebenswürdig): Ich kann's Ihnen nicht erlassen, auf meine Nase zu sehen.

Ritter (zwingt sich zur Ernsthaftigkeit): Oh mit Vergnügen.

Sabine: Nur eine Sekunde. (Erhebt den Augenspiegel nochmals, betrachtet auf gleiche Weise auch das andere Auge): Oben — unten — rechts — links — in die Mitte . . . . . Danke. (Legt die Instrumente wieder in das Futteral und schraubt die Hängelampe hinauf): Ihre Augen sind normal. Ich habe noch einige Fragen. Antworten Sie mir möglichst kurz.

Ritter: Sachlich und prägnant.

Sabine: Und aufrichtig.

Ritter (macht eine leichte Bewegung zurück. Nicht gekränkt, aber mit zurückhaltendem Ernst): Ich werde.

Sabine (notiert Ritters folgende Antworten in ihr Notizbuch. Sie stenographiert, was die Bewegungen ihrer Hand bedingt): Wissen Sie — ob in Ihrer Familie oder der Familie Ihrer Frau ernstere Augenkrankheiten vorgekommen sind?

Ritter: In meiner Familie nicht. Etwas kurzsichtig war mein Vater. . . .

Sabine: Hatte Ihr Vater einen augenschädlichen Beruf?

Ritter: Nein. Er war Klavierbauer, Besitzer der Klavierfabrik Ritter in Wien. Und meine Mutter, die braucht heute noch keine Brille. Die Familie meiner Frau — das richtige Raubrittergeschlecht. Lauter Kraftmenschen.

Sabine: Keine Lungen- oder Herzkrankheiten?

Ritter: Meine Frau verlor ich — soll ich etwas langsamer sprechen — wegen Ihrem Aufschreiben?

Sabine: Danke. Ich stenographiere. Ihre Frau starb an —

Ritter: Vor fünf Jahren an einer akuten Lungenentzündung.

Sabine: Sie war schon früher brustleidend?

Ritter: Nein. Sie verkältete sich auf einem Ball — sehr heftig — und in acht Tagen — (er verstummt und sieht zu Boden).

Sabine: Sie heirateten im Alter —

Ritter (besinnt sich): Jetzt weiß ich wirklich nicht — mit siebenundzwanzig oder achtundzwanzig — ich glaube mit siebenundzwanzig — als die Meistersinger zum ersten Male aufgeführt wurden —

Sabine: Ihre Frau war —

Ritter: Zwanzig Jahre.

Sabine: Ihre Tochter wurde geboren —

Ritter: Nach anderthalb Jahren.

Sabine: Vorher keine Fehlgeburt?

Ritter (errötend): Nein.

Sabine: Ihre Frau befand sich wohl — nichts Außergewöhnliches während der Schwangerschaft?

Ritter (immer röter und verlegener): Ja — nein, wollte ich sagen.

Sabine: Die Geburt?

Ritter: War schwer.

Sabine: Mit der Zange?

Ritter: Nein.

Sabine: Ihre Frau nährte das Kind selbst?

Ritter: Nein. Das ist in Wien nicht Mode. Wir hatten eine Amme. Eine Slovakin.

Sabine: War sie gesund?

Ritter: Der Hausarzt sagte ja — sehr.

Sabine: Während der ersten Lebensjahre litt das Kind nicht an wunden Mundwinkeln? Ausschlägen? Ragaten am Zahnfleisch?

Ritter: Das kann ich nicht sagen. Ich befand mich damals fast immer auf Konzertreisen, meine Frau begleitete mich —

Sabine: Das Kind war den Dienstboten überlassen?

Ritter: Wo denken Sie hin! Bei meinen Eltern.

Sabine: Es kamen keine Kinder mehr?

Ritter: Nein. Meine Frau war sehr froh.

Sabine: Wann trat bei Ihrer Tochter die Entwicklung ein?

Ritter (feuerrot): Ich glaube — mit — mit vierzehn Jahren.

Sabine: War sie anämisch — blutarm?

Ritter: Gar nie.

Sabine: Strengte sie die Augen an? Abends — mit Handarbeiten?

Ritter: Auch nicht. Sie zeichnete viel, später malte sie — Porzellan und Pastell — eine eminente Begabung. (Weist auf das Bild.) Von ihr.

Sabine (sieht auf): Selbstportrait? Im Ballkleid? Sie besuchte viele Bälle und Gesellschaften?

Ritter: Meine Frau führte sie ziemlich früh ein — in die Gesellschaft. Es war so hübsch. Sie sahen aus wie zwei Schwestern.

Sabine: Einen Augenblick. (Liest rasch murmelnd ihre Notizen durch.) Nichts, gar nichts. Nur — (sieht Ritter wieder durchdringend an): Sie haben nie ein ernsteres körperliches Leiden gehabt?

Ritter: Nein.

Sabine (sieht in ihr Notizbuch): Sie heirateten mit — mit siebenundzwanzig. Sie werden vorher gelebt haben wie alle jungen Leute —

Ritter (dunkelrot, unterbricht sie heftig): Bitte mein Fräulein. Ich war fünf Jahre mit meiner Frau verlobt.

Sabine: Eine so lang dauernde Verlobung ist gewöhnlich kein Hindernis.

Ritter (springt auf): Hören Sie mal — Sie haben schöne Ansichten.

Sabine: Ich habe keine Ansichten. Nur Erfahrungen.

Ritter (heftig, jedoch bemüht, sich zu beherrschen): Sie haben mich zu fragen, was ins ärztliche Gebiet gehört. Aber es giebt Dinge, die man als Geheimnis zu betrachten hat.

Sabine: Es giebt Dinge, denen man das Geheimnis und den Nimbus nehmen muß. Darin liegt ihre Gefahr.

Ritter: Ich sehe gar nicht ein, weshalb das zwischen uns zur Sprache kommen soll. Sinnlos! (Vor ihr stehen bleibend). Genieren Sie sich denn nicht?

Sabine: Sie verstehen mich nicht oder wollen mich nicht verstehen.

Ritter (hilflos die Hände zusammenschlagend): In Kuckuks Namen, ich verstehe Sie nicht.

Sabine: Sie sollen mir sagen, ob die Möglichkeit einer spezifischen Belastung väterlicherseits ausgeschlossen ist —

Ritter: Sie meinen wohl, ich weiß, was spezifische Belastung ist?

Sabine (schweigt einen Augenblick, dann so gleichmäßig wie alles Vorangegangene): Lues.

Ritter (die Hände in den Hosentaschen, sieht sie immer noch verständnislos an. Wiederholt gleichgiltig) Lues — (langsam den Klang des Wortes sich erinnernd). Was?? (Fährt empor mit beiden Händen an die Stirne, wütend): Sind Sie verrückt? (In zorniges Gelächter ausbrechend): Vielleicht trauen Sie mir noch zu, daß ich silberne Löffel gestohlen habe.

Sabine (unbeirrt): Also nein?

Ritter: Lächerlich! Einfach lächerlich! Und Sie mußten wissen, daß man bei einem gebildeten Menschen —

Sabine (mitleidig lächelnd): Ach! die gebildeten Menschen —

Ritter: So, und die sittlichen Grundlagen —

Sabines (Gesicht wird ernst und finster): Das Schwächste im geistigen und körperlichen Organismus sind die sittlichen Grundlagen. Das weiß jeder Arzt.

Ritter: Dann würde ich an Ihrer Stelle voraussetzen, daß ich lüge.

Sabine (schaut ihn an): Lügen — Ihr Kind vielleicht blind machen, das können Sie nicht. Ihre Unkenntnis der Krankheit hat mich irregeführt. Darum mußt' ich fragen. Sie haben geantwortet — ich glaube Ihnen. — Ich werde nochmals nachsehen. (Geht in das Schlafzimmer.)

Ritter (fährt sich durch die Haare, rennt an die Balkonthüre, reißt sie weit auf und ruft hinaus): Carl!

Carl (kommt nach ein paar Augenblicken): Hat sie noch viel gequatscht —

Ritter (noch in heller Wut): Das kommt davon! Das kommt davon! Wenn Frauenzimmer Medizin studieren. Ich bin doch 'n anständiger Kerl. Und so eine Gemeinheit. Ich bitte Sie, Carl, sehen Sie mich an. Wie seh' ich aus? Seh' ich aus wie — wie — es ist bodenlos. Und da steht ein Frauenzimmer — und sie ist gar nicht einmal alt — und sagt ein Wort — na!! Der Teufel soll das ganze moderne Sauzeug holen.

Carl: Modernes Sauzeug ist gut.

Ritter (wischt sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirne): Muß einem ja die Galle kommen. Blut hab' ich geschwitzt. Glauben Sie, daß einer von den zwanzig Doktoren, die wir zu haben das Vergnügen hatten, sich das zu fragen unterstanden hat, was die gefragt hat?

Carl: Vielleicht wär's besser gewesen, sie hätten ja gefragt.

Ritter: Keine Spur. Das ist so die richtige Frauenzimmereigenschaft. Die Sucht nach was Ausgefallenem, Extrawurst — das knallt die kleinen Gehirne auf — aber ein mitleidiges Wort für das Kind —

Sabine (kommt wieder, läßt die Thür ziemlich weit offen): Es geht besser.

Ritters (Gesicht verklärt sich, er stößt einen hellen Freudenlaut heraus): Ah — weniger Schmerzen.

Sabine: Sie wird schlafen können. Ohne Morphium. Wenn sie noch etwas zu essen wünscht, nur eine Tasse Fleischbrühe.

Ritter: Bouillon —

Sabine: Ja. Sie darf nichts kauen. Die Kaubewegung könnte irritierend wirken. Wenn sie Durst hat, wollen Sie ihr ein wenig Wein ins Wasser geben. Ich glaube nicht, daß nachts heftige Schmerzen kommen werden. Wenn — so geben Sie einen Tropfen Eserin — einen.

Ritter (unsicher): Und morgen früh?

Sabine: Werd' ich Ihnen den ersten Assistenten Doktor Horn herausschicken.

Ritter (schweigt einen Augenblick, während Sabine ihren Hut aufsetzt): Sie wollen nicht die Güte haben —

Sabine: Nein. (In Isoldens Zimmer wird heftig geklingelt).

Ritter (läuft hinein. Man hört ihn halblaut mit Isolde reden).

Carl: Gnädiges Fräulein haben eine sehr ernste Ansicht von dem Leiden gewonnen?

Sabine: — Es ist ein schwere Krankheit.

Carl: Isolde ist doch unendlich zu bemitleiden —

Sabine: Noch mehr der Vater.

Ritter (kommt zurück, verlegen): Ich soll Sie bitten — meine Tochter läßt Sie bitten — morgen wiederzukommen.

Sabine: Bedaure —

Ritter (nimmt ihre beiden Hände und schaut sie halb bittend, halb vorwurfsvoll an): Aber ich bitt' schön —

Sabine (bezwungen): — Also morgen — um acht. (Sie löst ihre Hände aus den seinigen und zieht hastig die Handschuhe über die Finger).

Ritter: Wenn Sie einen Augenblick Geduld haben wollen — ich lasse gleich einen Wagen —

Sabine: Nein ich danke. Ich brauche keinen Wagen. Ich gehe viel lieber. Ich will gehen.

Ritter: Sie können doch nicht so spät in der Nacht —

Sabine: Ich schon.

Carl: Es versteht sich von selbst —

Sabine: Bitte sich nicht zu bemühen.

Carl: Ich habe denselben Weg.

Ritter: Ja, ja, Carl. Geben Sie auf das Fräulein Acht. Und Sie armer Junge haben nichts zu essen gehabt.

Carl: Ich geh' noch in die Wurstküche.

Sabine: Gute Nacht, Herr Ritter.

Carl (ihm die Hände schüttelnd): Jawohl — eine gute Nacht. Ich schieb' morgen Vormittag heraus.

Ritter (begleitet beide vor die Thür, kommt gleich zurück, gefolgt von Anna): Ich esse nicht mehr — nein. Decken Sie ab. (Tritt an Isoldens Schlafzimmer, rechts und links die Thürflügel zurückschiebend): Ich mache auf, Bonni. Damit du mehr Luft hast. (Man sieht in ein kleines Zimmer. Das Bett mit der Längsseite gegen die Rückwand gestellt. Rokokovorhänge. Nachtkästchen mit Medizinflaschen und Wasserglas. Spiegelschrank, Waschtisch mit Spiegel, auf dem eleganten, mit Spitzen drapierten Toilettetisch brennt ein Nachtlämpchen unter grünem Glas. Alle Möbel weiß lackiert mit zarten blauen Streifen. Isolde liegt tief, kaum sichtbar in den Kissen. Ritter kniet am Bette nieder und küßt ihre herabhängenden Hände).

Ritter: Wie geht's dir?

Isolde (sanft aber angestrengt): Danke — gut — — — wie gefällt sie dir?

Ritter: Na!

Isolde: . . . . . Ihre Hände sind so sanft.

Ritter: Sprich nicht, sprich nicht — es wird dich anstrengen.

Isolde: — Papa!

Ritter: Was mein Kind?

Isolde: Hast du mich lieb?

Ritter: Aber!

Isolde: Ich meine — so schrecklich lieb — über alles lieb — nur mich lieb.

Ritter: Ja ja!!!

Isolde: Lieber als Großmama?

Ritter: Ja.

Isolde (wendet sich befriedigt auf die andere Seite): Ich will schlafen.

Ritter (steht auf, küßt ihr nochmals die Hände): Gute Nacht. (Schleicht auf den Zehen in das Wohnzimmer, zu Anna, welche eben mit dem Abdecken des Tisches fertig geworden ist): Schlafengehen. Pst. (Schenkt sich ein Glas Wein ein und trinkt es hastig aus. Geht an die Verandathüre und schiebt den Riegel vor).

Anna (mit ihrem Brette abgehend): Küß die Hand, gnä—

Ritter (winkt ihr hastig und zornig): Pst!!! (Setzt sich auf einen Stuhl, zieht seine Stiefel aus und stellt sie vor die Thüre. Geht in sein Schlafzimmer und kommt nach ein paar Sekunden in Hemdärmeln mit Kissen und Bettdecke zurück und macht sich ungeschickt ein Lager auf dem Sofa zurecht. Die Hosenträger abknöpfend späht er nochmals vorsichtig nach Isolde. Nach vorne gehend bleibt er vor dem Stuhl, auf dem Sabine gesessen, stehen. Setzt sich auf das Sofa, den Kopf in die Hände gestemmt, leise vor sich hin, immer die Augen auf Sabinens Stuhl gerichtet): Ja . . . . .

Das Recht der Frau.

Eine sozialpolitische Studie

von

Irma von Troll-Borostyáni.

II.

Unter den gegen eine vollkommene Rechtsgleichheit der Geschlechter erhobenen Bedenken giebt es auch solche, die eines Scheines von Wahrheit nicht entbehren und auf welche deshalb auch von jenen Leuten hingewiesen wird, die einer mäßigen Erweiterung weiblicher Bildungs- und Erwerbsgebiete nicht unsympatisch gegenüber stehen, aber eine alle Beziehungen des sozialen Lebens umfassende Gleichstellung der Geschlechter, als ein zu weit gehendes und die mißlichsten Konsequenzen nach sich ziehendes Begehren zurückweisen zu müssen glauben.

Einer der scheinbar wichtigsten und begründetsten dieser Einwürfe ist der Hinweis darauf, daß eine völlige Freigebung aller Berufsbahnen an die Frauen einen wilden Konkurrenzkampf zwischen beiden Geschlechtern entbrennen lassen würde, in welchem die Frau als der schwächere Teil unterliegen und selbst dort, wo sie in diesem ihre Kräfte übermäßig anspannenden Kampfe siegreich bestände, durch die im Verhältnis zu ihrer natürlichen Leistungsfähigkeit zu große Anstrengung sicherlich in ihrer Gesundheit geschädigt würde, wodurch für die Zusammensetzung und günstige Entwickelung der kommenden Generation die denkbar schlechtesten Bedingungen geschaffen würden.

Zahlreiche die Frauenemanzipation befehdende Druckschriften erläutern diesen Gedanken in den verschiedensten Beziehungen. Wollen wir die ihnen allen zugrunde gelegte leitende Idee kurz zusammenfassen, so ergeben sich folgende zwei Behauptungen.

Erstens: der weibliche Organismus ist durchschnittlich schwächer als der männliche und besitzt daher eine quantitativ geringere Arbeitskraft als jener.

Zweitens: die menschliche Gesellschaft wird durch eine die Gesundheit schädigende Arbeitsüberbürdung des Weibes in höherem Grade benachteiligt als durch eine Ueberbürdung des Mannes, weil das Gedeihen der Generation von der Gesundheit des mütterlichen Organismus unmittelbarer abhängt als von der des väterlichen.

Diese beiden von den Frauenrechtsgegnern aufgestellten Sätze sind unzweifelhaft richtig. Nun aber bilden diese Thatsachen kein Argument *gegen* die Emancipation der Frau, sondern *für* sie — wie wir sogleich sehen werden.

Um feststellen zu können, ob eine freie Zulassung der Frauen zu allen bisher den Männern vorbehaltenen Berufsarten den ersteren eine größere und

gesundheitschädlichere Anstrengung aufbürden würde, als die unter den gegenwärtigen socialen Zuständen vom Weibe geforderten und auch wirklich erbrachten Leistungen ihm auferlegen, ist es notwendig, auf die Summe dieser letzteren und auf die Wirkung, welche die gegenwärtig von den Frauen geleisteten Arbeitsverrichtungen auf sie üben, einen Blick zu werfen.

Wir sehen, daß es vorweg die häuslichen Beschäftigungen sind, welche von den Frauen besorgt werden. Und zwar bildet der häusliche Dienst nicht nur die fast ausschließliche Thätigkeit der verheirateten Frauen der niederen und mittleren Stände, welche in ihrem eigenen Hauswesen beschäftigt sind, sondern auch den Broderwerb für zahlreiche unverheiratete. Außer diesen und mit Ausnahme noch der verhältnismäßig wenigen Frauen, welche im Lehrfache, im Handel, im Post- und Telegraphendienst Verwendung finden, sehen wir die zur Gewinnung ihrer Subsistenzmittel und oftmals auch die ihrer Kinder auf ihre eigene Thätigkeit angewiesenen Frauen fast ausschließlich in industriellen und gewerblichen Beschäftigungen ihre Erwerbsquellen finden. Keineswegs aber sind die Beschäftigungsarten, in welchen Frauen verwendet werden, solche, welche der immer betonten geringeren körperlichen Kraft des Weibes angepaßt sind, sondern im Gegenteil erstreckt sich die Frauenarbeit oftmals gerade auf die anstrengendsten, widerwärtigsten und gesundheitschädlichsten Thätigkeiten. Einer von Bebel*) gegebenen übersichtlichen Zusammenstellung weiblicher Arbeitsgebiete entsprechend, finden wir die Frauen beschäftigt: in den Baumwollen-, Leinen- und Zeugwebereien, in den Tuchfabriken; den mechanischen Spinnereien, Zeugdruckereien, Färbereien; in den Stahlfeder- und Stecknadelfabriken; den Zucker-, Papier- und Broncefabriken; der Glas- und Porzellanindustrie und Glasmalerei; in den Seidenspinnereien, Band- und Seidenwebereien; der Seifen- und Lichtefabrikation; der Kautschukfabrikation; den Watten- und Mattenfabriken; der Teppichwirkerei; den Portefeuille- und Kartonnagefabriken; in der Spitzen- und Posamentenfabrikation; der Tapisserie-, der Schuh- und Lederwaarenfabrikation; der Bijouterie, den galvanoplastischen Anstalten; in Oel- und Schmalzraffinerien und chemischen Fabriken aller Art; in der Lumpen- und Haderwerarbeitung; in den Bastfabriken, der Holzschnitzerei, Xylographie, Steingutmalerei; der Strohhutfabrikation und Strohhutwäscherei; in der Geschirr- und Tabakfabrikation; den Leim- und Gelatinefabriken; in der Handschuhmacherei, Kürschnerei, Hutfabrikation, bei der Herstellung von Spielwaaren; in den Flachsmühlen, am Shoddiwolf und in der Haarindustrie; in der Uhrmacherei und Zimmermalerei; in der Bettfedernreinigung, Pinsel- und Oblatenfabrikation; den Zündwaaren- und Pulverfabriken; den Phosphorzündholz- und Arsenikfabriken; bei dem Verzinnen des Eisenblechs; in der Appretur, im Buchdruck und Setzerfach, bei der Edelsteinschleiferei; in der Lithographie, Photographie, Chromolithographie und Metachromatypie; in den Ziegeleien, Eisengießereien und in der Metallmanufaktur; bei dem Häuser- und Eisenbahnbau; im Bergbau, bei dem Transport der Fluß- und Kanalboote u. s. w. Ferner bei allen in das Gebiet des Feld- und des Gartenbaues und der Viehzucht fallenden Arbeiten und den damit in Zusammenhang stehenden; außerdem bei der Verfertigung der Wäsche und Frauenkleider und all der verschiedenen Artikel des Modefaches und endlich — wenn sie hübsch und jung genug sind — zur Bedienung der Gäste in öffentlichen Lokalen als Kellnerinnen und ähnliches.

*) August Bebel: Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. (Verlags-Magazin, J. Schabelitz, Zürich 1883.)

„Unter diesen verschiedenen Beschäftigungen“ sagt Bebel*) nach Aufzählung derselben, „giebt es viele von höchster Gefährlichkeit. So ist die Gefahr der Einwirkung von schwefligsauren und alkalischen Gasen in hohem Grad vorhanden in der Strohhutfabrikation und den Strohhutwäschereien; die Gefahr der Einatmung der Chlordämpfe bei dem Bleichen pflanzlicher Stoffe; Vergiftungsgefahren giebt es in der Buntpapier- und bunten Oblaten- und Blumenfabrikation, bei der Herstellung der Metachromatypie, der Gifte und Chemikalien, dem Bemalen von Bleisoldaten und bleiernen Spielwaaren überhaupt. Das Belegen der Spiegel mit Quecksilber ist für die Leibesfrucht der Schwangeren meist geradezu tötlich; höchst gefährlich ist auch die Phosphorzündholzfabrikation, die Beschäftigung am Shoddiwolf und die Seidenspinnerei. Gefahren für das Leben durch Verletzung der Gliedmaßen entstehen besonders bei dem Maschinenwesen in der Textilindustrie, in der Zündwaarenfabrikation und der Beschäftigung bei landwirtschaftlichen Maschinen. Daß außerdem eine Menge der aufgeführten Arbeiten mit zu den schwersten und anstrengendsten, selbst für Männer, gehören, sagt jedem Leser ein Blick auf die Liste.“

Nun ist hierbei noch zu beachten, daß bei der Mehrzahl dieser Beschäftigungen der Arbeitslohn meist ein so geringer ist, daß eine große Anzahl der bei denselben in Verwendung stehenden Frauen infolge der mit fortgesetzten Entbehrungen gepaarten dauernden Ueberanstrengung ihrer Kräfte physisch und in zahllosen Fällen auch moralisch zugrunde gehen, da sie, um ihre Tugend gegen den natürlichen Trieb der Selbsterhaltung zu bewahren, und mit heroischer Resignation der langsamen Aufzehrung ihrer Lebenskräfte zuzusehen, einen Grad von sittlicher Kraft besitzen müßten, wie man sie von einem Durchschnittsmenschen weder erwarten noch verlangen kann.

Aber auch unter den nicht für Erwerb, sondern ausschließlich im Hause für ihre Familie thätigen Frauen der unteren Stände und der niederen Mittelstände erliegen viele der mit ungenügender Ernährung gepaarten Arbeitsüberbürdung. Die Erfahrungen der Aerzte bestätigen, daß eine große Zahl von Erkrankungen der Frauen, von langem Siechtum und frühzeitigem Tode ihre Ursache haben in den ihre Kräfte oft übersteigenden unausgesetzten Arbeitsleistungen im Hause und in dem Umstande, daß diese anstrengenden häuslichen Dienstleistungen während der im Weibesleben eine relative Schonung erforderlich machenden Epochen, Schwangerschaft und Wochenbett, gar nicht oder zu wenig unterbrochen werden.

Gerade diese Thatsache macht den gegen die prinzipielle Zuziehung der Frau in den freien Dienst der Oeffentlichkeit mit Vorliebe erhobenen Einwurf hinfällig, daß, weil sich dann auch verheiratete Frauen demselben zuwenden würden, ihre Gesundheit und das Gedeihen ihrer Kinder darunter leiden müßte, indem ihre Thätigkeit, wie jede berufsmäßige Beschäftigung es erfordert, auch während dieser Epoche fortgesetzt würde. Dieser Einwurf ist hinfällig, weil es von allen Berufsarten keine giebt, welche eine temporäre Mäßigung der Arbeit weniger möglich macht als gerade der häusliche Dienst der unbemittelten Frauen, welche infolge ihrer beschränkten Lage gezwungen sind, ihren Hausarbeiten, Kinderwartung u. dgl. immer und unter allen Umständen zu obliegen.

Angesichts dieser Lage der Dinge muß jeder nicht von Vorurteilen Befangene zu der Erkenntnis gelangen, daß die Behauptung, das Weib müsse um

*) a. a. O. S. 92.

seines eigenen Wohles willen von den bisher dem Manne reservierten Berufszweigen, welche ihm eine zu große Arbeitslast auferlegen würden, ausgeschlossen bleiben, nichts ist als eine leere Phrase oder — bewußte Lüge.

Man sieht, daß es sich garnicht darum handelt, ob die Frauen *mehr* oder *weniger* arbeiten würden, da die Frauen ärmerer Klassen ja gerade unter den gegenwärtig obwaltenden Verhältnissen eine ihre Kräfte oft übersteigende und dadurch ihre und ihrer Nachkommen Gesundheit schädigende Arbeitslast tragen. Darum handelt es sich ganz allein, ob es gerechtfertigt und zulässig erscheinen kann, das Weib nach wie vor durch Brauch und Satzung von allen Thätigkeitsgebieten auszuschließen, auf welchen es *für* seine angestrengte Arbeit mehr als einen kümmerlichen Bissen Brod erhalten kann, auf welchen es ihm vergönnt wäre, in freier Entfaltung seiner individuellen Veranlagung seine Kraft zur Erringung eines frei gewählten Zieles einzusetzen und Erfüllung seines Lebenszweckes zu finden.

Man braucht sich nicht zu fürchten, daß die Frauen sich dann auch solchen Berufsarten zuwenden würden, deren Aufgaben sie nicht zu entsprechen vermögen. Die Eigenart des Geschlechts und die persönlichen Eigenschaften werden vollkommen genügen, ihnen den richtigen Weg vorzuzeichnen und sie davon abhalten, etwas leisten zu wollen, was zu leisten sie nicht oder doch weniger vermögen als der Mann. Die Fische im Wasser bedürfen keines Verbotes, um nicht mit den Vögeln in der Luft einen Wettflug zu unternehmen und die Vögel keines Gesetzes, um davon abgehalten zu werden, sich den Fischen zu gesellen. Ebenso überflüssig ist es, durch gesetzliche Einschränkung des weiblichen Wirkungskreises die Frau vor einem solchen Mißgriff in ihrer Berufswahl zurückhalten zu wollen, der niemandem schädlicher wäre als ihr selbst.

Daraus, daß der weibliche Körper durchschnittlich kleiner und zarter gebaut ist als der männliche, beliebt man den Schluß zu ziehen, daß die Verrichtungen und Thätigkeiten der Frauen absolut andere sein müßten als die der Männer und daß es „unnatürlich sei, wenn Frauen die den Männern zukommenden und Männer die den Frauen zukommenden Beschäftigungen treiben."

Woraus aber läßt es sich bestimmen, welche Beschäftigungen den Männern und welche den Frauen zukommen? Etwa aus den bestehenden Verhältnissen? Wir sehen die Türkinnen in den Harems der Reichen ein träges, rein sinnliches Schlaraffenleben führen, die Frauen der amerikanischen Indianer die schwersten Arbeiten verrichten, zu welchen der Mann zu bequem ist. In den civilisierten europäischen Kulturstaaten sehen wir sie vor allem als die im Familienkreis waltende Hausfrau des Mannes thätig und in den dürftigen Klassen als Fabriks- und Handarbeiterin ihr kümmerliches Leben fristen. Wir sahen aber auch Frauen auf den Thronen großer Staaten die Zügel der Regierung mit Energie und Umsicht leiten, sahen viele erfolgreich in Kunst, Litteratur und Wissenschaft thätig. Wo also liegt die Grenze, welche männliche und weibliche Berufsthätigkeit — der Natur ihrer Geschlechtsverschiedenheit gemäß — von einander scheidet?

Die Entwickelung und freie Bethätigung der Fähigkeiten und Anlagen, mit welchen die Natur ihre Geschöpfe ausstattet, kann unmöglich unnatürlich sein und gegen die Absichten der Natur verstoßen. Und indem das Weib nach sozialer Gleichstellung mit dem Manne ringt, fordert es eben nichts anderes als die freie Ausbildung und Verwertung seiner natürlichen Befähigung.

Gerade die gegenwärtigen Verhältnisse zwingen das Weib oftmals, Berufsthätigkeiten zu ergreifen, für welche es infolge seiner geringeren Körperkraft sich

weniger eignet als der Mann, indem die Frau, wie wir oben gesehen haben, in einer ganzen Reihe von Beschäftigungsarten Verwendung findet, welche zu den alleranstrengendsten gehören. Was wiederum zur Folge hat, daß die in dieser Weise arbeitenden Frauen, ihrer schwächeren Leistungen wegen, einen noch geringeren Lohn erhalten als der Mann, einen Lohn, der nicht einmal zur Bestreitung der unumgänglichsten Lebensbedürfnisse ausreicht. Eine unberechenbare Zahl von Frauen ist durch diese despotische Einschränkung weiblicher Thätigkeit sicherem Verderben preisgegeben. Krankheit und Entbehrungen mannigfachster Art, Siechtum und Tod gähnt dem unter dem Joche willkürlich beschränkter Arbeitsberechtigung schmachtenden Weibe überall entgegen und für dasselbe giebt es keine Rettung als Sprengung der Ketten, die es in diesen verengten Kreis der Erwerbsthätigkeit fesseln, der nicht Raum genug giebt für die Menge der zur Beschaffung ihrer Existenzmittel auf eigene Arbeit angewiesenen Frauen.

Bei den Wilden und Halb-Barbaren ist das Weib gering geschätzt, die größten und beschwerlichsten Arbeiten werden ihm aufgebürdet, wodurch die Ausbildung nicht nur seiner seeltischen und geistigen Anlagen, sondern auch die der körperlichen feinen Formen, welche den Typus des Weiblichen ausmachen, verhindert wird. Dasselbe geschieht aber auch in den unteren Klassen der sogenannten Kulturstaaten. Die Sklavinen des Fabrikentums, des Tagelohns, der Nadelarbeit sind noch weit beklagenswerter und in der harmonischen Entwickelung ihres Körpers und Geistes noch weit mehr gehemmt als die Frauen und Töchter des Indianers, des Australiers und Negers, über welche wir uns doch sehr hoch erhaben dünken. Dort sehen wir das Weib, wenn auch der zarten Formen des Frauentums entbehrend, doch zu kräftiger Naturwüchsigkeit entwickelt, hier hingegen verkümmern sie unter einer ihre Lebenskraft erschöpfenden Arbeitslast und äußerster Entbehrungen oder siechen unter den Folgen des ihnen aufgezwungenen Lasters einem frühen Tod entgegen. Nur in jenen Gesellschaftsschichten der Kulturvölker, wo eine nicht bloß materielle, sondern ethische Kultur dem Weibe eine freiere Entwickelung seiner Fähigkeiten gestattet, entwickelt es sich zu voller, schöner Blüte. Man kann durchaus die Wahrnehmung machen, daß je freier und geachteter die sociale Stellung des Weibes ist, umso vollkommener das weibliche Geschlecht sich entwickelt. Woraus sich folgerichtig ergiebt, daß eine vollständige Gleichstellung der Geschlechter, wodurch die Unterdrückung des Weibes in jeder Hinsicht aufgehoben würde, der Entwickelung edler Weiblichkeit, um welche die Frauenrechtsgegner so zärtlich besorgt sind, keineswegs zum Schaden gereichen könnte, sondern sie nur zu höherer Stufe edler, harmonischer Bildung emporführen müßte.

Aber auch jene Sorge, daß verheiratete Frauen ihre Familie vernachlässigen würden, um sich einer öffentlichen Berufsthätigkeit zu widmen, ist ganz überflüssig. Es giebt wenig Frauen, die sich aus freiem Antrieb einer sie dem geliebten Gatten und ihren Kindern entziehenden Beschäftigung widmen werden, wenn nicht die besonderen Verhältnisse der Familie ihnen diese Notwendigkeit auferlegen. Treibt sie ihr Hang hierzu, so thun sie es auch unter den gegenwärtig bestehenden Verhältnissen. Hingegen giebt es aber zahllose Familien, deren dürftige Lage, worauf wir bereits hingewiesen haben, den Frauen und Müttern eine schwere Last häuslicher Verrichtungen und nebstbei vielfache Entbehrungen der allernötigsten Bedingungen zur Erhaltung ihrer Gesundheit aufbürden, von welcher Arbeitslast und von welchen Entbehrungen sie auch in jenem Zustand nicht verschont werden können, der es für ihre eigene und für ihrer Nachkommen

Gesundheit erforderlich machen würde. Und das Gedeihen der Generation wird durch derartige Umstände weit schädlicher beeinflußt als durch eine fortgesetzte, nicht übermäßig anstrengende Berufsthätigkeit der Mutter, deren Erträgnis ihr zudem die Mittel böte zu einer von Sorgen und Mangel freien Lebensweise.

Außerdem aber handelt es sich ja bei der Frage der Zulassung der Frauen zu allen ihnen bisher verschlossenen Erwerbszweigen weit mehr um diejenigen des weiblichen Geschlechtes, welche unvermählt oder verwitwet sind. Allen diesen gewisse Berufsbahnen zu verschließen, damit nicht auch verheiratete Frauen sich versucht fühlen mögen, sie zu betreten, das wäre in der That ein recht possierliches Motiv. Konsequenterweise müßte man ja den Frauen alle Thätigkeitsgebiete, die außerhalb ihres Hauses liegen, verbieten. Denn es ist wahrlich nicht einzusehen, wieso die Familie mehr darunter leiden sollte, wenn die Frau sie für einige Stunden des Tages schnöde verläßt, um beispielsweise als Aerztin ihre Patentien aufzusuchen oder an der Universität eine Vorlesung zu halten, als wenn sie als Besitzerin eines Modesalons den ganzen Tag in demselben verweilt und den Damen Toiletteartikel verkauft, oder als Schauspielerin oder Sängerin den Vormittag bei Proben und den Abend bei der Vorstellung in Theater verbringt u. dgl. m.

Thatsächlich finden sich auch Leute, welche in Verfechtung der Anschauung, daß die Bestimmung des Weibes nur in der Ehe und in der Thätigkeit für und in der Familie zu suchen sei, alle Arbeit, welche die Frau der Familie entzieht, verurteilen und die Frau nicht nur von den wissenschaftlichen Laufbahnen, sondern auch von allen Beschäftigungen im Handel und Gewerbe zurückhalten und die Mädchen „nur eine tüchtige hauswirtschaftliche Bildung“ gewinnen lassen wollen, welche „vollkommen genügend sei, ihre Zukunft sicher zu stellen“. Durch die Durchführung dieser Forderung, welche die „Kalamität der Eheloſigkeit“ beseitigen würde, indem die Frauen für ihren natürlichen Beruf erzogen und von den Gelüsten einer für sie nicht passenden Selbständigkeit und Unabhängigkeit ferngehalten würden, soll, der Anschauung dieser genialen Denker zufolge, eine gesunde und naturgemäße Neuordnung der Gesellschaft erzielt werden. Sie vergessen hierbei nur, daß ein Festhalten an diesem Prinzip einerseits platterdings unmöglich ist, indem es eine statistisch erwiesene Thatsache ist, daß in den europäischen Staaten 54 Prozent Frauen teils unverheiratetet, teils verwitwet sind, von welchen nur ein sehr kleiner Teil in der Lage ist, Subsistenzmittel für sich und oftmals auch für ihre Kinder aus andern Quellen als aus der ihrer Erwerbsthätigkeit zu beschaffen, für welche diesen Frauen eine ausschließlich hauswirtschaftliche Ausbildung, und sei es die tüchtigste, selten oder nie genügt, und daß andrerseits — wie ich nicht umhin kann, zu wiederholen — dieses Princip der Gerechtigkeit widerspricht, welcher gemäß es jedem Menschen, ob Mann ob Weib, gestattet sein muß, denjenigen Beruf zu ergreifen, zu dem seine angeborene Befähigung und Vorliebe ihn lenkt.

III.

Unter den wissenschaftlichen Berufsarten, welche die Frauen sich erschlossen sehen wollen, ist es die ärztliche Praxis, die in den Vordergrund geschoben wird. Die bisherigen Ergebnisse der Leistungen der weiblichen Aerzte sind derart, daß die so lange und heiß umstrittene Frage nach der Befähigung der Frauen zum

Studium und zur Ausübung der Heilkunde in unwiderleglicher Weise zu ihren Gunsten beantwortet ist. Und die Zahl derer, die von weiblichen Aerzten prinzipiell nichts wissen wollen, wird immer kleiner. Man dürfte es nun für überflüssig halten, über diese Frage, die schon so viele Federn in Bewegung gesetzt hat, daß das Thema als völlig ausgeschlachtet erscheinen könnte, noch ein Wort zu sagen, wenn nicht der Thätigkeit weiblicher Aerzte durch das Gesetz noch immer so viele Hemmnisse entgegengestellt und gegen die ärztliche Berufsthätigkeit der Frauen immer wieder neue Einwendungen ausgesonnen würden.

Bezüglich des zartsinnigen Bedenkens der Zerstörung der „Blüte ahnungsloser Weiblichkeit und idealen Mädchentums" durch das Studium der Medizin, welches „den Blick in alle Geheimnisse der Natur und in alles Elend der menschlichen Gesellschaft eröffnet," glauben wir zur Tagesordnung übergehen zu können, da kein vernünftiger Mensch wird behaupten wollen, daß Idealität der Gesinnung mit der Wissenschaft unvereinbar sei und daß aller Reiz der Weiblichkeit mit dem Glauben an den Storch zerfließen müsse. Auch mit dem vielberufenen Einwande, daß die Schamhaftigkeit der Frau durch ihre ärztliche Praxis verletzt werde, wollen wir uns nicht lange aufhalten. Denn erstens haben die weiblichen Aerzte (mit Ausnahme der hierin nicht in Betracht kommenden Spezialistinnen wie Augen-, Ohren- und Zahn-Aerztinnen u. dgl.) bisher ihre ärz liche Behandlung nur auf leidende Frauen und Kinder erstreckt und beabsichtigen wohl auch nicht, von dieser Beschränkung abzuweichen, wodurch jener Einwand von selbst in Wegfall kommt; zweitens aber würde die Verletzung, welche der weiblichen Schamhaftigkeit zugefügt wird, wenn eine Aerztin einen männlichen Kranken behandelt, doch immer keine größere sein, als wenn eine kranke Frau sich von einem männlichen Arzt behandeln läßt und wenn eine Frau in der Pflege männlicher Kranken und Verwundeten thätig ist, wobei man, wollte sie um die Integrität ihres Schamgefühls besorgt sein, nur lächelnd oder unwillig den Kopf schütteln würde. Außerdem muß ich hier wiederholen, worauf ich schon andern Ortes*) aufmerksam gemacht habe, daß die naturgemäße Berufsteilung der Behandlung der Männer von männlichen Aerzten und jener der Frauen von weiblichen Aerzten jenem fatalen Uebelstand, der gegenwärtig allenthalben herrscht und unter den obwaltenden Verhältnissen nicht vermieden werden kann, abhelfen würde, daß in den Frauenabteilungen der Spitäler und Kliniken, behufs der praktischen Ausbildung der jungen Mediziner, die unbemittelten kranken Frauen und Mädchen, welchen wegen ihrer Dürftigkeit unentgeltliche Aufnahme gewährt wird, es ruhig über sich ergehen lassen müssen, in den heikelsten Krankheitsfällen für einen Troß junger Männer als Demonstrationsobjekt zu dienen, an welchem, von dem Vortrag des Professors geleitet, einer nach dem andern seine für die arme Kranke überaus peinliche Untersuchung vorzunehmen hat. Ich glaube, daß es für jedermann klar am Tage liegt, um wie vieles derartige, im Interesse der Wissenschaft und der praktischen Ausbildung der Aerzte ja allerdings nicht zu umgehende Demonstrationsakte für weibliche Objekte an Peinlichkeit verlieren würden, wenn der vortragende Professor und die studierende Jugend gleichfalls dem weiblichen Geschlecht angehörten.

Der Einwürfe gegen die Zuziehung der Frauen zur Ausübung der Heilkunde giebt es aber auch noch andere, die kennen zu lernen gar nicht uninteressant ist.

---

*) Im Feuilleton: „Die Erwerbsthätigkeit der Frau", Frankf. Ztg. vom 1. April 1892.

Da behauptet eine gegen die Frauenemanzipation donnernde Dame, daß dem vielfach ausgesprochenen Bedürfnis des Publikums, für gynäkologisch kranke Frauen weibliche Aerzte zu haben, deshalb eine Geltung abgesprochen werden müsse, weil diese Krankheiten hauptsächlich durch das „sich Entfernen des Geschlechtes von ihrer weitab von jeder Nerven überreizenden Thätigkeit liegenden natürlichen Bestimmung für die Ehe verursacht würden". Und daß „die Rückkehr des weiblichen Geschlechtes zu seiner natürlichen Bestimmung" die Zahl derartiger Krankheiten vermindern, „jeder Fußbreit weitere Entfernung, also auch die Zulassung der Frauen zum Studium und zur praktischen Ausübung der Medizin, das Uebel nur vergrößern und die Gesundheit des weiblichen Geschlechts, worauf die Zukunft der Menschheit ruht, noch weiter untergraben würde". — Als ob — angenommen, daß es wünschenswert wäre — es überhaupt möglich wäre, allen Frauen zur Ehe zu verhelfen! Und als ob nicht eine große Zahl schwerer gynäkologischer Krankheiten gerade in der Ehe und durch die Mutterschaft erworben würden!

In einem Atem mit dieser Behauptung versteigt sich die Dame zu der zweiten, daß: „sobald die Frauenärzte samt und sonders nur Frauen und keine Männer mehr wären, sich ganz von selbst die Zahl ihrer Patientinnen um die Hälfte verringern würde." Den Grund, warum und wieso solches geschehen sollte, verschweigt sie auffallenderweise. Sie scheint zu glauben, daß die in solchem Falle plötzlich verschwindende Hälfte der Patientinnen gar nicht wirklich krank sind, sondern sich nur so zum Spaße von „männlichen" Aerzten behandeln lasse, da ihnen aber die Behandlung von weiblichen Aerzten keinen Spaß mehr machte, sich deshalb gesund erklären würden. Aber hiervon abgesehen: welch ein Widerspruch liegt darin, zu sagen, wenn die männlichen Frauenärzte durch weibliche ersetzt würden, so würde die Zahl ihrer Patientinnen um die Hälfte verringert, und gleichzeitig zu erklären, daß die Zulassung der Frauen zur Ausübung der Heilkunde, in welcher eine Entfernung von ihrer natürlichen Bestimmung zu sehen sei, die Gesundheit des Geschlechtes noch weiter untergraben und „die Zahl der gynäkalogisch kranken Frauen von Jahr zu Jahr mehren würde." Durch den Eintritt der Frauen in den ärztlichen Beruf würde also die Zahl der Frauenkrankheiten gleichzeitig vermehrt und um die Hälfte vermindert! Eine Logik, über die man staunen und die jeder Verteidiger der fortschrittlichen Frauenbewegung lebhaft bedauern muß, da sie den die logische Denkfähigkeit der Frauen negierenden Männern einen traurigen Beleg an die Hand liefert.

Und dieselbe Dame, die solches schreibt, erkühnt sich, eingangs ihres Traktätchens die Worte auszusprechen: „Ist denn das klare, folgerichtige Denken in der Nation der Denker so selten? Mir ist nichts so schwer, als abzubiegen von solchem Wege". . . . . Oh — oh! — —

Ebenso verwunderlich ist eine ganze Liste von Bedenken, mit welchen eine andere glühende Fortschrittsgegnerin uns zu unterhalten weiß. Sie behauptet, daß ein Bedürfnis nach weiblichen Aerzten nicht vorhanden sei, daß die Frauen selbst ihnen weniger Vertrauen entgegenbringen als den männlichen Aerzten, weil letztere den ersteren gegenüber durch größere physische Kraft, Energie und geistige Ausdauer überlegen sei. Viele Frauen blickten mit Geringschätzung auf das wissenschaftliche Streben ihres eigenen Geschlechtes und würden aus diesem Grunde niemals einen weiblichen Arzt zu Rate ziehen. Dem Weibe aus dem Volke aber imponiere die Erscheinung des Mannes als Arzt mehr als die der

Frau, es käme seinen Verordnungen getreulicher nach als jenen der Aerztin. Es sei eine bekannte Thatsache, daß Frauen in diskreten Fällen meist nur Professoren konsultieren, deren Ruf allgemein anerkannt ist, und daß selbst unbemittelte Frauen das hohe Honorar nicht scheuen, weil sie sich nur einer bewährten Autorität anvertrauen wollen. Es sei aber nicht zu hoffen, daß ein weiblicher Arzt eine gleiche Berühmtheit und Popularität erreichen werde.

Alle diese Einwürfe haben bereits durch die Thatsachen ihre Widerlegung gefunden.

In London, wo 1884 die erste Medizinschule für Frauen eröffnet wurde, praktizieren gegenwärtig 70 Aerztinnen. In 4 Spitälern in London stehen weibliche Doktoren an der leitenden Spitze.

In Edinburg praktizieren 5 Aerztinnen, von welchen 3 die oberste Leitung von Spitälern inne haben. In Bristol steht 1, in Birmingham stehen 2 Spitäler unter der Leitung von Aerztinnen.

In Rußland praktizieren derzeit 700 weibliche Aerzte, von welchen 54 Vorstände von Kliniken und Laboratorien, 62 konsultierende Aerzte an Frauen- und Kinderspitälern und 130 Gemeinde-Aerzte sind. 5 Aerztinnen sind Spezial-Chirurginnen und 16 sind Aerztinnen für Geisteskranke.

In Italien, wo die Frauen 1876 zum Studium der Medizin zugelassen wurden, zählt man gegenwärtig 6 Aerztinnen, von welchen 3 in Bologna und je eine in Neapel, Florenz und Turin, welche letztere die Leibärztin der Königin Margerita von Italien. Frau Dr. Catani bekleidet eine Professur der Pathologie in Pisa.

In Spanien praktizieren seit 1882 2 Aerztinnen in Madrid; in Schweden 5 Aerztinnen, darunter 3 Spezial-Chirurginnen in Christiania; in Rumänien, und zwar in Bukarest, 2 Aerztinnen, wovon die eine die Leibärztin der Königin. In Belgien praktizieren derzeit 2 Frauenärztinnen.

In Amerika üben 3000 Frauen die ärztliche Praxis aus mit einem Einkommen von je 5 bis 20000 Dollars und darüber. Man zählt unter ihnen 95 Professorinnen und 70 Vorsteherinnen von Frauenspitälern. Mehrere dieser Aerztinnen haben Spitäler gegründet, so u. a. Dr. Elisabeth Blackwell in Newyork, Dr. Mary Zakrewska in Boston, Dr. Anna Preston und Dr. Emmelina Klaveland in Philadelphia und Dr. Mary Thomson in Chicago. In Philadelpha verdienen 6 weibliche Aerzte, von welchen mehrere sich speziell dem chirurgischen Fache gewidmet haben, jährlich zwischen 10- und 50000 Franken. In Orange (New-Jersey) beläuft sich das Einkommen einer der Aerztinnen auf 75000 und in Newyork schwankt das Einkommen der dort wirkenden Doktorinnen zwischen 40- und 80000 Franken. Einige derselben wetteifern an Ruf mit den ausgezeichnetsten und berühmtesten Operateuren.

In Indien studieren viele Damen Medizin an den Universitäten von Kalkutta, Bombay, Madras und Lahore, von welchen drei die Leitung der 3 größten Spitäler inne haben.

In Persien haben 3 russische Aerztinnen ein Ambulatorium für Frauenkrankheiten in Ispahan eröffnet, welches bedeutenden Zulauf hat.

Selbst in Algier, in den Hauptstädten Australiens und auch in China begegnet man weiblichen Aerzten.

So sehen wir zur Zeit in fast allen civilisierten Staaten die Frauen zum Studium und zur Ausübung der Heilkunde zugelassen, mit Ausnahme von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wo ihnen dieses Recht nur in beschränktem

Maße zu teil geworden ist. In Deutschland besitzen die Frauen allerdings die Berechtigung zur ärztlichen Praxis und mehrere Doktorinnen haben durch Ausübung derselben allgemein anerkannte Erfolge errungen; aber das Studium der Medizin ist den deutschen Frauen in ihrem Heimatlande nicht gestattet, denn keine einzige Universität des deutschen Reichs steht ihnen offen. Noch konservativer ist Oesterreich-Ungarn, wo den Frauen weder das Studium noch die Ausübung der Heilkunde bewilligt ist. Denn die eine Augenheilanstalt in Salzburg leitende Frau Dr. Rosa Kerschbaumer hat das staatliche Ausübungsrecht ihres ärztlichen Berufes nur für ihre eigene Person erhalten, während mehreren andern Damen, welche wie sie, ihr ärztliches Doktordiplom an einer Schweizer Universität erwarben, die Nostrifikation und Bewilligung der ärztlichen Praxis verweigert wurde.

Geben diese zum Teil einem in Druck gelegten Vortrage von Dr. Rosa Kerschbaumer*) entnommenen Daten ein Bild der bisherigen Errungenschaften der auf Zulassung der Frauen zum ärztlichen Berufe gerichteten Bewegung, so sind sie auch zugleich geeignet, den eklatantesten Beweis der Befähigung des weiblichen Geschlechtes für diesen Beruf zu erbringen. Aber auch die angebliche Abneigung des „Weibes aus dem Volke", im Krankheitsfalle weibliche Aerzte zu Rate zu ziehen, findet in einer in demselben Vortrage mitgeteilten Erfahrung der Frau Dr. Kerschbaumer ihre Widerlegung. „Da wir Gelegenheit hatten", erzählt sie, „an der dortigen**) Poliklinik schon als Studentinnen unter Aufsicht der Professoren die ärztliche Praxis unter der ärmeren Klasse auszuüben, so gewann uns dieselbe bald weit lieber als die Studenten. Als ich beispielsweise nach Vollendung meiner Studien die poliklinische Praxis verließ, so baten mich die Patienten, ich möchte ihnen ja an meiner Stelle keinen „Herrn Doktor", sondern wieder eine „Jungfer Doktor" schicken."

Ein oft gehörter und auch von der vorerwähnten, vor eingebildeten „Gefahren" der Frauenemanzipation bange machen wollenden, Dame vorgebrachter Einwurf ist der, daß die ärztlichen Berufspflichten der Frau in Konflikt geraten müßten mit ihren eventuellen Mutterpflichten.

Daß eine Aerztin unverheiratet bleiben wolle, vermag ihr gar nicht einzuleuchten. „Sie sollte ihre Weiblichkeit verleugnen, sollte keinen Sinn für Familienglück haben? In ihrem Herzen sollte sich keine Sehnsucht nach Liebe, nach Mutterglück regen? Das Bewußtsein erfüllter Pflichten sollte sie für die Bedürfnisse des Herzens entschädigen? Die Aerztin hat oft Gelegenheit, einen tieferen Blick in das Familienleben zu thun und wird oft Zeugin jener ergreifenden Scenen, die sich während der Krankheit oder Genesung eines geliebten Familiengliedes abspielen. Und sie sollte bei jenen Scenen, in welchen die Zärtlichkeit der Ehegatten, die Liebe der Mutter, die Anhänglichkeit des Kindes sich oft in so rührender Weise geltend machen, unbewegt bleiben, ohne in ihrem Herzen eine leise Sehnsucht nach Familienglück zu empfinden? . . . Die junge Aerztin träumt von den großen Erfolgen ihres Berufes und diese Träume führen sie, weit über alltägliche Wünsche und Hoffnungen, nach ruhmerfüllten Höhen. Ihr Ehrgeiz, ihr höheres Streben läßt sie vielleicht in der Jugend das Familienglück leichter verschmerzen; wenn aber Jahre vergehen, Traum und Wirklichkeit im Widerspruch steht und die Zeit den Blütenduft der Hoffnungen verweht, . . .

*) Die ärztliche Berufsbildung und Praxis der Frauen. (Wien, Vereinskanzlei des Vereins für erweiterte Frauenbildung, 1889).

**) Bern.

dann mag sie wohl über die verfehlte Richtung ihres Lebens klagen." Nun, ich glaube, daß das wohl ein jeder Mensch mit sich selber ins reine zu bringen, das Recht hat, ob er in oder außerhalb der Ehe seinen Weg durch's Leben nehmen will, und daß es keinem andern zusteht, diesbezüglich für ihn zu arbeiten und über ihn zu bestimmen. Sentimentale Phrasen beweisen nichts. Es giebt aber eine große Zahl unverheirateter Frauen, und sicherlich werden solche in einem ernsten Beruf mehr Glück und reicheren Wert und Inhalt für ihr Leben finden können, als wenn dasselbe zwischen Kaffeekränzchen mit Klatsch und Strickstrumpf, Familienblätter-Lektüre und Schoßhundverhätschelung zwecklos dahinfließt.

Gegen die Verheiratung der Aerztinnen (von welchen in der That viele und ganz glücklich verheiratet sind) hat besagte Dame wieder die Anstrengungen des ärztlichen Berufes und insbesondere die Gefahr für ihre Familie einzuwenden, wenn ihre „Pflicht als Aerztin sie zu kontagiösen Kinderkrankheiten ruft", wodurch sie die Ansteckungskeime auf das eigene Kind übertragen könne. Als ob einer solchen Gefahr nicht vorgebeugt werden könnte, und als ob dieselbe nicht auch in gleicher Weise für den männlichen Arzt obwaltete, wenn derselbe Gatte und Vater ist! Da müßte man ja alle Aerzte samt und sonders zum Cölibat verpflichten.

Amüsant ist auch das Bedenken, daß bei Zulassung der Frauen zu den medizinischen Studien an den Universitäten sich auch mittelmäßige Kräfte finden würden, die den strengen Anforderungen dieses Berufes nachzukommen nicht imstande wären. Es sei ja allerdings nicht zu leugnen, daß auch die Leistungen vieler Männer in verschiedenen Berufsarten kaum das Durchschnittsniveau erreichen. Das macht aber nichts, denn „der Mann erfüllt dann eben seinen Beruf, so weit er kann, bei der Frau aber würde es auf Kosten ihrer eigentlichen Bestimmung geschehen, und besser sei es, wenn Frauen von besonderer geistiger Begabung nicht zur Entwickelung ihrer Talente gelangten, als wenn eine große Anzahl mittelmäßig begabter Frauen zu Berufsarten gelangen, zu deren Ausübung sie sich als unbefähigt erweisen". Man sieht, durchweg Einwürfe, deren haltlose Schwäche und Ungereimtheit die Stärke der von ihnen angegriffenen Sache beweisen.

Verwunderlich ist es auch, daß die Gegner der weiblichen Aerzte sich nicht scheuen, jetzt noch mit Einwendungen hervorzutreten, welche bereits seit Jahrzehnten durch Thatsachen widerlegt worden sind. So schrieb ein Medizinalrat Dr. Albert Weiß in einer 1888 erschienen Abhandlung „Ueber die Berechtigung der Frau zum Studium und zur Ausübung der Heilkunst" die merkwürdigen Worte: „Man denke sich den Ausbruch eines Krieges. Würden die weiblichen Aerzte etwa geeignet und imstande sein, unsere Armeen in das Feld zu begleiten, dort alle Strapazen auszuhalten und das zu leisten, was unsere männlichen Aerzte bisher noch stets so glänzend geleistet haben?" Der Herr Medizinalrat scheint, als er diese Frage aufwarf, keine Ahnung davon gehabt zu haben, daß schon im amerikanischen Secessionskriege sich zwei Aerztinnen, Mary Walker und Mary Hitty, als Chirurginnen in der Bundesarmee auf dem Schlachtfelde bewährten und daß im russisch-türkischen Krieg 1877 auf Ersuchen der russischen Regierung, weil es an männlichen Aerzten fehlte, 25 russische Medizinstudentinnen des 4. und 5. Jahrganges mit in das Feld rückten und durch den Mut und die Energie, mit welcher sie alle Gefahren, Strapazen und Mühen ertrugen und unter denselben ihrem ärztlichen Dienst oblagen, allgemeine Bewunderung

ernteten. Zwei dieser Tapferen wurden von einer Typhusepidemie dahingerafft. Den andern verlieh Alexander II. in Anerkennung ihrer ausgezeichneten Verdienste die goldene Tapferkeitsmedaille.

Uebrigens ist es auch aus dem Grund ganz unverständlich, von der Unfähigkeit der Frau, diese Strapazen zu ertragen, zu sprechen, da dieselben um nichts größer sind, wenn sie „die Armeen als Aerzte begleiten," als wenn sie es als Pflegerinnen der verwundeten und kranken Soldaten thun, was doch stets als ein für die Frau sich so besonders eignendes Thätigkeitsgebiet bezeichnet wird.

Ebenso komisch klingt des genannten Herrn Ausruf: „Man denke sich eine Frau als ärztliche Dirigentin eines Männerhospitals . . . Wie sollte eine Frau, selbst wenn sie die medizinischen Kenntnisse besäße, den hierzu erforderlichen Grad von Autorität auszuüben vermögen!" Da schon 1814 die ausgezeichnete Anatomin Madame Boivin zum Mitdirektor des Generalhospitals der Seine et Oise ernannt und 1815 als oberste Leiterin eines Militärlazaretts berufen wurde. Für die Dienste, die sie in dieser Stellung geleistet, wurde ihr ein öffentlicher Dank votiert.*)

Es unterliegt übrigens gar keinem Zweifel, daß der eigentliche Grund des von manchen Seiten der Zulassung der Frauen zu dem ärztlichen Berufe entgegengesetzten Widerstandes garnicht in der Ueberzeugung des Mangels ihrer Befähigung hierzu gelegen ist (da sie ja ihre Befähigung eben schon bewiesen haben), sondern ganz anderswo. Der erwähnte Herr Medizinalrat giebt uns — vielleicht unabsichtlich — Aufschluß hierüber durch folgende ihm entschlüpfte Bemerkung: „Wäre es möglich" — so schreibt er — „für das weibliche Geschlecht einen Schulbildungszwang zu eröffnen, der dasselbe zum Studium der Medizin befähigte, so wäre es nicht nur ebenso möglich, sondern sogar absolut notwendig, ihm auch den Zutritt zu allen andern Studien, mithin zu der Jurisprudenz, der Theologie, der Philosophie, der Philologie und der Geschichte u. s. w. zu eröffnen und davon praktische Anwendung zu gestatten, was doch gewiß zu den absurdesten Konsequenzen führen würde."

Das ist des Pudels Kern. Man sieht ein, daß die Zulassung der Frauen zur ärztlichen Berufsbahn die erste Etappe auf dem Wege der Freigebung aller wissenschaftlichen Berufszweige an die Frauen ist. Und diese Freigebung wird von vielen grimmig perhorresciert. Worin aber diese „absurden Konsequenzen" bestehen, die hieraus sich ergeben würden, darüber schweigt man sich aus oder es werden, wie wir ja gesehen haben, so lächerliche Argumente vorgebracht, daß sie sich selbst widerlegen.

Man darf es als eine allgemein bekannte Sache voraussetzen, daß in allen europäischen Ländern, besonders aber in Italien, und zu allen Zeiten bis zum Anfange unseres Jahrhunderts Frauen Lehrstühle der Wissenschaft inne hatten und daß eine nicht geringe Zahl von Frauen unter denselben sich in verschiedenen Fächern der Wissenschaft Anerkennung und Ruhm unter ihren Zeitgenossen erwarben.

Und gegenwärtig sehen wir in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Wirksamkeitssphäre der Frauen so weit ausgedehnt, daß sie sich nicht allein auf alle Kunst- und Industriegebiete erstreckt, sondern daß eine stattliche Zahl von Frauen sich auch auf der Kanzel, im Spital als Aerzte, auf dem Katheder des Hörsaales, in den Schulkommissionen des Landes und als rechtsanwaltliche

*) Guérad: Literature française.

Funktionäre in den Gerichtssälen, auch der obersten Gerichtshöfe, erfolgreich bethätigt.

Letzterer Wirksamkeit wurde der längste und hartnäckigste Widerstand entgegengesetzt. Mrs. Myra Brodwell, die 1869 um Zulassung an den Gerichtshof von Illinois einkam, wurde nicht nur von diesem, sondern auch, als sie Rekurs ergriff, vom obersten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten zurückgewiesen. Aber trotzdem dieser erste Versuch erfolglos geblieben, regte er dennoch zur Nachfolge an und nachdem es einer Anzahl Frauen, ungeachtet ihrer unbestritten tüchtigen Rechtskunst, mißlungen war, das angestrebte Ziel zu erreichen, gelang es endlich Miß Phobe Conzins 1871 am Gerichtshofe von St. Louis mit gleichem Rechte wie alle übrigen Advokaten Zutritt zu erhalten. Hierdurch war die Bahn gebrochen. Wo ein Fall solcher Art stattgefunden und sich nicht als irgendwie schädlich erwiesen hat, ist es kaum möglich, ihn vereinzelt zu erhalten, und alsbald gab es einen noch auffälligeren zu verzeichnen. Miß Helen Macdonald aus Boston plaidierte, als erste Frau, an einem Distriktsgerichte. Noch Bedeutenderes erreichte Mrs. Belva Lockwood, die, nachdem sie sich als Advokatin einen weithin angesehenen Namen erworben, 1879 — nachdem sie zwei Jahre vorher mit ihrem Begehren abgewiesen worden war — Zutritt zu dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten erlangte. Sie wendete sich an den Kongreß, der wirklich auch in beiden Häusern durch Annahme einer Bill den durch ihre Studien qualifizierten Frauen das Recht zugestand, an Distriktsgerichten und dem Obersten Gerichtshofe zu praktizieren. Vom März 1879 ab praktiziert nun Mrs. Lockwood am Obersten Gerichtshof zu Washington und hat sich in dieser neuen Berufsbahn neue Ehren erworben.

Gegenwärtig zählen die Vereinigten Staaten über 40 Advokatinnen, die sich praktisch bewährt haben und im besten Ansehen stehen. Freilich hatte die große Mehrzahl unter ihnen schwere Kämpfe zu bestehen, ehe sie ihr Ziel erreichten. Mrs. Foltz wurde beispielsweise von Hastings College mit folgendem Bescheid abgewiesen: „Die Direktoren nehmen an, daß es weder klug, noch oppertun, noch dem Wohle der Universität entsprechend wäre, wenn sie weibliche Studenten an dieselbe zuließen." Die unermüdliche Frau erlangte hierauf vom Distriktsgericht einen Gerichtsbefehl, der ihr die Pforten der Universität erschließen sollte. Nun appellierten die Direktoren an den Obersten Gerichtshof, vor welchem Mrs. Foltz aber ihre Sache mit so viel Klarheit und rechtskräftigen Nachweisen führte, daß die Entscheidung zur ihren Gunsten gefällt wurde.

Doch nicht nur die Advokatin, auch der weibliche Pastor zählt jenseits des Atlantischen Ozeans nicht zu den Seltenheiten. Die erste Studentin der Theologie war die Reverend Anna Oliver, zu Newyork geboren, die in Boston ihre Studien machte und gegenwärtig zu Brooklin an einer Methodistenkirche als Pastorin in her own right wirkt und deren Predigten die Kirche stets in allen Räumen füllen. Auch die Quäkerin Miß Smiley, die unmittelbar nach dem Kriege als Missionarin bei den emanzipierten Negern eifrig wirkte, spielt als Predigerin eine hervorragende Rolle. Noch größere Erfolge als Kanzelrednerin hat sich Mrs. Phobe Hannerford errungen, die seit 1874 das Pastorat der Kirche zum guten Hirten auf den Heigts von Jersey-City inne hat.

Die erste Frau, die in Amerika sich als Predigerin hervorthat und dadurch als Bahnbrecherin zu diesem Gebiete weiblicher Berufsthätigkeit auftrat, war eine Negerin in Ulster County, N. Y., die Sklavin eines Colonel Ardinburgh, zwar Isabella getauft, aber viel bekannter unter dem Namen „Sajourner

Truth", unter dem sie nach ihrer Freilassung ein halbes Jahrhundert lang in den Kirchen und Sonntagsschulen der Vereinigten Staaten gewirkt hat. Nach ihr ist als populärste Predigerin Mrs. Margaret Vom Cott zu bezeichnen, welche seit 1868 von allen methodistischen Predigern den größten Zulauf hat.

Von Jahr zu Jahr mehrt sich in den Vereinigten Staaten die Zahl der Frauen, die an den verschiedenen Fakultäten der Hochschulen ihre Studien absolvieren und in ihrer Berufsthätigkeit als Aerztin, Pastorin, Advokatin, Lehrerin (nicht nur an niederen, sondern auch an den höheren öffentlichen Bildungsanstalten), als Ingenieurin, Architektin u. s. w. so befriedigende Resultate erzielen, daß sich die „absurden Konsequenzen", die hieraus entspringen sollen, als illusorische Phantasmen erweisen.

Man hat es auch versucht, die wissenschaftliche Emanzipation der Frau mit dem Argumente zu bekämpfen, daß die Frauen aus dem Grunde das Recht nicht besitzen, ihre Zulassung zu den gelehrten Berufen zu fordern, weil es sich hier nicht um den Vorteil des Einzelnen, sondern um das Bedürfnis der Gesamtheit handle, welches entscheiden müsse, die Zulassung der Frauen zu den wissenschaftlichen Berufen gegenwärtig aber kein Bedürfnis des Staates, vielleicht gar kein Vorteil für den Staat sei. Aus diesem Grunde hätten die Frauen von allen wissenschaftlichen Berufen nur den ärztlichen das Recht für sich zu beanspruchen und sei es die Pflicht des Staates, weibliche Aerzte nicht nur zu dulden, sondern auch auszubilden, da die Frauenwelt berechtigt sei, „in ihren Kulturbedürfnissen verfeinerter Art nach Möglichkeit gefördert zu werden." Auf Grund welcher Erfahrungsthatsache ist es denn aber möglich, die Behauptung aufzustellen, daß ein Bedürfnis der Frauen zu andern wissenschaftlichen Berufen, als dem ärztlichen, nicht vorhanden sei? Wenn es als eine „berechtigte Forderung" der Frau anerkannt wird, weibliche Aerzte zu haben, so kann man beispielsweise auch die Forderung der Frauen für nicht mindecberechtigt ansehen, in Rechtsfragen von weiblichen Anwälten vertreten, vor den Schranken des Gerichtes weiblichen Richtern und Geschworenen gegenübergestellt zu werden und im Rate der gesetzgebenden Abgesandten des Volkes Angehörige ihres Geschlechtes als Vertreter ihrer berechtigten Interessen zu wissen.

Außerdem aber kann von dem Standpunkte der Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz an dem Rechte der Frau auf Gewährung derselben Mittel zur Erwerbung von Kenntnissen, welche der Staat dem Manne gewährt, und auf freie Zulassung zu allen Arbeitsgebieten der Gesellschaft nicht gezweifelt werden. Man gewährt dem Manne, ohne Berücksichtigung seiner Nationalität und Religion und seines Standes, die Freiheit, sich einen Beruf zu wählen. Die höchsten Würden, die einflußreichsten Aemter stehen einem jeden offen. Es giebt kein Gesetz, das dem Sohn eines Tagelöhners das Ministerportefeuille verweigerte, den Sohn eines Bauernknechts verhinderte, sich zum Feldherrn emporzuschwingen. Ein vermeintliches Obwalten oder Nichtvorhandensein eines Bedürfnisses der Gesamtheit darf nicht maßgebend sein in der Entscheidung darüber, ob in jeder Richtung peinliche Gerechtigkeit gegen alle Glieder eines Gemeinwesens zu walten habe, nur der Wahrung des Prinzipes der Gerechtigkeit selbst gemäß soll die ausschlaggebende Entscheidung getroffen werden. „Die Gemeinschaft des Ganzen", sagt Trendelenburg in seinem „Naturrecht" sehr richtig, „verliert ihr sittliches Maß, d. h. ihre Berechtigung, wenn sie nicht dahin geht, dasselbe Menschliche im einzelnen anzuerkennen und zu verwirklichen, das sie in sich zur Geltung bringt." Die Sklaverei wäre niemals aufgehoben worden,

wenn man in der Sklavenfrage die ausschlaggebende Entscheidung von einem angeblichen Bedürfnis der Gesellschaft abhängig gemacht hätte. Denn ein sehr großer Teil dieser Gesellschaft hielt die Fortdauer der Leibeigenschaft für ihren Bedürfnissen entsprechend, sowohl in den europäischen Ländern, als auch in Amerika. Eine Zeitung von Süd-Karolina behauptete, daß die „Sklaverei der natürliche Zustand des schwarzen wie des weißen Arbeiters" und die Aufhebung der Sklaverei ein „großes Uebel" für die Gesellschaft sei. Der „Richmond Enquirer" erklärte, daß die „unmoralische und irreligiöse Ausbreitung der freien Gesellschaft fallen und der Sklavengesellschaft Platz machen müsse", welch letztere „durch die Politik und die Menschlichkeit geboten sei". Der „Syracuse Standard" erblickte in der physischen Knechtung des Arbeiters „eines der Hauptbollwerke der Freiheit". Und der „Charleston Standard" ließ sich also hören: „Wir haben gezeigt, daß das Gesetz, welches den Sklavenhandel verbietet, ein Schandfleck für die Institutionen des Südens ist, daß es unsere sociale Form in der Anerkennung der aufgeklärten Welt ausstreicht, daß es die Energie derjenigen lähmt, welche diese Form unterstützen möchten, daß uns die Aufhebung dieses Gesetzes die Wohlfahrt und den Fortschritt zurückbringen würde, daß wir abermals Erfolge erringen können, und daß deshalb die Beseitigung dieses Gesetzes ebensosehr eine Maßregel des Interesses wie der Pflicht ist".

Derartige Beispiele könnten wir noch um ein beträchtliches vermehren, doch scheint es uns überflüssig, da jeder, der die Geschichte der Völker kennt, weiß, daß es fast kein Verbrechen giebt, welches nicht schon irgend einmal und irgendwo als ein einem „Bedürfnis des Staates" Rechnung tragendes Gebot der Politik bezeichnet worden ist, daß also auch die Behauptung, daß eine öffentliche Einrichtung, wenn sie sich auch als eine ethische Forderung erweist, keinen Anspruch auf Durchführung habe, wenn es sich nicht nachweisen lasse, daß sie einem staatlichen Bedürfnisse entspreche, nicht als stichhaltig erachtet werden kann.

Der von den Frauenrechtsgegnern gegen die Gleichstellung der Geschlechter ausgespielte Haupttrumpf, durch welchen sie glauben, die dahin gerichteten Bestrebungen mit einem Schlage als unvernünftig und unberechtigt darzuthun, ist aber folgender: daß weil gleiche Rechte auch gleiche Pflichten auferlegen, es ungerecht sei, die Frauen der gleichen Rechte, wie die Männer sie besitzen, teilhaft zu machen, da man erstere doch nicht wie die letztern zur allgemeinen Wehrpflicht heranziehen könne.

Dieser vom Standpunkte wahrer und voller Gerechtigkeit des Staates gegen seine Angehörigen nicht unbegründete Einwurf verdient Berücksichtigung.

Man könnte allerdings darauf hinweisen, daß ja auch für den Mann körperliche Untauglichkeit für den Kriegsdienst den Verlust politischer Gleichberechtigung mit seinen kriegstüchtigen Geschlechtsgenossen und Ausschließung von irgend welchen Berufsbahnen nicht nach sich zieht und demnach die Kriegstauglichkeit des weiblichen Geschlechtes auch nicht als ein Grund seiner socialen und politischen Unterordnung unter dem männlichen Geschlechte geltend gemacht werden könne.

Aber selbst zugestanden, daß, da unter den Männern die der Wehrpflicht enthobenen nur eine relativ geringe Zahl von Ausnahmen repräsentieren, die Forderung, die ganze größere Hälfte der Staatsangehörigen — die Frauen — der gleichen Rechte teilhaft zu machen, ohne sie zugleich zu den gleichen Pflichten heranzuziehen, zu weit gehen würde, glauben wir, daß ein Aequivalent für

den Kriegsdienst des Mannes vollauf in der Mutterschaft der Frau zu finden sei.

Wir wagen es nicht, darauf zu verweisen, daß durch die Verwirklichung der von der internationalen Friedensliga propagierten erhabenen Idee des ewigen Friedens die Wehrpflicht in absehbarer Zeit von selbst in Wegfall kommen würde. So ideal der Gedanke eines dauernden, von einem allgemeinen Staatenbündnisse gewährleisteten Friedens auch ist, so groß dessen Segnungen für die Entwickelung und den Fortschritt der Menschheit auch wären, so versprechend die bisherigen Errungenschaften der die Zahl ihrer Freunde rasch mehrenden Friedenspropaganda sind, so glauben wir doch befürchten zu müssen, daß bis zur Realisierung dieser großen und schönen Idee noch manches Jahrzehnt, ja vielleicht manches Jahrhundert in den ewigen Schoß der Zeit hinabrollen werde. Wir wollen hiermit keinem Zweifel Raum geben, daß diese Idee ihre Verwirklichung nicht einst finden könne und werde; gegenwärtig fehlen aber leider noch die Vorbedingungen zu jener Solidarität der Interessen der Staaten zur Wegräumung der möglicherweise zu neuen und durch kein Schiedsgericht der Völker zu schlichtenden Konflikten führenden Ursachen, welche die notwendige Voraussetzung bilden der „Begründung des Völkerrechts auf einem Föderalismus freier Staaten", welche Kant als Bedingung des ewigen Friedens bezeichnete. Noch sind die sicheren Garantien für die gegenseitige Achtung der berechtigten Staatsinteressen nicht gefunden, und so lange diese Garantien nicht geschaffen sind, glauben die Regierungen eines kräftigen Wehrstandes nicht entbehren zu können, um die Achtung vor den Rechten ihres Volkes mit bewaffnetem Arm zu schützen, ganz ebenso wie die Staatsorganismen in ihrer inneren Verwaltung insolange des Strafrechts bedürfen, bis die menschliche Gesellschaft zu jener Stufe moralisch-intellektueller Entwickelung emporgeschritten sein wird, wo jeder die Rechte des andern nicht aus Furcht vor Strafe, sondern aus der aus erleuchtetem Selbstinteresse entspringenden freien Neigung anerkennt und respektiert.

Wenn die Staaten jedoch zur Stunde der Soldaten und Kanonen leider noch nicht entraten zu können glauben, so kann die Mutterschaft der Frau ganz wohl als vollwertige Gegenleistung für den Kriegsdienst des Mannes angesehen werden. Betrachtet man es als des Mannes Aufgabe, mit bewehrtem Arm das Vaterland vor den äußern Feinden zu schützen, so ist es die Frau, welche bei der Fortpflanzung des Menschengeschlechts alle Leiden, Mühen und Sorgen treffen, deren Gesundheit und Leben dabei nicht weniger auf dem Spiele steht, als des Mannes Leben im Kriegsfall.

Die unverheirateten oder kinderlosen Frauen könnte man aber zum Sanitätsdienst heranziehen, wodurch die Wehrpflicht des Mannes in der Sanitätsdienstpflicht der Frauen ihre volle Gegenleistung und Ergänzung fände und wodurch der sehr stichhaltige Einwurf, die Frauen dürften im Staate nicht gleicher Rechte wie der Mann teilhaft werden, weil sie nichts in die Wagschale zu legen haben für die Pflichten, welche der Staat seinen Angehörigen männlichen Geschlechts auferlegt, beseitigt würde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf des Prometheus.

Von

Christian Ehrenfels.

IV. Die Kreuzigung.

Personen:

Christus. Johannes. Maria. Magdalena. Kaiphas, Hoherpriester. Annas, Oberpriester. Priester. Bürger. Volk. Kriegsknechte. Der Engel Gabriel. Des Propheten, des Jüngers, der drei Könige Erscheinungen. Prometheus. Gaja. Leviathan. Judas. Engel. Heilige. Dämonen und höllische Geister.

Chor.

Held, im Bunde der Liebe gezeugt,
Himmel und Erde vereinend, —
bang wie das Sehnen der eigenen Brust
lebt dein Hoffen in mir! —
Liebe nur durfte vom Vater der Sohn
göttlichen Sinnes verwähnen, —
Liebe verkündend trieb dich dein Mut
heut' an das Thor der Enthüllung!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Scene wie zum Schlusse des III. Teiles. Nacht. Man gewahrt verschiedene Gruppen des Volkes in tiefem Schlaf. Christus allein wachend unter ihnen.

Christus (die Schlafenden betrachtend).

Die Glieder ruh'n; das Aug', verschlossen,
nach innen lenkt des Schläfers Blick,
und aus des Herzens dunklem Quell,
ureigner Regung Ebenbild,
erhebt das Heer sich flücht'ger Träume. —
Doch wehe, — nicht zu Dank beseelet
der eignen Gabe schwillt die Brust; —
von wilder Schreckgesichte Drohen
ward sie geängstet, die da tief
aufseufzt in bangem Stöhnen.
Denn was sich nächtig so beweget,
erstehen wird es, eh' der Tag
des Himmels Wölbung noch erfüllt.
Dann recket Hass sein Schlangenhaupt,
nach Beute späht der Rächerblick,
und dumpfer Selbstsucht blindes Wüten
verhöhnet dreist der Sonne Licht!

(Er sinkt auf die Kniee und hebt die gefalteten Hände gen Himmel.)

O Vater, der durch Wundermacht
der Liebe Herrschaft mir bezeuget,
sag' an, wie wird uns Rettung hier? —
Verkünde deinen ew'gen Willen
dem Sohne, der in Demut fleht,
erfasst von Zweifels Qualen!

Chor

(während sich links oben allmälig ein leuchtendes Himmelsthor erschließt).

Wache, mein Herz! — Die lastende Frage,
die dir des Glaubens Wonnen verwehrt, —
höre, dem Vater erhebt sie der Sohn;
lauschen nun sollst du heimlicher Kunde,
göttlich hehrem Geflüster!
Wird dir Erleuchtung jemals zu Teil, —
heute — erstralet dein Licht!

Gabriel

(von bläulichem Glanze umflossen, im Wolkenthor erscheinend).

Heil dir, Christus, dem Erdensohn,
göttlichen Geistes beseelet!
Fürchte den Feind nicht, — biete ihm Kampf!
Kraft zum Siege hast du errungen,
der ihn auf ewig vernichte!

Christus.

Wie fass' ich deines Wortes Sinn?

Gabriel.

Da, der Seligen Heer zu erfüllen,
Gott den Menschen erschuf, —
dass er erstarke durch eigenen Mut,
gab er der Hölle neidischem Grimm
Macht auf der blühenden Erde; —
sehnend wir lockten uns Freunde zur Höh',
aber es siegte nur selten der Ruf
himmelanweisender Scharen. —
Siehe, da strömet' zeugende Kraft
abermal liebend zu Thal, —
reinester Jungfrau hehres Gemüt
glühet' in himmlischer Wonne; —
und der entsprossen dem seligen Bund,
dass er des Schöpfers Werk nun vollende
siegenden Mutes, — bist du!

Christus.

Des Vaters Herrscherwort erharrend,
sieh mich, zum Dienst bereit.

Gabriel.

Göttlicher Kraft und irdischen Leibes,
ward dir, Heiland, gewährt,
dass du des Menschen Schwachheit bezwängest
dort in schaurigen Wüsten. —
Wer sich befriedet gläubig in dir,
selig ist er, und sicher gefeit
wider die Tücken des Neides.
Macht ward dir, die Hölle zu bannen, —
bebend entweichet die nächtige Schar,
wo dein Aug' sie bedräuet.
Auf zum Kampfe nun hebe dich kühn,
sond're von Guten die Bösen,
walte des Richteramts, herlich erhöht! —
Die sich den Sünden thörig geweihet,
stürze in ewige Tiefen; —
aber, den Reinen als ewigen Lohn,
jeglichen Leides Stachel befreiet,
hebe zum Himmel die Erde;
und es entblühet ein selig Geschlecht
fürder erlösten Gefilden!

Christus.

Ein hehres Ziel, vom Vater zeugend,
enthüllet mir dein Wort,
und sehnend strebt mein Mut,
dass sich dieß Werk vollende. —
Doch Kampfeswut, Gerichtes Härte
erheischet nicht der Liebe Gott!
Sein Reich aufschließet er den Reinen; —
weh dem, der zweifelnd außen harrt,
ihm wird das Los des Todes! —
Nicht aber wähne du von ihm,
der milde aller Wonnen waltet,
dass, des Unsel'gen Not zu mehren,
er selbst des Schwertes Schärfe weiht! —
Hinsinke denn, wer nicht zu retten, —
doch nicht der Rache grimmer Fluch, —
nein, heil'gen Mitleids Liebeszähre
begleite den verlor'nen Sünder!

Gabriel.

Christus, Gewaltiger, — wahr ist mein Wort,
meldet dir treulich des Ewigen Willen!
Zweifelst des Boten du, — sieh, es bezeugen
selige Scharen dir heiligen Spruch!

(Er weist nach seitwärts zur Höhe, wo links oben — ihm zur Rechten — durch das offene Himmelsthor, von Gabriels unmittelbarer Nähe nach dem Hintergrunde sich ins Unbestimmte erstreckend, eine mehrfach gereihte Schar von Engeln mit Schwertern in Händen, im hellsten Glanze sichtbar wird.)

Die Engel.

Freudig zum Kampfe, freudig zum Siege,
stralt uns in Händen das flammende Schwert!
Der uns geschaffen, der uns gesendet, —
höre, du Herlicher, — siehet auf dich,
göttlicher Wonnen erfüllet!

Gabriel.

Himmlischer Engel vernahmst du die Kunde; —
Erdengeborener, Leidengeprüfter,
die aus der Menschheit Banden befreit,
töne nun laut dir das Mahnen!

(Gabriel zur Linken wird, tiefer als die Reihen der Engel, diesen gegenüber, und wie jene sich nach dem Hintergrunde ins Unbestimmte verlierend, die gewappnete Schar der Heiligen im Glanze sichtbar. Unter ihnen vorne die Gestalten des Propheten, des Jüngers, der heiligen drei Könige, und nach rückwärts eine lange Reihe, — die Ahnen Marias.)

Die Heiligen.

Schreite zum Kampf nun, göttlicher Held! —
Was wir erstrebet in blutigem Ringen, —
wie wir das Haupt uns zur Wonne geweiht, —
ewigen Sieges vollende dein Mut:
höllischer Mächte Verderben!

Christus.

Zur Schlacht denn ruft durch euch der Vater?

Die Engel.

Schallend ertönt dir sein Wille,
stralend erglänzt dir sein Heer!

Der Prophet.

Der ich gelebt, ein Wecker der Frommen, —
horch, wie hallet der Himmel,
dringt mein Rufen zu dir!

Der Jünger.

Der ich gefallen, dem Herrscher zu Preis, —
siehe, wie leuchtet vom Haupt
seligen Schimmers die Wunde!

Gabriel (auf die Reihe der Ahnen weisend).

Höre nun flehen die Stimmen der Väter!

Die Ahnen.

Das wir vergossen im heiligen Krieg, —
Blut des zeugenden Lebens
blühet, du Starker, in dir!
Du nun hebe sein Sehnen
siegend ins himmlische Reich!

Gabriel (auf die drei Könige weisend).

Hoffende Weise, die früh dich erkannt:

Die drei Könige.

Da wir begrüßten, vom Sterne geführt,
dich, die Wonne der Erde,
weihten wir gläubig dir Leben und Gut. —
Du nun gebiete den Knechten,
schare die Treuen dir zu!

Gabriel.

Zögerst du, Herr, — ihr Heiligen, singt
mächtig den Preis nun des Sieges!

Die Heiligen.

Ewig auf Erden leuchtet die Glut
himmelanstrebender Wonnen,
wenn sich der Sieger im Kampfe erhob,
neidischen Hasses Bezwinger!

Die Engel.

Ewig ertönet der Seligen Lob,
endlos der Ruf der Geschlechter:

Die Engel und Heiligen.

Heilig, heilig, heilig
ist der Herre Gott; —
alle Welt ist seiner Herlichkeit voll! —

Christus (nach einer Pause).

Im Wonneschwall der hohen Sänge
vermiss' ich einer Stimme Klang, —
des letzten dort der Ahnenreihe,
der sich dem Stral des Lichtes birgt.
Er höre mich, wo er auch weilet!

(Rechts unten, wie aus dem Innern der Erde heraufleuchtend, erglimmt ein roter Schein, in welchem man Prometheus erblickt, an den Fels geschmiedet, ihm zur Seite Gaja, und tiefer die Scharen der Dämonen und höllischen Geister.)

Prometheus.

Wehe, — was rufest du, himmlisch Gewaltiger!
Höhnest du, Kühner, die Streiter der Nacht?
Dich zu bekriegen aufrief ich die Hölle, —
siegend erhobst du das Haupt; —
zwiefach geschlagen in stöhnender Wut
halten mich zwingende Ketten! —
Kommst du zu spotten nun, Enkel, des Ahns? —

Christus.

Des Kampfes Wut zu enden kam ich,
und Mitleid dir zu künden!

Prometheus.

Mitleid? — Verachtung nenn' ich dieß Wort!

Nimmer mir frommt dein Erbarmen! —
Führe zum Streit denn, die dir gesandt,
öffne den leuchtenden Scharen
siegend die Thore der Nacht!
Dopp'le die Ketten mir, ziere den Pfühl
ewigen Grimmes mit sengender Glut, —
schlinge der Seligen jubelnde Reih'n
dicht um den Rachen des Todes; —
aber Erbarmen spende mir nicht!
Schwelgend im Glanze des Sieges, —
Sohn du vom Blute, entquollen aus mir, —
träufe nicht himmlischer Zähren
schleichendes Gift mir ins Herz!
Trau'n, mit ewigem Fluche
grüß' ich die göttliche Flut!

Gaja.

Hörst du, — Erwälter des Herrn? —

Gabriel.

Schaue des Frevels störrischen Trotz,
ewig in Blindheit verloren!

Die Engel und Heiligen.

Länger nicht gönne dem höllischen Mut
höhnenden Grimmes Erfrechen!

Die Engel.

Siehe des göttlichen Glanzes
stralende Schirmer vor dir!

Die Heiligen.

Achte der männlichen Ehren
wache Zeugen in uns!

Die Engel und Heiligen.

Zaud're nicht länger; — zum Kampfe,
zum Sieg!

Prometheus.

Rüste ein Fest nun der ewigen Qual!

Die Dämonen und Höllischen Geister.

Kampf, — und sei es zum Tode!

Christus (laut klagend).

Weh', — weh dir Welt, des Heils vergessen,
und allen Gnaden ganz entwandt!
Wie dringt dein Wüten mir zu Herze,
wie fasst mich wilder Angst dein Schall!
(Er bezwingt seine Bewegung und blickt gefasster zu den Himmlischen auf.)
Zurück ihr, die ihr Gott verläugnet,
in eures Reiches kalte Pracht!
Ein heilig Schauen wacht in mir,
und ungetäuscht von Himmelsglanze
seh' ich des wahren Gottes Kraft
der Liebe Born entquellen!
(Zu Prometheus und dem höllischen Heer.)
Zurück auch ihr zur finstern Nacht,
die ihr in zagem Mut erkoren, —
und du, der sich in Hochmut bäumt, —
zurück, bis ew'ger Lieb' Erkühnen
an deines Reiches Thore pocht; —
denn hell ob allem Weltenwahne
stralt einst der Gottheit siegend Licht! —
Kühn lebt mir dess' ein hehr' Vertrauen!

Die Engel und Heiligen
(bei abnehmendem Glanze verschwindend).

Christus, du Göttlicher, — ewig dir treu,
harret in Waffen, des Winkes gewärtig,
der es zum Kampfe, dem letzten, befehle,
hoffend das himmlische Heer!

Die Geister und Dämonen
(bei verlöschendem Schein im Dunkel verschwindend).

Nimmer ersterbend wachet der Hass!

Prometheus.

Trau'n, — noch dringt er zu Tage!

Gaja.

Himmel, — noch schafft er dir Reu'!

Gabriel
(nachdem alle Erscheinungen verschwunden, allein noch in blassem Schimmer sichtbar).

Der Ruf verstummt, die Kämpen schweigen,
doch aus des Himmels höchstem Reich
geheime Mahnung quillt hernieder
und drängt sich, Herr, zu dir!

Christus.

Dem Hauch der Gottheit will ich lauschen!

Gabriel.

O wisse, dass der Gottheit Kraft

du birgst in deinem Herzen! —
Herr, nicht um Kampfeslust zu küren,
erstand dir dort das heil'ge Heer: —
zu wenden gilt es, was dir dräuet,
das tiefste Weh, die höchste Not! —
Umschlingend sich in grausem Bunde,
von Höllengeistes Neid geführt,
heran zu wildem Spiele nahen
der Menschheit fluchbelad'ne Spötter,
die Schwelger dort in Hass und Wut!
Sie fassen dich mit kaltem Grimm,
und alles Erdenwesens Qual
aufwülen dir im Blute!

Christus.

Mein Blut weiht' ich der Erde Leiden —
und wanke nicht.

Gabriel.

O höre, Herr, — nicht menschlich Leben, —
der Gottheit Athem weht in dir; —
und seufzest du in Schmerzensangst, —
des ew'gen Himmels Wonnereich
durchzückt ein bang Erbleichen!

Christus.

Des Menschenleides — zagt nicht Gott!

Gabriel

(ganz nahe an Christus heranschwebend, leise).

Der Herr des Lichts, der Erde Wecker,
der Vater, der dich liebend schuf,
raunt dir, dem Sohne, Flüsterwort:
Bewache wol die hehre Kraft,
die deiner Hut vertrauet;
sein selbst, des Schöpfers, rauscht der Quell
in deinem trauten Blute; —
nicht tränke du der Hölle Neid
am Born der heil'gen Welle! —
Hab Acht, du Gottessohn!

Christus.

Der Gottheit Welle fühl' ich kühn
mir Herz und Busen schwellen,
und aus des Bornes ew'gem Grund
quillt hohen Trostes Labung! —
Zurück, du Banger! — Stark und treu
wacht Gott des Erdensohnes!

Gabriel (emporschwebend).

Auf in des Himmels stralende Höhen
trägt mich zage der Flug.
Göttlichen Auges Verkündung zu schauen,
hebt sich scheue mein Blick.
Fern am Quelle des ewigen Lichtes
forschen will ich und spähen,
dass ich erkenne des Höchsten Geheiß, —
dass ich vollbringe die Weisung!

(Er verschwindet im nächtlichen Dunkel.)

Christus.

Ob aller Angst, ob allem Weh,
ob allen Todesschmerzen —
dort aus der Wahrheit Gottesreich,
du Siegeskraft der Liebe, —
in Treuen steh mir bei!

Chor.

Läugnet der Himmel, verrät' dich die Erde,
banget in Zweifel mein zagender Mut, —
ewiger Liebe hehres Verheißen, —
Gottheit ahn' ich in dir!

Christus

(erhebt sich, schreitet auf eine Gruppe Schlafender zu, unter welchen sich Johannes befindet, und weckt diesen, ihn bei der Schulter fassend).

Auf, Freund, der du in banger Wacht
des neuen Reiches Sieg ersehnet,
und schläfst zur Frist nun der Erfüllung, —
erhebe dich, — sie nahen dort,
die mich zur Richtstatt weisen!

(Er wendet sich nach rechts, von wo Judas an der Spitze einer mit Lanzen und Schwertern bewaffneten Schar von Kriegsknechten ihm entgegentritt.)

Ich bin es, den ihr suchet!

Judas

(umarmt ihn und küsst ihn auf den Mund).

Gegrüßt sei, Meister!

Chor

(während Judas Christus umschlungen hält).

Wunder zu schauen! — Hölliſcher Grimm,
kürend zum Spott das Zeichen der Liebe,
blind ſich ſelber verhöhnet!

Judas (zu den Kriegsknechten).

Wolan denn! —

(Diese schreiten auf Christus zu.)

Johannes

(einem der Knechte ein Schwert entwindend).

Thoren, — weichet!

(Er verwundet mit dem Schwerte einen Neben stehenden am Haupt, so dass dieser ins Knie sinkt.)

Christus

(da die übrigen Knechte einzuschreiten im Begriffe sind).

Halt ein, Unseliger, — auch du
verläugnest so den Meister? —
Wähnst du, auf seinen Wink nicht eilten
des Himmels Scharen kampfbereit
zu Schutz dem Gottessohne? —

(Zum Verwundeten.)

Getröste dich, und sei geheilt!

(Dieser erhebt sich).

(Zu Johannes, ihn nach dem Hintergrunde weisend).

Du aber, deiner Schuld gedenk,
flieh fern von hier, und harre mein,
der hehren Freundin zugesellet,
dort an der Sünder steilem Pfad
zum letzten Schmerzensgange! —

(Zu den Kriegsknechten, welche in scheuer Verwunderung stehen).

Auf denn, ans Werk! — Ich bin bereit.

(Johannes hat sich gesenkten Hauptes dem Hintergrunde zugewendet. Die Kriegsknechte umringen und fesseln Christus.)

Chor.

Wehe, — schon fassen ihn höllische Bande,
dem sich der Himmel geneiget!

Judas

(während die Kriegsknechte den Gefesselten nach rechts abführen, zu den schlafenden Volksgruppen gewendet).

Ihr Schläfer, wacht, der Wahn entflieht,
und Träumens Zeit verwehet!
Bald grüßet Tageslicht
des Volkes König!

(Er folgt den Enteilenden.)

Chor

(während das erwachende Volk sich erhebt).

Licht, — was wirst du erleuchten!

Volk, 1. Gruppe.

Wer wecket uns laut? — Wer höhnet uns wild? —
Wie schallet so grimmig sein Mahnen!

2. Gruppe (nach rechts blickend).

Wer strebet im Dunkel dort eilend zu Thal?
Wen führen gewappnete Knechte?

3. Gruppe

(in ängstlichem Suchen sich zerstreuend).

Wo weilest du, Herr, dem fern wir gefolgt,
der Trost und Sieg uns verheißen?

4. Gruppe (ebenso).

Wir finden ihn nicht, — er ward uns entrückt!
Verlassen jammern die Treuen!

Alles Volk.

Wer weiset uns nun? — Vor Tücke und Neid
der Feinde, die wütig uns dräuen, —
wer bietet den Armen nun Heil?

1. und 2. Gruppe

(nach rechts ins Thal blickend).

Gefesselt dort schreitet, der frei uns gebot; —
nun folget ihm spähend von ferne!

3. und 4. Gruppe.

Sein Sinnen ist hoch, sein Wille ist kühn, —
noch schwebet das Los der Entscheidung!

Alles Volk.

(sich nach rechts, zum Abgange wendend).

O Stätte des Unheils, Nacht des Entsetzens, —
wer waget des Tags zu gedenken,
den schrecklich dein Mahnen verheißt! —

(Der Vorhang schließt sich.)

Chor.

Wie, ach, durchdring' ich die Schleier mit Macht,

die mich erneuet in Sorge befangen? —
Licht der Enthüllung endlich zu grüßen
seligen Schauens, verhoffte mein Sinn,
als mit des Sohnes drängender Frage
hell sich des Vaters Himmel erschloss. —
Doch es erschollen des höchsten Gesetzes
himmlische Botschaft und göttliche
Kunde
dort zwiespältig getrennt,
tiefer denn je mich in Rätsel ver-
wirrend! —
Dir, der Milde göttlichem Zeugen,
schwillt die Brust in brünstigem
Drang; —
doch mit der Himmlischen drohendem
Blick
schärfet mein Aug' sich dem Frevel
der Welt,
zweifelnd des Heiles Erfüllung. —
Dass mir des Strebens Mut nicht ent-
schwinde,
dass nicht ersterbe der sehnende Trieb,
Wahrheit in Kraft zu erringen,
fasset nun Bangen mein Herz; —
dass ich nicht zagend am heiligen Werk
hoffenden Kampfes erlahme! —

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Scene vor dem Tempel des Herrn, wie zu Beginn des II. Teiles. — In der Mitte der über der Treppe gelegenen Vorhalle ein erhöhter Sitz für den Hohenpriester; zu beiden Seiten desselben tiefer die Sitzreihen für die Ratsversammlung. Nacht, Fackelbeleuchtung. Die Priester und vornehmen Bürger, an der Spitze jener Annas, stehen, erstere links — vom Hohenpriester aus rechts — letztere rechts, vor ihren Sitzen geordnet, und blicken nach dem durch den Vorhang verdeckten Tempelinnern, aus welchem eben der Hohepriester Kaiphas hervortritt, um seinem Sitze zuzuschreiten).

Kaiphas
(mit einer grüßenden Handbewegung auf dem Hochsitze sich niederlassend).

Im Dienst des Höchsten — seid gegrüßt!
(Alle Versammelten, Annas ausgenommen, nehmen ihre Plätze ein.)
Welch' Ursach ist es, die zur Nacht
mich ruft in meines Rates Mitte? —

Annas.

Zu lang schon, Herr, ist dir bekannt,
welch Unheil wachsend uns bedrohet. —
Ihr müß'gem Zaudern harrtest du,
bis sich des Volks empörte Flut
heranwälzt' an die heil'gen Mauern. —
Was dort wir wirkten im Verein, —
wie trotzig sich der Mut enthüllt
des Frevlers, der die Menge führet, —
mit halbem Sinne jüngst vernahmst du's,
und schwankend auf den nächsten Morgen
verzögert'st abermal die That! —
Doch wir, gedenk der heil'gen Pflichten,
entsandten kühne Häscher nun,
dass ungeseh'n, zur nächt'gen Frist,
und off'nen Kampfes Wut vermeidend,
sie griffen aus des Volkes Mitte
das Haupt des Aufruhrs, den Verruchten,
der uns mit Höllenkunst bekriegt. —
Vertrauend der erles'nen Schar,
wir harren hier des Werks Gelingen
und rufen dich, o Herr, zu Rat,
dass du durch strengen Urteils Spruch
den Frevler nun vernichtest!

Kaiphas (in Zorn ausbrechend).

Ha Frecher, — bis zu offnem Hohn
treibt dich des Eigenwillens Trotz? —
Wer ward zu herrschen hier erwält? —
Wem ward, des hohen Amts zum Zeichen,
das Haupt geschmückt mit Golde? —
Mir oder dir, — sag an! (Pause).

(Zur Versammlung.)

Und ihr, — des Rechtes fromme
Hüter, —
wie mögt ihr doch das Volk verdammen
der Unthat, die euch selbst befleckt? —
Habt Acht, — zu stark nicht wähnt das
Joch,
dem sich des Thoren Nacken beuget! —
Entblößt durch eures Geizes Heischen,
von Seuch' und Misswuchs wild bedrängt,
in irrem Suchen strebt die Menge
hinaus zur Wüste, heim zur Stadt,
und für des kranken Leibes Breste
am Fieberwahn unschuld'ger Schwärmer
erringt sich mühsam kargen Sold.
Zu Hauf gedrängt, des Berges Klippe
dort vor den Thoren deckt die Schar,
und abendlich von Friedensfängen
ertönt die Höhe, hallt das Thal. —
Ihr aber — reißt mit Geierskrallen
den Führer aus dem scheuen Flug,
und rufet unbefohlen mich
zum Rächer auf, wo keine Schuld!

Habt Acht, — ein Ziel kennt meine Milde,
ein Maß des Volkes Dulderſinn,
deſſ' Mut ihr dreiſt verhöhnet!
Habt Acht, daſs ihr die Blinden nicht
entfeſſelt einſt der Bande!

Annas.

Als ich, o Herr, den Kampf zu wenden,
den du in weiſer Vorſicht ahnſt,
die raſche That erkor, —
nicht ſtrebt' ich doch — und die mit mir
die kühne Schar entſendet, —
der Herrſchaft Rechte dir zu ſtören. —
Denn ob auch langer Jahre Zal
im Dienſt des Herrn das Haupt mir bleichet, —
dir neigt es willig ſeine Zier,
der, von des Himmels Gunſt begnadet,
der Würden Gipfel raſch erklomm; —
und mit mir huld'gen dir die Brüder!

Die Prieſter und Bürger
(ſich erhebend, während Annas ſich verbeugt).

Dir, Herr, ſei Ehre, Ruhm und Macht!

Annas.

Dem Urteil, das von dir wir heiſchen,
entſagt in Demut unſer Sinn;
dein iſt das Recht, du mögſt entſcheiden. —

(Bei einer Bewegung unter den Verſammelten nach rechts blickend.)

Sieh da, — ſchon nah'n, die wir entſandt!

(Durch das rechtsſeitige Thor der Umfaſſungsmauern tritt Judas ein, an der Spitze der Söldnerſchar, welche in ihrer Mitte Chriſtus mit kreuzweiſe gefeſſelten Händen führt, und ihn etwa die halbe Treppe hinanweiſt, ſo daſs er rechts von Kaiphas — dieſem zur Linken, — das Antlitz gegen ihn und Annas gewendet, zu ſtehen kommt.)

Judas (auf Annas zuſchreitend).

Wir bringen, deſſ' du harreſt!

(Annas verweiſt ihn ſchweigend mit erhobenem Arme an Kaiphas, vor welchem er ſich nun mit den Kriegsknechten verbeugt.)

Chor.

Tücke und Neid, zum Hohne geſellt
unter der Herrſchaft müßigem Träger,
ſollen nun enden den heiligen Kampf. —
Welt, wo waltet dein Gott? —
Herz, wo weilet dein Hoffen? —

Kaiphas (zu Chriſtus).

Des Aufruhrs und des Volks Verführung
wardſt du beklagt im hohen Rat.
Erwidre du nun, was dir frommt!

Chriſtus
(nach einem ſchweigenden Blick auf Annas).

Vor allem Volk hab' ich verkündet
dem Kläger meines Amts Gebot; —
der floh mich in ohnmächt'gem Grimme. —
Er nenne laut nun meine Schuld!

Kaiphas (zu Annas).

Entgegne du, und laſs uns hören!

Annas (auf Judas weiſend).

Zum Zeugen ruf' ich dieſen auf,
daſs wider uns, des Heiles Hüter,
das Volk durch Höllenkunſt erreget,
der hier ſich brüſtet frechen Muts. —
O Himmel, wie verfolgt dein Zürnen
die Schuld doch bis ins letzte Glied! —
So kühn, ſo dreiſt, ſo froh der Tücke,
ſo aller Scham und Ehren bloß,
wie dieſer heut', — zur ſelben Stelle —
erſtrebet' einſt mit Heuchlerſinn,
voll Neid das Herz, das Aug' voll Milde,
des Gotteshauſes Weiheraum,
ſie, die ſo ſchmählich uns betrog! —

(Zu Chriſtus.)

O du, der Schande frevler Sproſs,
ſag' an, wie wie wagſt den Blick zu heben
du hier an heil'ger Statt? —

Kaiphas.

Zu richten gilt es, — nicht zu ſtrafen. —

(Zu Judas.)

Du meld' uns nun, wie der Verklagte
des Volkes ſchwanken Sinn bethört!

Judas.

Von böſen Geiſtes Liſt befangen,
in dunklem Wahne ſeufzt das Volk. —
Zur Stunde, da die Magd des Herrn
verbannt ward aus des Tempels Mauern,
erloſchen ſei, — ſo raunt die Menge, —
des ew'gen Feuers Wunderkraft,
verſiegt des Gnadenquelles Glut, —
und ird'ſcher Nahrung nun bedürftig,
hinſieche matt das Heiligtum. —
Nicht mehr des Glaubens reine Stralen

beseelen die geweihte Schar, —
statt Himmelslicht das Gold der Erde
erwecke wilder Lust Begehr;
nicht hohe Bruderpflicht mehr eine
zur Liebesthat des Rechtes Hüter, —
in Gier und Habsucht nur gesellt,
nach Macht verlange ihr Gelüsten; — —
— (mit hervorbrechender Wildheit) —
und auf den Ehrensitz
zum Spott erhoben,
ohnmächtig, zagen Muts,
in Zweifel wankend,
ein schwacher Wüstling sei
dem Bund willkommen,
dass mit der Herrschaft Prunk
und leerer Worte Dröhnen
er schmeichle dem verstörten Sinn
betrog'ner Thoren!

Kaiphas (in Wut zu Annas).
Wahnwitz, — wo triebst du diesen auf? —

Annas (hastig.)
Er ist uns Freund, — lass ihn vollenden!
(Zu Judas, barsch.)
Sprich weiter du! — —

Judas (in Ruhe fortfahrend).
— So — raunt die Menge. —
Da trat aus öder Wüste Fernen
ins Volk, der hier gefesselt steht. —
Die Schwachen und des Leids Bedrängte
rief freien Mutes er zu sich,
und, hoher Wunderkräfte mächtig, —
dem Siechtum Heil, dem Hunger Speise,
den Blinden Licht, und Trost den Bangen
entbot er, wo sein Wort erscholl.
Aufjauchzt in jubelndem Erkühnen
das Volk nun, sel'gen Glücks gewiss;
vergessen alter Eid' und Rechte,
dem neuen Führer tönet Preis,
der Himmelsbrot, — so wähnt die
Menge, —
dem Erdenthal gespendet.
(Mit Heftigkeit.)
Von Aug' zu Auge eilt,
von Mund zu Munde
die Botschaft siegesfroh
durch alles Land,
und bis ans Thor der heil'gen Feste
auf tausend Zungen dringt die Mähr,
dass endlich sich erbarmt
des Himmels Walten,
und, falscher Treu zum Trotz,
den hehren Künder,
des ew'gen Tages Licht
zu euch gesandt! — (Kalt, gemessen.)
Hier seht ihn, der in dunkler Nacht
sich willig unsern Banden füget!

Kaiphas (nach einer Pause).
Die Schuld, — die Schuld, — nennt
mir die Schuld,
der ich mit Richterspruch entgelte! —
Und so ihr schweiget, — (zu Christus)
— meld' uns du,
verrat'ner Träumer, deine Lehre,
die Bettlern, trau'n, und armen Blinden
des kranken Hirnes Glut erregt,
doch vor dem klaren Blick des Weisen
zerstiebt in eitlen Schaum.

Christus.
Die Wahrheit zu bezeugen kam ich,
und heißen Sehnens Durst zu stillen. —
Den Lauen doch und Kalten, — euch, —
versiegt die Flut des hohen Quelles. —
Nur wer nach Wahrheit ringt,
hört meine Stimme.

Kaiphas (lächelnd).
Was ist Wahrheit? —

Chor.
Kämpfe, mein Herz, in Qualen der Angst,
dass nicht des Strebens heiligen Trieb
tückisch vergifte die Frage!

Judas (zu Christus).
In Wahrheit künd' uns nun,
du Sohn des Lichtes:
wardst du in Weibes Schoß
gezeugt von Gott? —

Christus.
Du sagst es. —

Annas (auffahrend).
Gotteslästerung, — höret! —
O Schmach! Zum Himmel schreit um
Rache
dieß freche Wort, das nied'rer Schuld
den Herrn der Schöpfung zeihet!

Der Tod nur sühnet solch Erdreisten;
der Kreuzestod! —

Die Priester (sich erhebend).
Der Tod!

Die Bürger (ebenso.)
Der Tod!

Stimme des Volkes (von außen).
Oeffnet die Thore, — lasset uns seh'n,
den ihr entführet in Banden!

Kaiphas.
Des Volkes Stimme, — hört ihr wol,
die drohend euch gemahnet! —
Was heischt ihr nun für diesen, — sprecht!

Annas.
Den Tod durchs Kreuz!

Die Priester und Bürger.
Den Tod!

Volk (wie oben).
Einlass begehren wir, heiliges Recht!

Kaiphas (sich erhebend).
So schwer nicht dünkt mich seine Schuld. —
(Zu Christus.)
Doch da du uns, des Wissens Hüter,
durch dreisten Lästerspruch verhöhnt, —
(zu Judas und den Knechten)
führt ihn hinweg, den Wahn bethöret,
straft ihn mit blut'gen Geißelhieben,
mit Dornen krönet ihn zum Spott,
und stellet so den Gottgezeugten
im Herrscherschmucke vor das Volk,
der Blindheit Hochmut zu beschämen!

Judas.
Hei Freund, — so sei's gethan!
(Er führt Christus mit den Söldnern durch die Vorhalle wie nach einem Seitenraume des Tempels ab.)

Chor.
Göttlicher Liebe Bekenner, —
furchtbar sollst du bezeugen, —
sieghaft halte nun Stand!

Volk (von außen).
Höret, wir drohen! —

Kaiphas (zu den Tempeldienern).
Schließt auf!

Volk (durch die Seitenthore hereinstürmend).
Kündet uns an, wo bergt ihr den Heiland?
Hieher enteilte die Schar!

Kaiphas
(nach dem durch den Vorhang verdeckten Tempelinnern weisend).
Im Weiheraum dort bergen wir
den Heiland, der euch frommet:
des Feuers ew'ge Glut!

Volk.
Wunden nicht heilet des Feuers Gewalt,
spendet den Armen kein Brot; —
gebt uns den Heiland zurück!

Kaiphas.
Verklagt ward, den ihr Heiland heißet,
und schwerer Schuld bezichen.

Volk.
Nenne den Fehl uns, halte Gericht
offen nach hohem Gesetze!

Kaiphas (auf Annas weisend).
Hier seht den Kläger; — fraget ihn,
er meld' euch, was ihr heischet!

Annas
(da das Volk sich gegen ihn wendet).
Erwiesen ward die grimme Schuld
vor uns, des Rechtes Hütern.
Ihr — meidet den Verdammten
und stört nicht unser Amt!

Volk.
Wähne nicht, herrisch die Treuen zu irren!
Heil verhieß uns der Gute,
nimmer verlassen wir ihn!

Annas.
Ha, wagt an heil'ger Stätte ihr
des Aufruhrs Stimme zu erheben, —
so wisset — wenn der Milde nicht
wir, trau'n, im Uebermaße pflegten, —

nach Rechtes Spruch ward euch zu Teil
das Los, das jenem nun beschieden; —
und hört: — dem ihr in falscher Treu'
und blindem Wahn hieher gefolget, —
er hat euch schnöden Sinn's verraten,
verlassen in der Sünden Not',
dahin sein Prahlen euch gelockt,
auf dass ihr all' verdürbet!

(Mit drohender Gebärde.)

Drum zittre, Volk! — Denn so du je
zu neuen Freveln dich erkühnest, —
der blut'gen Geißel Schwung
beutst du den Rücken,
und in des Stieres Joch
drängst du dein Haupt!

Volk (in Aufruhr).

Schändlicher, — schweige dein tückisches
Droh'n!
Fürchte des Volkes Beschirmer!
Noch ist er nahe, noch stralet sein Aug'
göttlichen Glanzes erfüllet!
Stürme bezwang er und tobendes Meer,
rief aus dem Grabe die Todten; —
kommen wird, zu sühnen die Schuld,
kommen in siegender Kraft
er, der dem Himmel entstiegen,
König der hoffenden Erde!

(Bei den letzten Worten führen Judas und die Kriegsknechte Christus aus dem Seitenraume des Tempels vor. Er trägt die Dornenkrone, der vom Purpurmantel nur teilweise bedeckte Leib zeigt die Spuren der Geißelung, in den gefesselten Händen hält er ein Rohr.)

Judas (zum Volk).

Der Erde König — naht euch so! —

(Er weist Christus ungefähr die halbe Treppe hinab, wo dieser, dem Volke zugewendet, gesenkten Hauptes stehen bleibt.)

Volk.

Wehe, — blickt auf, — welch Entsetzen!

Judas.

Andern hat er geholfen,
selbst — steht er in Schmach!

Kaiphas.

Sehet, — ein Mensch!

Chor

(während Morgendämmerung anbricht).

**Bild, — der Gottheit Höhen entstammt, —
hier, der Stätte, die wonniger Glut
einst dein Grüßen erfüllet,
also neigst du dich wieder? —
Schmerzumnachtet das Aug',
dorngekrönet die Stirn,
und von geschlagenem Haupt
blutig quellende Thränen! —**

Annas (zum Volk).

Ei, fragt ihn doch, den Gottgesandten,
wo nun sein Vatererbe,
das prahlend er verheißen, —
der Wonnen Himmelreich?

Volk (scheu, leise).

Künd' es, du Banger, — wir fragen!

Christus.

Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Annas.

Hört ihr? — Er höhnet der Frage!

Volk.

Wehe, — verraten sind wir!

Annas (zu Kaiphas).

Dich ruf' ich nun, des Frevels Richter; —
klar liegt am Tag die grause Schuld. —
Dem Frechen, der den Himmel lästert,
das Volk verführet und verrät,
verhänge nun die Strafe!

Kaiphas.

Von Blut beströmet seht ihn hier,
von Schmerz und Scham gebeuget.

Annas.

Des Frevels Sühne fordert mehr!

Kaiphas.

Wie soll ich härter strafen? —

Annas.

Kreuzige ihn!

Die Priester und Bürger
(sich erhebend).
Kreuzige, — kreuzige ihn!

Kaiphas (sich zum Volke wendend).
Sagt ihr, — wie lohn' ich eurem Meister, —

Annas (einfallend).
der euch durch tück'schen Trug getäuscht? —

Volk (zu Kaiphas).
Kreuzige ihn!

Kaiphas.
Der euch erquickt in öder Wüste,
von Seuch' und Hungers Not befreit, —

Annas (wie oben).
der euch gereizt zu frevlem Streite,
der in der Not euch feig' verrät? —

Volk (wie oben).
Kreuzige, — kreuzige ihn!

Kaiphas.
In Unschuld wasch' ich meine Hände, —
auf eure Häupter strömt sein Blut!

(Die aufgehende Sonne bestrahlt den oberen Teil des Tempels; Christus wendet das Haupt langsam nach der Stelle und hierauf mit bedeutungsvollem Blick gegen das Volk.)

Volk (düster, leise).
Sehet, — die Sonne! — Gedenket der Mahnung; —
furchtbar ward sie erfüllt!

Kaiphas (zur Versammlung).
Folgt mir, — der Tag des Herrn bricht an.
(Zu den Kriegsknechten.)
Und ihr, — vollstreckt die Strafe!

Judas
(während Kaiphas, von den Priestern und Bürgern gefolgt, sich dem Tempelinnern zuwendet, die Kriegsknechte aber Christus anfassen).
Beginne denn das Fest!

Volk.
Wehe, — wehe, — Unheil naht!

(Da die Kriegsknechte, von Judas angeeifert und vom Volke gefolgt, Christus dem rechtsseitigen Ausgangsthore zuführen, schließt sich der Vorhang.)

Chor.

Düster enthüllt sich's dem forschenden Blick. —
Den du dem Volke einst herlich verkündet,
den du bekanntest, dem Himmel zum Trotz, —
er, der Liebe Quell und Behüter,
weilet nicht herrschend auf Erden!
Wirst du uns weisen sein seliges Reich,
wirst du beharren im Glauben,
Held, so schmählich gekränkt?
Wie auch des Schicksals Los sich entscheide,
was auch der Qualen noch grimmig dir droht, —
dein ist des Mitleids williges Weh',
dein der Andacht staunend Erbangen,
der du so treulich in Nöten und Pein
folgest dem hehren Gebote;
und es entschwebet dem Grauen der Angst
himmelaufseufzend die Klage,
dass der Erde leuchtendster Sprofs,
stralender Menschheit Vollender,
sinke in Nacht und Verderben,
weil zu hoch er den Blick
gottvertrauend erhob!

(Der Vorhang öffnet sich.)

(Felsiges Thal vor der Stadt. Links die Stadtmauer mit einem Thore, von welchem aus ein steiniger Pfad nach rechts aufwärts über die Bühne führt. Der Hintergrund wird durch eine steile, kahle und sonnige Berglehne eingenommen, auf welche der Pfad in Windungen hinanzusteigen scheint. Inmitten der Bühne an einer Biegung des Pfades eine Gruppe ärmlichen Volkes, meist Weiber und Greise, welche bang erwartungsvoll nach dem Thore blicken. Unter ihnen Maria, Magdalena und Johannes.)

Johannes
(im Verein mit Magdalena liebevoll um Maria bemüht).
Sei stark und bau' auf Gottes Huld,
o Mutter, vielgeprüft in Schmerzen! —

Die Schmach ertrugst du falscher Klage,
der bangen Trennung stumme Qual, —
der Herr erbarmte sich des Leides. —
Er ist auch heute dein gedenk,
in aller Not, in allem Weh'
wacht dir sein Vaterauge!

Chor

(während Maria wie gebannt im Schmerze verharrt).

Taube Mahnung, — müßiger Trost! —
Tiefer als dir, dem büßenden Knecht,
öffnet der Seligen einst sich der Himmel,
als zum bräutlichen Gruß
glühend der Engel sich beugte. —
Dort — in schwellender Kraft
wehet' der Odem des Herrn; —
heute, — schwül und bang
harret der Himmel in Schweigen.

Magdalena (zu Maria).

Sieh mich, die tiefster Schulden Schmach
auf Erden einst dieß Haupt belastet; —
der kalten Grabesnacht,
des grimmen Tods Umarmung
befreite mich der Herr
und rief mich auf ans Licht; —
die Freyle, — mich, der Sünden Buhle. —
Und du, des Himmels reine Braut,
du solltest trostlos schmachten? —

Chor

(während Maria unbewegt bleibt.)

Des Himmels Sohn dort nahet geschlagen,
vom Kreuze belastet, von Schergen geführt! —
Schweiget, ihr Hoffenden, harret auf ihn,
schauet sein Antlitz, fraget sein Aug',
ob noch göttliche Rettung
winke dem irdischen Leid!

Maria (starr vor sich hinblickend).

Werd' ich ihn sehn, — den Liebesblick,
der einst am Mutterbusen lachte,
von Henkerslust verhöhnet, —
umhüllt von Todesschmerzen? —

(Sie erbebt in furchtbarem Schrecken, als von links her der nahende Zug vernehmbar wird.)

Volk (von links hinter der Scene).

Eilet, — schon ist er am Thore!

Die Weiber (um Maria).

Sehet, — sie führen ihn dort!

Chor.

Athem, — nun hemme die Flucht!

(Durch das Thor schreitet Christus, mit dem Kreuze beladen, an einem um die Mitte des Leibes geschlungenen Seil von den Kriegsknechten geführt; diesen zur Seite Judas, sie antreibend; nachfolgend die Volksmenge. — Als Christus den Pfad einige Schritte emporgestiegen, begegnet er dem Blicke Marias, hält ein und sieht ihr schweigend in die Augen. Da sie, vom Schmerze überwältigt, in die Arme Johannes' und Magdalenas zurücksinkt, erbebt er, wankt und bricht unter dem Kreuze zusammen.)

Die Weiber (aufschreiend).

Wehe, — weh!

Judas (die Knechte anfeuernd).

Treibt ihn auf! (Zu Christus).
Wankest du hier schon, du Kühner? —
Sieh, — noch weit ist der Weg!

Christus

(von den Knechten mit roher Gewalt wieder zum Stehen gebracht, den Weibern zugewandt).

Weinet, zeugende Mütter, und klaget,
rufet den Bergen: fallet über uns,
und den Hügeln: decket uns! —
Wo solches geschieht am irdischen Stamme, —
was hoffet ihr, Töchter der Erde!

Judas

(bedeutet die Knechte, ihm das Kreuz wieder aufzuladen).

Auf, — noch ist dein Werk nicht gethan!

Magdalena

(da Christus das Kreuz wieder aufnimmt).

O Herr, — wie riefst du mich ans Licht,
der Gottheit Leid zu schauen!

Volk

(während Christus den Weg fortsetzt).

Spähet, — und lauschet dem Wort
dunkler Verheißung!

(Indem Chriſtus mühſam den Pfad hinanſchreitet, und Maria, von Johannes und Magdalena geſtützt, mit den Weibern ſich ſeitwärts an das Volk anſchließt, beginnt zugleich die Scene, — immer kahle, felſige Berglehnen darſtellend, — ſich von rechts oben nach links unten zu verwandeln, ſo daſs der Zug bald hinter Bodenerhebungen verſchwindet.)

Chor (während der Wandelſcene).

O Thal der Seufzer, — Weg der Schmerzen, —
wie folg' ich dem Führer ſo bang! —
Steil iſt die Höhe, — mühſam der Pfad, —
und das Ziel — des Jammers Erfüllung!

— — — — — — — — — —

Einſt — gen Himmel ſtürmte ein Held;
trotzig, kühn, voll höhnender Kraft,
Einlaſs wollt' er erzwingen.
Aber es zuckte der rächende Stral;
flammend aus göttlichem Zorne
ſtürzt' er den Frevler zur Nacht. —
Heute, — wie matt, beladen der Bürde,
blutbeſtrömet, ſchmerzdurchtobt,
ſtrebet der liebende Dulder
wanken Schrittes zur Höh'!
Aber der Himmel in brütendem Schweigen
zittert des Schwachen, der ſich erhebt;
denn es leidet der Blitze
waltender Herrſcher mit ihm. —

(Der Zug, welcher nun, wie auf einer Krümmung des Pfades, von rechts nach links emporſchreitet, iſt wieder ſichtbar geworden, während zugleich die Scene ſtillſteht).

Johannes

(da Chriſtus abermals zu ſinken droht, mit gerungenen Händen).

Zeigſt, Vater, du dem treuen Knecht
kein Ende dieſer Qualen? —

(Chriſtus ſtürzt nieder.)

Volk.

Wehe, wehe! —

Judas (die Kriegsknechte aneifernd).

Ei doch, mein Held,
Hört du der hoffenden Thoren,
tröſteſt du alſo den Knecht? —

Chriſtus

(unter der rohen Gewalt der Kriegsknechte ſich mühſam aufrichtend).

Mich dürſtet! —

(Ein Weib aus der Nähe Marias eilt herbei und verſucht ihm ein hölzernes Gefäß, welches ſie an der Seite trägt, zum Trunke darzureichen.)

Judas (ihr rauh wehrend).

Hinweg! — (Zu den Knechten) —
Und treibt den Zagen!
die Zeit der Milde ſchwand!

Volk

(da Chriſtus das Kreuz wieder aufgeladen wird).

Höret ihr, Brüder, die Kunde? —
Schreckliches dräuet uns noch!

(Der Zug verſchwindet, nach rechts umbiegend, abermals hinter der Scene, welche ſich in derſelben Richtung wie früher wieder zu verwandeln beginnt.)

Chor (während der Wandelſcene).

Himmel, iſt alle Kraft dir entſchwunden,
Gott, iſt aller Zorn dir verſiegt,
daſs du den Sohn, den wonnig gezeugten,
läſſeſt ſchmachten in Qualen der Angſt,
gleich dem Wild in der Wüſte? —
Einſt ach, — drohenden Mutes Erkühnen
ſandt' ich empor, dem Schöpfer zum Trotz;
dir ſelbſt, ſtralendem Zeugen der Liebe,
regte ſich ſtolz der tobende Grimm
dort mit dem Branden des Meeres,
und der hölliſchen Frevel Begier
eint' ich die Triebe des Herzens. —
Und nun?
Bebend zum Himmel aufheb' ich den Blick,
ob nicht ein Zeichen dem Bangen erſende,
ſpähe dann forſchend wieder ins Thal,
ſtreife der Berge ſtarrende Gipfel,
frage der Wolken dräuendes Heer

flehend um göttliche Rettung,
einsam in gräßlicher Not!

(Während des letzten Absatzes des Chorgesanges hat die Wandelscene, zum Schlusse stillstehend, den zerklüfteten Gipfel eines felsigen Berges dargeboten, hinter welchem sich eine weite Fernsicht auf Thal und Gebirge aufthut. Rechts vorne schroffe Klippen und ein gähnender Abgrund. Grelle Beleuchtung, im Hintergrunde dunkle Wolkenmassen. Der Zug naht sich dem Gipfel von links rückwärts, während Judas voraneilt und eine Felsspitze am Rande des Abgrundes erklimmt).

Judas (in den Abgrund hinabrufend).

Nun rüstet euch, Söhne der Nacht, —
verdammte, verstoßene, himmlisch verhöhnte!
Und du, gefallener Held,
der Schmach gedenke,
der Schmerzen Wut,
ohnmächtigen Tobens Erknirschen,
und schüttle die Ketten mit Macht,
denn balde zersprengt sie die Rache!

(Während dieser Worte hat Christus mühsam den Gipfel des Berges erreicht und bricht nun kraftlos zusammen, worauf, wie in Erwiederung von Judas' Worten, ein unterirdisches Dröhnen vernehmbar wird, indem zugleich die Felsen wanken, einzelne Zacken in die Tiefe stürzen und aus dem Abgrunde und den Felsspalten Dampf und Feuer aufquillt.)

Volk

Schrecken und Not! —
Ewiger Gott, — erbarme dich unser!

Judas (zu den Kriegsknechten).

Fasset, und schlagt ihn ans Kreuz!

Volk (sucht den Knechten zu wehren).

Nimmermehr, — hört, — haltet ein! —
Fürchtet des Ewigen Zorn!

Judas

(indem zugleich auf seinen Wink ein Teil der Knechte das Volk mit erhobener Waffe zurückweist, andere aber Christus in knieende Stellung aufrichten und ihm die Kleider vom Leib reißen).

Thoren, — die Hölle erdröhnet! —
Zittert, — schon ist sie am Werk!

Christus

(indem er von den Knechten mit roher Gewalt aufs Kreuz niedergezerrt wird).

O Herr, vergib ihnen,
denn sie wissen nicht, was sie thun!

Chor.

Herlichster, heiligster Held!

(Während Christus durch das umstehende Volk verdeckt wird, hört man am Holze furchtbare Hammerschläge erschallen.)

Maria

(in höchstem Schmerze aufschreiend).

Wehe, wehe, — mein Kind!

(Sie stürzt mit Johannes und Magdalena auf die Kniee.)

Chor

(während die Hammerschläge erschallen).

Du bist mein Gott, — und den du bekenneſt, —
dem du vertraueſt im Raſen der Qual, —
ſchwelg' er in Wonnen, klag' er in Leiden, —
ihm ſei des Herzens Minne geweiht,
blühendes Leben und quellendes Blut,
und der Schmerzen wütendes Toben!

(Die Schläge verstummen.)

Judas.

Richtet nun auf das Kreuz!

(Das Kreuz wird aufgerichtet, so daſs ſeine Stirnſeite etwas nach rechts gegen den Abgrund (welcher dem Gekreuzigten zur Linken) gewendet ist. Zugleich tritt jählings eine nächtige Verfinsterung ein.)

Volk (auf die Kniee sinkend).

Wehe, — weh!

Chor.

Ihr Völker der Erde,
ſehet hier
unſern Gott am Kreuz!

Judas (in den Abgrund rufend).

Hölle, schon nahet die Stunde, —
grüßend schon winkt dir die Nacht!

Volk

(indem es die Arme flehend zum Gekreuzigten emporhebt).

Hilf uns, — hilf aus Grauen und Tod!
Himmlischer Retter, — vergib!
Steige vom Kreuz, gebiete der Nacht,
wieder erwecke das Licht!
Herr, du vermagst es; — Heiland, wir glauben, —
sieh im Staube dein Volk!

Chor.

Wehe euch, Bangen, — wehe der Welt, die des Heils sich entschlagen!

Judas

(nach dem Hintergrunde weisend, zum Volk).

Seht zu, lasst jene Weisen dort
der Bitte Lehrer sein!

(Von links aus dem Hintergrunde naht Kaiphas in vollem Ornate, von Annas geleitet, an der Spitze der Priester und Bürger.)

Kaiphas (auf das Kreuz zuschreitend).

Die Erde bebt, es dräut der Himmel,
der Tempel wankt' beim heil'gen Fest,
und grauser Zeichen Kunde
trieb uns in Angst zu dir!

Annas (einfallend).

Herr, wir bekennen all uns're Schmach; —
wie wir gefälschet, wie wir getrogen, —
alles sei nun geklagt!

(Er fällt mit Kaiphas vor dem Kreuze auf die Kniee, ebenso hinter ihnen in langer Reihe die Priester und Bürger.)

Die Priester und Bürger.

Gnade, — Gnade, die wir versaget
flehendem Elend, spende uns du!
Herr, nicht entgelte mit Strafen den Sünden, —
Reue geloben wir hier!

Judas.

Hei, wie der Rücken fromm sich krümmt!
Zu spät, — zu spät, — verloren!

Chor.

Zagen ringsum und feiges Erbleichen hier an der Gottheit Quell! —

Maria, Johannes und Magdalena

(auf den Knieen, den Fuß des Kreuzes umklammernd.)

Herr, wenn wir recht dich nicht geliebt,
und sündig uns're Thränen,
getrübt vom Erdenwahn; —
so schwer nicht sühne du die Schuld:
vom Kreuz herab als letzten Gruß,
Erlöser, weig're nicht
ein Trosteswort den Treuen!

Christus

(hebt das Haupt wie suchend gen Himmel und ruft nach einer Pause in höchster Kraft).

Gott, mein Gott, —
warum hast du mich verlassen!

Chor

(während gellende Posaunentöne vom Himmel schallen).

Wehe, — mein Heiland erliegt, und es schreitet das Schicksal!

(Zugleich hat sich links in der Höhe — dem Gekreuzigten zur Rechten — ein leuchtendes Himmelsthor erschlossen, durch welches in bläulichem Lichte die Scharen der Engel und Heiligen, gewappnet, ähnlich wie in der ersten Scene, nur in verworrenen Reihen, sichtbar werden, während aus dem Abgrunde rechts — dem Gekreuzigten zur Linken — wie auf Dampfwolken schwebend, Prometheus, die Keule in der Faust, mit dem andern Arme Gaja umschlungen haltend, an der Spitze des höllischen Heeres emporsteigt.)

Gabriel

(den Engeln voran sich tief zum Kreuz herabneigend).

Rette uns, Herr, — Verderben ist nah!

Das höllische Heer.

Freiheit, Freiheit! — Ende der Qual!
Wonniger Rache Erathmen!

Die Engel und Heiligen.

Herr, — es jauchzet die Hölle!

Gabriel (in Hast).

Höre mich, Herr! — Aus ewigen Höh'n
flieh' ich zu dir in rasender Angst; —
das Auge des Schöpfers
seh' ich nicht mehr,
bange barg er den Blick
vor des Sohnes Erbleichen!

Der göttliche Vater
ist uns entrückt; —
all unser Hoffen, all unser Sehnen
ruhet, Heiland, in dir! —
Zögre nicht länger,
kurz ist die Frist! —

Die Engel und Heiligen
(einfallend).

Rette den Himmel aus gräßlichster Not!
Ein Wort, — und wir fliegen zum Siege!

Das höllische Heer.

Lasset denn flammen die Blitze!

Prometheus
(Christus unverwandt ins Auge blickend).

Steige herab — zum Kampf!

Christus
(nachdem er, das Haupt gegen Prometheus wendend, dessen Blick stumm erwidert).

Es ist vollbracht.
(Er neigt das Haupt und verscheidet.)
(Lange Pause.)

Gaja
(an Prometheus geschmiegt, mit ausgestrecktem Arme auf den Gekreuzigten weisend).

Siehe, mein Held, — in Qualen des Todes
neigt er milde das Haupt!
(Prometheus steht, regungslos in den Anblick versunken.)

Chor.

Also starret das Leben, —
also bleichet das Licht. —

Gabriel (zu den Engeln und Heiligen).

Brüder, nun senket das drohende Schwert,
berget in Schatten den Blick!
Was ihr im Herzen bange geahnt, —
heute ward es erfüllt: —
ewiger Gottheit leuchtender Stral
schwand uns im menschlichen Auge,
weichend dem Grauen der Nacht.
(Die Himmlischen senken gebeugten Hauptes die Schwerter.)

Das höllische Heer.

Sehet, — die Stolzen erbeben, —
Zagen durchzittert das Heer!

Gabriel.

Einziges Erbe verlorener Wonnen,
letztes Pfand des entschwundenen Heils, —
eilet hernieder, ihr Trauten,
ehret den heiligen Leib,
und erhebet die Klage!
(Während die Heiligen in ernst trauernder Gebärde verharren, schweben die Engel, immer von bläulichem Schimmer umgeben, zum Gekreuzigten hernieder, lösen während des folgenden den Leib vom Holze, welches lautlos zurücksinkt, umhüllen ihn mit zarten, silbrigen Schleiern und heben ihn sehr allmälig zur Höhe.)

Das höllische Heer.

Friedsam im Fluge vereinet,
schweben die Lichten zu Thal!

Die Engel (den Leib abnehmend).

Löset, ihr Treuen, vom Kreuze den Leib,
hebet die schimmernde Bürde,
träufet in klaffende Wunden
Balsam duftender Flut!

Die Heiligen.

Weihet dem Hehren, dem Milden,
Was euch im Busen noch lebt:
himmlischer Liebe Erbeben,
Leiden heiliger Not!

Die Engel und Heiligen.

Schwellet, ihr Seufzer der Liebe
ihm, der in Wonnen gezeugt, —
mahnet, ihr Klänge des Leides,
sein, der in Schmerzen verschied!

Das höllische Heer.

Wie minnig doch tönet, wie sanft doch erschallt
die quellende Klage von oben! —
Zum Kampfe zogen wir aus, —
(sich gegen Prometheus wendend)
o Herr, nun weise uns recht!

Judas
(zu Prometheus, der den Blick nicht von Christus abgewendet).

Höre, du Held, — dich mahnen die Streiter!
Walteſt du also der Rache? —

Chor

(da Prometheus mit großer Gebärde zur Rede anhebt).

Lauschet, — nun soll sichs vollenden!

Prometheus

(nach einer Pause langsam beginnend).

Aus nie durchforschter Qualen Nacht
erwachend, brach ich meine Ketten
und drang empor ans Licht.
In urgezeugten Zornes Kraft
erglühend, fasst' ich meine Waffe
und rief mein Heer zur Schlacht. —
Der mich gestürzt in grause Tiefe,
in Eisenbanden mich verhöhnt, —
der meines Stammes Blut beschämet,
den ich in Höllenpein verflucht, —
ich finde ihn wieder: —
doch prahlend nicht im herrischen Schein,
nicht schwelgend im neidischen Glanze
göttlicher Pracht; —
aber ersterbend in Liebe. —
Da strömet aus himmlischen Höhen
unsäglich wonniger Schmerz; —
es schwillt mir das Herze,
es wanket das Knie, —
und dem Aug' entflutet die Thräne!

(Er stürzt auf die Kniee und blickt mit gefalteten Händen weinend zu Christus empor.)

Gaja (mit ihm auf die Kniee sinkend).

Wol, Trauter, — mein Held, — lass
uns weinen!

Chor.

O heilig zwingende Kraft
göttlichen Sieges!

Das höllische Heer.

Mächtiger, — wie du in Schauer erbebest,
fasset ein Staunen das harrende Heer,
fasset uns an mit hehrem Gemahnen,
locket auch uns die heilige Flut!

(Sie sinken zur Anbetung nieder.)

Prometheus.

Dem Walter des Himmels, dem Schöpfer
der Erde,
der selig an menschlichem Herzen erglüht
der menschlichen Wonnen helfend sich neigte,
der menschlichem Leide rettend erlag, —
dem scheidenden Gotte
quellt, unaufhaltsame Thränen!

Chor

im Verein mit dem Volke, den Priestern und dem höllischen Heere.

Der ewiger Liebe Flammen entfacht, —
dem scheidenden Gotte
quellt, unaufhaltsame Thränen!

Die Engel

(allmälig in die Höhe zurückweichend).

Schimmernd im Glanze, wie wir umwinden
duftige Schleier dem heiligen Leib,
also entschwebet, also entweichet
euch der Gepriesene, den ihr beklagt!

(Der Leib des Gekreuzigten ist nur mehr schwach sichtbar.)

Die Heiligen.

Blicket empor, ihr Kinder der Erde,
grüßet den Holden zum letzten Mal: —

Die Engel und Heiligen.

einmal — einmal — einmal noch,
eh' er entschwindet!

Prometheus.

Blickt auf, und bei dem Stralenlicht
des ew'gen Himmels schwöret
dass ihr der Engelsmahnung wollt
ein treu Erinnern weih'n,
vergessen nie des Heilands bleich,
der nun im Glanz verweichet,
gedenken eures Gottes dort,
den scheidend ihr erkennt!

(Zum Volke gewandt.)

Schwöret, des Volkes reuige Söhne!

Volk.

Wir schwören!

Prometheus.

Schwöre auch du nun, Bote des Neides!

Judas

(als der letzte aufs Knie sinkend.)

Auch ich — in Ohnmacht — schwöre!

Prometheus.

Ihr denn, höllische Streiter!

Das höllische Heer.

Wir schwören!

Chor.

Und ich —
ſchwöre mit euch!

Prometheus

(nach dem Himmel weiſend, wo die letzten Geſtalten in fahlem Schimmer erbleichen).

Brüder, — ſehet, — es ſchwand uns das Licht!

Stimmen der Engel (verhallend).

Lebt wol, — auf ewig — lebt wol!

Alle Knieenden.

Wehe, — weh!

(Der Vorhang ſchließt ſich).

Chor

(in gewaltigſter Erhebung).

Herz, nun ermanne dich mutig der Klage!
den du beweineſt, — er lebet in dir! —
Und ihr, die treulich dem Sange gelauſcht; —
den ihr im Bilde ſiegend erſchaut,
der euch im Bilde liebend entſchwand, —
ſuchet ihn auf in der eigenen Bruſt,
ſuchet ihn auf im Strome der Zeit,
ſuchet ihn auf in der ſtralenden Sterne
weltenumſchlingendem Reigen, —
ſuchet, — ihr findet ihn wieder!

Kahnfahrt.

Von

Ferdinand Klar.

Damals, als der Himmel noch voller Geigen hing .... Es war einer von den Tagen, da nur die Sonne strahlend auf- und untergeht, und die doch eine so tiefe Spur hinterlassen, weil eine üppig-schwellende Menschheitshoffnung uns erfüllte wie ein ewig-verheißendes Klingen .... Ich weiß noch alles ganz genau. Ich hatte nicht arbeiten können; es war zu unerträglich schwül gewesen. In der kleinen, unverschlossenen „Bude" der beiden Freundinnen hatte ein „Spinoza" aufgeschlagen mitten auf dem Tische gelegen: sie waren nicht daheim. Mit den Freunden war auch nichts anzufangen. Einer lag mit nassen Tüchern um den Kopf in einem undurchdringlichen Tabaksqualm und las und schmauchte. Der andere ließ mich überhaupt gleich vor verriegelter Thüre stehen: „Bei der Hitze wäre er nicht zu sprechen weder für böse noch gute Geister", sprach's und blieb stumm. Was anfangen? Da hatte ich mich denn auch bald oben am Waldessaum hingestreckt — das unvermeidliche Buch neben mir — und zwischen flüsterndem Buchenlaub hindurch den leise ziehenden Wolken zugesehen. Dann hatte der Wald zu brausen begonnen. Es hatte geblitzt und gedonnert — rollend und krachend. Regen rieselte hernieder — Gott sei Dank! — Ganze Wasserströme waren auf die Buchenwipfel niedergeprasselt. Ich hatte die ganze Zeit wie gebannt gelegen. Als ich mich endlich erhob, waren die Wolken gelöst, das Thal dampfte, und die Luft schwamm in Erd- und Harzgerüchen.

Die Feierabende brachten wir gewöhnlich auf dem Wasser zu. Der Tag war vorüber. Ich stand am See und wartete. Lockere Wolken zogen vom Westen her über die Berge, die verhüllte rote Sonne dampfte sie empor — tausendfach zerrissen und durcheinander brauend — ein ungeheurer Brand — und immer von neuem hoben sich rauchgraue Massen, von sprühendem Golde umsäumt, und deckten allmählich den Himmelsraum. Sie kamen noch immer nicht. Ich war nicht ungeduldig, ich war ja jung und glücklich. — O, wie die Sonne wunderbar scheidet: klar und glühend! Der Brand ist aus. Ein leuchtendes Halbrund liegt sie noch über dem Bergrand, strahlt unermeßliches Licht und Sprühen in die wogenden Wellen und übergießt die weißen Giebel am diesseitigen Uferhange mit lauterem Golde. Und jede Hütte oben am Berge brennt schier aus dem Innern, aus allen Fenstern wie ein königliches Festhaus. Alles ist erfrischt. Trupps von Menschen spazieren vorüber und lachen. Kähne auf dem Wasser

draußen treiben in dem Wunder des unbeschreiblichen Farben- und Lichtgefunkels. Ich möchte jauchzen — meine Augen weiten sich; sie scheinen zu eng, zu eng für die strömende Fülle. — Ich warte noch immer. Die Sonne ist lange gesunken. Wir werden es dunkel haben; das Gewölk dichtet sich. „Endlich! Seid gegrüßt!" Wir schütteln uns die Hände und preisen die nahende Nacht. Dann springen wir in Kähne: Lisbeth mit den Freunden; Marianne und ich fahren zusammen. Es wird noch eine Weile beratschlagt, und wir wählen einen Garten am See. Und nun steuerten wir hinaus. Der Mond hatte das Gewölk durchbrochen und umdämmerte See und Gebirge. Wir waren glückselig. Ich ruderte mit aller Macht. Unser leichtes Boot schoß durch die Wellen. Ein leiser Wind rauschte uns ums Ohr. Marianne hielt Rosen in der Hand, die sie an ihre weiße, freie Stirn preßte. „Sie sind kühl", sagte sie. Wir waren ganz ausgelassen. Wir freuten uns der tausend springenden Tropfen, die von den Rudern fielen und in unzählige Wellenringe zergingen. „Göttlich!" riefen die Freunde herüber, die uns überholten. Wir schwelgten in dem schwebenden Hauche der Jugend. Und wir sahen lange hin über den Wasserspiegel — Millionen glänzender Silberpünktchen wiebelten durcheinander vom Monde her — näher heran sprangen große, sprühende Sterne, vereinzelt aufblitzend und erlöschend in den schwarzen Wellen. „Wie mir kalt ist!" Ich fühlte ihre Hand, die ganz eisig war, eine feine, weiche Hand. Die Freunde waren uns ferner gerückt. Ihre Rufe verhallten wie ein gedämpftes Echo. Ich ruderte kräftig. Marianne begann von ihrer Kindheit zu erzählen und von den weiten, melancholischen Ebenen ihrer Heimat. Bald ließen wir den Kahn treiben. Der Mond verschwand. Es war plötzlich undurchdringlich dunkel geworden. Die Stimmen der Freunde waren verstummt. Wo waren wir? Wir mußten in einen unbekannteren Teil des Sees geraten sein. Nirgend ein Licht in der Nähe. Und horch! — Es gluckerte und tropfte; — ein unbeschreiblicher Ton. Sie hielt in ihrer Erzählung vollends inne. Ich fühlte ins Boot. Gluck, gluck, gluck! — Wasser schienen ins Boot zu dringen. Gar kein Zweifel: „Der Kahn schöpft". Ich wollte die Ruder ergreifen, aber ich kam nicht dazu. „Wir werden sinken", sagte sie mit neckender, freudig bebender Stimme. Und wunderbar! — wie Sonnenlicht! — eine unendliche, selige Zeit. — Wir schienen zu sinken in rosige Gründe — wir schwammen uns lautlos lächelnd entgegen — und sanken und schwebten in Licht und Flut. Es war wie der Tod — unermeßlich —. Nur ein einziger Augenblick konnte es gewesen sein. Dunkelheit! Es schlurfte und rieselte. Wir merkten, daß Wellen heftiger an den Kahn rannen und uns getäuscht hatten. Ein Lufthauch war auf dem See rege geworden. Ich ergriff die Ruder und arbeitete emsig. Wir sprachen kein Wort. Wir strichen durch Schilf, das an den Planken des Kahnes raschelte. So ruderte ich lange den fernen Lichtern des Ufers entgegen. Die Freunde schienen zu rufen. — Ja. — Noch näher. — Wir unterschieden deutlich ihre Stimmen: sie sprachen eifrig und von Zeit zu Zeit lachten sie hell auf. Endlich waren wir am Ufer. Dort standen sie in einem schwachen Lichtschein unter der wohlbekannten Linde. Sie kamen heran, und ergriffen die Kette, um das Boot festzulegen. Der hundertjährige Baum ergoß seinen süßen Duft über uns. Und bald saßen wir darunter und sangen und scherzten. Marianne gab ihre Rosen, und die Mädchen wanden Kränze aus Lindenlaub und Rosen. Und wir schmückten uns und redeten von allerhand. Wir kamen auch auf Gespenstergeschichten. Ich sehe sie noch aus

dem Dunkeln leuchten rings um den runden Tisch unter der Linde im Scheine des kleinen Lichtes: alle die lachenden, bekränzten Gesichter mit den jungen, gläubigen Augen und den plaudernden Mündern. — So mochten Stunden vergangen sein. — Wir mußten endlich an die Heimfahrt denken. — Dann schwammen wir wieder auf den dunklen Wellen. Einer der Freunde zählte, weil der andere nicht in Takt kam. Eins — zwei, eins — zwei: schallte es herüber. Nun war Totenstille. Die fernen Ufer waren fast ganz in Finsternis gesunken. Wir sprachen nicht viel. Marianne begann zu singen: ein fremdes inbrünstiges Lied:

„Ich möchte steigen auf jeden Fichtengipfel,
„Wüßt' ich nur, ich sähe den Orrasee".

Voll Wonne und Kraft war der Ton ihrer Stimme. Feierlich zog es durch die Nacht und über die leise platschende und murmelnde Flut.

„Hätt' ich Flügel, zu Dir zu fliegen, Krähenflügel,
„Dem Fluge der Wolken folgt' ich, ziehend zum Orrasee".

Der Mond kam und enthüllte ein silbriges Dämmerreich. Sie sang noch, während wir uns den bunten Uferlichtern näherten.

Vorfrühling.

Vier Gedichte

von

Bruno Wille.

I. Es war einmal . . .

Es ſtarrt ſo trüb ein altes Haus
In wintergraue Fernen hinaus.

In ſich verſunken, erbebt es bang
Von dumpf verſchollenem Glockenklang.

Auf einmal gleitet taſtendes Licht
Dem Träumer über das Angeſicht.

Die Winterſonne mit mattem Schein
Küßt ſcheidend Giebel und Fenſterlein.

Wehmütig lächelt ihr zitternder Strahl:
„Gedenkſt du noch? Es war einmal . . .“

Dann hüllt ſie das Haupt in Schneegewölk ein
Und läßt das Haus im Dunkeln, allein.

II. Lucidum intervallum.

Es rührte ſeine Grüblerſtirn
Wie Kinderkuß ein Fächeln;
Nach langem Grame ſah er
Die Welt noch einmal lächeln.

Er ſtand am ſtruppigen Föhrenforſt
Auf kargem Reſte Schnee,
Zu Füßen ſandigen Abſturz,
Weithin den ſilbernen See.

Die Mitte trug vom Froſte her
Noch graue Schollenlaſt;
Doch ringsum Wellengezitter,
Flüſſig ſpielender Glaſt.

Nun brach der Sonne blitzendes Gold
Durch flockiges Wolkengewimmel;
Im Flutenſpiegel ſtrahlte
Vertieft ein zweiter Himmel.

Die Seele ſchweifte über den See
Zu Hügeln, duftig blauen,
Von Oſterveilchen träumend,
Von Lerchen, verjüngten Auen . . .

Da ging durch dürres Uferſchilf
Ein Zittern, ein Gewimmer:
„Ich bin ja abgeſtorben
Und grüne nimmer, nimmer!“

Verdüſternd vor die Sonne ſchob
Sich graue Wolkenmauer,
Und wieder lag verſunken
Die Welt in ſtumpfe Trauer.

Des Grüblers Antlitz überflog
Trübſeliges Verſtören,
Er wiegte das Haupt, mit Fröſteln
Schlich er ins Dunkel der Föhren.

III. Märzſturm.

O toſe durch Föhren
Und Felder, du rauher
Spätwinterſchauer, —
Dem Lenzen Trutz!
Sturmwolken, peitſchet
Mit Hagelſchloſſen
Dummdreiſtes Sproſſen
Heim in den Schmutz.

Ja Schmutz der Lenztrieb;
Ich hab's erfahren
In bangen Jahren,
Ich weiß genug
Von gleißenden Freunden,
Liebäugelnden Frauen
Auf kuppelnden Auen . . .
O Lug und Trug!

Verfluchtes Heucheln,
Geputzte Fadheit!
Ich liebe der Gradheit
Barsches Gesicht,
Schwarz dräuende Wolken,
Des Donners Stimme,
Und was im Grimme
Der Märzsturm spricht.

Ihm lausch' ich, lausche
Mit hehrem Schauer. — —
Wohlan, ein rauher
Hartnackiger Held,
Will ich wie Hagel
Die Welt durchwallen,
Die Fäuste ballen . . .
Nun wehre dich, Welt!

IV. Knospenspringen.

Ja wenn die Knospen
Am Lindenbaum springen —
O dunkles Schmachten
So heimlich süß!

Der Abendhimmel
Mattgolden, milchweiß,
Geisterhaft leuchtend,
Unendlich rein.

Wie schwarzer Sammet
Die Silhouette
Des Föhrenforstes,
Scharf abgezackt.

Zum Forste dehnt sich
Sprießende Feldsaat,
Ein hingehauchtes
Mattsilbergrün.

Zum leuchtenden Himmel
Betet die Föhre,
Chaotische Sehnsucht
In mächtiger Brust:

„O hätt ich das leichte
Geblüt der Saaten!
Nicht winterlich düster
Starrte mein Haupt."

Doch schwärmerisch schmiegt sich
Zu ihren Füßen
Die Saat, bestaunend
Gigantischen Wuchs.

Und knospenhaft keusche,
Stammelnde Jauchzer
Flötet die Amsel
Im Birkengezweig . . .

Ja wenn die Knospen
Am Lindenbaum springen —
O dunkles Schmachten
So heimlich süß!

Hertzkas „Freiland“.

Von
Benedict Friedlaender.

Nicht selten werden vorgeschrittene Theorien zur Zeit ihres ersten Auftauchens kaum beachtet, ja förmlich unterdrückt, — teils, weil es in denjenigen, namentlich litterarischen Kreisen, welche die weitere Verbreitung der neuen Ideen besorgen, zunächst an Verständnis und an Unterscheidungsvermögen für das Bessere und das weniger Gute fehlt, teils auch, weil die Rivalen niederer — und niederträchtiger Artung ein selbstsüchtiges und oft mit den verwerflichsten Mitteln verfolgtes Interesse an der Unschädlichmachung der besseren Erzeugnisse auf ihrem Gebiete haben, da andernfalls jene ihre eigenen Leistungen in den Schatten stellen, sowie ihrem Cliquenwesen und Schmarotzertum hinderlich sein würden.

Die in dem angedeuteten Wettstreit zunächst äußerlich als Sieger hervorgegangene, aber durchaus minderwertige Richtung hat nun freies Feld, bemächtigt sich der leitenden und autoritären Stellungen und wird schließlich aus einer Autoritäten bekämpfenden Macht selbst zu einer ungeheuerlichen, durch ökonomische, litterarische und mitunter fast staatsartige Machtmittel gestützte, nur schwer zu erschütternden Autorität in des Wortes schlimmster Bedeutung. Gerade infolge dieser Alleinherrschaft und Monopolstellung werden dann aber schließlich auch die Einseitigkeiten und Schwächen immer mehr ausgeprägt und vor allem die Einsicht für dieselben in einer größeren Zahl selbständiger denkenden Köpfe geweckt. Dann ist die Zeit für die bekannte und erstickte bessere Richtung gekommen, sei es nun, daß die Originalwerke selbst nachträglich zu der ihnen gebührenden Würdigung gelangen, sei es, daß ähnliche Ideen von anderen Autoren in mehr populärer Form vertreten werden und zu einer vergleichsweise schnellen Verbreitung gelangen. Ein ganz hervorragendes Beispiel hierfür liefert die Gestaltung des Socialismus und der socialistischen Propaganda speciell in Deutschland. Spätere Generationen werden staunen und vielleicht vergeblich nach einer zureichenden Erklärung dafür suchen, wie es möglich gewesen, daß der Marxismus so lange solch' ein dominierende Rolle spielen und alle andern Richtungen unterdrücken, überwuchern und geradezu den Anschein erwecken konnte, als ob Marxismus und Socialismus überhaupt dasselbe wären, während doch der Marxismus in Wahrheit von allen socialistischen Richtungen der zwar äußerlich mächtigste, an innerem Wert hingegen der am meisten zurückgebliebene Zweig, ja eigentlich vielmehr eine geradezu reaktionäre Verunstaltung der Socialismus ist.

Die Hertzkaschen Ideen stimmen in den Hauptpunkten mit denjenigen Eugen Dührings überein, wie sie dieser in verschiedenen Werken, namentlich

aber in der 1873 erschienenen ersten und auch der zweiten Auflage seines „Kursus der National- und Socialökonomie“ entwickelt hat. Manchen Lesern wird bekannt sein, daß eine der Hauptautoritäten der marxistischen officiellen Socialdemokratie, nämlich Friedrich Engels in London eine Schmähschrift gegen Dühring verfaßt hat, („Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“) deren Tendenz bereits bald nach ihrem Erscheinen von Abraham Enß in einer Broschüre („Engels Attentat auf den gesunden Menschenverstand oder der wissenschaftliche Bankerott im marxistischen Socialismus“) gebührend signalisiert worden ist. Die litterarische Gerechtigkeit erforderte die Hinweisung auf Dühring als den originellen Urheber der neuerdings von Hertzka propagierten Ideen; womit indessen nicht eine völlige Unselbständigkeit Hertzkas behauptet werden soll noch kann; ein näheres Eingehen auf diese Dinge würde hier jedoch zu weit führen. Dühring bezeichnet sein System als „antikratisch-socialitäres“, Hertzka spricht von „Socialliberalismus“ im Gegensatz zur Socialdemokratie.

Die von Hertzka mit Recht hervorgehobene Thatsache, daß das Fundament der Ausbeutung auf dem ungerechtesten aller Monopole, nämlich dem staatlich geschützten Gewalteigentum am **Boden** beruht, ist bekanntlich in klassischer Weise von Henry George ausgeführt worden. Etwaige Proudhonsche Einflüsse bei Hertzka, besonders betreffs der Kreditorganisation, entziehen sich meinem Urteil. Soviel über das Verhältnis Hertzkas zu den hervorragendsten Theoretikern des Socialismus.

Hertzkas socialistisches Hauptwerk ist sein Buch „Freiland“; ferner kämen hier in Betracht eine gleichnamige, kleine Agitationsbroschüre sowie eine gleichfalls „Freiland“ genannte, in Wien zweimal monatlich erscheinende Zeitschrift (NB.: Nicht zu verwechseln mit dem Flürscheimschen „Frei Land“); endlich eine Broschüre „Socialdemokratie und Socialliberalismus“. Die in No. 46 des vorigen Jahrgangs der „Neuen Zeit“ gegen die zuletzt angeführte Schrift verübte, gehässige Kritik ist gänzlich wertlos. Die Bezeichnung Hertzkas als eines „kommunistischen Anarchisten“ ist sogar betreffs des „kommunistisch“ geradezu komisch.

Der unmittelbare Zweck der Hertzkaschen Agitation oder der „Freilandbewegung“ ist die Gründung einer socialistischen aber weder staatssocialistischen noch kommunistischen, sondern eher anarchistischen Kolonie im äquatorialen Afrika und zwar auf dem hochgelegenen Gebiete des Kenia. Die Anlegung, das Wachsen und Gedeihen sowie die Principien dieser Kolonie bilden den Inhalt des teilweise etwas romanhaft und phantastisch ausgeführten Buches „Freiland“. Wenngleich auch Hertzka die klimatischen und andere für das Gedeihen einer derartigen Kolonie eine Lebensfrage bildende Verhältnisse im rosigsten Lichte darstellt, so muß ich doch gestehen, daß ich es nicht unternehmen könnte, für jenes Unternehmen einzutreten, freilich auch nicht geradezu dagegen. Lassen wir aber auch die Frage der Kolonie beiseite, so bleiben die politischen und wirtschaftlichen Prinzipien von Wert, die es wohl auch sind, welche die Leser dieser Zeitschrift am meisten interessieren, und welche ich deswegen, soweit es der Raum erlaubt, zu skizzieren versuchen werde.

Die Staatssocialisten marxistischer Artung und die Zwangskommunisten überhaupt haben zum unberechenbaren Schaden der Sache des Socialismus es dahin gebracht, den Anschein zu erwecken, als ob die staatliche oder wie der verschämtere Ausdruck lautet, die „gesellschaftliche“ Regelung der Produktion

im Verein mit einer centralistischen Demokratie, d. h. der Herrschaft der Repräsentanten der „souveränen Majorität" der Nation (welche bekanntlich schließlich allemal auf eine Demagogokratie hinausläuft), die Hauptangelegenheit des Socialismus wäre. Die Freiheit der Konkurrenz und die Privatwirtschaft ist somit eine der Hauptzielscheiben der socialdemokratischen Angriffe, gerade als ob es ein Zuviel an Freiheit (!) wäre, welches die Hauptschuld an der socialen Barbarei trüge. Sämtliche Bekämpfer des Socialismus treffen, soweit sie überhaupt ernst zu nehmen sind und soweit ihnen Einsichten oder ein Mangel an solchen und nicht vielmehr Absichten zu Grunde liegen, lediglich jene marxistische Verunstaltung des Socialismus, keineswegs aber z. B. die Dühring-Hertzkasche Richtung. Der marxistische Socialismus ist nämlich wirklich kulturfeindlich und läßt sich allerdings leicht bekämpfen; damit hat man aber gar nichts gegen die besseren Richtungen des Socialismus erreicht. Selbstverständlich kann ich hier mich mit jener Angelegenheit nicht eingehender befassen, nur will ich doch nebenbei daran erinnern, daß die Widerlegung des Malthusianismus und des auf die Menschheit angewandten Kampf-ums-Dasein-Princips als eines Kampfes der Menschen untereinander um die Existenzbedingungen u. a. schon von Carey und Henry George in meisterhafter Weise, ebenso auch von Dühring und Hertzka widerlegt worden ist. Auch ist der jetzt allerdings unter den Menschen sogar derselben Nation tobende, unmenschliche und verheerende „Kampf ums Dasein" und besonders die moderne Form desselben, wie auch Häckel einsehen sollte, nichts weniger, als ein aristokratisches, sondern viel eher ein nekistokratisches Princip, indem sie den größten und geschicktesten Gaunern zur Herrschaft verhilft.

Im Gegensatz zu den reaktionären Richtungen des Socialismus will Hertzka weder die Freiheit der Konkurrenz beseitigen, noch den Kommunismus einführen. Er will nicht mehr und nicht weniger, als die Beseitigung der Knechtschaft und der Ausbeutung; also die Beseitigung der staatlich-bureaukratischen Bevormundung, (welche im Gegensatze zu Hertzka bei Verwirklichung der verworrenen marxistischen Ideen eine ungeahnte und noch nie dagewesene Verbreitung erlangen würde), sowie die Ausmerzung der entgeltlosen Aneignung der Früchte fremder Arbeit, wie sie die Folge des gegenwärtigen Ausbeutungseigentums ist. Beseitigung des arbeitslosen, auf Kosten fremder Arbeit vor sich gehenden Renteneinkommens, d. h. der Zinsen, Profite, Renten und rentenartigen Einkommen aller Art — wozu beispielsweise auch die unverhältnismäßigen Gehälter der obersten Bureaukraten gehören — das, und nur das ist der Kernpunkt der ökonomischen Seite des Socialismus, soweit dieser es zu einiger Klarheit gebracht hat. Denn die Summe der Renteneinkommen ist ja eben im wesentlichen der Betrag, um den die arbeitenden Klassen beraubt werden. Zur Erreichung dieses Zieles bedarf es aber weder einer staatlichen „Regelung der Produktion", also einer Ausdehnung der monarchisch- oder dem(agog)okratisch-staatlichen Bevormundung, wie die Staatssocialisten und von diesen besonders die Marxisten meinen oder zu glauben vorgeben; noch auch der streng genommen sogar einfach unmöglichen „Abschaffung" alles und jedes „Privateigentums", wie sie die anarchistischen Kommunisten in ziemlich unklarer und mitunter sich selbst widersprechender Weise anstreben. Vielmehr bedarf es gerade umgekehrt einer Ausmerzung und Verhinderung des — Diebstahls, wenn es gestattet ist, dieses Wort in der weiteren Bedeutung einer auf „gesetzlichem" Wege vor sich

gehenden Beraubung der Arbeit anzuwenden, sowie einer Einschränkung oder Vernichtung der Staatsmacht, welche das Privileg dieses Diebstahls durch Autorität und Gewalt aufrecht erhält.

So einfach das Hertzkasche System an sich ist, so stößt dennoch das Verständnis infolge Imprägnierung der Köpfe mit entweder staatssocialistischen oder kommunistischen Irr- und Wirrlehren leicht auf Schwierigkeiten. Das gegenwärtige Eigentumsrecht, besonders auch dasjenige am Boden und den Produktionsmitteln bedeutet eine staatlich geschützte, unumschränkte und vor allem ausschließliche Verfügungsmacht. Es ist das „jus utendi et abutendi", das Recht des Gebrauchs und des Mißbrauchs, speciell auch des in der Ausbeutung und Knechtung der Nebenmenschen bestehenden Mißbrauchs. In der Ausschließlichkeit und nicht etwa in der bloßen Gebrauchsmöglichkeit wurzelt die Ausbeutung. Der Großgrundbesitzer z. B. beutet aus, nicht, weil ihm sein Land „gehört" in dem Sinne, daß er dasselbe frei benutzen, d. h. mit Pflug und Sense bearbeiten und den Ertrag seiner Arbeit verwerten kann — sondern vielmehr deswegen, weil er ein vom Staat geschütztes, ausschließliches Recht darauf hat. Er kann andern die Mitbenutzung zu gleichen Bedingungen verbieten, und er thut dies auch, wenn jene sich seinen Bedingungen nicht anbequemen; letztere bestehen aber in der Zahlung einer gewissen Privatsteuer, eines Tributs, z. B. des Pachtschillings. Die Ausbeutung durch das Lohnsystem läßt sich ziemlich ungezwungen unter demselben Schema verstehen. Der Eigentümer eines Bergwerks oder einer großen Fabrik kann seine Arbeiter ausbeuten, nicht weil jene ihm „gehört", in dem Sinne, daß er selbst seine Arbeitsinstrumente benutzen darf —, sondern weil er die Benutzung derselben andern verbieten kann, was er auch thut, wenn sie sich seinen Bedingungen nicht unterwerfen. Diese besteht aber außer einer oft sklavenmäßigen Freiheitsbeschränkung und menschenunwürdigen Behandlung darin, daß er die von den Arbeitern erzeugten Produkte als sein Eigentum ansieht und verwertet, und die Arbeiter mit einem Lohne abfindet, der nur einen Bruchteil des Wertes jener Produkte darstellt. Aus der Käuflichkeit jener ausschließlichen Eigentumsrechte an Produktionsanstalten und besonders an Boden ergiebt sich als naturnotwendige Folge die Möglichkeit, Wertsummen, z. B. Gold- und Geldsummen, auf Zins auszuleihen. Der Entleiher kauft für das entliehene Geld solche ausschließliche, staatlich privilegierte und sogenannte Eigentums- oder eigentlich besser Diebstahlsrechte und tritt dem Darleiher einen Teil des Ausbeutungsertrages als Zins ab. Es ist ein, zwar gelinde gesagt, naiver, aber doch weit verbreiteter und besonders von den Marxisten kultivierter Irrtum, als ob das Geld an sich zur Ausbeutung und besonders zur Zinswirtschaft führen müsse. In Wahrheit ist das Geld an der Lohnsklaverei genau so unschuldig, wie an der eigentlichen Sklaverei. Es ist doch nicht Schuld des Geldgebrauchs, daß man für Geld in Afrika Sklaven und bei uns jene zur Lohnsklaverei und zur Zinswirtschaft führenden Eigentumsrechte kaufen kann! Die Marxisten suchen ferner den Anschein zu erwecken, als ob der freie Austausch, also Kauf und Verkauf, die Quelle oder doch eine der Quellen der Ausbeutung wären. Wenn aber jemand z. B. für 20 Mark Waren kauft, so liegt darin an sich keinerlei Ausbeutung; diese rührt vielmehr daher, daß er jene 20 Mark vielleicht als Profite, Renten, Zinsen u. s. w. erhalten, also entgeltlos ohne jede oder für nur nominelle Arbeit eingenommen, d. h. im weiteren Sinne des Wortes geraubt hat; oder, was auf dasselbe hinausläuft, daß der produktive Arbeiter, welcher jene Ware herstellte, von

den 20 Mark vielleicht nur 9 Mark erhält, während der größere Rest dem Unternehmer-, Grundherrn- und Leihkapitalistentum zufällt. In dem Jargon der Marxisten hat bekanntlich das Wort „Ware", wie so manche anderen Worte, einen von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch etwas abweichenden Sinn. Es bedeutet nicht etwa Gebrauchsgegenstände an sich, sondern zum Verkauf („für den Markt") bestimmte Gegenstände des Konsums. Die „Abschaffung der Warenproduktion" kann bei Licht besehen, nicht mehr und nicht weniger bedeuten, als das staatspolizeiliche Verbot des freien Tausch-Verkehrs, wie dies denn auch der in sich ganz konsequente, urreaktionäre Zwangskommunist Bellamy in seinem bekannten „Rückblick" auf Seite 70/71 der Reclamausgabe durchaus folgerichtig durchgeführt hat. Es ist ja klar, daß schon bei einem Stande der Technik, welcher auch nur einige Arbeitsteilung ermöglichte, besonders aber bei jener ungeheuer und fortwährend zunehmenden Specialisierung der Beschäftigung, wie sie die moderne Produktionsweise fordert, ein irgendwie beschaffener Austausch der Produkte Platz greifen muß. Um ein Beispiel anzuführen: Auch in einer socialistischen Gesellschaft würde der Schuhmacher seine Kleider vermutlich vom Schneider und dieser seine Schuhe wahrscheinlich doch wohl vom Schuster beziehen; was selbst den Hohepriestern des Marxismus vielleicht einleuchten dürfte. Nun ist die Frage die, in welcher Weise jener notwendige Tausch — in unserem Falle derjenige der Kleider und Stiefel — vollzogen werden soll. Darf der Schneider die Schuhe direkt vom Schuster beziehen, gegen Zahlung von Geld oder gegen Ausstellung eines Wechsels oder gegen Hergabe von seinem eigenen Arbeitsprodukt, von Kleidern? Nein und dreimal nein sagen die Marxisten; denn dann „behielten ja Schuhe und Kleider den Warencharakter" und gerade die „Warenproduktion" soll ja „abgeschafft" werden! Wenn aber nun der Schneider seine Schuhe auch nicht direkt vom Schuster bezieht, so muß er sie doch indirekt von ihm beziehen; es würde also lediglich an die Stelle des freien Tausches ein bureaukratisch vermittelter Tausch treten; zwischen Konsumenten und Produzenten, oder was nach Beseitigung der Renteneinkommen das gleiche wäre, zwischen die Produzenten verschiedener Gegenstände, würden sich als Vermittler des Tausches Staatsbeamte einschieben. Letztere müßten aber (ganz abgesehen von der Unwürdigkeit dieses Staatshumbugs), doch von den Produzenten erhalten werden; die Kosten für die Besoldung der Socialbureaukraten würden auf dem staatlich bevormundeten Handel oder vielmehr der „gesellschaftlich geregelten Verteilung der Arbeitsprodukte" lasten und jedermann würde schon aus Gründen der Oekonomie zum privaten und direkten Tauschverkehr zurückkehren — wenn dieser nicht in aller Form polizeilich verboten und verhindert würde.

Diese reaktionären Träumereien, denen zufolge die Ausbeutung durch staatliche („gesellschaftliche") Beschränkung, ja geradezu Vernichtung der individuellen Freiheit und durch eine Staatsallmacht gehindert werden soll, gegen welche aller gegenwärtige Staatszwang als gelinde erscheint, alle diese Tollheiten entspringen aus dem Umstande, daß den Marxisten die Grundursache der Ausbeutung dunkel ist, und daß sie dieselbe überall, besonders aber auch im freien Handelsverkehr und dem Gebrauch der Geldes suchen, aber niemals da, wo sie wirklich vorliegt, nämlich, wie oben gezeigt wurde, in der staatlich geschützten Ausschließlichkeit des Eigentumsrechts am Boden und den Produktionsmitteln. Dieses wahre Fundament der modernen Ausbeutungsform, welches dann noch durch die rein politische Knechtung, besonders die Erschwerung und

Hinderung der freien Vereinigung, gestützt und verstärkt wird, hatte Dühring bereits 1873 in der ersten Auflage seines ökonomischen Hauptwerks (vergl. besonders Seite 344—388) mit völliger Klarheit als solches erkannt.

Aus der Erkenntnis desjenigen Punktes, in welchem die ausbeutende Macht des sogenannten Eigentums wurzelt, ergiebt sich die positive, zunächst freilich nur gedankliche Konstruktion einer neuen Form des Eigentums, welcher die Mängel der gegenwärtigen nicht anhaften würden. Allerdings wäre jene von dieser so erheblich verschieden, daß die Anwendung des bloßen Wortes „Eigentum" bedenklich ist und zu Mißverständnissen führen kann. Eigentum in des Wortes weitester Bedeutung, also abgesehen von seinem Sinne als römisch-rechtlicher Begriff, heißt doch aber wohl so viel, als eine irgendwie normierte oder doch irgendwie beschaffene Beziehung der Menschen zu den Dingen. Der Ausdruck „Abschaffung des Privateigentums", der nicht nur in der socialbureaukratischen, sondern auch in der freiheitlicheren Richtung des kommunistischen Anarchismus eine große Rolle spielt, führt notwendigerweise zu Mißverständnissen und Unklarheiten; oder er ist vielmehr sogar ein Zeichen der Unklarheit, welche betreffs der Eigentumsgestaltung in jener Richtung bis heute waltet. Das Privateigentum in der gegenwärtigen Form bedarf *allerdings* der Abschaffung —; denkt man aber an jene weiteste Bedeutung des Wortes, so ist eine Abschaffung des Privateigentums geradezu Unsinn oder ein viel zu unbestimmten Ausdruck. Man könnte sogar jenen revolutionären Kommunisten vorhalten, daß ihre Bestrebungen im wesentlichen darauf abzielen, für sich und ihre leidenden Brüder *mehr* — *Privateigentum* zu schaffen; eine Bestrebung, die außerordentlich *gerechtfertigt* ist, welche man aber doch wohl anders bezeichnen sollte, als mit dem Worte „Abschaffung des Privateigentums". Man wende nicht ein, daß das von jenen Kommunisten Erstrebte „kein Privateigentum sei", denn wie man auch die Sache wenden möge, es kommt doch schließlich auf eine Erhöhung der Konsummöglichkeit, also der Einnahmen heraus; was ich aber konsumiere, das *ist* nach gewöhnlicher Auffassung der Dinge mein — Privateigentum, wenigstens in des Wortes weiterer Bedeutung.

Es kommt also, wenn man sich ganz unverfänglich ausdrücken soll, auf die Herstellung von Beziehungen zwischen Menschen und Dingen von *solcher* Beschaffenheit an, daß eine irgendwie gestaltete Ausbeutung unmöglich ist, und welche zudem nicht in den socialbureaukratischen Fehler verfällt, die Freiheit der Einzelnen und der Gruppen einem imaginären (oder wenn man so will einem vielmehr sehr materiellen), von einer centralen Beamtenschaft repräsentierten „Gesamtwohl" zum Opfer bringen zu müssen.

Das System der Dühringschen „Wirtschaftskommunen" oder der Hertzkaschen „Associationen" ist vielleicht am leichtesten zu übersehen, wenn man von dem Schema der modernen Aktiengesellschaften ausgeht und sich diese durch successive Abänderungen in eine Association freier Arbeiter umgewandelt denkt. Das menschliche Zubehör einer Aktiengesellschaft gruppiert sich bekanntlich in zwei Abteilungen, die der Aktionäre, Prioritäteninhaber u. s. w. auf der einen, die der Arbeiter auf der andern Seite; oder wenn man will, die der Ausbeuter und der Ausgebeuteten. Auf die Direktoren, technischen Leiter u. s. w. gehe ich später ein; der sofort zu bemerkende Umstand betreffs der letzteren besteht aber darin, daß jenes Beamtenpersonal von den Aktionären, aber *nicht* von den Arbeitern abhängt. Der Ertrag eines Aktienunternehmens zerfällt dementsprechend der Hauptsache nach in zwei Teile,

nämlich die Löhne und Gehälter, welchen die Dividenden, Zinsen ꝛc. gegenüberstehen. Die Summe der letzteren ist es nun, welche den der Arbeiterschaft am vollen Ertrage ihrer Arbeit entgeltlos weggenommenen Wert darstellt. Der erste Schritt zur Umwandelung einer Aktiengesellschaft in eine Association freier Arbeiter bestünde nun in der Beseitigung jener Zweiteilung in Arbeiter und Ausbeuter oder in Löhne und Dividenden. Die Arbeiter wären zugleich auch Aktionäre, oder, was dasselbe ist, die Arbeiterschaft die körperschaftliche Besitzerin ihrer Produktionsmittel. Wie nun der jährliche Ertrag unter die Mitglieder einer Association verteilt werden sollte, d. h. ob ohne Ansehung der Leistungen der einzelnen, d. h. kommunistisch zu gleichen Teilen, oder entsprechend der von den einzelnen geleisteten, etwa nach Zeit oder ev. auch nach Stückzahl zu berechnenden Arbeit; das wäre eine Sache für sich, und es könnte eine jede Arbeitergruppe, die ja eben als selbstständige (autonome) Wirtschaftskommune zu denken ist, auch in dieser Beziehung sich nach eigenem Gutdünken einrichten. Die Hauptsache besteht jedenfalls darin, daß bei unserer Annahme die produktive Arbeiterschaft im ungeschmälerten Besitze ihrer Arbeitsprodukte bliebe. Die bisher verschiedenen Arten der Einkommen, die ausbeuterischen Profite und Renten, sowie die einen bloßen Unterhaltssold darstellenden Bezüge der Lohnknechte auf der andern Seite wären zu einem unteilbaren Ganzen, dem Arbeitsertrage verschmolzen. Der Austausch der Produkte zwischen den einzelnen Associationen ist frei, d. h. unbehindert durch irgend welche staatliche oder „gesellschaftliche“ bureaukratische „Regelung“. Als Vermittler des Austausches denkt sich Hertzka ein umfassendes, in einer großen Bank centralisiertes Kreditsystem. Der Beibehaltung des Metallgeldes, von welcher zwar nicht Hertzka, wohl aber Dühring ausdrücklich spricht, und welche dem unorientierten oder marxistisch irregeleiteten Verstande so leicht als ein Uebel oder gar ein Ausbeutungsmittel erscheint, stünde natürlich nichts im Wege; selbstverständlich aber fehlte es an jeglicher Gelegenheit, für etwa aufgespeicherte Wertsummen direkte oder indirekte Sklavenhalterrechte zu erwerben, oder mit anderen Worten, sein Geld profitlich oder zinstragend „anzulegen“; die Anhäufungen im Besitze der Gruppen oder der Einzelnen würden lediglich Konsumzwecken dienen. Die oben erwähnte Bank würde auch sich neu bildenden Associationen die Produktivkapitalien zinsfrei, aber gegen Pflicht der Rückzahlung, vorstrecken. Durch Vermittelung der Bank würde endlich auch eine Art von Steuer erhoben, was mir als der bedenklichste Punkt des Hertzkaschen Systems erscheint.

Setzen wir nun also, wie geschehen, die Verteilung des Arbeitsertrages innerhalb der einzelnen Gruppen als eine gerechte, je nach Belieben der einzelnen Associationen kommunistisch oder socialistisch normierte voraus, so bliebe doch die Möglichkeit einer ungerechten Benachteiligung der Associationen untereinander bestehen, wenn dieselben ein ausschließliches Eigentumsrecht an ihren Produktionsmitteln und vor allem an ihren Grund und Boden hätten. So würde z. B. die aus irgend welchen Ursachen eintretende Vermehrung der Nachfrage nach einer bestimmten Ware aus den gleichen Ursachen, wie heute, entsprechende Preissteigerung hervorrufen und damit in den jene Ware herstellenden Associaten eine Erhöhung der Einnahmen per Kopf zur Folge haben. Teils um diese und ähnliche Unzuträglichkeiten und Ungerechtigkeiten zu vermeiden, teils um eine gleichsam automatische Regulierung von Herstellung und Verbrauch in den verschiedenen Industriezweigen zu erreichen,

ist nun diejenige Einrichtung getroffen, welche bereits von Dühring in völliger Klarheit ersonnen war und welche zusammen mit der Ersetzung des Lohnsystems durch die wirtschaftliche Thätigkeit selbständiger Arbeiter-Associationen den *Kernpunkt des ganzen Systems* bildet. Eine jede Association hat *zwar*, wie ausgeführt, ein *freies* Verfügungsrecht über ihre Produktivkapitalien, sowie über ihre Arbeitsprodukte, ohne irgend welche staatlich-bureaukratische Einmischung; aber ihr Eigentumsrecht ist *nicht*, wie gegenwärtig dasjenige des Unternehmertums, ein *ausschließliches*, sondern es ist jede Association grundsätzlich gehalten, (mit ganz geringen Einschränkungen) *jede sich ihr anbietende Arbeitskraft als gleichberechtigten Genossen aufzunehmen*. Die Wirkung dieser Einschränkung ist eine doppelte. Es würde nämlich in dem oben angenommenen Falle eine Steigerung des Bedarfes nach gewissen Waren und somit des Preises derselben und der Einnahme pro Kopf in den jene Artikel erzeugenden Associationen, bei der von Hertzka angenommenen Oeffentlichkeit der Geschäftsführung ein vermehrtes Zuströmen von Arbeitskräften nach jenen Associationen eintreten; hierdurch würde aber *erstens* die Einnahme auf das durchschnittliche Niveau zurückgebracht, und *zweitens* auch durch vermehrte Produktion der Steigerung des Bedarfes Genüge geleistet. Man kann das Hertzka'sche System auch unter folgendem Gesichtspunkte auffassen. Ein jeder tritt der oder den ihm zusagenden Wirtschaftskommunen bei und produziert soviel oder so wenig wie ihm beliebt und dasjenige, was er will; das würde aber *durchschnittlich* offenbar der Artikel sein, dessen Herstellung die größten Einnahmen abwirft, d. h. derjenige, welcher sich am besten verwerten läßt, was aber notwendigerweise auch gerade derjenige sein müßte, welchen andere zu kaufen geneigt wären, d. h. nach welchem ein relativer Bedarf vorhanden ist. Jeder würde, *genau wie heute*, seinem eigenen Vorteil nachgehen; im *Gegensatz* zu der gegenwärtigen Ordnung oder vielmehr Unordnung würde er aber an der Wahrnehmung seiner Interessen durch keine ausschließlichen Eigentumsrechte an Boden und Produktionsmitteln gehindert sein, und auf der andern Seite würde auch niemand imstande sein, anderen kraft dieser Eigentumsrechte einen Teil ihrer Arbeitsprodukte zu rauben.

Während gegenwärtig der Boden und die Produktionsmittel von einer Minderheit mit Beschlag belegt sind, welche die Benutzung dieses ihres „Eigentums" nur gegen direkte (Miete, Pacht, Zins u. s. w.) oder indirekte (Lohnsystem) Abtretung des größten Teiles der Produkte, also eine Art Privatsteuer oder mitunter auch gar nicht (Arbeitslosigkeit) gestatten, so stünde bei Durchführung jenes Systems die Benutzung des Bodens und der Produktionsmittel jedermann *entgeltlos* frei.

Gesprächsweise bezeichnete mir gegenüber einst jemand den Dühring-Hertzkaschen Gedankenkreis als „manchesterlichen Socialismus". Dieser Ausdruck ist nicht schlecht gewählt. Denn jene Anschauungsweise läßt die Vorzüge des Manchestertums vor der marxistischen Mißgestalt der Socialbureaukratie bestehen, vor allem die *Freiheit* der Konkurrenz und ferner das Princip, daß überhaupt eine staatliche oder „gesellschaftliche" Einmischung in den Produktions- und Tausch-Mechanismus zu verwerfen ist. Nur die *Mängel* des Manchestertums sind ausgemerzt.

In der That scheint mir die Dühring-Hertzkasche Richtung des Socialismus wenigstens gegen die gewöhnlichen Einwendungen durchaus gewappnet zu sein. Es ist da weder von Vernichtung der Freiheit, noch von einer ungerechten

und naturwidrigen Gleichmacherei, noch endlich von der effektiven Unmöglichkeit einer „Abschaffung“ alles und jeden Privateigentums die Rede. Gerade das Gegenteil ist der Fall. *Ausdehnung* der formellen politischen Freiheit auf das ökonomische Gebiet; Möglichkeit für jedermann, seine *individuellen Fähigkeiten ungehindert geltend zu machen*; *Erfüllung* und *nicht* „Abschaffung des Eigentums“, d. h. des gerechten Eigentums; zu welchem Zweck das heutige bloß sogenannte Eigentumsrecht, welches besser Ausbeutungsrecht hieße, allerdings einer tiefgreifenden Veränderung bedarf.

Das Endergebnis der großen socialen Bewegung kann man als das Resultat oder gleichsam im Sinne der Mechanik als die Resultante sehr verschiedenartiger, in mannigfachen Richtungen und in ungleicher Stärke wirkender Kräfte und Bestrebungen ansehen, von denen manche unbewußt und mechanisch wirken, während andere, trotz der marxistisch-verschulten Meinungen, gar sehr bewußter Natur sind. Freilich spielen die ökonomischen Verhältnisse der von den Marxisten sogenannten „kapitalistischen Produktionsweise“ und die aus den Schäden jener erwachsenden, halbblinden Massentriebe und Massenbewegungen die Hauptrolle; einigermaßen geklärte Vorstellungen über das zu erstrebende Ziel sind denn aber doch wohl eine notwendige Vorbedingung für das Zustandekommen einer befriedigenden Lösung. Und gerade auch in dieser Hinsicht erscheint mir die Dühring-Hertzkasche Ausprägung des Socialismus als die bisher beste Leistung, welche gleichermaßen von den freiheitswidrigen Verstaatlichungsgelüsten der Marxisten wie auch von den ökonomischen Unklarheiten und psychologischen Unmöglichkeiten der kommunistischen Anarchisten frei ist. Damit will ich nun aber durchaus nicht sagen, daß das Hertzkasche System überhaupt einwandsfrei sei. Für eine große Menge von Bedenken und Fragen, welche dem Leser aufgestiegen sein mögen, dürfte dieser freilich in den Schriften Hertzkas eine befriedigende Erledigung finden; doch hoffe ich schon in dieser kurzen und äußerst gedrängten Skizze wenigstens den Nachweis geliefert zu haben, daß man alle Vorteile des Socialismus haben kann, ohne die unabsehbaren Nachteile zu erleiden, welche eine Verstaatlichung der Industrie und der Verteilung auch nach Fall der Monarchie zur Folge haben müßte, und daß Socialismus und Individualismus einander nicht ausschließen, wie dies im Hinblick auf das marxistische Zerrbild des Socialismus der allgemeine Glaube ist. Der einzige Standpunkt, von dem aus dem Dühring-Hertzkaschen Schema vielleicht stichhaltige Einwendungen gemacht werden könnten, ist derjenige des Amerikaners Henry George, auf dessen Themen einzugehen hier der Raum nicht gestattet und dessen Hauptwerk auch bei allen denjenigen als bekannt vorausgesetzt werden darf oder vielmehr muß, welche über die ökonomische Seite der socialen Frage als ernst zu nehmende Denker sich vernehmen lassen wollen.

Ueber die Salons.

Ein Brief

von

Herman Helferich.

Mein geehrter Herr!

Sie fordern mich auf, Ihnen über neue Pariser Kunst zu schreiben. Ihr Brief erreichte mich, als ich eben von London hier eintraf. In London hatte ich die Royal Academy gesehen, — so, so, die New Gallery, — so, so, la la, und die Craftonstreet-Ausstellung mit interessanten Porträts. Die Welle, die emportrug, aber war ein Porträt von Whistler. Ein Porträt, das eine Reise nach England verlohnte, eine Reise nach Chicago verlohnt hätte — der Spieler Sarasate, unter Tönen dahinwandelnd wie in einer Nacht, mit den kleinen Händen die Geige haltend, verkleinert auch durch die Entfernung von uns, und schmaler, jugendlicher als jetzt, weil das Porträt ein altes ist, — so erschien er an der Mauer von Craftonstreet — und seltsam! was um ihn herumhing, Porträts, die im Lichte des Tages gemalt waren, alles ließ diesem Schatten eines Porträts Raum, sich zu entfalten, so groß war die Magie und das Seelenleben seines Autors Whistler, vor dem sich das Handwerkliche seiner Genossen beschämt in seiner brutalen Aufdringlichkeit zurückzog. —

In Paris traf ich am Abend ein und ging noch auf die Boulevards. Diese grünen Bäume und das Leben, das hat man ja nicht in London. Noch waren die beiden Buchhandlungen auf der rechten Seite geöffnet, die die neueste Litteratur der „ville lumière“ ausstrahlten, und indem ich sie streifte, bemerkte ich einen neuen Band von Gustave Geffroys schönem Werke über das künstlerische Leben, dessen ersten Teil ich mit außerordentlicher Wonne gelesen hatte. Ehe ich Ihnen nun sage, wie mittelmäßig der Salon der Champs Elysées ist und wie für den, der regelmäßig Pariser Ausstellungen besucht, selten die Gelegenheit sich bietet, etwas exceptionell Schönes in diesen Massenausstellungen zu sehen, das nicht vorher in einer kräftigeren Form bereits vom Erfinder vorgeführt worden war, lassen Sie mich Ihnen die erste Seite dieses Buches übersetzen, die exceptionell schön geschrieben ist. „Der Bagno des Ideals. Im Jahre achtzehnhundert und dreiundneunzig, — ein Jahrhundert seit dem Tode Ludwigs des Sechszehnten, nach Orpheus in der Unterwelt und nach der schönen Helene, nach Stendhal, Balzac und Flaubert, nach dem Zorne von Vallès und den Kühnheiten Manets, nach der Verspottung des Altertums durch Daumier, der Erfindung des Frackes durch Gavarni, — nach all dem Modernen, all dem Neuem, das die Romanciers, die Aerzte waren, und Künstler, die sich philosophisch vertieften, entdeckt haben, nach drei oder vier Generationen geistiger Barrikaden-

kämpfer und zwei oder drei litterarischen Empörungen, — nach alledem giebt es noch eine Akademie der schönen Künste, Preise von Rom und eine Villa Medici!"

Und nun, nachdem ich mich an diesen wundervollen Sätzen gelabt habe, will ich mich bemühen, nochmal die Gemälde vor meinem „Seelenleben" aufsteigen zu lassen, die ich in dem Salon der Champs Elysées bemerkt habe, die zum großen Teil nichts weiter als die Nachfolge und Fortsetzung der „Akademie der schönen Künste, Preise von Rom und Villa Medici" bedeuten.

Wollen Sie von Bouguereau hören? er lebt noch. Nur Cabanel ist gestorben. Was aber merkwürdig ist, in der Pariser offiziellen Berühmtenwelt werden selbst Jene akademisch, die dazu nicht einmal die Erziehung mitbrachten. Der Ungar Munkaczy, dieser Mann mit dem Gesicht eines Brasilianers, dem üppigen Haarwuchs des Sohnes der Steppe und der früher einmal, wenn auch in nachahmender Weise, ein samtenes Kolorit besessen hatte — ist ganz in die offiziellen Zirkel aufgegangen, voller Langeweile, und voll der vulgären Gewähltheit, die die Maler der Historie haben, wenn sie eine feierliche Handlung vorstellen wollen, die doch nicht ganz der realistischen Details entraten soll, mit denen man die Historie zu „beleben" glaubt. Muß man deshalb als Maler des „letzten Tags eines Verurteilten" beginnen, deshalb die Schönheit des Tones erreichen, die wir wirklich im „Milton, das verlorene Paradies diktierend", seinerzeit bewundert haben, um mit einem so platten Gemälde seine Heimat zu beschenken, wie diesem „Arpad", der die Ungarn zu sich kommen läßt? Das Gemälde stellt Handlungen dar, die sich über einen Raum von fünfundzwanzig Jahren verteilen, alle Stämme Ungarns, die, allmählich unter Arpads Hand vereinigt, sich ihm unterwerfen und ihm huldigen und es ist so lang, daß, wie jemand mit Recht bemerkte, Munkaczy von seiner berühmten, fürstlichen Gastfreundlichkeit auch hier Gebrauch machen sollte, indem er uns Wagen und Pferd zur Verfügung stellte, um an dem Kunstwerk entlang zu kommen.

Herrscher des andern Salons, durch ihre Werke nicht immer, sondern durch ihre Existenz, die durch einen großen Teil der Produktion der Collegen hin sichtbar wird, sind die beiden: Whistler und Rodin, Whistler, der den Traum malt, und der Bildner Rodin, der das Leben giebt. Das Leben in der Plastik zu geben, ist etwas ebenso Neues, nicht Dagewesenes, wie jener Traum voll Mysterium, Zartheit der Farbe, Reinheit und Idealität des Geschmackes in der Malerei Whistlers.

Im übrigen die alten Lieder. Selbst die besseren Maler können nicht jedes Jahr neue Ueberraschungen liefern. Und wie jener Reimschmied sagt: cette machine à Roll, tronvez-vous ça bien droll? Und: le talent de Frappa jamais ne me frappa! Und schließlich: Tu peux garder pour toi la peinture à Courtois! Son art est très-courtois, mais il n'est pas pour moi. Wir haben jedes Jahr ungefähr dieselben Hervorbringungen, was das Temperament der besseren Maler betrifft und was die Technik anlangt, die Sprache, die sich die Malerwelt gebildet hat. Aber was die Wahl der Sujets anlangt, so finden wir wenigstens bei der großen Masse, bei dieser Majorität, welche malen gelernt hat, eine gewisse Vision besitzt, aber doch nicht Persönlichkeit, Ingenium, starkausgesprochene Eigenart genug, — wir finden bei dieser Masse ein von Jahr zu Jahr wechselndes Programm der Sujets. Und es ist interessant, in diesem Wechsel der Programme eine Spiegelung und einen Rückschlag des Zeitgeistes zu verfolgen. Der Salon ist nicht nur der Markt der Bilder, sondern auch eine

Messe der Ideen, und jedes Jahr, wie André Hallays sagt, on y peut voir les stupéfiantes métamorphoses de l'âme contemporaine.

Welche Veränderungen! Vor wenig Jahren noch waren die Säle des Salons mit Scenen aus der Wirklichkeit angefüllt, die mit einer gleichgültigen Roheit gemalt waren: Scenen, wo Familien in Trauer in den Nachbarschenken des Friedhofs essen (o! welche düstere Reihe schwarzer Töne!) Oder Wäscherinnen, die aufhören zu waschen, um durch das Fenster ihres Ateliers, das auf die Straße geht, einem bleichen Patron nachzusehen (o! die blinkenden Lichter durch das Fenster auf das Weiß der Wäsche!) Oder eine Arbeiterin, die auf einer Bank des äußeren Boulevard stirbt, an der Thür eines öffentlichen Tanzlokals (o! in den Wasserpfützen der Straße der Reflex der Gasillumination vor dem Tanzlokal!) Und die Hochzeiten des Artilleristen! Und alle Plattheiten! Alle Grausamkeiten! Alle Gemeinheiten! „Das Leben, das ganze Leben, nicht als das Leben." —

Dann, eines schönen Tages, wurde der Salon ein Ort der Erbauung. In verzauberten Hainen symbolisierten verträumte Frauen fromme und delikate Sachen. Die Niedrigen werden verherrlicht, die Artilleristen sentimental, — alles ist voll Mysticismus. Alles ist voll Sinn für die Niedrigen, voll Rührung, voll von Symbolismus. Der Traum wird verlangt, nur der Traum — nichts als der Traum. Und dieser Umschwung in wenigen Jahren. Von Zola zu Bourget, von Maupassont zu Rod, von Taine zu Vogué.

Herr André Hallays, der diese zutreffenden Beobachtungen gemacht hat, sagt mit Recht, daß die Maler ein karikiertes Bild der Bewegung geben. So ist sie nicht, sie fassen nur ihre Außenseite auf und folgen, wie das Publikum, das die Bewegung begleitet, als Leute, die sich schämen würden, eine andere Kleidfarbe zu wählen, als jene, die jetzt im Gebrauch ist. Abgesehen von diesen nur handwerklich versatilen Leuten, die die Malerei gelernt haben, giebt es nun natürlich wirkliche Künstler, die nichts malen, als was ihr Sinn sie zu malen treibt. Es kann sich sehr wohl ereignen, ja, es ist wahrscheinlich, daß auch sie häufig mit dem Strom übereinstimmen — ohne daß sie durch den Strom zu ihrer Richtung gekommen wären.

Abgesehen von allen Strömungen mehr oder minder litterarischer Beeinflussung tritt stärker und stärker im Salon ein Element auf, das just in diesen Blättern seinerzeit genügend, gebührend und glänzend hervorgehoben wurde: das junge Schottland, die junge Provinz, die Momme Nissen mit solchem schriftstellerischen Glanz hier vorgestellt hatte. Diese Maler scheinen mir doch etwas vulgär im Vergleich zu ihrem Ahn Whistler, den sie an Kraft übertreffen. Ihre Gefahr, ihr Verbrechen besteht eben in ihrer malerischen Ausbeutung, ihrer glänzenden Leichtigkeit im Andeuten, im Herstellen von Bildwirkungen. Whistler hat uns zu sehr verwöhnt, in zu durchgeistigte Zonen geleitet, als daß wir diesen nur malerischen Emanationen, die zudem sehr conform ausfallen, einen für eine längere Zeit Geltung habenden Reiz versprechen könnten. Mehr und mehr sehen wir in ihnen die Freude am Handwerk, den glänzend, aber roh geschriebenen Pinselstrich — und wenden uns zu der beunruhigend beseligenden, unvergleichlich zarten, allerdings weiblicheren, doch unendlich mannigfaltigen, gebildeten, erschöpfenden Darstellung des Menschen, der Stimmung, der See und der Landschaft in den Bildern dieses reizvollsten aller Maler, die in dieser Epoche leben.

Rodin, der Bildner, der das Leben giebt, schließt sich doch mit Whistler, welcher den Traum malt, zusammen, denn ebenso wenig ist der Traum, den

Whistler malt, der Lebenserscheinung abgewendet oder im Widerspruche zu dieser — vielmehr atmen seine Wesen ganz organisch, wenn sie auch in Träumen sich zu befinden scheinen — ebenso wenig, sagte ich, ist der Traum in Whistler ohne die organische Form des Lebens, wie die packende Gegenständlichkeit Rodins des sensitiven Daseins ermangelt. Ja, es liegt die Originalität Rodins nicht allein darin, daß seine Gestalten mit einem größeren Naturalismus als je mehr der Natur *nachgegossen* als nachgebildet scheinen: sie liegt auch darin, daß diese Organismen unsere Gefühle, Stimmungen, Träume zu teilen scheinen, daß in ihnen das Gefühlsleben wie die äußere Haut zittert, daß sie Gefühle haben, was bei Bildnerarbeiten viel ist, und daß sie die Gefühle der allerneuesten Generation haben, — was bei Bildnerarbeiten nahezu göttlich ist.

Ein Schüler von Rodin ist Constantin Meunier, der in Belgien lebt und das Dasein des Arbeiters in den Bergwerken schildert. Ein kleines Relief von ihm, auf dem Marsfelde, erinnert in der Schönheit an griechische Reliefs.

Schüler von Whistler giebt es in Mengen. Einer unter ihnen ist ganz und gar nicht ohne Eigenart. Auch er hat Charme; man muß sich an ihn freilich gewöhnen. Zuerst sehen seine Bilder aus, als sähe man sie in einem Dampfbade; später bemerkt man, daß dies ein Mittel ist, um das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, um die Körper, die Kleidung, die Trivialität und Modernität im Nebel verschwinden zu lassen, damit der Kopf lebe, der Ausdruck spreche, das Auge sieht. Zuweilen dringt dann ein Sonnenstrahl durch den Nebel und giebt einen hübschen Effekt. Der Maler heißt Carrière. Aber ein witziger Mann hat von ihm gesagt: J'aimerais la manière des tableaux de Carrière, si dedans, quand je passe, il n'éteignait pas l'gaz.

Was sehe ich? oder vielmehr was sehe ich nicht? Bilder von Carrière, könnte man sagen, wenn man davor kommt.

Im ganzen ist nicht zu verkennen, daß eine Vergeistigung der Kunst vor sich gegangen. Der Salon der Rose-†-Croix ist, wie es scheint, nicht *nur* im Salon der Rose-†-Croix. Das größere Publikum freilich, das Publikum, das den Ton angiebt, ist noch nicht gewonnen oder wird nur durch den *Zufall* gewonnen. Ein artiges Beispiel sah ich dieser Tage. Im alten Salon, dem der Champs Elysées, hängt als eins der unverstandensten, aber besten Bilder ein Gemälde von Henri Martin, das die „Troubadure" heißt, eine mythisch-mystische Darstellung heiliger Dichterschauer in einem Hain, wo der Morgen wirklich zu erwachen scheint, zu beginnen scheint, auf den die Sonne zurückstrahlenden Gesichtern dreier Musen. Sie schweben in die tieferen Regionen nieder und werden von dem einen der Troubadure, die im Wald ihr Gespräch halten, gesehen . . . Ein sehr schönes Bild. Eine entzückende Dame von Paris kam in das Zimmer, ihr Auge glitt über das Bild und ging dann zu anderen Bildern . . . Und den folgenden Tag hatte der Staat das Bild angekauft, ein Zettel „acquis pour l'état" schien das Bild soviel schöner gemacht zu haben, daß dieselbe Dame, als sie diesmal in das Zimmer kam, ihr Lorgnon in dem langen, hellen (man trägt sie jetzt hell) Stab in der behandschuhten Linken vor das schöne Auge brachte und sinnend verweilte. Ich irre mich. Es war nicht dieselbe Dame. Natürlich nicht! es war eine andere, wie hätte dieselbe Dame dasselbe Zimmer wieder betreten! Aber unter schönen Weltdamen spielt der Einzeltypus keine Rolle, sie sind, wie der entsprechende Typus bei dem anderen Geschlechte, Kameraden und alles ist unter ihnen ganz egal. Wäre die erste gekommen, so würde auch sie geblieben sein.

Neue Romane.

Die moderne Bewegung, die sich in wachsendem Maße gegen die Kirche erhebt, trägt an der Stirn einen äußerst charakteristischen Zug. Sie ergreift immer mehr und mehr die nüchternen Köpfe. Nicht die satten Philister meine ich damit, die Nordau'schen „Normalmenschen", — sondern die schlichten Gemüter, denen die Ekstase, die Mystik im guten Sinne, die überquellende, weltüberfliegende Sehnsucht des ganz großen Innenmenschen, des Genies, allerdings sehr fern liegt. Sie würden sich nie schwere Konflikte bloß aus der Neuerungs-, der Umwertungssucht des großen Pfadfinderherzens heraus selbst schaffen. So lange es irgend mit anständiger Logik thunlich wäre, würden sie in der traditionell gegebenen Lage unbedingt zufrieden sein. Aber gerade diese nüchternen Naturen sind jetzt aufgestört. Der Riß durch die ganze in unserer Kirche zäh verkörperte Gedankenwelt ist endgültig bis zu ihnen vorgedrungen. Sie sind es, die auf einmal in geschlossenen Massen sich zu Vereinen zusammenthun, in denen man kein Wort von wildem Titanenringen des Geistes vernimmt, keine Faustnaturen sich aufbäumen sieht, dafür aber mit ganz schlichter Logik, mit der Logik des einfachen Mannes, der nichts von idealen Kuchenrezepten weiß, aber ganz genau einsieht, daß er nicht dauernd Steine statt Brot essen kann, darlegen hört: es könne unmöglich so weiter gehen. Seit diese Symptome sich zeigen, ist die Gefahr für die Kirche eine akute geworden. Mit dem Schwärmer, dem individuellen Neuerer großen Stils läßt sich noch relativ gut streiten. Wenn er heute die bestehende Kirche negiert, wird er vielleicht morgen selbst eine neue gründen, und Kirche verträgt sich mit Kirche schließlich doch wieder, wenn auch die Spezies noch so verschieden ist. Aber diese Tausende, die dort andrängen, haben weder geniale Neuerungssucht an sich im Sinn, noch sehen sie in der Mehrzahl der Fälle auch nur den Schatten eines „Neuen" wirklich in der Phantasie vor sich. Was sie ganz allein klipp und klar mitbringen, ist die zwangsweise Negation. „Mit der bestehenden Kirche ist nichts mehr anzufangen." Hier naht die entscheidende Krisis. Das ist die endgültige, die bedingungslose Verurteilung eines Princips, wenn es aufgegeben wird ohne ein neues himmlisches Jerusalem in der Zukunftsphantasie, — wenn die es aufgeben, die ihrer Natur nach am Wirklichen, am Bestehenden haften — mit dem einen Wort: wenn die nüchternen Geister sich von ihm wenden.

Der wahre Sachverhalt wird allerdings heute noch oft verschleiert, — und das merkwürdiger Weise gerade in den Kreisen der Opposition gegen die Kirche. Das Wörtchen „nüchtern" wird als eine Beleidigung gefaßt. Und doch darf es das nicht sein, so wenig es für den Specialisten in der Wissenschaft ein Vorwurf ist, wenn man seine Kleinarbeit nüchtern nennt. Nur wenn ein „Nüchterner" von seinem Standpunkt aus die große Apostelnatur, den überströmenden Individualmenschen als solche überhaupt anzweifeln und gegen sich zurücksetzen will, wird das Wort gefährlich und ein Kampfeswort. Im vorliegenden Falle ist, wie gesagt, für den Fortschritt der Menschheit, für den Sieg der Geistesfreiheit die Auflehnung der „Nüchternen" grade das Glückliche und Ausschlaggebende. Daß ein einfacher, sehr nüchterner, aber auch nüchtern ehrlicher Landpastor sich von der Kirche löst, weil er die Zustände so, wie sie sind, einfach nicht mehr ertragen kann, ist für diese heilsame Bewegung allen Ernstes mehr wert, als ein Dutzend Freiheitsredner in der Großstadt, so ausgezeichnet diese auch

predigen und kritisieren mögen. Die letztern erzielen Zuhörer, bestenfalls begeisterte, — vielfach aber auch solche, die morgen vor dem noch besseren Organ des Kirchenverteidigers ebenso warm ihre Glacehandschuhe aufeinander klatschen lassen. Der arme Apostat vor seinem verlassenen Landkirchlein steht daneben wie ein Blinder vor der unbekannten Welt. Aber ein Mensch ist in ihm wenigstens für immer gefangen, einer hat sehen gelernt. Der klatscht nicht mehr dem anderen!

Mit Absicht habe ich das Wort „nüchtern" so scharf betont als Eingangswort zur Besprechung einer ausgezeichneten Dichtung, die Wilhelm von Polenz soeben veröffentlicht hat.*) Was Polenz giebt, ist der Kampf eines solchen Landpastors: der Abfall eines Nüchternen, geschildert mit den ganzen Mitteln seiner realistischer Kunst. Am einfachen Beispiel hat man hier so recht das Wesen der Kunst in ihrem Verhältnis zur Tendenz. Die Polenz'sche Dichtung ist eine schlagende Kritik der Kirche. Als solche muß sie im Moment wie eine starke Lanze wirken im Kampf der Parteien selbst, und ich wünsche ihr, daß sie es thut. Dennoch ist sie in jeder Faser ein echtes Kunstwerk. Sie verfällt an keiner Stelle in den Fehler, dem gewandten Parteiredner ein Sprachrohr zu verleihen. Sie malt, mit Mitteln, die dieser niemals besitzen kann, scheinbar als reines artistisches Liebhaberwerk, das von jeder Tendenzwirkung absieht, das Bild einer jener stillen Naturen, die einsam den großen Kampf wirklich ausgekämpft haben. Sie konserviert, sie rettet ihn, — rettet gerade das, was man im Parteikampfe selbst nie vernimmt: die Stufen des innern Erlebens, das Milieu, aus dem schließlich die Gesinnung erwächst. Der schwerste Vorwurf, den man dem Buche machen wird, ist wahrscheinlich gerade der, daß es zumal gegen Ende, zu wenig Positives predige. Sein Held wickelt sich aus der bestehenden Kirche heraus, das ist prachtvoll gezeigt. Noch kein Dichter überhaupt hat solche Farben der Wahrheit gerade für diesen Stoff gefunden. Aber nun — am Schlusse — wohin? Hier giebt der Roman scheinbar nur ganz schwache Andeutungen. Und doch scheint mir das gerade das außerordentlich Charakteristische, das Echte dieser Dichtung. Der Nüchterne ist nicht der Uebermensch, der das Neue bewußt schafft. Aber der ehrliche Nüchterne ist als solcher gleichwohl ein indirekter Faktor dieses Neuen. Polenz' Held steht am Ende des Buches nicht auf einsamer Höhe wie ein Gewaltiger, ein Faust, — er steht als ein endgültig Emporgeklettertes auf einem bestimmten Niveau, zu dem allerorten heute Tausende klettern und auf dem schon eine ordentliche Armee sich sammelt. Zu den Reihen dieser Armee wird allerdings eines Tages der Ruf erschallen: „Dorthin!" — aus dem Munde irgend eines ganz Großen, — vielleicht von einer noch darüber liegenden Höhe, aus der Klause eines wahrhaft einsamen Gewaltigen. Aber es braucht nicht der Held dieses Romans zu sein, er ist es sogar sicher nicht, der ihn erklingen läßt. Der Dichter fühlte als solcher keinerlei Bedürfnis, Zukunftspolitik zu treiben. Er hat nur objektiviert, was er kannte: den Heraufgang zu jenem Niveau. Aber das hat er auch mit ganzer Dichterkraft geleistet.

Faust-Naturen lassen sich in jedes Milieu zeichnen und die Kulturepoche ist ihnen nur loses Theatergewand. Aber dieser Polenz'sche ehrliche Pastor ist nur im Protestantismus und den socialen Verhältnissen der Gegenwart möglich. Das giebt selbst den kleinsten realistischen Zügen des Romans eine mitbedeutende Macht in der Handlung, und eine ungemein fleißige Beobachtungsarbeit ist denn auch im vollen Bewußtsein der Tragweite auf diese Einzelheiten verwandt. Am besten dabei gelungen ist dem Dichter das sociale Milieu, sowohl das specielle der Gemeinde, in der sein Held die Kirche vertreten soll und schließlich mit ehrlichem Gewissen nicht mehr vertreten kann, als auch vor allem das der gesamten Kirche an sich mit seiner einschneidenden Differenz zwischen einer idealen Stätte und einer der Streberei offenen materiellen Versorgungsanstalt. Nach dieser Richtung ist auch die logische Gesamtkomposition eine wundervoll straffe, es fehlt kein Glied, und die entscheidenden

*) Der Pfarrer von Breitendorf, Roman in drei Bänden von Wilhelm von Polenz. Berlin. F. Fontane & Co. 1893.

Wendungen werden, was viel sagen will, ohne jede Hyperbel ins Karrikaturenhafte erzielt.

Die Glanzstelle, der Höhepunkt des Ganzen: die Tragödie des unglücklichen Diakonus Fröschel, der sich im Konflikt der Gedanken den Tod giebt, vor dessen Leiche sich aber grade das Aeußerliche der konventionellen Kirche in seiner ganzen Blöße zeigt — das ist eine Leistung, wie wir sie thatsächlich in der deutschen Dichtung noch nicht gehabt haben.

Aber der Roman umschließt nicht bloß eine Entwickelungskette, sondern zwei, die sich mehr und mehr verknoten. Neben dem Pastor, den es aus der Kirche hinausdrängt, erscheint die Tochter des Dissidenten, des Naturforschers, die es in impulsivem Verlangen zu dem religiösen Leben in die Kirche zurücktreibt. Rein kompositionell, innerhalb der Fabel des Ganzen, hat Polenz auch diese letztern Linien zu beherrschen verstanden. Wie der Pastor und das ungetaufte Mädchen sich rein menschlich zu einander finden, — wie die endliche Taufe der Einen zur umgekehrten Erfüllung auch für den Andern wird, indem er unmittelbar nach dem Taufakt endlich den Mut findet, offen seine absolute Loslösung von der bestehenden Kirche zu bekennen, — und wie die beiden, echte Menschen wie sie sind, doch unter sich keinerlei Wandel fühlen trotz der grell gewechselten Rolle: das ist, künstlerisch gestaltet, mit einer zwingenden Gewalt vorgeführt, vor der die Kritik freudig zurücktreten darf. Ideell allerdings darf man hinzusetzen, daß die Gegenseite, die Welt des verbitterten alten Freidenkers und seiner Tochter nicht mit derselben Kraft geschaut und geistig vom Autor verarbeitet erscheint, wie die des Pastors und seiner Leute. Wenig Licht nur fällt auf das Innenleben des Mädchens, — im Verhältnis zu der gewiß gleich großen Wucht des angeschlagenen Problems viel zu wenig. Und mit der Figur des Dissidentenvaters selbst hat der Dichter es sich sehr leicht gemacht, indem er an die Stelle des Ueberzeugungsgegners den reinen Trotzgegner stellte. Mag sein und von ihm eingewandt werden, daß er auch hier die nüchterne Gestalt als Typus bevorzugen wollte, damit der Kontrast nicht ein ungleicher werde. Daß der Trotzdissident heute in seiner Art auch ein Typus ist, will ich gewiß nicht leugnen. Aber dann wird die psychologische Lücke bei der Tochter nur um so greller. Die Gefühlsweise dieser Tochter — das Zurücksehnen aus dem autoritär anerzogenen Nichtglauben in die Kirche — gehört einer Welt an, in der wir, so weit große Mengen und typische Fälle in Frage kommen, heute faktisch noch gar nicht stehen. Hier hat Polenz also doch in die andere Seite übergelenkt: dieses Mädchen ist eine überraschende Individualität, es schweift aus dem sonst so klar und streng eingehaltenen Rahmen der „Nüchternen" hinüber ins Faustische. Für die Handlung in seinen Resultaten als Faktor ausgenutzt, wird aber das Motiv psychologisch nicht recht für voll angeschlagen, und das bildet einen Riß, wie man sich auch stellen mag. Es ist merkwürdig, wie der sonst so straffe Roman gerade da auch formal einige Breiten aufweist, wo in Wahrheit diese Lücke überzimmert werden soll: im dritten Bande.

Alles in allem: ein tapferes Buch, beweisend für die Schaffenskraft eines glänzenden dichterischen Talentes, — und passend wie wenige für den Kampf unserer Tage. Vor diesen scharfen Bildern aus dem Leben der Kirche, die niemand tendenziös verletzen wollen und doch ein flammendes Mene Tekel bilden, wird mancher Einkehr in sich halten, den kein noch so begeisterter abstrakter Vortrag je aufgerüttelt hätte. Ein kühneres Buch ist lange nicht geschrieben worden, — wenigstens nicht von so unzweideutig echter Dichterhand. Möchte es mit aller der gesund liebenden und gesund hassenden Kraft seinen Weg nehmen, die der Dichtung überhaupt inne wohnt, — der Dichtung, von der Heine singt:

„Kennst Du die Hölle des Dante nicht,
Die schrecklichen Terzetten?
Wen da der Dichter hineingesperrt,
Den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
Aus diesen singenden Flammen!
Nimm Dich in acht, daß wir Dich nicht
Zu solcher Hölle verdammen!"

W. Bölsche.

* * *

„Dann folgen wir dahintennach mit hellgestimmten Zithern" —

Dieser Vers den Gottfried Keller einst den „bittern" realistischen Enthüllungspoeten der Gegenwart zugerufen hat, fiel mir ein, als ich das Erstlingswerk W. Hegeler's, „Mutter Bertha"*) zu lesen bekam. Hegeler ist so ein junger Realist mit hellgestimmter Zither, ein Geistesverwandter des unvergeßlichen schweizer Dichters selbst, einer, der berufen ist durch seine Fabulierkunst Lebensfreude zu erwecken, indem er uns die lebenswahr erfaßten Alltagsgeschehnisse umstrahlt vom goldigen Schimmer der Poesie und des Humors vor die Augen führt. Zwar noch viel wird der Dichter an sich zu arbeiten haben, ehe seine Kunst diejenigen Erwartungen erfüllen kann, zu denen sein starkes Talent berechtigt. Es ist keineswegs ein Nachteil, daß Hegeler nur das dichterisch zu gestalten vermag, was er selbst erlebt oder selbst beobachtet hat; es ist vielmehr ein Vorzug, daß er sich nicht anschickt, wie so mancher andere angehende Dichter einen tiefsinnig sein sollenden Wortschwall über unverstandene Lebensprobleme auszugießen. Aber man merkt es seinem Erstlingswerke doch noch sehr an, wie eng begrenzt das Gebiet seiner Lebenserfahrung ist und wie wenig Kopfzerbrechen er sich über so manche ihm aufgestoßene trübe Erscheinungen gemacht hat. Das Warum kümmert ihn wenig, nur das Was und das Wie erwecken sein ungekünsteltes Interesse und sein warmes Mitgefühl. Die Geschichte der „Mutter Bertha", welche uns der einbändige Roman enthüllt, ist einfach genug. Eine Münchener Kellnerin, die mit 17 Jahren bereits Mutter geworden ist — sie weiß kaum wie — kommt nach Berlin, um für sich und ihren Kleinen den Lebensunterhalt in einer gehofften einträglicheren Stellung zu gewinnen. Sie findet auch nach einiger Zeit eine paßlichere Stellung in einem Blumengeschäft als Binderin und Verkäuferin. Gleichzeitig knüpft sie ein „Verhältnis" mit einem Studenten an. Die Liebe zu dem Geliebten ringt nun um die Herrschaft mit der Liebe zu dem Kinde, bis schließlich die Kindesliebe siegt. Das ist das Problem, das der Dichter sich gestellt hat. Doch wird uns dieser Empfindungskampf nicht immer klar und die Notwendigkeit seiner Entwickelung nicht völlig begreiflich gemacht. Die Zeichnung der Charaktere ist nur konturenhaft. Gut sind die Frauengestalten, am besten die Kinder gelungen. Dagegen machen ein alter Jurist und ein Kurpfuscher, welche beide in die Handlung hineinverflochten sind, den Eindruck von Kunstprodukten. Ihre Handlungsweise ist zu sehr auf ein Alles beherrschendes Motiv zugeschnitten, als daß sie lebenswahr wirken könnte. Selbst grobe thatsächliche Irrtümer laufen mit unter. So erzählt die Frau des „Gerichtsrats", sie könne sich deshalb nicht eine Erholungsreise gönnen, weil ihr Gatte nie von den Berufsgeschäften sich losreißen dürfe. Der Verfasser beweist jedenfalls durch diese Enthüllung, wie herzlich wenig Interesse er selber seinen einstmaligen juristischen Studien entgegengebracht hat, denn, was ein richtiger Jurist ist, pflegt sich zu allererst über das Vorhandensein recht ausgiebiger Gerichtsferien zu vergewissern.

Doch wenn man nun alle diese Ausstellungen gemacht hat, dann kommt man um so lieber zurück auf die Anerkennung dessen, was den großen Reiz des kleinen Büchleins ausmacht: das tiefe poetische Empfinden, der schalkhafte Humor, mit dem die Erzählung durchtränkt ist. Der Verfasser ist mit dem Herzen dabei, wenn er die Feder führt, und so weiß er auch Liebe zu erwecken zu den Geschöpfen seiner Kunst. Einen eigenen Reiz, wie durch die drolligen Kinderscenen, gewinnt die Erzählung

*) Wilhelm Hegeler: Mutter Bertha. Berlin 1893 bei F. Fontane & Co.

durch die Blumenschilderungen, welche sich hindurchranken. So hat zum Beispiel der Blumenhändler Marschall-Niel-Rosen aus Nizza erhalten und quält sich vergeblich an ihnen mit seiner plumpen Hand ab. Aergerlich flucht er drauf los; da nimmt sich Bertha der armen mißhandelten Dinger an: „Und sie nahm aus dem Korbe ein Röschen in ihre weiche, warme, liebe Hand und mit unendlicher Zartheit die feinen Drähte durchstechend, daß es dem kleinen Röschen gar nicht mal wehe that — im Gegenteil es starb einen so eigentümlich wollüstigen süßen Tod — machte sie es an den Stengel fest, wo es saß so chic und mit so guter Figur wie eine Dame in ihrem Korsett . . . Dann hauchte sie es leise an mit einem milden lockenden Hauch. Und dem sterbenden Röschen kam es wie eine Erinnerung an den lauen säuselnden Wind in der Riviera, der Morgens durch die Gärten geschlüpft war, es und seine Schwestern aus dem Schlummer erweckend. Wie kühlende Arzenei sickerte es durch seine Wunden. Da ließ es sich von diesen roten Lippen, deren Berührung so sanft war wie die eines Schmetterlings, wieder ins Leben zurückküssen und öffnete vertrauensvoll seinen Kelch und sah so frisch, blühend, gesund wie in seinen ersten Jugendtagen aus, als die unbarmherzige Scheere es noch nicht von dem Strauch geknipst hatte."

Wenn es dem Autor gelingt in neuen vollkommeneren Werken sein Können zu vertiefen, indem er die großen Zeitfragen erfassen und in die feineren Verzweigungen des Seelenlebens hineindringen lernt, so wird er doch hoffentlich darüber nicht diejenigen Vorzüge einbüßen, welche in seinem Erstlingswerk so herzerfrischend zu Tage treten: die Fähigkeit, das Schöne zu empfinden und anmutvoll zu gestalten und den naiven Humor. Es sind das seltene Gaben, und wer sie besitzt, der ist ein geborener Dichter.

Georg Lebedour.

Kinder.

Von
Gustav Esmann.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Borch.

Gegen Ende des Winters fing sie an, auf der Straße seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Jeden Tag nach Schluß des Ministeriums promenierte er eine Stunde lang auf der Oestergade, und kurz nach 3 Uhr kam sie schnell von der Stadt her gegangen.

Und wenn sie in kurzer Entfernung von ihm aus dem Gedränge auf dem Trottoir auftauchte, begrüßte er fröhlich den hellbraunen Schleier und den kleinen blonden Kopf, den sie so gerade trug und nach links und rechts drehte, während sie ruhig umherblickte.

Mit ihrer schlanken, jungfräulichen Gestalt in der strammen, pelzbesetzten Jacke über einem kurzen Rock von dickem, dunklem Stoff, in den feinen Knöpfstiefelchen, die Hände in dem koketten Muff, meistens eine dünne Papierrolle unter dem Arm, sah sie aus wie ein junges Mädchen aus guter Familie, Tochter eines Beamten oder Offiziers, die aus irgend einem Kursus kam oder in die Musikstunde eilte. Er hielt sie nicht für verlobt, und es fiel ihm gar nicht ein, sie für verheiratet zu halten.

Wenn sie so an einander vorüber gingen, schenkte sie ihm täglich einen Blick. Anfangs flüchtig, von der Seite, ein wenig neugierig, später, als sie gleichsam besser bekannt wurden, ward der Blick zögernder, zuweilen mit einem Anstrich kecker Vertraulichkeit, aufblitzender Schelmerei, — es war der Blick eines Weibes aus einem Paar großer, blauer Kinderaugen, nach denen er sich täglich sehnte, und an denen er sich täglich erfreute. Und zuweilen, wenn er an ihr vorüber war, drehte er sich um und ließ seine Blicke der mädchenhaften Figur folgen, ihrem leichten, kühnen Gang, der sie geschmeidig durch das Gedränge führte, bald ein Stück auf dem Fahrdamm, nun wieder hinauf auf das Trottoir — bis das letzte, was er von ihr sah ihr kleiner, blonder Haarknoten war, der lustig durch den langsam wogenden Menschenstrom schwamm und in der nebligen Dämmerung des Wintertags verschwand, — dann schlenderte er weiter, für den Rest des Tages in bester Laune, und freute sich darauf, ihr morgen von neuem zu begegnen.

Das war alles. Er sah sie immer nur höflich oder gleichgültig an. Einmal, als sein Blick ein wenig dreist gewesen, strafte sie ihn dadurch, daß sie vier Tage den Kopf abwandte. Später nahm er sich in Acht und trug ängstlich Sorge, daß ihm sein tägliches kleines Erlebnis auch glückte.

Sonst beschäftigte sie ihn nicht viel. Nach ihrer flüchtigen Begegnung, ging er gemächlich seine Straße hinunter, die in den milden, grauen Februartagen warm und gemütlich wie ein Zimmer war. Er schob sich vor-

wärts im Gedränge, streifte dann und wann ein hübsches Gesicht, nach dem er sich auch wohl umwandte, witterte ein Parfum, das vorüber zog, ließ sich von der Farbe einer Toilette oder einer vollendet schönen Figur fesseln, die seinen Blick auf sich zog, bis sie an irgend einer Ecke verschwand, und amüsierte sich köstlich, wenn er bedachte, wie er sich in früheren Jahren als verliebter Student doch ganz anders benommen haben würde.

Damals hätte er längst gewußt, wie sie hieß, wo sie wohnte, woher sie kam und wohin sie wollte. Er würde sie in Theater und Kirchen gesucht haben, er würde seinen zwanzigjährigen Kopf mit hundert Plänen gemartert haben, wie er Zutritt in ihre Familie oder in ein Haus erlangen könnte, in dem sie verkehrte, und im Laufe eines Monats oder eines halben, würde er ein Heer von Träumen an diesen schwachen Liebeskeim verschwendet haben, dem er jetzt nur zu seiner eigenen Zerstreuung täglich den Tropfen Wasser gab, den er brauchte, um nicht zu vertrocknen.

Und wenn es dann doch einmal geschah, daß er des ewigen Wartens müde, sich mit ungeduldigem Verlangen danach sehnte, sein flüchtiges Wild vor den Flintenlauf zu bekommen, so beruhigte er sich als vernünftiger Jägersmann doch immer bald wieder. In Liebesangelegenheiten war er überdies Fatalist. Wenn sie einander treffen sollten, so mußte es sicher noch geschehen. Wahrscheinlich gehörten sie beide doch denselben Gesellschaftskreisen an, sie hatten gewiß gemeinsame Bekannte; nach einem Monat oder zwei, morgen oder übers Jahr, im Theater, auf dem Dampfschiff oder auf einem Balle, zu irgend einer Zeit, an irgend einem Ort würde er sie treffen, ihr vorgestellt werden und die Entdeckung machen, daß sie nicht das sei, was er sich gedacht. Na, letzteres wohl schwerlich, denn im Grunde genommen dachte er gar nichts.

II.

Eines Abends war Fest im Casino, ein Wohlthätigkeitsbazar mit Theatervorstellung und Ball. Er kam ziemlich spät nach einem lustigen Diner, aufgeräumt und gespannt, zu allem aufgelegt, so recht in der Laune für Licht und Toiletten, Frauen und Musik. Der Tanz hatte begonnen, schon unten im Vestibül hörte er die Violinen. Er eilte durch den leeren Vorsaal die Treppen hinan in die Pergola und arbeitete sich durch das Gedränge am Eingang bis in den großen Saal.

Der Ball wogte und schillerte ihm entgegen. Das Parkett war dicht gefüllt, und dann und wann erstickten der Takt des Tanzes und das Rauschen der Schleppen beinahe die Musik.

Er ging hinauf in eine der Logen, um vorläufig nur zuzusehen, blieb aber stehen ohne Platz zu nehmen. Ganz unten am anderen Ende des Saals hatte er eine Dame tanzen sehen, eine sehr blonde Dame, blond, wie er nur eine einzige kannte. Ja, das war sie! Da tauchte sie mitten im Wirbel wieder auf und zeigte in schnellen Wendungen ihren feinen Nacken und das kapriziöse, süße, kleine Profil. Jetzt sauste sie im äußersten Kreise an ihm vorüber, in einer strahlend duftigen Toilette in weiß und violett; sie blickte ihren Kavalier nicht an, sondern tanzte mit niedergeschlagenen Augen, während sie mit ihrem

kleinen, blonden Kopf den Takt dazu nickte. Er wartete, ob sie noch einmal vorüber kommen würde. Aber sie mußte da unten stehen geblieben sein. Kurz darauf war die Musik zu Ende, und er trat hinunter aufs Parkett.

* * *

„Lily, hier bringe ich Dir einen Tänzer. Darf ich vorstellen: Kandidat Tegnér, meine Frau!"

„Gnädige Frau, tanzen Sie Mazurka?"

„Danke, nur nicht links um; dann wird mir schwindlig."

„Also, der Herr sei mit Euch; ich gehe jetzt hinunter und sorge für die Verpflegung. Sie speisen doch wohl mit uns, Tegnér, ich habe ein Kabinet. Ich komme nachher und hole Euch."

„Wollen wir unser Glück versuchen, gnädige Frau? Ich glaube augenblicklich tanzen nicht so viele . . ."

„Vielleicht . . . Wollen Sie meinen Fächer halten? . . . . . Sie sind ein Freund meines Mannes, Herr Tegnér?

„Ich war sehr bekannt mit ihm, obgleich er bedeutend älter ist, als ich. Ich glaube übrigens, daß wir uns nicht gesehen haben, seitdem er Kopenhagen verließ".

„Seit drei Jahren also? Und heute Abend trafen Sie sich wieder?"

„Vor einem Augenblick, während Sie mit Leutnant Blom tanzten. Ich ging zu ihm und bat ihn, mich vorzustellen, sobald Sie wieder an Ihren Platz kämen".

„Wußten Sie denn, daß ich seine Frau sei?"

„Ich wußte gar nicht, daß er eine Frau habe. Ich hatte Sie nur zusammen sprechen sehen. Wohnen Sie jetzt in der Stadt?"

„Ja, für diesen Winter, Brun hat sein Gut verkauft."

„Will er nicht Landmann bleiben?"

„Ja, aber hier auf Seeland, in der Nähe von Kopenhagen. Das hat er mir versprochen, als wir uns verheirateten."

„Und Sie . . . . so, nun sind wir ernstlich aus dem Takt. Es ist meine Schuld, denn ich vergesse das Tanzen, wenn ich spreche. Es ist unmöglich, wieder hinein zu kommen."

„Wollen wir es nicht lieber gleich aufgeben? Es ist hier fürchterlich heiß."

Sie gingen in die Pergola hinaus und spazierten im Gedränge langsam hin und her. Sie war strahlend lebhaft, sprach unaufhörlich und fächelte sich dabei. Er sagte nur wenig, denn ihm war das Ganze unbegreiflich. Sie, sein feines, schelmisches Fräulein, Kopenhagenerin durch und durch, verheiratet mit diesem dickbäuchigen Gutsbesitzer. Ueberdies noch ein sehr plumper Gast, so viel er sich aus der Zeit ihrer Bekanntschaft entsinnen konnte. Und alt. Er rechnete aus, daß Brun mindestens Mitte der Dreißig sein mußte, und sie war doch wohl kaum zwanzig.

„Sie sind ganz in Gedanken Herr Tegnér; sagen Sie mir eins."

„Und das wäre?"

„Was sagten Sie meinem Manne, als Sie ihn baten, Sie mir vorzustellen? Ich habe wohl gesehen, daß Sie zu ihm gingen, als ich gerade zu tanzen anfing".

„Was ich Ihrem Manne sagte? Ich weiß es nicht mehr".

„O doch, ich will es wissen. Brun lachte so unbändig. Ich hatte Sie und ihn im Auge".

„Na, ich ging zu ihm . . . begrüßte ihn . . . und sagte — —"

„Nun Sie sagten?"

„Da Sie nun doch einmal hier sind, so stellen Sie mich doch der kleinen Blondine vor, wenn sie wieder an ihren Platz kommt. Er lachte darauf und sagte: „Mit Vergnügen, das ist meine Frau".

„Das war alles?"

„Alles".

„Kleine Blondine . . . meinetwegen. Aber was dachten Sie denn?"

„Nichts. Dazu war keine Zeit. Denn in dem Augenblick kamen Sie selbst".

„Brun bleibt lange aus".

„Langweilen Sie sich? Wollen wir noch einmal tanzen?"

„O nein, bleiben wir hier. Wir können uns ja die Buden besehen".

Sie gingen hinüber in den kleinen Saal, wo der Bazar mit seinen Buden, Tombolas und Blumenkiosken stattfand. Es wimmelte von Menschen. Sie war ein wenig aufgeregt, kampflustig gewesen. Er fühlte wie ihre kleinen Finger sich nervös an seinen Arm krampften. Er sprach absichtlich nicht, sie sollte allein beginnen dürfen. Und er brauchte nicht lange zu warten.

„Sie sind schon wieder in Gedanken, Herr Kandidat. Am Ende glauben Sie, daß Sie auf der Oestergade sind. Dort sehen Sie auch stets so träumerisch aus!"

„Sind Sie mir auf der Oestergade begegnet, Gnädige?"

„Ja, wahrhaftig, jeden einzigen Tag. Ich lerne nämlich malen, müssen Sie wissen. Und Sie sehen mich immer so gräßlich ernst an".

„Ich will es nie wieder thun. Und Sie . . . ."

„Was, ich? Ach, Sie wollen vermutlich sagen, daß ich Sie auch angesehen habe. Das müssen Sie nicht so genau nehmen! Eine Gewohnheit, die ich noch vom Lande her habe, wo man jeden ansieht, der einem begegnet. Eine dumme Angewohnheit".

„Eine entzückende Angewohnheit".

„Finden Sie? . . . . Nun, Sie haben am Ende geglaubt. . . ."

„Ich versichere Sie, gnädige Frau, ich habe weder geglaubt noch gehofft."

„Dann haben Sie gedacht!"

„Das leugne ich nicht. Ich gestehe mein Verbrechen ein".

„Ach sagen Sie mir doch, was Sie gedacht?"

„Ja, aber was dem einen recht, ist dem andern billig. Dann müssen Sie mir auch erzählen, was Sie über mich dachten".

„Das will ich schon — aber zuerst Sie."

Nein, die Damen immer zuerst."

„Wie galant. Aber gleichviel, ich thue es. Jedes Mal, wenn ich Sie kommen sah, sagte ich zu mir selbst: „Na, da ist er wieder; Gott mag wissen, was er über mich denkt. — Und nun Sie."

„Merkwürdig. Mir ist es ebenso ergangen."

„Wie schlau Sie sind. Das ist nicht schön von ihnen. Sagen Sie mir nun die Wahrheit."

„Sie wünschen also, sie zu wissen?"

„Ja, ehrlich und aufrichtig."

„Gut denn. Ich habe Sie für grauenhaft leichtsinnig gehalten."

„Pfui, wie häßlich!"

„Ja, ich auch . . . ."

„Sie auch . . . . leichtsinnig?"

„Ja, wir beide. So Tag für Tag Schulden zu machen."

„Schulden — was wollen Sie damit sagen?"

„Jeden Tag Vorschuß zu nehmen, immer größeren Vorschuß."

„Vorschuß . . . . auf was? Ich verstehe Sie nicht."

„Das ist doch leicht genug zu verstehen. Auf die gegenseitige Bekanntschaft, welche zu machen wir nicht die entfernteste Aussicht hatten. Nennen Sie das nicht leichtsinnig?"

„Ach, sonst nichts? Mir wurde ganz angst. Jetzt kennen wir einander ja."

„Das haben wir den Santals zu danken, um deretwillen wir hier sind. Wissen Sie, was ich möchte?"

„Nein."

„Hingehen und ein Glas Champagner trinken. Dort, an jener Bude."

„Das wäre noch schöner!"

„Es ist unchristlich von Ihnen, gnädige Frau, wenn Sie Nein sagen. Denken Sie doch an die Santals, zu deren Gunsten er hier geschenkt wird. Wenn wir diese beiden Gläser nicht trinken, so wird deshalb vielleicht ein süßes Paar kleiner Santalzwillinge gar nicht getauft."

„Nun, dann darf ich mich nicht weigern."

Sie blieben vor der Bude stehen und bekamen ihren Champagner.

„Auf Ihr Wohl, gnädige Frau!"

„Auf Ihr Wohl, mein Herr!"

Sie sahen sich an, während die Gläser aneinander klangen; als sie sie an die Lippen führten, mußten sie beide lachen und in den Augen der Frau blitzte wieder die alte Schelmerei auf. Dann gingen sie hinein um zu tanzen, aber unterwegs begegnete ihnen Brun.

Er war feuerrot und sah sehr vergnügt aus, während der Schweiß ihm von der Stirn tropfte.

„Heda! Halt! Stillgestanden, Pferdchen! Euch suche ich gerade. Wir wollen jetzt speisen. Rate mal, wer hier ist, Lily! Burg und Claudi. Ich hatte zwei Flaschen Sekt mit ihnen gewettet, daß sie mich heute Abend nicht finden würden. Und nun sitzen sie ganz gemütlich unten in meiner chambre séparée bei Jensen und haben die eine schon ausgetrunken . . . . Na, und die andere haben wir jetzt ausgetrunken . . . . und noch eine dazu. Ich wollte auch noch den Doktor suchen, Ring. Sie kennen ihn ja, Tegner."

„Er ist mein guter Freund."

„Brillanter Kerl! — Wo er nur sein mag?

„Mich dünkt, ich habe ihn eben in den großen Saal gehen sehen."

„Dann muß ich ihm nach. Geht Ihr nur hinunter. Grüßt die andern von mir und sagt, daß ich gleich wieder komme. Adieu so lange."

„Ich glaube, mein Mann hat sein Herz an diesen Doktor Ring gehängt. Er hat ihn vor kurzem erst kennen gelernt und will ihn schon jetzt zu uns einladen. Wie ist er eigentlich?"

„Er wird Ihnen gewiß gefallen."

„Desto besser. Erlauben Sie einen Moment — ich muß meine Schleppe tragen, wenn wir die Treppe hinunter gehen. So — nun bin ich fertig."

Auf dem Treppenabsatz bei der letzten Wendung blickte sie über ihre

Schulter in den Spiegel. Sie lächelte vergnügt und schnitt sich selbst ein fideles Gesicht zu. Ihre Wangen waren von einem zarten Rot bedeckt, und aus dem aschblonden Haar blickten die Veilchen frisch und kokett hervor.

„Wer sind die Herren Burg und Claudi?"

„Zwei Herren, die dreimal wöchentlich mit meinem Mann zu Mittag speisen."

„Bruns Junggesellenfreunde? — Bei Ihnen wohl kaum gut angeschrieben?"

„Ah, es wäre unrecht, wenn ich sagen wollte, daß sie mich genieren. Brun trifft sie nur in den Restaurants und wenn ich mit bin, so öffnen sie nur den Mund, um von dem zu sprechen, was sie essen werden, dann essen sie — und darauf reden sie von dem, was sie gegessen haben. Es sind ältere Herren, und sie plagen mich nicht mit ihrer Courmacherei."

„Ihr Mann nannte auch einen Herrn Jensen."

„Jensen?? Ach so. Der Kellner, der uns bedient. Auch eine Junggesellenbekanntschaft Bruns. — Es war doch rechts?"

„Ja, in der Mitte. Es muß hier sein."

Tegnér schlug die Portiere zur Seite. Zwei dicke Herren erhoben sich in dem leichten Tabaksnebel, verneigten sich tief vor der Frau und drückten ihm innig die Hand, indem sie mit gedämpfter Stimme versicherten:

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Sie haben wohl gehört, wie wir Ihren Gatten angeführt haben, gnädige Frau."

„Die Wette? Ja, davon hat Brun mir erzählt."

„Er kommt doch wohl bald?"

„Im Augenblick, Herr Burg."

„Ja, denn sonst werden die Austern kalt," befürchtete Herr Claudi.

Die beiden Gentlemen schlugen hierauf die Asche von ihren Cigarren und legten die Stummel sorgfältig auf die Leiste des Panels, setzten sich wieder einander gegenüber und starrten in die Luft. Eine lange Bekanntschaft, dieselben Gewohnheiten und Neigungen hatten ihnen eine gewisse brüderliche Aehnlichkeit mit einander gegeben. Beide gleichmäßig kahlköpfig mit kurzen, dicken Backenbärten und feuchten, aufgeworfenen Lippen. Langjähriges, standhaftes Restaurantleben hatte ihrem Gesicht eine gesunde Röte, ihren Gliedern kräftiges Fett gegeben und ihrem Wesen Fremden gegenüber das Gepräge schläfriger Unerzogenheit. Treuer täglicher Verkehr hatte ihnen längst die Gewohnheit genommen, einander überflüssige Mitteilungen zu machen oder ihren beiderseitigen Witzen auch nur das entfernteste Interesse zu widmen. Aber keiner, der sie am Vormittag im Fenster des Hotel d'Angleterre sah, mit Bier auf dem Tisch und der Cigarre im Munde, sich einander den Rauch ins Gesicht blasend, ohne auch nur eine Silbe zu sprechen, — keiner hätte daran gezweifelt, daß sie ein paar bewährte, erprobte Freunde.

Die Hände auf dem Tisch gefaltet, betrachteten sie mit inniger Zufriedenheit den Kellner Jensen, der ein frisches Tischtuch auflegte und zu decken begann. Dann und wann machten sie kurze Bemerkungen über Bruns Verbleib. Der schelmische Jensen bemerkte ehrerbietig, daß „der Herr Gutsbesitzer vielleicht ein Tänzchen mache".

Aber im ganzen war die Stimmung ein wenig gedrückt. Tegnér und seine Dame, die des Rauches wegen im Hintergrunde des Kabinets Platz genommen hatte, sprachen nur wenig und zuletzt gar nicht mehr. Die fröhliche

Vertraulichkeit war geschwunden. Die junge Frau schämte sich der Freunde ihres Mannes, war erbittert über ihre Dummheiten mit dem Kellner und fand sie ungehobelter und dummer denn je. Ihre Verstimmung quälte Tegnér. Er hegte die unbehagliche Befürchtung, daß sie ihn in diesem Augenblick mit den beiden andern in eine Kategorie stellen könne und ärgerte sich über den Tölpel von einem Mann, der seine Frau hier in dem schäbigen Kabinet mit drei Herren allein ließ, die ihr alle gleich fern standen. Na — übrigens, wenns zur Sache kam, was kümmerte ihn das eigentlich!

Endlich kam Brun mit Doktor Ring, und das brachte wieder Leben in die Gesellschaft. Als Tegnérs Freund schloß Ring sich sofort an ihn und seine Dame, bekam einen Platz neben Frau Brun und fand Gnade vor ihren Augen.

„Sie haben recht," flüsterte sie Tegner zu, „Ihr Freund gefällt mir ausgezeichnet. Er sieht gut aus und ist munter und liebenswürdig. Er macht Ihnen Ehre."

„Danke für das Kompliment. Darf ich ihm erzählen, was Sie sagen?"

„Oh, so dumm sind Sie gewiß nicht."

„Prosit, meine Herren! Freut mich, Sie zu sehen. Geben Sie Ihr Glas, lieber Tegnér. Lily, sorg dafür, daß er etwas zu trinken bekommt . . . Noch eine Flasche, Jensen!"

Brun hatte sich zwischen seinen beiden alten Freunden niedergelassen und strahlte mit seiner Serviette um den Hals am unteren Ende des Tisches. Er sog seine Austern aus der Schale nnd spülte sie mit großen Schlucken Champagner hinab. Mit Burg und Claudi trank er zahllose private Gesundheiten unter herzlichen Zurufen wie „Alter Kerl", und „Treuer, alter Saufbruder". Ring plagte er mit fortwährenden Fragen, ob dies oder jenes Gericht, der oder dieser Wein gesund für den Magen sei, indem er zugleich erklärte, daß er sich nicht für einen Deut um das kümmere, was die Aerzte sagten.

„Einen Monat in Karlsbad, Alter, in jedem Frühjahr, und der Magen steht sich brillant. Das habe ich seit meiner Jugend so gehalten."

„Prosit Doktor!" rief er gleich darauf, als die Schüsseln abgetragen wurden, „das war das dritte Dutzend und anderthalb Flaschen. Was sagen Sie dazu? Was meinen Sie zu dem Leben, das ich führe."

„Ich meine, daß Sie leben, wie Ihre Konstitution es erfordert."

„Meine Konstitution! Ha, ha, ha! Ja, das ist immer eine verflucht anspruchsvolle Range gewesen. Oh! Wenn ich bedenke," dabei lehnte er sich im Stuhl zurück, — „was, Ihr Beiden!" und er schüttelte Burg und Claudi, „wie oft wir drei in diesen heiligen Löchern betrunken gewesen sind!"

„Ja, erst am Donnerstag noch," murmelte Burg.

„Pst? Ihr Narren! Meine Frau darf nicht wissen, daß ich auf dem Maskenball war . . . Prosit Lily, darf ich mit Dir anstoßen — diese Toilette kleidet Dich nieder—trächtig schön."

„Können wir auch die Ehre haben, mit der gnädigen Frau anzustoßen?" Burg und Claudi hoben respektvoll ihre Gläser und verbeugten sich tief.

Schweigend und andächtig hatten sie gespeist. Ein neuer Wirt hatte die Restauration übernommen, nun mußte seine Kochkunst sorgfältig geprüft werden. Der „dry Sherry" war so, so; der Stilton war untadelhaft, aber der Kaviar konnte sich nicht im entferntesten mit dem messen, den man früher hier bekommen. Und mit den Zahnstochern im Munde schwammen sie in seliger Erinnerung an den Kaviar ihrer Jugend.

Der Kellner kam mit Kaffee und Liqueur und einer angezündeten Kerze für die Cigarren. Die junge Frau knöpfte ihre Handschuhe zu, raffte die Schleppe zusammen, nahm ihren Fächer und erhob sich.

„Was heißt das? Wo willst Du hin?“

„Ach, Du weißt, daß ich keinen Tabaksrauch vertragen kann, und ich will die Herren nicht zwingen, allzu galant zu sein. Mit Ausnahme von Herrn Tegnér, den ich nun einmal mit Beschlag belegt habe. Herr Tegnér hat mich zu einem kleinen Tanz nach Tische engagiert.“

„Nein, Tegner soll auch bleiben und seine Cigarre rauchen.“

Aber Tegner machte sich nichts aus dem Rauchen. Er zog vor, mit der Gnädigen zu gehen. Auch Ring machte Miene, aufzustehen.

„Nein Doktor, zum Teufel, Sie müssen bleiben und einen kleinen Cognac trinken. Und eine Cigarre sollen Sie haben, die Sie nicht bereuen werden, das verspreche ich Ihnen. Sehen Sie her, Alter, probieren Sie die!“

Ring nahm die Cigarre resigniert entgegen und blickte Tegnér, der mit seiner Dame am Arm verschwand, neidisch nach.

Lustig und ausgelassen eilten sie hinauf. Am Eingang zum Saal blieb sie vor einer Art Zelt stehen, das aus Teppichen und großen Blattpflanzen improvisiert war. Auf einem Schild stand „Türkisches Café“, und drinnen saßen Herren und Damen an kleinen Tischen.

„Nun sollen Sie Ihre Belohnung dafür haben, daß Sie artig und gehorsam waren und gleich mit mir gingen. Hier trinken wir Kaffee. Sie dürfen sogar eine Cigarrette rauchen.“

Und nun tranken sie Kaffee und plauderten munter wie zuvor. Dann tanzten und promenierten sie und vergaßen, daß die Zeit verging — und noch manches andere. Bis sie, als sie gerade in der Pergola standen, Brun im Pelz mit dem Hut in der Hand die Treppe heraufkommen sahen. Als er sie gewahrte, ging er gerade auf sie zu. Er sah müde aus; seine Wäsche zeigte Kaffeeflecke, Asche lag auf den Rockaufschlägen.

„So, Herr Tegnér, jetzt werden Sie meine Frau gütigst herausgeben. Ich möchte sie doch gern mit nach Hause nehmen. — Deinen Mantel habe ich ins Kabinet bringen lassen. Machen wir nun endlich, daß wir fortkommen.“

Sie ließ seinen Arm sofort los und stellte sich neben ihren Mann. Tegnér verbeugte sich und dankte. Brun brummte ein mürrisches „Gutenacht“; sie reichte ihm schweigend die Hand zum Lebewohl.

Unten im Vorsaal traf er Ring, der gerade seinen Rock anzog. Sie nahmen einander unter den Arm und gingen zusammen die Straße hinunter.

„Nun, Du hattest wirklich das bessere Teil erwählt, das Dir nicht genommen werden konnte.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Die kleine Frau natürlich, mit der Du verschwandest und mich dann im Stiche ließt.“

„Bist Du bitter, Freund?“

„Bitter? — ich ärgere mich nur, daß ich mir den ganzen Abend durch jene Bestie von Mann verderben ließ.“

„Er scheint doch ein ganz gutmütiger Kerl zu sein!“

„Gewiß — ja. Du hast jedenfalls keinen Grund über seinen Mangel an Gutmütigkeit zu klagen. Die Herren Burg und Claudi sind auch ein paar

gutmütige Bursche. Es endete damit, daß sie ihn foppten, weil Du mit seiner Frau abgegangen warst."

„So? Deshalb war er also so unangenehm, als er nach oben kam!"

„Die Kleine ist übrigens süß."

„Ja, sehr niedlich —. Wo hat er sie eigentlich her?"

„Aus Jütland."

„Ich glaubte, sie sei aus Kopenhagen."

„Allerdings, aber ihre Eltern starben vor einigen Jahren, und da kam sie zu den Großeltern, die in Bruns früherer Gemeinde Pfarrersleute sind. Dort sah er sie."

„Und sie nahm ihn gleich?"

„Sie wollte sich wohl verheiraten. — Im Pfarrhof ging es gewiß nicht sehr lustig zu, und überdies war Brun ja der Matador der Gegend. —"

„Ist er reich?"

„Der Teufel weiß. Er verbraucht viel Geld. Zecht von morgens bis abends mit Burg und Claudi und ist gewiß derjenige, der bezahlt. Er versagt sich eigentlich nichts .... hält sich eine Geliebte draußen in Nörrebro .... altes Verhältnis."

„Sie scheint aber doch ganz zufrieden zu sein."

„Wer? Die Frau? Oh, ihr ist noch immer kein Licht aufgegangen. Aber es wird mit einem Liebhaber enden .... Na, gut Nacht, ich gehe nach dieser Seite. Teufel, wie kalt es ist. Kommst du morgen einen Augenblick hinauf?"

„Vielleicht."

„Es wird mit einem Liebhaber enden", klang es ihm noch in den Ohren, als er heimging. „Es wird mit einem Liebhaber enden —"

In seinem Zimmer war es warm, er warf den Ueberrock auf einen Stuhl, zündete Lampe und Kerzen an und ging auf und ab, während er eine Cigarre rauchte. Dann und wann dampfte er stark, lächelte, knipste mit den Fingern und pfiff leise vor sich hin. „Es wird mit einem Liebhaber enden." Er stellte sich vor den Spiegel und betrachtete sich zufrieden. Der Frack kleidete ihn gut. Er bog den Hals zurück und strich sich langsam den Bart. „Ein bißchen kahl ist man ja geworden, ein paar Fältchen an den Augen hat man allerdings — aber sonst geht es an, es geht sehr gut an."

Er blies die Lampe aus und ging mit den Kerzen ins Schlafzimmer, kleidete sich schnell aus und legte sich mit den Abendblättern ins Bett. Aber er löschte die Lichter sofort aus und schlief ein, indem er an ihre Augen dachte, „große dunkelblaue Kinderaugen — Veilchen in Milch."

III.

Am nächsten Morgen erwachte er mit dem unklaren Bewußtsein, Dummheiten begangen zu haben. Aber das verging während er sich ankleidete. Es war ja kein Unglück geschehen — im Gegenteil. Außerdem war es schlechtes Wetter, kalt und stürmisch; er kam schlechter Laune ins Ministerium, später am Tage begann es zu regnen, und als er nach Hause ging, mochte er nicht umherschlendern. Während der nächsten Tage auch nicht. Als er dann auf die Straße kam, begegnete er ihr nicht. „Natürlich". Er dachte daran, seinen Be-

ſuch zu machen, ſchob es aber von Tag zu Tag auf. Das Wetter war noch immer unangenehm; mehr als eine Woche verging, wo er ſie nicht ſah.

Dann kamen wieder einige milde Tage mit Sonnenſchein und ſtrahlendem Himmel. Es war inzwiſchen März geworden. Die langen, hellen Nachmittage hatten begonnen, mit Damen, die Frühlingseinkäufe machten und Strömen von Menſchen, die ins Theater gingen. Er hatte ſeinen Spaziergang auf den Nachmittag verlegt, und da ſah er ſie denn eines Tages auf der menſchenleeren Seite der Straße ihm entgegenkommen, keck und ſich nach allen Seiten umſehend, wie es ihre Gewohnheit war. Er bereitete ſich vor zu grüßen, aber es ſchien, als würde ſie ihn nicht gewahr werden. So ging er denn ſchräge über die Straße und ſagte guten Tag. Sie errötete ein wenig, lächelte aber ſofort und reichte ihm vergnügt die Hand; dann gingen ſie zuſammen weiter, als verſtände es ſich von ſelbſt.

Er erzählte, daß er daran dachte einen Beſuch zu machen, daß es aber beim Denken geblieben.

Es ſei eigentlich gut, daß er nicht gekommen. Sie war erkältet geweſen, ſie waren umgezogen, Brun war abgereiſt.

Würde er lange fortbleiben?

Wahrſcheinlich. Erſt nach dem Gute, wo noch manches zu ordnen. Ungefähr 14 Tage. — Dann zur Schnepfenjagd nach Vendſeſſel. Hierauf natürlich auf 6 Wochen direkt nach Carlsbad. Im Sommer würden ſie entweder am Strandweg wohnen oder in die Schweiz reiſen. Wenn letzteres der Fall, würde ſie mit Brun in Berlin zuſammentreffen. Sie hatten ihren Haushalt aufgelöſt, und ſie war in ein Damenpenſionat gezogen.

„Und ſind nun ganz allein?“

„Toute seule! Ich habe faſt gar keine Verwandte.“

„Wie vertreiben Sie ſich denn die Zeit?“

„In der unſchuldigſten Weiſe der Welt. Theater, Lekture, Spaziergänge, Langeweile. Und Sie?“

„Grade wie Sie.“

„Das iſt verkehrt von Ihnen. Ein Herr muß ſich doch amüſieren können.“

„Wie denn zum Beiſpiel?“

„Nun, ich meine nicht gerade, was man ſo im allgemeinen Amüſement nennt. Aber allein ſchon, daß man ſeine Freiheit hat. In einer halben Stunde fängt es an dunkel zu werden, und dann muß ich ins Haus, — wie die Hühner. Es iſt kaum anſtändig, daß ich jetzt noch draußen bin. Sie können mir glauben, daß ſolch ein Abend im Penſionat nicht vergnüglich iſt. Dann bekomme ich auf tauſenderlei Dinge Luſt. Und am Tage ebenfalls.“

„Erzählen Sie mir doch, wozu Sie Luſt haben“.

„Ich möchte mich umſehen, die Stadt kennen lernen, zum Beiſpiel. Ich könnte vom Morgen bis zum Abend in den Straßen umherwandern. Ich liebe Kopenhagen. Ich bin hier geboren und habe bis zu meinem ſiebzehnten Jahr hier gelebt. Aber erſt als ich fortkam, fühlte ich, wie ſehr ich meine Vaterſtadt liebte und wie wenig ich ſie kannte. Während der letzten Jahre in Jütland war ich ganz verzweifelt. Im Sommer ging es noch. Aber im Winter — ich kann es kaum ertragen nur daran zu denken. Am 30. September iſt mein Geburtstag. An dieſem Tage machte ich immer meinen letzten Spaziergang. Und der war traurig genug. Ueber die Landſtraße nach einer Tannenſchonung, eine halbe Meile weit. Es war doch immer ein wenig Wald. Am Ende der

Schonung lag eine Mergelgrube. Dort stand ich und sagte dem Sommer Lebewohl; und dann ging ich denselben Weg zurück, nach Hause, setzte mich ans Fenster, sah hinaus auf die Getreideschober — und weinte".

„Dann waren sie also wohl froh an dem Tage, da Brun das Gut verkaufte?"

„Froh! — Ich war entzückt. Mit strahlendem Gesicht fuhr ich umher und sagte Lebewohl. Die Leute in der Gegend waren förmlich beleidigt über meine Freude. Ich bin eine Andere geworden, seitdem ich wieder in Kopenhagen bin. Wenn es nur nicht wieder anders wird. So lange mein Mann hier war, kam ich doch hinaus, machte wenigstens viel mit, obgleich es eigentlich nicht das ist, was mir Vergnügen macht. Jetzt ist es aber, wie ich Ihnen schon sagte: Abonnement im Hoftheater, Journalzirkel, Pensionatskonversation. Allein wie ich bin, kann ich ja eigentlich nirgend hingehen. Gestern zum Beispiel. Ich hatte so große Lust, irgendwo im Walde umherzustreifen, das Wetter war so schön, beinahe Frühling. Seit fünf Jahren habe ich den Tiergarten nicht gesehen, und ich möchte so ungern bis zum Sommer damit warten. Aber wen sollte ich mitnehmen? Die Damen im Pensionat wären ohnmächtig geworden, wenn ich es vorgeschlagen hätte. Und allein hatte ich nicht recht Mut dazu. So ging ich denn schließlich in den Oerstedspark und sah den Schwänen zu".

„Wie alt sind Sie, Frau Brun?"

„Weshalb fragen Sie? Wollen Sie mich verspotten, weil ich so offenherzig gegen Sie war? Das war dumm von mir. Ein Herr, mit dem man nur ein Mal zusammen gewesen!"

„Sie brauchen nicht zu zürnen. Ich meinte es nicht böse. Wenn man auch nur einmal zusammen gewesen, kann man doch gut Freund sein und vertraulich mit einander reden".

„Ich bin einundzwanzig. Aber wozu wollen Sie das wissen?"

„Ach — mir fiel nur etwas ein. Aber das erzähle ich Ihnen lieber ein andermal. Wollen wir jetzt umkehren?"

Sie waren eine kurze Strecke in der Bredgade gegangen und gingen jetzt schweigend zurück. Auf dem Königs-Neumarkt trennten sie sich. Sie wohnte in einer der Straßen von Gammelholm, er schlenderte hinein zu à Porta.*)

Wenn sie sich trafen — und es geschah, daß sie sich öfter um die genannte Zeit trafen — ging es anfangs immer sehr still zu. Beide waren ein wenig verlegen, hatten gewissermaßen ein schlechtes Gewissen. Aber sie kamen doch bald in Zug. Sie hatte ein empfängliches Auge für alles, das ihn erfreute und fesselte, und sie gingen die Straße hinunter wie zwei junge Freunde, die an einem mühsam erschlichenen Ferialtag eine lustige Tour mit einander machen. Bald erzählte sie, bald er. Kindheitserinnerungen, Andenken an die Schulzeit, Geschichten von Leuten, die ihnen begegneten, alles durcheinander, kleine Meinungsverschiedenheiten, allerhand drollige Entdeckungen in Ladenfenstern und Aushängekästen. Sie sahen alles und untersuchten alles, was einer dem andern zeigte. Und dann endigte es stets mit dieser oder jener kurzen, aber immer vergnüglichen Expedition: nach des „Königs Garten"**), um Schneeglöckchen zu stehlen, hinunter nach dem Hafen, um ein Dampfschiff ankommen zu

*) Vielbesuchte Konditorei und Café.

**) Garten von Schloß Rosenborg.

sehen, hinaus aufs Kastell, um die Musik anzuhören. Aber wenn sie sich mit kameradschaftlichem Händedruck und Lächeln trennten, war nie von einem „nächsten Mal“ die Rede. Es mußte immer so zufällig kommen, — ganz von selbst.

Als sie aber eines Tages ein wenig miteinander gegangen waren, bemerkte er, daß sie nicht lustig wie sonst war.

„Was ist denn geschehen?“

„Nichts, als daß Sie mich nicht mehr ansprechen und mit mir gehen dürfen. Es ist schon aufgefallen, und im Pensionat wird darüber gesprochen.“

„Werden wir uns denn garnicht mehr sehen?“

„Das weiß ich nicht, Tegnér. Was soll ich thun? Es ist ja auch nicht recht.“

„Vielleicht nicht, — — handeln Sie ganz, wie es Sie gut dünkt.“

„Weshalb wollen Sie mir nun unrecht thun? Sie wissen doch, daß ich gern mit Ihnen spreche. Habe ich Ihnen das nicht bewiesen?“

„Aber finden Sie nicht, daß es traurig für Sie und mich ist? Glauben Sie, daß man häufig jemanden trifft, in dessen Gesellschaft man Lust hat, sein „Selbst“ herauszukehren? Natürlich, vertrauend, sicher, verstanden zu werden, wie Sie und ich einander verstehen? — Und denken Sie doch, wie unschuldig das Ganze ist: Wir treffen uns dann und wann, machen zusammen einen Spaziergang, plaudern eine halbe Stunde und trennen uns dann wieder, — es wird kein Wort gesprochen, das die ganze Welt nicht hören könnte — — Und trotzdem sind wir doch froh gewesen? — Und denken Sie auch daran, wie wir alles — auch den kleinsten Eindruck — mit einander genießen, wie unbegreiflich im Takt wir denken und fühlen. Glauben Sie, daß man das mit jedem kann? Und wäre es da nicht dumm, geradezu unwürdig, wenn wir um einiger alberner Frauenzimmer willen, die nicht mehr menschliches Empfinden in sich haben, als mein Stock, davon abließen und es vermieden, einander zu sehen?“

„Ja, ja, das ist alles sehr wahr, aber — —“

„Aber?“

„Ach, Sie kennen mich nicht, Sie wissen gar nicht, wie ich bin.“

„Wie sind Sie denn?“

„Ich verliere so leicht den Mut. Der leiseste Schein einer Anklage erschreckt mich augenblicklich; mich dünkt stets, daß alle anderen recht haben. — Es muß ein Ende haben.“

„Wenn es dann doch lieber nicht angefangen hätte, — jetzt ist es schwer.“

„Ich darf nicht, Tegnér. Sie dürfen nicht böse sein.“

„Böse — im Gegenteil, es freut mich, daß Sie so glücklich veranlagt sind, so leicht das aufgeben zu können, wovon ich glaubte, daß es Ihnen lieb geworden.“

„Nun sind Sie schon wieder böse. Sie verdienen gar nicht, daß ich Ihnen antworte. Ich schätze Sie sehr hoch, Tegnér, ich werde unsere Gespräche und unsere kleinen Spazierwege wahrscheinlich mehr entbehren als Sie — ich werde mich so vereinsamt fühlen wie zuvor. Ich war stets mutig und froh, wenn ich mit Ihnen gesprochen hatte; aber jetzt würde ich es nicht mehr sein, ich würde in steter Angst schweben?“

„Was fürchten Sie denn eigentlich so sehr? Das Gerede im Pensionat?“

„Ja, daß jemand uns sieht.“

„Wenn uns nun niemand sähe?“

„Wie könnten wir dessen sicher sein?“

„Glauben Sie nicht, daß es in einer großen Stadt leicht ist, sich zu treffen, ohne gesehen zu werden? Ja, Sie brauchen nicht unruhig zu werden; ich meine ja nicht, daß wir Räuber spielen wollen, — es könnte ebenso natürlich, ebenso zufällig geschehen wie bis jetzt! Wir müßten nur weniger unvorsichtig sein. — Wenn man uns so aufpaßt, ist es ja just nicht notwendig, daß wir in der Oestergade zusammen gehen. — Wenn Sie nur wollen —"

„Was?"

„Nur eine Kleinigkeit. Mich dann und wann wissen lassen, was Sie unternehmen. Wenn Sie mir nun zum Beispiel erzählten, daß Sie am Donnerstag Nachmittag oder Abend einen Besuch machen wollen, — Sie haben ja Verwandte in Fredriksberg — und wenn ich Ihnen dann begegnete und Sie ein Stück Wegs begleitete, — wer würde das erfahren? Wen würden wir da draußen treffen, der uns nicht sehen dürfte? Vergessen Sie nicht, daß Sie kaum zehn Menschen in der ganzen Stadt kennen — — oder wenn Sie eines Abends im Theater wären, und ich vielleicht auch, und wir sprächen im Foyer ein wenig mit einander, — — selbst wenn ich Sie die paar Schritt nach Hause brächte, wenn niemand Sie abholt, — — glauben Sie, das wäre gefährlich? Und wenn Ihnen dies nicht zusagt, so sind ja noch die Museen und Sammlungen da, wohin niemals eine Menschenseele kommt. Und die sollten wir doch sehen! Vergessen Sie nicht, daß Sie neulich gesagt haben, Sie seien eine kleine Provinzdame, der ich Kopenhagen zeigen solle."

„Ja das können wir vielleicht auch, — aber nicht gleich, noch nicht, es muß ein wenig Zeit darüber hingehen, — nur einige Tage, — nicht wahr?"

„Weder heute noch morgen. Wann Sie selbst wollen. Jetzt sagen wir uns hübsch Lebewohl und jeder geht seines Wegs — — Und dann sind wir uns auch einig darüber, einander nicht mehr zu plagen — Ist die Laune wieder gut? — Noch nicht ganz? — Im Grunde genommen sind Sie ein kleines Kind."

„Wenigstens sprechen Sie mit mir, als ob ich eins wäre. Heute waren Sie eigentlich recht schlecht gegen mich. Adieu, Herr Tegnér!"

„Leben Sie wohl!"

Er stand und blickte ihr nach, wie sie über den Platz dem Theater zuging. Als sie ein paar Schritte gegangen, sah sie sich um. Er nickte ihr zu, winkte mit der Hand und ging dann selbst weiter.

Ungefähr eine Woche später bekam er eines Morgens ein winziges Briefchen in einer Handschrift, die sich abmühte, so recht groß und kräftig zu sein. Er lächelte, als er sie sah, denn er erriet sofort, wessen sie sei. Der Brief enthielt keine Unterschrift und nur sechs kleine Reihen:

„Ich bin ein wenig unwohl und sehr verstimmt gewesen, glaube aber, daß ich meine gute Laune jetzt wiedergefunden habe. Was wollte ich Ihnen doch sagen? Daß ich morgen den ganzen Tag bei meiner Tante in Oesterbro*) bin, in der Dämmerung aber von dort fortgehe, um zum Thee zu Hause zu sein."

Es war plötzlich wieder ganz winterlich geworden, Nordwind und grauer Himmel. Am Nachmittag fing es an zu schneien, und als er nach dem Kaffee bei à Porta mit aufgeschlagenem Kragen durch die Bredgade ging, trat er unterwegs ein und nahm einen Wagen. Er erreichte Oesterbro, als die ersten Laternen angezündet wurden, ließ den Wagen in der Allee halten und ging

*) Stadtteil von Kopenhagen.

langsam dem See zu. Es wehte nicht mehr, aber der feine, harte Schnee wirbelte unaufhaltsam hinab und überschüttete ihn im Nu mit kleinen weißen Punkten. Es wurde ganz dunkel; rings umher wurde es hell in den Fenstern, der Schnee fiel von dem hohen, freien Himmel hinab auf den See; er spazierte auf dem Damm hin und her, fühlte sich außerordentlich wohl und amüsierte sich schon über das Abenteuer, obgleich er kaum glaubte daß sie kommen würde.

Plötzlich kam sie ihm entgegen gelaufen, im Schnee dahingleitend, ein großes weißes Tuch um den Kopf. Ihr kleines frisches Gesicht lachte ihn mit den klaren Augen an, Schneeflocken glitzerten in dem blonden Haar.

„Aber Gott erbarme dich, Herr Tegnér, bei dem grausamen Wetter sind Sie unterwegs!"

„Ich gehe spazieren."

„Ja glauben Sie nur nicht, daß Sie mich begleiten dürfen, ich steige gleich in die Pferdebahn."

„Wollen Sie nicht lieber mit mir fahren?"

„Sind Sie herausgefahren?"

„Ja, mein Wagen hält dort unten in der Allee."

„In der Allee? Das klingt ganz wie in einem Roman. Sie wollen mich doch nicht entführen?"

„Mehr als gern."

„Nun, bis zum Königs-Neumarkt dürfen Sie's. Wo ist der Wagen?"

„Gleich hier."

Er lief voraus, um dem Kutscher Bescheid zu sagen und den Wagenschlag zu öffnen. Als sie herankam, sah sie sich um, sprang geschwind hinein und lehnte sich bequem in eine Ecke:

„Wie schön man in solch einem warmen, weichen Wagen sitzt. Beeilen Sie sich doch und steigen Sie ein."

Sie blickte zum Fenster hinaus während sie die Allee hinunterfuhren.

„Nein, wie es schneit! Sehen Sie nur, vier Pferde vor der Pferdebahn; das ist der Wagen, mit dem ich fahren wollte."

„Sie sind in guter Laune."

„In ausgezeichneter."

„Ich ebenfalls."

Sie fühlten gleichsam das Bedürfnis, einander zu sagen, wie froh sie seien, und still und glücklich saßen sie da, während der Wagen schnell der Stadt entgegen rollte. Dann und wann trocknete sie die Scheiben mit ihrem Muff ab.

„Wo sind wir jetzt?"

„Nyboder, glaube ich; da ist die Husarenkaserne."

„Wie amüsant es ist, so abends durch die Straßen zu fahren. Man kennt sie nicht so recht wieder und sieht jedes Haus viel genauer an, als wenn man am Tage vorüber geht. Das ist ja schon die Große Königstraße, nun bin ich gleich zu Hause."

„Wollen wir ihn nicht noch ein wenig fahren lassen? Nur in die Stadt hinein und wieder zurück."

„Dann versäume ich aber meinen Thee."

„Und die Konservation am Abendtisch."

„Sie spotten schon wieder. Nun, meinetwegen, aber nicht weiter als bis zum Heumarkt."

Er bog sich zum Fenster hinaus und sagte dem Kutscher ein paar Worte.

Als er sich wieder gesetzt hatte, nahm er ihre Hand und drückte einen Kuß darauf:

„Dank für den Brief."

„Ach mein kleiner Brief — haben Sie sich darüber gefreut?"

„Ueber Sie selbst habe ich mich mehr gefreut."

„Drinnen in der Oestergade schneite es beinahe gar nicht. Die Flocken schmolzen in der warmen Luft über der Stadt und wurden zu Nebel, bevor sie den Erdboden erreichten. Der Wagen fuhr jetzt langsamer, und sie blickte neugierig auf das menschenvolle Trottoir hinaus. Aber wenn sie unter einem Regenschirm oder in einem Lichtschein vor einem Laden ein Gesicht sah, das sie zu kennen glaubte, so drückte sie sich ängstlich in die Ecke und hielt sich den Muff vor, wenn der Wagen zuweilen im Gedränge halten mußte, oder die Leute still standen und zu ihnen hinein blickten, während ein Omnibus mit seinem müden, dampfenden Viergespann in schwerfälligem Schritt vorüber klirrte. Es amüsierte sie auch, die Ladenfenster zu betrachten, die Auslagen der Galanteriewarenhändler, in denen die großen Schilder und Schüsseln von Cuivre-poli glänzten — die Damentoiletten in den Modemagazinen, die sich langsam auf ihren Gestellen drehten — die Fenster der Blumenhändler, wo Berge von hochroten Camelien durch die feuchten Spiegelscheiben leuchteten.

Schließlich langweilte es sie doch, hinaus zu sehen, und beide lehnten nun schweigend in ihren Ecken. Auf dem Heumarkt wandte der Kutscher um, und sie fuhren abermals in die Stadt.

„Wie schnell das ging! Müssen wir nun schon nach Hause?"

„Ich muß. Wir können doch auch nicht bis in die Unendlichkeit fahren."

„Aber wir könnten etwas anderes."

„Lassen Sie hören."

„Versprechen Sie mir zuerst, nicht böse zu werden."

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich guter Laune bin. Ich werde nicht böse."

„Ich möchte Sie um etwas bitten."

„Also heraus damit."

„Es ist erst 8 Uhr. Vor ein paar Stunden brauchen Sie nicht zu Hause zu sein. Es ist so lange her, daß wir nicht zusammen waren. Heute Abend haben wir so wenig miteinander gesprochen, und wer weiß, wann wir uns wiedersehen. Haben Sie den Mut, mit mir nach Hause zu kommen. Es ist der einzige Ort, den ich kenne, und Sie müssen mir glauben, daß ich es nie vorgeschlagen hätte, wenn ich nicht sicher wäre, daß es sich thun ließe, ohne Sie der geringsten Unannehmlichkeit auszusetzen. Ich wohne vollständig abgeschlossen; es ist kein Portier da, und Sie brauchen nur ihren Schleier vorzuziehen, wenn wir die Treppe hinauf gehen. Es wäre so lustig und so gemütlich, wir könnten so recht von Herzen über alles mögliche plaudern wie in der ersten Zeit — — — Warten Sie ein wenig bevor Sie antworten, und wenn Sie meinen, daß Sie nicht dürfen, so versprechen Sie mir, nur Nein zu sagen! nichts weiter als Nein!"

„Ich fürchte mich nicht, mit Ihnen zu gehen, Tegnér, und ich glaube auch nicht, daß Sie mich unangehmen Dingen aussetzen werden. Ich will heute Abend thun, um was Sie mich bitten, wenn Sie mir versprechen, mich nie wieder darum zu bitten."

Heftig drückte er ihre Hand. „Wie hinreißend gut Sie sind!"

Er war ganz außer sich vor Freude, lachte, sang und rückte immer von

einer Seite auf die andere. Plötzlich steckte er den Kopf zum Fenster hinaus und rief dem Kutscher etwas zu, der gleich darauf in eine Seitengasse einbog.

„Was bedeutet das! Hier führt doch nicht der Weg zu Ihrer Wohnung."

„Oh, es ist nur etwas, das ich beinahe vergessen hätte."

„Darf ich es nicht wissen?"

„Gleich sollen Sie es erfahren."

Der Wagen hielt, schnell sprang er hinaus. „Bin gleich wieder da." Nach wenigen Minuten kam er zurück.

„Jetzt will ich wissen, was es war. Ich war nahe daran fort zu gehen, als Sie da drinnen waren."

„Bedenken Sie! Sie haben versprochen, nicht böse zu werden, es war nur das Abendessen."

„Abendessen?"

„Ja. Ich habe nicht das geringste zu Hause, das ich Ihnen anbieten könnte. Sie haben ja Ihren Thee versäumt. Ueberdies ist es so lustig, bei sich zu Hause zu speisen. Ich war nur im Restaurant, um zu bestellen, daß man eine Kleinigkeit zu mir hinaus sende."

„Darf ich fragen, ob wir noch mehr dergleichen Dinge zu besorgen haben?"

„Nur noch eins."

„Sie dürfen nicht lange bleiben; ich mag nicht so allein im Wagen sitzen."

Diesmal kam er mit einem Bouquet zurück.

„Ich muß doch eine Blume für Sie haben, wenn Sie zu mir kommen."

„Danke, danke, o wie schön sie sind! Blumen kann ich nun einmal nicht widerstehen und sie lehnte sich zurück und drückte die frischen Rosen an die Wangen.

Jetzt rollte der Wagen schnell durch die Gothersgade, Tegnér wohnte am Nordboulevard. Sie saßen still Hand in Hand. Ihr Handschuh war aufgegangen, und er beugte sich von Zeit zu Zeit nieder und küßte sie aufs Handgelenk, da, wo sich die blauen Adern unter der feinen Haut kreuzten. Sie ließ ihn gewähren und sprach nicht, sondern saß die ganze Zeit und drückte das Gesicht in die Rosen. Aber in dem Augenblick, wo der Wagen hielt, schlang sie hastig die Arme um seinen Hals und flüsterte:

„Du denkst nicht schlecht von mir, weil ich dies jetzt thue? Deshalb braucht es nicht anders zwischen uns zu werden, nicht wahr?"

Wie sie bebte und zitterte während sie die Treppen hinauf eilten und in den paar Augenblicken, wo er den Schlüssel aus der Tasche zog, um die Thür aufzuschließen. Aber kaum war sie im Zimmer, als sie bereits ihren alten Mut wieder hatte. Sie nahm die erste Kerze, die angezündet wurde, und ohne sich Zeit zu lassen, die Ueberkleider abzulegen, ging sie von Wand zu Wand im Zimmer umher, hielt das Licht vor den Bildern empor, besah die Möbel, den Schreibtisch und den Bücherschrank und fragte nach allem möglichen. Er antwortete zerstreut, während er die Lampen anzündete und mit einer Jalousie Mühe hatte, die nicht herab wollte. Dann trat er lächelnd zu ihr, wickelte sie aus ihrem Pelz und dem großen, weißen Shawl, aber kaum hatte er sie losgelassen, als sie auch schon wieder auf der Entdeckungsreise war, die Jalousien aufhob, um auf die Straße hinabzusehen, die Thüren untersuchte, fragte, wer nebenan und oben und unten wohne, an die Wand klopfte und versuchte, durch ein Schlüsselloch zu sehen. Als sie dann merkten, daß das Feuer dem Erlöschen nahe, folgte sie ihm auf den Fersen bis zum Holzkorb im Entree, wie

ein Kind, das seiner Mutter an der Schürze hängt; und als er sich bückte und in die Glut blies, hielt sie einen Zipfel seines Rockes fest und rief ihm zu, vorsichtig zu sein, als er Eau de Cologne ins Feuer gießen wollte, damit dieses besser auflodere.

Jetzt wurde geläutet und wie der Wind flog sie ins Schlafzimmer. Es war der Mann aus der Restauration. Sie lugte durch die Portiere, und nachdem er den großen, flachen Korb hingestellt hatte und ins Entree gegangen war, um den Wein zu holen, trat sie ganz ruhig wieder ein und stellte sich neben Tegnér.

„Was schadet es denn, wenn der mich auch sieht, nicht wahr, Du?“ Sie nannten sich jetzt ohne weiteres Du.

Der Mann grüßte mit reserviertem Erstaunen die kleine Dame, die so plötzlich erschienen war, und sie sagte laut guten Abend und suchte eifrig nach ihrem Portemonnaie, um ihm selbst ein Trinkgeld geben zu können.

Sie deckte den Tisch, Tegnér durfte nichts anrühren. Da hinten am Schreibtisch mußte er abgewendet sitzen und durfte sich nicht umwenden, bis sie in die Hände klatschte, — wie die Kinder, die nicht eintreten dürfen bis der Tannenbaum angezündet ist. Aus einer Serviette hatte sie sich eine Schürze gemacht, und er hörte sie mit den Tellern klappern, auspacken, vorsichtig hinstellen, Bücher vom Tische nehmen und in seinem Schrank nach Gläsern kramen.

„Darf ich Dich jetzt bitten, mich zu Tisch zu führen. Die Flaschen mußt Du selbst aufziehen. Wir fangen mit den jungen Hühnern an, dann bleiben für die Pastete und den Käse reine Teller; das Dessert müssen wir von Untertassen essen.“

Sie setzten sich einander gegenüber. Von der Anstrengung war sie noch ganz rot und trug noch immer die Schürzen-Serviette. Strahlend blickten sie sich an und nickten einander zu, während sie tranken. In einem großen Wasserglase stand das Bouquet neben ihr und jeden Augenblick liebkoste und streichelte sie die Blumen; es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sie ihnen auch die Gabel hingehalten, um sie mitessen zu lassen. Alle Augenblick hielten sie mit der Mahlzeit inne, sahen sich an und lachten laut auf.

„Wie furchtbar feierlich wir waren, als wir fuhren und ich Dich bitten wollte, mitzukommen. Erst mußte ich hoch und heilig versprechen, Dir keinen Verdruß zu bereiten, und dann — —“

„Du schweigst — —“

„Eigentlich ist doch gar nichts dabei. Weshalb kannst Du mich denn nicht ebensogut besuchen, wie einer meiner Freunde?“

Sie beschlossen, den Tisch nicht abzuräumen, sondern ihn nur ein wenig fortzurücken, und das Dessert vor dem Kamin zu essen, wo die beiden großen Lehnstühle und das kleine Tischchen standen. Da saßen sie nun und nippten Sherry und knackten Nüsse, und als er dann seine Cigarre anzündete, wollte sie durchaus auch eine haben. Das Anzünden gelang ihr auch noch, aber sie verschluckte sofort soviel Rauch, daß die Thränen ihr in die Augen traten. Trotzdem behielt sie die Cigarre und blies die Glut an, indem sie sie nahe an den kleinen zugespitzten Mund hielt. Sie war übrigens müde und lehnte sich im Stuhl zurück, streckte die zierlichen Füße von sich und ließ sie von der Glut des Ofens durchwärmen.

„Ich glaube, Du blinzelst?“

„Ach Du, mir ist so wohl.“

Aber Bewegung, Wein und Wärme hatten sie müde gemacht und als er gleich darauf an seinen Schreibtisch ging, um einen Brief zu expedieren, den er bis dahin vergessen, war sie eingeschlafen, als er wieder zu ihr trat. Leise schlich er wieder fort und setzte sich, um die Zeitungen zu lesen. Dann und wann sah er zu ihr hinüber; sie schlief immer noch, hielt aber die Cigarre in der festgeschlossenen Hand, die von der Stuhllehne herabgesunken war. Er erhob sich und ging an den Tisch, um sich ein großes Butterbrod zu streichen, denn vorhin hatte er zu wenig bekommen. Dann sah er auf die Uhr. Auf den Zehen schlich er zu ihr und küßte sie auf die Stirn: „Es ist spät, das Kind muß nach Hause und ins Bett."

Sie erwachte, rot und verwirrt; darauf wickelte er sie in den Pelzmantel und den großen, weißen Shawl. Auf der Straße wurde sie wieder lebendig; es schneite nicht mehr, und sie sprachen laut und fröhlich miteinander, während sie in schnellem Marschtempo einhergingen. An der Ecke der Straße, in welcher sie wohnte, sagten sie sich Lebewohl; er blieb stehen und sah sie in die Hausthür huschen; erst als er Licht in ihrem Fenster gesehen, ging er.

IV.

Wenn er während der ersten Zeit über dies Verhältnis nachdachte, kam es ihm oft traurig und banal vor. Sie hatte sich ihm schnell und ohne besonderen Widerstand hingegeben, aber mit einem Mangel an Wärme, der ihn wie einen Vorwurf quälte, so daß er es bereute, sie verführt zu haben; und obgleich er fühlte, daß sie ihn lieb hatte, war er doch nicht sicher, daß mehr gewonnen als verloren sei.

Sie kam ihm scheu und so seltsam gehorsam vor, ihr unruhiges und doch so bezaubernd anspruchsvolles Wesen hatte sich in farblose Nachgiebigkeit verwandelt, qualvoll empfand er, wieviel Recht er sich genommen und wie wenig er gehabt, er fürchtete, daß sie die kindliche Frische, die ihn anfangs so hingerissen, gänzlich verlieren würde.

Aber nach und nach wurde sie wieder die Alte. Wie eine Blume, die der Regen zu Boden gedrückt, am nächsten Morgen, wenn die Sonne scheint, den Kopf wieder emporhebt, stärker duftet und in größerer Schönheit prangt, so entfaltete ihr zartes Gemüt sich glücklicher und reicher als zuvor. Sie wurde eine zärtliche und verständnisvolle Geliebte und gewann all das süße, kaum geahnte Vertrauen und die verführerische Unvernunft der ersten Zeit ihrer Liebe wieder.

Verliebt und bethört ließ er sich mitreißen. Der Gedanke, sie jemals verlieren zu sollen, war ihm unerträglich, und die Tage, wie sie jetzt waren, dünkten ihm die schönsten, die er seit lange erlebt.

Und wie schön war diese Zeit! Wie klammerten sie sich an einander! Täglich mußten sie sich sehen. Wenn sie des Abends nicht fortzugehen wagte, machte sie ihm kurze Vormittagsbesuche. Er stand um die Zeit, wo sie kommen sollte, an der Thür und wartete. Aengstlich und atemlos kam sie die Treppe herauf, er öffnete und fing sie in seinen Armen auf. Dann riß sie sich plötzlich los, warf die Handschuhe auf den Tisch, den Muff zwischen seine Papiere,

nickte und lächelte ihm im Spiegel zu, während sie den Hut abnahm. Er saß im Lehnstuhl und sah sie nur an; es war ein rein physisches Behagen für ihn, sie im Zimmer zu haben, wo ihre lichte Gestalt und ihr allzeit köstlicher Humor alles verklärten und erhellten. Zuweilen bildete er ihr ein, daß er sehr beschäftigt sei, damit sie ihn necke und störe, oder er that als sei er böse, wenn sie umher ging und sich zwischen seinen Sachen zu schaffen machte. Aber sie lachte dann nur und wiederholte es augenblicklich und geberdete sich wie eine verzogene kleine Schwester, die in das Zimmer des großen Bruders kommt. Wenn sie dann gehen sollte: die Entreethür ein klein wenig geöffnet, vorsichtig hinaus gelauscht, ein flüchtiges Nicken über die Schulter und husch! war sie fort.

Zwei, drei Abende in der Woche machten sie es möglich, beisammen zu sein. Dann gingen sie ins Theater oder Konzert, wo sie jeder für sich saßen und einander Zeichen machten, wenn der Vorhang aufgezogen und es dunkel war im Raum. Und wenn nachher noch Zeit war, schnell zusammen ins Restaurant. Sie schwärmte dafür, aus dem Hause zu speisen, verborgen in einem chambre separée zu sitzen, diskret und ehrerbietig bedient zu werden, während nebenan das Gelächter und die Stimmen anderer Frauen ertönten! Das Menu bestimmen zu dürfen, läuten und Befehle erteilen und dann aus seinem Portemonnaie die Rechnung bezahlen zu können! Und die ausgelassene Vertraulichkeit beim Dessert, — mit aufgestützten Elbogen Konfekt und Früchte knabbernd, ihm Rosinenstengel in den Bart werfend und dann plötzlich aufspringend, um auf seinen Schoß zu klettern! Und beim Kaffee mit heißen Wangen und blinzelnden Augen, schläfrig an einer Cigarrette nippend, tief in den Fauteuil gedrückt zu sitzen, mit dem kleinen Finger die Asche abzuknipsen, so daß die Edelsteine ihrer Ringe hell aufblitzten und sich durch den blauen, feinen Rauch langsam zuzulächeln! Ah!

Zuweilen bei Mondenschein fuhren sie hinaus nach dem Strandweg und spazierten im Walde von Charlottenlund, oder sie streiften an milden Abenden in den einsamen Alleen des Villenviertels umher. Standen still vor stillen, feuchten Gärten, wo blaue und gelbe Krokus durch den schmutzigen Schnee keimten, oder sie hielten vor einem Hause an, wo man vergessen hatte, die Vorhänge herabzulassen, so daß sie die Familie um den Theetisch versammelt sehen konnten. Dann speiste er selbst zu Abend, Milch und Kuchen bei einem Bäcker am alten Königsweg oder in einem abgelegenen Cafe in Vesterbro. Zuweilen gingen sie auch, wenn es noch früh war, in irgend ein Vergnügungslokal mit Musik, setzten sich weit zurück zwischen das Publikum, wo die Frauen der Kleinbürger und Handwerker neugierig die fremden Vögel musterten, die sich zwischen ihnen niedergelassen hatten — ihre Kleidung, den fein zusammengerollten Regenschirm des Herrn und die leuchtenden gelben Handschuhe, die er auf den Tisch gelegt, die kleinen Füße und das feine, blonde Haar der Dame mit den Augen verschlangen. Wenn dann irgend etwas auf der Bühne passierte und alle Köpfe sich nach dort wandten, pflegte er sich wohl ihr zu neigen, sie leise ins Ohr zu beißen und ihr zuzuflüstern: „Süßes, süßes Kind, ist Dir wohl?“ Und das Kind nickte langsam mit ernstem Mund und versuchte ihn in die Hand zu kneifen.

Sie hatte einen Schlüssel zu seiner Thür bekommen, und kam oft des Morgens bevor er aufgestanden war. Nachdem er die Aufwärterin fortgeschickt, die seine Wohnung aufräumte, lag er und lauschte, schlummerte ein, erwachte und lauschte wieder. Dann hörte er das vorsichtige Klirren des Schlüssels im

Schloß, ihre leichten Schritte über den Teppich des ersten Zimmers, und darauf, bevor er die Augen noch recht wieder schließen konnte, erschien ein blonder Kopf in dem dunklen Rahmen der Portiere.

„Siebenschläfer", flüsterte sie an der Thür.

„Da liegt der große Junge noch und schläft", ertönte eine tiefe Stimme ganz dicht an seinem Ohr. Nun schlug er die Augen weit auf, zog sie zu sich herab und küßte ihr die Morgenfrische von Wange und Haar.

„Wird er mich jetzt loslassen!"

„Setz' Dich hierher."

„Das wäre noch besser! Nein! Du sollst aufstehen."

„Jetzt gleich?"

„Sonst gehe ich."

„Dann geh ins andere Zimmer."

„Glaubst Du etwa, daß ich hier bleiben will?"

Sie verschwand hinter der Portiere. Er hörte, wie sie die Jalousie aufzog und die Zeitungen auseinander faltete.

„Nun, wie weit bist Du?"

„Beim rechten Strumpf. — Was Neues in der Zeitung?"

„Massenhaft, beeile Dich nur."

„Wie ist das Wetter?"

„Keine Fragen; ich spreche nicht mit Dir, bevor Du nicht fertig bist."

„Hältst Du es vielleicht für unpassend, mit einem Herrn im Negligee zu reden?"

„Unsinn!"

Sie legte die Zeitung fort, trat an den Spiegel und versuchte, die Stirn in Falten zu legen; dann flatterte sie ein wenig im Zimmer umher, zupfte an seinen Blumen herum, blätterte in einigen Büchern und ließ sich dann mit schlauem Lächeln vor seinem Schreibtisch nieder.

„Lily!"

„Was will er?"

„Du bist so still. Du machst gewiß Unheil! Was treibst Du?"

„Ich lese Deine Briefe."

„Das dachte ich mir."

„Das ist ja eine hübsche Schneiderrechnung, die Du da hast."

„Ißt Du jetzt auch? Mich dünkt, Du hast den Mund voll."

„Ich habe nur ein ganz kleines Stück von Deiner Brioche gestohlen, sie sah so lecker aus."

„Du solltest doch auch die Milch trinken."

„Gewiß, wenn Du Dich nicht beeilst. Was fehlt denn noch?"

„Ach, meine Krawatte."

„Komm herein, ich will Dir — — — Nein, wie fein Du bist! Werden der gnädige Herr heute nicht ins Ministerium?"

„Das kommt auf Dich an."

„Ich muß zum Frühstück nach Hause — —, na, das Kinn in die Höhe, — so, nun sitzt sie."

Arm in Arm blieben sie vor dem Spiegel stehen. Wie eine junge Katze stand sie da und rieb ihr Ohr an seiner Schulter, jeden Augenblick hinsehend, ob es auch ordentlich rot geworden.

„Lily, ich habe eine Idee."

„Nein, wirklich?“

„Wir gehen heute hin und lassen uns photographieren. Ich weiß einen Photographen für unruhige Kinder.“

Und die Tage gingen, frisch und strahlend, wie helle weiße Wolken an einem frühlingsblauen Himmel hinsegeln.

Sie hatten auch stille Abende, an der Lampe, in seiner Wohnung; sie spielte, oder sie lasen jeder für sich und legten die Bücher fort und begannen ein vernünftiges, trauliches Gespräch; Abende, wo sie sich für einige Stunden ein Nest schufen, das all die zärtliche Wärme, die süße Poesie einer jungen Ehe atmete.

Aber es kam auch vor, daß wenn sie in der Dämmerung Hand in Hand beisammen saßen, beide plötzlich von derselben qualvollen Angst befallen wurden, die sie sich nicht mitzuteilen wagten. Eine Furcht, wie das erste beklemmende Erwachen nach einem schrecklichen Traum, die bewirkte, daß sie sich fest an einander schmiegten und beim Scheiden nicht den Mut hatten, zu fragen, wann sie sich wiedersehen würden.

Wenn er sie an einem solchen Abend nach Hause gebracht hatte und dann zurückging, meldeten die Gewissensbisse der ersten Zeit sich von neuem. Jetzt, wo sie mehr für ihn geworden, als er sich jemals hatte träumen lassen, bedrückte ihn der Gedanke um so mehr, daß er das Schicksal ihres Lebens werden könne, und der scharfe Stahl in ihrem Verhältnis, den sie niemals nannten und niemals vergaßen, drang kalt in jede glückliche Erinnerung in jeden Ausweg der Zukunft, in jede Entschuldigung der Gegenwart, bei denen er Hilfe suchte.

Der kranken Gedanken müde, schlief er ein. Und das strahlende „Sie kommt“ des nächsten Tages jagte alle gespenstischen Gewissensbisse in ihr Dunkel zurück.

Aber dann geschah es eines Tages, daß sie nicht kam. Es war gerade der Monatstag ihres ersten Kusses. Sie hatten irgendwo zusammen Frühstück essen wollen, aber sie blieb fort und es kam kein Brief. Es war das erste Mal, daß so etwas geschah; er wurde sofort unruhig und geriet schließlich ganz außer sich. Länger als eine Stunde schritt er nervös im Zimmer auf und ab, horchte an der Thür, spähte zum Fenster hinaus, durchging all die ärgerlichen Stimmungen eines verfehlten Rendezvous — das peinliche Warten, die Sehnsucht, die Furcht. Dann konnte er es nicht länger ertragen, im Hause zu bleiben. Es war so leer um ihn im Zimmer, so leer und unerträglich, das Feuer war ausgegangen, die Sonne fort; er zog einen Rock an und ging auf die Straße. Er nahm den Weg, welchen sie nach seiner Berechnung kommen mußte, wandte plötzlich wieder um und eilte zurück, ging eine weite Strecke in der entgegengesetzten Richtung, beruhigte sich, indem er die Leute ansah, Plakate studierte, eine Cigarre kaufte, und ging dann wieder heim, seiner Sache beinahe gewiß, um von neuem enttäuscht zu werden. Jedesmal erzählte das offene Fenster, das gleichgültig im Winde auf- und zuschlug, ihm unbarmherzig, daß er umsonst hoffe; und er brauchte nur einen Blick nach seinen Vorhängen hinauf zu senden, um die Leere des Zimmers von neuem zu empfinden. Es war ihm unmöglich, der Vernunft Gehör zu schenken; irritiert mußte er jede Erklärung, die ihm einfiel, von sich weisen. Während des ganzen Nachmittags streifte er planlos durch die Gassen, ging durch die Straße, wo sie wohnte, suchte die Orte auf, wo sie einmal zusammen gewesen, glaubte einen Augenblick in einiger

Entfernung ihren Schleier zu sehen, um nur noch schneller die Entdeckung zu machen, daß er sich getäuscht.

Müde und verzweifelt kam er in der Dunkelheit endlich nach Hause und fand die Veilchen, die er ihr schenken wollte, welkend auf seinem Schreibtisch liegend.

Er hätte alles was sein war, darauf wetten mögen, daß am nächsten Morgen ein Brief von ihr kommen würde — und er hätte seine Wette verloren. Ein langer Tag folgte dem anderen, und brachte weder einen Brief von ihr, noch sie selbst.

Seine erste unerträgliche Unruhe sammelte sich bald um diese, bald um jene ängstliche Erklärung: ihr Mann konnte plötzlich zurückgekommen sein — vielleicht war sie krank geworden — es konnte irgend etwas entdeckt worden sein, das sie vollständig eingeschüchtert hatte. Aber über nichts erlangte er Gewißheit, er wagte weder zu schreiben, noch sich zu erkundigen, und erst nach langer Zeit erfuhr er ganz zufällig auf Umwegen, daß sie die Stadt verlassen habe und nach Jütland oder Schweden gereist sei — man wußte nicht recht wohin.

* * *

In der ersten Zeit fehlte sie ihm überall. Die frischen Erinnerungen, die jäh abgebrochenen Gewohnheiten erweckten seine Sehnsucht um jede Stunde des Tages zu hungrigem Leben. Sie war seine Geliebte und sein unentbehrlicher Kamerad gewesen; den ganzen Zärtlichkeitsdrang, das innerlichste seines Wesens hatte er um diese kleine, blonde Gestalt gehüllt; ihr Name war das einzige Ziel seiner Gedanken gewesen.

Wohl war sie nicht die letzte, die er liebte, oder die ihn liebte, aber — an dem Tage, wo er ihre kleinen Briefe zusammenband und sie zu anderen Briefen legte, fühlte er doch, daß mit dem Tode *dieses* Verhältnisses ein Stück seiner Jugend ins Grab gesunken war.

V.

Der Frühling ging und der Sommer kam; er suchte seine Bekannten und sein Bureau wieder auf und sank so allmählich wieder in das alte Geleise zurück. Schneller als er gehofft, überwand er das, wovon er in seiner ersten Verlassenheit geglaubt, daß es ihm eine unerträgliche Tortur werden müsse. Daß *sie* es gewesen, die gebrochen, und ihn so schonungslos, so entschlossen verlassen hatte, löschte, wie er meinte alle Schuld seinerseits in ihrer gemeinsamen Rechnung.

Im Juli reiste er fort und kam gegen Ende August zurück. Er hatte nichts von ihr gehört und niemals nach ihr gefragt, und jetzt gab er es gänzlich auf, über ihr Verschwinden zu grübeln. Er spürte etwas von jener müden Verachtung, womit man ein Rätsel aufgiebt, bei dessen Erraten man mehr Zeit und bessere Gedanken verschwendet zu haben glaubt, als die Lösung wohl wert war.

Ungefähr nach Verlauf eines Monats kam er eines Nachts heim und fand einen Brief auf einem Tische. Seltsam genug wäre er an diesem Abend beinahe gar nicht nach Hause gekommen. Er hatte einen Freund besucht, den er

seit langer Zeit nicht gesehen. Das Gespräch hatte sich in die Länge gezogen, und als sie entdeckt, wie spät es geworden, hatte der Freund ihm Nachtquartier angeboten. Er war nahe daran, es anzunehmen, denn er war müde, und der Weg lang, aber da war es ihm plötzlich eingefallen, wie gemütlich es wäre, wenn er wieder in seine Wohnung käme, sähe, wie alles stände und am Morgen die Augen unter seinem eigenen Dach aufschlüge. Während des ganzen Weges hatte er die nervöse Empfindung, als habe er irgend etwas vergessen, als erwarte ihn etwas, und als sein Blick nun schon in der Thür auf den Brief fiel, der ihm von der Schreibtischplatte her entgegenleuchtete — da wußte er sofort, was es gewesen, von wem der Brief sein müsse.

Er beeilte sich, eine Lampe anzuzünden und erbrach das Schreiben dann, während er die Glocke aufsetzte. Da war keine Ueberschrift, und sie bat ihn nur, am nächsten Vormittag nach dem Tiergarten bei Klampenborg zu kommen, auf dem Wege nach Neu-Taarbaek. Sie würde ihn nicht lange aufhalten, aber er müsse kommen, wenn es ihm irgend möglich sei, da sie wahrscheinlich keinen anderen Tag mehr bestimmen könne.

Der Brief gefiel ihm nicht sonderlich, voll Unruhe legte er sich schlafen und erwachte am andern Tage gerade zeitig genug, um den Zug zu erreichen, mit dem er fahren wollte.

Im Coupée las er seine Zeitungen, und in Klampenborg angekommen, stieg er ohne Eile aus, und folgte in aller Ruhe jener kleinen Schar von Reisenden, die der Zug gebracht hatte. Es war ein schöner Vormittag gegen Ende September, klar und still wie ein Morgen im Frühsommer. Wie die Stücke eines Papierdrachenschwanzes, der Havarie gehabt, saßen hier und da auf den Telegraphendrähten Gruppen von stillen Schwalben, zum Abzug bereit.

An der Bahnhofsthür ging die Mehrzahl der Touristen rechts nach dem Strande ab, fünf, sechs neugebackene Studenten mit einem weißbemützten „Bruder“ in der Mitte zogen singend der „Quelle“ zu, und er selbst ging schräge über den Fahrweg in den Wald, auf den Weg, wo sie sich treffen sollten. Den Gesang der Studenten hörte er noch lange durch die reine, klare Luft, deren kühler Hauch ihm Kopf und Brust beruhigte. Jedesmal, wenn er an eine Lichtung kam, flogen ihm lange, weiche, seidenähnliche Fäden, die in dem bleichgoldenen Sonnenschein umherschwirrten, ins Gesicht. Er schritt schnell und kräftig aus, gereizt durch die stärkende Luft, getrieben von lockenden Gedanken. Er dachte an das schöne Weib, das er in wenigen Augenblicken treffen würde, an den Herbst, an den Winter, wie inhaltsreich die Zeit nun werden könne; er erinnerte sich des Grübchens auf ihrer linken Schulter — ob es wohl noch da war? — und er fühlte ihren Duft, warm, milchartig, der gesunde, süße Duft eines Kindes.

Ein Stück Wegs vor ihm ging eine Dame mit einem großen hellgrauen Sonnenschirm, aber das konnte *sie* nicht sein. Der Schirm verbarg ihren Kopf, und sie ging ein wenig schwerfällig wie es ihm schien. Trotzdem war da etwas, das ihr ähnlich, besonders jetzt, wo sie eine Bewegung mit dem einen Arm machte und ihn mit einem Taschentuch in der Hand müde niedersinken ließ. Er hatte sie beinahe erreicht, da plötzlich wandte sie sich, erst nur halb über die Schulter, dann ganz ihm zu. „Lily . . . .“, im selben Augenblick hielt er inne . . . . Er hatte gesehen, wie es um sie stand . . . .

Sie senkte den Schirm und grüßte still.

„Ich schrieb an Dich, John, und bat Dich herzukommen. Ich wollte noch

einmal mit Dir sprechen und Dir sagen . . . . . was Du jetzt selbst schon gesehen hast."

„Armes, armes Kind . . . . weshalb bist Du nicht früher gekommen, weshalb hast Du nicht geschrieben?"

„Was sollte ich schreiben? Ich hatte nur den einen Gedanken, fliehen, mich verbergen, an dem Tage, wo es mir klar wurde, daß das erste große Unglück meines Lebens über mich gekommen sei."

„Wohin bist Du denn gereist? Wo bist Du jetzt?"

„Ich ging zu meiner Schwester nach Schweden und hielt mich eine zeitlang bei ihr auf, jetzt — wohnen wir hier draußen". . . . . .

„Du hättest zu mir kommen sollen."

„Das meinst Du nicht, John. Welches Recht hatte ich dazu? . . . Was hätte ich Dir sagen sollen? . . . Das war ja das Fürchterliche für mich, nicht daß ich einem Anderen gehörte . . . es wäre dasselbe geblieben wenn ich noch so frei gewesen, . . . aber, daß ich mehr und mehr einsehen lernte, wie Du niemals ganz mein eigen gewesen. — Das vor allen Dingen brach meinen Mut. Ich konnte nicht, ich wagte nicht, zu Dir zu kommen, um eine Antwort zu erhalten, die nicht sofort, im Ton und allem, das einzige gewesen, das ich hören konnte."

„Eine solche Antwort hättest Du doch niemals erhalten."

„Vielleicht nicht, . . . damals nicht, — aber später . . . . . es ist zu wenig zwischen uns gewesen, ich hätte Dich nicht halten können, . . . ein ganzes Leben ist so lang — Vergieb mir John, wenn ich . . . . ich meine es nicht so, ich weiß wohl . . . . ich glaube, daß Du gut gegen mich gewesen wärst —" sie lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte einen Augenblick ganz leise. Dann richtete sie sich wieder auf, trocknete die Augen und versuchte, ihm zuzulächeln.

„Gieb mir Deinen Arm und laß uns langsam gehen, die kleine Strecke bis wir wieder an den Weg kommen. Dort hält mein Wagen, und dann müssen wir uns trennen . . . . . von mir haben wir genug gesprochen, erzähle mir nun etwas von Dir."

Er versuchte zu antworten, aber das Gespräch stockte unaufhörlich. Jedesmal, wenn er ihrem müden, zerstreuten Blick begegnete und auf ihre kleine, hilflose Hand niedersah, die auf seinem Arm ruhte, schwoll ihm das Herz, und er fragte sich bei jedem Schritt, weshalb er sie denn nicht in seine Arme nehme und sie an sich drücke, um sie nie wieder von sich zu lassen. Sie war ja doch sein eigen.

„Bleib jetzt zurück, dort drüben ist der Weg, und da hält mein Wagen. Laß uns ein wenig bei Seite gehen, und dann sag mir Lebewohl."

„Werden wir uns wirklich nicht wiedersehen?"

„Wozu? Du siehst ja selbst, wie wenig wir uns heute zu sagen gehabt haben."

„Lily . . . ."

„Ich mache Dir ja keinen Vorwurf . . . . Wir haben beide Schuld. Wir waren wie zwei Kinder, die auf schwachem Eise spielten. Was kann das Eine dafür, wenn das Andere einbricht . . . . . Mit mir ist es zu Ende. Mögest Du glücklich werden; gieb denen, die Dich lieben werden, Dein **ganzes** Herz hin. Du bist zuweilen so klug und kalt, daß es Einem leid thut um Dich. — Küsse mich noch einmal, John!" Sie umarmte ihn und flüsterte: „Ich

glaube nicht, daß ich leben werde. Und ich wünsche es auch nicht.“ Dann riß sie sich los: „Leb' wohl“.

Schnell ging sie fort, ohne sich umzublicken. Weshalb rief er sie nicht zurück? . . . Noch war es Zeit . . . . noch. — Ihr Gewand verschwand hinter den Büschen.

Er hörte, wie die Wagenthür zugeworfen wurde, wie die Pferde anzogen, die Räder knirschten — dann die ersten Hufschläge. Plötzlich lief er durch das Gesträuch und sprang über den Graben mitten auf den Weg. Die Bäume verbargen den Wagen; er hörte nur das Schnaufen der Pferde, — einen Zweig, der unter den Rädern krachte. Weit hinten an einer Biegung des Weges kam die Equipage wieder zum Vorschein, und in dem hellen Sonnenschein sah er noch für einen Augenblick den blanken Hut des Kutschers, — den hellen Sonnenschirm über dem Rücksitz des Wagens, — zuletzt eine kleine Staubwolke, die emporstieg und wieder fiel.

Die Berliner Kunstausstellung.

Von

Hugo Ernst Schmidt.

I.

Die Berliner Abteilung.

Sie hat gut für ihre Leute gesorgt die Jury und die Hängekommission. Die besten Säle, die besten Plätze, das beste Licht haben ihre Bilder, und noch nie hat Berlin eine so schlechte Ausstellung gesehen. Was mögen dazu wohl die Münchener Secessionisten sagen? Sie flohen ihre spießbürgerlich gesinnten Kollegen und müssen nun in demselben Glashause sitzen, in dem sich viel schlechtere Maler, als ihre „Freunde" an der Isar, breit und behäbig eingerichtet haben.

Eine unerhörte Masse von Mittelmäßigkeiten hat sich hier zusammen gefunden, und da die guten alten Maler fern geblieben sind und die guten jungen Maler fast ausnahmslos in der zweiten Reihe hängen, wirkt die lange Flucht der Säle wahrhaft betäubend langweilig.

Wie die Pilze nach einem warmen Regen sind die Scharen der Reaktion aus der Erde geschossen, und wie das Unkraut überwuchert es nun alles, und raubt mit seinen großen breiten Blättern Licht und Luft den Besten. Man muß suchen um diese verborgenen Schönheiten zu finden, und wie ja die großen Ausstellungen überhaupt vom Uebel sind und intimer Kunst nicht zur Wirkung verhelfen, so ist die diesjährige allem Tod und Verderben, was nicht laut mit der Stimme des Marktschreiers spricht.

Am lautesten und fast unerträglich wirkt Peter Janssen mit seinem großen, nichtssagenden Historienbilde: „Der Mönch Walther Dodde und die Bergischen Bauern vor ihrem entscheidenden Eingreifen in die Schlacht bei Worringen." Was ist uns der Mönch Walther Dodde und die Bergischen Bauern? Was für Empfindungen soll dieses Bild auslösen, das weder Leben noch Leidenschaft ausströmt, das langweilig akademisch glatt mit dem Normalkönnen der Düsseldorfer gemalt ist?! Zwei Sätze in einem Geschichtswerk wirken ebenso anregend, oder, wenn sie gut sind, noch anregender, als diese 16 Quadratmeter bemalter Leinwand. Man wird mir die Inhaltsangabe dieses Werkes erlassen, denn es hat weiter keinen Inhalt, als daß der Mönch „Walther Dodde", auf einem Schimmel sitzend, eine überlebensgroße Bewegung macht, welche die um ihn stehenden kostumierten Düsseldorfer Modelle zum Eingreifen in die Schlacht bei Worringen veranlassen soll. Das Bild ist durchaus nur Illustration und ohne eigenen künstlerischen Wert, es erinnert in allem, in Bewegung der Figuren, den Kostümen und der Geschmacklosigkeit des Arrangements, an eine Scene auf einer Vorstadtbühne.

Die Ausstellung ist mit Historienbildern der alten Schule reich gesegnet, und man kann allen dieselben Vorzüge, wie dem Gemälde von Janssen nachsagen. Sie sind gleich schlecht gemalt, gleich schlecht gezeichnet und überall herrscht ein verächtliches Anklammern an die Vorbilder der klassizistischen Epoche. Glücklicherweise kommen diese Werke zumeist aus dem Lager der konservativen, in Amt und Würden stehenden Partei, und diese Herren, die alt und Akademie-Professoren sind, haben ein Recht,

Entschuldigung für ihr Thun zu beanspruchen. Anders verhält es sich mit den jungen Künstlern, die dieser Richtung angehören, was soll man zu ihnen sagen? Ich will nur ein Bild erwähnen, das typisch für diese Gruppe von Malern ist und sie alle charakterisiert. Ludwig Fahrenkrog heißt der Künstler und sein Werk ist eine Kreuzigung Christi. Man weiß wie ein solches Bild auszusehen pflegt, wenn es nicht originell erfunden ist. Es bleibt immer dieselbe Geschichte, rechts die Gekreuzigten, links Maria, Magdalena ꝛc. und im Mittelgrund Volksmassen. Fahrenkrog hat das auch gemacht und nur noch ein Uebriges gethan, indem er Jesus am Kreuz in starker, theatralischer Bewegung gemalt hat. Man kann dem Künstler zu dieser feinsinnigen Neuerung in jedem Fall gratulieren, und ich verstehe ihn sicherlich recht, wenn ich glaube, daß er durch diesen schmerzensreichen Christus das Menschliche auch in dieser Gestalt ausdrücken wollte. Es ist erstaunlich, mit welcher Sorglosigkeit man heut an die Lösung der bedeutsamsten Probleme herangeht, man hat sich so sehr gewöhnt die Kunst aller Geistigkeit zu entkleiden, daß auch der schwächste Anfänger den Mut hat, in Lebensgröße seine Blamage niederzulegen. Das Fahrenkrogsche Bild, das schlecht gemalt, schlecht gezeichnet und unerhört geistlos concipiert, ist, das in jeder Beziehung die Arbeit eines akademischen Meisterschülers sein kann, hat auch nicht die kleinsten künstlerischen Qualitäten, und gehört zu den schlechtesten Bildern der Ausstellung.

Noch eine ganze Anzahl Künstler wirken in demselben Sinne für die Würde der Kunst. Ihnen ist das „großgedachte" Historienbild der Inbegriff alles „Hohen" und „Schönen". Aber leider kommt keiner über die Größe die sich am besten in Metern ausdrücken läßt hinaus, sie malen alle Schinken (um mich der Atelliersprache zu bedienen), die mindestens 6 Meter lang und 3 Meter hoch sind und auf denen die Figuren nach Dutzenden zählen. Diese Bilder sind alle gefährlich und ich warne nachdrücklichst vor ihnen! Daß es Ausnahmen giebt, ist selbstverständlich und in den Sälen der Münchener Secessionisten giebt es wohl Werke, die das von neuem bestätigen. Die Bestattung an Bord von Carlos Grethe meine ich aber nicht.

Die Berliner Porträtmalerei, die ziemlich auf derselben Höhe wie das Historienbild steht, wird am besten durch Max Koner und Konrad Kiesel charakterisiert. Er ist nun ganz glatt und konventionell geworden, und steht thatsächlich nicht mehr weit von Nathanael Sichel. Kiesel hat sich ein Paar unglaubliche Bilder geleistet und sein Porträt der Frau C. ist so oberflächlich, so fatal nach jeder Richtung, daß man auch nicht mehr den leisesten Hauch von dem einstigen Talent des Künstlers spürt. Dagegen wirkt Horowitz wahrhaft vornehm und selbst Koner, der unmalerisch, in der Farbe hart und roh ist, kann man sich beinahe noch gefallen lassen.

Wie schnell es mit den Portraitisten bergab geht, sobald sie von der Gunst des Publikums getragen werden, und wie man sein Talent, sein künstlerisches Streben verliert, beweist am besten Vilma Parlaghy. Noch vor 2—3 Jahren gehörte sie zu den feinsinnigsten Bildnismalern, und ich erinnere mich mit Vergnügen an ihre trefflichen Gemälde von ihrer Mutter und Windhorst auf der Ausstellung des Jahres 1890. Sie gehörten damals zu dem Besten was überhaupt in Deutschland gemacht wurde und wo ist sie heut angekommen?! Ihr Bildnis des Kaisers ist unglaublich schwach, es ist kindlich in der Auffassung, ohne alles menschliche Interesse und so verzeichnet, daß der Ausspruch eines Freundes, „es erinnere ihn an egyptische Malerei" wenn auch übertrieben das Richtige trifft. In der That, der Kopf ist so schlecht, daß ein Auge en face, eines dreiviertel Profil und die Nase im Profil zu sehen ist. Es schmerzt, so etwas sagen zu müssen, aber es ist um so notwendiger, wenn man bedenkt, mit welcher Prätension die Künstlerin aufzutreten beliebt.

Auch Sonderausstellungen hat die Berliner Abteilung und altruistischer konnte die Kommission nicht verfahren, als sie neben Carl Röchling, Paul Flickel, Christian Kröner, W. Kuhnart auch Andreas Liljefors aus Upsala zu Worte kommen ließ. Selbst daß man Louis Dettmann nicht die Thüren verschloß, verwundert mich; auch er ist kollektiv vertreten.

Die Herren wollten vielleicht durch diese Unparteilichkeit die Weite ihres Urteils dokumentieren, im Gegensatz zu der Unduldsamkeit der Modernen, die freilich noch nicht beglaubigt ist. Oder sollte die Absicht gewaltet haben, durch den Kontrast die Verirrungen der Jugend ins hellste Licht zu setzen? Wir sind in jedem Fall mit dem Resultat zufrieden, wahrscheinlich auch sie, und ich bin überzeugt, daß so wie wir denken recht zu haben, auch sie von der Beständigkeit ihrer Ueberzeugungen durchdrungen sind. Mögen sie immerhin daran glauben, die Zeit geht doch über sie hinweg und wer kann uns vor dem gleichen Schicksal retten? Die Einsicht in diese ewigen Wandlungen macht uns duldsam und unduldsam ungleich. Wir sind tolerant gegen die Alten, weil auch sie für ihre Zeit Kunst schufen, aber wir kämpfen gegen sie, weil sie uns nicht dulden wollen. Dieser Kampf hat das Neue geboren und wir hoffen und wünschen, daß es nie erlöschen möge. Aber ebenso wünschen wir die Vernichtung aller falschen unechten Kunst, der Kunst, die nicht aus eigenen Brunnen schöpft, die ewig auf Kosten anderer lebt und ein Ragoût aus anderer Schmaus braut. Diese Art, die gleich gering geschätzt wird von allen wahrhaften Künstlern, und die sicher in Menzel, Leibach, Knaus ꝛc. ebensolche Feinde hat wie in Liebermann, Uhde und den Jüngsten, sie bedeutet nichts und steht in keiner Beziehung zu irgend welcher künstlerischen Thätigkeit. Man könnte Seiten füllen, wollte man von allen derartigen unechten Werken reden. Was birgt die Ausstellung nicht an verfehlten, mißlungenen Bildern, an streberischem Talent und an dilettantischer Talentlosigkeit. Aber zu allen Zeiten hat sich die Dummheit, die Schlauheit und die Einfältigkeit breit im Leben ausgedehnt; sie sind unabänderliche Erscheinungen und es ist nicht meine Absicht, mich mit dieser wertlosen Masse zu beschäftigen. Ich wollte nur den Boden andeuten auf dem sich die Kunst erhebt, und was für Klüfte zwischen diesen falschen Propheten und den ernsten Künstlern gähnen.

Ich bedaure, daß ich nicht Gelegenheit habe, über die älteren Meister, die auch wir hochschätzen, zu sprechen, sie haben nicht exponiert, und ich muß mich, um die Würde und die Schönheit der Kunst wiederzufinden, zu der Jugend wenden, die obgleich eine kleine Schar und arg mißhandelt, doch den besten Teil der Ausstellung bildet.

Andreas Liljefors ist von Gurlitt her noch in bester Erinnerung; er bietet noch einmal seine überaus feinsinnigen Werke dem Berliner Publikum. Man weiß, wie ich diesen Künstler schätze und ich kann nur wiederholt auf diese seltenen, an Farb- und Tonschönheiten so reichen Gemälde verweisen: sie gehören zu dem schönsten, was moderne Tiermalerei hervorgebracht hat, und ich wüßte nichts, was sich mit dieser intimsten, glücklichsten Erfassung des kleinen Lebens vergleichen ließe. Eine tiefe, ruhige Innerlichkeit spricht aus diesen Werken, und die Freude des Malers an der Heimlichkeit des Lebens der Tiere (dieses so selten beobachteten Lebens) ist entzückend wahr zum Ausdruck gebracht. Auch als Landschafter ist Liljefors von Bedeutung, hier ist er stimmungsreich und voll Poesie. Frei und leicht ist alles gemacht und nirgends empfindet man Mühe oder Qual des Schaffenden.

Ueberraschend entwickelt sich die moderne Landschaftsmalerei, und es giebt nun Künstler, die zu den höchsten Zielen streben. Mit was für Riesenschritten geht man jetzt vorwärts. Während vor wenigen Jahren Schönleber, Kallmorgen, Baisch u. a. zu den Voranschreitenden gehörten, scheinen sie uns heut als die Ueberwundenen, und ihre Malerei beinahe akademisch und seelenlos. Man ist der kalten Objektivität (die ein Unding und nur Schutzvorrichtung der schwachen Individualitäten war) müde, und die heftigste Subjektivität, die Sehnsucht nach eigenen Erlebnissen und eigenen Gesichten, ist an ihre Stelle getreten.

Zu den eigenartigsten Künstlern gehören die Weimaraner Gleichen-Rußwurm, Hagen und Verkemeier. Sie sind mit trefflichen Arbeiten erschienen, und ihre frischen, poetischen Schöpfungen haben den gemeinsamen Zug nach Freiheit und individueller Anschauung. Aus ganz Deutschland sind die Talente zusammen geströmt und ich werde später bei Betrachtung der Secessionisten Gelegenheit haben, näher auf einzelne Individualitäten einzugehen. Unter den Berlinern tritt Uth mit einem

ganz ausgezeichneten Bilde „Feierabend" hervor. Es ist nicht viel, was er giebt. Ein Dorfweg, Häuser rechts und links und Sonnenuntergang. Aber welche Stimmung, welche koloristischen Werte enthält dieses kleine Werk! Vortrefflich ist auch Moderſohn, Anna Gerresheim, Baſedow (obwohl mit technischer Geschicklichkeit noch etwas spielend), Johanna Frank. Ausgezeichnet ist Carl Albrecht mit einem Waldweg vertreten, der durch Intimität und Feinheit an die Meister von Fontainebleau gemahnt. Das große Bild „Schifferfriedhof in den Ostseedünen" von Müller-Kämpf hat unstreitig Qualitäten, leidet aber an etwas Sentimentalität und allzugroßer Weichheit. Es ist zart empfunden, aber doch ein bischen schwächlich in Ton und Farbe.

Auch Walter Leiſtikow wäre mehr Kraft zu wünschen. Seine „Dämmerung", die viel Stimmung enthält, hat ähnliche Mängel, wie Müller-Kämpfs Bild. Er ist ein feiner Lyriker, und durch intimen Anschluß an die herberen Stimmungen der Natur wird er sich vor Verweichlichung schützen können. Sehr gut ist ein kleines Bild „Im Watt". Es ist fein, und obgleich zart im Ton, doch ohne Süßigkeit.

Nicht so intim und nicht so innerlich ist Louis Dettmann. Er malt gute und schlechte Bilder. Seine „Heilige Nacht" gehört zu dem Schwächsten, was er ausgestellt hat und zur Behandlung derartiger Stoffe fehlt ihm alles Recht und Talent. Sie wirkt koloristisch ordinär und ist ohne Stimmung, ohne Poesie. Gut dagegen ist er in seinen Landschaften und oft nicht ohne Gefühl, wenn auch Gequältheit und Manier durch seine Arbeiten geht. Er steht der Natur nicht mehr unbefangen gegenüber und seine vorgefaßte Meinung tritt immer deutlich zu Tage. Dasselbe gilt von Hans Hermann, der nun auch glatt geworden ist. Er ist Specialist par excellence; er malt immer dieselben holländischen Geschichten, und wie kalt und leblos! Ich fürchte, das hat der Momentapparat verschuldet, denn seine Menschen leiden alle an der Modellstarre.

Was für ein Unterschied herrscht doch noch immer zwischen den in Berlin ansässigen Künstlern und denen in Paris, München und Glasgow! Es ist als ob Berlin noch immer hemmend auf alle Entwickelung einwirkte, oder sind die Maler für Berlin noch nicht reif? Wie rastlos entwickelt man sich anderswo, was sind die Schotten für Künstler! Was ist Besnard und Sturk, Exter und Olde! Der einzige, der bei uns in gleichem Tempo vorwärts geht, ist L. v. Hofmann, und das hat er Paris, Puvis de Chavannes und Besnard zu danken. Er ist für Berlin zu dem stärksten Anregungsmoment geworden. Er ist noch kein fertiger Künstler, und daß es in ihm noch gährt, wie in dem Münchener Exter (den er an Tiefe überragt) das wissen wir wohl, aber er hat den Anstoß zu etwas Neuem gegeben, das sich die Schönheit und Freiheit erobern möchte, und das die Kunst aus der Misère der Alltäglichkeit in die reinen Höhen der Geistigkeit großer und seltener Menschen erheben will. Sein Bild auf der Ausstellung leidet ganz gewiß an Uebertreibungen, es ist noch nicht ganz selbständig, und die Speise für jedermann ist es nicht. Aber das soll es auch gar nicht. Die Kunst ist eine Sprache, durch die sich die feinsten Geister verständigen wollen, die etwas ausdrücken kann, was dem, der nicht Ohren hat zu hören, nicht verraten werden will. Die Behauptung, daß die Kunst immer aufs Volk unmittelbar gewirkt hat, ist ein Märchen; sie hat immer nur die den Schaffenden zunächst stehenden beeinflußt, die ihrerseits die empfangene Anregung umsetzten und in anderen, verständlicheren Formen dem Volk vermittelten. Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn etwas dem Troß sofort gefällt; der Künstler kann nicht viel weiter als der schwarze Haufen sein; der Schaffende aber ist um Meilenlänge voraus und seine Stimme wird von den Zurückgelassenen nicht mehr vernommen.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Die Gefahren der Nietzscheschen Philosophie.

Im März- und Maiheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht Professor Ludwig Stein in Bern einen langen Aufsatz über „Friedrich Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren." Durch die Spalten gerade dieser Zeitschrift verbreitet, ja in den betreffenden Heften auch noch in besonders vornehme Gesellschaft gebracht (die Reiseschilderungen Julius Rodenbergs aus Sicilien und Malta beispielsweise sind wahre Perlen feinsinnigster Beobachter- wie Darstellerkunst), dürften diese kritischen Betrachtungen einen besonderen Nachhall finden. Es wird nun unsere Lesern amüsieren, zu erfahren, daß darin — als Beweis für die entsetzlichen Wirkungen der Nietzscheschen Gedankenwelt — auch der „Freien Bühne" mehrfach gedacht wird, die nach Herrn Steins Ansicht sich „in wahren Orgien des Nietzsche-Kultus gefällt" und aus ihm gleichsam einen „Sport" gemacht hat. Sie dürfte es eigentlich nicht, meint der Kritiker, da sie „das Organ des mit dem Socialismus liebäugelnden, aber in Wirklichkeit nur mit ihm spielenden jüngeren Berliner Litteratentums" ist. „Wer aber," fährt er fort, „eine so ernste Erscheinung wie der Socialismus als neue politische Theorie zweifelsohne ist, auch nur einen Augenblick, und sei es auch nur von der Seite, tiefer erfaßt hat, der wird sich der Ueberzeugung kaum verschließen können, daß Nietzsches politische und Kultur-Ideale den genauen Gegenpol zu denen des Socialismus bilden. Ja, der Socialismus hat heute keinen radikaleren und eben wegen seiner unerbittlichen Konsequenz gefährlicheren theoretischen Gegner, als diese anarchisch-aristokratische Theorie Nietzsches. Welchen Grad muß nun die Begriffsverwirrung unserer Zeit erreicht haben, wenn socialistische Schriftsteller unter völliger Verkennung dieses unüberwindbaren Gegensatzes Nietzsche zu ihrem Leibphilosophen erheben!" Die Gefahren, die — abgesehen von dieser speciellen Inkonsequenz — der „verschämte schöngeistige Moniteur des Socialismus" (wie die „Freie Bühne" ein andermal genannt wird) heraufbeschwören hilft, sind nach Stein enorme. „Wer sich nur in ein einziges Problem der Kulturgeschichte tiefer versenkt und dabei ermittelt hat, wie unendlich langsam und mühselig auch nur der winzigste Fortschritt errungen, nein erzwungen werden mußte, wie Jahrhunderte daran arbeiten mußten, nur einem einzigen schönen Kulturgedanken, wenn auch nicht zum vollendeten praktischen Siege, so doch zur allgemeinen theoretischen Anerkennung zu verhelfen, der kann es nicht ohne den Schauder der Entrüstung mit ansehen, wie man inmitten eben dieser sauer genug erworbenen Kultur die Rinaldo-Rinaldini-Devise „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt" nicht bloß zu erneuern, sondern ihr gar noch den Parademantel tiefster philosophischer Weisheit umzuhängen sucht. Und was das Bedenklichste daran ist: dieser Losungsruf des Nietzscheschen Uebermenschen wird nicht etwa in Hohngelächter aller Gebildeten erstickt, vielmehr im Gegenteil von einem gewissen, bis zum Wahnwitz blasierten Teil derselben, die den Glauben an Gott (sic!), Moral, Kultur und — was das Schlimmste ist — an sich selbst im sinnlosen Taumel großstädtischen Lasterraffinements eingebüßt hat, mit frenetischen Zurufen bejubelt! Diese, die grausame Wirklichkeit nur streifenden Andeutungen, die ins gröbere, aber viel überzeugendere Detail zu übertragen mir mein Geschmack verbietet, werden hoffentlich ausreichen, den Einsichtigen die Größe der Gefahr nahe zu legen, die uns von diesen Aposteln des Kulturüberdrusses droht."

Wenn ich auf diese Bemerkungen hier etwas ausführlicher eingehe, anstatt sie bloß tiefer zu hängen und für sich sprechen zu lassen, so geschieht es nicht, weil Steins Gesamturteil über Nietzsche mir so wertvoll und an neuen Gesichtspunkten so reich erschiene, daß es eine genaue Analyse überhaupt verdiente. Ich begegne ihm nur insofern, als es mir an einem auch von mir gebührend geschätzten Orte entgegentritt und mit den oben wiedergegebenen Worten sich unmittel-

bar an die Adresse dieser Zeitschrift wendet. Steins Darstellung und Polemik leidet, von den engeren Angriffen abgesehen, neben manchem brauchbaren, aber keineswegs neuen Gedanken an dem Kardinalfehler einer individuellen Inkonsequenz und Verworrenheit, die auf Schritt und Tritt ihn bei Verteidigung seines eigenen angeblichen Standpunktes stolpern läßt. Unser Kritiker ist thatsächlich naiv genug, in einem Atem sich zum Verfechter einer wirklich kultur-freundlichen Weltanschauung, wie wir sie „jetzt zum Glück unter dem Banner von Naturforschern wie Helmholtz, du Bois-Reymond, Häckel, Huxley, Wallace" (du Bois, Häckel und Wallace als Einheit ist an sich schon köstlich!!) erhalten haben, gegenüber dem Kulturfeind Nietzsche aufzuwerfen, — und es doch unter die großen Sünden Nietzsches zu rechnen, daß er die „Metaphysik" verspottet habe, „wie es ja heute üblich ist." Es ist naiv genug, behaglich in dem oben citierten Passus neben dem Glauben an die „Kultur" auch den an „Gott" einzuschmuggeln, als wenn die Weltanschauung etwa Häckels zusammenbräche, wenn an dem Wörtchen Gott eine recht derbe Kritik geübt wird! In der bekannten wohlfeilen Weise, die den Philosophen nach der Zahl seiner in Paragraphen schön systematisch eingeteilten Systembände mißt, wird Nietzsche als „philosophischer Dilettant" abgefertigt, der „nicht den geringsten Anspruch auf ein auch nur bescheidenes Plätzchen in der Geschichte der Philosophie erworben hat," da die Geschichte der Philosophie „alles greifbar Dilettantische mit Recht ignoriert." Von den inneren Entwickelungsstufen Nietzsches, die so viel bei ihm psychologisch erklären, weiß der Herr Professor wenig mehr als ein paar kurze Phrasen zu sagen: er vermerkt wohl, daß Nietzsche in Basel stets im Sommer weiße Cylinder und, wenn es das Wetter gestattete, helle Kleider getragen habe, — die einzige feinsinnige biographische Quelle für Nietzsches Innenleben, die vortrefflichen Aufsätze der Lou-Andreas-Salomé, aber scheint er überhaupt nicht gelesen zu haben. Mit solchem Fechter kann man gar nicht streiten — denn das Drollige würde für mich gerade darin liegen, daß ich eine ganze Menge Punkte, wo ich von meinem Standpunkte aus Nietzsches Anregungen für wertvoll, aber auch für höchst anfechtbar halte, doch gerade diesem konfusen Kritiker gegenüber als Anwalt Nietzsches erst objektiv klar legen müßte, — wozu mir jede Lust abgeht. Also nun bloß zum Engeren: dem liebenswürdigen Urteil über die „Freie Bühne." — Hier handelt es sich nämlich nicht um eine mehr oder minder hochgediehene Konfusion, sondern um eine ganz grobe, mit nichts zu beschönigende Fahrlässigkeit. Herr Stein ist, — um zunächst den allgemeinen Ausgangspunkt jener Stelle zu würdigen, — der Ansicht, daß Nietzsches Anschauungen eine aktuelle Gefahr in sich trügen erst von dem Moment ab, wo, wie es neuerdings geschehen, eine unreife Litteratenmasse („tagscheues scribelndes Gelichter") sich der unverdauten Ideen bemächtige und sie kritiklos, aber voll Suggestionsmacht ausposaune. Die „Volksseele" soll davon vergiftet werden. Hierzu läßt sich nur wünschen, daß unser Professor sich die Sorte Kaffeehauslitteraten, die er hier zum Generaltypus erhebt, einmal wirklich ansehe. Meint er denn allen Ernstes, die könnten etwas an der Volksseele ändern, an der Kultur rütteln? Das ist eine Ueberschätzung, von der ich seit Jahren allerdings ganz frei geworden bin. Ob Einer aus dieser Reihe nun eine oder zwanzig Broschüren schreibt, ob er Nietzsche oder Tolstoi, du Bois-Reymond oder Ludwig Stein für seinen „Gott" erklärt: von diesen Leuten kommt alles mögliche — Schulden, verkrachte Zeitschriften und Stilblütensammlungen auf der letzten Seite des „Kladderadatsch", — bloß kein Einfluß auf die Volksseele und die Kultur. Und wenn Herr Stein die Mitarbeiter und den Herausgeber der „Freien Bühne" mit diesen Kaffeehausleuten zusammenwirft, so sollte er getrost in eine helle Zukunft blicken: — von da wird dann so wenig wahres Unheil kommen wie etwa der alte Goethe gefallen ist, als ein dummer Grünschnabel ihn für „überwunden" und „unmodern" erklärte. Die Kultur, deren Bedroher bloß ein paar Dutzend Kaffeehauslitteraten sind, die — wie heißt es doch? — „im sinnlosen Taumel großstädtischen Lasterraffinements" den Glauben an „Gott, Moral, Kultur und an sich selbst" eingebüßt haben, — die Kultur mag sich von Herzen als strahlende Siegerin beglückwünschen. Nun fragt sich aber nur, ob die hier so hübsch mitverbrannte „Freie Bühne" wirklich dahin gehört. Und hier beginnt die unverantwortliche Fahrlässigkeit unseres gestrengen Herrn Professors. Er kennt sie nämlich gar nicht, die „Freie Bühne", außer dem Namen nach, und wenn er über sie redet, so sagt er in drei Adjektiven mehr Unsinn von ihr, als in spaltenlanger Rede widerlegt werden kann. Die „Freie Bühne" feiert nach Stein wahre Orgien des Nietzschekultus — nicht wahr? Ich schlage S. 87 des III. Jahrgangs auf und lese bei Franz Servaes: „Nietzsche ist kein Philosoph, mit dem man durch dick und dünn gehen darf. Nur wer ihm widerstrebt, kann von ihm lernen. Wer sich ihm gefangen giebt, der versinkt wie in einem

Meer. In seinem letzten Buch hat er aber einmal gesagt, die Menschheit habe es teuer bezahlen müssen, daß sie die Gehirnleiden kranker Spinneweber ernst genommen habe, und seiner eigentümlichen Individualität nach ist es keineswegs ausgeschlossen, daß er dabei in erster Linie an sich selbst gedacht habe. Jedenfalls hat er oft genug betont, daß er den Weg nicht bahnen, sondern bloß öffnen wolle. Dem Vademecum fügte er das Vadetecum bei, und Zarathustra mahnt: „Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich .... Nun heiße ich euch, mich verlieren und euch finden." Wir wollen's versuchen. Auch dies muß bei Nietzsche fort und fort bedacht werden: er ist ein verwegener geistiger Experimentator, der vor den waghalsigsten Hypothesen nicht zurückschreckt und, um neue Wahrheiten zu entdecken, die alten wohlgemut auf den Kopf stellt. Seine Erörterungen sind daher vielfach Glatteis für ungelenke Füße, und auch die kundigen Läufer müssen sich jederzeit vorsehen, daß sie nicht ausgleiten. Nietzsche macht aus seiner „Lust am Irrtum" keinen Hehl, und wenn wir vielleicht auch die gleiche Lust haben, so erfordert es doch der Anstand, daß wir allein uns auf eigene Faust irren, nicht aber in cumulo." Wenig früher steht: „Es giebt nichts Lächerlicheres, als die von ihm inspirierten neugebackenen „Aristokraten", die mit schmutzigen Hemdkragen und unrasierten Gesichtern über die Leipziger Straße watscheln und die Allüren eines Uebermenschen zur Schau tragen. Aristokratische Schreihälse und Hanswürste: das sind allerdings neue Erscheinungen." Diese Stellen stammen übrigens aus einem Aufsatz, der eine Gegenüberstellung von Nietzsche und dem Socialismus versucht, der erwähnt, daß Nietzsche bei „den jüngeren Socialdemokraten manche Anhänger, wenn auch meist konfuse" habe, und, daß dieser Anklang zweier im Ziel so grundverschiedener Richtungen wohl nur ermöglicht werden könne durch eine gewisse Identität des Pathos und der Gesinnung. „An Nietzsches Uebermenschen", fügt der Kritiker bei, „glaube ich ebenso wenig wie an das Zukunftsparadies der Socialdemokratie." Blättern wir jetzt zwei Bände zurück, so finden wir im ersten Jahrgang S. 516 f. das Wort umgekehrt allerdings einem Socialisten vom reinsten Wasser erteilt, Paul Ernst: er verdammt Nietzsche vom engeren socialistischen Boden absolut, verspottet den „Dünkel, der die Philosophen ja von jeher ausgezeichnet" hat, und findet in Nietzsche den Denker der bankerotten, dekadenten Bourgeoisie. „Von einem System im Denken keine Spur; nur lose zusammenhängende Aufsätze und Aphorismen, die mehr psychologischen als logischen Zusammenhang haben; also ohne eigentliches Zusammenraffen des Geistes zu verstehen. Ein energischer Hauptgedanke, der immer und immer wieder herausklingt; also sehr überzeugend wirkend auf denkschwache Gemüter. Geistreich; von jener Geistreichigkeit, welche schon der alte Lichtenberg in seiner „Eingabe aus Bedlam" so treffend „Bestreichen" nennt; nämlich man läßt ein paar Glieder in der Gedankenkette aus, damit der Schluß frappierender wirkt, man übertreibt hier und da, setzt ein gewagtes Bild ein und durch diese einfachen Manipulationen verwandelt man eine sehr gewöhnliche Gedankenreihe in eine geistreiche, wie man ein gewöhnliches Stück Eisen durch einfaches Bestreichen mit einem Magnet zu einem Magneten machen kann. Trivial; aber von jener versteckten, heimtückischen Trivialität, welche unter einem ungeheuren Bombast einen tiefen Sinn ahnen läßt. Und vor allen Dingen Phrase, Phrase, dicke, geschwollene Phrase! Die Phrase aber ist die Lust des Dekadent, sie rasselt ihm vor den Ohren, blendet ihm die Augen, macht ihn wirr und dumm, daß er nur ja nicht etwas Vernünftiges denkt: denn davor hat er Angst. Nietzsche ist ja jetzt auf dem besten Wege, Modephilosoph zu werden. Alle die unzähligen Männlein und Weiblein, die sich zu gut, zu „aristokratisch" dünken, um eine wirkliche Gedankenarbeit zu leisten, die heute Schopenhauer bewundern und morgen Hartmann ebenso anstaunen, diese belletristischen Geister, die nicht imstande sind, eine Gleichung ersten Grades zu lösen, weil sie zu fahrig denken, und deshalb berufen sind zum Philosophieren, alle die werden in den nächsten Jahren Nietzsche lesen, und wie sie für das „Unbewußte" geschwärmt haben, als es Mode war, so werden sie jetzt für den Aristokratismus schwärmen, weil es Mode ist. Nietzsche ist zum Modephilosophen prädestiniert; und gerade sein Aristokratismus macht ihn für diese Leute pikant." Ich persönlich halte diese Ernstsche Kritik für so einseitig, wie alle solche rein nach einer politischen Parteischablone zurecht geschusterten Kritiken auszufallen pflegen. Aber ich denke, ein Kind kann einsehen, daß hier nicht, wie Stein mit offener Stirn versichert, ein „Moniteur des Socialismus" auch noch die Inkonsequenz begehe, für Nietzsche zu schwärmen. Das Zusammenwerfen der Tendenz eines einzelnen Aufsatzes mit der des Blattes, in dem sie erschienen ist, ist eine davon unabhängige weitere sehr grobe Entstellung, die wiederum nur aus einer fahrlässigen Nichtkenntnis des angegriffenen Objekts hergeleitet werden kann. Wer unter unsern Mitarbeitern socialistische Gesinnungen hegt, der hat sie, das ist richtig, bei unserm

Prinzip, einen freien Debattenboden zu geben, nicht nur jederzeit frei aussprechen dürfen, sondern auch — das Wörtchen „verschämt" bei Stein ist eine besonders grelle Unwahrheit — thatsächlich offen und unzweideutig ausgesprochen. Daneben sind aber genau ebenso zwanglos Redner zum Wort gelangt, die, wie Professor Häckel in seinem Aufsatze über „Die Weltanschauung des neuen Kurses" einen radikal umgekehrten Standpunkt vertraten. Und wenn ein Aufsatz zufällig gerade dieses Heftes höchst energisch für die Hertzkasche Freilandbewegung eintritt und sich mit den allerschärfsten Worten gegen den Marxismus wendet, so handelt es sich auch nur wieder um einen Debattenstoff, in dem allgemein der „Entwicklungskampf der Zeit" zum Ausdruck kommt, — ohne daß damit der Zeitschrift als solcher etwa die Propaganda für Hertzka irgenwie als fortan dauernde Tendenz aufgeprägt würde. Die politisch absolut tendenzlosen, weder von Sozialismus noch sonst einem Ismus berührten Aufsätze der Lou Andreas in Heft III und V unseres dritten Jahrgangs hat natürlich Herr Stein erst recht nicht gelesen, obwohl jede Philosophiererei über Nietzsche ohne Kenntnisnahme dieser und anderer Andreasscher Arbeiten, — ich möchte sagen rein philologisch, d. h. im Sinne des von jedem „Nichtdilettanten" streng zu fordernden Quellenstudiums — einer wesentlichen psychologischen Stütze entbehrt. Herr Stein spricht so viel von „Gefahren" für unsere moderne Kultur. Nun, ich möchte auf eine Gefahr doch auch aufmerksam machen, die er mir nicht genug zu beachten scheint. Es ist der fahrlässige Leichtsinn, der grobe Beschuldigungen ausstreut, ohne ordentliches Studium der Dinge; der an angesehener Stelle das Wort ergreift, ohne im Detail sich vorbereitet zu haben; und der seinen Namen und Rang einsetzt für Behauptungen, die durch einmaliges Durchblättern von drei Jahrgängen einer allgemein zugänglichen Zeitschrift widerlegt werden können.

Wilhelm Bölsche.

Berliner Neue Freie Volksbühne.

Der Nächste. Soziales Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Lange. Die Dichter der letzten Decennien, besonders die dramatischen, haben das Ziel ihrer Kunst in der Charakteristik und verstandesmäßigen Entwickelung ihres Stoffes gesucht; einer früheren Zeit galt die Wirkung, die man auf das Gefühlsleben, die Empfindung, ausübte, am höchsten. Auf beiden Seiten ist man, wie immer bei ausgesprochenen Richtungen, zu weit gekommen; die nebelhaften Gestalten einer hyperromantischen Epoche können keine Teilnahme erwecken, weil sie zu wenig Körper haben und bei ihrer Zeichnung der Verstand so gänzlich bei Seite gelassen wurde, wie bei den allzu naturwissenschaftlich entwickelten Menschen so mancher neuer Dramen die Empfindung. Und gerade sie ist bei der Wirkung auf breitere Massen, die bei einem Drama immerhin in Berechnung gezogen werden, ein wichtiges Moment und zwar einfach deshalb, weil die Leute sich leichter in eine Empfindung versetzen, sie nachfühlen, oder wenigstens ahnen können, während ihr Verstand die schwierige Aufgabe entweder gar nicht, oder erst in einer geraumen Zeit zu bewältigen vermag. Außerdem ist Denken eine Beschäftigung, von der man sich am Liebsten drückt, wenigstens im Theater. Im Gegensatz zu der naturwissenschaftlichen Richtung hat Friedrich Lange in seinem socialen Schauspiel „Der Nächste" der Empfindung wieder mehr Recht einzuräumen gesucht, mit einem interessanten Problem aber zugleich eine große Idee verbunden: den Kampf eines, die Not seiner Nächsten tief empfindenden, opferfreudigen Menschen mit dem nur auf Eigennutz gerichteten kleinlichen Streben seiner weiteren Kreise. Der Träger dieser Idee ist Pastor Lorenz, ein von hohem, idealen Wollen erfüllter Mann; er hat sich von dem Buchstabenglauben der Religion längst frei gemacht und kennt nur ihre großen sittlichen Forderungen an. Er will die Menschen nicht für den Himmel gewinnen, sondern das Hauptziel seines Lebens und Wirkens besteht darin, auf der Erde eine bessere gesellschaftliche Einrichtung anbahnen zu helfen. Ein Teil seiner Gemeinde hat seine guten Absichten erkannt und die Arbeiter zweier in der Nähe befindlichen Gießereien holen sich bei ihm Rat, ob sie die Arbeit niederlegen sollen oder nicht. Er rät zuerst zu friedlichem Vergleich; da aber der eigennützige, echt kaufmännisch denkende Besitzer der einen Fabrik, Behagen, seine Vermittlung ablehnt, erbittert sich Lorenz selbst über die Herzlosigkeit des Fabrikanten und fordert zur Niederlegung der Arbeit auf. Jedoch der Arbeitgeber ist der wirtschaftlich Stärkere. Der Streik verläuft resultatlos. Die Arbeiter müssen sich in die alten Bedingungen fügen und werfen natürlich jetzt Lorenz vor, an dem schlechten Ausgang schuld zu sein. Der Regierung wurde inzwischen sein Verhalten von einem biederen Freunde des Pastors denunziert und letzterer versetzt, aber er will auch das letzte Band brechen, das ihn mit seinem früheren Leben verknüpfte, legt seine Stellung ganz nieder und zeigt durch die That, wie

ernst es ihm gewesen ist, gegen Vorurteile und überlebte Einrichtungen zu kämpfen, indem er selbst Arbeiter wird und durch sein Beispiel zeigt, wie hoch er einen Stand schätzt, von dem man sich noch immer durch Schranken absondern zu müssen glaubt. Die Handlungsweise des Pastor Lorenz geht durchweg von der Empfindung, nicht aber von einem erwägenden Verstand aus. Er denkt nicht daran, ob ihm sein Zusammenhalten mit den Arbeitern Schaden bringt oder nicht, sondern er handelt schlichtweg seinem Gefühl nach und als dieses von dem kalten Fabrikherrn beleidigt wird, da fragt er wieder nicht nach den Folgen, sondern er handelt als echter Empfindungsmensch. Auch mit seinem letzten, großen Entschluß, zum Beispiel für Andere Arbeiter zu werden, hat der Verstand nichts zu thun. Ja es scheint, als ob er gerade hierin etwas zu weit gehe und als Pastor besser für seinen Plan, die Hebung des Menschengeschlechtes wirken könne. Aber dieser Zug erklärt sich folgerichtig aus seinem Charakter: einem der Empfindung folgenden Menschen. Er will seiner ganzen Selbstentäußerung, seiner echten Liebe zum Nächsten Ausdruck geben und thut deshalb den Schritt, unbekümmert, was kühle Verstandesmenschen dazu sagen mögen. Auch in der andern Seite seines Wesens, dem Liebesempfinden, zeigt sich der gleiche Zug. Er hat seine Braut, ein echt deutsches, liebevolles Mädchen, von Herzen gern; aber sie repräsentiert für ihn nur die sogenannte sittliche Liebe; seine sinnliche besitzt eine andere, die Baronin Ines von Clausthal. Sie hatte er früher als Hauslehrer kennen gelernt und war von ihrem koketten Wesen vollständig bezwungen worden. Jetzt tritt sie ihm als Frau entgegen und ihr Verstand, ihre Schönheit, ihre weiblichen Reize überhaupt, üben die alte Wirkung auf ihn. Sobald er ihr gegenüber steht, wacht die sinnliche Liebe immer wieder von neuem auf, so sehr er sich auch zwingt, seiner Braut treu zu bleiben. In diesem Gegensatz zwischen seiner nie ganz überwundenen sinnlichen und der sogenannten sittlichen Liebe schwankt er hin und her und erst der Tod seiner Braut bringt ihn zur Erkenntnis, daß jene doch am meisten und reinsten für ihn empfunden habe. Wie recht Friedrich Lange gethan hat, das bisher etwas sehr vernachlässigte Gebiet der Empfindung stärker zu betonen, um eine tiefe und nachhaltige Wirkung auf das Publikum auszuüben, hat die Aufführung des „Nächsten" auf der Neuen Freien Volksbühne bewiesen. Jedem Akt folgte lebhafter Beifall, der sich nach einigen zu einem wirklich rauschenden steigerte und in dem Hervorruf des Dichters gipfelte. Die Aufführung war im ganzen eine den Kräften der Neuen Freien Volksbühne entsprechende gute. Manche Schauspieler suchten sich zwar etwas zu sehr hervorzuthun und verdarben selbst durch Mätzchen die Wirkung ihrer Rolle; die Hauptdarsteller aber wurden ihrer Aufgabe völlig gerecht.

Carlot Reuling.

„Les Tisserands" in Paris.

Die begeisterte Aufnahme von Hauptmanns „Webern" („Les Tisserands") am Theatre-Libre in Paris gehört zu den merkwürdigsten und beachtenswertesten litterarischen Ereignissen der letzten Jahre. Nachdem die französische Bühne mit ihrem überwiegenden Mittelgut und selbst ihrem ausgesprochensten Schund fort und fort und Nummer für Nummer unsere deutschen Bühnen überschwemmt, unsere Kritik in Atem gehalten, unseren Geschmack im Publikum beherrscht und — nur zu oft — herabgedrückt hat, ist es jetzt endlich einmal ein deutsches Meisterstück, das drüben von sich reden macht. Man muß es den Franzosen lassen, daß sie, nachdem die Sperre endlich einmal durchbrochen war, viel und wirklich mit gutem Willen über die Tisserands geredet haben. Und so scheint es denn also doch einen Punkt zu geben, wo der kulturfeindliche Chauvinismus seine Grenzen hat — wobei man sich ja im vorliegenden Fall zunächst noch streiten kann, ob er mehr innerhalb der rein ästhetischen Linie liegt oder zum wesentlichen Teil gerade in einer politischen Bewegung, nur von tieferer, das engherzig Nationale mehr ausschließender Art. Schließlich arbeiten sich diese Motive ja doch alle in die Hand und es ist ziemlich einerlei, woher die Vernunft kommt, wenn sie sich nur überhaupt anbahnt. Wenn eine *sociale* Strömung einem *so* unzweideutig mächtigen *Kunstwerk* zur Geltung verhilft, so mag man sich ihre Hilfe schon gefallen lassen, wie man nun sonst über die Gefahren jeder allzu innigen Verkettung von Politik und Dichtung denken mag.

Im ganzen ist zweifellos, daß das Kunstwerk als solches jedenfalls auch bei denen durchgeschlagen hat, die der mit mehr oder weniger Recht herausbuchstabierten nackten Tendenz feindlich gegenüber standen. „Ueber eine Philosophie kann man sich streiten", sagt der „Voltaire" in seiner Kritik, — „seine Größe wird man ihm lassen müssen". Es ist erstaunlich — und unsere deutschen Blätter treten dagegen entschieden weit zurück, welche Masse langer und im wesentlichen der Anerkennung und des wenigstens *künstlerischen*

Verständnisses einheitlicher Kritiken das Stück in der französischen Presse erfahren hat. Durch alle geht die Empfindung eines „Ereignisses". Das beste aller naturalistischen Stücke nennt der „Courrier du Soir" die Weber, das kühnste Werk, das vielleicht je in Frankreich gespielt worden, ist es für „La Lanterne". Der Kritiker des „Gil Blas", der selbst sich nicht den blinden Bewunderern anschließen will, giebt doch zu, daß er selbst bei ernstesten Zuhörern tiefste Begeisterung wahrgenommen habe, einer habe ihm von einer Wirkung wie bei Aeschylos gesprochen. „La Paix" sieht in Hauptmann nicht bloß den Mann des Theaters, sondern einen Denker von freiestem Blick, „La Petite Republique" preist den „Apostel" und verteidigt ihn gegen den Einwurf, daß er keine „Lösung" gebe; am Tage, da alle so das Uebel erkannt hätten, sei die Lösung von selber da. Zwischen der wirklichen Fülle von bedingungslosem Lob, das sich so über das deutsche Werk ergießt, ist es denn auch mehr ein drolliges, als ein ärgerliches Schauspiel, wie der leidige, nun einmal noch vorhandene Augenblicks-Chauvinismus (wir haben das ja bei uns auch dick genug und gerade bei litterarischen Sachen!) sich auf allerhand Umwegen behilft. Was die Kunstform anbetrifft, so soll das Stück etwas „undeutsches" haben. Man muß nicht vergessen, daß die Franzosen in Zolas Germinal (dem Roman!) eine wirklich große Dichtung verwandter Art besitzen. Daran wird denn auch reichlich exemplifiziert und mit Recht. Die besonnenen Kritiker erkennen die Verwandtschaft im gleichen Boden und wahren jedem seine Originalität. Zola selbst, der die Vorstellung mitgemacht hat, hat dem Vertreter des „Matin" gesagt, er verkenne durchaus nicht die Contaktpunkte mit Germinal, aber er leite daraus in keiner Weise eine Anklage gegen Hauptmann ab: Identität sei hier durchaus nicht Plagiat; und der deutsche Autor habe seine völlig individuellen Seiten. Trotzdem ist natürlich im allgemeinen die Neigung gerade aus dieser Parallele zu einem französischen Vorgänger Kapital zu schlagen, eine sehr nahe liegende. Selbst ein so relativ ernster und zurückhaltender Urteiler wie Jules Lemaitre im „Journal des Debats" fügt, nachdem auch er die Uebereinstimmungen mit Germinal für rein im Stoff begründet erklärt hat, bei, er wisse nicht recht wie es komme, aber aus dem ganzen Ensemble des Stückes hauche ihn doch etwas Französisches an und das freue ihn. Daneben muß man nicht vergessen, daß eine Dramatisierung Germinals in Paris ihrer Zeit durchgefallen ist, was hier und da immer eine kleine Spitze setzt. Wie vollends manche Blätter das „nicht deutsch" definieren, kann man in ihm sogar eine Wahrheit finden: sie betonen, daß die Weber keine Spur der „deutschen Träumerei" und halb romantisch-nebeligen, halb theorisch-abstrakten Darstellungsweise der andern „deutschen" Poesie zeigten; hier ist einfach eine ältere deutsche Richtung, der allerdings die jetzige realistische streng entgegensteht, mit deutsch schlechthin gleichgesetzt, und das angeblich „Französische" deckt sich einfach mit „modern", einem durchaus internationalen Begriff in der Kunst. Was die Tendenzseite anbelangt, so verschanzt sich das letzte Restchen von mehr oder minder zaghaftem Chauvinismus hinter die spaßige These: daß Deutschland hier auf sich selbst schieße und ferner: daß solche Not doch Gott sei Dank im gesegneten Frankreich nicht vorkomme. Es giebt aber doch auch besonnene Stimmen, die wenigstens diesen letzteren Standpunkt gebührend lächerlich machen. Charakteristisch gerade bei der Gelegenheit ist die Naivetät, mit der ein Märchen von einer Audienz Hauptmanns beim Kaiser als heilige Wahrheit von Blatt zu Blatt gegeben wird. Der Kaiser soll dem Dichter seine Anerkennung über sein Talent ausgesprochen, aber bedauert haben, daß er es nicht in der Richtung Wildenbruchs verwerte, — und Hauptmann habe geantwortet, „Wildenbruch schaut in die Vergangenheit ich aber in die Zukunft." „L'Intransigeant" schmiedet einen ganzen Roman daraus! Was den direkten Bühnenerfolg im engeren anbetrifft, so lag auch hier der Schwerpunkt wesentlich auf dem fünften Akt. Die religiös gefärbte Gestalt des alten Hilse, trefflich gespielt durch Antoine, den Leiter des Theatre Libre selbst, erweckte allenthalben das regste Interesse. Jules Lemaitre beispielsweise in den „Debats" charakterisiert den letzten Akt mit den folgenden Worten: „Das letzte Bild scheint mir großartig schön. Der alte Weber Hilse ist wie aus einem Tolstoischen Roman geschnitten. Wie heroisch resigniert, wie erhaben einfach ist dieser brave Mann! Er glaubt an Gott, an das Evangelium, an die künftige Gerechtigkeit, — er glaubt, er hofft, und er läßt nicht davon. Und vielleicht giebt er die Lösung des Problems, denn genügte es nicht am Ende zum erträglichen Leben, wenn alle, Patron wie Arbeiter und Arbeiter wie Patron, ein Stück von diesem Glauben hätten? Ist dieser Glaube selbst eine Illusion, so wissen wir ja als Tote von nichts mehr, auch nicht, daß wir düpiert worden sind! Zu dieser Lösung wird, wenn überhaupt, die Menschheit allerdings erst ganz zuletzt kommen — und sie muß dann, wenn es nützen soll, ganz dazu gelangen. In seiner Erwartung ist Hilse ehrwürdig. Er

läßt seine Enkel den silbernen Löffel, den ihnen die Meuterer gegeben haben, zurücktragen. Er glaubt, er hofft, er betet, während seine Tochter Luise, die schlechte Christin, den Reichen und dem Gott der Reichen flucht. Und dazu rings grollend das Weberlied; und die Meuterer ziehen die Dorfstraßen lang; und die Soldaten kommen und feuern auf die Insurgenten; und wie der alte Hilse sich beim Fenster an seine Arbeit setzt, trifft ihn eine versprengte Kugel in die Stirn, er stirbt ohne Laut. Sein Weib im Winkel aber weiß nicht, was geschehen, denn sie ist blind und taub. Und das ist die irdische Gerechtigkeit! Eine lange Kritik aus „Paris" von Jean Jullien sei noch im Auszug hier beigefügt, da sie Gelegenheit zur Erwähnung noch einiger wichtiger Punkte giebt.

„In den vierziger Jahren" beginnt der Kritiker, „brach in Schlesien die Weberrevolte los. Die armen Leute kamen bis zum Grasfressen und schließlich löste die Decimierung durch den Typhus die sociale Frage. Gerhart Hauptmanns Großvater nahm als Weber Teil an der Hungerrevolution und aus des Ahnen Erzählungen wuchs dem Enkel sein Drama von den „Webern". Ein Gedicht vom Elend, geschrieben von einem modernen Socialisten, der vielleicht „Germinal" gelesen hat — die Enterbten schauen in allen Ländern gleich aus! — aber der auf alle Fälle — zu seinem Glück — nicht Herr Busnach ist." Hauptmanns Stück ist dem Kritiker kein philosophisches Drama, aus Theorien und spekulativen Ideen gebraut, es ist ein Drama der Fakten. Hauptmann redet nicht, er preist keine heilende Panacee: er ist Künstler, er malt; den Gesetzgebern, den Nationalökonomen, der Regierung und der Gesellschaft überläßt er es, zu hören, zu sehen, zu begreifen und zu handeln. Nichts ist hier von dem nordischen Nebel, den man Ibsen vorgeworfen hat, alles klar und präcis. Hauptmann erzählt beinah, wie ein schlichter Soldat vom Feldzug erzählt: der Soldat analysiert nicht die Kraft, die ihn fortgerissen, — er hat das und jenes gesehen, dieses und das ist um ihn vorgegangen, und gerade dieses naive, lebhaft farbige Detail giebt den „Krieg", reell, ohne philosophische Abstraktion. — Jullien giebt im weiteren eine sehr eingehende Inhaltsangabe, bei der mit scharfen Worten die groben Entstellungen gerügt werden, die sich der Uebersetzer durch willkürliche Auslassungen und Aenderungen hat zu Schulden kommen lassen. Ausgelassen wurde im vierten Akt die nach Ansicht des Kritikers äußerst wichtige Scene, wie die stürmenden Weber beim endlichen Eindringen in Dreißigers Wohnung Ueberraschung zeigen, wie keiner zuerst in die Stube will, und wie dann ein alter Weber eintritt und bedeutsam warnt, das werde noch in eine böse Geschichte ausschlagen. Diese Scene gerade, meint Jullien, sei die charakteristische um den wirklichen Seelenzustand der Revoltierenden zu zeigen, und unumgänglich für das Verständnis des letzten Akts. Die schlimmste Aenderung aber betrifft das Weberlied. „Die französischen Uebersetzer haben sich da einen schweren Fehler geleistet. Hauptmann hatte in sein Drama ein Volkslied, wie es erwachsen war aus dem Arbeiter selbst eingefügt, eine naive, schmerzerfüllte Klage. An Stelle dessen haben jene sich bemüßigt gefühlt, die Uebersetzung Vaucaires des Heineschen Weberliedes zu geben. Besser sollte man sagen: es schwimmen ein paar Fetzen aus Heine in dem miserabeln Machwerk herum, wie: „Altdeutschland, wir weben Dein Leichentuch."

Diese socialistischen Deklamationen entsprechen weder dem Geist des Stückes noch dem Charakter der Personen. Der jungdeutsche Socialismus Heines ist nicht der Ruf nach Erbarmen, der Schrei der Verzweiflung der Weber. Mag der Effekt beim Publikum dadurch vergrößert worden sein: das Mittel dazu war unvereinbar mit einem Werke der Wahrheit." Zum Schluß hebt der Kritiker noch eingehend das in jeder Faser Moderne des Dramas hervor. Die Theatergreise würden schon rufen: Das ist kein Theaterstück, weil's nicht nach dem Rezept gemacht sei. Sie hätten zwischen die Bilder des Jammers lustige Zwischenspiele gefügt und das obligatorische Eckchen blauen Himmels hineinleuchten lassen. In einem verhungerten Magen aber giebt es kein Eckchen Himmelsblau! Sie hätten die nötigen Liebespaare über die Bühne wandeln lassen. Da hätte man den Arbeiter gesehen, der die Tochter des Patrons liebt, das brave Arbeitermädel, das durch einen Höheren dem Genossen abspenstig gemacht werden soll, aber schließlich doch den Geliebten kriegt; geschändete Mädchen, Frauen, die ihre Männer betrügen, eifersüchtige Gatten; und Herr Dreißiger hätte unbedingt ein Hahnrei sein müssen. Dann mußte noch ein Ende gut Alles gut kommen, wo der tugendhafte alte Hilse einen Orden, statt einer Kugel an den Kopf bekam. Das wäre ein echtes Theaterstück gewesen. Nachdem Jullien im Gegensatz zu solchem albernen Messen als sein eigenes einziges Argument, das gegen Hauptmanns Meisterleistung sprechen könne, ausgeführt, wie der Dichter ihm vielfach zu sehr auf ein Gemälde, ein lebendes Bild hingearbeitet und darüber die dramatische Bewegung verabsäumt habe, — tadelt er noch den abscheulichen Dialekt der Uebersetzung, der ein Gemisch aus klassischem

Bauerndeutsch und Arbeiterjargon sei, aber absolut keine einheitliche Farbe zeige. Hier steckt denn allerdings wohl vorerst ein verzweifelter Schaden. -- Die Versuche, es in Paris nach dem ersten Theatre-Libre-Erfolg zu einer Festvorstellung vor Arbeitern und weiterhin dauernden Repertoirvorstellungen in einem gewöhnlichen Theater zu bringen, scheinen genau wie bei uns an der Censur zu scheitern. Nach einem Bericht des „Figaro“ soll (die Sache ist zur Stunde noch nicht endgültig entschieden) das Veto sich darauf stützen, daß einerseits ein preußischer Soldat als Bühnenfigur in Paris Unruhe machen könne, und dann, daß Hauptmann, nach wirkungsvollster Inscenierung des an sich ja gewiß nicht zu leugnenden menschlichen Elends, selbst keinen Schluß gebe, solchen vielmehr dem Publikum überlasse, das auf der letzten Gallerie vielleicht nur zu willfährig sei, ihn sich selbst zu machen und demonstrativ zu verkünden. Also, lieber Hauptmann, bitte im fünften Akt eine Parricida-Scene, so schlecht und unmotiviert wie die in Schillers Tell, — und Dein schönes Stück wird alle Censuren der Welt passieren, wahrscheinlich sogar die chinesische . . . . . .

Annie Besant.

Hübbe-Schleiden veröffentlicht in der „Sphinx“ eine höchst wertvolle Studie über die eigenartigen Entwickelungsphasen der englischen Schriftstellerin Annie Besant — wie sie sich von der Kirche in schweren Seelenkämpfen löst, wie sie alle ideale Begeisterung ihres wunderbar entfalteten Gemütslebens dann auf die sociale Besserung der armen leidenden Menschheit richtet, und wie sie endlich doch wieder einen letzten Feldzug ins Herz der tiefsten, seelischen Erlösungsfragen versucht und — im Spiritismus endigt!! Den Verfasser des in seinen schlichten Thatsachen tief ergreifenden Lebensbildes lockte seinem Standpunkte nach, den er seit langem so energisch — wenn auch mit einer nachahmenswerten, der tiefen Ehrlichkeit entsprechenden Mäßigung — vertritt, wesentlich dieser Abschluß. Uns, denen er kein wahrer Abschluß, sondern nur ein Symptom der Zeit zu sein scheint, besagt die Gesamtarabeske dieses seltsamen Menschenschicksals viel mehr, und wir wollen, an der Hand von Hübbe-Schleidens Daten, das Wesentliche daraus unsern Lesern mitteilen, — als ein echtes Bild, wenn man will: eine echte Tragödie aus dem „Entwickelungskampf der Zeit.“

Annie Wood wurde 1847 in London geboren, ihr Vater gehörte zur Familie des Lord-Kanzlers Gacherly aus Devonshire, ihre Mutter war irländischen Ursprungs. „Der Vater starb schon im Oktober 1852, und die Mutter zog darauf nach Harrow und richtete dort ein Kosthaus für Schulknaben der dortigen großen Erziehungsanstalt ein; dort nahm die kleine Annie an den kraftvollen Spielen der Knaben im Freien teil — sehr zum Vorteil ihrer gesundheitlichen Entwickelung. Ihr Lieblingsbuch in jener Zeit war Miltons „Verlorenes Paradies“, und ihr beliebter Held darin war Satan, dessen große Reden sie besonders gerne deklamierte. Später nahm die Schwester des bekannten Schriftstellers Kapitän Marryat sich ihrer Erziehung an, und wie sie selbst sagt, verdankt sie dieser einsichtsvollen Gönnerin nicht nur manches wertvolle Wissen, sondern vor allem die Entfaltung ihrer Liebe zum Lernen und Wissen. Wie es in England fast unvermeidlich ist, war ihre religiöse Erziehung orthodox und mit dem ganzen Ernste ihrer leidenschaftlich sich hingebenden (irländischen) Natur erfaßte sie zunächst diese Geistesrichtung in fast fanatischer Weise. Neben den vielseitigen litterarischen Studien sowie der Einführung in französische und deutsche Gedankenkreise, dem Unterrichte in der Musik und dergleichen Bildungsmaterial, das sie in sich aufnahm, gab sie sich ganz jener Geistesströmung der „Erweckungen“ hin, welche damals, 1865, gerade zur Zeit ihrer Konfirmation, England, und von dort aus alle Welt, in Bewegung setzten. Freilch spielte ihr schon damals ihr selbständiger Geist den ersten ketzerischen Streich, als sie in der Passions-Woche des Jahres 1866 versuchte, eine Harmonie der Evangelien-Berichte über die Vorgänge der Leiden Jesu herzustellen. Das mißglückte ihr. Doch damals warf sie noch entsetzt die Feder hin im Schrecken über den in ihr auftauchenden „teuflischen Zweifel.“ Sie fastete freiwillig für ihren unfreiwilligen Unglauben. Damals überwog noch ihr gewaltiger Wille ihren starken wachsenden Verstand. Ihre kirchliche Begeisterung erlangte aber bald darauf ihren Höhepunkt. Wäre sie katholisch aufgewachsen, sie wäre unzweifelhaft Nonne geworden; ihr, der Anglikanerin, aber erschien als die höchste für sie erreichbare Stufe, einen Geistlichen zu heiraten. Konnte sie sich nicht dem himmlischen Bräutigam antrauen lassen, so mußte es einer seiner Stellvertreter sein. Dabei war es ihr gleichviel: welcher. Bei einer eifrigen Ausschmückung der Clapham Mission Chapel für einen Erweckungs-Gottesdienst hatte sie den jungen Reverend Frank Besant kennen gelernt, einen Bruder des bekannten Novellisten Walter Besant. In Ermangelung des Himmelsbräutigams nun ehelichte sie Herrn Frank Besant im Dezember

1867. Daß sie aber damals so wenig wußte, wie ein Kind von vier Jahren, was eine Ehe bedeute und was die Tragweite eines solchen Schrittes sei, darin liegt ein unverantwortliches Unrecht, welches ihre Mutter mit so unendlich vielen anderen Müttern von damals wie von heute beging. Leicht begeistert für alles Edle und Hohe, für Freiheit des Geistes, Wahrheit und Gerechtigkeit, hatte sie kurz vorher bei ihrer ersten Berührung mit dem politischen Radikalismus Englands und mit der irischen Unabhängigkeits-Bewegung für diese Ideale in ihrem Herzen Feuer gefangen. Ihr Gatte aber, ein alltäglicher Gelehrter, stand völlig unter dem Banne des Konservatismus und des als „konventionell" von alters Hergebrachten. Er ahnte nicht, daß er in enger armseliger Falle eine große, freie Himmelsseele eingefangen hatte; sie aber ward nur zu bald völlig enttäuscht und suchte dieses nun in eifrigem Lernen und Novellen-Schreiben für den Family-Herald zu betäuben ....." Verschiedene Erlebnisse drängten sie immer mehr auf die Bahn des Zweifels, aber ehe sie sich ganz vom Dogma und der Kirche abkehrte, machte sie noch einen Versuch, die Kirche für sich reden zu lassen. Sie ging nach Oxford und wandte sich dort an den alten Dr. Pusey, der für den gelehrtesten der damaligen Theologen der Hofkirche galt. Der Schluß der Unterredung charakterisiert dieselbe. Dr. Pusey sagte: „Sie haben kein Recht, Gott Bedingungen vorzuschreiben, was Sie glaubenwollen und was nicht. Sie sind voll von Verstandes-Hochmut". („Ich seufzte hoffnungslos", schrieb später Frau Besant. „Wahrhaftig damals war gar wenig Hochmut in mir. Ich stand auf und dankte ihm für seine Gefälligkeit"). — „„Ich werde nunmehr aus der Kirche austreten und muß die Folgen meines Unglaubens schon tragen"", sagte sie. „Ich verbiete Ihnen, überhaupt von Ihrem Unglauben zu sprechen. Sie werden unfehlbar sonst noch Andere in Ihr Verderben mit hineinziehen!" — Langsam und traurig kehrte sie zum Bahnhofe zurück. Der Würfel war gefallen. Auch das letzte Ideal der Kirche war für sie zerstört; ihr Ideal der Schönheit und der Menschenliebe wanderte in die Rumpelkammer aller toten Götzen. Nur einmal noch trat ihr die Kirche wieder nahe in Gestalt des idealsten und vollendetsten Vertreters wahren Christentums zu jener Zeit in England, des Dean Stanley. Annies Mutter fühlte sich dem Tode nahe und begehrte noch einmal das Abendmahl, jedoch nur in Gemeinschaft mit ihrer geliebten Tochter. Da nun diese aus der Kirche ausgetreten war und ihre Gründe dafür Aufsehen erregt hatten, so weigerten sich, wie begreiflich, alle gewöhnlichen Geistlichen, sie an der heiligen Handlung teilnehmen zu lassen. Dennoch hatte sie darein gewilligt um des Friedens ihrer Mutter willen, der zu Liebe sie zu jeder Zeit in den Tod gegangen wäre. In dieser Not wandte sie sich an den Dean von Westminster, Stanley, einen der bedeutendsten und weitherzigsten Geistlichen, die England je geboren, an denselben Mann, der auch unserm berühmten Indologen F. Max Müller seine Kanzel in der Westminster-Abtei zur Verfügung stellte, um von dort ein Wort der glühenden Begeisterung für die tiefsinnigen Religionslehren Indiens zu sprechen. Zagend trat sie bei ihm ein, trug ihm kurz ihren Fall vor, sagte daß und warum sie aus der Kirche ausgetreten sei, berichtete den Wunsch ihrer sterbenden Mutter und daß der sie in Verzweiflung setze; sie möchte sich selbst getreu sein, aber — ihre Mutter, die Heilige ihres ganzen Lebens, ihre heißgeliebte Mutter — liege im Sterben! „Sie haben recht gethan, zu mir zu kommen", sagte der Dekan in weichem gemütvollem Tone und sah sie mit einem tiefen Blicke innigen Mitleidens an. „Ich werde gerne zu Ihrer Mutter hingehen, und ich zweifle nicht, daß, wenn Sie dann ihre Bedenken mit mir besprechen wollen, wir doch unsern Weg wohl finden werden, um die Wünsche Ihrer Mutter zu erfüllen". Und bei der Kommunion der Mutter tröstet er diese: Gott ist ein Geist, der Geist der Wahrheit, daher kann das ernste aufrichtige Suchen nach Wahrheit Gott niemals mißgefällig sein ..... Man versteht, daß Annie Besant, als sie seelisch eine vollkommene Andere geworden, nicht mehr mit ihrem Gatten zu leben vermochte. Nachdem sie von ihrem Manne geschieden war, lebte sie ein Jahr bei der Mutter, dann starb diese. Nun kam eine Zeit schweren Ringens um die materielle Existenz. Aber die eigene Not gab ihr die Grundlage zu ihrem Wirken für die Hungernden und Elenden ..... Es vergingen Jahre ehe sie zur Hauptaufgabe ihres Lebens, zu der socialistischen Agitation, überging. Die für sie zunächst notwendige Periode war die des materialistischen Atheismus. War diese selbstverständlich für sie bloß eine Durchgangsstufe, so war es doch eine nötige Vorbereitung sowohl für ihre erfolgreiche Vertretung des Socialismus, wie auch für ihre ganz besondere Gestaltung der theosophischen Bewegung in der englischen Welt. Der Mann, der ihr die öffentliche Laufbahn eröffnete, war der jetzt schon verstorbene Charles Bradlaugh, der als Atheist und Freigeist s. Z. im Parlament und im gesamten Geistesleben Englands soviel von sich reden machte. Am 2. August 1874 hörte sie ihn zum ersten Male reden in der Hall of Science. Einige Tage später stellte er sie an als Mitarbeiterin in der Redaktion des National Reformer. Bis

zu seinem Tode war sie ihm in idealer Freundschaft zugethan, auch dann noch, als ihre politische Wirksamkeit sie schon weiter vorangetrieben hatte. Frau Besants Ruf als Rednerin und als Schriftstellerin unter dem Namen „Ajax" wuchs sehr schnell. Eine Rede, die sie im Januar 1875 in der South Place Chapel hielt über „die wahre Grundlage der Sittlichkeit", wurde alsbald in 70 000 Exemplaren verkauft. Sie hielt regelmäßige Vorträge für die Secular-Gesellschaft. (In gewissem Sinne kann man diese englische Secular-Bewegung mit der frei-religiösen in Deutschland vergleichen). Auch im Freien sprach sie viel und nicht nur mit großem äußerem Erfolge, sondern auch sehr zum Vorteil für ihre Gesundheit. Eine der hauptsächlichsten Fragen, denen sie sich zuwandte, war der Neu-Malthusianismus. Vor 100 Jahren lehrte Malthus, daß die Ehen hinausgeschoben werden müßten, um die Uebervölkerung zu verhindern: der Neu-Malthusianismus lehrte, daß dazu die frühen Ehen wünschenswert seien, daß aber die Kindererzeugung durch künstliche Mittel zu verhindern sei. Die großen Bedenken gegen diese Lehre, welche Frau Besant sich selbstverständlich heute nicht verhehlt, traten ihr und Bradlaugh damals zurück gegen die grundsätzliche Verwendung einer Broschüre von Dr. Knowlton über diesen Gegenstand, um die Rede- und Preßfreiheit in England durchzufechten. Dies gelang nach manchen Schwierigkeiten. Dann zogen sie jene Schrift von Knowlton ganz zurück, und Frau Besant schrieb eine andere: „Das Gesetz der Bevölkerung: seine Folgen und das richtige Verhalten der Menschen zu demselben". Von dieser Schrift wurden in kurzer Zeit 100 000 Exemplare in Europa und 110 000 Exemplare in Amerika verkauft. Unglaubliche Gehässigkeiten und Verleumdungen sind über die Verfasserin dieser Schrift ergossen, meistens von denen, die sie niemals gelesen; die abscheulichsten Behauptungen von Ansichten, deren Gegenteil sie dort vertreten, wurden ihr untergeschoben; und der Rechtsvertreter ihres Mannes setzte es auch daraufhin durch, daß man ihr die Pflege für ihre Tochter entzog und zwar mit der offenen Anerkennung, daß nicht besser für das Kind gesorgt werden könne als bisher von der Mutter geschehen, aber um das Kind wieder dem Vater und der Hochkirche zuzuführen. Jetzt ist glücklicher Weise das Kind schon wieder mittelbar unter der Obhut ihrer Mutter." Mehr und mehr wandte sich Annie Besant wirtschaftlichen Fragen zu. Jemehr sie so dem Socialismus und Radikalismus zugedrängt wurde, um so mehr kam sie zu ihrem Schmerze in Widerspruch mit ihrem Freunde Bradlaugh. Doch sie blieb sich treu und trat öffentlich für das ein, was sie als wahr erkannt. Von der Verstaatlichung des Landes ging sie zur Forderung der Verstaatlichung des Kapitals über. Dann kam die schauderhafte Metzelei der Arbeitslosen am Trafalgar Square in London. „Sie zeichnete sich vor allen in der Pflege um die unglücklichen Opfer dieser Polizei-Gewaltthat aus. Sodann ward sie ein hervorragendes Mitglied der Law and Liberty League (des „Gesetz- und Freiheit-Bundes"), in der sie u. a. einen neuen Freund in William T. Stead fand, mit dem sie eine kurze Zeit das Fünfpfennig-Blatt Link herausgab. Ein anderer Freund erwuchs ihr aus dieser Wirksamkeit in Herbert Burrows, der ihr auch heute noch als Theosoph zur Seite steht. Mit selten dagewesenem Erfolge gelang es ihr und ihren Freunden, den Kampf der Hilf- und Freundlosen, der Unterdrückten und Enterbten gegen die Uebermacht siegreich durchzufechten. Zu nennen sind hier vornehmlich die Streiks der Zündholz-Arbeiterinnen und der Dock-Arbeiter 1889. Noch nachdrücklicher verfolgte sie jedoch ihre Wirksamkeit im Ostende von London, seitdem sie zum Mitgliede der Ober-Schulbehörde für einen der größten Distrikte Ost-Londons ernannt worden war. Im selben Jahre machte sie auch ihre erste Bekanntschaft mit den Thatsachen des Hypnotismus und des Spiritismus und ein Jahr darauf mit Frau Blavatsky und mit der Theosophie. Was sie vom Materialismus abbrachte, waren besonders folgende Gesichtspunkte: Er giebt keine Lösung für die folgenden Thatsachen: 1. die hypnotischen und mesmerischen Experimente, Hellsehen ꝛc., 2. für den Wechsel des Bewußtseins, Träume ꝛc., 3. die Wirkungen der Seele auf den Körper, Tod durch Schreck ꝛc., 4. die Uebergänge von der objektiven zu der subjektiven Welt, 5. den Erinnerungswechsel und die Thatsachen verschiedener persönlicher Bewußtseinsstadien in einem und demselben Menschen, 6. die gesteigerte Sensitivität in besonders (krankhaft?) veranlagten Personen, 7. die Thatsachen der unmittelbaren Gedanken-Uebertragung, 8. die Entstehung von Genies aus unbedeutenden Eltern und 9. die ganz verschiedenen Charaktere und Anlagen von Geschwistern ꝛc. ꝛc Mit der Theosophie brachte sie der Umstand in Verbindung, daß ihr die zwei Bände von Frau Blavatskys „Secret Doctrine" zur Besprechung übergeben wurden. Bei der Verfasserin führte sie Herr Stead, der in aller Welt bekannte Herausgeber der Review of Reviews ein. 16½ Jahr hindurch hatte sie in der Hall of Science begeistertes Gehör gefunden. Als sie sich der Theosophie zuwandte, wurde ihr von dem leitenden Komitee versagt, ihre Anschauungen dort zu vertreten.

Sie zog es unter diesen Umständen vor, ihre Thätigkeit als Sprecherin der Hall of Science aufzugeben. In ihrer Abschiedsrede an die Arbeiter sagte sie u. a.: Nicht einmal Euch zu Liebe will ich mir einen Knebel auf den Mund legen lassen .... fernerhin muß ich in anderen Räumen reden .... „Euch aber, Ihr Freunde und Kameraden so vieler schweren Jahre, über die ich nie ein hartes Wort gesprochen, seitdem ich Euch verlassen habe, und über die in allen kommenden Jahren nie ein Wort als das der Dankbarkeit über meine Lippen kommen soll — Euch Freunden und Kameraden muß ich jetzt Lebwohl sagen; ich ziehe hinaus in ein Leben, das zwar dieser Freunde bar sein wird, auf dem aber das Licht der Pflicht mir leuchtet, das der Polarstern für jedes aufrichtige Gewissen und für jedes tapfere Herz ist. Ich weiß — soweit ein Mensch dies wissen kann — daß diejenigen, denen ich Treue und Diensteifer gelobt habe, wahr und rein und groß sind. Niemals würde ich je Eurer Rednerbühne entsagen, zwänge man mich nicht dazu; mußte ich aber schweigen über das, von dem ich weiß, daß es wahr ist, dann muß ich meinen Abschied nehmen; und Euch sage ich damit nun für den Rest meines Lebens ein herzhaftes — Lebet wohl!" Der Aufruhr des begeisterten Beifalls, welcher diesen Worten folgte, war fast beispiellos. Nur wenige Augen selbst der alten wetter- und feuergebräunten Arbeiter-Gesichter waren trocken geblieben und während dieser letzten Sätze hatten es nur Wenige vermocht, auf ihren Sitzen auszuhalten."

Ist die Frau grausam? Ist sie barmherzig?

Ueber diese Fragen veröffentlicht „The Monist" eine Studie von Ferrero, aus der wir im Auszuge einiges Bemerkenswerte mitteilen. Fragt man die Moralisten, oder Leute, welche sich für solche ausgeben, so stürzt man sich recht eigentlich in ein Meer von Tinte. Wie soll man sich darin zurecht finden, auf wen hören, und welchen Schluß ziehen? Der eine rühmt die Vollkommenheiten der Frau, aber ein anderer — etwa ein Kirchenvater — sieht in ihr nur eine boshafte „Menschenschinderin"; Honig für diesen, ist sie jenem nichts als Galle. Das alles verwirrt das Urteil. Wollt Ihr nun die eigene Erfahrung befragen? Aber das gerade haben ja die Moralisten gethan; und wenn die einen Glück in ihren weiblichen Beziehungen hatten, so scheinen die anderen besonders schlecht angekommen zu sein. Vielleicht gehört Ihr zu der ersten Gruppe, aber möglicherweise auch zur zweiten. Ein Mittel giebt es, um sich aus der Sache zu ziehen, ein Verfahren um die Frage einigermaßen unparteiisch zu beurteilen. Dies Mittel besteht darin, sorgfältig beobachtete Thatsachen zu sammeln, sie zu wägen und zu vergleichen; und das ist es, was Ferrero thut. Die Thatsachen in der Geschichte folgen sich ohne sich zu gleichen; um also die Dinge zu vereinfachen, muß man sich entschließen, sie in zwei Kategorien zu teilen — in zwei Haufen, so zu sagen — in den der günstigen Thatsachen, und den der Schändlichkeiten. Wir beginnen mit diesen, um galanter endigen zu können ... Die Frau ist grausam, sogar sehr grausam. Um es gerade heraus zu sagen: es giebt keine Greuel, welche sie nicht begangen hat; vielleicht weicht sie hinsichtlich der Verbrechen einigermaßen vom Manne ab, was die Form betrifft, aber im Grunde steht sie ihm darin nicht nach. Es giebt gar keine denkbare Entsetzlichkeit, welche die Frau nicht verwirklicht hat. Im Kriege, wenn sie sich einmal hineinmischt, ist sie von wilder Grausamkeit. Daraus kann ich ihr jedoch keinen Vorwurf machen; und wenn unsere civilisierten Nationen sich beklagen und entrüsten über die schlimme Behandlung, welche die Frauen der Wilden über die guten Weißen verhängen, jene Weißen, die rauben, vergewaltigen und töten unter dem Deckmantel der Civilisierung und Evangelisierung, so finde ich die Entrüstung wunderbar naiv, und eine Neger- oder Indianerseele sproßt in mir auf. Auch wo es sich um Rache handelt, ist die Frau von grimmer Wut. Dies ist übrigens keine Frage der Hautfarbe, oder der Zeitepoche: die Thatsache ist eine allgemeine. Kann man darüber erstaunen? Ihr, Zweifüßler meines Geschlechts, wenn Ihr auch ein „göttliches und politisches Wesen" seid, Ihr verführt ein junges Mädchen, und sobald sie Mutter ist, nötigt Ihr sie zu ihrer Familie zurückzukehren, weil Ihr sie beschwerlich oder verhäßlicht findet. Da soll ich Euer Geschick bejammern, wenn sie Euch ein Messer ins Herz stößt oder eine Kugel durch den Kopf jagt? Es giebt jedoch Fälle, wo die Rache die Grenzen des Erlaubten überschreitet, und da offenbart sich der weibliche Charakter. Die Frau begnügt sich nicht zu töten, wie der Mann: sie will zunächst und vor allem Qualen erleiden lassen. So zwang Elisabeth von Rußland, von ihrem Liebhaber betrogen, diesen Aermsten eine Bucklige zu heiraten und seine Hochzeitnacht in einem zum Eiskeller umgeschaffenen Raum zuzubringen, wo man das Paar am andern Morgen beinah erfroren fand. Darauf ließ sie ihre Nebenbuhlerin nach Sibirien transportieren, nachdem sie zuvor der Nase und der Ohren beraubt worden — ohne Zweifel

damit sie ihr nicht erfrören. Desgleichen hat eine russische Bäuerin — sollten die Leidenschaften vielleicht steigen in dem Maße wie das Thermometer sinkt? — von einem Fürsten verführt und dann verlassen, zehn Jahre später eine Empörung organisiert, sich ihres einstigen Liebhabers bemächtigt, ihn vor den Pflug gespannt, ihn drei Tage wie einen Ochsen zu pflügen gezwungen und ihm Heu zur Nahrung vorgeworfen. Am vierten Tage gab der Unglückliche seine Seele dem zurück, dem sie zukam. Sacher Masoch hat diese Geschichte erzählt. Die Grausamkeit der Frau äußert sich auch in den Martern, welche die wilden Frauen ihren Nebenbuhlerinnen oder ihren Sklaven zufügen. Darwin berichtet, daß er in Rio de Janeiro ein Torturinstrument gesehen habe, mittelst dessen eine alte Dame der gebildeten (?) Gesellschaft die Finger der Sklavinnen zu quetschen pflegte, mit welchen sie unzufrieden war. Die natürliche Grausamkeit der Frau steigert sich zuweilen in gewissermaßen epidemischer Weise; das hat man in Frankreich, zur Zeit der Kommune, und während der Revolution gesehen. Diese Anklage könnte Bände füllen, die von hassenswürdigen Thatsachen strotzen würden.

Gehen wir von dem „Haufen" der Grausamkeiten zu dem der Barmherzigkeit über. Man darf nicht daran zweifeln, auch dieser ist beträchtlich, und steht dem anderen keineswegs nach. Selbst bei den niedrigsten, in der Civilisation am wenigsten vorgeschrittenen Rassen, finden sich überreiche Züge von Mitleid, Güte, Erbarmen. In jenem Afrika, wo der Araber und der Europäer so viel Schändliches verübt haben, wo so viel Blut grausam vergossen wurde, nahmen Frauen den vor Hunger und Ermattung halb toten Mungo Park auf, pflegten ihn, und während er einschlief, hörte er sie singen: „Der Wind tobte und der Regen peitschte, der arme Weiße setzte sich unter unsern Baum; er hatte keine Mutter, die ihm Milch gab, keine Gattin, die Korn für ihn mahlte. Erbarmen wir uns des weißen Mannes; er hat keine Mutter, u. s. w." Ist es nötig, an die vielen durch Frauen gegründeten und erhaltenen Stiftungen der Barmherzigkeit in allen Ländern zu erinnern, unter welchen die Dames du Calvaire, und die volkstümlichen Petites Soeurs allgemein bekannte Beispiele sind? An so viele andere Stiftungen, von Nonnen oder Laien, im Norden und im Süden, an Werke der erbarmenden Hilfe durch Kinder, durch junge Mädchen oder Familienmütter ausgeübt, deren Beweggrund das Mitleid, deren Zweck die Erleichterung des moralischen oder physischen Elends ist —? Man braucht es nicht erst besonders zu betonen: wenn die Frau hinieden viel Schmerzen ausgeteilt hat, so hat sie solcher auch viele gestillt. Es muß hinzugesetzt werden, daß sie deren um so mehr stillt, einer je höher civilisierten Rasse sie angehört. Welcher Schluß ist nun aus dem allen zu ziehen? Das Mitleid und die Grausamkeit bestehen nebeneinander in der Frau. Man könnte sagen, es sei da ein Zustand schwankenden Gleichgewichts vorhanden; heut ist sie himmlisch gut und barmherzig, morgen vielleicht bösartig und grausam. Auf der einen Seite macht ihre Schwäche sie grausam, und ihre erregbare Natur hindert sie, die Ausbrüche des Zorns und der Rachsucht zu unterdrücken; auf der andern entwickeln die Gewohnheit mütterlicher Zuneigung, ihr weniger gefestigtes Denkvermögen und selbst die Schwächen ihrer Natur, die Regungen großer Güte in ihr. Die Frau kann die lebhaftesten Regungen mütterlicher Zärtlichkeit beim Anblick eines schutzlosen Geschöpfes empfinden; aber das wird sie nicht hindern, eine Nebenbuhlerin grausam zu verfolgen, besonders wenn sie in den Gefühlen der Gattin oder der Mutter verwundet ist . . . Die Frau liebt, verabscheut, tröstet oder verhängt Leiden, je nachdem sie sich einem Freunde, einem Feinde, einem unbeschützten Wesen oder einer Nebenbuhlerin gegenüber fühlt. Die beherrschende Thatsache besteht darin, daß die Frau schwach ist; und weil schwach, ist sie grausam. Da sie wegen ihrer untergeordneten Muskelkraft nicht zerstören oder töten kann, ist es ihr zur Gewohnheit geworden, sich durch Zufügung von Leiden zu entschädigen, indem sie sich gegen die empfindlichsten Teile des Körpers oder der Seele richtet. Diese Gewohnheit hat sich so festgesetzt, daß sie selbst da hervortritt, wo die Frau ohne Grausamkeit verfahren könnte. Die schwachen Wesen sind im allgemeinen grausam; man sehe z. B. das Kind an. Die Grausamkeit des Kindes gegen Tiere, und zuweilen auch gegen Seinesgleichen, ist manchmal entsetzlich. Die kleinen Vögel, die am schwächsten sind, zeigen sich auch am grausamsten. Kurz, die Grausamkeit geht aus der Schwäche hervor; sie ersetzt die Kraft bei der Frau. In diesem Fall, könnte man denken, ist kein Grund vorhanden, daß die Grausamkeit verschwinde, denn im ganzen nimmt die physische Kraft der Frau wohl zweifellos nicht zu; aber es giebt einen anderen Grund, weshalb die Grausamkeit immer mehr aufhören und das Erbarmen eine größere Stelle einnehmen wird. *Dieser Grund ist die Zuchtwahl.* Selbst der bösartige Mann liebt die Grausamkeit an anderen nicht; der Mann von mittlerem Schlage und der Höherstehende ebenso wenig. Der Mann im allgemeinen ist also darauf bedacht, sich die sanftmütige, gutherzige Frau

zur Gattin zu erwählen, und auf diese Weise muß eine Ausstoßung der zu ausgesprochen grausamen Neigungen stattfinden, so gut wie es durch geschlechtliche Auswahl eine Ausstoßung z. B. der kahlköpfigen oder allzu bärtigen Frauen giebt. Was man auch über die Erblichkeit der erworbenen Charaktere denken mag, es ist gewiß, daß in sehr vielen Fällen eine erbliche Uebertragung günstiger und ungünstiger Seelenanlagen geschieht. Die Grausamkeit der Frau ist also eine sehr reelle, sehr positive, aber auch sehr natürliche Thatsache. Wir dürfen jedoch annehmen daß, Dank der natürlichen Zuchtwahl, diese Grausamkeit immer mehr abnehmen, und dagegen Mitleid und Barmherzigkeit zu noch weiterer Entwicklung gelangen werden. Wir können voraussagen, daß in kommenden Zeiten die Frau durchaus gut werden wird. Die Folgerung ist beruhigend, aber sie erfüllt mich mit einer gewissen Bitterkeit. Ich gäbe viel darum, wenn ich mein eigener Urenkel sein könnte.

Andre Zeiten, andre Frauen.

Specialistin auf dem Gebiete des Weiblichen zu sein — dagegen sind die Qualen des Tantalus ganz entschieden Hochgenüsse und Wohlbefinden. Es ist einfach mehr als Höllenqual sich durch den Wirrwarr von Meinungen, Vorurteilen, Angriffen, Beurteilungen, Höffnungen u. s. w. u. s. w. hindurchzuarbeiten. Vor allem schreiten mit wuchtigen Schritten und mit noch wuchtigeren Gründen die Herren Philosophen voran. Sie suchen die Wahrheit auch hinsichtlich des ewigen Rätsels: — Frau — Weib. Sie stehen entschieden mit letzterem schlecht, ob aus Unkenntnis, oder ob aus Bosheit (ich denke an die bekannte Fabel von Fuchs und Trauben) das läßt sich schwer entscheiden, auch erfüllt mich zu tiefe Ehrfurcht vor der Weisheit dieser Herrscher in der Gedankenwelt. Doch haben sie recht, diese Wahrheitssucher in der Beurteilung von Evas und Adams Töchtern? Für Schopenhauer sind wir ein „Knalleffekt der Natur“ für Hartmann „Halbmenschen“ so lange wir keine Kinder haben. Ich bin mir aber nie recht klar geworden, ob Hartmann damit nur die verheirateten Mütter meint. Man spricht doch zuweilen auch von unverheirateten, freilich sind dieselben mit dem Brandmal der Schande versehen, aber sie sind doch Mütter. Sind diese nun Vollmenschen? Dann hätten sie doch einen Trost in ihrer Welt des Elends. Was sind wir nun vollends nach Nietzsche, Strindberg und all ihren Schülern? Was erst nach unseren heutigen Dramen und wie spiegelt sich die Frau in den Brauseköpfen vom jüngsten Deutschland? Wo sind denn diese Frauen, welche uns immer und immer wieder vorgeführt werden? Wo sollen wir sie suchen? Ist das alles nur Phantasie oder etwa Erfahrungen? Und wo sind denn diese gemacht worden? Da sieht Mantegazzas Kaleidoskop von den Frauen noch etwas wahrscheinlicher aus. Nach ihm ist die Deutsche graziös in ihren Bewegungen und Körperumrissen, dagegen kräftig gebaut und widerstandsfähig gegen die Einwirkung der Zeit und der Gefühle, blondhaarig, blauäugig und mit weißer Gesichtsfarbe, mehr für die andauernde Zärtlichkeit als für das Strohfeuer geeignet, derart geartet, daß sie eine bessere Gattin als Geliebte ist, mehr Frau als Weib und dem Manne näherstehend, als viele ihrer europäischen Schwestern. Naiv, gut, fleißig, bedeutend gebildeter als die übrigen europäischen Frauen, eine vorzügliche Hausfrau, ausgezeichnete Mutter, große Liebhaberin des Tanzes und der Musik, übersinnlich auch in den Armen des Geliebten, Spiritualistin, Idealistin, Phantastin, stets zur Bewunderung und zum Enthusiasmus bereit. — So Mantegazza. Es fehlt nur noch der Kochlöffel und der Besen, mit dem wir deutschen Frauen nun einmal doch immer auf die Welt kommen sollen. Für einige Familien wären vielleicht diese auf die Welt mitgebrachten Frauen Embleme ganz gut, andere sind beglückt und völlig zufrieden, daß sie nur die Handhabe dieser Dinge kennen; lassen wir ihnen diese „Poesie“ der Hausfrau. — Und wenn nun wiederum andere auf dem Standpunkt stehen, daß die Praxis tötet und der Geist nur lebendig macht, was geht's Euch denn an? Wir sind Menschen und haben das Recht uns als solche auszuleben trotz Schopenhauer. Oder sollte es vielleicht nicht wahr sein, daß die Frauen „Menschen“ wären? Man soll es Anno 500 angezweifelt haben, aber das waren alte, heilige Kirchenväter, die auf einem Konzil „das Ding an sich“ beim Weibe erforschen wollten. Anno 500! Bebel spricht das so aus! Ich glaube es ihm nicht. Der Führer für den socialen Zukunftsstaat war gewiß einmal ängstlich. Er wollte wohl nicht mit der Synode und nicht mit der Kirche anbinden. Man sagt, sie sei rachsüchtig aus christlicher Liebe. Man sagt so vieles. Und zwischen all diesem tönt Lombrosos Schmerzensschrei: Sprecht, o sprecht, Ihr Sphinxe, damit wir endlich über Euch zur Klarheit kommen. Das rüttelt wiederum Hartmann auf zu neuen Ausfällen: „Laßt doch endlich die Weiber laufen, Ihr werdet dann erst sehen, daß sie sich selbst ins Verderben stürzen.“ Und geängstigt und ver-

schüchtert wagen Staat und Regierung keinen Schritt zu thun und geängstigt und verschüchtert steht die Frauenwelt und — — — — — steinigt ihre mutigen Mitschwestern, daß sie ihren süßen Schlummer gestört haben. Ach die Tragik des Lebens! Diese Tragik, für das „Uebermorgen" eintreten zu wollen und noch ewig mit dem „Vorgestern" rechnen zu müssen! Daran leiden wir alle! . . . . .

So war meine Stimmung, als ich in stiller, ernster Stunde ein gelbes Bändchen „Das weibliche Berlin" von G. von Beaulieu vornahm, ein „heiterer Streifzug" wie das Vorwort das Buch nennt. Ich las und — lachte, das that so wohl. Ich las und — dachte und das war mehr, ich las und fand Wahrheit und Wirklichkeit bei allem Humor und bei aller zugespitzten Ironie, und das ist wohl das beste. G. von Beaulieu hat scharf beobachtet, fein empfunden und erzählt scheinbar sehr harmlos. Wer aber zwischen den Zeilen zu lesen versteht, besser noch hinter den Zeilen, der sieht den tiefen Ernst, ja wenn man will, bemerkt man etwas von Schmerz über diese tolle, verkehrte Welt. — Das Büchlein enthält zwölf Skizzen aus dem Berliner Leben — Typen von Frauengestalten aus bestimmten Lebenssphären. Man könnte sie in drei Gruppen einteilen: Frauentypen von Gestern, von Heute und von Morgen. Die letzteren, die Kinder des 19. Jahrhunderts sind vorläufig nur angedeutet. Hoffentlich entschließt sich G. von Beaulieu dazu, gerade diese Kinder von Neu-Berlin bald einmal als Ergänzung des Streifzuges zu bringen. Wir könnten nur dankbar sein. Zu der Gruppe von „Gestern" gehören entschieden die Offiziersfrau, die Geheimrätin, die Vereinsdame und das Hundstagstantchen. Die Vereinsdame? wird man fragen. Ja, gewiß *diese* Vereinsdame, von G. von Beaulieus Hand geschildert, ist von der modernen Frau auf den Aussterbeetat gesetzt. L'Arronges „Wohlthätige Frauen" und Liebknechts „Vorwärts" haben dieser Sorte Vereine den Garaus gemacht. Man kann darob nicht trauern. Weinen wir diesen „Wohlthätigkeitsgeschäften" keine Thränen nach und hoffen wir, daß G. von Beaulieu uns noch schnell die „Bazarläuferin und Käuferin" festhält. „Wohlthätig sein und sich dabei ergötzen" wie der Altmeister Goethe so schlagend sagt, „müßte mit dem Brandfleck der Unsittlichkeit gekennzeichnet werden". — Das klingt ernst; G. von Beaulieu hat vielleicht an so Ernstes dabei nicht gedacht. Ist es aber nicht das beste in einem Buche, wenn es uns zu weitertragenden Gedanken anregt? Und gerade diese Art Humor, wie er in diesen Skizzen vor uns ausgebreitet wird, fordert zu langem Gedankenspinnen auf. Zwei Frauentypen — die Offiziersfrau und die Geheimrätin, bilden die ersten Skizzen. Daß sie diese Stelle haben, ist sicherlich nicht ohne Absicht. Es waren einst die tonangebenden Frauentypen; — jetzt sagen wir auch von diesen mit erleichterndem Seufzer: Begraben wir sie. Wir kennen sie wohl alle, diese guten, braven, engherzigen Frau Geheimrätinnen, bei denen der Mensch überhaupt erst beim Geheimrat anfängt. Sie gehören zu Berlin, wie die Spree, aber wie diese sind sie in der reißend schnellen Entwicklung der Hauptstadt zu einer geringen Bedeutung herabgesunken. Könnten wir uns Berlin nicht auch ohne Spree denken? Zum Beispiel mit einem heiteren, fröhlichen fließenden Bach und Berlins Handel nur durch den Dampf und durch die Elektricität betrieben? So kann ich mir selbst das sogenannte Geheimratsviertel Berlins, in dem kein Geheimrat mehr wohnt, ganz ohne „Geheimrats" denken. Und wenn diese Species dahingewelkt sein wird, dann begraben wir mit derselben Berge von Vorurteilen, Engherzigkeit, Ordens- und Titelsucht, aber auch die brave, tüchtige Frau Geheimrat mit ihrem tadellosen gescheitelten Haar, mit ihrer Toilette, leidlich modern, aber ganz ohne Chic, mit ihren Töchtern, alle gleich angezogen; wenn auch die eine und die andere hellblond, die eine mit einer griechischen Nase und die andere mit einem Stümpfchen versehen ist, die eine grad gewachsen und die andere schief — der Rechtssinn des alten preußischen Staates verlangt es nun einmal so. G. von Beaulieu führt uns das alles so köstlich, so fein humoristisch vor bis auf das „Fettchen" herunter, und G. von Beaulieu schildert dieses Stück Altpreußentum mit Liebe. Ich kann ihr darin nicht ganz folgen. Vielleicht bin ich zu sehr Partei. Geheimrats erscheinen mir stets zu langweilig, und Langeweile war und ist in meinen Augen die Wurzel alles Uebels. Ganz erfüllt ist die Verfasserin von ihrer Offiziersfrau — auch so ein Stück vom alten Preußentum, was im Aussterben ist, wenigstens *diese* Art Offiziersfrau. G. von Beaulieu kennt diese Kaste sehr genau. Flottes, frisches Schildern aller Verhältnisse, nichts beschönigend, aber auch nichts scharf anklagend. Das alte Junkertum, das steife Berlin, die vormärzliche Zeit, sogar die alte „gute Stube" ersteht plötzlich vor unsern Augen. Der flotte, nüchterne, brave bon camerade, „die Offizierstochter ohne Uniform, doch sehr uniformiert" die etwas ungeregelten Verhältnisse, das Aufgehen in Rangliste und Rangordnung, Gesellschaftstreiben und in dem Muß der äußeren Anforderungen — alles das ist so wahr, und doch bald nicht mehr wahr. Das glorreiche Kriegsjahr 1870, welches durch Preußens

Militarismus das Vaterland zum Großdeutschtum brachte, wurde der Tod der altpreußischen Offiziersfrau mit ihren Schatten- und Lichtseiten. So frißt Jupiter nach wie vor seine eigenen Kinder. Nur eins möchte ich für ewig festgehalten haben — den altpreußischen Burschen. Diesen schildert G. von Beaulieu so, daß er für immer lebensfähig bleibt und wenn auch nur in dieser Skizze. Warum haben die deutschen Frauen noch kein politisches Stimmrecht? Nie würden Militärvorlagen abgeschlagen worden sein; niemals. Der preußische Bursche wäre dann gerettet. Alle heiratslustigen Mütter und Töchter würden beruhigt schlafen können. Die Auflösung des Reichstages wäre nicht erfolgt und für eine und eine Halbe Million Ueberzahl von Frauen im deutschen Reiche wäre doch Hoffnung auf vielleicht einige hundert neue Lieutenants vorhanden. So rächt sich das Ignorieren des Weiblichen in einem Militärstaat. Ich schlage vor, damit die politischen Verhältnisse, oder vielmehr Nichtverhältnisse sich schnell zu gunsten der Regierung bessern, daß den Frauen schnell das Stimmrecht verliehen wird. Probatum est. Mit schmerzlicher Wehmut durchlas ich das „Hundstagstantchen". Ich weiß nicht, ob die Verfasserin gerade dieses mit ihrer feinen Schilderung bezweckt hat! Ergreifend ist die Beschreibung dieser edlen, verkümmerten, ach zu bescheidenen Seele, wie sie in Berlin W. während der Hundshitze als Hüterin leerer Räume aufatmet, um dann bei der Wiederkehr der kalten, herzlosen, reichen Besitzer, Berlin W. „die Weltstadt wieder von dem Hinterstübchen der Rosenthalerstraße aus zu betrachten." „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Leute," sagte Lessing beim Tode seiner Frau. Warum sollen es denn wenige gut haben und viele so schlecht, warum sind diese Wenigen gerade die Besten, warum? „Das Hundstagstantchen" dachte vielleicht nicht einmal darüber nach und das ist ja gerade das Tragische dabei. In den Skizzen „die feine Fleischwarenfrau", die „einzelne Frau", und die „Modistin" und die „Zimmervermieterin" treten wir dem modernen Berlin schon näher. Besonders bieten die Beschreibungen der „Künstlerin", der „Musikbeflissenen" und der „Arbeiterin" Bilder aus dem Leben der Hauptstadt, denen schon etwas vom Jahr 2000 anhaftet. Die „einzelne" Frau hat mich in diesen Skizzen besonders interessiert, weil sie in den drei Nummern der „einzelnen Frauen", welche uns die Verfasserin vorführt, die ganze Verkehrtheit der Stellung der deutschen Frauen in gesellschaftlicher Hinsicht vor Augen führt und, noch mehr, die Folgen auf den Charakter der Frauen in fast satirischer Weise klargelegt, Folgen, unter denen wir alle leiden. Wenn es nicht so köstlich geschrieben wäre, nicht dann und wann so sehr zum Lachen, dann möchte man bitter weinen, weinen darüber, daß man uns wirklich schon für ein Kulturvolk hält. In der Skizze „die Arbeiterin" könnte G. von Beaulieu leicht mißverstanden werden. Man könnte zu dem Gedanken kommen, als wolle sie die Arbeiterin persiflieren, indes es gerade das Gegenteil ist: — die Verfasserin will vor allem die thörichte Art und Weise geißeln, mit der unsere sogenannten gebildeten Frauen einen Sport mit der socialen Frage betreiben. Die sechs Fragen von Lorchen Gutike sind ebenso naiv und köstlich wie die kurze, schlagende Antwort von der Arbeiterin Ludmilla. Nicht dickleibige Bände voll Gelehrsamkeit und Forschung können uns so schnell und völlig überzeugen, wie dieser kurze Briefwechsel, woran es denn eigentlich fehlt: hüben und drüben ist kein Verstehen mehr — eine tiefe Kluft gähnt zwischen ihnen. Wer wird die Brücke schlagen und wo und wie? Darauf hat bis jetzt noch niemand eine Antwort gegeben. G. von Beaulieu sagt es nur so fein, wo es fehlt und das ist auch etwas. — Die Perle aller dieser Skizzen finde ich in der „Künstlerin" und dem Onkel à la Reuter und seinem Ausruf „Gottdubewohrmich!" — Darin liegt alte und neue Zeit, Tod und Leben, Ueberlebtes und Neuwerdendes, Pedanterie und Genialität, Handwerk und Kunst. Das liest man alles, wenn man ein wenig Phantasie hat, zwischen und hinter den Zeilen.

Und hier möchte man auch anknüpfen mit der Bitte, daß die Verfasserin sich an Größeres heranmacht. Die ungeheuren Gegensätze im Frauenleben der Jetztzeit, die so grundverschiedene Auffassung von Pflichten und Rechten in den verschiedenen Gesellschaftsschichten, der sich durcharbeitende Typus eines anderen Frauengeschlechts, alles das sollte die feinbeobachtende Verfasserin dieser Skizzen anregen, weiter zu suchen, tiefer zu forschen und Größeres zu bringen. Ihre Feder ist fein, um zu charakterisieren, scharf, um zu unterscheiden, weich, um nicht zu verletzen. Darum noch einmal die Bitte um das „Moderne und Modernste weibliche Berlin!" Andre Zeiten, andere Frauen! — — — —

M. Cauer.

Münchener Dichtung.

Anna Croissant-Rust. Feierabend und andere Münchener Geschichten. München. Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co. Separat-Conto. Dreierlei verleiht dem vor-

liegenden Novellenbändchen einen nicht geringen Wert. Zunächst, daß mit ihm die Münchener Sittenschilderung geschaffen ist. Denn wo der Vorgänger Anna Croissant-Rusts, wo M. G. Conrad, der hier vorzugsweise und wohl einzig in Betracht zu ziehen wäre, mit seinem Romancyclus „Was die Isar rauscht", immer wieder als Kritiker und Polemiker Partei nimmt, in seinem brillanten Feuilletonstil erzählt und seine Personen ohne Unterschied in ihm reden läßt, da geht Anna Croissant-Rust vor allem auf künstlerische Wirkungen aus und sucht, mit Hintansetzung eigner Neigung und Abneigung, zu gestalten. Und so ist, was dort mit einem ganzen Romancyclus nicht geleistet wurde, hier mit einem kleinen Novellenbändchen, resp. einer Novelle, der Titelnovelle, geleistet.

Von Bedeutung und Interesse ist es ferner, zu sehen, wie eine Frau den Mut und die Energie hat, so rauhe und düstere Stoffe zu kräftiger und rücksichtsloser Darstellung zu bringen. Mit einziger Ausnahme der letzten Novelle „Liebestraum" ist es das Elend der „kleinen Leute", das Anna Croissant-Rust in seinen Vorstadtlöchern aufsucht und zum Gegenstand ihrer Darstellung macht. Den Wintertag über die Last schwerer Arbeit; zum späten Feierabend der Kampf mit dem Mangel, mit Krankheit und Not jeder Art; Roheit und Verkommenheit; immer wieder niedergezwängte Sehnsucht nach Liebe und Glück. Stumpfheit und früher Tod in Schmutz und äußerstem Entbehren. In den Mietskasernen der Münchener Vorstadt, auf der Straße, im Pferdebahnwagen: überall hat sich der Verfasserin dieses Elend aufgedrängt und in seiner breiten, dumpfen Atmosphäre vollendet sich das jämmerliche Schicksal eines Weibes, einer armen, schwindsüchtigen Steinträgerin. Wie das Weib und das Kind ihm erliegt, ist vorzugsweise Anna Croissant-Rusts Thema in diesen vier Studien. — Wir wissen nicht, welche deutsche Schriftstellerin ihr an Kraft und Rücksichtslosigkeit der Sprache und Gestaltung gleichgestellt werden könnte. Sie überragt viele ihrer männlichen „Kollegen".

Das schönste aber — verdienstlicher noch als die Kunst und Treue, mit der hier zum ersten Male der Münchener Dialekt in einem modern-naturalistischen Dialog gegeben ist — das schönste an dem Büchelchen und was ihm seinen eigensten Wert verleiht, ist wohl die intime Anteilnahme, die so durchaus nicht weibisch zaghaft und prüde ist und kraft deren hier die beobachtete Wirklichkeit der Verfasserin innerstes Erlebnis und innerste Stimmung geworden ist. Keine zu exemplifizierende Milieutheorie kühlt diese lebendige, warme Anteilnahme ab und schwächt ihre Wirkung mit ellenlangen Schilderungen. Zunächst und vor allem geht Anna Croissant-Rust darauf hinaus, Stimmung zu geben und zu erzielen. Da wo sie Milieu schildert sowohl wie da, wo sie das Innenleben ihrer Personen giebt. Das letztere aber ist ihr wichtiger als das erstere, der Mensch wichtiger als Stuben, Möbel und Straßen.

Manche Breite und Unform weist die Darstellung auf; denn eine so vielseitige, gute und feine Beobachtungsgabe Anna Croissant-Rust auch beweist, und wie sie auch aus einem reichen Innenleben heraus schafft: in der Wiedergabe und Gestaltung geht ihr Prägnanz und Plastik zuweilen ab, und sie kommt nicht über ein gewisses Ringen hinaus. Aber das vermag die schönen Vorzüge des kleinen Buches nicht aufzuheben. In ihm ist die Münchener Sittenschilderung geschaffen, und von einer berufenen Dichterin.

Im gleichen Verlage ist soeben eine zweite Novellensammlung der Verfasserin erschienen. Das Buch betitelt sich: „Lebensstücke. Ein Novellen- und Skizzenbuch". Es läßt den vier Novellen des „Feierabend" elf weitere folgen.

Novellen. Eigentlich will diese Etiquette aber, mit der sich Autoren und Verleger fürs erste dem Publikum gegenüber aus der Verlegenheit zu helfen suchen, auch hier nicht mehr recht passen. Im Grunde sind diese Novellen Studien, Stimmungen, Lyrik, Gedichte in Prosa, alles, nur nicht das, was den Schulbegriff der Novelle rechtfertigen könnte. Da ist eine Reminiscenz, wie in der schönen Skizze „Mein Vetter", da ist ein Interieur aus einem Eisenbahncoupee „Eine Eisenbahnfahrt", eine gebirgsländische Gaststube mit Touristen, Wirtsleuten und Gebirgsleuten wird geschildert „Es regnet" u. s. w. Meist werden wir in allerlei Conflikte und innere Krisen hineingestellt, wie sie alltäglich hundertfältig sich abspielen, die aber mit viel Feinsinn und reicher Beobachtungsgabe erfaßt und entwickelt sind. Vor allem ist es der innere seelische Zustand und Verlauf derartiger Konflikte, den die Verfasserin zu entwickeln bestrebt ist. Aeußerliches Milieu wird als Stimmung und Empfindung der Personen gegeben und gewinnt dadurch einen eigenen feinen Reiz. Es wird versucht, den Moment mit der Fülle seiner Stimmungen, Gedanken und Empfindungen festzuhalten. — Auch in diesem Band stört manche Breite, und hier und da Mangel an Prägnanz. Auch in diesem Band ist die Eigenart der Dichterin noch im Ringen nach freier Entfaltung. Aber so mancher reine, schöne und volle Ton macht das vergessen oder eröffnet die besten Aussichten für fernere Produktionen. Von dem Verlage wird ein neues Buch Anna

Croissant-Rusts angekündigt: „Gedichte in Prosa". Vielleicht zeigt es die Dichterin in ihrer ganzen Eigenart. Namentlich die „Lebensstücke" haben viele lyrische Schönheiten aufzuweisen. —

Johannes Schlaf.

Interview bei Ibsen.

Von einem Interview bei Ibsen erzählt der „Figaro". Ibsen hat danach gesagt: „Ich bin stolz, daß ich die Franzosen inspiriert habe. Ja, diese jungen Schriftsteller sind meine Kinder, sie verfolgen dasselbe Ziel, sie befreien das Individuum und machen die Gesellschaft gesund. Sie fangen erst an, aber sie werden schneller vorwärtskommen und weitergehen als ich; sie werden sehen, was ich nicht habe sehen können. Sie werden sich an die Spitze der Bewegung stellen, welche den Menschen erneuern will; ich habe davon geträumt, aber das Werk überstieg die Kraft eines Einzelnen. Doch mögen sie sich vor Ueberstürzung, vor allem vor Hochmut hüten .... Der großen Menschheitssache helfen nicht Träume und Verse und Phrasen, sondern Thaten".

Paul Bourget über den Realismus.

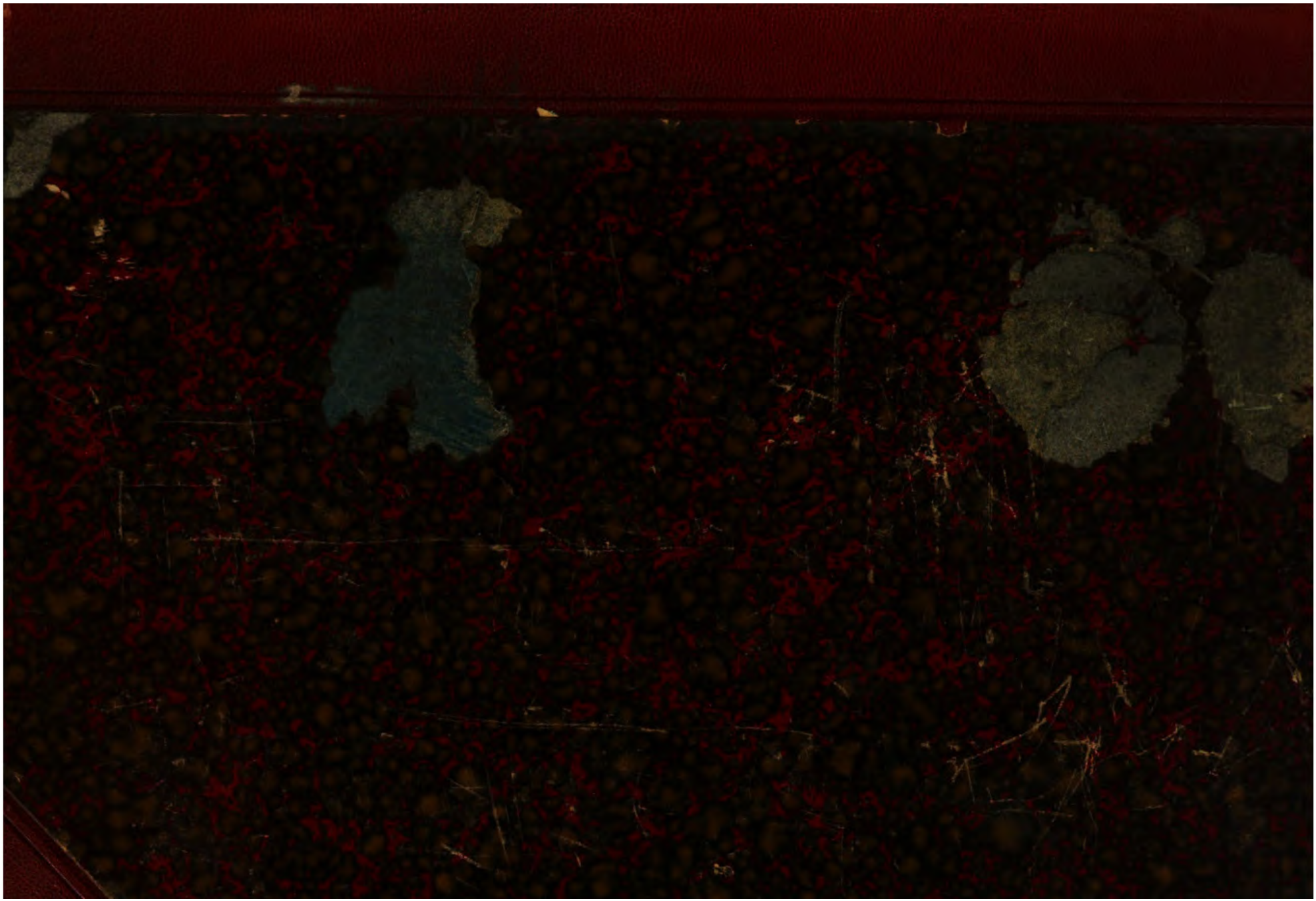
Bei uns atmet man ein bischen auf von der endlosen Debatte über Realismus und Idealismus. Es war bezeichnend, wie in den Kritiken über Hauptmann's „Weber" wenigstens diese Grenzstreiterei von der wirklichen Wucht des Kunstwerks in den Hintergrund gedrängt wurde, so viel Unsinn die liebe Kritik sich auch sonst — ihrem guten deutschen Schildbürger- und Commis voyageur-Privilegium entsprechend — geleistet hat. Aber zu Ende ist die Debatte darum lange nicht. Kürzlich hat Paul Bourget in der „New Review" einmal wieder alle seine Weisheit darüber herausgeorakelt. Was er sagt, ist weniger wichtiger, weil es neu und besonders tief wäre, sondern hauptsächlich als Symptom, wie stark der Kampf, der ästhetisch im größern Sinn ja so wichtig ist, doch im Moment, seit er Modesache ist, zur Windmühlen-Attacke wird. Man supponiert einen „Realismus", wie er bloß in ein paar unklaren Köpfen vorübergehend gespukt hat, und ficht gegen ihn an, als gelte es, eine große „Schule" zu überwinden. Bourget knüpft bei Aeschylos, Sophokles und Euripides feierlich an, die er Idealisten nennt, da sie mehr durch Schönheit als durch Wahrheit zu wirken suchten. Ihnen gegenüber stellt er als Realisten Menander und Theokrit. In unserer Zeit, sagt er dann, ist der Gegensatz von Idealismus und Realismus greifbarer geworden, weil man angefangen hat, sich lebhafter mit den Beziehungen der Kunst zur Wissenschaft zu beschäftigen. Die Beobachtungsmethode hat unsere Anschauung vom Menschen und von der Natur verändert; es war unvermeidlich, daß diese Veränderung sich nicht auch auf unser Kunstschaffen erstreckte. So kam es, daß man während der letzten fünfzig Jahre die Neigung zeigte, in den Gebilden der Phantasie mehr die Wahrheit als die Schönheit zu suchen ... Die Frage ist nur, wie weit das gehen soll. Da ergiebt sich nun eins evident für den strengen Realisten: er muß den Vers verbieten in der direkten Rede. Wer den Mund aufthut in der Dichtung und Verse redet, entfernt sich absolut von der Sprache der Wirklichkeit. Und doch haben Shakespeare, Racine, Goethe ihre Leute in Versen reden lassen und den höchsten Eindruck der Wahrheit beim Hörer erzeugt! Ein schärferes Argument gegen die krasse realistische Theorie giebt es nicht. Der ganze Unterschied steckt darin von Nachahmung der Natur — und von Interpretation. Der Vers kann unter Umständen diese Interpretation vollkommener besorgen als das direkte Abschreiben der Alltagssprache ....

In diesem Punkte hat Bourget gewiß sachlich recht. Aber neu ist das Argument nicht, — über diese Dinge haben auch Schiller und Goethe schon bei ihrem Glase Punsch verhandelt. Und trotzdem ist die realistische Bewegung gekommen und hat faktisch eine Zeit lang zur Reaktion gegen das Jambendrama geführt. Das „Warum?" dieser Erscheinung schafft man nicht aus der Welt, indem man jene ästhetische Großväterweisheit wieder als „Neuestes" verkündet. Die wahre Ursache, warum die Reaktion kommen mußte, hat Heine schon viel besser gestreift, er, der doch eigentlich sein Leben lang nur Verse schrieb, dessen Prosa bloß versteckter Vers war: es ist in Versen, sagt er, in letzter Zeit zu viel gelogen worden. Das Jambendrama war der Deckmantel der Unfähigkeit geworden. Mit dem Versbombast übertäubte man das Gewissen des Hörers und wiegte sich selbstgefällig ein in die verhängnisvolle Faulheit, daß der Dichter nicht mehr zu beobachten brauche, daß das wirkliche Leben ihm nichts Neues biete, und daß die Poesie bloß eine Abart der Musik sei, ein rhytmisches Gewoge geschickt gesetzter Worte, das an das Gehör appelliere, aber nicht bis zum denkenden Gehirn vorzudringen brauche. Und inzwischen lag das Prosadrama bankerott, kein Mensch konnte es machen, weil es zu schwer war, aber alle Welt verhüllte das mit dem Gelächter, man wolle nicht, weil es zu leicht, zu trivial sei. Daß ein solcher Zustand, wenn er einmal ein halbes Jahrhundert angedauert

hat, schließlich ein Ende mit Schrecken nimmt, ist wahrhaftig kein Wunder. Wir nun stehen noch mitten im Gewoge des Umschlags. Im Moment, wie die Dinge liegen, ist das Versdrama direkt in die umgekehrte Lage geworfen: die Besten scheuen sich davor, weil es im alten Sinne so billig und leicht, so abgebraucht sei. Dafür sehen wir im Prosadrama Großes, Neues, Glanzvolles geleistet, als habe der Mut, das Schwerere endlich zu bewältigen, plötzlich die ganze latente Kraft eines halben Jahrhunders geweckt. Daß angesichts dessen hier oder da ein theoretischer Heißsporn nun den ganzen Spieß umdreht und den Vers überhaupt für überwunden erklärt, hat mit diesen Grundfakten garnichts zu schaffen. Nach der gesunden Hochflut des Prosastücks wird man sich auch schon wieder darauf besinnen, daß nun erst recht gerade das realistische Versdrama das Schwerere wieder geworden ist. Im Moment, da ein gewisses Durchschnittsmaß der Bühnenprosa Allen, auch der Mittelmäßigkeit, erreichbar ist, wird der Mut der „Einsamen" nun gerade wieder nach dem Vers schauen. Natürlich nicht nach dem alten. Neu wird dieser Vers werden müssen, gereift und würdig, die Prosaforderung in Wahrheit zu überflügeln als das Höhere, das nicht „Jeder" kann ..... Bourget's weitere Argumentation gegen den „Realismus", wie er ihn faßt, zeigt noch deutlicher, wie sehr er gegen theoretische Windmühlen ficht, wo er historisch erklären und begreifen sollte. Der Theaterdichter, meint er, wird stets damit der absoluten Naturwahrheit ein Schnippchen schlagen, daß er seinen Stoff in vier oder fünf Zeitstunden preßt. Das Rechnen mit der gegebenen Kunst-Zeit beherrscht ihn, wie den Landschaftsmaler die Rücksicht auf die Perspektive. Das Gesetz der litterarischen Perspektive lautet bloß: Zusammendrängen! Das ist ein genau so billiges Argument, wie wenn Einer sagt: der Realismus ist damit gerichtet, daß im Theaterstück nicht Gretchen wirklich zwischen zwei Akten ein Kind kriegt oder Wallenstein hinter der Bühne thatsächlich ermordet wird, — mit einem Wort, daß das Stück von Schauspielern agiert wird und nicht wirklich von den Leuten, die es als Rollen aufstellt. Welcher Unglücksmensch solche Forderungen als „Realismus" jemals ausgesprochen haben sollte, ist mir völlig unbekannt, ich glaube überhaupt nicht, daß er je existiert hat, außer vielleicht in einer Irrenanstalt. Wer sich aber ernsthaft mit Realismus ästhetisch abgegeben hat, der weiß, daß der Streit um ihn überhaupt erst anfängt innerhalb dieser äußeren Konzessionen. Wie der Dichter da mit seiner Zeit haushält und innerhalb der ausgewählten Scenen, die er giebt, realistisch bleibt, das ist das Kunststück; an dem rüttelt aber jene Grnndkonzession nicht im geringsten. Wer solche Argumente wie Bourget benutzt, der wird allerdings alles beweisen können! Noch ein letztes Moment zieht unser Kritiker an: es ist das allerschwächste. Der Dichter müsse — und auch das mache den konsequenten Realismus unmöglich — seine Gestalten selbst kondensieren, sie zusammenkomponieren zu einer typischen Einheit: „Ein ehrgeiziger Mensch ist nicht in jedem Moment ehrgeizig und ganz gewiß vertritt er nicht gleichzeitig alle die verschiedenen Formen des Ehrgeizes." Hier ist von Bourget insofern allerdings endlich ein Kernpunkt der Sache berührt, als man ihm mit gutem Bewußtsein zurufen kann: Gott sei Dank, daß der Realismus mit dieser Sorte Gelenkpuppen-Charakteristik aufzuräumen beginnt, daß er uns allerdings lehrt, daß der Ehrgeizige nicht „bloß ehrgeizig" ist und daß der Einzelne unmöglich alle Sorten des Ehrgeizes vertreten kann, — daß vielmehr der echt moderne Dichter sehr viel andere Mittel braucht, um das Typische herauszuarbeiten als das alte, bequeme, wo der eine Charakter ganz weiß und der andere ganz schwarz gemalt wird, der eine rein abstrakt die „Tugend" oder „die Unschuld" ist und der andere „der Bösewicht". In diesem Punkte geht die moderne Poetentechnik, vor allem in unserm jungen deutschen Drama, enorm segensreich vorwärts und es muß geradezu der allgemeinen Heiterkeit unterliegen, wenn Bourget, der Aesthetiker, grade das, was aller Orten selbst vor dem gemäßigten Realismus zusammenbricht wie dürres Holz, ausspielt als Postulat, vor dem der extreme Realismus umkehren müsse. Und mit solchem ästhetischen Rüstzeug wollen sich „neueste" Schulen jenseits des Realismus aufbauen!

* * *

Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen" werden gegenwärtig von Alexandre Lohen ins Französische übertragen, — hoffentlich besser als die „Weber"!

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck der Novelle und der Dramen verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewfs, Magdeburg.